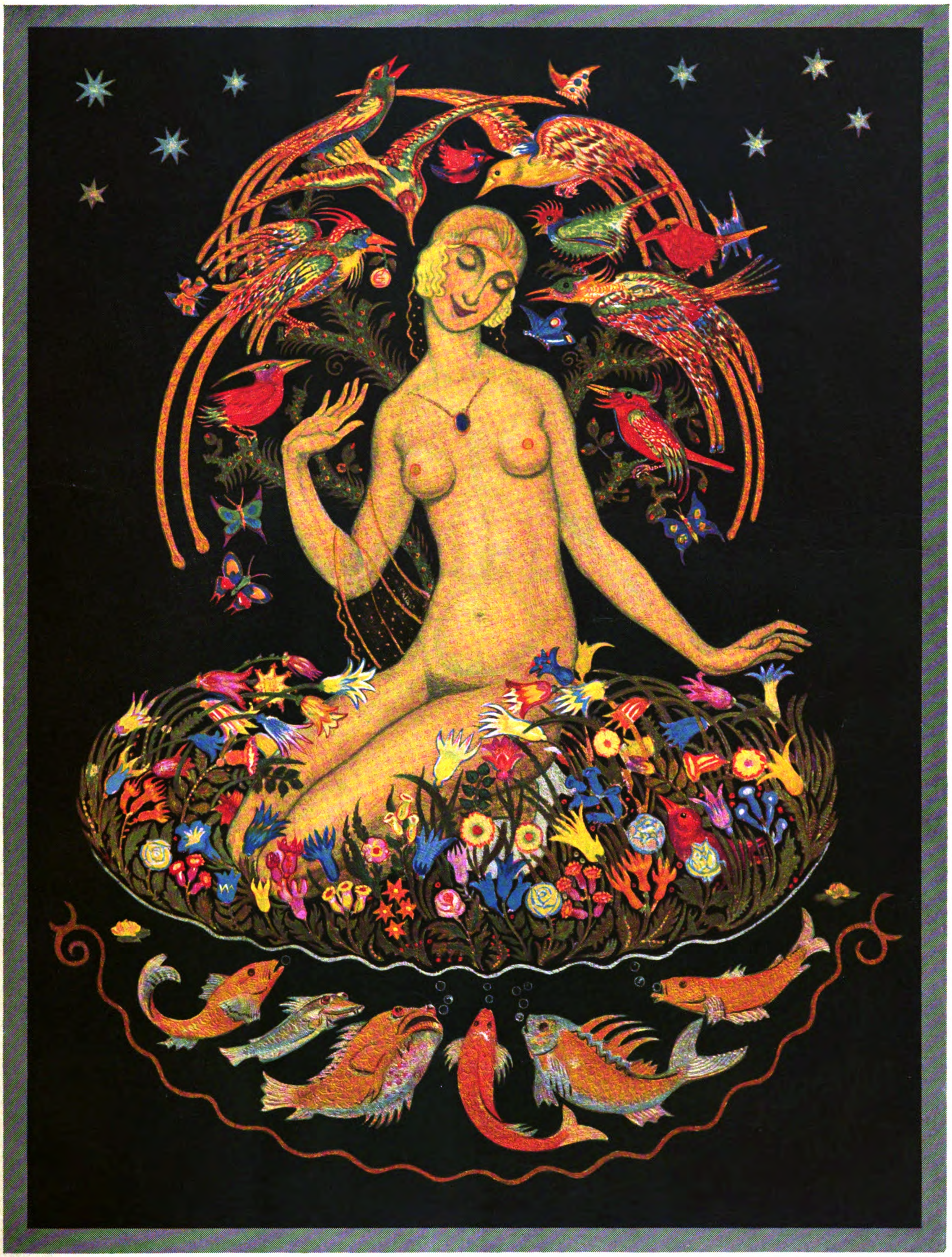
ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4282. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 7. APRIL 1927

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS FÜR BÄDER- UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gutbürgerlich, fließend kaltes und warmes Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- und Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL - RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäßige Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenommiert, gegenüber dem neuerbauten staatlichen Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglicher moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder mod. Komfort.

KURHAUS PALADIA. Beste Lage, günstige Pensionspreise, vorzügliche Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstklassige Verpflegung. Mäßige Pensionspreise.

BAD LIEBENSTEIN (THÜRINGEN).
SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klinisch geleitete Kuranstalt. Alle modernen Heilbehelfe.

BAD LIEBENZELL (SCHWARZWALD).
UNTERES BAD-HOTEL. Günstige Pension. Thermalbäder, schönste Lage.

BAD NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allerersten Ranges, gegenüber Bädern und Kurpark. Fließendes Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Moderner Neu- und Erweiterungsbau. Fließendes Wasser. Mäßige Preise. Prospekte.

HOTEL MALEPARTUS. Vornehmes Familienhotel, erstklassiges Restaurant. Fließend Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließendes Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung, Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstklassig, modernster Komfort, beste Lage.

BAD STEBEN. STAATLICHES KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, moderner Komfort.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Moderner Komfort, erstklassiges Restaurant, Pension ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehme Familienpension. Fließendes Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließendes Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltberühmter Kur- u. Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma u. a. Nervenleiden.

HOTEL POST. Ersten Ranges, am Kurplatz, Zentralheizung, Garagen, Jahresbetrieb.

HOTEL „CONKORDIA". Vornehmes Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFER. Vornehm, bürgerlich, beste Lage. Vorzügliche Küche und Keller.

HOTEL-PENSION „KÜHLER BRUNNEN". Gutbürgerlich, ruhige Lage, beste Verpflegung.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN (SCHWARZWALD).
HOTEL „ZUM LAMM". Altrenommiert, feinbürgerlich, Zentralheizung, Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, moderner Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN Sanatorium Dr. Teuscher.

FRIEDRICHSHAFEN (BODENSEE).
„BUCHHORNER HOF" Prachtvolle Aussicht, mod. Zimmer. Zentralheizung, Jahresbetrieb.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD).
GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollständig renoviert. 100 Betten. Zentralheizung.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. I. Ranges. Fließendes warmes und kaltes Wasser.

WERNIGERODE (HARZ). „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäß. Preise.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbekannt, vorzügliche Verpflegung. An Wald und See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Moderner Komfort. Beste Lage an Kurpark und Strand. Prospekte.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstklassiges Familien- u. Reisehotel. Moderner Komfort. Jahresbetrieb.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Moderner Komfort, Jahresbetrieb.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad der Welt, Frauen- und Herzheilbad. Überraschende Heilerfolge. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jedem modernen Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. Ersten Ranges, moderner Komfort, beste Lage.

IMPERIAL-HOTEL. 320 Zimmer mit Bad. Luxusappartements. Saison Mai bis September.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Ranges. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komf.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Bestbekanntes Kaffee-Restaurant.

HOTEL „SCHLOSS MIRAMONTE". Sonnige Waldlage, günstige Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließendes Wasser, Warmwasserheizung. Erstklassiges Restaurant.

SCHWEIZ

AIROLO (AM GOTTHARD). HOTEL LOMBARDI UND GOTTHARD-HOSPIZ. Prima Bedienung. Pension ab Fr. 10.–

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND).
ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LAUSANNE-OUCHI. HOTEL MEURICE. I. Ranges am See. Jeder Komfort. Pension ab Fr. 14.–

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehmen Familien. Moderner Komfort.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerliches Haus nächst Bädern und Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m über dem M. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK).
HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekte.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUTION DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL REGINA EX STEPHANIE, HOTEL QUARNERO I. u. II. KURSAAL-GRAND-CAFÉ QUARNERO. Erste Etablissements mit allem Komfort. Eigene See-Strandbäder.

HOTEL PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Ranges, neu renoviert, prachtvolle Lage.

The following is missing from this volume:

Pages 711 & 712

Issues



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4282. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 7. April 1927.

Schutz- **EMS** Marke

Emser Wasser (Kränchen)
Pastillen ⁎ Quellsalz
Emsolith für die Zähne.
Man beachte stets die Schutzmarke und melde künstliche Erzeugnisse

Bad Ems verlängert das Leben

Seit Jahrhunderten empfohlen von den berühmtesten Ärzten
bei allen Katarrhen (Luftwege, Magen, Darm, Niere, Blase, Unterleib), **Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Rückständen von Lungen- und Rippenfellentzündung, bei Herz- und Gefäßerkrankungen, Frauenleiden, Gicht und Rheumatismus.**

Trink-, Bade-, Inhalations- und Terrainkuren. Natürliche kohlensaure Bäder. Die besteingerichteten Inhalatorien. Pneumatische Kammern. Staatl. ärztliche **diagnostische Anstalt.**
Vielseitige Unterhaltungen.
Sport jeder Art ⁎ Vorzügliche Unterkunft
für alle Ansprüche bei mäßigen Preisen.
D-Zug-Station der Strecke Koblenz-Gießen-Berlin (17 km von Koblenz).
Hauptkurzeit Mitte April bis Ende September.
Druckschriften durch Reisebüros und Staatl. Bade- und Brunnendirektion, Bad Ems.

Bad Kissingen

Magen – Darm – Herz – Entfettung – Gicht – Verkalkung.
Rakoczy-Trinkkur
Kohlensaure
Sole- und Moorbäder
Jeglicher Sport und Komfort des Weltbades.
Mineralwasserversand und Nachweis von Bezugsquellen durch die Bäderverwaltung.
Auskünfte durch den Kurverein und die Reisebüros.

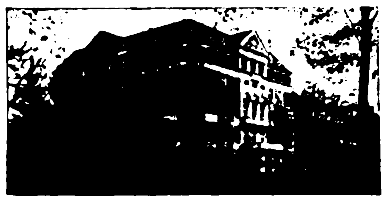
Kurzeit: März–November
Bade- und Trinkkur ganzjährig

NIZZA

Die führenden Luxuspaläste auf der Promenade des Anglais:
RUHL ET DES ANGLAIS
ROYAL
PLAZA ET DE FRANCE
SAVOY
Restaurant. Thé dansant. American Bar.
Auskünfte:
bei den Reisebureaux und bei J. Danneberg, Berlin W. 8, Unter den Linden 5.

Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem. Siebente Auflage. Preis 1,50 Reichsmark. Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.

Franzensbad, Hotel Königsvilla.



Vornehmste und günstigste Lage für den Kurgebrauch. Haus I. Ranges mit allem der Neuzeit entsprechenden Komfort. Mit eigenen grossen Gartenanlagen. Tel.-Adresse: Königsvilla, // Franzensbad. //

DAS DAMEN-BEKLEIDUNGS-Welt-Versandhaus
GERDA, PARIS
20, Boulevard Montmartre
(nahe der Oper)
ist in der Lage, recht geschmackvolle
Pariser Toiletten
letzter Kreation
eigens nach
MASS
speziell für Sie anzufertigen und sie Ihnen zu den billigsten Preisen
direkt ins
Haus zu liefern.
Der
angenehmste Verkehr
im Korrespondenzwege und die
solideste Bedienung
sind Ihnen gesichert. Verlangen Sie unseren **kolorierten Katalog „B"**, den wir Ihnen auf Verlangen gratis zusenden.

Das Kind. Seine Entwicklung und seine Pflege.
Mit 39 Abbildungen. Von Dr. med. Hans Rifel. Preis geb. 2.50 R.-M.
Es ist ein Buch, das jeder jungen Mutter zum Wohle ihres Kindes in die Hand gegeben werden soll.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Bad Elster macht jung und schlank

Badeschrift Nr. 35 kostenlos durch die Badedirektion

Villa – Park – Dubochet
Clarens-Montreux
Zu vermieten, monatlich oder jährlich schön möblierte Villen, herrlich am Ufer des Genfersees gelegen. Wenden Sie sich gefl. an die Direktion.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prosp. Preise ab M. 13.-
DAVOS-Platz 2: Platzsanatorium. Prosp. Preise ab M. 14.-

VERSAILLES — Luftkur!
HÔTEL ROYAL — bei dem Park.
65 Zimmer. — Mod. Komfort — Restaurant mit Pension und à la Carte
Besitzer: V. Petersen.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

PARIS — **HOTEL FRANCIA** — 100 Rue Lafayette
Mod. Comfort. Mäss. Preise — Gute Küche, Grill Room, Bar
Nächst West- u. Nordbahn — Nächst Stadtzentrum

PARIS: HÔTEL MONT-FLEURI
Avenue de la Grande Armée (Étoile)
mod. Einrichtung — gute Küche — bürgerliche Preise

Eiserne Gartenmöbel
Verandamöbel, Metallbettstellen, Weisslackmöbel, komplette Schlafzimmereinrichtungen usw.



Carl Schmidt Aktiengesellschaft
Eisenmöbelfabrik
Böhlitz-Ehrenberg-Leipzig
Stadtverkauf: Leipzig, Dittrichring 1.



LA TOUR D'ARGENT
DAS ÄLTESTE RESTAURANT IN PARIS
15, Quai de la Tournelle, 15

Restaurant de l'Escargot
38, Rue Montorgueil (Halles)

San Regis Hotel
DAS VORNEHME HEIM
12, Rue Jean Goujon (Champs Elysées)

Hotel Roblin
6, Rue Chauveau Lagarde (Madeleine)
Alle Zimmer mit Bad.

KALINA
ehemaliger Russischer Hofschneider
Paris, 25 Avenue de l'Opéra

MOULIN-ROUGE
PARIS
Die hervorragendste Musikhall der Welt
Ça... c'est PARIS!
mit der



MISTINGUETT

PALACE MUSIC HALL
PARIS
DIE NEUESTE UND SCHÖNSTE REVUE DER WELT
PALACE AUX FEMMES
NOCH NIE DAGEWESENE AUSSTATTUNG
BESTE KRÄFTE

Allgemeine Notizen.

Ausfuhrhandel. Für alle am Export beteiligten Firmen dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß die 14. Auflage des bekannten Nachschlagewerks „Meier's Adreßbuch der Exporteure“ soeben erschienen ist. Wer seinen Ausfuhrhandel auszudehnen wünscht und neue Absatzgebiete sucht, wird das etwa 1000 Seiten starke Buch nicht vergebens zur Hand nehmen, vielmehr wird ihm dasselbe reiche Dienste leisten. Das Werk macht nicht allein etwa 8000 Export-Handelshäuser der Haupthandelsplätze Europas namhaft, sondern gibt auch deren Absatzgebiete sowie die von diesen Firmen ausgeführten Waren an. Von Wichtigkeit ist auch das Adressenverzeichnis der überseeischen Importeure; nennt es doch etwa 40 000 Firmen und die Waren, die sie importieren. Das wertvolle Werk kann von dem Verlag von Meier's Adreßbuch der Exporteure Rudolf Dudy, Hamburg-3, Alsterdamm 8, zum Preis von RM. 20.— bezogen werden.

Die Zählung der Kriegsbeschädigten, Kriegerhinterbliebenen und sonstigen Versorgungsberechtigten vom Oktober 1926 hat 736 867 Beschädigte und 55 276 Kapitulanten, zusammen also 792 143 Versorgungsberechtigte ergeben. Eine voraufgegangene Zählung im Oktober 1924 ergab 720 931 Beschädigte und 50 422 Kapitulanten, zusammen 771 353 Versorgungsberechtigte. Die Zahl der Beschädigten hat sich somit um 15 936, die Zahl der Kapitulanten um 4855 vermehrt. Die Steigerung ist im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß jetzt in der Zeit der großen wirtschaftlichen Not viele, die früher keinen Wert auf eine Rente gelegt haben, sich nachträglich noch darum bemühen. Auch versucht ein Teil der seinerzeit Abgefundenen wieder in die Rentenversorgung zu kommen. Nach der Übersicht haben die Rentenanträge zugenommen. Im dritten Kalendervierteljahr 1924 waren 23 401, im gleichen Zeitraum 1925 dagegen 31 678 Anträge gestellt. Für 1926 betrug diese Zahl 42 070. Noch unerledigt waren am 1. Oktober 1926 an Anträgen 62 678.

Internationaler Automobilsport. Für die beiden diesjährigen großen Automobilrennen Frankreichs, den Grand Prix und den Pokal der Sportkommission, hat auch diesmal der nach der internationalen Anderthalb-Liter-Formel ausgeschriebene Grand Prix für Rennwagen (600 km) am 3. Juli eine nur sehr schwache Besetzung gefunden. Früher eins der bedeutendsten auto-

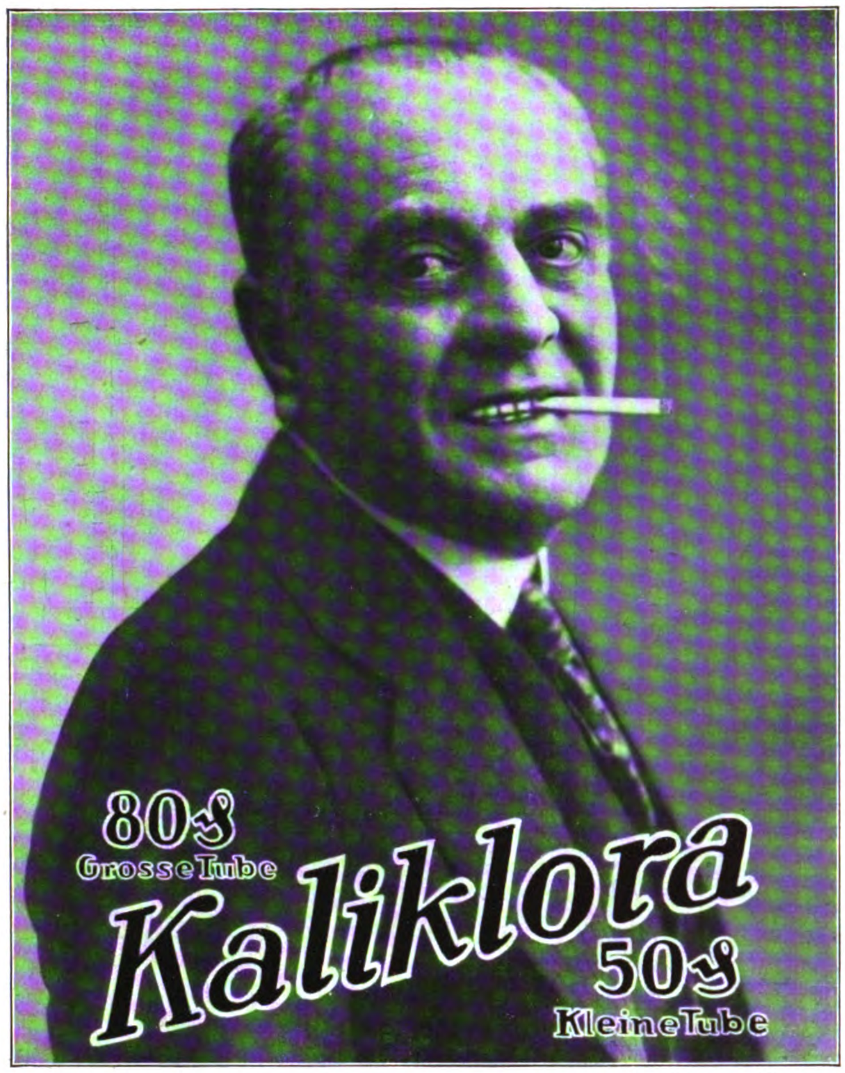
Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzer Strasse 1—7.

mobilsportlichen Ereignisse Europas, ist dieses Rennen fast eine rein nationale Angelegenheit geworden. 1926 wurden 12 Wagen gemeldet, von denen nur 3 Bugatti am Start erschienen, diesmal liegen gar nur zehn Meldungen vor, und zwar wurden 3 Bugatti, 3 Delage, 3 Talbot und 1 Halford eingeschrieben. Die Hoffnung der Veranstalter auf eine Beteiligung der deutschen und italienischen Industrie hat sich also nicht erfüllt. Am Tage vor dem Grand Prix wird das 400-km-Rennen um den Pokal der Sportkommission des A. C. von Frankreich ausgefahren. Obwohl dieses Rennen nach der freien Formel ausgeschrieben ist, der Industrie also keine Beschränkung des Zylinderinhalts auferlegt, ist das Meldeergebnis mit 17 Unterschriften beträchtlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Es wurden genannt: 3 Bugatti, 3 B. N. C., 3 Lombard, 2 Salmson, 2 Peugeot, 2 Montier-Special sowie je ein Leroi und Corre-La Licorne. Außerordentlich rege ist dagegen das Interesse der Industrie an dem 1000-Meilen-Pokal des A. C. von Brescia. Dieser als zweitägige Zuverlässigkeitsfahrt über 1670 km ausgeschriebene Wettbewerb, der am 26. und 27. März stattgefunden hat, hatte 48 Unterschriften gefunden, darunter 12 Lancia-Lambda, 9 Fiat, 5 Diatto, 4 O. M., 3 Ansaldo, je 2 Alfa Romeo und S. A. M. usw.

Über Pflanzenkrankheiten und -schädlinge und ihre Bekämpfung geben die allgemeinverständlichen Flugblätter der Biologischen Reichsanstalt vortreffliche Aufklärung. Zur jetzigen Jahreszeit sind von besonderem Interesse die Flugblätter Nr. 4 über Kirschenhexenbesen, Nr. 11 über Rübenmüdigkeit, Nr. 17 über Obstbaumkrebs, Nr. 25 über die Rotpustelkrankheit der Bäume, Nr. 33 über die Blutlausplage, Nr. 44 über den Wurzelbrand der Rüben, Nr. 52 über die Bereitung der Kupferkalkbrühe, Nr. 59 über Erkrankungen der Setzlinge und Stecklinge, Nr. 65 über die Sperlingsplage, Nr. 74 über erprobte Mittel gegen pilzliche Schädlinge, Nr. 75 über die Wiesenschnake, Nr. 77 über Schildläuse, Nr. 85 über die Nosemaseuche der Honigbiene. Die Flugblätter sind gegen Einzahlung des geringen Bezugspreises (Einzelpreis 10 Pfg.) auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Straße 19, postfrei zu beziehen. Die Bestellung kann durch Angabe der Blattnummer auf der Zahlkarte erfolgen. Auf Wunsch werden Verzeichnisse aller erschienenen Flugblätter kostenlos gesandt.



Phot. Mocsigay, Hamburg.

Hamburgs populärster Künstler A. Bozenhard vom Thalia-Theater, der sein 40jähriges Bühnenjubiläum feiern konnte, verdankt seine gesunden Zähne der ständigen Pflege mit der Zahnpasta Kaliklora.







Illustrirte Zeitung

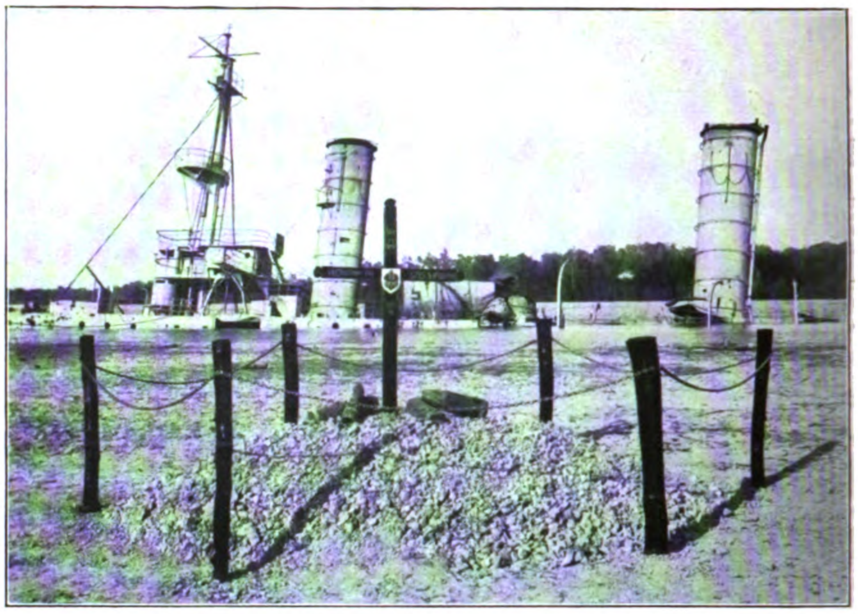


DER BIBLIOPHILE

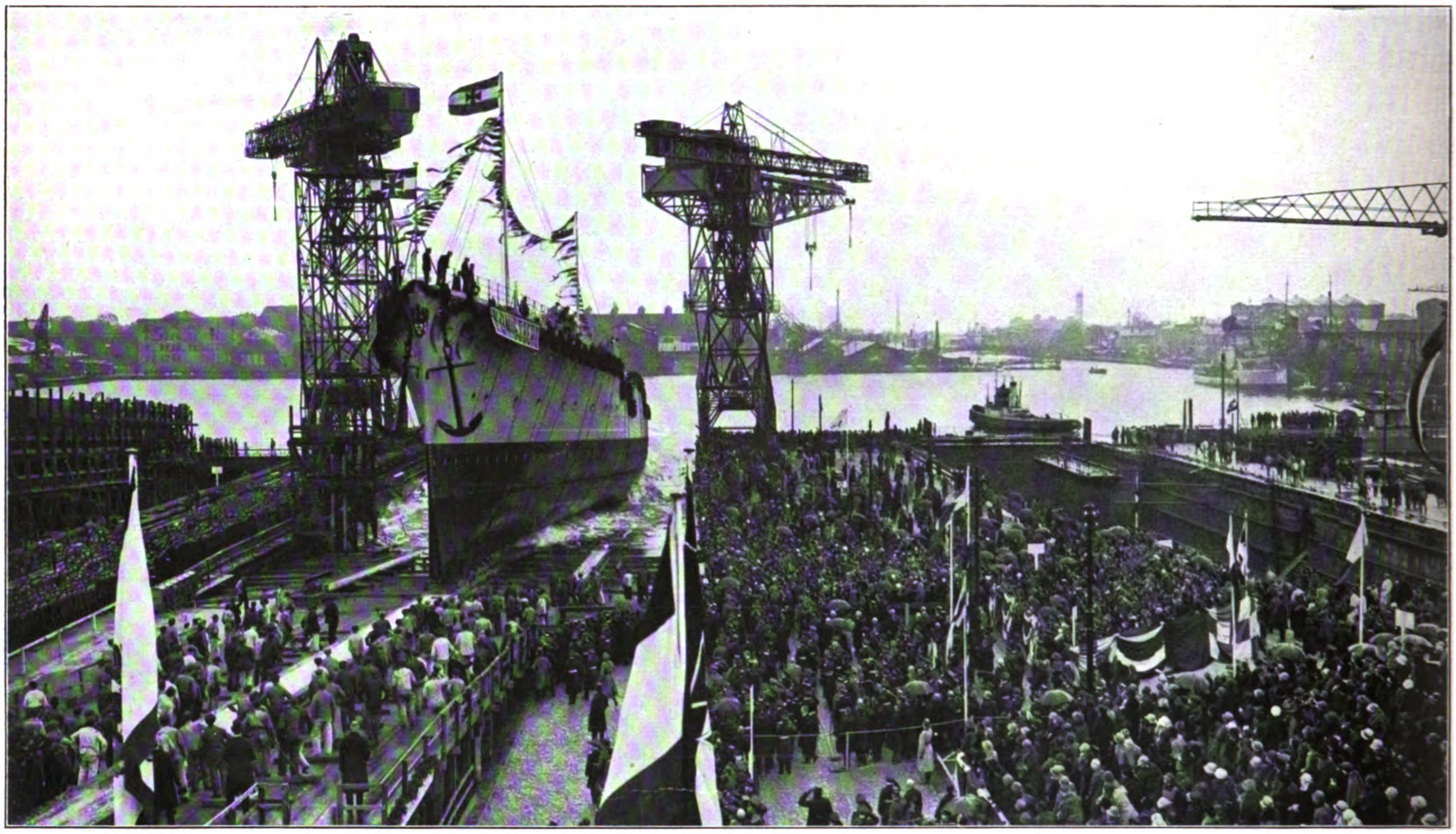
RADIERUNG VON PERCY LANCASTER



Vom Stapellauf des neuen Kreuzers „Königsberg" in Wilhelmshaven am 26. März: Die Gattin (×) des Kommandanten der alten „Königsberg", Vizeadmiral Looffs, auf dem Wege zur Vollziehung des Taufaktes.



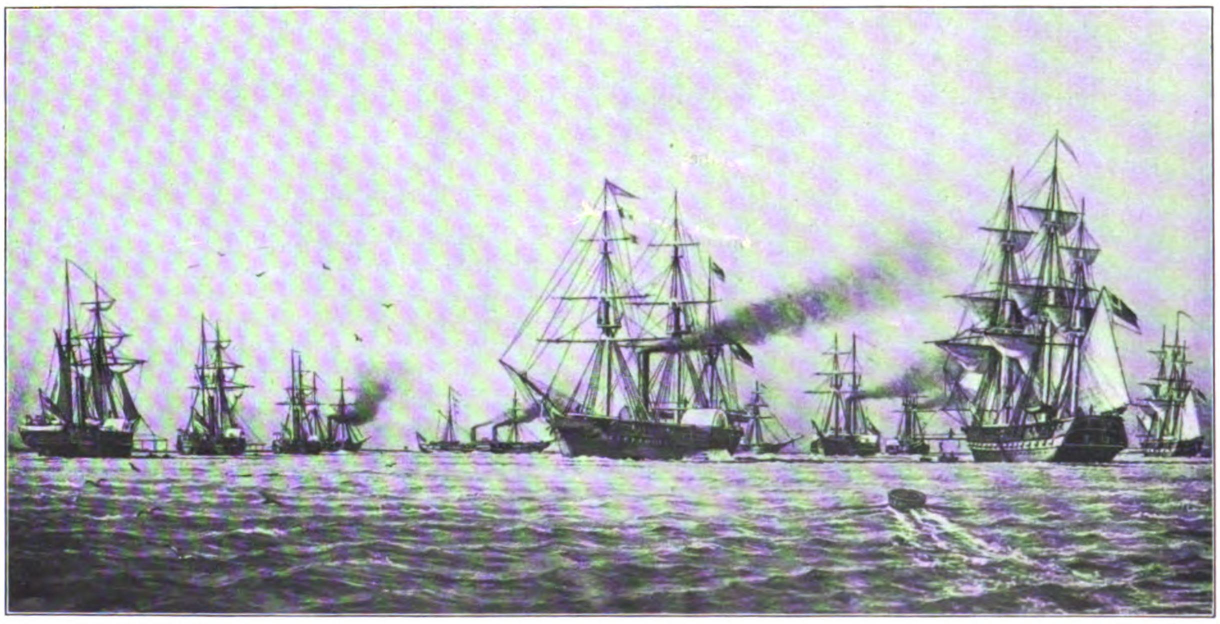
Das Grab der Gefallenen von der alten „Königsberg" am Rufidji-Fluß (früheres Deutsch-Ostafrika) mit dem Wrack des Kreuzers (im Hintergrund), der hier am 11. Juli 1915 von der Besatzung gesprengt wurde.



Blick auf die Marinewerft in Wilhelmshaven während des Stapellaufes der neuen „Königsberg" am 26. März.

Der neue Kreuzer „Königsberg", der am 26. März in Wilhelmshaven vom Stapel lief, ist der dritte seines ruhmvollen Namens in der Geschichte der deutschen Reichsmarine. Der kleine Kreuzer „Königsberg", der bei Ausbruch des Weltkrieges auf der ostafrikanischen Station war, fand nach mehrmaliger Beschießung von überlegenen englischen Seestreitkräften am 11. Juli 1915 durch Sprengung seitens der Besatzung sein Ende. Der zweite während des Krieges erbaute Kreuzer dieses Namens nahm im Herbst 1917 erfolgreich an Unternehmungen gegen Rußland in der Ostsee teil und mußte dann nach Beendigung des Krieges an Frankreich ausgeliefert werden.

Die mit viel Begeisterung 1848 ins Leben gerufene deutsche Flotte hatte im Kriege gegen Dänemark (1848 bis 1850) wegen ihrer geringen Kräfte einen nennenswerten Erfolg nicht erzielen können, viele Staaten verweigerten der deutschen Kriegsflagge die Anerkennung, und der englische Premierminister nannte sie sogar die „Piratenflagge". So erfolgte im Jahre 1852 nach dem Beschluß vom 2. April die Auflösung der Flotte; zwei von den Schiffen wurden von Preußen übernommen, während man die übrigen öffentlich versteigerte.



Zur Auflösung der ersten deutschen Kriegsflotte vor 75 Jahren: Die Schiffe der Flotte des Deutschen Bundes, die auf Grund des Beschlusses vom 2. April 1852 öffentlich versteigert wurden. (Nach einem alten Stich im Museum für Meereskunde in Berlin.)

DENKWÜRDIGE EREIGNISSE IN DER GESCHICHTE DER DEUTSCHEN KRIEGSMARINE

DIE BESSARABISCHE FRAGE

VON DR. PAUL OSTWALD

Beßarabien, das Land der Fürsten aus der Familie von Basarab, ist das etwa 45000 qkm große Zwischenstromland, das begrenzt wird vom Dnjestr, Pruth und den Donaumündungen. Vermochte sich in früheren Zeiten seine Bevölkerung den Ungarn und Polen gegenüber im großen und ganzen selbständig zu erhalten, so gelang ein Gleiches ihr doch nicht, als die Türken um 1500 eindrangen, die dort drei Jahrhunderte hindurch die Herren blieben, bis sie im Jahre 1812 das Land an die Russen abtreten mußten. Obgleich in der Bevölkerung immer die Moldawaner den weitaus größten Bestandteil ausmachten (1919 etwa 65 Proz.) und die Einwanderung von Russen und Ukrainern erst nach 1812 begann, ist es in Beßarabien doch nie zu Selbständigkeitsbewegungen und Erhebungen gegen Rußland gekommen. Sogar nach dem Sturz des Zarismus (1917) war die Anhänglichkeit der beßarabischen Bevölkerung an Rußland so groß, daß man nur an eine Aufrichtung einer demokratischen moldawanischen Republik im Rahmen der vereinigten russischen demokratischen Republiken dachte. Erst der Bolschewismus zerriß dieses Band zwischen Beßarabien und Rußland, denn die beßarabische Bevölkerung wollte nichts von ihm wissen, und so rief der damals in Beßarabien regierende Landesrat im Jahre 1918 rumänische Truppen zum Schutz gegen die bolschewistischen Banden ins Land. Die Idee eines autonomen Beßarabiens tauchte jetzt auf, doch neigte die Mehrzahl des Landesrats sehr bald dazu, das Land in engeren Zusammenhang mit Rumänien zu bringen. Wie weit damals Bestechung, wie weit politischer Druck von seiten Rumäniens dabei eine entscheidende Rolle gespielt hat, läßt sich heute schwer nachprüfen, auf jeden Fall hat Rumänien den heutigen Besitz Beßarabiens nur der Tatsache zu verdanken, daß damals seine Truppen überall im Lande standen. Die Ententemächte hätten ihm das Land kaum zugesprochen, sondern ihnen wäre ein autonomes Beßarabien lieber gewesen, aber auch sie mußten sich den durch Rumänien geschaffenen Tatsachen fügen, wenn sie es auch recht zögernd taten. Denn der Pariser Vertrag vom 9. Dezember 1919, der Beßarabien Rumänien zusprach, wurde vom Obersten Rat erst im Oktober des Jahres 1920 gebilligt, und die Ratifikation des Vertrags ließ noch länger auf sich warten. Das englische Parlament vollzog sie erst im April 1923, das französische im März 1924; das italienische Parlament entschloß sich sogar erst vor wenigen Wochen dazu, während die japanische Anerkennung noch aussteht. Die rechtliche Anerkennung seines beßarabischen Besitzes hat Rumänien also erst durch die jetzt plötzlich erfolgte italienische Ratifikation erlangt, und darin besteht für die Bukarester Regierung die Bedeutung des Mussolinischen Vorgehens in der beßarabischen Frage, wenn auch dadurch an den faktischen Zuständen nichts geändert wurde, denn Rumänien war ja tatsächlich Herr im beßarabischen Lande.

Die beßarabische Frage ist damit natürlich nicht aus der Welt geschafft, denn Rußland wird sich in Zukunft ebensowenig wie bisher damit abfinden, daß Beßarabien zu Rumänien gehören soll. Es wird nach wie vor Anspruch auf dieses Land erheben, das ihm aus politischen wie wirtschaftlichen Gründen wertvoll erscheint. Nur Beßarabien kann Rußland die Herrschaft über die Donaumündungen bringen, nach der es strebt, und die es schon einmal besaß, nämlich in der Zeit vom Adrianopeler Frieden 1827 bis zum Pariser Frieden 1857. Es lockt Beßarabien weiter mit seiner ungeheuren Fruchtbarkeit, die es zu einer wichtigen Kornkammer Europas macht. Mit Absicht hat darum Moskau im Jahre 1924 jenseits des Dnjestr die Autonome Moldauische Sozialistische Sowjetrepublik mit Balta als Mittelpunkt ins Leben gerufen, um hier einen Anziehungspunkt für Beßarabien zu schaffen; mit Eifer treibt es unter der beßarabischen Bevölkerung bolschewistische Propaganda. Rumänien wird also weiter seinen beßarabischen Besitz gegen Rußland zu verteidigen haben, und es wird ihm das nur mit Erfolg gelingen, wenn es versteht, die Bande zwischen Beßarabien und Rumänien recht fest zu knüpfen. Möglich ist das nur, wenn es alles tut, das beßarabische Land wirtschaftlich und kulturell vorwärtszubringen, und hier warten auf Rumänien besondere Aufgaben.

Vor allem wird es sich die Hebung der Landwirtschaft angelegen sein lassen müssen, denn die Fruchtbarkeit des Bodens ist der natürliche Reichtum Beßarabiens. Noch aber ist der moldawanische Bauer in bezug auf Bewirtschaftung und Beackerung des Bodens durchaus rückständig und hat von den in Beßarabien wohnenden deutschen Kolonisten, die eine intensivere Landwirtschaft betreiben und mit modernen Maschinen umzugehen verstehen, wenig gelernt. Eine energischere Ausnutzung des Ackerbodens ist aber um so notwendiger und dringender, als die beßarabische Bevölkerung sich sehr schnell vermehrt, denn sie stieg seit 1919 von 2,631 Millionen auf etwa 3,125 Millionen im Jahre 1923. Der Vermehrung des ländlichen Proletariats hat man allerdings schon durch ein Agrargesetz entgegenzuarbeiten versucht, nach dem alles Land, das der Krone, dem Staat, den Klöstern und den Städten gehörte, enteignet und an Kleinbauern und Landarbeiter verteilt wurde. Ob dieses Agrargesetz ein Vorteil für das Land war, muß sich erst zeigen, denn es konnte längst nicht alles Land verteilt werden, so daß heute viel brachliegt, und da die neugeschaffenen Kleinbauern ohne Kapital waren, konnten sie ihr Land auch nicht rationell bewirtschaften. Entschließt sich also nicht der Staat dazu, den Kleinbauern mit einem großzügigen Kredit zur Anschaffung von Maschinen zu helfen, dann wird in diesen Kreisen trotz Landerwerb die Unzufriedenheit wachsen und damit auch die Aussicht für eine bolschewistische Propaganda. Von der Hebung der Landwirtschaft wird weiter aber auch die Möglichkeit für den Ausbau der Industrie abhängen, denn diese wird nur Aussichten haben, wenn sie die von der Landwirtschaft erzeugten Rohstoffe verarbeitet. Bisher ist die Industrie so gut wie gar nicht entwickelt, nur 7 Proz. der Bevölkerung sind Industriearbeiter, und da Moskau bei seiner bolschewistischen Propaganda sich gerade auf diese Kreise stützen muß, so sieht es allerdings mit einem Erfolg für die Bolschewisierung Beßarabiens vorläufig nicht allzu glänzend aus, wenn nicht, durch die Not getrieben, auch die kleinbäuerlichen Kreise sich ihr zuneigen werden. Landwirtschaft und Industrie, die in Beßarabien eine Zukunft haben sollen, brauchen aber auch ganz andere Verkehrsverhältnisse, als sie bisher dort herrschen. Eisenbahnlinien, moderne Chausseen müssen angelegt werden, und Rumänien wird hier keine Ausgaben sparen dürfen, um ein Verkehrsnetz zu schaffen, wie es den Anforderungen der heutigen Zeit für Warentransport und Personenverkehr entspricht. Je mehr in dieser Richtung geschieht, um so deutlicher und augenfälliger wird der Bevölkerung der Unterschied zwischen den in Beßarabien vorhandenen und den im benachbarten Rußland fehlenden verkehrstechnischen Grundlagen für die gesamte wirtschaftliche Hebung des Landes werden, um so geringer wird dann aber auch in der Bevölkerung des beßarabischen Landes die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem russischen Nachbarn sein.

Wichtiger aber noch als alles das ist für die Erhaltung Beßarabiens im rumänischen Staatsverband eine verständig betriebene Minderheitenpolitik. Bisher hat die Bukarester Regierung in Beßarabien sich nur der deutschen Minderheit gegenüber, die etwa 3 Proz. der Bevölkerung ausmacht, freundlicher gezeigt, und auch das erst in den letzten Jahren, nachdem sie erkannt hatte, von welch großer wirtschaftlicher Bedeutung die arbeitstüchtigen deutschen Kolonisten für das Land sind, und daß sie bei ihnen mit einer loyalen Staatsgesinnung rechnen darf. Seit dem Jahre 1925 sind alle deutschen Volksschulen, alle deutschen höheren Schulen und die deutsche Lehrerbildungsanstalt als öffentliche Anstalten anerkannt worden. Anders dagegen steht es mit den in Beßarabien wohnenden Großrussen (6 Proz.), den Ukrainern (10 Proz.), den Bulgaren (6 Proz.), den Juden (12 Proz.), weil man von ihnen irredentistische Bewegungen fürchtet. Diesen Minderheiten gegenüber hat die Bukarester Regierung bisher nur Härte und Willkür gekannt; sie hat nichts von ihren früheren Versprechungen erfüllt, sondern sie fordert auf den Schulen aller dieser Minderheiten das Rumänische als Unterrichtssprache. Daß sie diese Minderheiten selbstverständlich durch eine derartige kulturelle Unterdrückung nur den Russen in die Arme treibt, ist leicht einzusehen. Möglich, daß vielleicht jetzt, nachdem Rumänien auch das formelle Recht auf Beßarabien erlangt hat, zu einer Änderung in seiner Minderheitenpolitik kommt, doch bleibt das abzuwarten.

Nun, es ist schließlich nicht unsere Sache, der Bukarester Regierung gute Ratschläge zu geben, wie sie sich am besten das beßarabische Land für die Zukunft sichert, und wir berührten diese Dinge auch nur, um die Aussichten der beiden um Beßarabien ringenden Staaten auf Grund der gegebenen Verhältnisse miteinander abzuwägen. An sich sind wir ja an der beßarabischen Frage, soweit davon nicht die deutsche Minderheit berührt wird, uninteressiert. Dennoch werden wir ihr nicht gleichgültig gegenüberstehen dürfen wegen der politischen Rückwirkungen, die mit Notwendigkeit sich aus allen ihren Wendungen auch für uns ergeben müssen. Beßarabien ist heute noch mehr als früher zu einem wichtigen Knotenpunkt europäischer Zusammenhänge geworden; es ist eins der vielen noch ungelösten machtpolitischen und geopolitischen Probleme, die vorläufig noch immer die politische Machtkonstellation in Europa wesentlich bestimmen können. Das ist Anlaß genug auch für uns, unsere Aufmerksamkeit der Weiterentwicklung der beßarabischen Frage und den Aussichten ihrer Lösung entgegenzubringen.

TAGESGESCHICHTE

Auf der Marinewerft in Wilhelmshaven lief am 26. März der neueste Kreuzer der deutschen Reichsmarine, „Königsberg“, ein Schwesterschiff der „Emden“, vom Stapel. Zuerst schritt Admiral Zenker, der Chef der Marineleitung, die Front einer Ehrenkompanie von der Wilhelmshavener Küstenwehrabteilung ab, danach sprach Dr. Lohmeyer, der Oberbürgermeister von Königsberg, die Weiherede, in der er an das Schicksal der beiden Namenvorgänger und an die symbolische Bedeutung der neuen „Königsberg“ erinnerte. Hierauf vollzog die Gattin des gleichfalls anwesenden Kommandanten der alten „Königsberg“, Vizeadmiral a. D. Looffs, die Taufe. Dann glitt das Schiff unter den Klängen der Nationalhymne in sein Element. Sodann wurde noch in den Räumen des Offiziersheims eine Nachfeier veranstaltet.

Am 26. März wurde in Berlin unter zahlreicher Beteiligung von Fachleuten, Behörden und Pressevertretern das neue Osram-Maschinenglas-Werk eingeweiht, das einzige seiner Art in Europa. Es liegt in unmittelbarer Nähe von den Betrieben der Siemens-Schuckert-Werke und der Siemens-&-Halske-A.-G. an der Nonnendamm-Allee in Berlin-Siemensstadt. In dem neuen Werk ist die Handarbeit vollkommen durch Maschinenarbeit ersetzt worden. In den drei nach amerikanischen Patenten gebauten Kolbenblasmaschinen, sog. Westlake-Maschinen, werden die Glaskolben hergestellt, das sind die birnenförmigen Hüllen, in denen dann die Leuchtfäden der Glühlampen angebracht werden. Die jetzt in Betrieb genommene Anlage vermag mit jeder Maschine in 24 Stunden — es wird in drei Schichten zu je 8 Stunden, auch Sonntags, ununterbrochen durchgearbeitet — rund 50000 Kolben, also 150000 Kolben am Tage, rund 1 Million in der Woche und etwa 45 Millionen im Jahre, herzustellen. Im ganzen werden knapp 100 Personen in dem Werk beschäftigt. Um die gleiche Menge von Kolben durch Handarbeit zu fertigen, würden in einer Kolbenhütte etwa 300 Kolbenbläser und 200 Mann Hilfspersonal benötigt. Das Werk ist so eingerichtet, daß es ohne weiteres vergrößert werden kann; der vollständige Ausbau der Anlage würde eine jährliche Produktion von 200 bis 250 Millionen Kolben ermöglichen. Bei dem ganzen Bau des Glaswerks ist das Prinzip neuzeitlicher Fließarbeit konsequent durchgeführt. Die Rohmaterialien treten auf der einen Seite der Fabrik ein und verlassen sie auf der gegenüberliegenden als fertig verpackte Ware.

Zu Beethovens Todestag vor 100 Jahren am 26. März wurde überall in der gesamten Kulturwelt des großen Meisters gedacht. Wien, der langjährige Aufenthalts- und der Sterbeort des Komponisten, feierte aus diesem Anlaß in besonders weihevoller Weise, indem es eine Beethoven-Woche veranstaltete, die am 26. März ihren Anfang nahm. Im großen Musikvereinssaal fand die festliche Eröffnung statt. Nach dem Vortrag der Kantate auf den Tod Kaiser Josephs II., eines Jugendwerks Beethovens, unter Felix Weingartner, hielt Hofrat Dr. G. Adler, der Anreger und Organisator des ganzes Festes, die Begrüßungsansprache. Darauf ergriff der österreichische Bundespräsident Hainisch das Wort. Ferner sprachen Bundeskanzler Dr. Seipel, Unterrichtsminister Schmitz, Bürgermeister Seitz, darauf Minister v. Keudell als Vertreter der deutschen Reichsregierung, Gesandter Dr. Washburne für die Vereinigten Staaten von Amerika, der belgische Außenminister Vandervelde, der französische Unterrichtsminister Herriot und die übrigen Vertreter der verschiedenen Länder, wie Englands, Ungarns, Hollands, Polens, Rumäniens, Jugoslawiens, der Schweiz, der Tschechoslowakei und Italiens. Beethovens Chorphantasie für Klavier, Chor und Orchester, op. 80, beschloß die Feier. Am Abend fand dann in der Oper die erste Festaufführung statt, bei der nach Glucks Ballett „Don Juan“ das von Hugo v. Hofmannsthal und Richard Strauß neu bearbeitete Beethovensche Festspiel „Die Ruinen von Athen“ gegeben wurde. — Am folgenden Tage versammelten sich 600 Vertreter der Wiener Sängerschaft am Grabe Beethovens auf dem Zentralfriedhof zu einer Ehrung des Toten, an der auch zahlreiche ausländische Gäste teilnahmen. Dann wurde im Konzerthaus die Missa solemnis aufgeführt und am Abend in der Oper von Burgtheaterschauspielern Goethes „Egmont“ mit Beethovens Musik gespielt. Auch das Bürgertheater und das Theater an der Wien, an dem der „Fidelio“ seine Uraufführung erlebte, begingen das Fest mit einer besonderen Feier. Unter den weiteren Veranstaltungen der Wiener Beethoven-Woche ist noch der musikhistorische Kongreß hervorzuheben, der im großen Festsaal der Universität am 28. März eröffnet wurde, und bei dem Romain Rolland, der hervorragende französische Schriftsteller und Verehrer der deutschen Musik, in einer Rede Beethovens Werk begeistert pries.

In Hamburg lief am 26. März die „schwimmende amerikanische Universität“ ein, die auf dem Schiff „Ryndam“ untergebracht ist und gegen 500 Studienbeflissene umfaßt. Der Dampfer führt seine Fahrgäste in acht Monaten um die ganze Welt, um ihnen einen lebendigen Anschauungsunterricht zu vermitteln. Die Vorlesungen werden im Speisesaal oder auf den Außendecks gehalten, und 70 Professoren sind um die Bildung ihrer Schüler besorgt. — In Hamburg unternahmen sie mit Autobussen eine Rundfahrt durch die Stadt und um die Alster und besichtigten das Rathaus. Dann fand in der Universität ein feierlicher Empfang statt.

Dem bekannten Piloten Dr.-Ing. Werner v. Langsdorff gelang es, im Klemm-Daimler-Leichtflugzeug, das mit einem Mercedes-Flugmotor von nur 20 PS ausgestattet war, eine Höhe von 6000 m zu erreichen und damit einen Weltrekord aufzustellen. W. v. Langsdorff hat sich schon früher durch seine Alpenüberfliegung und den Überlandflug Stuttgart-Wien-Budapest mittels Leichtflugzeugs einen Namen im deutschen Flugsport erworben.

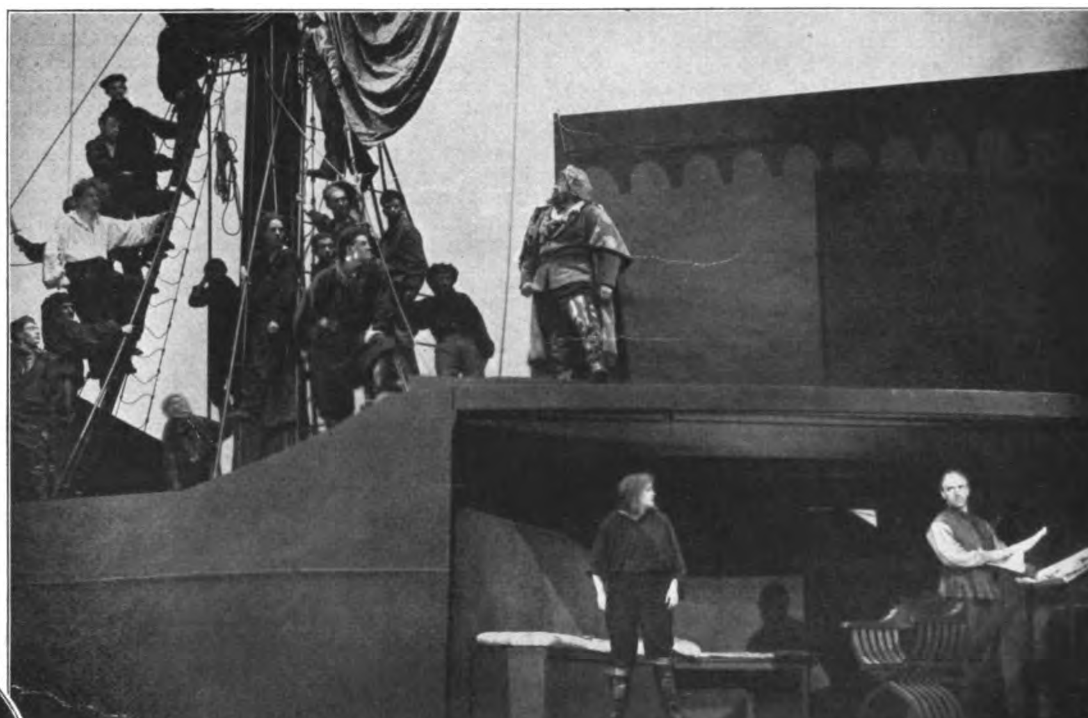
Bühnenschau.

Ehm Welks Schauspiel „Gewitter über Gottland“, das in der Berliner Volksbühne am 23. März seine Uraufführung erlebte, führt in die Zeit der deutschen Hanse, als auf Nord- und Ostsee die Seeräuber ihr Wesen trieben. Klaus Störtebeker und die Vitalienbrüder (Vitalianer), auch Liekendeeler („Gleichbeuter“) genannt, weil sie ihre Seebeute gleichmäßig untereinander zu teilen pflegten, gründen auf der im Jahre 1392 eroberten Insel Gotland ihr „Gottland“, ein Reich der Freiheit und Gleichheit. Störtebeker will sich schließlich zum Herzog von Gottland aufschwingen und versichert sich deshalb durch Verträge der Unterstützung seitens der Hanse und der deutschen Fürsten. Jetzt stellen die Vitalianer diesem Verrat wieder Verrat entgegen, indem sie ihren ehrgeizigen Bundesführer der Stadt Hamburg ausliefern, wo er hingerichtet wird. — Das ein wenig matte Stück wurde durch Erwin Piscators Inszenierung, bei der auch das jetzt vielfach schon erprobte Mittel der Verwendung von Filmen nicht fehlte, erheblich belebter. Freilich ging der Regisseur zu weit; er machte durch eine tendenziös-politische Umgestaltung den Stoff allzusehr auf Gegenwart zurecht. Der Volksbühnenvorstand hat deshalb gegen diese Art von Bearbeitung des Stückes durch Piscator einen ernstlichen Protest erhoben, der wiederum lebhaften Meinungsstreit entfacht hat.



Von der Beethoven-Feier zum 100. Todestag des Komponisten am 26. März: Die Feier der Wiener Sängerschaft am Grabe Beethovens auf dem Zentralfriedhof in Wien, wo nach einem Vortrag des Bläserchors „Die Ehre Gottes“ von Beethoven gesungen wurde. Rechts von dem französischen Unterrichtsminister Herriot (am Baume lehnend) die ausländischen Gäste.

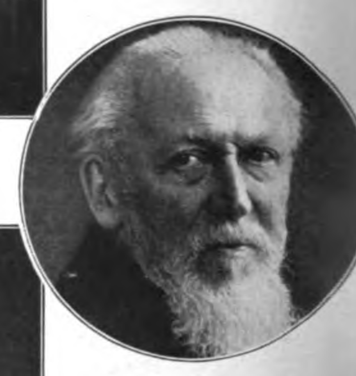
Hanns Johst hat der deutschen Bühne ein neues Werk geschenkt: das Schauspiel „Thomas Paine“. Die Hauptfigur des Stückes ist, wie der Titel sagt, der kühne englisch-amerikanische Journalist Thomas Paine. In England war er als Leiter einer Fabrik abgesetzt worden und ging dann nach Nordamerika. Hier begeisterte er die um Washingtons Banner gescharten Freiheitskämpfer zur Durchführung des Unabhängigkeitskampfes gegen England. Als endlich der Sieg errungen ist, fährt Paine (nach Johsts Willen — unter Abweichung von der historischen Wahrheit) zur Geldbeschaffung nach Frankreich. In Paris kommt er wegen seiner dort nicht genehmen politischen Betätigung ins Gefängnis, wo er über zehn Jahre verbringen muß (die Geschichte weiß nur von 14 Monaten Haft zu berichten). Endlich wird er wieder befreit und fährt nun nach Nordamerika zurück. Dort hat man ihn inzwischen längst vergessen; in seiner Ratlosigkeit geht er freiwillig in den Tod. — Johst hat mit gewaltiger dramatischer Kraft die Gestalt des Helden als eines unbeirrbaren Freiheitsstürmers gemeißelt. In dem ewig vorwärtsdrängenden Paine offenbart sich eine glühende Idealnatur, die radikaler Revolutionshuberei ebenso fern steht wie nüchtern berechnendem, auf dem „Boden der Tatsachen“ stehendem, geschäftstüchtigem Realismus. Das Stück wurde überall, wo es gleichzeitig mit Hannover am 30. März uraufgeführt wurde, wie in Köln, Düsseldorf, Karlsruhe, Lübeck, Bremen, Weimar usw., mit Beifall begrüßt.



Szenenbild aus der Uraufführung des Schauspiels „Gewitter über Gottland“ von Ehm Welk in der Volksbühne zu Berlin am 23. März. Oben stehend: Heinrich George Claus als Störtebeker.



Geheimrat Dr. Theodor Birt,
Professor der klassischen Philologie in Marburg, bekannt durch seine anregenden Schriften aus dem Altertum, wurde am 22. März 75 Jahre alt.



Geheimrat Dr. Otto Wallach,
Direktor des Chemischen Instituts der Universität Göttingen. Träger des Nobelpreises für Chemie 1910, beging am 27. März seinen 80. Geburtstag.



Von der Uraufführung des Schauspiels „Thomas Paine“ von Hanns Johst in der Schauburg (Städtisches Schauspielhaus) zu Hannover am 30. März: Szene aus dem vierten Bild: Thomas Paine vor dem Tribunal in Paris. Rechts oben, umgeben von der erregten Volksmenge, Max Gaede als Thomas Paine.

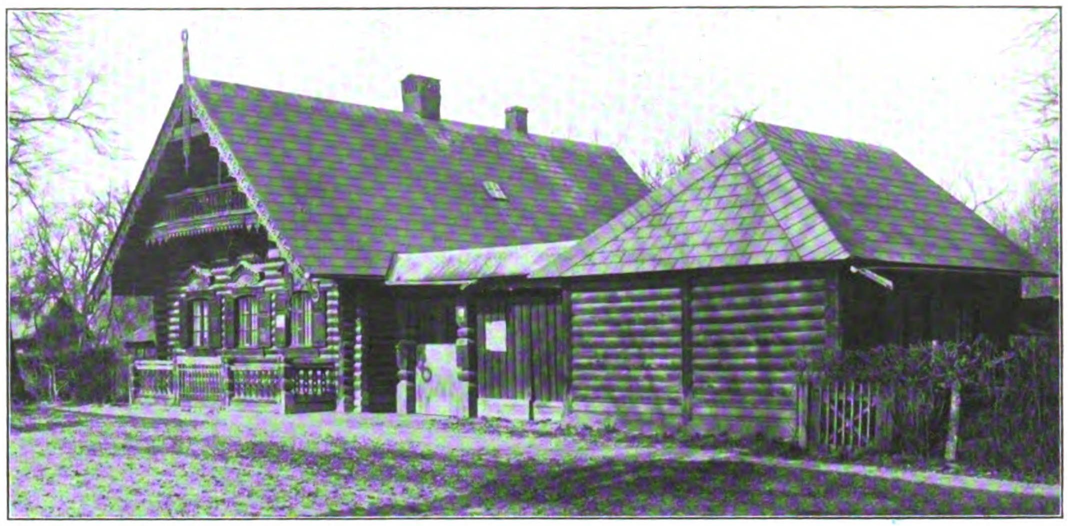


Dr. Adolf Schenck,
Professor der Geographie an der Universität Halle, namhafter Gelehrter, konnte am 4. April seinen 70. Geburtstag begehen.



Prof. Willy Burmester,
Geh. Hofrat, bekannter Violinvirtuose, konnte am 30. März sein 50jähriges Künstlerjubiläum feiern.
(Phot. E. Bieber, Hamburg.)





Vom 100jährigen Jubiläum der russischen Kirche in Potsdam am 31. März: Prosoroff, Oberpropst aller griechisch-katholischen russischen Kirchen in Deutschland, inmitten der hohen Geistlichkeit nach dem Gedenkgottesdienst am Eingang zur russischen Kapelle, die unter Leitung von Schinkel vor 100 Jahren erbaut wurde. Rechts oben: Eines der typischen russischen Häuser mit anschließendem Gehöft in der russischen Kolonie Alexandrowka in Potsdam, die unter Friedrich Wilhelm III. gegründet wurde.



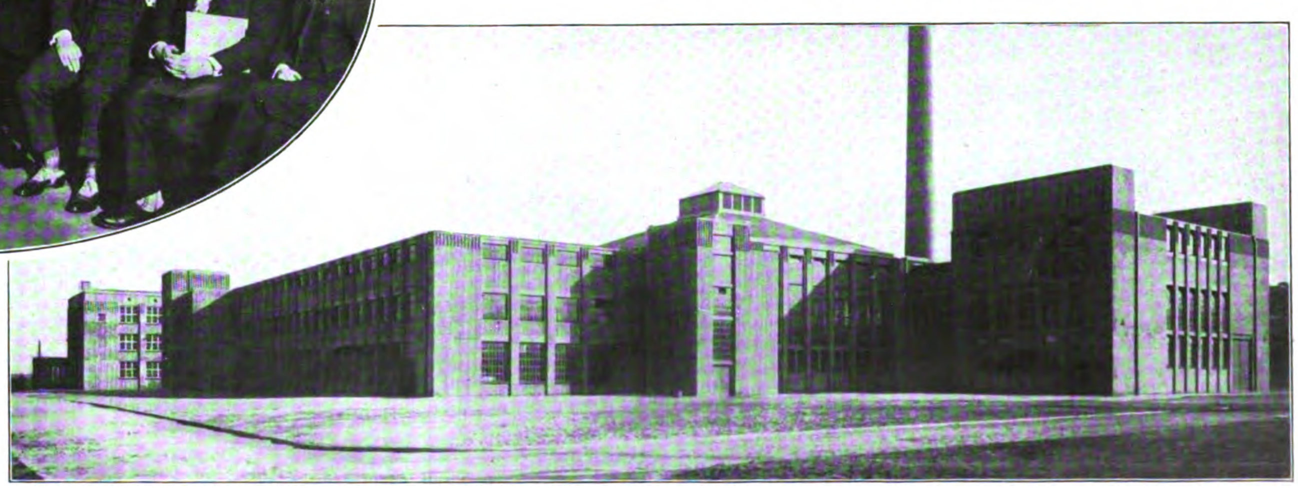


Das Studium während einer Reise um die Welt, eine praktische, echt amerikanische Erfindung: Ankunft des Dampfers „Ryndam“, auf dem sich eine „schwimmende Universität“ mit fast 500 Studierenden und 70 Professoren befindet, in Hamburg am 26. März; Einschleppen des Schiffes in den Hafen. Links nebenstehend: Der feierliche Empfang in der Universität. Im Mittelgange stehend, rechts: Rektor Prof. Dr. Nocht von der Hamburger Universität, links: Prof. Lough, Universität Neuyork, der Leiter der Studienweltreise.



Von der Abschiedskundgebung für Graf Luckner bei seiner Abreise von Neuyork mit der „Vaterland“ am 13. März: Graf Luckner (Mitte, rechts neben ihm seine Gattin) während der Abschiedsrede. Die gewaltige Verehrerschar, die sich an der Abfahrtsstelle der „Vaterland“ eingefunden hat, zeigt, wie großer Beliebtheit sich Graf Luckner bei den Amerikanern erfreut.





Von der Eröffnung des neuen Osram-Maschinenglas-Werks in Berlin-Siemensstadt am 26. März: Im Oval: Während der Eröffnungsfeier; Generaldirektor Meinhardt (1) und Geheimrat Mamroth (2) mit den Teilnehmern. Rechts nebenstehend: Ansicht der gewaltigen Fabrikanlage, die in ihrer geschlossenen sachlichen Ausführung einen musterhaften neuzeitlichen Zweckbau darstellt.



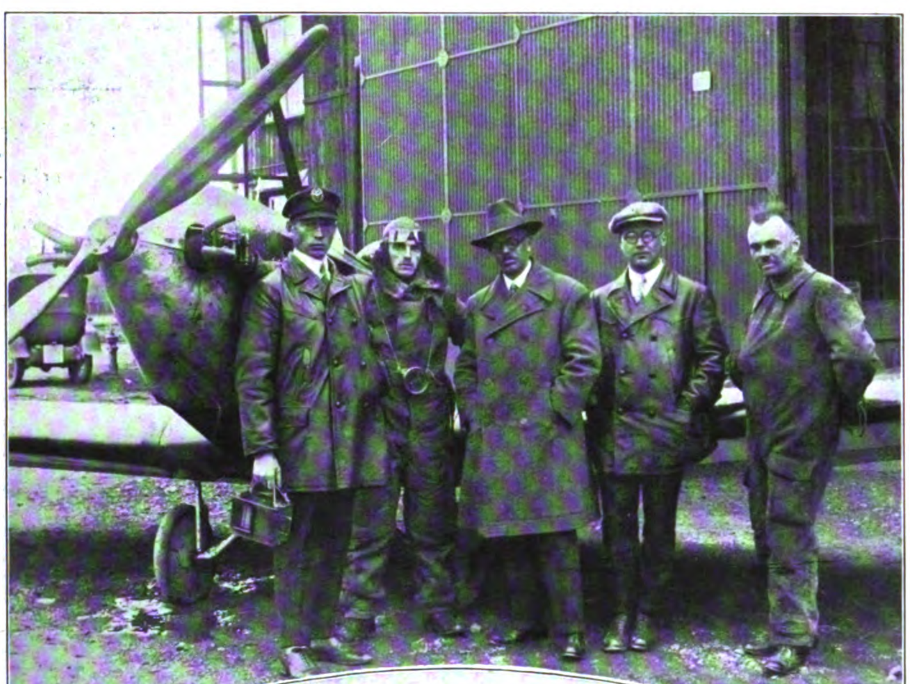


Eine neue Badebelustigung im Lande der Sensationen: Schießen auf Fische in einer wassergefüllten gläsernen Wanne, eine vielbestaunte Vorführung von Unterwassertauchern in dem amerikanischen Modebad Miami (Florida).

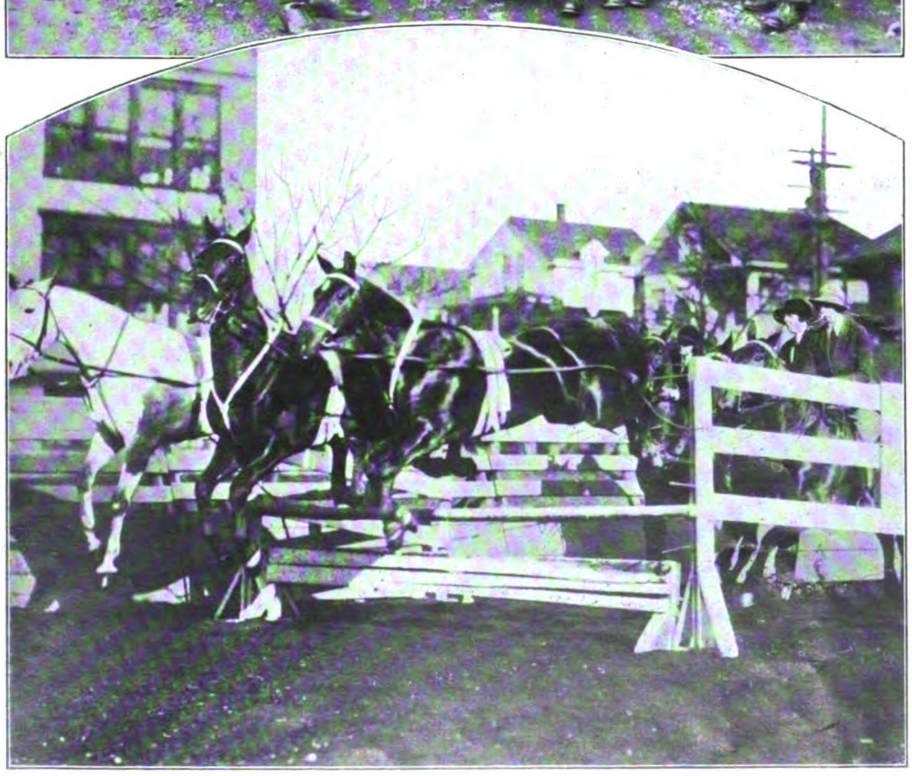
Rechts im Oval:
Ein Rekordjubiläum des Meisterschwimmers Herbert Heinrich (Schwimm-Club Poseidon, Leipzig): Herbert Heinrich nach seinem bei den diesjährigen Klubmeisterschaften aufgestellten 29. und 30. Rekordsieg. (Freistiel 300 m: 3,47, bisher 3,53 Minuten; 400 m: 5,09, bisher 5,15 Minuten).

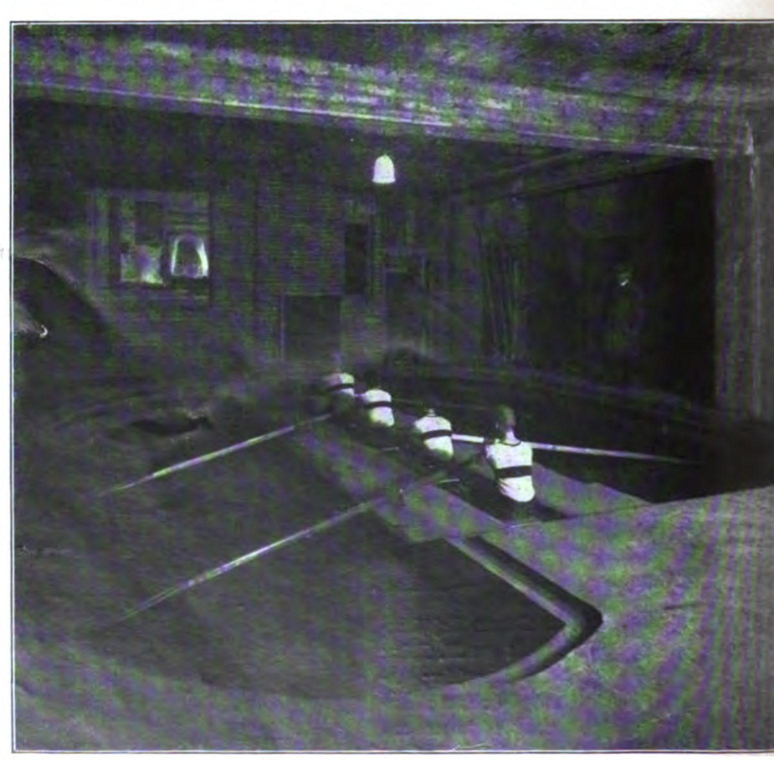


Vorbereitungen für die bekannten internationalen Tenniswettkämpfe um den Davispokal, an denen Deutschland zum erstenmal wieder teilnimmt: Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika C. Coolidge bei der Auslosung der Spielgegner für die erste Runde.



Links nebenstehend: Weltrekord eines deutschen Leichtflugzeugs: Nach Beendigung des Rekordflugs, bei dem mit einem 20-PS-Klemm-Daimler-Leichtflugzeug (L. 20) unter Führung des bekannten Piloten Dr.-Ing. W. v. Langsdorff eine Höhe von 6000 m erreicht wurde.
Von links nach rechts: Fluglehrer Weller; der Pilot Dr.-Ing. v. Langsdorff; Regierungsbaumeister Klemm, der Konstrukteur des erfolgreichen Flugzeugs; Dipl.-Ing. Lusser; Meister Fahrbach.





Links: Ein in Amerika und England viel geübter, jetzt auch in Deutschland immer mehr aufgenommener Reitsport: Tandem-Springen über die Hürde. — Rechts: Eine neuzeitliche Übungsanlage für Ruderer: Blick in den vor kurzem eröffneten Trainingsraum mit den beiden nierenförmigen Wasserbecken im neuen Klubhaus der Akademischen Turnverbindung in Breslau.

Die große Erwartung

Novelle von Emil Frithjof Kullberg

(3. Fortsetzung.)

Das Nachtmahl dauerte dann bis gegen 3 Uhr morgens. Es dämmerte, als die ersten Gäste wieder das Haus verließen, und die letzten gingen im Morgensonnenschein heim.

Ahmling hielt sie wie im Bann. Er sprudelte vor Laune und Witz. Die glühende Ahnung hatte sich erfüllt. Was diese Leute sagten, durfte er glauben: seine Schöpfung würde ihn unsterblich machen.

Alle waren dabei gewesen, die ein Wort der Macht, der Geltung in musikalischen Fragen hatten. Der ganze Stab der Kritiker. Kapellmeister und Intendanten. Es wurde über die Uraufführung verhandelt und bereits ein Tag in der kommenden Spielzeit festgesetzt.

Wie auf Befehl löste sich alles von selbst. Lisa stand und lächelte. Sie hatte ihren Triumph, den sie voll auskostete. Heinrich hielt sich eine Weile schweigsam abseits, dann trafen sich seine und Lisas Blicke rein zufällig. Er ging ihr entgegen. Sie traten zurück.

„Zu viel des Glücks. Daran wird er zugrunde gehen", sagte sie.

Dieses Wort tobte wie ein Gespenst hinter Heinrich her. Es war entsetzlich, sich vorzustellen, wie Lisa es gesprochen hatte, furchtbar der Gedanke an den Tod überhaupt inmitten dieser glänzenden Festfreude. Dann erblickte er Ahmling. Wie zuversichtlich er aussah! Seine bleichen Züge waren gerötet vom Fieber der Erregung.

Ein Wort sagte er zu Heinrich inmitten des lauten Tobens und Tosens der Gesellschaft.

„Dir danke ich viel, dir! Jetzt erst weiß ich es. Ja, glaub' es, glaub' es mir, Heinrich."

Das vergaß Heinrich so wenig wie das, was Lisa erst gesagt hatte.

Denn gegen das Gespenst der Furcht tröstete es wie im Mitleid mit dem Gedanken des Verrats. Nun hatte die Stunde selige Träume — und so verlor sich Heinrich auch immer mehr abseits von den Gästen, bis er schließlich in seinem einsamen Zimmer sich wiederfand vor dem Bild Marias auf seinem Schreibtisch.

Er mußte diesen Augenblick Besinnung gegen alles, was ihn bedrückte, genießen. Das vielstimmige Gemurmel drang auch herauf in sein entfernt gelegenes Gemach. Dennoch, gegen unten, war es jetzt so feierlich still, daß er den heimlich flutenden Rausch als Begleitung für seine Gedanken auskostete, ehe er sich aufs neue wieder in die Gesellschaft stürzte.

Am nächsten Morgen lag vor ihm auf dem Tisch ein Gedicht: „An Maria" überschrieben, wie er es in der Nacht mit flüchtigen Zeichen hingeworfen hatte. Es lautete:

> „Im Traum aus blasser Dämm'rung neigt
> Sich ein Gesicht mir freundlich zu,
> Vergessen längst — ach, wie es schweigt!
> Gar mancher Hoffnung glaubtest Du.
> Ein helles Lachen stieg Dir gern
> Vom Herzen auf. Das hör' ich noch!
> Denn welcher Freude schien ein Stern
> Glücksel'ger wohl als Deiner? — Doch
> Du kämpftest müde Schritt um Schritt,
> Und das Geheimnis heil'ger Macht,
> Dein Leben, nahm die Liebe mit.
> Nun bist Du tot. Ringsum ist Nacht."

Eine Traumahnung war's gewesen, die wie durch laute Hast hindurchgedrungen war in der Nacht des Festes.

Heinrich war bestürzt. An diesen Abschied von Maria hatte er bis jetzt so wenig gedacht. Sie sagte wohl damals bei seiner Abreise, daß es ein Lebewohl auf immer sei, denn sie würde ihn verlieren.

Deutlich vergegenwärtigte sich Heinrich Marias Worte. Vor Tagen hätte er sich gesträubt, an die Möglichkeit solchen Umschwungs im entferntesten zu glauben. Aber nun hatte das Bild Lisas vollkommen Marias Schatten verdrängt. Er sah nur den strahlenden Augenblicksgedanken, der ihn schöpferisch an Lisa band. Sie fesselte ihn nach diesem Festabend mehr denn je zuvor. Die dunklen Gedanken wurden hell durch sie in ihrer blühenden Schönheit. Denn es löste sich der seltene Bann von Traurigkeit, der die Schicksale dreier Menschen miteinander verband. Hätte Ahmling nicht zur Reise gedrängt, Heinrich würde im Augenblick am wenigsten dazu aufgefordert haben. Aber das Versprechen galt ihm alles. So begleitete er den todkranken Freund, während Lisa daheim blieb, um, wie sie sagte, den rettenden Ausweg zu suchen.

Das trübe, naßkalte Winterwetter, das die Reisenden von München aus begleitet hatte, so daß sie im Nebel kaum Kufstein oder Innsbruck sahen, hellte sich auf, als der Zug die Paßhöhe des Brenners erreicht hatte. Helle Sonne fiel auf die Tische des Speisewagens. Es wurde wohlig und behaglich. Der Gedanke an den Frühling folgte den Reisenden. In Franzensfeste stiegen die beiden Freunde aus dem Zug, um für Augenblicke, auf dem Bahnsteig auf und nieder wandelnd, die herrliche Luft zu atmen. Dann, als Bozen bald erreicht war, hatten sie den Frühling mit blühenden Bäumen und duftenden Thujahecken.

Es war ein herrlicher Frühlingstag gewesen. Den Rosengarten beleuchtete jetzt das Abendrot. Ein sanftes Glühen der Firne erlebten sie vom Gasthofsgarten am Walterplatz aus.

In den Gläsern schimmerte golden der würzige Terlaner. Es war ein Fest in Gedanken, hier ausruhen zu dürfen, ehe sie in einigen Tagen weiterziehen wollten, die Mendel empor, um noch höher und reiner die Bergluft zu genießen als hier im Tal. In beiden erweckte die neue Welt eine Fülle von Eindrücken. Sie unterhielten sich bis spät in den Abend hinein angeregt und streitlustig. Ahmling, der Philosoph, war immer der gemäßigte Zweifler, während Heinrich vollkommen über sich selbst hinaus mit seinen Behauptungen stieg.

Solch fröhliches Spiel heiterer Laune erlebten sie aber nur einmal, und zwar an diesem ersten und einzigen glücklichen Abend.

Schon am nächsten Tag trat bei Ahmling die starke Rückwirkung ein. Er verhehlte sich, wie krank er war. Aber still und abgehärmt saß er da. Er hatte kaum Lust, Heinrich auf kürzeren Spaziergängen zu begleiten. Hinaufzukommen in höhere, reinere Luft, wie er behauptete, strebte er.

So geschah es, daß der Todkranke noch den Berg hinanfuhr. Heinrich vermochte nicht, ihn zurückzuhalten, diese beschwerliche Fahrt bald zu unternehmen. Konnte es doch eigentlich nirgendwo schöner sein als gerade jetzt in Bozen. Ahmling bestand darauf. Alles, was Heinrich darum tat, war, an Lisa zu schreiben, um sie vorzubereiten, wieviel schlechter Fritz sich befände.

„Vielleicht täusche ich mich — und er wird oben genesen. Aber sei gefaßt auf alles!"

Daß er nach Hause geschrieben, sagte Heinrich Ahmling freilich nicht. Sollte er selbst davon anfangen zu sprechen, wollte er ihm vorstellen, Lisa zu bitten, daß sie kommen möchte.

*

In der Tat, es trat Besserung ein.

Ahmling erholte sich langsam. Stundenlang lag er oben in dem überdachten offenen Raum in seinem Liegestuhl, in Pelze und Decken eingehüllt.

Die Sonne schien, und der Jubel der werdenden Macht, die noch einmal diese brechende Seele ganz erfüllte, war so tief beglückend, weil sie schon alles Irdische höher und freier fühlte. Der Kampf ging leise, leise zu Ende. Die starke Leidenschaft, dieses Ahnen von Welten und Schöpfertraum ließ die straff gespannten Fäden lockerer. Und Harmonien, die klingen sollten, ertönten auch, aber wie leise von fernen Welten herübergetragen.

Da standen die Massive aus Stein und Eis mit dem strahlend blauen Himmel darüber, Merksteine der Unendlichkeit, blühende Blumen auf dem Wiesenteppich und eine Glück atmende Seele, in der die trunkene Abgründigkeit großtragende Bewußtheit wurde.

Heinrich war ein lieber Kamerad.

Mit welcher Vorsorge dachte er an alles! Erheiterung brachte er, und Unterhaltung gab er. Abends, wenn sie im behaglich erwärmten Zimmer sich aufhielten, da weckte der Dichter leise Erinnerungen an frühere Jahre. Es erschien die Kleinstadt, in der sie gemeinsam ihre Jugendjahre verbracht hatten, wie im sanften, satten Licht der Sommerabendhelle. Meereswogen klatschten leise an den Strand. Flimmerndes, funkelndes Silber goß sich leuchtend in der Nacht über das Meer hin. Die Sterne schimmerten, und wehmütig leise klangen von den Fischerbooten die Ziehharmonikas.

Ach, wie still, wie still lagen die Gärten hinter dem Deich! Unendlich schweigsam betrachteten die Menschen von ihren Bänken an den Deichtreppen aus den feurig verglühenden Nachthimmel.

Ihre Sehnsucht ward lebendig, weil so viele in die Nacht hinaus über die leise rauschenden Meereswogen an ferne Geliebte dachten. Im kleinen Kreis erlebt man's, was in der großen Welt untergeht: Hoffnung in die Ferne. Da steht im Garten ein alter Baum, der ragend seine breiten Äste in das tiefe Dunkel hineinreckt, und dahinter träumt ein altes Haus mit spitzem Giebel.

Wie zaust der Sturm den treuen alten Baum in harten Sturmnächten von Herbst und Winter. Wie preßt er auch das alte Holzwerk, das morsch wurde am Hause, und reißt und zerrt so lange daran, bis eine Luke eingedrückt worden ist oder ein Zierstück in der Bekrönung herunterpurzelt.

Ja, ihr träumenden, wachenden Seelen, die ihr den harten Schlag der Kirchturmuhr herüberschallen hört aus dem Ungewitter der brausenden Stürme, gedenkt, es schlägt auch eure Stunde. Das Lebewohl der Sehnsucht und der Stunde. Haus bei Haus, die Straßenreihen hinauf und hinunter.

„Von den Alten lebt wohl niemand mehr?" fragte Fritz, der der Erzählung lauschte.

„Nein", antwortete Heinrich. „Die Alte auf dem Deich ist die letzte. 96 Jahre alt soll sie kürzlich geworden sein."

„Ach," sagte Fritz, „wie schrecklich, so alt und einsam zu leben!"

„Schrecklich", betonte Heinrich. „Da geht mancher wohl zu früh, aber wie glücklich scheidet er. Um ihn stehen Menschen, die ihn lieben und traurig sind, ihn zu verlieren."

„Ja", antwortete Fritz leise. „Wird man traurig um mich sein?"

„Aber wie kannst du so fragen!" antwortete Heinrich ärgerlich. „Lassen wir das Gespräch, wenn es dich auf solche Gedanken bringt."

Ahmling streckte die Hand aus: „Sei nicht böse, du, und erzähl' weiter. Da flammen Lichter um einen Weihnachtsbaum —"

„Ja, und eine Mutter, die so gut in sich das Heiligste zwischen Gott und Welt trägt, beschert ihren Kindern. Aber, wie beschert sie! Da fühlst du erst, was geben heißt, wenn eine Liebe deine bebende Hand ergreift und freundlich leise lächelnd geheimnisvoll an einen Gabentisch dich führt."

Eine Pause entstand.

„Ach, sprich doch weiter", bat Ahmling gerührt. „Wilhelmine hieß sie."

„Ja, Wilhelmine", sagte Heinrich rauh.

Er räusperte sich und schüttete nun sein volles Herz aus in den Erlebnissen um die Welt der Mutter.

Ahmling faltete die Hände. „Ja, ich sehe sie, wenn sie freundlich winkend grüßte. Wie waren diese lieben kleinen Hände schön, Heinrich! Wußten wir das eigentlich?"

„Nein, ich glaube nicht."

„Doch, du! Damals wußten wir es genau so wie heute."

„Nein, das glaube ich nicht."

„Warum nicht?"

„Weil wir nun träumen von damals und die Wirklichkeit kennengelernt haben."

„Da hast du recht!"

Nach einer Pause sagte Ahmling: „Denkst du auch noch an die kleinen Kramläden und das eine einzige Spielwarengeschäft?"

„Ich denke so gut daran wie an den Raritätenschrank meines Großvaters oder Onkel Adolfs Kuckucksuhr."

„Tausend auch, du hast recht. Und Tante Jule. Die Postmeisterin, der Kommandeur, der Amtsverwalter, überhaupt die Honoratioren und die Gesellschaften, wo Tante Jule ständig vom Postmeister zu Tisch geführt wurde, Frau Kommandeur von dem Amtsverwalter. — Ach ja, ach ja!" lachte Ahmling. „Weiter, Heinrich, weiter!"

„Wir sind jedenfalls aus der Trübsal gerettet für heute abend", meinte Heinrich und erzählte Schnurren von dem alten Hans Peter Dreyer und Friedrich Finck.

Immer lustiger erscholl ihr Lachen über solche Geschichten. Der Zauber wirkte, daß die beiden Freunde gegenwärtig den ganzen Umkreis der kleinen Hafenstadt erblickten und den Seegeruch spürten, die Teerjacken rochen und den Ausrufer wie auch die Fischerknechte vor Augen hatten. Da lebte und wirkte ein geheimer Zauber von der an Sonntagen stattfindenden Tanzmusik in einer Hafenschenke, die stets mit fürchterlichen Prügeleien um die Bräute endigte bis zur feierlichsten Beerdigung. Auferstehung im Leben. Tod und Grabrede.

„Ich höre den Des-Akkord. So schlägt die Kirchturmuhr daheim; von der rauhen Witterung ist der eherne Klang geblendet", meinte Ahmling, während Heinrich erschrocken fast leise hinzusetzte: „Ich dachte ebenfalls an die Glocke, aber mehr an den Klang des ersten schrillen Aufschreis in der Sonate von Beethoven. Der klingt ebenso."

Nach einer Pause sagte Heinrich bestimmt abwehrend: „Lassen wir das jetzt! Ungewollt sind wir wieder auf dem Kirchhof."

„Das kommt, weil nur Tote unsere Freundschaft führen. Erinnerungen an die ewigen Freuden unserer Jugendzeit begleiten sie."

Die Freunde reichten sich die Hände. Spät gingen sie auseinander.

Heinrich lag noch lange wach. Er konnte nicht einschlafen, weil er erschüttert war. Seine Einbildung jagte ihn schreckhaft, denn er sah bestimmt die eine einzige entsetzliche Vorstellung: Ahmlings Tod in nächster Zukunft, Marias Verlassenheit und sich selbst zwischen Lisa und seinem eigenen Schaffen.

*

Es erfüllte sich Heinrichs Ahnung. Wenn auch nach Wochen erst die Katastrophe eintrat, erlebte er es doch, daß die bangen Traumschrecken nach jenem Abend bald genug grausame Wirklichkeit werden sollten.

Wie man ein Licht auslöscht, verschied Fritz Ahmling. Er erlebte das Wunder, zwischen Genesung und neuen Schaffenswünschen bis zuletzt aufrecht die Hoffnung zu tragen. So versöhnte er sich nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit dem treuen Heinrich im klarsten Lichte der Überzeugung. Wie tiefenreine Quellen aus dunklen Wirrnissen endlich emporsteigen und im Lichte sich verklären, so war's um die Freundschaft zwischen Musiker und Dichter geworden. Das Trübe war versunken in der Nacht der Scheidestunde. Die Firne leuchteten über den stillen Platz, wo Ahmling seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Was an Gedanken, was an Freuden während dieser letzten Wochen in ihnen lebendig geworden war, das zeichnete Heinrich mit stiller Wehmut auf. Weniger für sich selbst als für Lisa vollendete er die Niederschrift der Gedanken, Stimmungen, Meinungen, von denen sie bewegt wurden, während der Sterbende langsam dem Tal des Todes entgegenwanderte und der Lebende ihn bis dahin begleitete mit allen Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen, wo sich der zeitliche Weg von der Ewigkeit trennt.

Heinrich wollte Ahmlings Gedächtnis lebendig ehren durch seine Worte und sich selbst mit der Vergangenheit versöhnen, dem Rausch des Augenblicks einer Stunde der Vergessenheit in dem seligsten Erwachen.

Aber Lisa wurde nicht dadurch gerührt, wie er gehofft und erwartet hatte. Im Gegenteil, sie fragte ihn unmittelbar: „Hast du dein Drama vollendet, Heinrich?"

„Aber nein", antwortete er betroffen.

„Hast du deine Arbeit vergessen über den Tod, oder die Liebe zu mir?"

„Aber nein", wiederholte er nur noch verwirrter. „Nur jetzt erlebte ich doch so etwas ganz anderes."

Heinrich sprach es vorwurfsvoll aus, denn auch Lisa hätte die stille Wehmut tragen sollen, mit der er Ahmlings letzter Lebenszeit gefolgt war.

Aber sie tat im Gegenteil, als ob das nie mehr lebendig werden könnte.

„Wir waren uns fremd", betonte Lisa. Wie sie das sagte, hätte Heinrich sie hassen mögen. Aber sie tat nichts Unnatürliches in ihrer Abwehr. Sie lebte und liebte. Der Gedanke, Heinrichs stille Trauer durch ihre Worte zu verletzen, kam ihr nicht in den Sinn. Sein Werk stand ihr über alles.

„Du mußt es vollenden!" sprach sie und gab ihm einen Ring mit einem blutroten Stein. „Fritz sollte er gehören. Dir schenke ich ihn."

Er wollte das Geschenk im ersten Augenblick ablehnen. Aber daß er das nicht tun konnte, ohne sie bitter zu verletzen, erkannte er ebensoschnell. Auch wie Lisa ihm jetzt gegenüberstand, war sie gefährlicher für ihn, schöner und begehrenswerter, als er sie je gefunden hatte. So nahm Heinrich denn mit diesem Zeichen die Zukunft an, die ihn vielleicht auf immer von Maria trennte.

Plötzliches leises Heimweh mahnte ihn dabei an Maria. Er war im Zweifel, was er tun sollte. Denn zwei Welten standen vor ihm auf: Marias stummes Werben um die Größe seines Genius, Lisas eifernde Liebe, die ihn stärker beseelte für den Schaffensgeist seiner Arbeit als alles, was er je zuvor gekannt hatte.

Mit Erstaunen erkannte Heinrich wieder, da er vor Lisa stand, welch stark leidenschaftliches Gefühl ihn zu ihr hinzog.

Seine armseligen Bekenntnisse erschienen vor der Frau nichtig im Gegensatz zu der stark antreibenden, herausfordernden Rätselkraft, mit der sie tief schlummernde Gedanken in ihm weckte.

Ja, Ahmling und er hatten gewiß im Glauben an sich selbst, an ihre Freundschaft auch, Lisa bis zu den letzten vierundzwanzig Stunden vor Fritzens Ende auszuschalten versucht.

Als sie gekommen war, um am Lager des Sterbenden die letzte liebespflichtige Wache zu halten, da war Heinrich still hinausgegangen. Er wollte die beiden, die einander verbunden waren, durch seine Gegenwart nicht stören. Es gehörte ihm nur der Gedanke an den Tod seines Freundes mit der Seele dieser Jugenderinnerungen, die sie gemeinsam verlebt hatten. Und die Trennung, die jetzt bevorstand, würde bitter sein. Denn alles nahm sie hinfort, was ihnen einst zusammen gehört hatte. Aber gerade da gelobte er sich: Du willst Zug um Zug die Gedanken niederschreiben, die euch glücklich machten.

So war es geschehen, daß er das Leben in der kleinen Stadt vor sich selber noch einmal aufbaute. Aber Lisa zerstörte bald darauf den Traum. „Wozu die Erinnerungen, Heinrich? Sei fest, sei stark, pack' die Gegenwart an. Sie bringt dich weiter."

Sie trieb ihn zwar zur Verzweiflung mit dieser herben, kühlen Vermahnung, an die Gegenwart zu glauben. Dennoch ergriffen Heinrich ihre Worte. Er erlebte etwas unter dem Gefühl der Spannung, das zwischen ihm und ihr sich entwickelte.

Wie seltsam war diese Frau! Wenn sie von Ahmling sprach, so geschah es mit Ernst, ja, fast mit achtungsvoller Scheu. „Er hatte das Leben, und ihm gehörte es nicht!" Weiter kam sie nicht. Es war, als ob sie noch etwas auf der Seele hätte. Dennoch schwieg sie. Und Heinrich mochte nicht fragen.

Aber Ahmlings Werk sollte leben. Das wollte sie. Mit Inbrunst erwies sie diesem seinen auf sich selbst gestellten Schöpfertraum tiefe Achtung. Sie betrachtete das Werk mit jener scheuen Ehrfurcht, die man vor Dingen empfindet, die unerreichbar hoch erscheinen.

Das persönlichste aller Worte, das sie je über Ahmling gesprochen hatte, erlebte Heinrich auf einem einsamen Spaziergang mit ihr.

Sie waren zum letztenmal vor der Abreise von Bozen nach München am Grabe gewesen.

Keines von beiden sprach auf dem Kirchhof. Aber vor der Pforte an der Kirchhofsmauer blieb Lisa stehen. „Niemals werde ich dieses Grab je wiedersehen", sagte sie.

Erschrocken fragte Heinrich: „Wieso? Warum denn nicht? Du brauchst doch nur einmal herzureisen, wenn du Sehnsucht hast."

„Ich, Sehnsucht nach der Abgeschiedenheit? Kaum; die Ruhe der Toten hat etwas unwirklich Gewordenes. Mich friert. Es ist mir auch, als ob ich Ahmling nie im Leben gesehen hätte."

„Lisa!" sagte Heinrich vorwurfsvoll. „Du versündigst dich und tust mir weh."

(Fortsetzung folgt.)



Leichter im Kohlenhafen von Swinemünde / Nach einem Gemälde von Karl Säwert

Wie sieht es eigentlich in der Sahara aus?

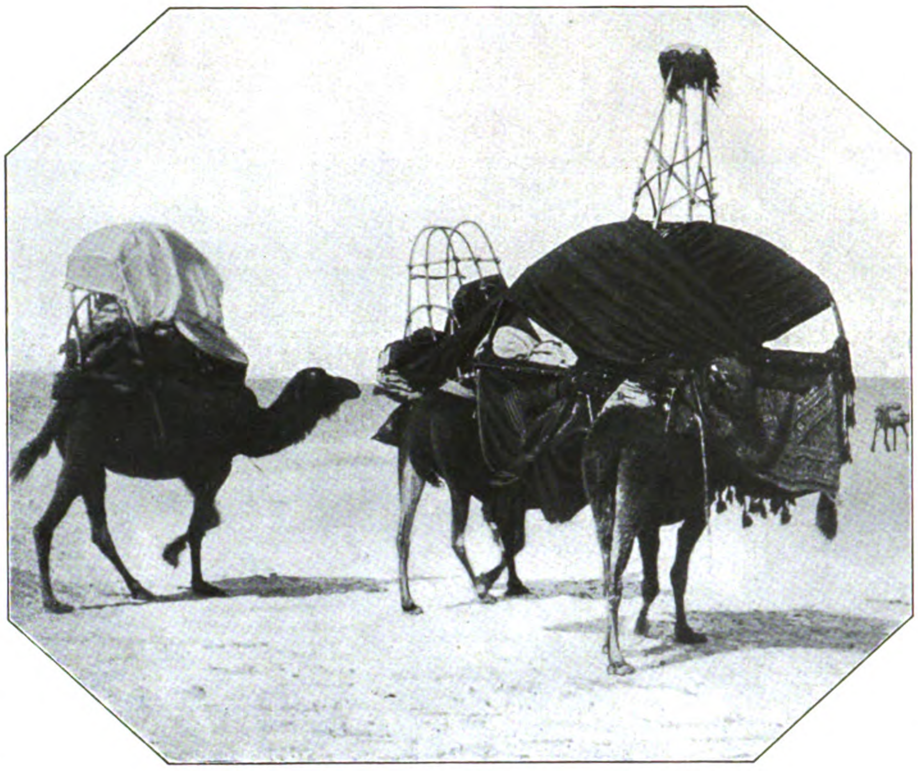
Selbst heute noch gilt die Wüste Sahara aller Welt als eine riesige Mulde von Sand, erfüllt von Hitze und Staub und — Räubern. Dazu Kamele und verschleierte Weiber. Die Wirklichkeit aber? Eigentlich stimmt das alles, in einem höheren Sinne versteht sich, und trotzdem — es kommt noch allerlei dazu.

Da ist zuerst einmal das Landgebiet, nicht viel kleiner als Europa, aber eine ungefüge Masse, die dem Nachbar auch nicht den kleinsten Finger hinstreckt. Dieser Raum besteht aus ungeheuren Gesteintafeln allerverschiedenster Höhe. Da sind Tafeln, die fünfzig oder hundert Meter über dem Meere liegen, doch ganz weit weg steigen andere mit steiler Wand einige hundert Meter höher empor. Und mitten durch die Sahara hindurch, von Nordwest nach Südost, zieht eine langgestreckte Folge von richtigen Tafelgebirgen, bis dreitausend Meter hoch, von deren Flanken das Gelände seitwärts abdacht.

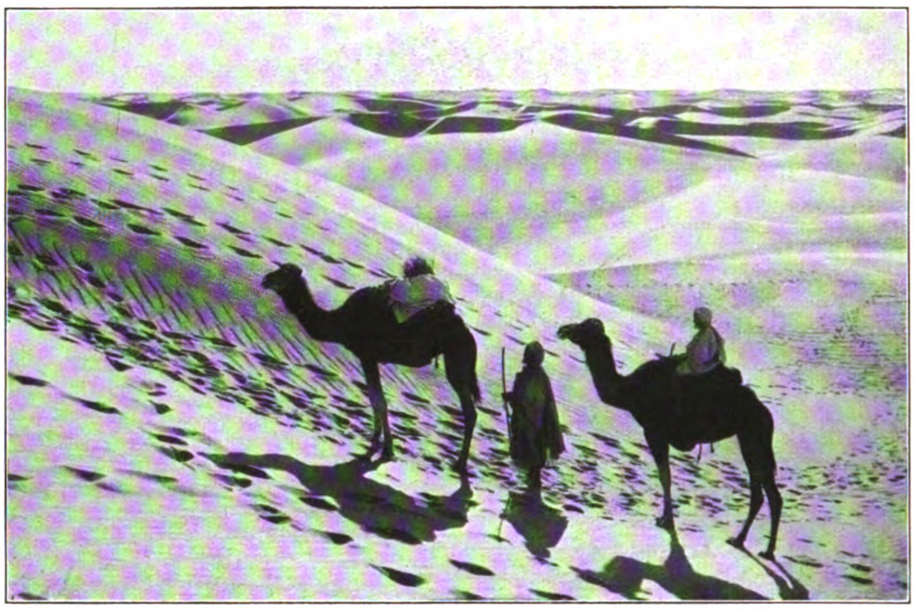
So besteht das Land zu allermeist aus festem Gestein, sei es, daß platte Steinebene alles erfüllt oder grobe Steinscherben den Fuß behindern, sei es, daß ein Meer von Kieseln unabsehbar den Wanderer umgibt. An vielen Stellen aber liegt Sand über das Gestein gebreitet, entweder als dünne Flugsandschicht oder in Gestalt hoher Dünenhügel. Die Dünengebiete, oft wahre Gebirge, sind der schlimmste Feind des Verkehrs und riegeln einzelne Teile der Sahara vollkommen voneinander ab. In den Steingebieten wird der Verkehr durch das schreckliche, alles Leben ertötende Klima sehr erschwert.

Die Sahara steht größtenteils unter der Herrschaft nördlicher Luftströmungen; die aber bringen, da sie von kühleren Breiten in einen Höllenkessel von Glut wehen, so gut wie gar keine Niederschläge. Nur der Süden empfängt, namentlich auf seinen Bergeshöhen, von Innerafrika her etwas Sommerregen. Doch praktisch ist die Sahara regenlos. Dazu ist sie im Sommer, d. h. neun Monde lang, kochheiß, und auch während der übrigen Zeit sinkt die Wärme nur in den Gebirgen öfters einmal nachts unter den Gefrierpunkt. Infolgedessen gibt es lediglich einen einzigen dauernd fließenden Fluß, nämlich den Nil, dessen Wasser, aus den entfernten tropischen Seen gespeist, sich bis zum Mittelmeer hindurchschleppt. Alle anderen Talbetten führen bloß nach gelegentlichen Regenfällen für einige Stunden Wasser, das dann schnell im Sande versiegt. Sonst aber kann pflanzliches Leben an den Rändern der Wüste, d. h. im Grenzgebiet ergiebigerer Regengegenden, oder in gewissen höher gelegenen Strichen entstehen. Das ist dann Steppe von niedrigem und sehr weitständigem Krautwuchs, meist mit holzigen Stengeln. Steppe, die viele Monde lang tot und grau daliegt, um nach Sprühregen für wenige Wochen zum Leben zu erwachen. Man hat berechnet, daß in der Sahara fast zwei Drittel des Bodens kahle, vollkommen pflanzenlose Wüste und nur ein Drittel Steppe ist.

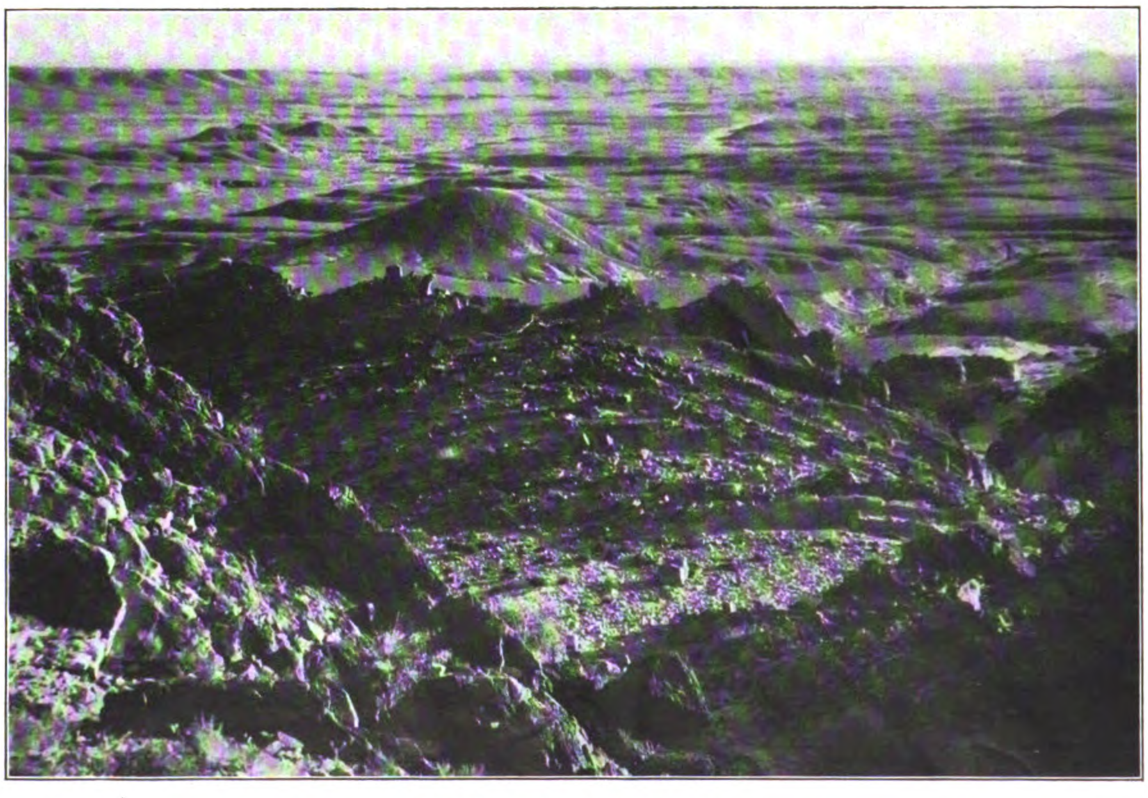
Rosig geschummert oder perlgrau verschleiert, oft auch in rotgelbem Lichte strahlend, darüber ein weißlichblauer, nie recht klarer und vollsaftiger Himmel, in dessen Mitte hoch oben die glutige Sonne steht, all dies ohne das geringste Fleckchen Schatten — im Mondenschimmer kreidig grell mit harten, tiefdunklen Winkeln und unter schwarzblauem, sternbesätem Firmament — das ist die Sahara. Ihr wesentlichstes Merkmal ist eigentlich nicht Hitze oder Ödnis oder Menschenarmut, nein, das ist die Unerbittlichkeit ihres Charakters. Sie kennt nur das eisige Entweder-Oder. Man kann in ihr sterben, aber man kann nicht in ihr, nicht von ihr leben. Sie ist Feind alles dessen, was Blut in Adern hat. Ihr wichtigstes Lebewesen ist der Wind, ihre lauteste Stimme das geheimnisvolle Singen und Klingen des Sandes.



Frauensänften arabischer Beduinen.



Dünenwüste.



Steinwüste in der algerischen Sahara.

Die Menschen in ihr leben nicht von der Wüste, sondern gegen sie. In den kümmerlichen Steppen hausen ein paar Wanderstämme, nur wenige hunderttausend Köpfe — Tuareg, Tibbu, Bega und Araber, alles hagere und sehnige, unglaublich genügsame und, bei Gelegenheit, unglaublich unmäßige Leute, die das Gesicht vor der Austrocknung und Verbrennung durch Schleier schützen. Sie weiden mit ihren Kamel- und Ziegenherden den Krautwuchs ab und müssen, um neue Futtergebiete zu finden, rastlos umherziehen. An die seßhaften Umwohner vertreiben sie Wolle und Häute und tauschen dafür Datteln und Mehl ein. Außerdem vermitteln sie durch Gestellung von Kamelen, Treibern und Schutzwachen den Karawanenverkehr durch die Wüste.

Aber es gibt auch Menschen, die jahraus, jahrein am selben Orte sitzen. Das sind die Bewohner der Oasen und der Handelsstädte. An einer Anzahl Stellen der Sahara hat man das Grundwasser ergraben können und mit seiner Hilfe Kulturpflanzen angebaut. Man nennt solche Örtlichkeiten Oasen. Im Tal des Nils hatte man sogar gleich das Flußwasser zur Verfügung, weshalb das Niltal die größte und bedeutendste Oase geworden ist.

Übrigens sind die Oasen im Innern der Sahara meist recht dürftig. Verschiedentlich findet man, oft ganz ohne Palmoasen, mitten in der Wüste kleine Städte, die ausschließlich vom Zwischenhandel leben und als Stützpunkte der Karawanen dienen. Einige wurden sogar nur zur Ausbeutung von Steinsalzminen angelegt, von denen aus der salzarme Sudan versorgt wird. Die Flächen all dieser Oasen und Städte ergeben noch nicht einmal zwei Hundertteile des Flächeninhalts der Sahara. Die Zahl der Bewohner dieses gewaltigen Länderraums beträgt vierzehn Millionen, von denen allein dreizehn Millionen in Ägypten wohnen.

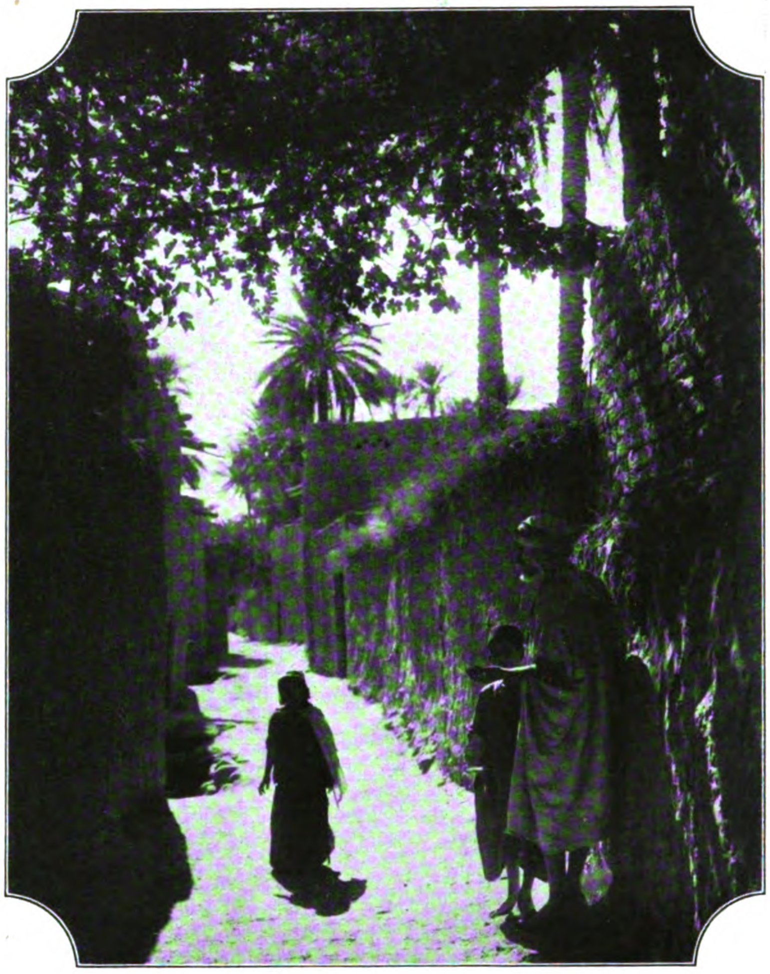
Aber kein Winkel der Erde ist so kümmerlich, daß nicht Macht- und Habgier europäischer Mächte sich auf ihn stürzen würde. Schon 1852 rückten die ersten Fremden ein, die Franzosen, die von Algerien aus die angrenzenden Teile der Sahara besetzten. Dreißig Jahre später kamen die Engländer dazu, die sich in Ägypten einnisteten. Gleich danach faßten die Spanier im äußersten Westen der Sahara Fuß, und 1911 glaubten die Italiener nicht zurückbleiben zu dürfen und fielen an den Syrten ein. Wirtschaftlichen Nutzen haben bisher nur die Engländer von der Sahara gehabt, indem sie die ägyptische Niloase zu einem der bedeutendsten Baumwollgebiete der Erde machten. Für die übrigen Räume der Sahara gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder Entdeckung von Minerallagerstätten, an denen es bisher so gut wie ganz fehlt, oder technische Nutzbarmachung der Sonnenstrahlung. In letzterem Belang würde gerade die Sahara, das heißeste Gebiet der Erde, selbst die allerkühnsten Erwartungen übertreffen. Ewald Banse.





Arabischer Beduine.
Rechts nebenstehend: Oasendorf in Siban (Algerische Sahara).





Oasenidyll in Tripolitanien.
Rechts:
Gasse in der südalgerischen Oase Biskra.



Krieger der Tuareg.



Halbsteppe in der Libyschen Wüste.

Nordische Studentenbräuche



„Hoch soll er leben!" — Gebührender Empfang der neubackenen Studenten, die das Abitur gemacht haben, durch ihre Freunde vor der schwedischen Akademie in Åbo (Finnland).



Sie wollen nicht mehr „trocken" bleiben! — Protest der (zwischen dem Anfang der schriftlichen Arbeiten und dem „Examen artium" stehenden) norwegischen „russ" (Examenskandidaten) gegen das Alkoholverbot, dessen Aufhebung infolge des Abstimmungsergebnisses bald zu erwarten ist, im Studentenhain zu Oslo.

Dem nordischen Studentenleben scheint die Sonne und Wärme der deutschen „Burschenherrlichkeit" zu fehlen. Vergebens sucht man die Farbenpracht der bunten Mützen und Bänder; nirgends im Norden hört man frohen Becherklang und lebensfrohe Studentenlieder, so wie an der Kneiptafel deutscher Akademiker. Nein, deutsches Verbindungsleben gibt es nur einmal auf der Welt, kann es nur in den Ländern deutscher Zunge geben. Und doch besitzt auch das nordische Studentenleben seine Reize, seine Eigentümlichkeiten, wie man sie in keinem anderen Lande wiederfindet.

Feierlich ist überall in Skandinavien — wozu wir auch Finnland zu rechnen haben, das trotz des Sprachunterschiedes kulturell, geographisch und geologisch zu Skandinavien gehört — der Übergang des Schülers zum Studenten. Mit „Student" bezeichnet man in den nordgermanischen Sprachen nicht, wie bei uns, nur den, der an einer Hochschule studiert, sondern jeden, der das Abiturientenexamen abgelegt hat — gleichgültig, ob er studiert oder in einen anderen Beruf geht. Daher kann man auch von einem alten Herrn (oder einer alten Dame) sagen: Er ist Student. In Schweden und Finnland ist die von beiden Geschlechtern unterschiedslos getragene weiße Mütze infolgedessen nicht das Symbol des akademischen Bürgers, sondern beweist nur den abgeschlossenen Schulgang des Trägers.

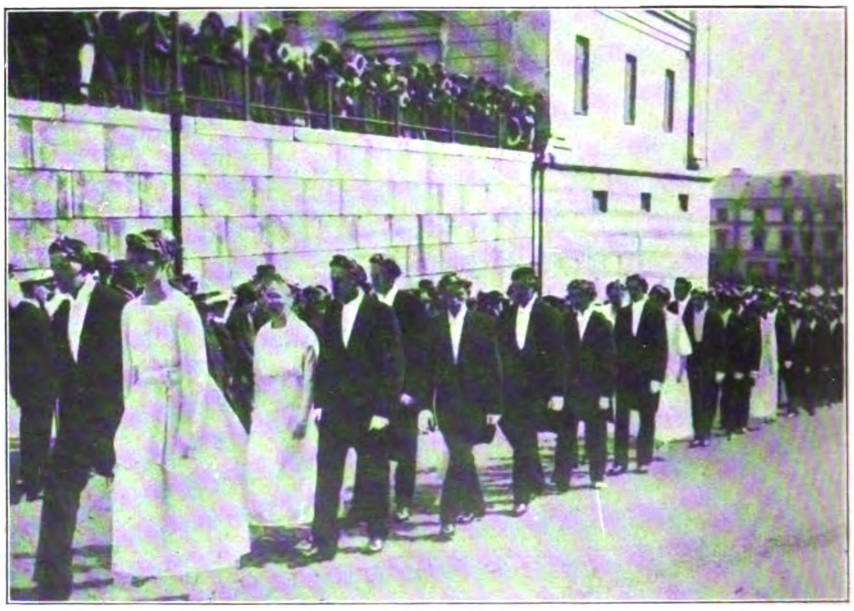
Der „Tag der weißen Mütze", an dem der junge Civis academicus das Zeichen seiner Würde aufs Haupt gedrückt bekommt, verläuft gewöhnlich sehr stimmungsvoll: eingeleitet mit ernsten Abschiedsworten, dann draußen vor dem Tore fortgesetzt durch ein in die Tat umgesetztes „Hoch soll er leben!" und ausklingend in dem Konsum von Flüssigkeiten, deren Menge und Konzentration umgekehrt proportional ist dem Grade des in dem betreffenden Lande herrschenden Alkoholverbots (in Finnland strengstes Totalverbot, in Norwegen Heißweinverbot, dessen Aufhebung bevorsteht, in Schweden Kartensystem).



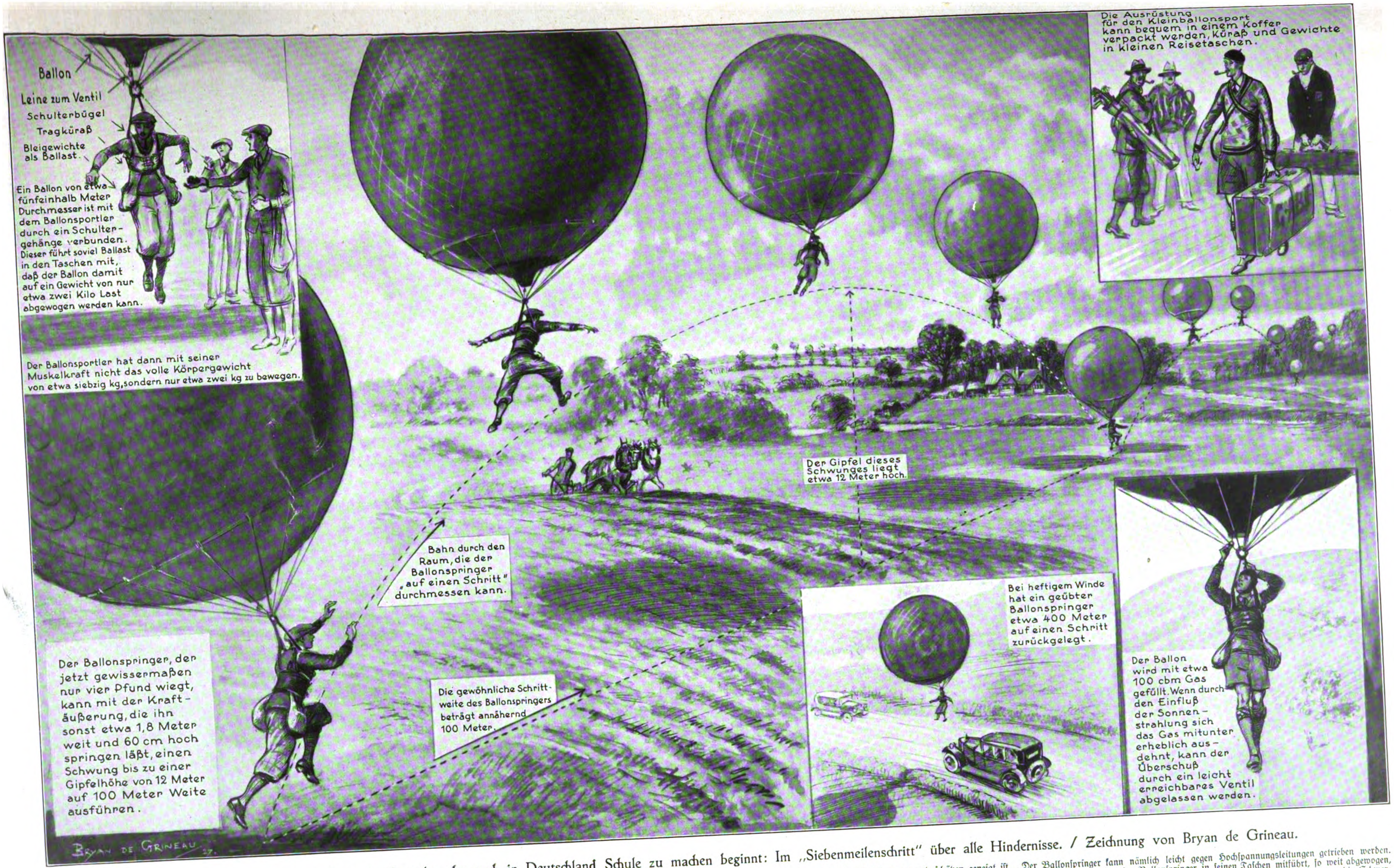
Ein Kranz aus zarter Hand: Die „Kranzbinderinnen" auf dem Wege zur Magisterpromotion (unserem Staatsexamen entsprechend), wo die frischen Magister bekränzt werden und einen Goldring erhalten.

Den merkwürdigsten Ausdruck findet die Examensfreude in Norwegen. In den Wochen zwischen dem Anfang der schriftlichen Arbeiten und dem mündlichen Prüfungstag zum „Examen artium" ist Oslo kaum wiederzuerkennen. Auf dem sonst so friedfertigen „Carl Johan", der Hauptstraße der norwegischen Hauptstadt, toben übermütige Scharen rotgekleideter Gestalten: Es sind „russ" (wohl abgeleitet vom lateinischen „depositurus", d. i. einer, der etwas — wahrscheinlich den Übermut der Jugend — ablegen will), die in der Examenszeit das Recht haben, sich nach Herzenslust auszutoben. Nach bestandener Prüfung werden dann die roten Mützen auf einem Scheiterhaufen verbrannt. An einigen nordischen Hochschulen, besonders in Finnland, z. T. in Schweden, gibt es Landsmannschaften, Nationen oder Abteilungen genannt, die etwas an deutsche Verbindungen erinnern. Es sind jedoch wirkliche Landsmannschaften, denen alle aus der betreffenden Provinz stammenden Studenten und Studentinnen angehören müssen. Besonders ausgeprägt ist das Leben der Upsalaer Nationen, deren Zusammengehörigkeit am engsten ist, und die sogar gemeinschaftliche Grabstätten besitzen. — Sehr eindrucksvoll werden in Finnland die alle vier Jahre stattfindenden Magisterpromotionen, die unserem Staatsexamen entsprechen, gefeiert. Jeder „fil. mag." hat eine eigene Kranzbinderin, die ihm den Lorbeer reicht. Dr. Graßmann, Helsingfors.





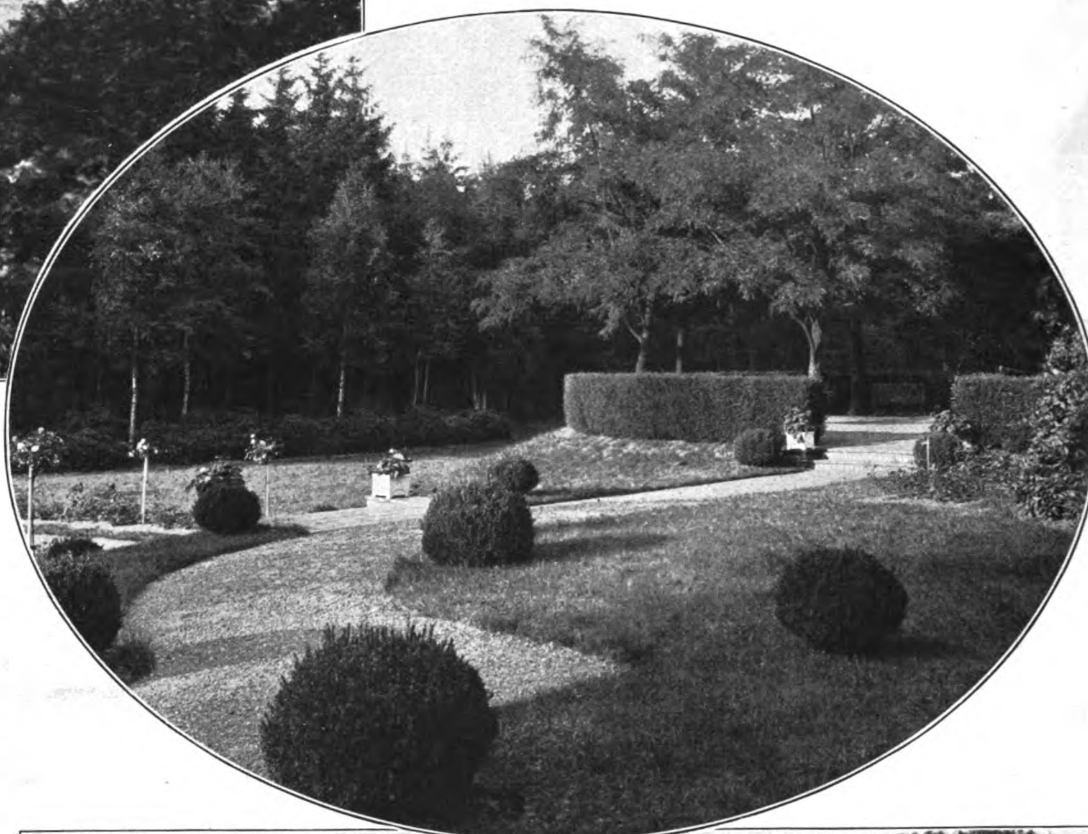
Links: Der „Tag der weißen Mütze" in Åbo, Finnland: Finnische Studentinnen nach bestandenem Examen. Die weiße Samtmütze mit goldener Lyra ist das Kennzeichen der Studierenden beider Geschlechter. — Rechts: Nach hartem Tanz — im Lorbeerkranz: Die bekränzten Magister verlassen die Helsingforser Universität.



Das Ballonspringen, ein neuer Sport in Amerika, der auch in Deutschland Schule zu machen beginnt: Im „Siebenmeilenschritt“ über alle Hindernisse. / Zeichnung von Bryan de Grineau.

Von Amerika kommt ein neuer Sport herüber, der dort als balloon-jumping bezeichnet wird. Er ist jenseits des „Großen Teiches“ schon sehr populär geworden, besonders weil man dort seine Gefahren zu unterschätzen geneigt ist. Der Ballonspringer kann nämlich leicht gegen Hochspannungsleitungen getrieben werden. Dabei hat schon einer der berühmtesten Fallschirmspringer, der gleichfalls begeisterter Anhänger dieses Kleinballon-Sports war, drüben sein Leben lassen müssen. Der kleine Tragballon von nur ungefähr hundert Kubikmeter Inhalt wird durch den Ballast, den der Ballonspringer in seinen Taschen mitführt, so weit abgewogen, daß der Springer nur etwa zwei Kilogramm statt etwa sechzig bis siebzig wiegt. Der Schwung, der ihn sonst etwa sechzig Zentimeter hoch und zwei Meter weit bringt, führt ihn hier bis zu einer Höhe von zwölf Meter und etwa hundert Meter weit. Man kommt sich geradezu auf den Mond versetzt vor, wo die Schwerkraft sehr viel geringer als auf unserer Erde ist. Wenn dort Luft und Wasser vorhanden wären, könnte ein Erdbewohner drüben ohne Ballon in ähnlicher Weise umherspringen. Bei starkem Winde kann der Ballonspringer Hunderte von Metern weit geführt werden; aus Amerika ist ein Fall bekannt, wo die zurückgelegte Strecke sogar vierhundert Meter betrug. Eine Steuermöglichkeit in seitlicher Richtung ist nicht gegeben, da der Springer durch seitliche Pendelbewegungen des Körpers den Ballon nur wenig zu beeinflussen vermag. Dagegen hat er auf die Steighöhe, auf die zu erreichende Gipfelhöhe, Einfluß sowohl durch den Stoß beim Absprung als auch durch etwaiges Abwerfen von Ballast, bzw. durch das Öffnen des Ballonventils, das durch eine Leine im Füllansatz des Ballons erreicht werden kann. Vielleicht läßt sich dieser Sportballon durch Anbringung einer geeigneten Reißleine auch im Notfall in einen Fallschirm umwandeln. Dr. H. H. K.





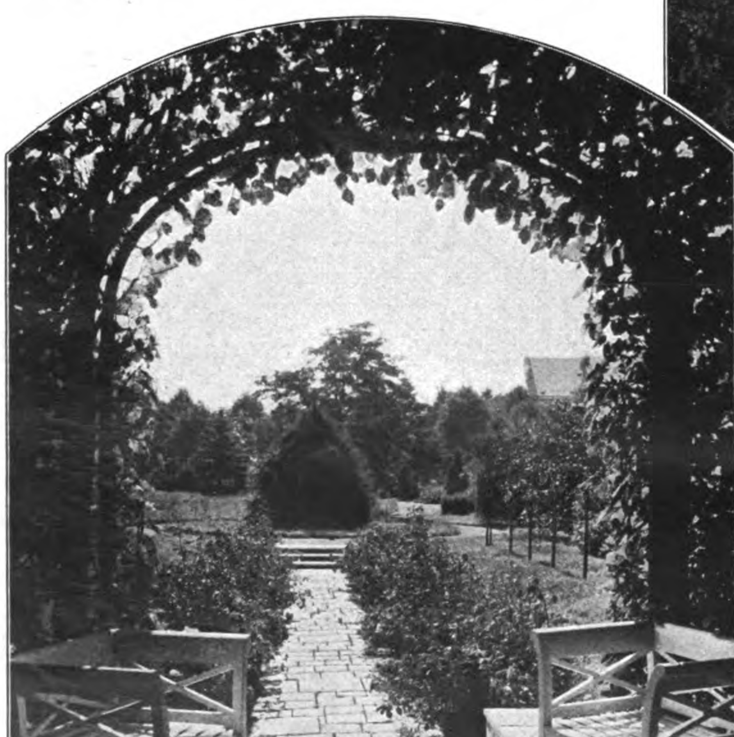
Gartenterrasse in einem Landgut zu St. Magnus bei Bremen.
Im Oval: Partie eines Villengartens in Bremen-Vahr.

Naturleben und Formgesetz

Mit Abbildungen nach Garten- und Parkanlagen von Fr. Gildemeister, Bremen.

Jeder gestaltende Künstler ist gehalten, materialgemäß zu schaffen. Der Architekt, der Bildhauer, der Maler, der Dichter, der Komponist hat es in dieser Hinsicht verhältnismäßig leicht, denn sein Material ist als solches von einer gewissen Gleichheit und Dauer. Demgegenüber befindet sich der Gartenarchitekt in einer überaus komplizierten Lage. Sein Material: Baum, Gras, Blume, Staude, Hecke und so weiter, lebt unmittelbar, ist eingeflochten in das Chaos der Wandlung, regt sich in jener ungebändigten Freiheit, die aller Natur zu eigen ist. Und aus diesem Ruhelosen soll ein Gebilde hergestellt werden? Diese quillende Gesetzlosigkeit soll in den Zwang einer Form gepreßt werden? Nimmt sich das nicht von vornherein wie ein logischer Widersinn aus? Ja, und das wilde Weben und Blühen soll gar noch in Einklang mit Baulichkeiten, symmetrischen Terrassen, Freitreppen, gezirkelten Wegen, Gartenmöbeln, kurzum, mit allerlei Architektur gebracht werden? Die Chinesen haben die Konsequenz gezogen und Gärten angelegt, die nichts wollen, als das Schilf, den Pfirsichbaum, die hangende Weide oder die Lotosblume in ihrem unberührten Wesen darzutun . . .

Aber beugen wir uns doch einmal aufmerksam nieder zu einer Blume, sinnen wir doch einmal über die Eigenart eines Zweiges nach! Herrscht da völlige Freiheit? Waltet da nicht vielmehr innen ein geheimnisvolles und mildes Gesetz? Gewiß, es lebt ein jegliches, es ändert sich ein jegliches, aber diese Änderung, ist sie nicht nur graduell, niemals prinzipiell? Mag die Blume Heliotrop gedeihen, wie es ihr immer gefällt, dem Formgesetz, Heliotrop zu sein, kann sie nicht entrinnen. Philosophisch gesprochen: alles, was da im Garten grünt und blüht, ist nur ein Abbild einer ewig feststehenden „Idee". Nichts kann sich aus dem Bereich seiner Idee lösen. Mag das wechselvolle Sich-Regen der Pflanze äußerlich wie ungebundene Freiheit aussehen, auch dies Leben gehorcht zu innerst einer Notwendigkeit . . . Der organischen Notwendigkeit, der organischen Form, der „Idee" nachzuspüren, zu erspähen, wo die Natur sich unter scheinbarer Regellosigkeit als Zucht und Gesetz bemerkbar macht, und die Erkenntnisse bei der Gestaltung des ganzen Gartenkomplexes zu verwirklichen, in einem besonderen und, man verzeihe das gewaltige Wort, „kosmischen" Sinne Architektur zu treiben, darin besteht zuvörderst das schwierige Geschäft jenes Künstlers, den wir Gartenarchitekten nennen . . . Wie weit es der vornehmen und männlichen Gesinnung des Bremers Fr. Gildemeister gelungen ist, dem skizzierten Ideal gerecht zu werden, mag man aus den Abbildungen entnehmen. Uns will scheinen, als ob es hier geglückt sei, nicht, was oft erstrebt wird, die Mitte zwischen Form und Freiheit zu finden, sondern, was kühner ist: die Synthese zu vollbringen. Dr. Manfred Hausmann.





Gartenhaus mit davorliegendem Wasserbecken eines Landgutgartens in St. Magnus.
Links nebenstehend: Villengarten in Bremen-Schwachhausen.

GOTTES HÄNDE

VON HELLMUTH UNGER

Aldeamento im Staate Rio Grande do Sul ist eine kleine, armselige Ortschaft zwischen dem Lageado Grande und dem Rio Passo Fundo, die beide an der Grenze Uruguays in den Rio Pelotas münden, ein nichtsnutziges Dorf mit drei Dutzend Häusern aus Wellblech oder Holzplanken, die sich nicht wie ehrliche Wohnstätten um eine Kirche scharen, sondern um einen Gasthof. Don Rosario heißt sein Besitzer. Auch dieser Gasthof ist nicht mehr als eine elende Bretterbude, aber er liegt an einem freien Platze, auf dem allwöchentlich Markt und Gericht gehalten werden. Niemand von den Einheimischen oder Fremden kommt an Don Rosarios Schenke vorbei, ohne einen Trunk zu nehmen. Don Rosario ist der Klügste von allen gewesen, die sich hier niederließen; er ist das Haupt der Ortsgemeinde, ihr Führer und oberster Richter. Er macht Gold hinter seinem Bartisch.

Ja, dies Aldeamento ist ein trauriges Dorf oder war es jedenfalls noch in der Zeit, in der diese Geschichte sich ereignete, die so wundersame Folgen haben sollte. Damals waren die ungezählten deutschen Auswanderer, die von den Seehäfen São Francisco und Rio Grande ins Land strömten, noch nicht so weit nach Westen vorgedrungen. Erst viel später haben sie durch Fleiß und Ordnung das Land zwischen den Strömen in einen blühenden Fruchtgarten verwandelt. Dafür gab es damals noch um so mehr Gesindel dort, dem ein Menschenleben nicht mehr als eine Pistolenkugel wert war; das stahl, raubte, brandschatzte, um dann über die nahe Grenze zu verschwinden. Don Rosario hatte nicht oftmals über Banditen Recht zu sprechen. Die letzten Stämme der Indios lebten schon mitten zwischen den Weißen, dienten ihnen und versuchten vergeblich, sich zu halten. Branntwein und Kugeln vernichteten sie von Jahr zu Jahr mehr. —

Ein Mann, der in Aldeamento allgemein nur mit dem Spottnamen „der Molch" gerufen wird, weil man seinen richtigen Namen nicht mehr kennt oder vergessen hat, ein arbeitsscheuer Tagedieb und Herumstreicher, lungert schon am Frühmorgen in Don Rosarios Schenke herum. Er sitzt stumpfsinnig in der Stubenecke und trinkt. Er ist noch nicht lange im Lande und hat niemals Glück gehabt. Niemand liebt ihn, eben wegen seines molchhaften Wesens, und niemand traut ihm. Er ist sogar den meisten verhaßt. Auch Rosario achtet ihn wenig, aber er weiß, wie gefährlich der geschmeidige, hinterhältige Bursche sein kann. Mehr als anderen sieht er es nach, wenn der Molch seine Zeche nicht immer gleich bezahlt. Wenn er Geld oder etwas anderes Wertvolles hat, Vogelbälge, Felle, Silberbrocken oder Diamantenstaub aus den Flüssen, bringt er's zuerst zu Don Rosario und löscht seine Schulden aus. Er ist wohl der einzige, dem er traut, und Don Rosario hat ihn auch noch nie mit heimlich erhöhter Zechschuld betrogen.

Der Molch hockt beinahe schläfrig da, und sein zernarbtes Gesicht ist gegen die Tischplatte geneigt. Die Fäuste stützen die sonnengebräunte Stirn. Die Augen sind hinter schweren, schmutzigen Lidern versteckt, aber seine Ohren sind scharf und geübt. Kein Laut, kein Gespräch entgeht ihnen. Einer der frommen Padres von Santo Angelo im Dienste der Mission sitzt mit einer Gruppe Einheimischer zusammen und wartet auf einen Begleiter, mit dem er nach Süden reiten will. Neben ihm befindet sich der älteste Häuptling der Indios, ruhig und würdevoll. Er hat mit einigen Gefährten selbstgeflochtene Teppiche und Tongefäße zum Markt gebracht. Er muß warten. Es ist noch zu früh am Tage. Was der Padre da den anderen erzählt, gilt wohl dem alten Häuptling, dessen Stamm der allerletzte ist, der noch nicht zum Christentum übergetreten ist.

Der Molch hat das sofort durchschaut.

Mag er schwatzen! Ein paar Wortbrocken machen ihn wieder aufhorchen. Ist da wirklich einer, der Zeit und Lust hat, anderen Märchen zu erzählen? In den Augen des alten Häuptlings steht zaghafte Verwunderung. Die Indios haben Kinderseelen, und sie glauben nur an die Götter, die sie sehen. Der Gott des Padre aber ist immer unsichtbar. Der Padre sagt es ja selbst, er und keiner hätte ihn je gesehen. Die anderen am Tisch, solcher Gespräche längst entwöhnt, nicken nur.

Nein, niemand hat ihn je gesehen.

„Aber seine Hände", sagt der Padre eifrig, „spürt man überall in der ganzen Welt. Und brauchen wir den zu sehen, den wir immer wieder aus hundert Taten erkennen? Gottes Hände sind überall."

Der fromme Padre von Santo Angelo glaubt es, und die anderen nicken. Der Indio sitzt reglos.

„Ja, diese Hände wirken, heilen und helfen, schirmen und schützen. Niemand kann sich ihnen entziehen. Und wer an Gott glaubt, spürt, daß sie auch über ihm sind."

Was für ein Unsinn! denkt der Molch und lacht grimmig vor sich hin. Gottes Hände! Gottes Hände! Wären sie wirklich über der Welt, gäbe es dann nicht mehr Gerechtigkeit? Überall? Als er in Santa Catharina landete, damals, hatte er nicht schon am zweiten Tage dies höllische Fieber bekommen, das ihn niederwarf in phantastische Träume und Qualen, aus denen er erwachte, seiner ganzen Habe von Fremden beraubt, von seinen Reisegefährten verlassen? O diese Hunde! Sie ließen ihn in den Krankenbaracken am Hafen zurück. Mochte er verrecken, wenn's ihm behagte. Gottes Hände! Auf dem Dampfer von Bilbao war ein Mädchen gewesen, Juana, die Braut Josés, wie die anderen behaupteten. Er liebte sie im ersten Augenblick, als er sie sah, und begehrte sie. Hatte er sie nicht gefragt, ob sie frei war? Ja, sie war noch niemand versprochen. Sie reiste mit den anderen hinüber in ein neues Vaterland. So war es doch gewesen, und sie hatte es selbst gesagt. Weshalb sollte man einem Mädchen nicht glauben, das man liebte? Als er sie nach seiner Krankheit vor Don Rosarios Gasthaus wiedersah, war sie längst Josés Frau geworden. Und jeder konnte spüren, wie glücklich sie war. Hatte sie ihm vielleicht ein Versprechen gegeben? Nicht daß sie es wüßte. Unbeachtet ließ sie ihn stehen. Und dieser Teufelskerl José hatte nur auf die Pistole im Gürtel geschlagen und gelacht. Wenn der Molch damals eine Waffe gehabt hätte, José hätte nicht zweimal gedroht. Gottes Hände! Gottes Hände! Ging es nicht allen besser als ihm? Wann erwuchs ihm Segen aus einem Geschäft? Die Auswanderer von Bilbao hatten sich längst weit übers Land verstreut; sie machten Urland fruchtbar, bauten sich Häuser, hielten sich Schafe, Pferde und Rinder. Niemand wünschte seine Hilfe dabei, suchte seine Arbeitskraft. Man verachtete ihn und ging ihm aus dem Wege. Und so hatten sie ihn alle zum Feinde bekommen, der um ihr Besitztum herumschlich und auf Beute lauerte. Keiner klagte ihn in Aldeamento an, wenn ein Stück Vieh abhanden gekommen war, wenn etwas gestohlen wurde, aber sie wußten es alle, daß der Molch der schlimmste von allen Dieben war.

In sich verduckt, sitzt der Molch am Tische und lauscht. Immer neue Gäste füllen Don Rosarios Schenke, trinken, schwatzen, prahlen und versuchen, miteinander Geschäfte zu machen. Der hat dies und jener das. Der Molch hat seine Ohren überall. Er liegt wie ein Raubtier auf der Lauer. Wenn seine Zeit gekommen ist, will er sich auch an den Geschäften der anderen beteiligen, allerdings auf seine Art. Er will sie alle übergaunern, betrügen, schädigen. Er ist glücklich bei dem Gedanken, daß sie ihn fürchten.

Die Eingangstür wird wieder aufgestoßen. Der Molch erkennt den neuen Besucher sofort. José ist nach Aldeamento gekommen. Hat er auch Angelegenheiten zu erledigen? Und wo bleibt Juana? Wie?

Nein, er ist allein gekommen. Er grüßt nur kurz und wendet sich sofort an Don Rosario, der ihm hinter dem Bartisch zublinzelt.

Oh, die beiden haben also ein besonderes Geschäft miteinander. Der Wirt läßt seine Frau allein weiterbedienen und geht mit José in sein Wohnzimmer. Dort sind sie ungestört.

Der Molch sitzt reglos, stumpf, schläfrig. Seine Nachbarn am Tische beachten ihn nicht. Und sie sehen nicht, wie gefährlich die Blicke sind, die unter den halbgeöffneten Lidern zur gegenüberliegenden Tür tasten, als könnten sie sie durchdringen.

José hat ein Geheimnis, und für den Molch ist's nicht schwer, es zu erraten. Da oben, nördlich von Santo Angelo, haben die Ansiedler schon oftmals Gold gefunden. Nicht viel, gewiß, kleine Brocken, mühsam aus dem Sandboden herausgewaschen, aber doch Gold. Es hatte nur noch keiner das rechte Glück gehabt, auf eine starke Ader zu treffen. Irgendwann einmal wird das doch geschehen. Don Rosario liebte das Gold, und er kaufte es von den Ansiedlern. Wenn nun dieser verdammte José, den der Molch haßte wie keinen anderen Menschen auf der ganzen Welt, hierher kam, dann wußte einer wie er sofort, welche Geschäfte der alte Nebenbuhler mit Don Rosario hatte. Alles, was dieser José begann, schlug ihm zum Glück aus. Die Tramps erzählten, wie herrlich sein Acker wäre, wie prachtvoll sein Vieh. Und jetzt war er vielleicht auf die Goldader gestoßen, die andere seit Jahren da oben suchten und nicht fanden, weil das Handwerkszeug zu wenig schaffte. Aus nichts hatte José alles geschaffen und alles gewonnen, auch die Frau, die der Molch liebte und nie vergessen wollte.

Die beiden da drinnen in Don Rosarios Wohnzimmer konnten noch stundenlang verhandeln. José würde allerlei Geschäfte zu erledigen haben, denn seit Monaten war er nicht mehr nach Aldeamento geritten. Wahrscheinlich blieb er sogar zur Nacht hier. Niemand ritt gern im Dunkeln in das Land voller Gefahren hinaus.

Der Molch faßte einen teuflischen Plan. Endlich einmal war auch ihm das Schicksal günstig, und er wollte es ausnutzen. Langsam, träg schlich er aus der Stube, lehnte einige Zeit neben der Tür, als wollte er das einsetzende Markttreiben beobachten, aber er lauschte nur zurück, ob er Josés Stimme nicht hören konnte.

Als er dann am Fenster vorüberging und in Don Rosarios Wohnstube blickte, erkannte er mit einem einzigen Blick, daß sein Verdacht richtig gewesen war. José saß vorgebeugt und hielt zwischen seinen Fingern mehrere taubeneigroße Goldbrocken. José beachtete ihn nicht einen Augenblick.

Schattenhaft schnell war der Molch um die Hausecke verschwunden. Hinten an der Gartenplanke wartete ein Mischling mit zwei bepackten Pferden. Sie waren für den Padre und seinen Begleiter bestimmt. Der Molch erfand einen Auftrag und schickte den Wärter fort. Dann stieg er auf und trabte davon.

Es war ein tollkühnes Stück, das wußte er. Und wenn er ergriffen wurde, war sein Leben in Gefahr. Pferdediebe gehörten an den nächsten Baumast. Das war die Justiz im Staate Rio Grande do Sul.

Er begegnete immer neuen Trupps, die nach Aldeamento fuhren, wanderten oder ritten. Niemand beachtete, niemand grüßte ihn. Als er sich weit genug entfernt hatte, belud er, um seine Verfolger, falls man ihm überhaupt nachsetzte, in die Irre zu führen, das Beipferd mit Sattel und Mantelsack seines Schecken, trieb es mit einigen Gertenschlägen auf der Straße weiter und bog selbst nach Norden zu ab. Auf dem steinigen Boden waren die Hufspuren nicht mehr sichtbar, und nachdem er den Fluß durchschwommen hatte, war er sicher, jedem Späher entkommen zu sein.

Der Molch wußte den Ort genau, wo José und Juana ihr Haus gebaut hatten, und jedes Stück der Wegstrecke war scharf in seinem Gedächtnis. Er trieb seinen Gaul in Galopp und wiegte sich auf seinem blanken Rücken.

Stunde um Stunde. Jetzt war es Mittag. Die Sonne sengte. Die Gräser der weiten Savanne neigten sich braun und vertrocknet. Die Pferdehufe zeichneten wieder deutliche Spur.

Am Saume des Horizonts hoben sich überdeutlich und klar die Wellenlinien der Wälder und die scharfen Zacken der Felsen. Vor dem ermüdenden Pferde wichen sie aber immer weiter und weiter zurück wie Trugbilder, die man niemals erreicht. Der Molch rastete kurze Zeit und tränkte das Tier, dann jagte er weiter.

Es war Abend geworden, als er Josés Anwesen erreichte. Das junge Ansiedlerpaar hatte herrliche Arbeit geleistet; das mußte man anerkennen. Sauber und hoch ragten die Zäune um das weite Grundstück. Und zwischen saftig grünen Bäumen waren die Dächer des Wohnhauses, eines Stalls und einer Scheune sichtbar. Alles dies in wenigen Jahren gezimmert und erbaut. Wohnhaus und Stall, gewiß klein und niedrig, aber den Ansprüchen seiner bescheidenen Inhaber durchaus genügend, waren an eine ziemlich steile Felswand wie Nester angebaut. Der Sturm, der über die Berge fegte, konnte sie nicht berühren. So sicher waren sie und so geschützt.

Der Molch hielt an, um nicht so bald gesehen zu werden, ritt einen Umweg, damit man glauben sollte, er käme von Norden her, und näherte sich im Schritt dem Eingangstor, das bereits verriegelt war.

Ah, das Weib hatte Furcht und sperrte sich ein. José hatte sie vielleicht gewarnt, niemand einzulassen. Aber jetzt war es Abend, und kein Ansiedler darf einem Tramp, wenn er weiße Haut hat, Unterkunft für die Nacht verweigern. Nein, das darf er nicht, und darauf hat der Molch seinen Plan aufgebaut. Wehe, wenn Juana ihm nicht öffnet.

Er pocht an das Tor und ruft laut. Einmal und wieder.

Dann sieht er sie ihm entgegenkommen. Juana. Sie schreitet aufrecht und besonnen, erkennt ihn sofort.

„He, José nicht daheim?"

„Nein."

„Hätte ihm was zu zeigen. Komme vom Wald herunter."

„José ist selbst noch im Wald."

Der Molch lacht. Jetzt hat sie ihm verraten, daß sie sich fürchtet. Sie weiß doch genau, daß ihr Mann in Aldeamento ist.

„Laß mich ein, Juana. Das Pferd ist müde. Ich will in der Frühe gleich weiter. Habe eine schöne Entdeckung gemacht, kann viel Geld verdienen."

Einen Augenblick nur zögert das Weib, dann hebt es den schweren Holzriegel. Oh, dieser Mann, den sie alle den Molch nennen, ist ihr verhaßt, aber mit keiner Miene läßt sie es ihn spüren. Ihre Sicherheit macht ihn verwirrt.

Der Molch führt sein Pferd auf ein Wiesenstück und pflockt es an. Juana wartet vor dem Blockhaus auf ihn.

„Wenn du essen willst, komm nur herein. Du kannst im Schober schlafen und morgen früh beizeiten weiterreiten."

Er dankt ihr mit einer Verbeugung, wie er sie früher daheim von den Toreros gesehen hat, wenn sie in der Arena gefeiert wurden.

„José wird dich wecken."

Ah, sie erwartet ihn also noch heute zurück! Da heißt's auf der Hut sein und rasch handeln. Er folgt ihr ins Haus, läßt sich nieder und setzt seine Pfeife in Brand. Jede ihrer Bewegungen verfolgt er mit Mißtrauen und Gier. Aber sie beachtet ihn gar nicht, steht am Feuer und rührt die Mahlzeit.

Draußen stürzt schnell und unheimlich die Tropennacht hernieder und hängt einen schwarzen Vorhang vor den Eingang, den Juana unverschlossen ließ.

Ob sie eine Waffe bei sich hat? Sie ist so verteufelt ruhig und sicher. Oder ist noch jemand im Anwesen, der ihr Hilfe leisten kann?

„Weißt du, was ich in den Bergen gefunden habe, Juana?"

Sie wendet sich nicht einmal um.

Er möchte sie überrumpeln.

„Gold."

„So?"

„Ihr wißt doch auch, daß hier was zu finden ist."

„Möglich."

„Weshalb ist José denn sonst im Wald?"

„Mußt ihn fragen, wenn er kommt."

„Kommt er denn wirklich?"

Da lacht sie. Und ihre Stimme zittert.

Der Molch hält sie mit seinen Geierblicken wie gefangen. Sie ist wehrlos in seiner Gewalt, wenn sie keine Waffe hat. Aber dafür wird José doch wohl gesorgt haben.

Der Molch beginnt zu schwatzen, um sie wieder sicher zu machen. Sie soll ihn nicht für einen Banditen halten, der des Goldes wegen hergekommen ist. Nein, er will etwas anderes. Er will Juana, die ihn verachtet hat. Er will irgendeine unsinnige Rache für die erlittene Schmach. Und da erzählt er von Spanien, von ihrer und seiner Heimat. Er rührt die Speise nicht an, die sie vor ihm hinstellt.

„Weißt du noch, Juana?"

Die Überfahrt im Zwischendeck, die Ankunft in Brasilien, die Höllenkrankheit. Und der Morgen in Aldeamento, als er ihr endlich wiederbegegnet und sie Josés Frau geworden ist.

Juana weiß jetzt genau, was er hier sucht, wie heimtückisch und hinterhältig dieses Tier ist, das keine Frau verschonen wird, wenn es sie an sich reißen und besitzen kann.

Der Molch hat sich so gesetzt, daß ihr der Ausgang zur Tür versperrt ist. Sie kann ihn nur überlisten. Sie hat eine Waffe im Zimmer, aber sie hält sie versteckt, damit der andere sie ihr nicht entreißt. Da holt sie Branntwein und ermuntert ihn, zu trinken.

Der Molch lacht und gießt einen Becher voll hinter.

Ja, trinken möchte er auch. Und ob sie ihm nicht Gesellschaft leisten wolle?

„Nein."

Der Molch ist wie im Rausch, schon durch die Nähe dieser Frau, und er will ihr erklären, wie sehr er sie liebt und begehrt. Ob sie ihn denn nicht verstände? José sei doch weit. Sie solle lieber klug und vernünftig sein.

Da weiß sie, daß er José in Aldeamento begegnete, daß sie ihm schutzlos preisgegeben ist.

Mit einem Sprunge hat er ihre Hände ergriffen und reißt sie nieder an seine Seite. Er lacht, als sie schreit und sich wehrt; er umklammert sie mit seinen ungeheuren Fäusten, und zwingt ihren Kopf in den Nacken zurück, um ihren Mund küssen zu können. Sie beißt ihm in die Lippen, daß er aufstöhnt. Er krallt sich in ihr Haar und schleudert sie beiseite. Stürzt sich über sie und stolpert. Einen Augenblick. Da ist sie ihm entglitten. Er jagt ihr nach. Der Tisch stürzt um. Die Lampe verlöscht. Das Dunkel steht jäh wie eine Wand zwischen beiden. Der Molch tobt vor Wut. Er hat sein höllisches Spiel verloren.

Wo soll er sie jetzt suchen, wo sie finden? Alles ist zwecklos. Er tastet sich zum Bord überm Herd und findet dort ein Paket Kerzen, macht wieder Licht.

Jetzt ist er hier Herr und kann treiben, was er will. Die Kellerluke steht noch offen. Dorther hat Juana vorhin den Branntwein geholt. Er reißt die Tür des Verschlags aus den Angeln, um nicht in eine Falle zu gehen, steigt in die Tiefe und sucht nach Josés Schätzen.

Er braucht vor Juana keine Furcht zu haben. Sie ist durch den Garten zum Wald geflüchtet und will dort auf Josés Rückkehr warten. Mag er stehlen, was er will. Die Rache wird kommen, auch für ihn.

Der Molch findet in der Kellerecke Josés Goldbrocken, sauber vergraben. Die Erde darüber ist noch frisch, und das bringt ihn auf die rechte Spur. Es ist ein schwerer Beutel, den er in die Tasche schiebt. Er füllt einen Topf aus dem Whiskyfasse und steigt wieder hinauf.

Seine Augen stieren vor Trunkenheit, und seine Fäuste zittern. Weshalb mußte ihm nur das Weib entkommen. Alles ist geglückt. Alles. Morgen kann er auch an Don Rosario Gold verkaufen. Morgen. Er ist ein reicher Mann, der sich Land kaufen kann. Nein, es ist besser, man läßt die Staaten im Stiche und flüchtet für ein paar Jahre über den Rio Pelotas. Klug sein ist gut. Er gießt noch einen Becher zwischen die aufgeschwollenen Lippen und sinkt hintenüber, vom Schlaf überfallen. Jetzt fürchtet er auch José nicht mehr.

Als der Morgen bleifarben in den Raum gleitet, erwacht der Molch und weiß nicht gleich, wo er sich befindet. Erst langsam setzt sich aus Erinnerungsfetzen das Bild seines Erlebnisses zusammen. Hier ist der Beutel mit Gold, da die leeren Flaschen. Nur das Weib fehlt. Wo ist Juana?

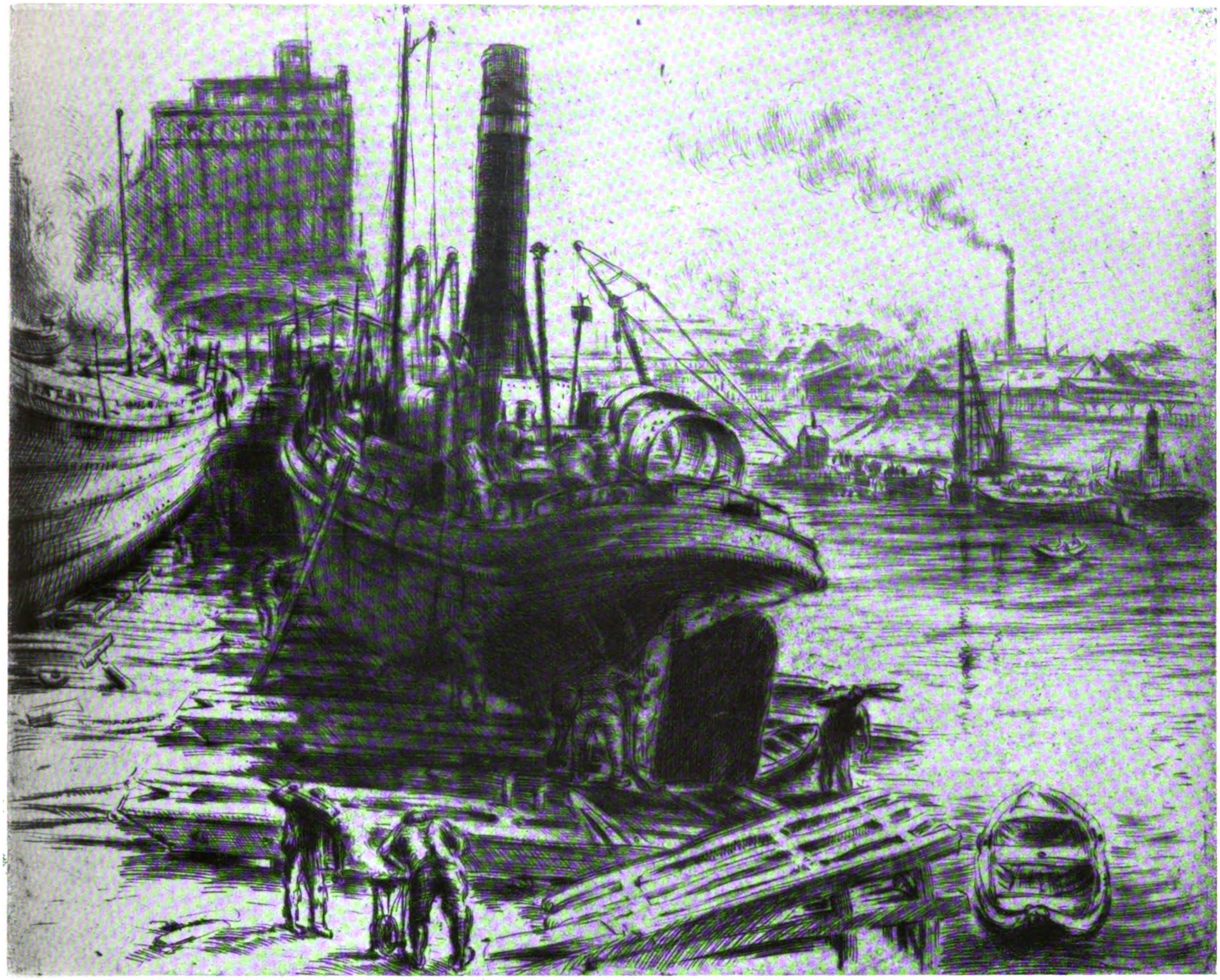
Der Molch ist ein armseliger Feigling, den die Furcht vor Josés Rache zusammenschlägt. José wird sich rächen, wird ihn jagen, und die Grenze nach drüben hält ihn sicher nicht auf. Er hat sein Weib geküßt und in die Arme gerissen. José wird ihn niederknallen wie ein Tier.

Aber noch weiß José es ja nicht, wenn er nicht inzwischen zurückkehrte und ihm draußen auflauert.

Es ist um ihn beunruhigend still. Der Molch trinkt aus einem Kruge Wasser, knöpft sich den Rock zu und späht zur Tür hinaus.

Nein, niemand ist zu sehen, und Juana ist wohl in den Wald geflüchtet, um seiner tierhaften Gier zu entgehen.

Wenn José erfährt, was in der letzten Nacht hier geschah, dann... Oh, es bleibt nur eins, diese Frau muß sterben. Kein Wort darf über ihre Lippen kommen. Sie darf ihn nicht verraten, wenn er vor dem alten Feind und all den anderen sicher sein will.



Rheinwerft / Radierung von Hermann Kupferschmid.

Die Goldbrocken? Die kann er überall gefunden haben.

Der Molch verläßt das Haus, pflockt sein Pferd los und reitet. Der Palisadeneingang ist von innen verriegelt. Das Weib muß also noch hier sein, irgendwo versteckt. Es wartet wohl nur, daß er endlich flüchtet. Irgendwie muß er es überlisten. Das ist nicht schwer auszudenken für ein Hirn, das so oft heimtückische Gedanken erfindet. Er reißt das Tor auf und galoppiert davon, mitten hinein in die Savanne.

Als er außer Sicht ist, wendet er um und nimmt den Waldrand als Ziel. Bindet sein Pferd an einen Baum und steigt zwischen den Klippen hinauf. Er will die Höhe über Josés Haus gewinnen. Von dort aus kann er das ganze Anwesen am besten überschauen. Er muß eilen, ehe Juanas Beschützer wieder heimkehrt. Als er sich zum Felsenrande vorschiebt, sieht er Juana. Sie hat sein Fortreiten beobachtet und das Tor wieder geschlossen. Langsam, bleich und übermüde kommt sie jetzt zum Hause zurück, ahnungslos, daß das Raubtier noch immer auf der Lauer liegt.

Daß der Molch das Gold Josés gefunden hat, hat sie sofort bemerkt. Aber was bedeutet das gegen die Rettung vor ihm!

Juana zittert jetzt noch, wenn sie an seinen Zugriff denkt und an alles, was er hätte zerstören können.

Ahnungslos steht sie jetzt neben der Haustür und blickt nach Osten, wo Aldeamento liegt, und woher José doch endlich heimkehren muß.

Wenige Meter über ihr lauert der Molch und läßt sie nicht aus den Blicken. Hätte er eine Waffe, wäre es leicht, ihre Lippen für immer zu schließen. Ein sicherer Schuß aus dem Hinterhalte.

José würde keinen Zeugen mehr finden.

Aber vielleicht würde noch einmal wie gestern... Was hatte der fromme Padre von Gottes Händen erzählt? Wenn er, der Molch, nicht gestolpert wäre, Juana wäre ihm nicht entkommen. Waren Gottes Hände über ihr gewesen?...

Ein teuflisches Lächeln verzerrte die Züge des Mannes. Einmal vielleicht, nach dem Glauben der Narren, aber nicht wieder... Nicht wieder. Nein.

Der Molch weiß, was er will, und er ist seiner Sache sicher. Er wird einen der großen Steine heben und niederfallen lassen. Lautlos wird sie zusammenbrechen. Das ist besser als ein heimtückischer Schuß.

Sie spürt nicht seine Nähe. Sie denkt nur an den Mann, den sie in Sorge und Furcht erwartet.

Der Molch mißt nochmals die Entfernung. Es ist ein Kinderspiel, was er vorhat. Er läßt die Frau nicht aus den Augen, erhebt sich langsam, bückt sich und faßt einen großen flachen Stein, stemmt ihn in die Höhe über sein brandrotes Kopfhaar.

Es braucht nur eines leichten Schwunges. Und er atmet tief. Da trifft es ihm am Schenkel wie ein Messerstich. Wie zur Abwehr neigt er ein wenig den Kopf und begreift im gleichen Augenblick seine ganze Gefahr. Er hat, ohne es zu wissen, eine Schlange aufgeschreckt, die unter dem heißen Steine schlief, und sie hat ihn in jäher Wut gebissen. Es ist die giftigste Vipernart im Staate Rio Grande do Sul. Sie raschelt davon, ehe der große Stein seinen Händen entgleitet und er selbst über den Felsrand in die Tiefe stürzt.

Die Frau schrickt zusammen, als der Molch plötzlich vor ihr am Boden liegt.

Er stöhnt schwer.

„Schlangenbiß."

Keinen Augenblick zögert sie und eilt ins Haus, um Alkohol zu holen. An eine neue Hinterlist des Mannes denkt sie nicht.

Als sie sich wieder über ihn niederbeugt, erkennt sie sofort, daß Hilfe zu spät kommt. Kaum versteht sie das letzte Gestammel seiner wulstigen Lippen: „Gottes Hände."

Der Molch verdreht den Kopf und liegt still.

So findet ihn José. — — —

Die seltsame Geschichte ist seitdem im ganzen Staate Rio Grande do Sul bekannt, und die Padres von Santo Angelo pflegen sie immer wieder aufzufrischen. Sie waren nicht die einzigen, die an ein Wunder Gottes glaubten. Damals ließ sich auch der letzte Stamm der Indios mit seinem alten Häuptling taufen. Und die Padres meinten, Gott habe endlich auch den Schleier von ihren Augen genommen.

Die verlorene Stadt,
eine Stätte alter Kultur in Nordamerika







Häuseranlagen.

Im Kreis: Bei der Ausgrabung der Grundmauern eines Hauses auf einem Hügel der Verlorenen Stadt. Hierbei benutzt man nur den Spaten, um nicht etwa Töpfereien und andere Funde, auf die man jederzeit stoßen könnte, zu beschädigen.

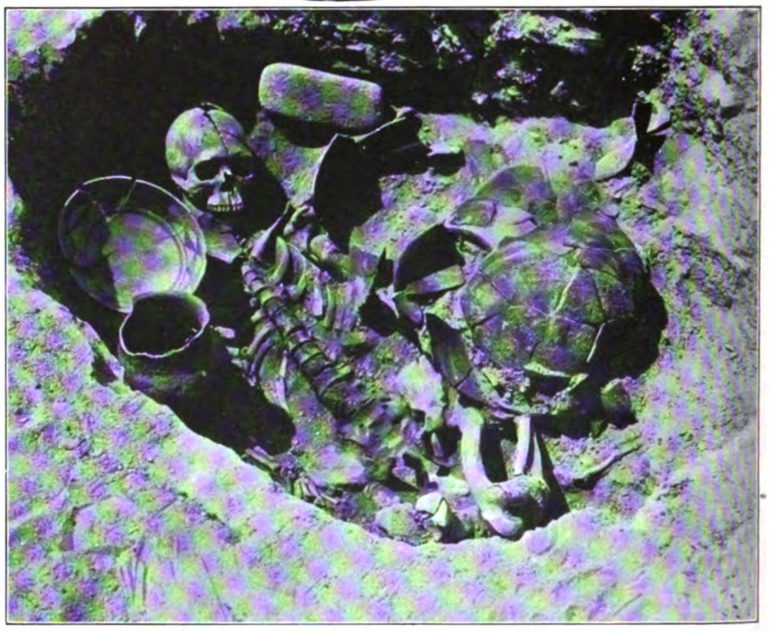
Links nebenstehend: Kriegskeule aus einem Hirschgeweih.

In weiter Runde von Sand umgeben, werden bei St. Thomas in Nevada, einem Bundesstaat der Vereinigten Staaten von Amerika, durch Ausgrabungen die Trümmer einer von einem Jäger entdeckten alten Kulturstätte freigelegt, der man den Namen „Lost City“ (Verlorene Stadt) gegeben hat. Die Ausgrabungen, die im Auftrag des Museum of the American Indian Heye Foundation von dem Archäologen Raymond Harrington geleitet werden, erregen über Amerika hinaus großes Aufsehen.

Nach den Berechnungen der Forscher soll die Stadt bereits vor etwa 2500 Jahren überdeckt worden sein. Alle bisher gemachten Funde zeigen, daß ihre Bewohner eine eigene Zivilisation hatten. Man fand solche Gegenstände, die darauf hinweisen, daß sie gemeinschaftlich von vielen Menschen benutzt wurden, und mancherlei läßt auch vermuten, daß die Menschen auf gesellschaftlicher Basis gelebt haben. Leider vermochte man noch nicht festzustellen, welcher Rasse die Bewohner der Stadt angehörten.

Man nimmt an, daß es ein Stamm einer Indianerrasse war. In den in Form von Särgen ausgeschachteten Höhlungen lagen Totenköpfe, über denen man neben anderen Gegenständen Wasserkrüge fand, die fast ähnlich den modernen sind. Nach den menschlichen Skeletten hat man festgestellt, daß diese Menschen von kleinem Wuchs waren, aber diese „kleinen Menschen“ haben „große Köpfe“ gehabt, die auf hohe Intelligenz schließen lassen.

Auch hat man ein ganzes Haus mit Zimmern gefunden, und an den verschiedenen abgebröckelten Wandstücken ist ersichtlich, daß die damaligen Menschen die Wände geschmückt haben. Ebenso wurde das Fundament und Wände eines Tempels ausgegraben, ein Zeichen dafür, daß die Bewohner der Verlorenen Stadt eine Religion hatten und Gottesdienste in „zivilisierter“ Weise abgehalten haben.



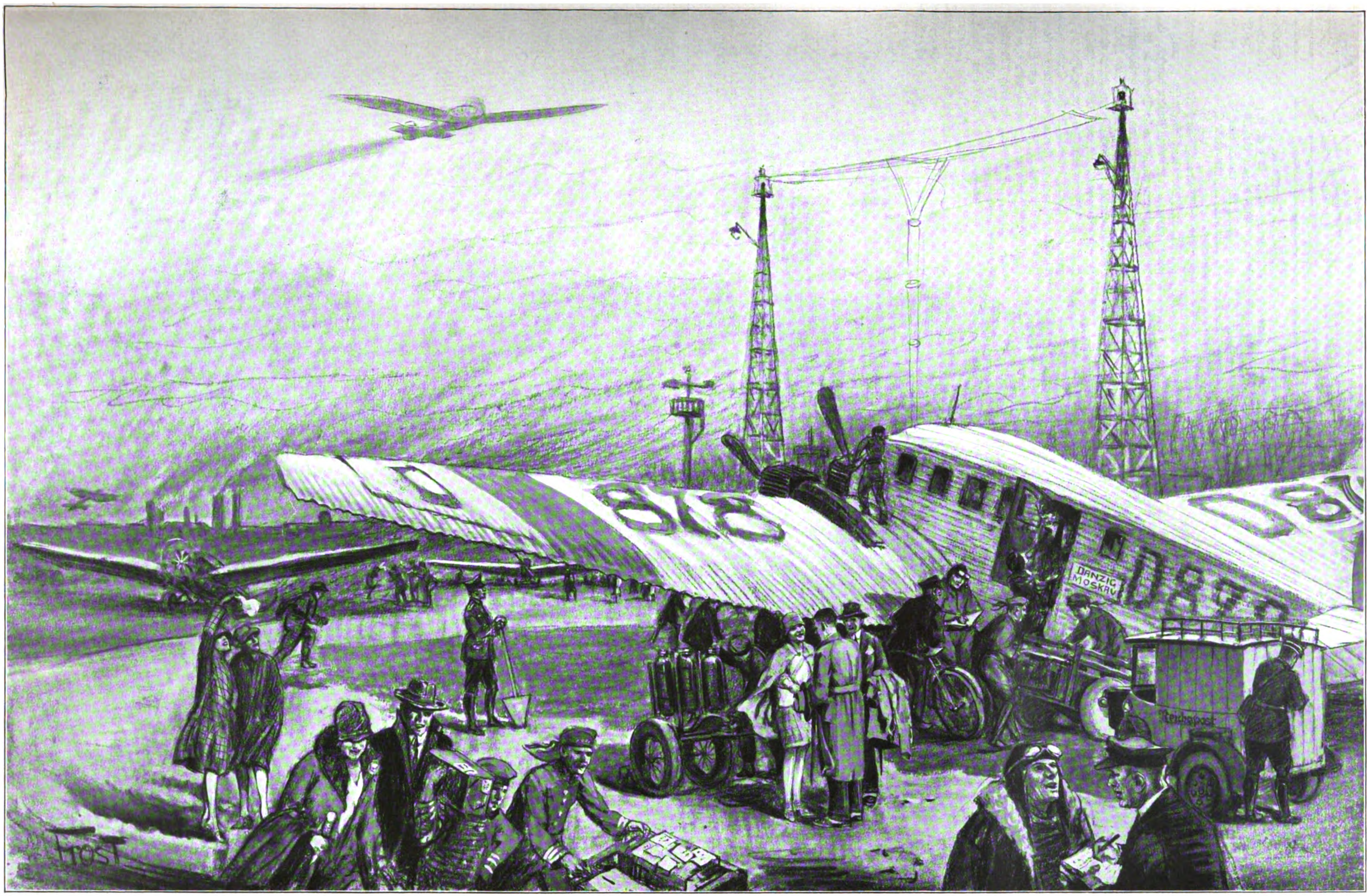
Skelettfund mit Totenbeigaben, Kochgeschirren usw. Der lange Stein rechts neben dem Totenschädel wurde als Klopfer beim Kornmahlen benutzt.



Um einen Hof angelegte Wohnräume.

Rechts nebenstehend: Tongeschirr: Links: Schalen mit gemalten Mustern. Rechts: Roter Krug mit schwarzem Dekor, eines der schönsten in der Verlorenen Stadt gefundenen Töpferstücke.



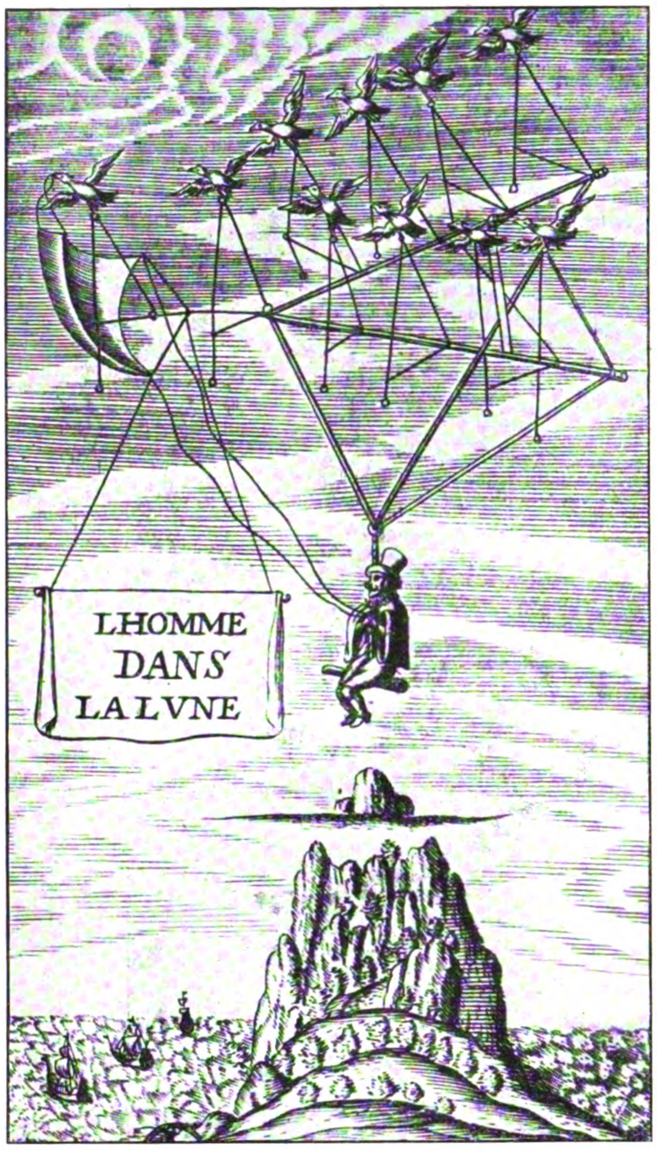


Hochbetrieb im Luftverkehrs-Bahnhof: Auf dem Rollfelde des Zentralflughafens auf dem Tempelhofer Felde in Berlin zum Abflug der großen Verkehrsmaschinen der Lufthansa.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Fahrten ins Weltall

VON DR.=JNG. e. h. FRANZ M. FELDHAUS



Enten als Flugträger auf der Fahrt zum Mond. Titelblatt des 1638 erschienenen Romans „Ein Mann im Mond" von dem englischen Bischof Francis Godwin.

Den jüngsten wissenschaftlichen Berechnungen von Professor Oberth, mittels einer Riesenrakete zum Mond zu gelangen, kann man kein „unmöglich!" entgegenwerfen. So fügen wir uns denn hier, wie schon so oft, einem Gedanken von Riesenausmessungen und -werten, des Staunens entwöhnt durch gar viele von der Technik überwundene Unmöglichkeiten des Gestern, bis der Plan von Oberth in die Wirklichkeit umgesetzt wird. Es läßt sich heute nicht ausdenken, welche Aufregung die ganze Erde ergreifen würde, wenn sich die ersten Menschen ins Weltall hinausschießen lassen würden. Man sollte die Finanzierung des Unternehmens einer der großen Reisegesellschaften übergeben. Es würde ein Riesenschauplatz angelegt werden, in dessen Mitte, unheimlich weit von den nächsten Zuschauern entfernt, das Geschütz zum Abfeuern des Weltengeschosses stände. Aus den Einnahmen an Eintrittsgeldern, die von den Schaulustigen aller Länder der Erde erlegt würden, könnte die ganze kostspielige Weltenfahrt finanziert werden.

Und der Tag wird kommen, an dem man den Schuß wagt. Hat man in der Technik einmal eine Sache als richtig errechnet, dann ist die Ausführung stets gefolgt. Selbst dann gefolgt, wenn der Gedanke neu war. Hier haben wir ja aber einen alten Gedanken vor uns, einen Gedanken, der schon vor Jahrhunderten Lachen und Staunen erregte.

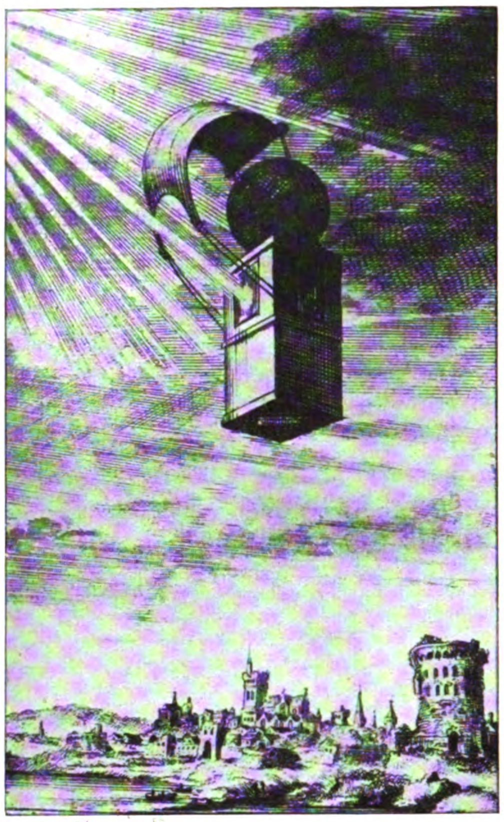


Cyranos Raketenflug zum Mond.

Man kann in der Literatur und in der Kunst eine Gruppe von Nachrichten unter dem Titel „Mondfahrten" zusammenfassen. Diese Mondfahrten sind nichts anderes als der Ausdruck einer Sehnsucht der Menschen über die Grenzen des erdgebundenen Kreises hinaus.

Schon babylonische Texte erzählen vor 4000 Jahren, daß einer sich auf den Adler geschwungen habe und hilfesuchend zum Sternenhimmel emporgestiegen sei. Später begnügte man sich mit Fliegersagen, deren Helden nicht über den Erdkreis hinaus gelangten. Als man sich aber vor rund 300 Jahren durch die neu erfundenen Fernrohre Mond und Sterne näher ansehen konnte, erwachte in den Köpfen der Poeten aufs neue der Gedanke, zum nächsten Stern, zum Mond, zu fahren. Der englische Bischof Francis Godwin hatte zwischen 1599 und 1603 einen Roman „Ein Mann im Mond" verfaßt. Nach dem Tod von Godwin erschien dieser Roman im Jahre 1638. Darin wird erzählt, daß ein Mann namens Gonzales einen Schiffbruch erlitt, daß er sich aber mittels eines Gestells rettete, daran er 10 amerikanische Enten anband. Auf diesem Gestell flog er zum Mond. Das Titelblatt des Romans zeigt den Flieger hoch in der Luft, tief unten aber das Meer mit seinen Schiffen und ein hochragendes Gebirge. Ob wir auch hier den Stamm jener Entenschaft haben, die sich von Zeit zu Zeit so gern in unsere Zeitungen verirrt?

Die französische Übersetzung des Mondromans von Godwin ist einem Mann nicht unbekannt, der mit scharfer Feder die Geschehnisse seiner Zeit und seines eigenen Lebens zu Papier brachte. Es war der Rauhdegen Savinien de Cyrano de Bergerac, der bei allen Abenteuern in Paris gefürchtete Mann mit der langen Nase. Ums Jahr 1650 fabelte Cyrano, er habe sich zu Tulus eine kleine Kammer bauen lassen, auf der eine große Glaskugel saß. Daran seien 20 Brenngläser geschliffen gewesen. Durch die einfallenden Sonnenstrahlen sei in der Kugel ein leerer Raum entstanden, und so sei er mit diesem Fahrzeug gen Himmel gefahren. In der Ausgabe der Werke des Cyrano vom Jahre 1710 finden wir eine bildliche Darstellung dieses Fahrzeugs. Es ist erstaunlich, daß Cyrano das Prinzip des Luftballons hier richtig erkannt hat. Man kann mit jedem Fahrzeug in die Luft emporsteigen, dessen Gewicht leichter ist als die umgebende Luft. An einer anderen Stelle erzählt Cyrano, daß er sich Flaschen angebunden habe, die mit Morgentau gefüllt wurden. Da der Tau ersichtlich emporsteigt, sei er mit solchen Flaschen der Sonne entgegengestiegen. Als die Fahrt hoch genug gegangen war, warf Cyrano einzelne Flaschen von sich. So landete er, aber er fand sich zu seinem Erstaunen in einem anderen Land. Er hatte nicht daran gedacht, daß die Erde sich unter ihm weggedreht hatte. Das Land war Neu-Frankreich, das heutige Kanada. Während der Luftfahrer eine Staatsvisite machte, beschäftigten sich Soldaten mit seinem sonderbaren Fahrzeug und banden Raketen daran. Eine Rakete ist schon mutwillig angezündet, als Cyrano herbeieilt. Rettend springt er in das Fahrzeug, aber



Flugkammer mit Glaskugel, ein Phantasieprodukt des Abenteurers Cyrano de Bergerac um 1650. Nach einer bildlichen Darstellung aus dem Jahre 1710.

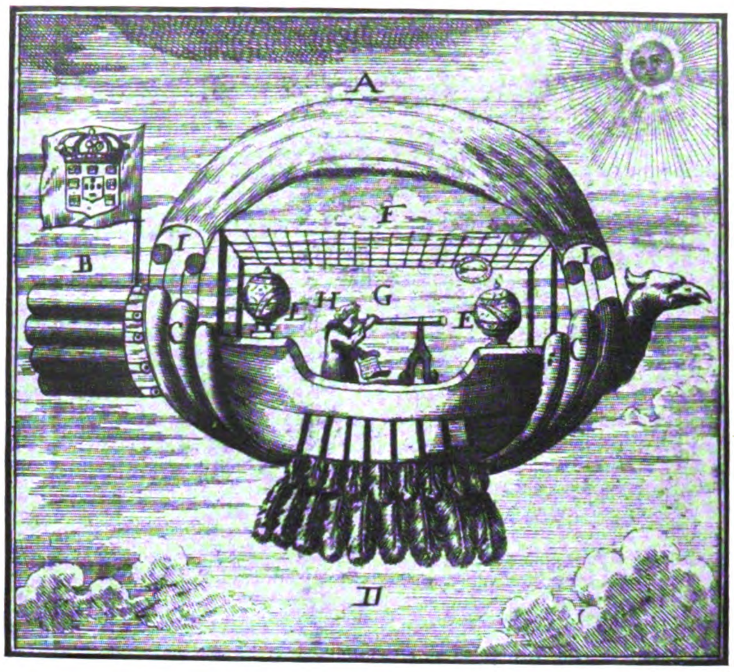


Simplizissimus' Landung auf dem Mond. Nach einer Abbildung aus dem Jahre 1684.

schon zündet eine Rakete die andere, und die Fahrt geht unaufhaltsam bis zum Mond. Als Cyranos Buch „Von den Staaten und Reichen des Mondes“ im Jahre 1657 in Paris erschien, staunte die Welt ob der Kühnheit der Gedanken des Verfassers. Dieses Buch blieb jahrhundertelang das Vorbild für eine ganze Reihe von Büchern, die von Mond- und Sonnenfahrten fabeln.

Der deutsche Leser bekam im Jahre 1659 zum erstenmal einen Roman in die Hand, „Der fliegende Wandersmann nach dem Mond“, der ihn aus dem Bannkreis der Erde hinausführte. Das Buch ist eine fast wörtliche Übersetzung der englischen Mondreise von Godwin. Als die Simplizissimus-Schriften, die die Zustände Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Krieg geißelten vom breiten Leserkreis verschlungen wurden, kam ein Nürnberger Büchermacher im Jahre 1684 auf den Gedanken, den Simplizissimus-Abenteuern die Mondreise anzuhängen. Außer einem Bild des mit Gänsen zum Mond fliegenden Reisenden bringt das Nürnberger Buch ein zweites Bild. Man sieht tief unten die kleine Erde und oben eine große Mondlandschaft. Das Gestell des Fliegers liegt links auf einer Anhöhe, und die Gänse sitzen ringsum beim Futter. Der Mondreisende aber geht mit seiner Laterne auf die Stadt zu, die von riesengroßen Mondmenschen bewohnt wird.

Überblicken wir die während und nach Schluß des Dreißigjährigen Krieges erschienenen Mondfahrtenbücher, dann sehen wir zunächst eine trübe Gleichmäßigkeit in denen, die mit Vogelgestellen zum Himmel wollen. Nur der geistvolle Cyrano faßt die Sache anders auf und spannt kühne technische Phantasien in seine Weltenfahrzeuge. Noch mutiger aber war ein unbekannter Mann, der im Jahre 1709 in Wien auftrat. Dieser Spaßvogel erlebte die große Freude, daß er von der Umwelt ernst genommen wurde, und den noch größeren Ruhm, daß die Nachwelt ihn mehr als 200 Jahre lang ernst nahm. Als Beilage einer Wiener Tageszeitung erschien am 1. Juni 1709 ein Bericht mit einem Bild „Abriß des Fliegenden Schiffes“. Der Text erzählt zu dem Bild, dies sei eine Erfindung, um den Kriegführenden Nutzen zu bringen. Alsbald wurde diese naive Nachricht weiter ausgesponnen, und es kam eine lange Erzählung über eine mit einem solchen Luftschiff gemachte Fahrt zustande, die angeblich von Portugal bis nach Wien geführt habe. In Wien sei der Luftschiffer durch ein ungeschicktes Manöver an der Spitze des Stephansdoms hangengeblieben. Man habe ihn nur mit Mühe verhaften können. Dann habe der Luftfahrer erzählt, daß er auf seinem Weg mit allerlei Luftgetier habe kämpfen müssen. Als er am Mond vorbeigefahren und man seiner ansichtig geworden sei, wäre auf dem Mond ein großer Tumult entstanden. Er habe deutlich erkannt, daß es dort Berg und Tal, Seen, Flüsse und Felder und Menschen mit zwei Händen, aber ohne Füße gäbe. Die Menschen schlichen wie die Schnecken auf dem Mond vorwärts, und jeder Mondmensch habe einen großen Deckel auf dem Rücken, wie unsere Schildkröten. Bei Gefahr ziehe er sich hinein und verberge sich dort gänzlich. Infolgedessen brauche man auf dem Mond keine Häuser und keine Schlösser. Mit vierzig oder fünfzig der neuen Luftschiffe könne man den Mond leicht angreifen.



Abriß des Fliegenden Schiffes eines unbekannten Phantasten: Der Weltreisende sucht mit dem Perspektiv den Mond. Nach einer Beilage einer Wiener Zeitung im Jahre 1709.

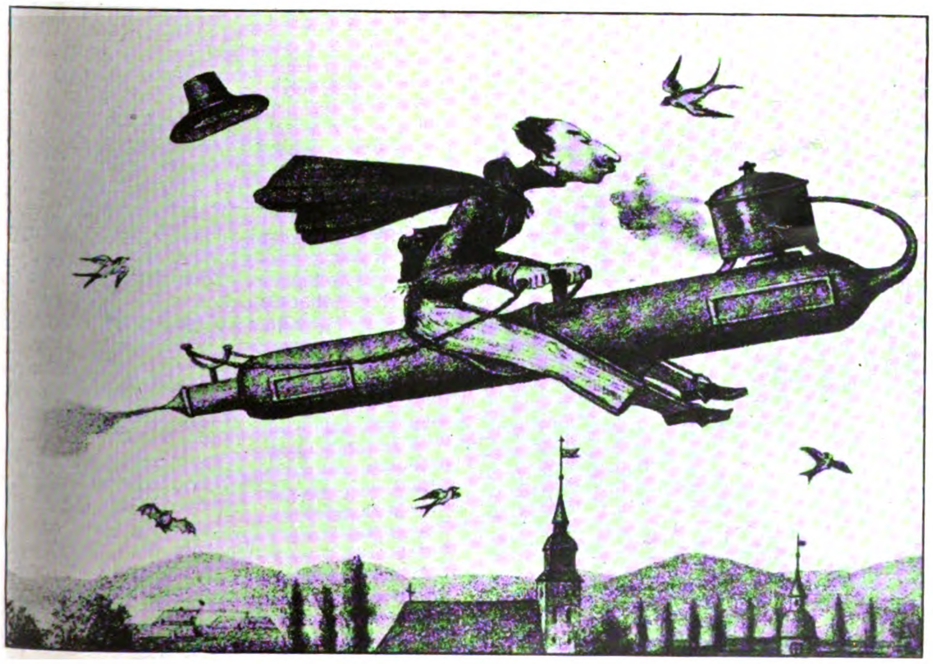


Cyranos Flug mit taugefüllten Kugeln.



In Cacklogallinia, dem Lande der „Hühnermenschen“. Im Hintergrund: Der Flug der Hühner mit dem Weltreisenden zum Mond. Abbildung aus dem von Samuel Brunt 1727 in England herausgegebenen Mondroman.

Noch phantastischer als die satirischen Wiener Flugblätter ist ein Mondroman, den Samuel Brunt im Jahre 1727 in England herausgab. Er hat den merkwürdigen Titel „Cacklogallinia“. Seit 1735 erschien der Roman wiederholt in deutscher Sprache, wobei er irrtümlicherweise dem Schriftsteller Swift zugeschrieben wird. Der Roman erzählt von einem Reisenden, der unter ein intelligentes Hühnervolk gerät. Das Volk treibt Ziegenzucht und Gärtnerei. Die Hauptliebhaberei der Hühnermenschen ist die Beschneidung ihrer künstlichen Hecken. Ein Kupferstich des Buches zeigt den Reisenden zwischen Hühnermenschen, und im Hintergrund sieht man die gärtnerisch und milchwirtschaftlich tätigen Bewohner des Landes. Aber auch ein europäisches Übel gab es in Cacklogallinia: Das Geld war knapp. Der Roman wurde kurz nach dem gewaltigsten Finanzzusammenbruch aller Zeiten, dem Aktienschwindel von Law, geschrieben. Auch die Hühnermenschen hatten kein Geld. Was tut man? Man setzt den klugen Europäer in eine Sänfte, sucht die stärksten Hühner und Hähne als Träger und Begleiter aus und fährt nach dem Mond. Dort holt man pures Gold, und alles ist nach der Rückkunft wieder in glattester Ordnung.



Der Weltenflug mit der Dampfrakete.

Als 1783 die ersten Fahrten mit Luftballonen alle Welt überraschten, hatten die Dichter es mit Mond-Phantasien nicht mehr so leicht, man wollte nun schon Realeres vom Luftfahren lesen. Der gewaltige Lufttaumel war aber nach einigen Jahrzehnten vorüber, da mit dem Freiballon nicht viel anzufangen war. Als Kraftquelle stand nur die schwerfällige Dampfmaschine zur Verfügung, also war auch in dieser Richtung nichts zu erhoffen. Unvermittelt befindet sich unter den britischen Patenten im Jahre 1841 eine Flugmaschine mit Raketenkraft eines gewissen Charles Golightly. Merkwürdigerweise ist die Patentschrift niemals veröffentlicht worden. Die Erfindung muß aber einiges Aufsehen erregt haben, denn alsbald finden sich Spottbilder darauf. Man sieht einen Engländer auf der Rakete durch die Luft sausen. Man hatte sich damals in England eingehend mit Raketenversuchen beschäftigt, und für Kriegszwecke waren brauchbare Raketen und Dampfraketen versucht worden. Diese Versuche hatten sicherlich den Herrn Golightly gereizt, zum Mond zu fahren. Glaubte doch selbst damals ein solch bedeutender Mathematiker wie Gauß in Göttingen, daß man eine „Correspondenz zwischen Mond und Erde“ mit Hilfe von Lichtzeichen anlegen könne: „Das wäre eine Entdeckung, noch größer als die von Amerika.“

Wissen und Leben

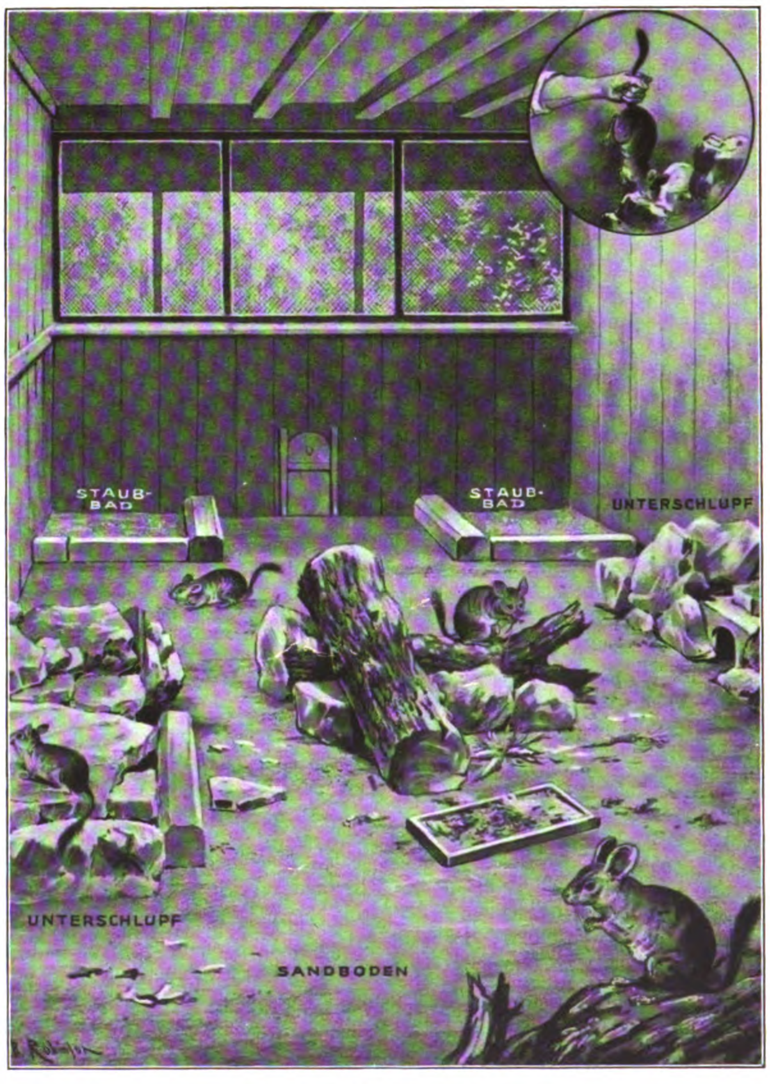
Die Chinchilla, ein Edelpelztier der Anden. Nur in Südamerika mit seiner eigenartigen Fauna lebt eine Familie der Nagetiere: die Hasenmäuse. In ihrer äußeren Gestalt und ihrer Lebensweise stehen sie zwischen den Hasen und den Mäusen: gesellig lebende, furchtsame, lichtscheue Tiere, die in selbstgegrabenen Bauten oder Höhlen hausen und sich von Gräsern, Wurzeln, Rinden und Knollen nähren. Ganz besondere Wertschätzung genießen die feinseidigen blaugrauen Fellchen der echten Chinchilla (**Chinchilla brevicaudata**), die feinsten Pelze der ganzen Säugetierklasse. Schon die alten Inkas fertigten aus den Seidenhaaren wertvolle Tuche. Ja, sie zähmten die zierlichen Tierchen und erfreuten sich in ihren Wohnungen an ihrem munteren Wesen. Erst vom 18. Jahrhundert an kamen sie als Handelsware über Spanien nach Europa, aber die große Nachfrage minderte von Jahr zu Jahr die anfangs so zahlreichen Tierbestände, so daß die Regierungen ihrer Heimatländer Peru, Bolivien, Chile eine mehrjährige Schonzeit und ein strenges Ausfuhrverbot erlassen haben. Hoch oben zwischen dem zerklüfteten Gestein der gewaltigen Gebirgskette, der Anden, am regenarmen Westabhang in 4000 bis 6000 m Höhe bis zur Schneegrenze — das ist der Lebensraum der Chinchilla. Heute muß man schon mit einem einheimischen Jäger, der mit den Lebensgewohnheiten des Tieres vertraut ist, hinaufsteigen in die unwirtliche Gebirgswelt. Das scharfe Auge und der Kennerblick des Führers bringen uns an die rechte Stelle, wo die Tiere in der Freiheit beobachtet werden können. Im Morgengrauen lagern wir schon auf einer Felsenplatte. Unser Blick streift erwartungsvoll an den Hängen hin. Da regt sich's. Aus einer Felsenspalte schiebt sich ein spitzes Schnäuzlein mit langen Spürhaaren hervor. Zwei dunkle Augen halten vorsichtig Ausschau. Mehr springend als gehend, huschen mehr und immer mehr der zierlichen, anmutigen Tierchen über das kahle Gestein. Zu Hunderten klettern und klimmen sie gewandt an den senkrechten Wänden empor. Ganz in unserer Nähe vertreiben sich ein paar die Zeit mit neckischem Spiel. Andere sitzen auf den Hinterbeinen und dem Hinterkörper, Männchen machend, und benagen die dürren Grashälmchen, die sie zierlich mit den Vorderbeinen halten. Das seidenartige, zartflaumige Fell schimmert in bläulichem Ton am Rücken, nach den Seiten in heller Färbung bis zum Weißgrau der Unterseite. Die großen runden Ohren sichern beständig, und der lange zweizeilige Schwanz mit den Pinselhaaren strebt steil empor. Immer zutraulicher werden die kleinen Nager. Sie kommen näher heran. 20—30 cm mißt ihr kleiner Körper. Das Schwänzchen erreicht etwa die Hälfte. Wir stellen die Art fest. Es ist **Chinchilla brevicaudata.** Ein Schreckschuß des Jägers! Blitzschnell sind die Tierchen in den Spalten des Gesteins verschwunden. Das eigenartige Schauspiel ist zu Ende. Wir müßten lange warten, bis wir wieder ein Tierchen erblicken. Auch in früherer Zeit, als die Jagd noch erlaubt war, schoß der Jäger nicht. Schlagfallen wurden aufgestellt und Roßhaarschlingen gelegt. — Zahlreich belebten einst die Chinchillas als Charaktertiere der Landschaft die Anden Perus und Boliviens. Nach 1864 wurden nach Lomer gegen 100000 Stück Felle im Werte von 80000 Talern verhandelt, heute werden nur noch einige hundert echte Peruaner an den Markt kommen. Kurz vor dem Weltkriege begann man in England die Chinchillas in Farmen zu züchten, aber das Unternehmen konnte nicht weitergeführt werden, die Tiere wurden verkauft. Kürzlich hat aber M. F. Chapman in Los Angeles in Kalifornien eine Chinchillafarm eingerichtet. Acht Jahre lang währte die Vorbereitung. Die in den hohen Heimatsbezirken gefangenen Tiere wurden zwei Jahre lang in etwa 4000 m Höhe, ein Jahr lang in 3000 m Höhe gehalten und dann nach und nach immer geringeren Höhen über dem Meeresspiegel angepaßt. Von Iquique in Chile bis Los Angeles, auf einer Reise von 7500 km, trafen die Tiere in 40 Tagen über den Äquator in besonders eingerichteten Kühlräumen am Bestimmungsorte ein. Nur ein Tier verendete unterwegs. Alle anderen, 25 erwachsene und 6 junge Tiere, kamen wohlbehalten an. Der Besitzer der Farm hofft im Jahre 1931 einen Bestand von 3000 dieser wertvollen Pelztiere zu erreichen.

Rudolph Schiffel.





Im Heimatlande der Chinchilla: Ein Lager der Chinchilla-Jäger in den Anden von Peru in 5000 m Höhe.
Im Kreis: Zwei Wochen alte Chinchilla. Dieses Tierchen wurde von Trappern gefangen, mit dem Löffel gefüttert und von einer Katze gesäugt.



Eine Chinchilla-Farm in England.

Ein gefährdetes kostbares Pelztier: Die Hasenmaus Chinchilla brevicaudata.

Tiefsee-Beleuchtung. Wenn man an einen Griechen des Perikleischen Zeitalters die Frage gerichtet hätte, ob er es für möglich halte, daß jemals eine Zeit kommen werde, in der der Mensch mit einem Lichte die Tiefen der Gewässer zu durchleuchten imstande sein werde, so würde der Befragte — mit einem leise ironischen Philosophenlächeln — geantwortet haben: „Solches ist unmöglich, mein Freund, und wird in alle Ewigkeit unmöglich bleiben. Denn das Licht ist ein Erzeugnis des Feuers. Feuer aber und Wasser sind ewig feindliche Naturkräfte." Aber wir brauchen nicht so weit in die Geschichte zurückzugehen. Noch der Sohn des beginnenden 19. Jahrhunderts würde es für „unmöglich" erklärt haben. Aber wie so manches andere „Unmögliche", ist auch dieses „Unerreichbare" durch die mutig und unentwegt vorwärtsschreitende moderne Technik erreicht worden. Wir alle erinnern uns noch jenes wundervollen „Tiefsee-Films", der vor ein paar Jahren das Auge des Naturfreundes entzückte, indem er ein Formen- und Farbenspiel der Flora und Fauna des Meeresbodens enthüllte, wie es sich die kühnste Phantasie nicht hätte ausmalen können. Große Vertikaltuben hatte man ins Wasser versenkt, und hinter einer starken Glasplatte leuchtete — am Boden der Tube — ein starkes elektrisches Licht, dessen Schein die Aufnahme von Bewegungsbildern ermöglichte. Die „weiße Kohle" hat heute ja bereits überall da, wo der Mensch normalerweise leben kann, die Finsternis, die Feindin alles Lebens, mit Erfolg bekämpft. Nachtflüge sind möglich geworden dank den Strahlen künstlichen Lichtes. Der Bergmann, der Grubenarbeiter, der Tunnelbauer, der Kanalarbeiter . . . sie alle tragen Licht in unterirdische Finsternisse. So hat der Mensch die Reiche der Luft und der Erde seinem künstlichen Licht erobert. Wie steht es nun aber mit dem Wasser? Es läßt sich nicht leugnen, daß hier der Eroberungszug des Lichtes aus der weißen Kohle vergleichsweise noch am wenigsten weit vorgedrungen ist. Liegt dies an den besonders großen Schwierigkeiten, die der Versenkung elektrischen Lichtes ins Wasser entgegenstehen? Oder ist vielleicht die Nachfrage nach „Tiefsee-Beleuchtung" heute noch nicht groß genug? Freilich, Schwimmdocks und ähnliche Einrichtungen hat man schon seit Jahren mit Unterwasser-Lichtanlage versehen. Aber gleichwohl sind die Versuche, Tiefseebeleuchtungen in größerem Umfang anzulegen, bisher verhältnismäßig selten geblieben und nur sporadisch aufgetreten. Daß solche Beleuchtung möglich ist und sich praktisch bewähren kann, haben in den letzten Jahren verschiedene Bergungen versunkener Schiffe bewiesen. So wurde kürzlich das amerikanische Unterseeboot S 51 beim Lichte von Unterseebeleuchtung genau untersucht und ausgekundschaftet, bevor man es an die Oberfläche des Wassers emporhob. Aber es scheint, als ob zwei Hauptschwierigkeiten den weiteren Fortschritt der Technik auf dem in Frage stehenden Gebiet hintanhielten: der gewaltige Wasserdruck in den Tiefen und die schädigende Einwirkung des Salzwassers. Immerhin hat man sich hier bis zu einem gewissen Grade helfen können durch die Verwendung von besonders starken metallenen und gläsernen Schutzgehäusen sowie durch besondere Vorsichtsmaßregeln bei der Isolierung. Wir stehen hier vor einem aussichtsreichen Forschungsgebiet, vor unbegrenzten Anwendungsmöglichkeiten! Man denke an Bergungsarbeiten, an wissenschaftliche Erforschung des Meeresbodens mit künstlichem Licht und Photo, aber auch an die Beleuchtung des Bodens von Schwimmbädern und sonstigen Badeplätzen im Interesse der Sicherheit. Ertrunkene oder ertrinkende Personen könnten auf diese Weise viel leichter aufgefunden werden. Wir wollen uns also durch den bisherigen geringen Fortschritt der Unterwasserbeleuchtung nicht ent-



Jede Unterhaltung, ja selbst eine flüchtige Begegnung wird unästhetisch empfunden, wenn dem Munde ein übler Hauch entströmt. Mitunter ruft wohl auch eine Magenverstimmung unangenehmen Mundgeruch hervor, meist ist aber eine unsaubere und vernachlässigte Mundhöhle die Ursache. Deshalb gurgele man fleißig mit Odol. Odol ist eine wundervolle Mund-Erfrischung. Odol dringt in alle Falten und Fältchen der Schleimhaut ein und wirkt noch lange nach dem Gebrauche den Gärungs- und Fäulnisprozessen entgegen. Diese einzigartige Wirkung machte Odol zu dem, was es für die ganze Kulturwelt geworden ist: das nachweislich beste Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes.

Gibt es eine Liebe auf den ersten Blick?

Es sind meist nicht die Eigenschaften eines Menschen in ihrer Gesamtheit, die unsere Seele und Sinne gefangennehmen, sondern einzelne Vorzüge und charakteristische Eigenheiten. Zu diesen gehört zweifellos der Liebreiz eines Frauenantlitzes, der durch schöne gesunde Zähne und reinen Mundhauch erhöht wird. Unwillkürlich wird hierdurch unsere Sympathie geweckt. Wir fühlen uns mit denen innerlich verbunden, die, wie wir selbst, Wert darauf legen, durch eine tägliche Pflege mit Odol als wahrhaft gepflegte Menschen zu erscheinen.



mutigen lassen. Das elektrische Licht hat schon so manche Schwierigkeiten, die seiner Verwendung und Einführung auf bestimmten Gebieten entgegenstanden, siegreich überwunden. Es wird auch der Schwierigkeiten der Unterwasserbeleuchtung Herr werden. R. H.

Die „Blutgruppenlehre“ und ihre Bedeutung für die Medizin. Die praktische Medizin ist durch den Ausbau der „Blutgruppenlehre“ wesentlich bereichert worden, und die praktischen Auswertungen dieser neuen Erkenntnis beginnen sich in verschiedenen Zweigen der Medizin auszuwirken. Um den Begriff der Blutgruppen anschaulicher zu gestalten, sind einige Vorbemerkungen nötig. Wir wissen seit langem, daß das menschliche Blut aus verschiedenen Bestandteilen besteht, die sich am augenfälligsten zeigen, wenn menschliches Blut in einem Glasgefäß gerinnt. Das Blut scheidet sich dann in zwei Bestandteile, den Blutkuchen und das Serum. Der erstere stellt eine ziemlich kompakte Masse dar, die sich am Boden des Gefäßes ansammelt, das zweite eine meist klare, über dem Blutkuchen stehende Flüssigkeit, die verschiedene Eiweißkörper gelöst enthält. Der Blutkuchen selbst besteht aus den Blutkörperchen und einem Gerinnungsstoff, dem Fibrin. Daß im Blute noch andere Stoffe vorhanden sind, die zwar dem menschlichen Auge weder direkt noch indirekt mittels des Mikroskops sichtbar gemacht werden können, weiß die Wissenschaft seit langem. Wohl aber läßt sich das Vorhandensein derartiger Stoffe indirekt auf biologischen Wegen sichtbar machen. Hat beispielsweise ein Mensch die Masern überstanden, dann sagen wir, er ist gegen Masern unempfänglich oder, mit einem Fachausdruck, immun. In der Medizin herrscht die Vorstellung, daß im Blute eines Menschen, der gegen eine bestimmte Infektionskrankheit immun ist, Stoffe kreisen, die diese Immunität bedingen, obwohl wir sie nur aus ihren Wirkungen heraus kennen, selbst aber nicht dem Auge oder durch chemische Reaktionen sichtbar machen können. Des weiteren sind im Blute noch Stoffe vorhanden, denen die Fähigkeit zukommt, das Blut zu „agglutinieren“, auf deutsch, zusammenzuballen, wie wir dies beobachten, wenn wir Blut einige Zeit sich selbst überlassen, wobei es sich in den Blutkuchen und das Blutserum scheidet. Diese Agglutinine sind nun für die „Blutgruppenforschung“, von der wir jetzt sprechen wollen, bestimmend. Mischt man in einem Reagenzglase einen Tropfen Blutserum eines Menschen mit einem Tropfen einer Aufschwemmung roter Blutkörperchen eines anderen und macht eine große Zahl derartiger Versuche, indem man immer wieder von anderen Menschen Tropfen Serum bzw. Blutkörperchenaufschwemmung verwendet, dann beobachtet man, daß sich in manchen der Versuchsgläser die Blutkörperchen zu einem Klumpen zusammenballen, dagegen in anderen nicht. Diese Zusammenballung der Blutkörperchen verläuft nun nicht willkürlich, sondern nach Gesetzen, die man in großen Versuchsreihen aufgefunden hat. Zwischen den Menschen bestehen ganz bestimmte Beziehungen, und man hat herausgefunden, daß sich die Menschen, entsprechend dem Verhalten ihres Blutserums hinsichtlich der Zusammenballung der Blutkörperchen und umgekehrt, in vier verschiedene Gruppen einteilen lassen. Jeder Mensch gehört bezüglich des Verhaltens seines Blutes in eine dieser vier Blutgruppen, die man fortlaufend mit den Zahlen 1, 2, 3, 4 bezeichnet. Das Verhalten der einzelnen Blutgruppen gegenseitig geht aus den beiden folgenden Tabellen hervor:

Serum der Gruppe 1 agglutiniert Blutkörperchen der Gruppen 2, 3, 4,
„ „ „ 2 „ „ „ „ 3 u. 4,
„ „ „ 3 „ „ „ „ 2 u. 4,
„ „ „ 4 „ „ keiner Gruppe.

Blutkörperchen der Gruppe 1 werden agglutiniert vom Serum keiner Gruppe,
„ „ „ 2 „ „ „ „ der Gruppen 3 u. 1,
„ „ „ 3 „ „ „ „ „ „ 2 u. 1,
„ „ „ 4 „ „ „ „ „ „ 1,2,3.

Niemals tritt dagegen Agglutinierung des Serums einer Gruppe durch die Blutkörperchen der gleichen Gruppe und umgekehrt ein. Dies ist ja auch an sich ein Ding der Unmöglichkeit, denn dann müßte ja das Blut jedes Menschen, der Blutkörper und Serum der gleichen Gruppe aufweist, in den Adern zusammengeballt werden, was unweigerlich zum Tode führen müßte. Wie wird nun praktisch bestimmt, welcher Blutgruppe ein Mensch angehört. Zu diesem Zwecke wird ein Tropfen Blut des betreffenden Menschen seinem Ohrläppchen entnommen und mit einer verdünnten sogenannten physiologischen Kochsalzlösung aufgeschwemmt. Je ein Tropfen einer derartigen Aufschwemmung wird in zwei Reagenzgläser gebracht. In den Laboratorien, die diese Untersuchungen ausführen, ist nun stets Serum von Menschen der Gruppe 2 und 3 vorrätig. In das eine der Reagenzgläser wird nun ein Tropfen des Prüfserums 2 gebracht, in das andere ein Tropfen des Prüfserums 3. Man mischt durch und läßt die Mischung einige Zeit stehen. Dann ist auf Grund der vorstehenden Tabellen nur folgende Möglichkeit vorhanden:

1. in beiden Röhrchen ist keine Agglutination zu beobachten, das heißt Gruppe 1,
2. im 1. Röhrchen Agglutination, im 2. nicht „ „ „ 3,
3. im 1. Röhrchen keine Agglutination, im 2. Agglutination „ „ „ 2,
4. in beiden Röhrchen Agglutination „ „ „ 4.

Damit ist die Blutgruppenzugehörigkeit jedes Menschen entschieden. Nun zur praktischen Bedeutung dieser Methode für die gerichtliche und für die praktische Medizin. Auf Grund der anerkannten Mendelschen Vererbungsregeln und praktischer Nachprüfung an vielen Familien hat sich ergeben, daß sich die Blutgruppen von Vater und Mutter in ganz bestimmter Weise auf das Kind vererben. Da im ganzen vier verschiedene Blutgruppen bestehen, sind zehn verschiedene Heiratskombinationen möglich. In fünf von diesen kann das Kind einer der vier Blutgruppen angehören, welcher, das läßt sich aber nicht aus den Blutgruppen der Eltern vorherbestimmen. In den fünf anderen Fällen jedoch ist die Bestimmung der Blutgruppenzugehörigkeit des Kindes aus der der Eltern möglich, und diese sind es, die eine besondere praktische Bedeutung erhalten, vornehmlich im Alimentationsprozeß, um festzustellen, ob auf Grund der Blutgruppen der angegebene Vater der wirkliche Vater ist oder nur vorgeschoben bzw. falsch angegeben wird. An einem praktischen Beispiel erläutert: Die Mutter gehört zur Gruppe 1, das Kind zur Gruppe 2, der angegebene Vater gehört ebenfalls der Gruppe 1 an, dann ist es völlig unmöglich, daß dies der wirkliche Vater sein kann, denn Kindern aus Ehen, in denen beide Partner der Gruppe 1 angehören, kommt stets die während des ganzen Lebens sich nie ändernde Gruppenzugehörigkeit 1 zu. Auf der andern Seite kann man auch erkennen, ob eine Kindesunterschiebung vorliegt oder nicht, indem durch Blutgruppenuntersuchung von Mutter, Vater und Kind festgestellt wird, daß die angebliche Mutter nach der Blutgruppenzugehörigkeit niemals die leibliche Mutter dieses Kindes sein kann. Eine weitere gerichtlich wertvolle Feststellung, die sich mittels der Blutgruppenuntersuchung machen läßt, ist die, ob Blutstropfen vom Mörder oder dem Ermordeten herrühren. Die Feststellung, welcher Blutgruppe der Mörder angehört, kann, wenn verschiedene Personen im Verdacht der Täterschaft stehen, die abweichende Blutgruppen aufweisen, unter Umständen dazu dienen, wenn andere Beweise nicht vorhanden sind, den Mörder zu überführen, indem das am Tatort vorgefundene Blut mit dem der Verdächtigten verglichen wird, natürlich immer unter der Voraussetzung, daß verschiedene Blutgruppen vorliegen. In Krankheitsfällen ist es vielfach erforderlich, Kranken das Blut von Gesunden einzuverleiben, um diese vor dem Tode zu bewahren. Es ist dies eine Methode, die in der Medizin unter der Bezeichnung „Bluttransfusion“ schon seit langem ausgeführt wird. Unerklärlicherweise hat man hierbei häufig ganz plötzliche Todesfälle beobachtet, die den betrafen, dem frisches Blut zugeführt wurde. Die Tatsache schien unerklärlich, findet aber durch die Blutgruppenforschung ihre volle Aufklärung. Wenn einem Kranken der Blutgruppe 2 Blut von einem völlig Gesunden, der aber der Blutgruppe 3 angehört, zugeführt wird, dann kann es nicht ausbleiben, daß das Blut des Gesunden der Gruppe 3 das Blut des

Kranken der Gruppe 2 in dessen Körper zum Gerinnen bringt, so daß dieser sterben muß. Von dieser Erkenntnis ausgehend, hat man in amerikanischen Krankenhäusern dauernd sogenannte „Universalblutspender“, die jederzeit zur Verfügung stehen. Es sind dies Menschen, meist Studenten, die der Blutgruppe 1 angehören. Wie bereits oben ausgeführt, wird das Blut der Gruppe 1 von keinem anderen Blutserum agglutiniert, und man kann daher ohne Gefahr einem Kranken, gleichgültig, welcher der vier Blutgruppen er angehört, dies gesunde Blut zuführen und ihn in verzweifelten Fällen, besonders nach starken Blutverlusten vor dem Tode bewahren. Seitdem man dies erkannt hat, sind plötzliche Todesfälle nach Blutüberführungen äußerst selten geworden, und die Blutgruppenforschung hat damit wohl ihren schönsten Lohn gefunden. Dr. F.

Schlafende Fische. Über ein derartiges Thema werden sich gewiß noch die wenigsten irgendwelche Gedanken gemacht haben. Man ist im allgemeinen nur allzugern bereit, den Fischen das Schlafvermögen überhaupt abzusprechen. Eines steht fest: In Schlaf oder zuminđest schlafähnliche Zustände verfallen alle Fische. Beobachtungen, die sowohl von Wissenschaftlern als auch von Laien gemacht wurden, erhärten diese Behauptung zur Genüge. Bei vielen Fischen ist es natürlich sehr schwer, zwischen gewöhnlicher Ruhestellung und ausgesprochener Schlafstellung zu unterscheiden. Dies trifft bei jenen Fischen zu, die beispielsweise freischwebend in natürlicher Schwimmlage des Nachts im Wasser stehen. Sie haben im Grunde genommen keine typische Schlafstellung. Am einfachsten dagegen sind die Beobachtungen bei Tieren, die eine bestimmte Schlafstellung einnehmen. So gehen viele Fische des Nachts zu Boden und verharren hier völlig unbewegt, auf Brust-, Bauch- und den unteren Rand der Schwanzflosse gestützt. Andere wieder, so unsere Schlamm- und Steinbeißer, wurden, nach den Berichten verschiedener Autoren, zu wiederholten Malen, den Kopf und Schwanz nach unten gekehrt, schlafend unter der Wasseroberfläche angetroffen. Katzenhaie dagegen stehen während des Schlafes senkrecht auf die Schwanzflosse gestützt, mit dem Kopf an einen Stein oder an die Glaswand des Aquariums gelehnt. Die Lippfische legen sich während des Schlafes auf die Seite. Sie nehmen also eine menschenähnliche Schlafstellung ein. Die Panzerwelse des Nils treiben wieder, nach den Beobachtungen Werners, auf dem Rücken liegend, den Bauch nach oben gekehrt, an der Oberfläche des Wassers wie tot dahin. Wir sehen also, daß es auch an einer Reihe typischer Schlafstellungen nicht mangelt. Fische können nach Schmid geradeso wie der Mensch durch Veronal oder Trional künstlich eingeschläfert werden. Die Bewegungen der Tiere werden dabei immer langsamer und langsamer, bis sie endlich ganz aufhören. Es tritt dann ein Zustand völliger Empfindungslosigkeit ein, der, je nach der Dosis, die dem Wasser an Schlafmitteln beigemengt wurde, kürzere oder längere Zeit anhält. Selbstverständlich können die Tiere durch zu große Mengen dieser Schlafmittel direkt vergiftet werden. Auch das Gähnen, im gewissen Sinne eine Vorstufe des Schlafes, kann jedermann, beispielsweise an Goldfischen, die ja fast in keinem Hause fehlen, beobachten. Aus Vorgenanntem können wir deutlich ersehen, daß auch Fische, wenn schon vielleicht nicht in einen Schlaf in unserem Sinne, so doch zumindest in einen schlafähnlichen Zustand verfallen. Es gibt aber dann außerdem noch schlafähnliche Erscheinungen, die wir als Sommer- und Winterschlaf bezeichnen. In ersteren verfallen Fische bei sehr hohen, in letzteren bei tiefen Temperaturen. So sucht beispielsweise unser Karpfen zur Winterszeit die tiefsten Stellen seiner Wohngewässer auf, wühlt hier Gruben aus und verbringt, in Scharen dicht aneinandergedrängt, daselbst die kalte Jahreszeit. Er verhält sich dabei vollkommen ruhig und nimmt auch während dieser Zeit keine Nahrung zu sich. Er hält somit eine Art Winterschlaf. Die Kletterfische dagegen, die im tropischen Asien beheimatet sind, verfallen, nach den Berichten von Forschungsreisenden, teilweise wieder in eine Art Sommerschlaf. Sie graben sich zu Beginn der Trockenzeit, wenn sie keinen anderen Ausweg mehr finden, in den Schlamm ihrer Wohngewässer ein und warten hier den Eintritt der Regenzeit ab. Oft trocknen die Fische im Schlamm fast ein, erwachen aber mit dem ersten Regenguß zu neuem Leben. Karl Kroneker.

Kurzwellen rund um die Erde. Die Ausbreitung elektromagnetischer Wellen ist immer noch ein Geheimnis, das zu klären, bisher noch keiner Theorie gelungen ist. Zwei Anschauungen stehen einander gegenüber. Die eine besagt, daß die elektrischen Wellen der drahtlosen Telegraphie und Telephonie der Erdoberfläche folgen wegen ihrer besseren Leitfähigkeit im Vergleich zum Luftraum. Die andere behauptet, daß die Wellen an einer elektrisch geladenen Schicht an den äußersten Grenzen der Lufthülle, der sogenannten Heavisideschicht, reflektiert werden und so zur Erdoberfläche zurückkehren. Zwischen diesen entgegengesetzten Anschauungen vermittelt eine dritte, die die Leitung an der Erdoberfläche für lange Wellen, die Reflexion an der Heavisideschicht dagegen für kurze Wellen annimmt. Indessen scheint es verfrüht, sich für eine Theorie einzusetzen auf einem Gebiet, auf dem praktische Beobachtungen immer noch die größten Überraschungen in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht bringen. So dürfen wir heute nach Beobachtungen in Geltow bei Berlin vermuten, daß es kurze Wellen bestimmter Wellenlänge gibt, die sich rund um die Erde ausbreiten. Beim Empfang einer amerikanischen Kurzwellenstation, die mit einer Wellenlänge von angenähert 16 m sendet, traten beim Empfang Doppelzeichen auf, derart, daß die Zeichen nach ganz kurzer Zeit noch einmal registriert wurden. Als man das Zeitintervall zwischen einem Zeichen und seinem Nachzeichen mit einem Siemens-Oszillographen ausmaß, stellte sich seine Dauer zu 0,096 Sekunde heraus. Nimmt man nun an, daß Zeichen und Nachzeichen ein und demselben Sendezeichen entsprechen, dann muß bei einer Ausbreitungsgeschwindigkeit der Wellen von rund 300000 km in der Sekunde der Wellenzug des Nachzeichens einen um 28380 km größeren Weg zurückgelegt haben als der des zuerst registrierten Zeichens. Bei der Aufnahme der mit einer Wellenlänge von 15 m sendenden Kurzwellenstation Nauen bei Berlin, die also ganz in der Nähe von Geltow liegt, erhielt man ebenfalls Doppelzeichen, und zwar stellte sich hier der Zeitunterschied zwischen einem Zeichen und dem entsprechenden Nachzeichen auf 0,138 Sekunde. Eine Umrechnung dieser Zeit unter Annahme der erwähnten Wellengeschwindigkeit ergibt, daß die Wellen des Nachzeichens einen Weg von 41200 km zurückgelegt haben. Diese Entfernung ist größer als der größte Erdkreis. — Nun hat man wieder die Wahl, anzunehmen, daß die Welle eine obere Schicht entlanggewandert ist, deren Höhe sich im vorliegenden Falle zu 182 km bestimmen würde, oder mit einer geringeren Geschwindigkeit als der angenommenen an der Erdoberfläche. Die größere Wahrscheinlichkeit hat die zweite Annahme für sich. Denn es ist ganz plausibel, daß die verschiedenen Leitfähigkeiten der Erdoberfläche und der Luftschichten sowie die luftelektrischen Erscheinungen auf dem langen Wege die theoretische Geschwindigkeit der Wellenenergie in dieser Weise beeinflussen. Johannes Becker.

Emulsionen. Das Urbild einer echten Emulsion ist die Milch, eine derart innige Mischung von untereinander sonst nicht mischbaren Flüssigkeiten (Milchfett und wässerige Salzlösung), daß erst nach längerem Stehen und auch dann nur ein überschüssiger Bestandteil (Rahm) sich freiwillig abscheidet: die Milch „rahmt auf“. Es wurde festgestellt, daß solche Systeme, die den Eindruck der Einheitlichkeit hervorrufen und erst mikroskopisch oder ultramikroskopisch das Schweben der Öltröpfchen im Wasser oder umgekehrt erkennen lassen, nur unter Mithilfe sogenannter Emulsionsvermittler zustande kommen. Solchen Stoffen muß die Grundeigenschaft gemeinsam sein, mit Wasser zu quellen; sie sind daher in den Reihen der anorganischen und organischen Kolloide zu suchen, das sind Stoffe, die zum Unterschied von den wirklich gelösten „Kristalloiden“ eine nasse, gequellte Schweinsblase oder Pergamentpapierhaut nicht zu durchdringen vermögen und so von den in sogenannter

echter Lösung befindlichen Substanzen getrennt werden können. Zu den anorganischen Quellkörpern gehört z. B. das gallertige, schleimige Kieselsäurehydrat, wie man es durch Fällung von käuflichem Wasserglas mit irgendeiner Säure leicht erzeugen kann; zu den organischen Emulsionsvermittlern sind Leim, Gelatine, Stärkekleister, Gummiarabikum, Seife, Kasein zu zählen. Milchfett und wässerige Lösung der Milchsalze sind unter Mitwirkung des in der Milch vorhandenen Eiweißstoffes Kasein (Quark, Topfen) emulgiert; technische Emulsionen erzeugt man aus Fettstoff und Wasser meist mit Zuhilfenahme der Seife als des billigsten Emulsionsvermittlers. Diese technischen Emulsionen gelangen in neuerer Zeit zu immer größerer Bedeutung; denn wie die Milch das wichtigste Nahrungsmittel für Kinder und Kranke ist, weil die für sich wesentlich schwerer verdaulichen Bestandteile Käsestoff und Fett in der feinen Verteilung von den Verdauungssäften leichter angegriffen werden, so vermag man auch emulgierte Fette und Öle viel leichter z. B. in das Innere von Faserstoffen und Geweben einzuführen als Wasser und Fett für sich. Alle Textilöle, Wollschmälz-, Spinn-, Spick- und Ringpräparate, Bohr- und Schneideöle, Hartpetroleum und Hartspiritus, zahlreiche Ledereinfettungspräparate, Desinfektions- und Appreturmittel, vor allem aber Margarine und butterartige Speisefette sind solche Emulsionen; sie sind alle, man könnte sagen, „Lösungenersatz", d. h. sie werden zu dem Zwecke hergestellt, Flüssigkeiten, die miteinander nicht mischbar sind, sich gegenseitig nicht lösen, doch vereint anwenden zu können. So wertvoll die Emulsionen demnach für viele Zwecke der Technik sind, so lästig kann ihre Bildung werden, wenn es sich darum handelt, natürliche oder künstliche Öl-Wasser-Gemische, z. B. die Kondenswasser-Schmieröl-Emulsionen der Dampfmaschinen, oder die dicken, leimartigen Massen zu trennen, die bei der Reinigung der Erdöldestillate mit Schwefelsäure entstehen. Doch hat die Technik auch hier Mittel und Wege gefunden, zum Ziel zu gelangen.

Dr. Lange, München.

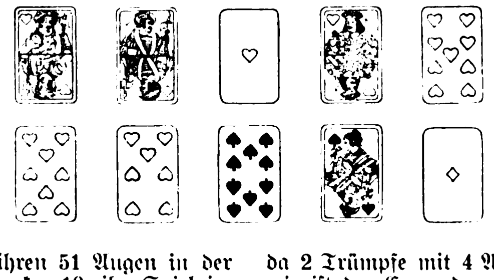
ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben
a — bruck — burg — ça — cho — cu — dan — dar — dau — de — den — di — el — em — en — er — ex — fen — fen — ha — hein — ho — inns — lenz — me — na — ne — ni — nim — nor — o — on — pe — ra — ral — ri — rich — richt — rod — rol — schaf — sche — sol — sta — ster — su — sub — ta — te — te — ter — ti — tre — un — ur — us — win — ze — ze — zel
sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten zwei beherzigenswerte Aussprüche ergeben. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1 Schußwaffe, 2 Gefäß, 3 Nebenfluß der Saale, 4 berühmter Flieger aus dem Weltkrieg, 5 Planet, 6 kirchlicher Gesang, 7 Wandbekleidung, 8 Nebenfluß des Amur, 9 eifriger Jäger, 10 italienischer Dichter, 11 Zwangsversteigerung, 12 Likör, 13 männlicher Vorname, 14 deutscher Kreuzer, 15 Gewicht, 16 Ehrentitel, 17 Schriftsteller, 18 Stadt in Tirol, 19 Zwischengeschoß, 20 heilige Stadt der Mohammedaner, 21 Stadt am Main, 22 Wandvertiefung, 23 Naturforscher. (Einmal ch = 1 Buchstabe.)

PREISAUFGABE Nr. 4:

Skat-Aufgabe.



Es wird Leipziger Skat, d. h. Skat mit Farbenguckí nach Wertreizen, gespielt. Vorhand hat ein schönes Handspiel in Eicheln (Treff), muß aber, nachdem Mittelhand sofort gepaßt hatte, selber bei 40 passen, die ihr von Hinterhand geboten wurden. Vorhand hätte mit ihren 51 Augen in der Handkarte, trotz einer blanken 10, ihr Spiel im Werte von 36 gewonnen. Hinterhand meldet nun auf nebenstehender Karte: Rot (Herz) aus der Hand. Wie müssen die Karten verteilt sein, wenn Hinterhand ihr schönes Rotspiel mit 58 Augen verliert, dagegen Grün(Pik)handspiel gewonnen hätte, da 2 Trümpfe mit 4 Augen im Skat liegen, und wie ist der Gang der beiden Spiele?

Abkürzungen für die Lösung: a, b, c, d die 4 Farben; A, K, O, W, 10, 9, 8, 7 die 8 Karten.

Ein Dauerskat mit allen seinen Freuden und Aufregungen erhebt noch immer des wahren Spielers Herz. Aber es gehören doch leider immer drei Mann zu einer Spielrunde, und verzweifelt wird oft nach dem Dritten Ausschau gehalten. Wem unter unseren Lesern dies just einmal passiert, der möge sich mit unserer Skataufgabe die Langeweile vertreiben. Für die richtige Lösung sind drei Bücherpreise im Werte von Mk. 50.— ausgesetzt, deren Gewinner aus den preisberechtigten Eingängen ausgelost werden. Außerdem kommen noch 30 Trostpreise — die im Verlag J. J. Weber, Leipzig, erschienene „Kunst des Skatspiels" von dem bekannten Skatschriftsteller A. Schubert — zur Verteilung. Die Einsendungen sind mit der Bemerkung „Preisaufgabe Nr. 4" an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung", Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, zu richten und müssen bis einschließlich 30. April in unseren Händen sein; die Veröffentlichung der Lösung selbst erfolgt voraussichtlich in Nr. 4288 vom 19. Mai.

SCHRIFTLEITUNG DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG

Magisches Quadrat.

B	B	C	D	D
E	E	E	E	E
I	I	L	L	L
L	N	N	N	O
O	R	U	U	Z

Die wagerechten und senkrechten Reihen bedeuten: 1 Pelztier, 2 Sonntag im Kirchenjahr, 3 südafrikanischer Volksstamm, 4 Not, 5 Laubbaum.

Aufbaurätsel.

Aus den Splittern einer Täfelei erbaue eine schöne italienische Hafenstadt!

(Fortsetzung der Rubrik „Zum Nachdenken" auf Seite 496.)

ZUR GESCHICHTE DER SCHREIBMASCHINE.



Modell 25 – Einfache Umschaltung.

Der Weg zur heutigen in Vollendung sich zeigenden Schreibmaschine führt von der im Jahre 1713 in einer englischen Patentschrift aufgetauchten Idee der ersten schreibenden Maschine durch ein ungeheures Reich der Erfindungen und Verbesserungen. Vorwiegend waren es Amerika und England, zum Teil auch Frankreich, die auf dem Gebiete der Schreibmaschinen-Fabrikation führten.

Das Jahr 1899 brachte die erste vollwertige deutsche Schreibmaschine; die in der Fahrradfabrikation führenden Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A.-G. in Frankfurt a. M. griffen eine der wesentlichsten Verbesserungen, das Stoßstangensystem, auf und begründeten mit ihrer Adler-Schreibmaschine die deutsche Schreibmaschinenindustrie, die bald Weltruf erlangte und den Amerikanern überall erfolgreiche Konkurrenz machen konnte. Die Adlerwerke, die heute mit über 300000 Schreibmaschinen die dominierendste Position der deutschen Schreibmaschinenfabrikation einnehmen, haben alle ihre Modelle zu höchster Vollendung entwickelt. Die hervorragendsten Eigenschaften der Adlerkonstruktion liegen in der Art des Anschlagmechanismus, der bei denkbarster Einfachheit absolute Zeilengeradheit, größte Dauerhaftigkeit und unübertroffene Durchschlagskraft aufweist. Durch die von den Adlerwerken erworbenen hochwertigen Patente blieben ihnen allein die ingeniöse Konstruktion und all ihre Vorteile gesichert.

Die Adlermaschine, die infolge eben dieser patentierten Konstruktion eine Klasse für sich darstellt, wird als Büromaschine mit einfacher und doppelter Umschaltung gebaut. Zu erwähnen sind Billing-(Buchungs-)Maschinen, Zweischriftenmaschinen, mathematische Maschinen, Maschinen mit auswechselbaren Schriftsätzen, mit Dezimaltabulator, extra breiten Wagen usw. Selbstverständlich werden die Adlermaschinen für nahezu alle Sprachen gebaut. Die Zweischriftenmaschinen haben eine außerordentliche Bedeutung, da sie sowohl dem Wissenschaftler wie dem Praktiker die Möglichkeit bieten, ohne Auswechselung des Schriftsatzes mit ein und derselben Tastatur durch nur einen Hebeldruck in fortlaufender Schrift, z. B. griechische und deutsche Buchstaben, oder beliebig andere Varianten von mathematischen Zahlen und chemischen Zeichen zu schreiben.



Klein-Adler-Privat- und Reise-Maschine.

Eine besonders beliebte Ausführung ist heute wegen ihres geringen Gewichts und außerordentlich vorteilhaften Preises die Klein-Adler-Privat- und Reiseschreibmaschine, die ganz besonders dem geistigen Arbeiter, dem Privatmann, dem Schriftsteller wie dem mittleren und kleineren Kaufmann in erster Linie, unschätzbare Dienste erweist. Die Klein-Adler-Schreibmaschine ist eine restlos vollwertige Maschine mit allen Vorzügen der weltbekannten großen Adler-Schreibmaschinen. Ihre Durchschlagskraft ermöglicht die Herstellung einwandfrei klar lesbarer Manuskript-Durchschläge auch in sehr hoher Zahl. Sie ist leicht, sehr handlich, dabei äußerst stabil und ungemein widerstandsfähig selbst gegenüber der härtesten Beanspruchung. Die „Klein-Adler", jetzt im Preise ganz besonders günstig gestellt, ist die Schreibmaschine des Autors, — des geistigen Arbeiters überhaupt. H. Sch.



Modell 7 – Doppelte Umschaltung.

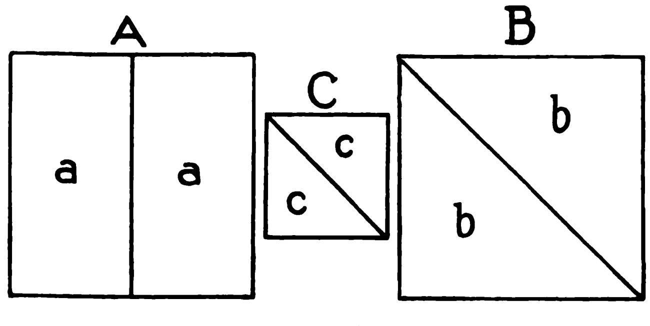
(Fortsetzung der Rubrik „Zum Nachdenken“ von Seite 494.)

Scharade.

Das Erste erntet der Bauersmann,
Das Zweite gibt dir die Menge an,
Das Ganze, bekannt als Bewohner der Berge,
Stammt aus dem Reiche der Riesen und Zwerge.

Geometrische Aufgabe.

Aus den sechs Bestandteilen der nebenstehenden Quadrate, von denen A und B gleich sind und C = $^1/_4$ von A oder B ist, soll durch richtiges Aneinanderpassen ein neues Quadrat gebildet werden.



Ein Baumwunder.

Dem Baum mit malerischem Laub
Hab' einen Frauennamen ich entnommen.
Da ist verschwunden er. Wer hätt's gedacht
Ein Körperteil zum Vorschein ist gekommen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4283.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4281.

Abzählrätsel: Es wird immer die dritte Silbe genommen: Noch keinen sah ich fröhlich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streun! (Der Ring des Polykrates.)







Kammrätsel: Kinderstube, Komet, Natur, Eisen, Sidol, Ungar, Erbse.

Kreuzwort-Rätsel: wagerecht: 1 Marat, 5 Arad, 6 Rebe, 8 Isel, 9 Ebene, 13 Eifel, 18 Jura, 19 Dame, 20 Leib, 21 Elis, 22 Erker, 24 Zelle, 25 Ella, 28 Cyan, 29 Krug, 30 Beate; senkrecht: 1 Marie, 2 Ares, 3 Rabe, 4 Adele, 7 Feile, 10 Buer, 11 Erik, 12 Nabe, 14 Idee, 15 Fall, 16 Emil, 17 Leser, 23 Recke, 24 Zange, 26 Lyra, 27 Laut.

Füllrätsel: 1 Industrie, 2 Windspiel, 3 Blinddarm, 4 Erfindung, 5 Empfinden, 6 Tamarinde, 7 Enkelkind.

Leistenrätsel: Wagerechte Reihen: Kaulbach, Karthago, Kartaune, Limonade, Stellage, Vaseline, Beresina, Aprikose; diagonale Reihe: Karoline.

Silbenkapselrätsel: 1 Walhalla, 2 Wertheim, 3 Rodin, 4 Stunde, 5 Erna, 6 Turban, 7 Kiste, 8 Algebra, 9 Erfurt, 10 Hundert, 11 Gesimse, 12 Liter, 13 Houben, 14 Gerste, 15 Walachei, 16 Entsagung, 17 Habicht, 18 Adebar, 19 Diener, 20 Verhaftung, 21 Koehler, 22 Ungarn, 23 Hades, 24 Leber, 25 Rubens. — „Aller Tod in der Natur ist Geburt, und im Sterben erscheint sichtbar die Erhoehung des Lebens."

Rechenaufgabe:

					⁄⁄ 1749
354	374	376	377	351	= 1832
394	341	361	350	386	= 1832
364	389	352	367	360	= 1832
373	349	363	357	390	= 1832
347	379	380	381	345	= 1832
‖	‖	‖	‖	‖	⧵⧵ 1749
1832	1832	1832	1832	1832	

Silbenkreuzrätsel: Regen, Ware, Wagen, Wade, Rede, Degen.

Kreuzrätsel: h, Mai, Homer, Hamburg, Blume, Arm, g.

Scherz-Frage- und Antworträtsel. 1. Umstellrätsel: Wille, Eger, Lid, Chor, Huf, Ebro, Reise, Halle, Esau, Leben, Dachs, Igel, Staub, Tell, Kran, Eber, Iwan, Nadel, Herd, Echo, Linde, Damm. — Welcher Held ist kein Held? 2. Tauschrätsel: Schuld, Ruhe, Biber, Skalp, Riga, Hafen, Markt, Motto, Genf, Schilf, Rose, Segel, Stroh, Buche, Schall, Grad. — Der Pantoffelheld.

Verschieberätsel: Mailand — Florenz — Rapallo.

Seetouristik einst und jetzt.

Wenn man bedenkt, daß sich die Größe der Ozeanschiffe im Verlauf von etwa vierzig Jahren ungefähr verzehnfacht hat, und wenn man die bescheidenen Unterkunftsverhältnisse an Bord vor einem halben Jahrhundert mit den heutigen Inneneinrichtungen der modernen Schiffe vergleicht, so hat man damit eine Erklärung dafür, warum früher Erholungs- und Vergnügungsfahrten über See nur in den seltensten Fällen unternommen wurden. Es bedeutete damals auf manchen Schiffen wahrlich keine Ausspannung, einige Wochen in dumpfen Räumen eingepfercht zu sein und mit einer Kost vorlieb nehmen zu müssen, die an die an Land gewohnte frische Beköstigung bei weitem nicht heranreichte. Das ist heute ganz anders geworden. Die schnell anwachsende Größe der Ozeanschiffe und ihre in ständiger Verbesserung befindlichen Sicherheitseinrichtungen geben dem Deutschen, der ferne Küsten aufsuchen will, ein Gefühl des unbedingten Vertrauens, das früher nicht vorhanden war, sondern durch die Angst vor der Seekrankheit und möglichen Seeunfällen gar nicht aufkommen konnte. — Welcher Unterschied zwischen den einstigen spärlichen und zaghaften Versuchen und dem heutigen Stand der Seetouristik! Von Jahr zu Jahr wird der Strom der Reisenden immer größer, die anstatt der Eisenbahn das neuzeitliche Schiff benutzen, um in fernen Ländern Erholung zu suchen und ihr Wissen zu bereichern. Der Unterschied liegt ja auch auf der Hand. Das moderne Touristenschiff ist seinem Fahrgast ein richtiges schwimmendes Gasthaus, in dem er wohnt, verpflegt wird und in ununterbrochener Folge von einem schönen Ort zum andern befördert wird. — Der kommende Sommer wird hinsichtlich der Zahl von beförderten Seetouristen unzweifelhaft Rekordziffern bringen. Obenan dürfte das moderne Passagier-Schnellmotorschiff „Monte Sarmiento" stehen, das fünf Fahrten nach Norwegen und eine nach Spitzbergen unternehmen soll. Die Nachfrage nach Plätzen ist groß, die Spitzbergenreise jetzt schon beinahe ausverkauft. Der Grund für die lebhafte Benutzung gerade dieses Motorschiffes liegt in seinen neuzeitlichen Einrichtungen in einer Einheitsklasse und dem Fortfall der für manchen Reisenden lästigen gesellschaftlichen Fesseln. Viele Seetouristen wollen sich heute nur erholen und legen kein sonderliches Gewicht auf rauschende Bordfeste im Gesellschaftskleide. Dazu kommt, daß die Nordlandfahrer der beiden letzten Jahre in den Kreisen ihrer Freunde und Verwandten mit ihrer Anerkennung über das bewährte Einklassenprinzip nicht zurückhalten und diesen wahrhaft volkstümlichen Vergnügungsreisen neue Anhänger zuführen. Auch die zunehmende Erkenntnis in Deutschland, welch einzigartiges, landschaftlich unvergleichlich schönes Land Norwegen im Sommer ist, trägt dazu bei, den im Juni, Juli und August nach dem Nordland fahrenden Touristenstrom zu stärken. Außer der „Monte Sarmiento" wird auch das Schwesterschiff „Monte Olivia" in die Touristenfahrten nach Norwegen eingestellt, so daß insgesamt acht Reisen zustande kommen werden. Es dürften mit diesen beiden Schiffen rund 12000 Touristen nach Norwegen und Spitzbergen fahren, die nicht nur die praktische Einheitsklasseneinrichtung, sondern auch die wohlfeilen Preise zwischen 230 und 420 RM. für die 16-tägigen Norwegenreisen und 270 und 490 RM. für die 19-tägige Spitzbergenfahrt zu schätzen wissen. — Als neuartiges Moment der Seetouristik ist die Einrichtung von Studienreisen nach Südamerika zu bezeichnen, die sich eines steigenden Zuspruchs erfreut. Was sind heute noch Entfernungen und die eingebildeten Gefahren der Tropen und Unzulänglichkeiten exotischer Städte?! Diese sind längst von der Wirklichkeit auf das richtige Maß zurückgeführt worden, und Entfernungen spielen bei der Größe und Schnelligkeit der modernen Schiffe keine Rolle mehr. Man bedenke, daß der neue Schnelldampfer „Cap Arcona" der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft die Reise von Hamburg nach Rio de Janeiro in zwölf Tagen machen wird. Daß heute die südamerikanischen Länder häufiger von wissensdurstigen Deutschen zu Studienzwecken besucht werden, hat seinen Grund in der wachsenden Bedeutung jener aufsteigenden Staaten für Deutschlands Handel und Industrie, wie auch in dem zunehmenden politischen Einfluß, der den südamerikanischen Republiken zukommt. — Ein noch zu wenig beachtetes Feld der Seetouristik ist die bequeme Verbindung, welche die Schnelldampfer, Postdampfer und Passagier-Motorschiffe der „Hamburg-Süd" für eine Erholungsreise von Deutschland nach Spanien, Portugal, Madeira und Teneriffa darstellen. Für solche Fahrten nach dem sonnigen Süden ist die jetzige Jahreszeit die geeignetste. Die bereits erwähnte Einheitsklasse der Motorschiffe der „Monte"-Klasse erlaubt es, daß man die Reise von Hamburg nach Teneriffa und zurück bei freier Bordverpflegung für nur 420 RM. machen kann. Mancher Kranke und mancher Erholungsbedürftige hat durch einen Aufenthalt auf den schönen Inseln des Atlantischen Ozeans seine Gesundheit wiedergewonnen. Die Seetouristik führt aber nicht nur in fernes Land, sondern bietet schon an sich durch die dem Organismus so sehr bekömmlichen Begleiterscheinungen einer längeren Meerfahrt dem Reisenden von vornherein eine nicht zu unterschätzende Wohltat. Deshalb sollte der schon 2000 Jahre alte Ausspruch des jüngeren Pompejus „Navigare necesse est" = „Seefahrt ist not" auch von den deutschen Touristen noch mehr als bisher beherzigt werden.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG + I. I. WEBER + LEIPZIG +

NR. 4283. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 14. APRIL 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4283. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 14. April 1927.

Allgemeine Notizen.

Bad-Nauheim. Während in der Winterkurzeit die heilkräftigen Wässer für die Bäder nur dem an Schüttungsmenge, Kohlensäure und Salzen überreichen Hauptsprudel XII und (für die Kurbrunnenbäder) auch anderen Mineralquellen entnommen werden, wurden kürzlich auch die Sprudel VII und XIV aus ihrer Winterruhe geweckt. Nach kurzem Anpumpen ließen sie in wenigen Minuten wieder ihre Wässer in alter Kraft aus dem Erdinnern emporschäumen. Dieser in jedem Frühjahr sich wiederholende Vorgang ist ein Zeichen, daß jetzt jeden Tag die Zahl derer wächst, die Bad-Nauheim aufsuchen, das Quisisana aller Herzkranken, Rheumatiker, von beginnender Arterienverkalkung, Gicht, Bronchitis, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden Genesungsuchenden. Wer die Möglichkeit besitzt und ausnützt, im Frühjahr eine Kur zu gebrauchen, wird neben dem Segen der von den Jahreszeiten unabhängigen Heilquellen ganz besonders die Vorzüge der klimatischen und landschaftlichen Verhältnisse Bad-Nauheims an Körper und Geist spüren. Dazu kommt der materielle Vorteil, daß die Kurabgabe bis zum 30. April ermäßigt ist. Die das ganze Jahr günstigen Schnellzugverbindungen für Bad-Nauheim verbessern sich jetzt noch durch die dieses Jahr schon ab 1. April wiederverkehrenden Bäderzüge.

Das Staatliche Mineralbad Brückenau (Unterfranken), Spezialbad für Nieren- und Harnkranke, eröffnet seine Betriebe am 1. Mai. Seine Heilquellen sind auf Jahrhunderte alten Ruf begründet. Von hervorragender Bedeutung ist die „Wernarzer Quelle“, die in ihrer harntreibenden Wirkung besonders wirksam bei chronischen Entzündungen des Nierenbeckens und der Blase ist. Die „Stahl-Quelle“, ein kohlensaures Eisenwasser von großer Klarheit, angenehmem Geschmack und leichtester Verdaulichkeit, ist ein außerordentlich wichtiges Kurmittel bei Blutarmut, Bleichsucht und Frauenleiden. Die Lage Brückenaus am Südabhang des Rhöngebirges, umgeben von prächtigen Wäldern und lieblichen Auen, rechtfertigt seine Bezeichnung als „Perle der Rhön“.

Beginn der Rheindampfschiffahrt. Am 15. April nimmt die Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt, die mit ihren Salondampfern den Personenschiffsverkehr auf dem Rhein betreibt, den Betrieb wieder auf. Bis zum 30. April verkehrt sowohl rheinabwärts wie rhein-

aufwärts von Mainz bis Köln täglich ein Dampfer, und zwar rheinabwärts ab Mainz 10.30, ab Koblenz 15.35 (3.35 nachm.), an Köln 20.15 (8.15 abends) und rheinaufwärts ab Köln 10 Uhr, an Koblenz 17.25 (5.25 nachm.). Anschluß nach Mainz am nächsten Tag ab Koblenz 10.25, an Mainz 17.35 (5,35 nachm.). Sonn- und Feiertags besteht Schiffsverkehr zwischen Koblenz und Boppard; auf dem Niederrhein Sonnabends und Sonntags und am 14. und 25. April. Ab 1. Mai tritt ein erweiterter Fahrplan in Kraft, bei dem in beiden Richtungen, rheinauf- und abwärts, mehrere Dampfer verkehren.

Der Schweizer Hotelführer 1927, herausgegeben vom Schweizer Hotelierverein, ist erschienen. Er enthält wieder in erster Linie die schweizerischen Hoteltarife. Die Rubrik „Nützliche Winke“ orientiert den Reisenden über Paßvorschriften, Zollrevision, Eisenbahntarife und allerlei Wissenswertes aus der Praxis des Hotelbetriebes. Der Hotelführer ist durch das Schweizerische Verkehrsbureau in Berlin NW 7, Unter den Linden 57/58 gegen Einsendung des Portos für Drucksachen zu beziehen.

Ein interessantes und lohnendes Reiseziel ist Dänemark, das Land des Meeres. Badeorte, wie Fanö und Skagen an der Nordsee, mit gewaltiger Brandung und stärkender Seeluft, die liebliche Küste Seelands mit rauschenden Buchenwäldern, Bornholm mit schroffen Felsenklippen, die herrliche Hauptstadt des Landes Kopenhagen mit ihrer jahrhundertealten Kultur, dies und noch vieles andere mehr laden namentlich in der wärmeren Jahreszeit zu einem Besuch Dänemarks ein. Näheres in der Anzeige auf Seite 501 der vorliegenden Nummer.

Bau der Seilbahn Innsbruck—Patscherkofel. Ingenieure der Fabrik für moderne Transport-Anlagen Adolf Bleichert & Co., Leipzig weilen in Innsbruck und in Igls, um Vorarbeiten für den Bau der neuen Seilbahn auf den Patscherkofel bei Innsbruck vorzunehmen. Man rechnet mit dem Beginn des Bahnbaues noch im Frühjahr und mit der Beendigung im kommenden Winter.

Das Kind lacht, wenn es sich wohlfühlt. Gib dem Kinde „Kufeke“, die altbewährte, zuverlässige Kindernahrung, dann wirst du immer ein fröhliches Kind haben. „Kufeke“ wird seit Jahrzehnten in der Säuglings- und Kinderernährung wegen seiner hervorragenden Eigenschaften bevorzugt, es stärkt, fördert den Körperaufbau, ist leicht verdaulich, reizlos und wohlschmeckend. Der Erfolg beweist die Güte des Präparats.


MAUXION
DER OSTERGRUSS
OHRLé


LEIBNIZ-
KEKS
TET
DUVE
KEKS
Pangani-
Gebäck
H·BAHLSENS
KEKS-FABRIK A·G·
HANNOVER

Illustrirte Zeitung



KREUZABNAHME

GEMÄLDE VON J. KUISL

Mensch und Natur

Eine Osterbetrachtung von Alexander v. Gleichen-Russwurm.

Ein finnisches Runenwort sagt: „Auch der Pfahl hofft bei des Frühlings Rückkehr, daß er grünen werde." Und nach der Sage des Tannhäuser schlägt der dürre Stab aus, um dem Sünder Erlösung zu künden. — Nichts ist hoffnungslos, wenn ein wirklicher Lenz mit der Kraft des Werdens einzieht, und niemand soll verzweifeln, hat ihn sorgenvolles Schicksal noch so hart angepackt. In der Natur vollzieht sich das alljährliche Wunder der grünenden Erde, des knospenden Baumes, das Sichtbarwerden eines Schöpferwillens. Wenn wir im eigenen Herzen wachrufen, was neubelebend, neuschaffend, aneifernd wirkt, dann erfüllt sich in uns, in jedem von uns, was Goethes Faust als der „Frühlingsfeier freies Glück" symbolisch erlebte.

Erlöst sein wollen und müssen wir alle, jeder von einem anderen Druck, jeder von seiner Pein, die ihm die größte scheint, wenn sie auch der Nachbar für geringfügig hält. Und Erlösung — der Frühlingsfeier freies Glück — ist das Wesen der Osterstimmung. Was im Frost erstarrt war, vereist und vermurt, sehnt sich nach Befreiung, nach wärmender Sonne. Überall drängt sich nun — da durch die Festtage ein äußeres Zeichen sich meldet, eine Mahnung den im Alltag Stumpfgewordenen an Hoffen erinnert — ein Erlösungsbedürfnis vor, eine Osterstimmung, ein Harren auf etwas unerwartet Schönes, das der Frühlingstag bringen soll.

Wandern wir hinaus in die Natur, der Sonne entgegen, und fühlen, wie der Baum die Spitzen seiner Äste sehnsuchtsvoll ausstreckt, wie das gesamte organische Leben teilnimmt an der Feier des Wachsens und Wollens, so stärken sich Leib und Seele in dem Gefühl, der Winter sei abgetan, seine lange Dunkelheit vorüber. Der Winter als solcher hat freilich in der modernen Welt dank ihrer technischen Fortschritte viel von der einstigen Trostlosigkeit eingebüßt. Heute ist der wenig Bemittelte besser geborgen als ehemals der Reiche, der durch Holzläden oder Teppiche, bestenfalls ölgetränkte Leinwand seine Fensteröffnungen gegen Winterstürme abschloß und durch schwelende Fackeln oder armselige Öllämpchen das nächtige Dunkel bekämpfte. Verschwenderisch ist das künstliche Licht, Vergnügungen beleben den Winter, man hat die Schönheit von Schnee und Eis entdeckt, und der Wintersport lehrte sie genießen. Einzelne ziehen, Schwalben gleich, jedoch ohne deren Anstrengungen, nach dem Süden in bequemster Reisegelegenheit. Aber bei vielen, sehr vielen ist der Winter noch traurig lang und bang, Sorge sitzt am Herd, dessen Flamme mühsam durch angestrengteste Arbeit erhalten wird, oder das Gespenst der Arbeitslosigkeit klopft an die gefrorenen Scheiben. Seelisches Ersticken droht Unzähligen, die eng zusammengepfercht in den Großstädten leben müssen, ringsumher nichts als Prosa, eintönige Pflichten, nüchterne Bureaus, Berge von unangenehmen Papieren.

Und sie stürzen sich jetzt in den Feiertagen zu Fuß, zu Rad, zu Auto, in der Eisenbahn hinaus, um irgendwo ein grünendes Fleckchen Erde, einen blauen, weiten Himmel zu sehen, Sonne einzufangen in das eingeengte, häusereingeschlossene Leben. Eine neue Völkerwanderung scheint sich in Bewegung zu setzen, so groß ist der Drang ins Freie. Tausende ziehen hinaus, als dränge eine Naturgewalt sie zur Natur, fort von allem Künstlichen, mag es noch so wunderbar, noch so imposant sein — es scheint plötzlich nur eine Last, von der man um jeden Preis aufatmen möchte. Es ist nicht mehr Fausts behaglicher Osterspaziergang vor den Toren des mittelalterlichen Städtchens, das, lieblich in die Landschaft gebettet, selbst noch ein Stückchen Natur war — es ist ein Drängen und Hasten geworden, oft ein Kampf um den Platz, ein Symbol für den gesteigerten, schwierigen Lebenskampf, den das Jahrhundert den Zeitgenossen aufbürdet. Aber im Grunde der Dinge, im Wesen der Sehnsucht hat sich doch nichts verändert, seit Goethe den Osterspaziergang geschildert hat, mag das äußere Bild der Stadt und das äußere Gebaren der Osterspaziergänger oder Ausflügler, die ihr entfliehen, sich noch so sehr geändert haben. Faust sieht nachdenklich zur Stadt zurück, wo

„Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor."

Die Tore sind zwar gefallen, an ihre Stelle sind Bahnhöfe, Vorstädte getreten, doch wenn wir Fausts Beschreibung weiterverfolgen, fühlen wir, daß der Unterschied verschwindet, ja, wir erleben, daß die Sehnsucht ins Freie, in die Natur leidenschaftlicher, vielleicht inniger geworden ist unter den Unzähligen, die mit munterer Eile, von Kinderscharen umhüpft oder ein Kind im Körbchen vor sich auf dem Rad, possierlich und doch rührend zur Naturereroberung ausziehen. Eine Freudigkeit glücklicher Eroberungslust liegt in der Luft. Was Faust beobachtete, gilt verstärkt für den heutigen Menschen:

„Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht."

Ans Licht! Das ist des Herzens Jubelruf, der den Großstädter, den Mann des Betriebs, die Frau der Pflicht in die Natur begleitet. Doch jenen, die im Winter nur Lockrufe von Tanz, Musik und Wintersport vernehmen, mag das Osterlicht etwas Besseres bringen, eine Andacht, eine Mahnung, einen Augenaufschlag zum vergessenen Himmel. Und das Beste ist denen zu wünschen, die lange in Seelenfinsternis schmachteten, denen Fausts grimmer Zweifel nicht unbekannt blieb, die den Staub unleidlicher Akten geatmet, grimmig enttäuscht in den schweren Folianten des Lebens geblättert, nur Hohngelächter vernommen hatten, wenn sie Geister beschworen, und vielleicht wie Faust nach dem Fläschchen braunen Saftes griffen. Ihnen töne das Wunder der Osterglocken kindlich fromm, ob sie noch so sehr wähnten, daß sie kein Ton auf Erden mehr beglücken könne. Denn diese Glocken, die laut einer lieblichen Legende in der Prüfungs- und Fastenzeit nach Rom gepilgert und zu Ostern durch ein Wunder plötzlich wieder da sind, erzählen so eindringlich von ihrer Reise, daß auch der Grämlichste den Glocken lauschen muß. Sie erzählen von schmelzendem Schnee und Eis, von warmen Küssen lenzlichen Windes, aus dessen Umarmung die Erde entzaubert erwacht, aufersteht, wie der Erlöser auferstanden ist. — — — In einem Garten erschien der Auferstandene den gläubigen Frauen, und sie hielten ihn zuerst für einen Gärtner, und alte Darstellungen zeigen Jesus tatsächlich als Gärtner verkleidet, mit breitkrämpigem Hut und Gartengerät in der Hand.



„Im Tale grünet Hoffnungsglück": Erster Frühling bei Davos (Graubünden, Schweiz).
Photographische Aufnahme von Albert Steiner, St. Moritz.

Bedeutet das nicht, die Welt soll zum Garten erblühen und eine Erinnerung an das einst verscherzte Eden den Herzen schmeicheln, die Gemüter stärken? Umsonst ist die Rede nicht von Garten und Gärtner am großen Ostermorgen. Die so oft entheiligte Erde ist gleichsam neu geheiligt, weil in ihr ein so heiliger Leib geruht und verjüngt als Auferstandener die durchbohrten Füße auf den Boden stellte. Da war der Erde wieder erlaubt, heiter zu lächeln, wieder ein Garten, eine Stätte der Frühlingswonne zu sein.

Über die Freude am Garten geht nur wenig für den beschaulichen Menschen, Spiel im Garten ist das anmutigste der Spiele, die Arbeit im Garten wohltuend für Körper und Seele.

Nach dem großen Garten der Landschaft zieht es den Städter so mächtig, weil diese seine Sehnsucht ein mystisches Gebot ist, weil kein Vergnügen, das die Stadt noch so prächtig und künstlich bietet, dagegen aufkommen kann.

Das Gewimmel des modernen Lebens streut wohl Unruhe in die österliche Landschaft . . . lärmt für kurze Zeit darin. Aber das ist seine Freude, sein Genießen. Es läßt sich nicht vom Charakter der gesamten Lebensstruktur trennen, und es wäre unrecht, diese Freude durch Nachdenklichkeiten zu stören. Wir eilen hinaus, um in der Natur bewußt jene Frühlingsstimmung zu finden, die ursprüngliche Zeiten als Geschenk der Gottheit empfanden. Einst gab sie mehr Verinnerlichung, heute gibt sie Kraft und den eisernen Willen, mit allen Widrigkeiten des äußeren Lebens fertig zu werden. Das ist der innere Kern unserer physischen Sehnsucht nach Sonne.

Denn durch die Welt geht ein neues, ein durchaus modernes Verlangen nach Sonne, wie es das Jahrhundert des Materialismus nicht gekannt hatte. Körperlich und geistig sehnen wir uns nach einem warmen Sonnenmantel, um erlöst zu werden von der Kälte wachsender Herzenseinsamkeit, die der aufreibende Betrieb der Gesamtwirtschaft notgedrungen mit sich gebracht hat. Wenn in den Ostertagen der Frühling durchs Land zieht, gewinnt diese Sehnsucht bis in die lautesten Straßen der Großstadt greifbare Gestalt. Echte Sehnsucht wirkt aber immer produktiv. Sie muß Neues, sie will Besseres schaffen, sie drängt über das tönende Wort und stimmunggebende Gefühl hinaus. Unsere Ostersehnsucht, unsere Sehnsucht nach Sonne ist eine Sehnsucht nach Natur, eine Hoffnung, durch die Natur mit **dem** fertig zu werden, was auf uns lastet.

Sie treibt in die Berge, an das Meer, auf die Sportplätze. Was lockt in Feld und Wald, wenn nicht die gewaltige Sehnsucht, den Trümmerhaufen zerbrochener Wünsche, das Steinmeer der Städte, die Fabrik, das Bureau, die papierene Organisation hinter sich zu lassen? „Nimm dem Herzen die Sehnsucht, und du nimmst der Erde die Luft." Durch dieses Dichterwort läßt sich am klarsten das Gefühl bezeichnen, das mit dem christlichen Erlösungsgedanken zur Osterstimmung führt. Wird sie stark genug, Leid und Furcht einzudämmen, aufzuräumen mit dem zeitlich Beklemmenden im einzelnen wie im öffentlichen Leben, dann läßt sie einen warmen, vollen Sonnenstrahl ins Gemüt fallen, den wir mitnehmen aus der Natur in die Stadt und ihren Alltag. Dann geht es auch dem Wanderer der Gegenwart auf seinem Osterspaziergang trotz der veränderten Weltanschauung wie Goethes Faust, der, von der freien Natur umgeben, selig in die Worte ausbricht: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Wir können so selten wirklich Mensch sein, „Mensch an sich", losgelöst von der Figurenaufgabe, die wir im Schachspiel unserer Pflichten erfüllen müssen, getrennt vom Berufsgesicht und den Erinnerungen, die sich an unser tägliches Treiben heften. Wie der Fluß, „vom Eise befreit", sein Wasser in freier Freude durch die Landschaft führt, so wandert der moderne Mensch, „vom Papier befreit", hinaus in die Landschaft — — selig, ein Kind, wenn er die rechte Stimmung findet . . . die Osterstimmung der Gegenwart.



GOLGATHA

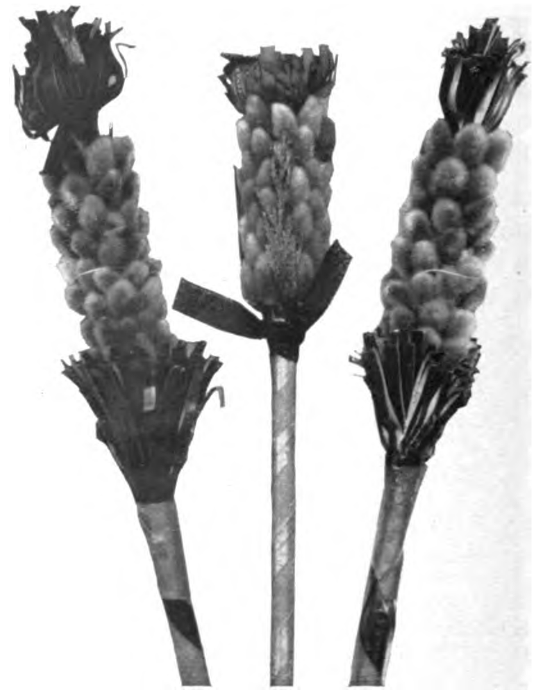
NACH EINEM GEMÄLDE VON HEINZ WOELM

Osterbräuche

VON ERNST SMITHANDERS.



Am Ostermorgen im Spreewald: Bespritzen der mit Osterwasser zurückkehrenden Jungfrauen durch die Burschen. Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung" von E. Hosang.



Osterpalmen aus Bayern. Links und rechts: Partenkirchen; Mitte: Tölz. (Aus der Staatlichen Sammlung für Deutsche Volkskunde in Berlin.)

Aus der Volksphantasie und dem Volksglauben erwuchsen in Fülle Mythen, Märchen und Sagen, Aberglauben, Sitten und Gebräuche, und wie alle hohen kirchlichen Feste des Jahres, ist auch das Osterfest üppig von ihnen umrankt, und mancher Brauch hat sich bis heute erhalten. Sie sind alle religiösen Ursprungs, mögen sie in altheidnischer Zeit entstanden sein oder christlich-kirchliches Gepräge tragen.

Die Hauptsorge aller primitiven Naturvölker war die der Ernährung und Fortpflanzung ihres Geschlechts; es galt, die Kräfte zu nützen, die diese förderten, die schädigenden Kräfte und Geister aber abzuwehren. Aus diesem Bestreben heraus sind alle die alten Gebräuche, auch die der Osterzeit, geboren.

Zu Ostern, dem ersten agrarischen Frühlingsfest, feierte man den Sieg der segenspendenden Gottheit über die dem Menschen ungünstig gesinnten Winterriesen. Der Freude darüber und dem Dank dafür gab man Ausdruck in Opfergaben. Um des Segens der Fruchtbarkeit teilhaftig zu werden, genoß man selbst von diesen Gaben. Zu ihnen gehörten die ersten sprossenden Kräuter; man buk besondere Gebäcke, z. B. in Sachsen die Quarkkeilchen und Osterfladen, in Schwaben die Ostergeigen, vielfach runde Kuchen in Form einer flachen Scheibe (vgl. Abbildung Warmbrunner Gebäck). Die beliebteste Osterspeise aber war seit ältester Zeit das Ei, mit dem Keim des Werdens in sich, als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Im Oldenburgischen wird auf das Eieressen am Abend des ersten Ostertages besonderer Wert gelegt. Den Kindern werden die Eier mit Zwiebeln, Hölzern oder Kräutern gefärbt und im Garten unter Büschen und Sträuchern versteckt, wohin sie nach dem volkstümlichen Ausdruck der „Osterhase" gelegt hat. Wie der Hase zu dieser Ehre kommt, ob seine sprichwörtliche Fruchtbarkeit dazu Anlaß gegeben hat, ist noch nicht ergründet worden. Das Färben der Eier reicht in heidnische Zeiten zurück — spielt doch das Ei schon bei den Ägyptern, in der griechischen Mythologie und bei den religiösen Zeremonien der Römer eine Rolle — und ursprünglich wurden die Ostereier rot und gelb gefärbt; denn diese Farben waren für unsere Vorfahren das Symbol der aufgehenden Sonne und des Feuers. Natürlich war jedermann bestrebt, soviel wie möglich dieser Ostereier einzuheimsen, und es entwickelten sich im Zusammenhang damit eine Reihe von Spielen, die darauf hinausliefen, z. B. das noch heute in Schwaben übliche, in alten Predigtbüchern schon erwähnte Eierlesen, das Eierpicken (Aufeinanderstoßen von Eiern), das Eierwerfen und das in Bautzen auf dem Proitschenberge heute noch stattfindende Eierschieben; wessen Eier ganz blieben, dem gehörten die anderen. In Rußland ist die Volkskunst, Eier in oft prunkhafter Form herzustellen, zu besonderer Blüte gekommen, und allen ist ja bekannt, daß sich eine förmliche Industrie in Ostereiern für Kinder und Erwachsene zu Geschenkzwecken entwickelt hat, wobei freilich der tiefere Sinn dieser Gaben vollständig verlorengegangen ist. Denn dieser war, das Wachstum zu fördern. Nachdem die Fastenzeit vorüber war, durften ja nun wieder kräftigere Speisen genossen werden, die aber vorher in der Kirche geweiht werden mußten und dann im Wettlauf nach Hause getragen wurden.

Ein alter Fruchtbarkeitsbrauch steht wohl auch mit den sogenannten geweihten „Palmkätzchen" im Zusammenhang. Eine wichtige Ostersitte ist der Schlag mit der Lebensrute. Sobald die Bäume und Sträucher ihr erstes Grün zeigten, wurden einst frische Zweige gepflückt und mit diesen Mädchen, Frauen und weibliche Tiere geschlagen; die Rute teilte dem Geschlagenen ihre sprossende Kraft mit; er wurde selbst fruchtbar. Die christliche Kirche hat sich dieses Brauches bemächtigt; die Zweige wurden zum Palmsonntag (daher Palmkätzchen!) auf den Weg gestreut.

Frische, die Fruchtbarkeit und das Gedeihen fördernde Kräfte wurden und werden zum Teil heute noch dem Osterwasser zugeschrieben. Nicht nur das kirchlich geweihte, auch das schlichte Wasser auf Feld und Flur oder im Wiesenbach hat an dem Ostermorgen eine ganz besondere Kraft. Vor Sonnenaufgang, stillschweigend und stromabwärts geschöpft, hat das Wasser eine heilige Weihe: es hat die Kräfte der aus dem Winterschlaf wiedererwachten Natur erhalten und ist gestärkt durch den lieblichen Geruch österlicher Erde. Am Karsamstag



Ostergebäck aus Warmbrunn in Schlesien: Kuchenteigformen, in der Mitte mit eingebackenem Ei.



Ein Osterbrauch in Kärnten: Wettlauf der Gailtalerinnen nach der Weihe der Osterspeisen. Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung" von F. Schlegel.

wäscht sich daher der Bauer des Bachrains beim Frühläuten die Augen mit fließendem Wasser und hält sich nun für ein Jahr lang gesichert vor „Weh am Gesicht“. Und in der Mark Brandenburg konnte man einstens in der Osternacht ganze Scharen junger Männer sich im kühlen Bade unter freiem Himmel erfrischen sehen, und hier und da an einem einsamen Orte netzte auch ein Mädchen seine Glieder in der heiligen Flut. Im Spreewald suchen die jungen Burschen die Osterwasser schöpfenden Jungfrauen durch allerlei Neckereien, besonders durch Bespritzen mit Wasser aus kleinen Handspritzen, dazu zu bringen, daß sie das Schweigen brechen. An einzelnen Orten Schwabens wird auch geweihtes Wasser auf die Fluren gegossen, geweihter Wein und geweihtes Salz in den Brunnen geschüttet, um den Segen zu fesseln an Haus und Hof, Feld und Acker.

Wie das Wasser, so ist auch das Feuer in der Osternacht heilig und segensvoll. Nach altgermanischem Glauben hat das Feuer reinigende und Dämonen abwehrende Kraft. Im Rheinland und Sauerland, im Münsterlande, an der Weser und in anderen deutschen Gauen, wo sonst noch Sachsen gewohnt haben, hat sich deshalb der germanische Brauch der Osterfeuer in großem Umfang erhalten. Bald nach Weihnachten schon, wenn der Schnee schmilzt, fangen die Kinder an, Holz für das Osterfeuer zu sammeln. Die trocknen Christbäume liefern die erste Schicht für den mächtigen Holzhaufen, der bis zum Osterfest aufgespeichert werden muß. Die ganze Fastenzeit hindurch sammeln die Kinder fleißig Reiserholz, trockene Äste, Bretter und sonstige brennbare Gegenstände, die ihnen in die Hände fallen. Mit dem Wagen ziehen sie durch den ganzen Ort, um Stroh zu sammeln. Vor jedem Hause singen sie ein Lied, und jeder muß ein Scherflein fürs „Pooskefüer“ spenden, ganz nach seinen Verhältnissen. Leute, die kein Stroh haben, wie Geschäftsleute, müssen alte Kisten, Teertonnen, Heringsfässer und ähnliche brennbare Habseligkeiten opfern. Der gesamte Vorrat wird auf einen hohen Berg gefahren, auf dem das Feuer angezündet werden soll. Hier erfolgt dann der kunstgerechte Aufbau des gesamten Brennmaterials. Auf dem Brandhaufen wird zum Schluß ein großes, mit Stroh umwundenes Holzkreuz errichtet. Wenn das Abendbrot verzehrt — am Osterabend kocht die sauerländische Hausfrau aus Milchreis und vielen Eiern den sogenannten Osterbrei und bäckt dazu den beliebten Osterpfannkuchen — und die Dunkelheit hereingebrochen ist, werden die Osterfeuer angezündet. In Plettenberg singt man dazu das von den Ahnen vererbte alte Lied:

> „Hop ma jor klingl am or
> hohoho ho hohohohohohoho
> hop in fassa krigg am assa
> hohoho ho hohohohohohoho!“

Inhalt und Ursprung dieses Liedes sind noch nicht sichergestellt. Wer in Westfalen Gelegenheit hatte, von einem hochgelegenen Punkt aus einmal in der Osternacht die Feuerzeichen ringsum zum nächtlichen Firmament emporlodern zu sehen, der hat einen unvergeßlichen Eindruck. Osterfeuer sind Opferfeuer. Die helle Flamme des Opfers ist ein Abbild des Sonnenfeuers, des läuternden, Segen erweckenden, schädliche Keime (Geister!) vernichtenden, die Erde verjüngenden. Mit Feuer umritt oder umging man deshalb auch in der Osterzeit, wenn die Felder bestellt wurden, die Fluren, um die Dämonen zu bannen. Die Kirche hat diesen Brauch an sich gerissen. An die Stelle des Feuers ist beim Umgang das Heiligenbild getreten. In vielen katholischen Gegenden umgeht mit diesem noch heute der Geistliche das zu bestellende Feld, hier und dort, z. B. in der sächsischen Lausitz, ist auch noch die alte bäuerliche Sitte des Osterreitens erhalten geblieben. Im bayrischen Chiemgau findet am Georgstage der Georgiritt statt, der auf buntgeschmückten Rossen von Traunstein zum tausendjährigen Ettendorfer Kirchlein führt, um die Pferde segnen zu lassen. Musikkapellen, geschmückte Wagen und nicht zuletzt St. Georg selbst in gleißender Ritterrüstung nehmen daran teil.



Das Eierschieben auf dem Proitschenberg in Bautzen. (Phot. Zillessen, Bautzen.)



In der schlesischen Gebirgsgegend: Begrüßung des Ostermorgens durch die Jugend mit selbstangefertigten Holzknarren.

Christliche Osterbräuche, die kaum an die Fruchtbarkeitsbräuche heidnischer Zeit anklingen, wenn man nicht die auch aus ihnen sprechende Osterfreude dafür nehmen will, finden noch mancherlei statt. Vom Gründonnerstag an schweigen die Kirchenglocken; sie wandern nach Rom, wo sie sich vom Papste segnen lassen, und kehren erst am Karsamstag nachts zurück. Während ihres Schweigens tritt die Klapper oder Schnarre (Ratsche) in ihr Recht. Im Rheingau ziehen die Kinder, mit der Klapper ausgerüstet, als Rufer zum Gottesdienst durch die Straßen des Dorfes und walten ihres wichtigen Amtes, und in schlesischen Gebirgsgegenden begrüßt die Jugend den Ostermorgen mit selbst angefertigten Hozknarren. Auch in der Kirche herrscht eitel Fröhlichkeit. Besonders beliebt waren beim schwäbischen Volke die Ostermärlein und Osterspiele. Die ersteren wurden von der Kanzel herab vorgetragen und bestanden in allerlei ergötzlichen Geschichten, die fast gar keine Beziehung zum Festevangelium hatten. Es ist erstaunlich, welch kecken Humor unsere Altvordern selbst an heiliger Stätte vertragen konnten. Die Hallen unserer gotischen Dome würden für uns heute viel von ihrem Ehrfurcht gebietenden Eindruck verlieren, wenn wir sie mit einer Ostergemeinde des Mittelalters angefüllt erblicken würden. Die Osterspiele wurden ehemals in ganz Deutschland abgehalten. Kloster- oder Lateinschüler, junge Geistliche, Bürger und Bauern übernahmen die Darstellung; der Marktplatz, die Kirche oder die Rathaushalle bildeten die Bühne; die Festgeschichte lieferte den um der Zuhörer willen mit derbem Humor durchwirkten Stoff. Der Teufel, Judas sowie die Hüter des Grabes gaben die willkommenen und mit vielem Beifall belohnten komischen Personen ab.

Vor dem Ostergottesdienst aber oder am Montag ging man in die freie Natur, man ging nach „Emmaus“ und beschloß den Spaziergang mit frohem Zusammensein im Wirtshaus. Kein anderer hat diese Sitte frischer und anschaulicher geschildert als Goethe in seinem Faust.

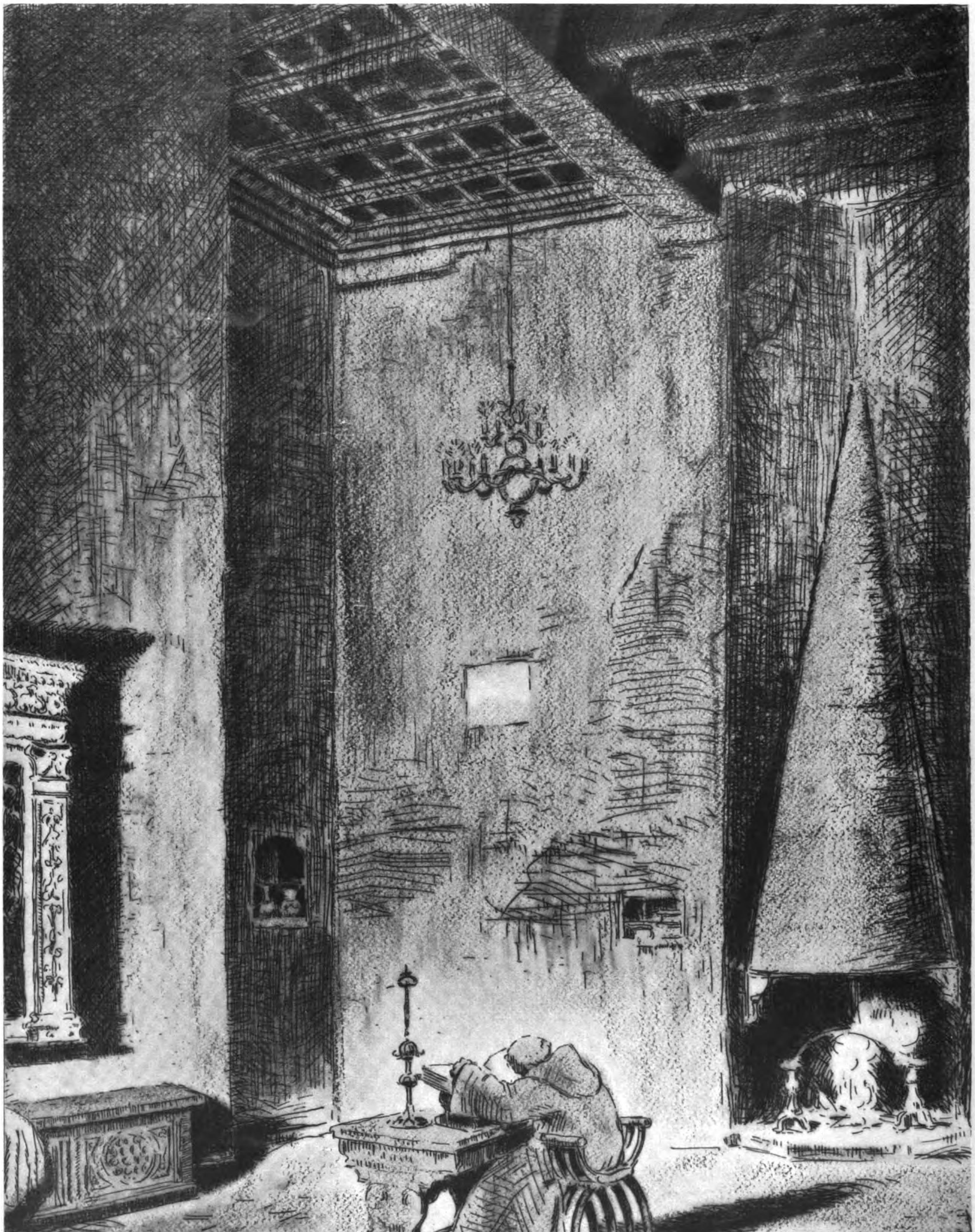
Nicht viel ist uns heute noch geblieben von Osterspiel und Osterbrauch, winzige Reste nur eines großen, herzerfreuenden Volksfestes.



Bemaltes Osterei aus Bayern. (Staatliche Sammlung für Volkskunde, Berlin.)



Russisches Osterei (Filigranarbeit): (Staatliche Sammlung für Volkskunde, Berlin.)
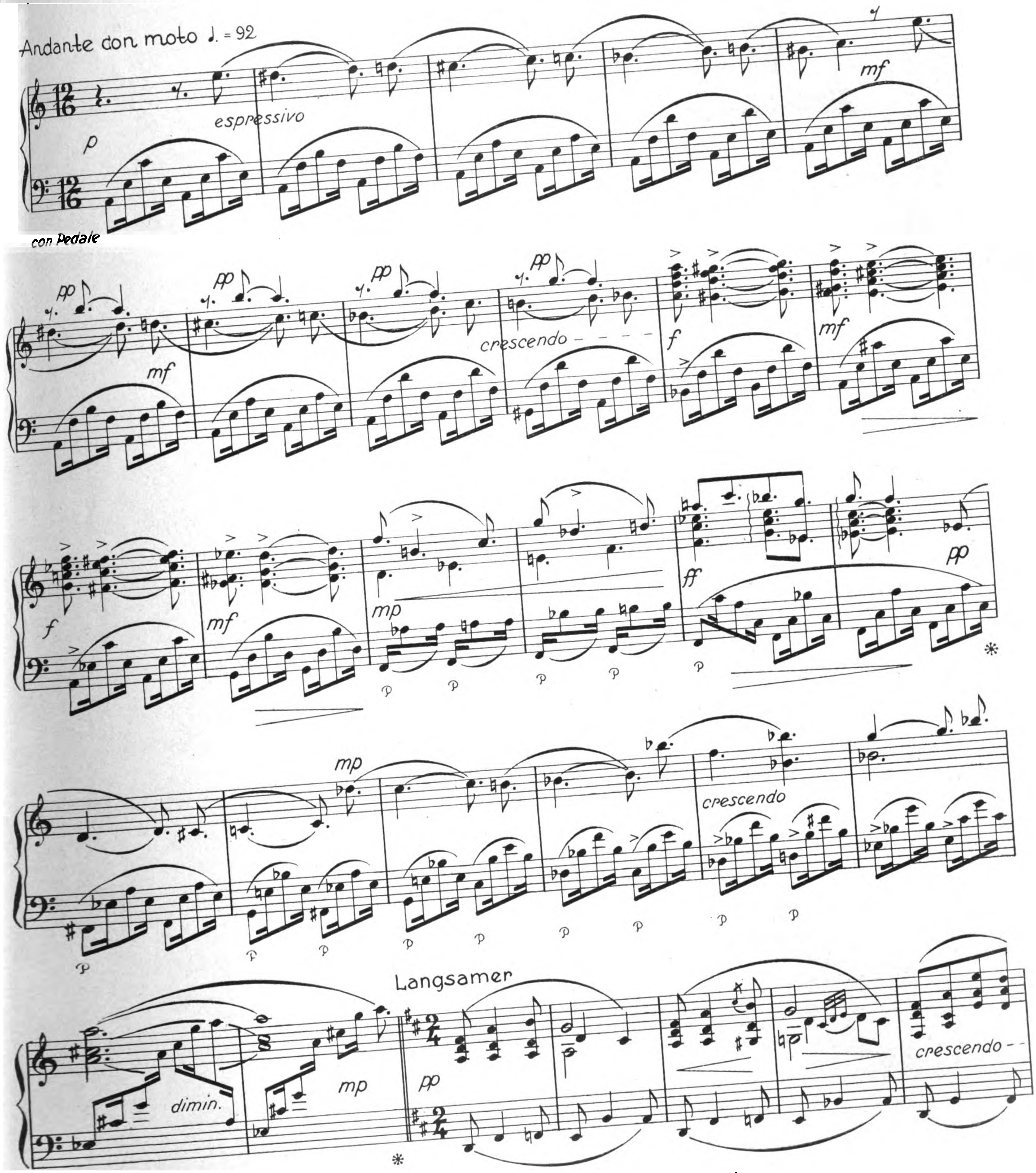


FERNE WELTEN

HELIORADIERUNG VON BRUNO ZWIENER
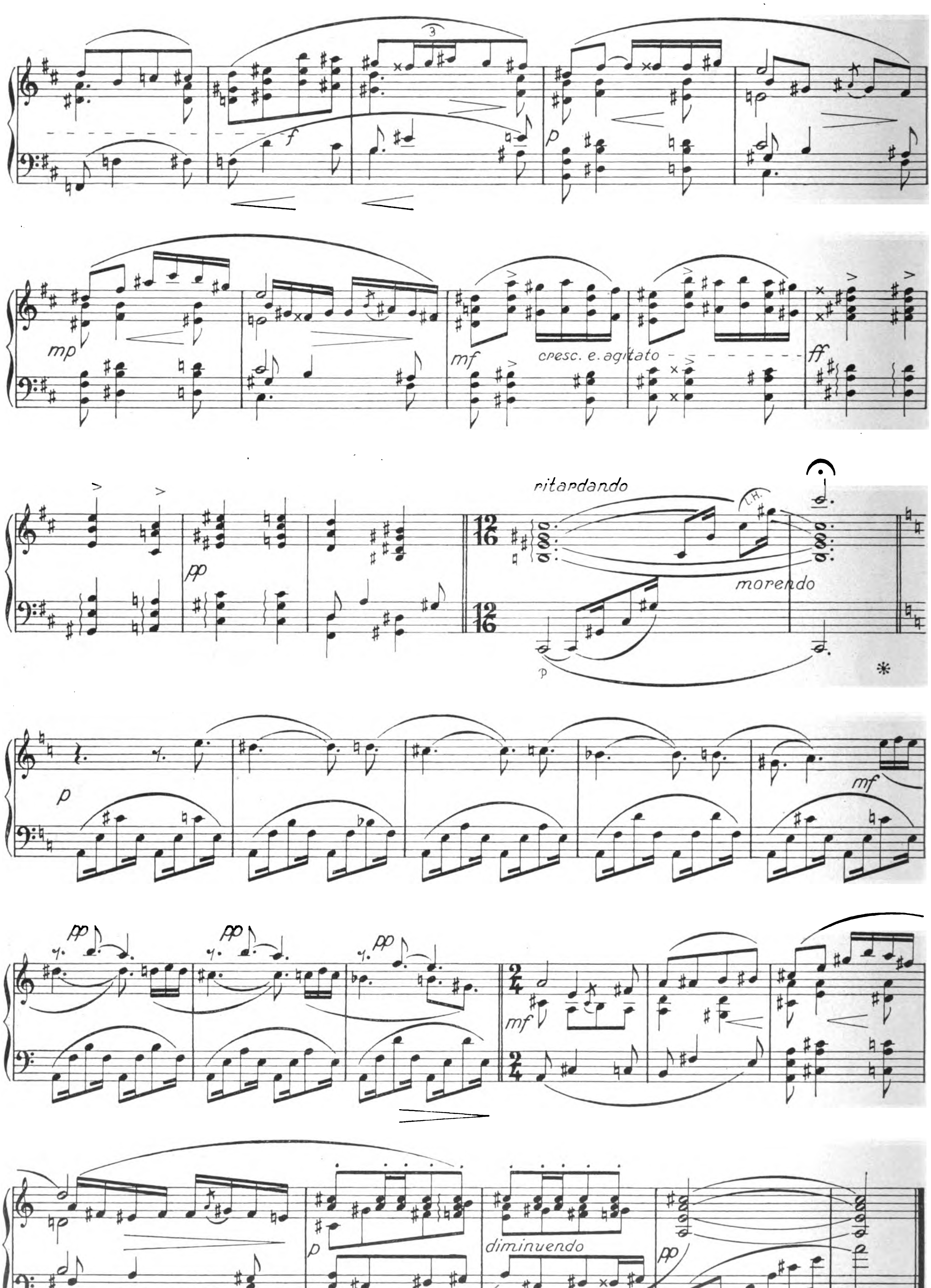
Nocturno

• Op. 26 • Nr. 2 •

Komponiert von BERTRAND ROTH



Der Illustrirten Zeitung in Leipzig zum ersten Abdruck vom Komponisten überlassen.


cresc. e. agitato
ritardando
L.H.
morendo
diminuendo



Im Paradiese.

Nach einem Gemälde des niederländischen Meisters Pieter Brueghel (1525–1569).



Vor dem Tor. Nach einer Zeichnung zu Goethes Osterspaziergang (Faust I) von Peter Cornelius, gestochen von Thaeter.

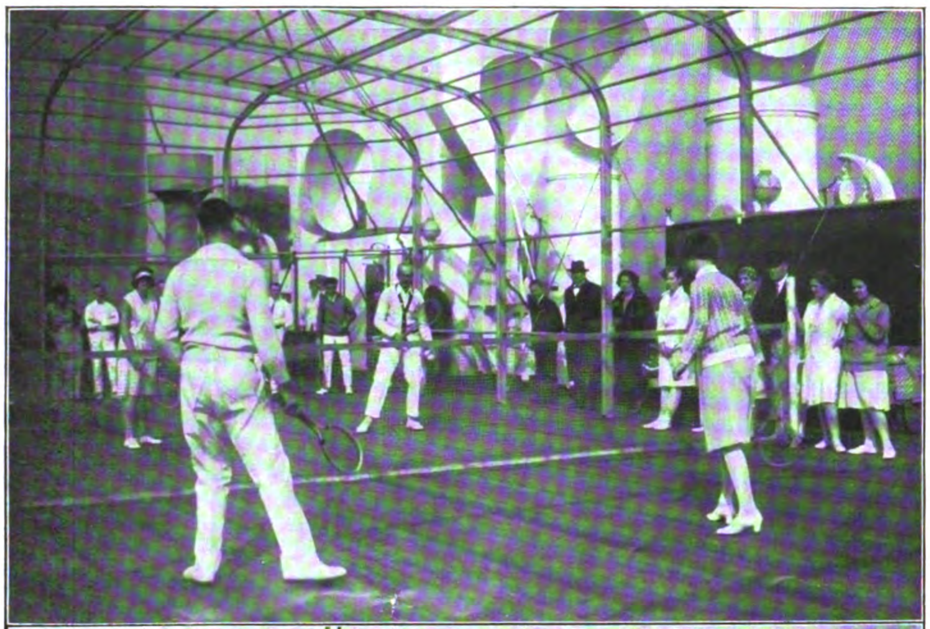


Faust und Wagner auf dem Osterspaziergang. Nach einem Gemälde von Paul Hey.

Mittelalterliche Osterfeier: Osterspaziergang bei unseren Voreltern.



Der moderne Osterspaziergang: Am Ostersonntag vor den Toren einer Großstadt.
Zeichnung von Rudolf Lipus.





Von der Jungfernfahrt des Hapag-Dampfers „New York“ von Kuxhaven nach Neuyork: Oben: Eifrige Inanspruchnahme des Sportdecks: Beim Tennisspiel. Unten: Mit der „New York“ nach Neuyork: Der neue Dampfer bei der Ausreise.



Fallende Riesen: Sprengung der letzten großen Schornsteine von der alten Gasanstalt in Berlin-Schmargendorf durch Reichswehrpioniere.

Tagesgeschichte.

In zahlreichen deutschen Städten fanden zu Bismarcks Geburtstag am 1. April Gedenkfeiern statt. In Hannover veranstaltete der Verein zur Errichtung eines Bismarck-Nationaldenkmals am 2. April den ersten deutschen Bismarcktag. Exzellenz Wallraf, Mitglied des Reichstags, hielt als Zweiter Vorsitzender des Vereins die Begrüßungsansprache. — Generalmajor a. D. Ernst v. Wrisberg starb bei einer solchen Kundgebung am Bismarck-Denkmal in Berlin, als er von einem Polizeibeamten wegen Übertretung der Bestimmungen des Bannmeilengesetzes zur Wache geführt werden sollte. Seine Beisetzung am 5. April gestaltete sich zu einer gewaltigen Trauerfeier, an der auch Reichspräsident v. Hindenburg teilnahm. Wrisberg war am 2. August 1863 geboren. Während des Weltkrieges, an dem er zuerst als Oberst teilnahm, wurde er in Flandern schwer verwundet. Im Jahre 1917 zum Generalmajor ernannt, hatte er als Zentraldepartementsdirektor im Kriegsministerium hauptsächlich die Vertretung des Ministers im Parlament inne.

Am 1. April trat der neue Hapagdampfer „New York“ von Kuxhaven aus seine Jungfernreise nach Neuyork an. An der Fahrt nahmen der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Geheimrat Cuno, mehrere Mitglieder des Direktoriums und der Vorsitzende des Verbandes deutscher Reeder, Staatssekretär a. D. Graf v. Roedern, teil. Der neue Dampfer ist das vierte Schiff der Albert-Ballin-Klasse, erbaut von Blohm & Voß, und besitzt 22000 Tonnen Raumgehalt.

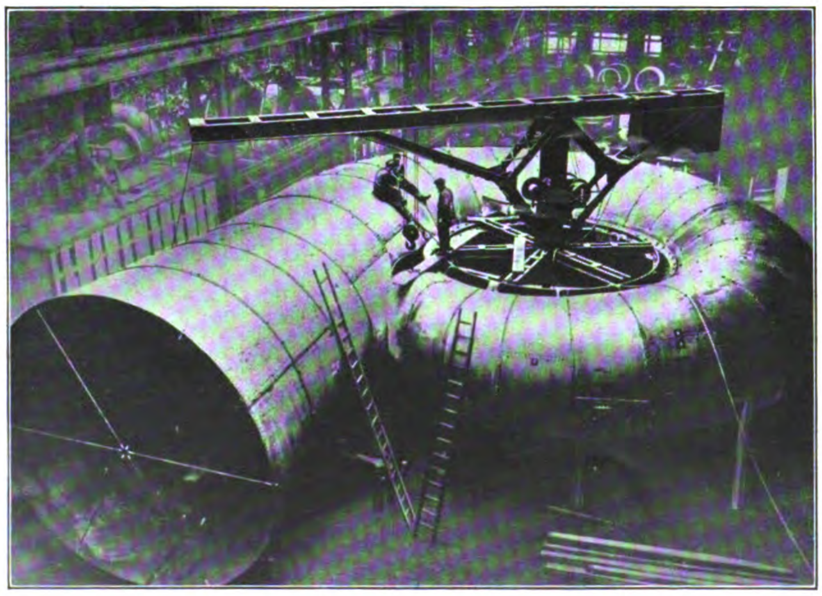
Den Junkers-Piloten gelang es, in vierzehn Tagen zehn Welthöchstleistungen, die bisher zum größten Teil von Ausländern gehalten wurden, an sich zu bringen. Der Pilot Waldemar Röder stellte am 1. April drei neue Weltrekorde auf: Er legte eine Strecke von 1000 km mit 2020 kg Belastung bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 138 Stundenkilometer in 7 Stunden 50 Minuten zurück. Die gleiche Leistung vollbrachte der Junkers-Pilot Horn, der mit 1000 kg Nutzlast 14 Stunden 30 Minuten in der Luft blieb und dabei 2020 km flog.



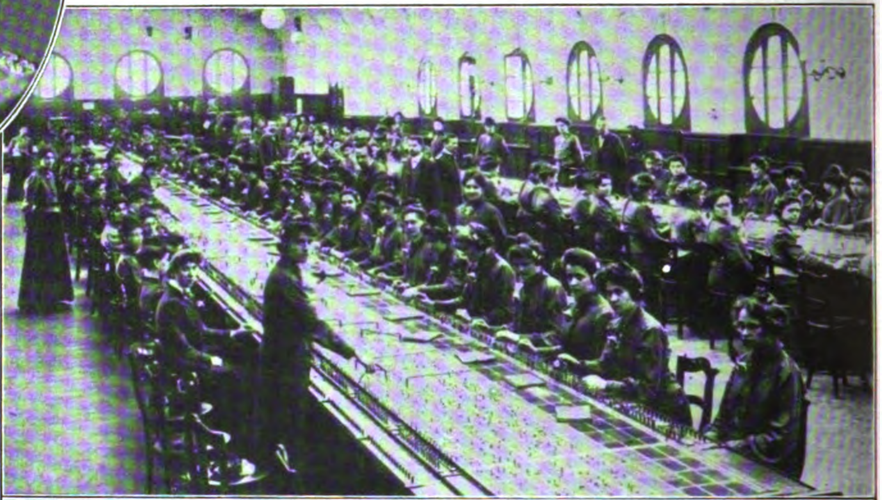
Dr. e. h. Emil Kirdorf, Geh. Kommerzienrat, Generaldirektor der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G., wurde am 8. April 80 Jahre alt.

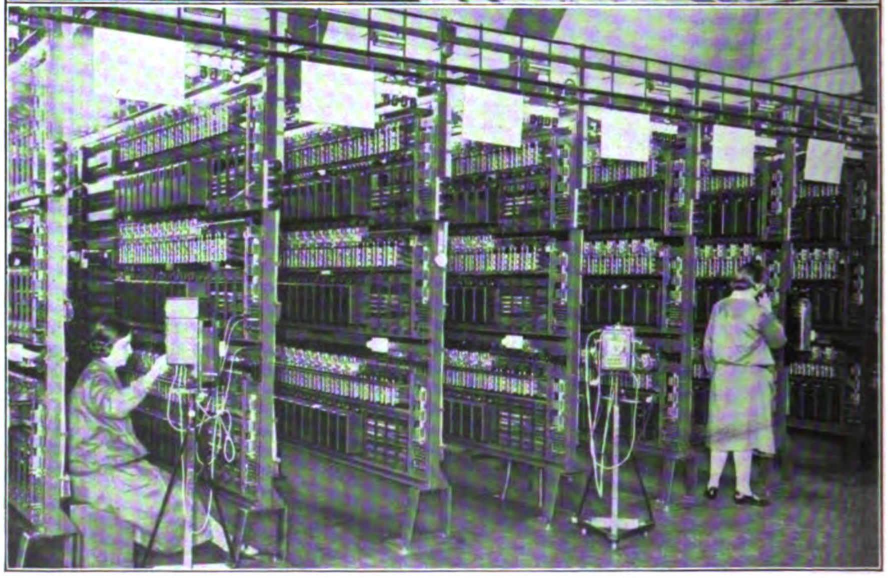


Ernst v. Wrisberg, Generalmajor a. D., Vorsitzender des Deutschen Ostmarken-Vereins, Berlin, der am 1. April bei einer Kranzniederlegung am Bismarck-Denkmal in Berlin einem Herzschlag erlag.



Ein deutsches Riesenwerk der Technik: Das Gehäuse der 40000-PS-Spiralturbine für die von den Siemens-Schuckert-Werken ausgeführte Wasserkraftanlage am Shannon-Fluß zur Versorgung des irischen Freistaates mit elektrischer Energie.





Der Telephonbetrieb in einem Fernsprechamt älterer Art und in einer modernen, mit Selbstwählern ausgerüsteten Anlage: Oben: Einst: Ein Heer von Beamtinnen vor den Klappenschränken. Unten: Jetzt: Die geringe Bedienung in dem neuen Selbstanschluß-Fernsprechamt in Spandau bei Berlin.





Von der Beisetzung des bei einer Bismarck-Feier in Berlin verstorbenen Generalmajors a. D. v. Wrisberg am 5. April: Reichspräsident v. Hindenburg bei der Beerdigung am Grabe des Toten.
Rechts oben: Vom ersten deutschen Bismarck-Tag in Hannover am 2. April, veranstaltet vom Verein zur Errichtung eines Bismarck-Nationaldenkmals: Während der Gedächtnisfeier am Bismarck-Turm.





Von der Generalversammlung der Genossenschaft Deutscher Tonsetzer unter dem Präsidium von Richard Strauß in Berlin am 3. April: Vorstand und Beirat der Genossenschaft.
Von links nach rechts: Sitzend: Dr. Julius Kopsch; Prof. W. Klatte; Dr. Richard Strauß; Prof. Behm; Prof. Woyrsch. Stehend: Dr. Strauß jun.; Schattmann; Prof. Kahn; Prof. Haas; Prof. Reuß; Franz v. Blon.
Im Kreis: Zur Amtsniederlegung des bekannten Berliner Klinikers Medizinalrat Prof. Dr. Kraus (×), des Leiters der II. Medizinischen Klinik in der Charité, am 1. April nach 25jähriger Tätigkeit wegen Erreichung der Altersgrenze: Die Abschiedsfeier im Hörsaal der Klinik.



Von dem Empfang im Rathaus, der anläßlich der Anwesenheit des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes in Genf, Albert Thomas', am 4. April in Hamburg veranstaltet wurde: Direktor Albert Thomas (×) inmitten der Teilnehmer im Ehrenhof des Rathauses. (Phot. J. Schorer, Hamburg.)



Von der Gastspielreise der Wiener Sängerknaben, des bekannten Knabenchors, durch Deutschland: Der Empfang der Sängerknaben bei dem österreichischen Gesandten Dr. Frank in Berlin am 5. April. Sitzend: Rektor Schmitt, Führer des Knabenchors (links) und Dr. Frank.

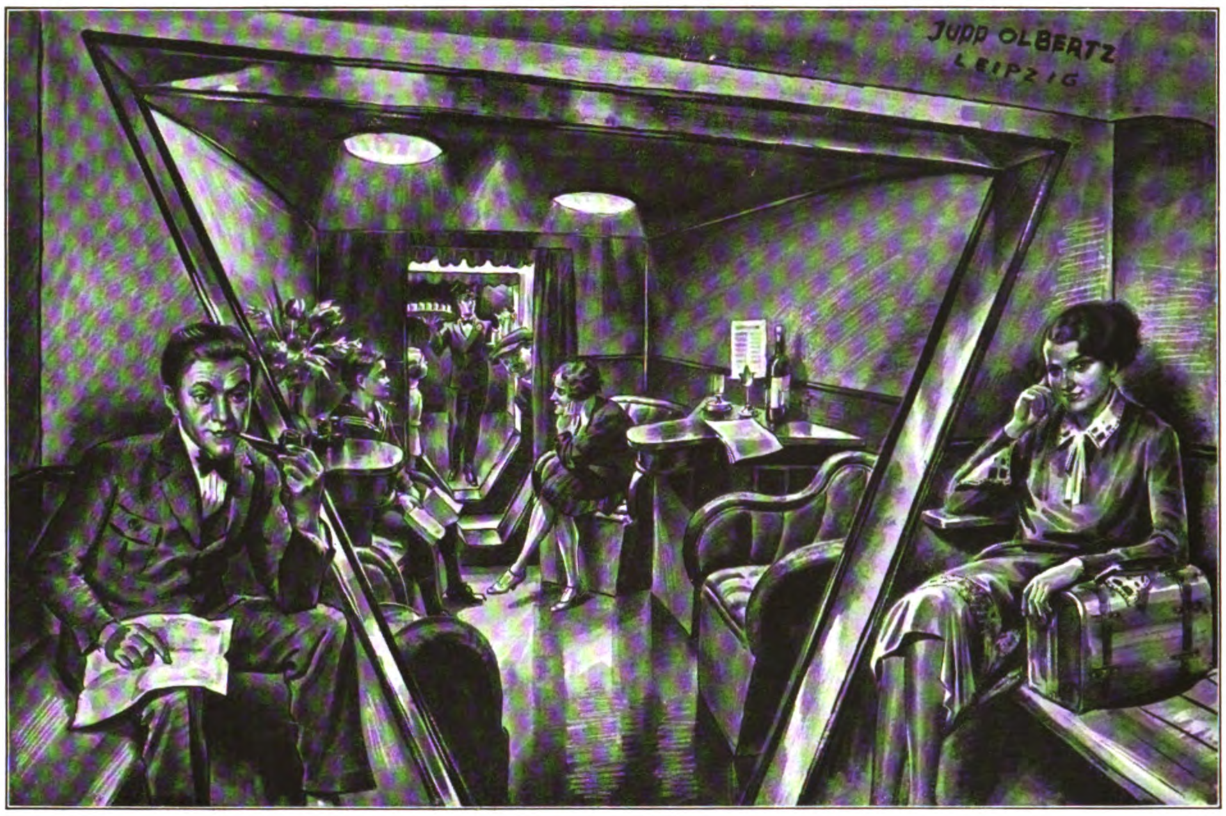
Im Riesenflugzeug über die Meere



Modell des Riesenflugzeugs „J 1000“.

Professor Junkers' hundert Passagiere fassendes Flugzeug „J 1000“ — diese Typenbezeichnung führt das Transozean-Flugzeug — war bereits seit Jahren errechnet und als Modell gebaut. Nur die Begriffsbestimmungen des Versailler Friedensvertrags, die den deutschen Flugzeugkonstrukteuren die Hände banden, haben die Ausführung verhindert. Am 1. Mai 1926 sind diese lästigen Bestimmungen gefallen. Wie wird dieser gewaltige Gigant aussehen? Äußerlich fällt eine einschneidende Abweichung von den gebräuchlichen Flugzeugtypen auf: an dem „J 1000“ fehlt der Rumpf, der Teil, der bislang als der wichtigste erschien, weil er Motor, Führersitz, Kabine, Laderaum und Tanks enthielt und Träger der Steuerorgane war. Das Transozean-Flugzeug besteht nur noch aus einer großen Tragfläche, ist eigentlich nur noch „fliegender Flügel“. Diese Bauart ist die folgerichtige Fortsetzung der Junkersschen Konstruktion nach dem Prinzip der „Tropfenform“ (d. i. die der Luft am wenigsten Widerstand bietende Form) unter Verwendung von Duraluminium, einer Legierung, die bei größter Leichtigkeit doch sehr stabil und bruchfest ist. Der Flügel wird ungefähr eine Länge von 120 m haben. Der Antrieb erfolgt durch 4 Motoren, die sich an der Stirnseite im Innern des Flügels befinden. Die Propeller ragen nur wenig über die Flügelkante hervor. Die Motoren sind während des Fluges zugänglich, können stetig überwacht und repariert werden. In der Konstruktion ist Rücksicht auf den Fall genommen, daß zwei Motoren zu gleicher Zeit ausfallen. „J 1000“ könnte mit zwei Motoren seinen Flug fortsetzen, während man die ausfallenden zwei Motoren zu reparieren vermag, da sich eine komplette Werkstatt an Bord befindet. Hierdurch wird eine Betriebssicherheit erreicht, wie sie bis jetzt noch kein Verkehrsmittel auf der Erde aufweist. Als Seitensteuer dienen zwei Flossen, die senkrecht auf der Rückseite des Flügels stehen. Das Höhensteuer bewegt sich auf zwei großen Längskörpern, die unter dem Flügel hervorkommen und so weit über die Stirnseite hervorragen, daß die nötige Hebelwirkung zum Steuern erzielt wird. Über dem Flügel fällt ein kuppelartiger Aufbau auf. Hier ist das Reich des Kapitäns, der Steuerleute und der Ingenieure. Hier laufen alle Fäden von den Maschinen und Steuerorganen in wenigen Händen zusammen, die besorgt sind, den Riesen sicher über Länder und Meere zu führen. Über die Stärke und Art der Motoren ist bis heute noch nichts Näheres bekannt. Vom Standpunkt der Wirtschaftlichkeit aus wird man wahrscheinlich dem Dieselmotor den Vorzug geben. Sehen wir uns nun im Schiffsinnern ein wenig um. Quer durch die Mitte des Flügels zieht sich ein langer Gang. Links und rechts von ihm liegen die Räume, verteilt nach dem Zweck ihrer Verwendung. Zwischen Mittelgang und Stirnseite erstreckt sich parallel zum Gang eine lange Kette von Passagierkabinen. Sie präsentieren sich in einer neuartigen und ungewöhnlichen Architektur, die doch schön wirkt, weil sie aus der Zweckmäßigkeit geboren ist. So haben die Türen die Form eines auf den Kopf gestellten Dreiecks, dessen Schenkel die Träger des Flügels bilden. Durch eine solche Tür betritt man vom Gang zunächst die Wohnkabine. Bis zu halber Höhe ist sie von der Decke herab mit tiefblauem Samt ausgeschlagen. Daran schließt sich eine braune Mahagonitäfelung an, die bis zum Boden reicht. Ähnlich wie in den Schlafwagen lassen sich zur Nacht zwei Betten übereinander errichten. Die Wohnkabine ist durch eine Trägerwand von dem Aussichtsraum getrennt. Hier befindet sich ein Tisch, um den sich einige bequeme Sessel gruppieren. Von diesen Sesseln bietet sich dem Luftreisenden durch ein oberes und unteres wenig gebogenes Fenster freie Aussicht. Auf der anderen Seite des Ganges liegen die Räume für die Mannschaft, für Post, Fracht und alles das, was zur Unterhaltung und Versorgung von hundert Menschen für die Dauer der Reise erforderlich ist. Hier werden wahrscheinlich auch die Küche, die Waschräume und die Radiostation untergebracht. Alle Räume erhalten ihr Licht von oben durch Fenster, unter denen eine Glaskuppel hängt. Diese dient gleichzeitig als elektrische Ampel für die Nachtbeleuchtung. In den beiden schon erwähnten Längskörpern, die das Höhensteuer tragen, werden voraussichtlich die Gesellschaftsräume untergebracht. Hier wird sich einst eine froh gestimmte Gesellschaft zum Diner über den Wolken vereinen. Man wird versuchen, die Bahn der Transozean-Flugzeuge in die Stratosphäre zu legen, in jene Höhen, die über 10000 Metern liegen. Dort ist der Luftwiderstand geringer, und es werden sich daher Geschwindigkeiten erzielen lassen, die heute noch unvorstellbar sind. Die Entfernung Berlin-Neuyork wird vielleicht zur Dauer eines Tagesflugs zusammenschrumpfen. So mag gewiß die Zeit nicht mehr fern sein, in der wir die große Erde in wenigen Tagen umkreisen können.

Karl Unselt.

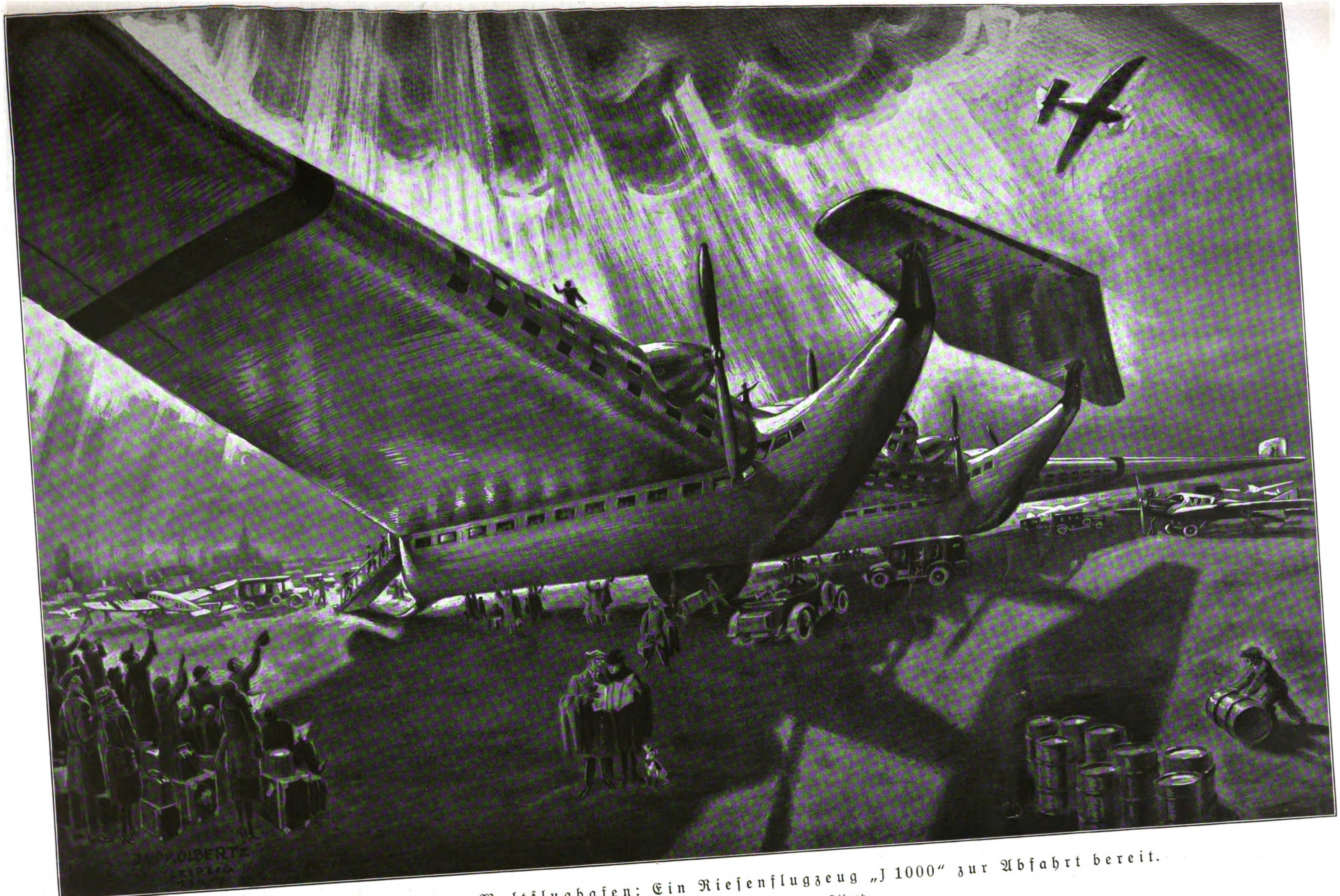


Blick in eine Wohnkabine des „J 1000“. Zeichnung von Jupp Olbertz.



Für die Nacht hergerichtete Passagierkabine mit dem Aussichtsraum (im Hintergrund). Zeichnung von Jupp Olbertz.

Der zukünftige Luftverkehr mit dem neuen Junkers-Riesenflugzeug.



Zukunftsbild auf dem Weltflughafen: Ein Riesenflugzeug „J 1000" zur Abfahrt bereit.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Jupp Olbertz





Vorführungen im Rahmen der Ausstellung „Deutscher Sport", die vom 25. März bis zum 10. April im Luna-Park zu Berlin stattfand: Sprung eines Leichtathleten über 6 Pferde.

Neue Junkers-Flugweltrekorde im Strecken- und Dauerflug: Der Pilot **Waldemar Röder** nach seinem Rekordflug, bei dem er drei bisherige **Welthöchstleistungen** überbot, auf den aufgestapelten Säcken seiner Flug-Nutzlast sitzend. **Der Pilot legte** die Strecke im Pendelflug zwischen Dessau und Leipzig **zurück.**





Die Anfahrt der Ruderer zum Beginn der diesjährigen Rudersaison in Berlin am 3. April: Die Boote des Norddeutschen Ruderverbandes an der Schleuse im Tiergarten.
Rechts nebenstehend: Eine Propaganda-Vorführung für den Rasenradball durch den **Radfahrbund in Berlin am 3. April: Ein spannender Kampfmoment am Tor.**





Vom Fußballwettkampf zwischen der uruguayischen Mannschaft „Penarol" und der Wiener Mannschaft in Wien am 3. April: Horvath (Österreich) überspielt die gegnerische Verteidigung und erzielt das (dritte) Siegestor.

Rechts nebenstehend: Die Sommer-Skibahn mit künstlichem Schnee in der Autohalle am Kaiserdamm in Berlin, wo die Deutsche Hochschule für Leibesübungen Skikurse veranstaltet: Vorführungen von Skiübungen an der „Sprungschanze" durch Angehörige der Hochschule.

Die große Erwartung

Novelle von Emil Frithjof Kullberg

(4. Fortsetzung.)

Verzeih, wenn ich dir weh tue", antwortete sie. „Aber es ist die Wahrheit."

Er reichte ihr den Arm, und sie gingen schweigend über den Platz hinaus den ersten Lichtern in der Dämmerung entgegen.

Es war kalt geworden. Die Firne sanken verglühend in die Nacht.

Ihr Glanz erlosch. Aber in der Stille des Abends lag dennoch auch gewisse Hoffnung, daß es wieder Morgen werden würde nach dieser Totenfeier.

*

Heinrich kehrte nicht unmittelbar nach München zurück wie Lisa. Er hielt sich noch eine Zeitlang in Meran auf. Ende April rüstete er zur Heimfahrt in die Stadt. Der Gedanke, sein eigenes Werk glücklich zu vollenden, war brennend. Alle Anzeichen waren auch dafür, daß die eine große Schöpferwilligkeit ihm gehorchen würde, nachdem er die ersten Erschütterungen überstanden hatte.

Er hatte sich über sich selbst Rechenschaft abgelegt in der kleinen Arbeit, die Ahmlings Andenken geweiht war. Indessen seltsam war, wie wenig Lisa das ehrliche Bekenntnis als wahr hinnehmen wollte.

Nun sollte er den großen Wurf wagen und sein Drama zu Ende schaffen.

Es geschah jetzt, nachdem er sich nahe dem Stadtinnern eine Behausung eingerichtet hatte, daß die Fülle der ersten Eindrücke seiner Arbeit fast wie ein seltener Traum in ihm lebendig wurde.

Was hatte er erlebt, wenn er es so, wie diese großen Szenen verrieten, auf einmal urplötzlich gesehen, gefühlt und gedacht hatte! Das Andenken des verstorbenen Freundes trat wieder in sein lebendiges Recht. Die Insel, der Traum von Glückseligkeit, den Ahmling oft als Gedanken ausgesponnen hatte. Die bittere Wahrheit, der Verrat und die Reue über solchen Verrat.

Heinrich wußte, daß Fritz ihm verziehen hatte. Herzlicher und besser hatten sie sich nie verstanden als während der letzten Wochen im Gebirge. „Aber glücklich wirst auch du nicht sein", hatte Ahmling wehmütig gesprochen.

Lisa war das Rätsel.

Der Dichter überlegte, ob er sich ganz dem Wahn der Stunde überlassen sollte, dem Augenblick und seinem glückhaften Gedankenflug, oder nicht besser heimkehrte, um Marias Welt wiederzufinden, die Seele dieser Frau von seltener Schönheit.

Aber es war zu spät geworden für derartige Erwägungen, zu spät, denn die ungeheure Fülle der schöpferischen Kraft, die aus ihm hervordrängte zur Arbeit hin, wurde einzig von Lisa beseelt. Sie konnte erwecken.

Lisa ahnte, was in Heinrich sich vollzog. Leise triumphierend, siegesgewiß und doch so schön in starker Ahnung geistigen Stolzes, tat sie nichts, um Heinrich irgendwie in Verwirrung zu bringen. Dennoch hatte sie vollkommen Macht über ihn.

Noch standen vielleicht dunkle Wolkenschatten drohend zwischen beiden, aber schon kündigte sich die eine selige Stimme an, fragend und doch voll hoher Zuversicht: Wirst du vollenden?

Ja, dreimal ja, das war der Gedanke, die einzige Hoffnung jetzt. Denn der Dichter erschloß damit die wogende Tiefe dieser Träume von Geheimnissen. Er bekannte seine Liebe zu Lisa in dem Werk.

Und Lisa dankte ihm dafür mit ganzer Hingabe.

Der Sommer war zu Ende und der Tag gekommen, an dem mit dem Wiederbeginn der Oper Ahmlings letzte Schöpfung aufgeführt werden sollte.

Die Vorbereitungen waren sorgfältig bis in den November hinein getroffen worden. Von allen Seiten kam man mit Spannung dem Ereignis entgegen. Es sollte, wie in den Vorbesprechungen der Tageszeitungen verkündigt wurde, sich um ein Werk handeln, dem der sterbende Genius seine letzte Kraft eingehaucht. Ergreifende Klänge, erschütternde Wirkungen, ein Neues, ein Ganzes von unerhörtem Glanz und dabei von einem Adel in der Reinheit, der noch nicht erlebt wurde.

Heinrich träumte, und Lisa lächelte.

Sie waren beide wieder in München angekommen. Eines vor dem andern mehrere Tage voraus.

Die Stille der Sommerwochen in dem kleinen hochgelegenen Gebirgsdorf, das kaum je zuvor Gäste aufgenommen hatte, und in das auch kein Neugieriger gekommen war, während sie dort wohnten, hatte beiden die besten, glücklichsten Stunden geschenkt.

Nun galt es, wieder in der Welt sein mit allen Rücksichten auf andere. Lisa wurde das vielleicht schwerer als Heinrich. Denn er träumte seinen Traum. Die Vollendung seiner Arbeit nahte in ganz kurzer Zeit. Er war schon jetzt so gut wie fertig. Schließlich handelte es sich nur noch darum, die Schlußszenen auszumalen. Überlegt war alles, reif bis auf das letzte Wort in seiner Seele.

Lisa hingegen verlor Heinrichs unmittelbare Nähe. Sie kehrte in das leere Haus zurück, zum erstenmal einsam und mit der entsetzlichen Gewißheit solcher Einsamkeit, die sich zugleich als stumme Anklage vor ihr erhob.

Nun verlangte der Schein, daß sie, die Frau des Tondichters, das heilige Erbe dieses Unsterblichen mit dem nötigen Aufwand vor der Welt vertrat. Gewiß wurde es, immer gewisser vor ihr selbst, welch heilloser Zwiespalt zwischen ihr und dieser Pflicht klaffte. Den ersten Abend wäre sie in dem einsamen Hause fast krank geworden vor Heimweh nach Heinrich, der nur wenig von ihr entfernt wohnte und dennoch aus Wohlanstand vor den Dienstboten nicht kam, um sie zu besuchen. Denn die lebendigen Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit mit den entfernt gelegenen Zeiten, da Ahmling noch am Leben war, da sie versucht hatte, sich in seiner Welt einen Platz zu erobern, waren so widerstreitend. Nun mußte sie hindurch. Gejagt oder getrieben, einerlei, es galt die Ehre des Toten und die Eroberung seines lebendigen Rechts an der Sonne.

Aber leicht waren diese ersten Stunden daheim nach den wunderherrlichen Sommerwochen keineswegs. Das Haus empfing sie, wie man die Herrin aufnimmt nach einer langen Reise. Es waren Blumen angekommen in Fülle. Die Zimmer waren erleuchtet. Die verlassene Bibliothek, der Saal mit den zwei Flügeln. Der Wintergarten, in dem damals Heinrich mit Ahmling sich auseinandergesetzt hatte. Das bleiche Gefühl eines toten Grundes, den nur ein glänzender Schein deckte, wollte in Lisa nicht weichen.

Wie einfach und anspruchslos hatten Heinrich und sie dort oben im Gebirge gelebt! Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde immer nur beseligt, beglückt auch durch den Gedanken an sich selbst und diese eine einzige Arbeit.

Die taufrischen Wiesen und harten Steine, der lachende Sommerhimmel und die Sternennächte. Die ganz einfachen Stuben und die schlichte Kost. Alles durchlief Lisa in Gedanken, während sie ruhlos im Hause von Zimmer zu Zimmer schritt, nach Begebnissen darin suchte und nichts außer dem brennenden, leuchtenden Augenblick fand, da Heinrich zum erstenmal liebebegehrend seine Arme um ihren Leib gepreßt hatte.

Das war die Stimme gewesen, von der es hieß: Der gebietende schöpferische Geist sprach: Es werde Licht, und es ward Licht.

*

Am andern Vormittag kam Heinrich, um Lisa zu besuchen. Im Augenblick, da sie einander gegenüberstanden, befiel sie ein Zittern. In der nächsten Sekunde lag sie Heinrich in den Armen.

„O du, es ist so entsetzlich öde und trostlos im Hause!"

Sie schluchzte und zog ihn auf einen Stuhl nieder. „Das halte ich nicht aus!"

Heinrich versuchte es, Lisa zu trösten. Mit Worten, mit Gründen wollte er ihr das ganze Schicksal deuten, dem sie beide anheimgefallen wären.

„Ist es nicht besser, richtiger, wenn wir uns trennen, Lisa?"

Erschrocken, starr schaute sie ihn an.

„Du? Ach, du hast den Mut, etwas zu tun, was ich nicht kann."

„Gewiß, Lisa, wenn wir dadurch unsre Ruhe zurückgewinnen."

„Niemals, Heinrich! Nie! sage ich dir."

„Du bist erregt, heftig. Komm, laß dir zeigen, wie es in Wirklichkeit werden kann."

„Nein, nein, ich will nichts hören!"

Entschlossen wandte Lisa sich ab. Aber schon im nächsten Augenblick lag sie ihm wieder schluchzend in den Armen.

„Ach, du Guter, Einziger, verlaß mich jetzt nicht, da ich alle Kraft gebrauche, um der Welt, dem Leben gegenüberzustehen."

„Durchaus verlasse ich dich nicht, Lisa. Fasse es nicht so auf, Kind. Aber wir müssen einen Ausweg finden, der uns das Trennende, Hindernde aus dem Wege räumt. Denk an Ahmling, wie er gelitten hat um uns, um sein Werk!"

Die Erinnerung erschreckte Lisa. Sie fuhr zurück: „Willst du mich töten?"

„Ich will, du sollst die Wahrheit wissen, Lisa. Maria ist hier, krank und elend, kaum mehr der Schatten der einstigen Maria. So ist sie gekommen, zu mir gekommen, um Rat, Hilfe, um Schutz zu suchen."

„Du gütiger Gott!" entfuhr es Lisa in aufrichtiger Teilnahme. Erschrocken sprang sie auf. „Heinrich! Aber das geht doch nicht. In einem Atem so viel und jetzt. Was soll geschehen? Oh, dein herrliches Werk, armer Heinrich!"

Mitleidig trat Lisa auf den Geliebten zu und umhalste ihn.

„Du darfst nicht sterben. Du nicht! Wo ist sie?" Heinrich schwieg. Dann seufzte er. „Sie kommt zu dir. Das heißt, sie wollte nicht, aber ich bat sie, dich zu besuchen."

Eine Verlegenheitspause entstand zwischen Minuten und Minuten.
„So weiß sie alles?“ fragte Lisa.
„Sie ahnt ihr Geschick, deines und meines“, antwortete Heinrich.
„Aber, dein Werk? Sie darf dein Werk nicht zerstören!“ klagte Lisa leidenschaftlich.
Heinrich lächelte schwach. „Sei unbesorgt, das tut Maria nicht“, sagte er nur. „Sie ist die Reinheit, ein Engel, mein Engel, Lisa.“
Lisa sank in den Sessel zurück. Mit beiden Händen bedeckte sie die Augen. Aber die Bewegung dauerte nur einen Augenblick, dann ballte sie die Hände zu Fäusten und warf sie vor sich nieder in den Schoß.
„Und ich?“ fragte sie tonlos. „Heinrich, sage alles!“
„Du, ja, du bist die Stärkere von beiden. Maria kann sich mit dir nicht messen, Lisa. Maria kann —“
„Schweig!“ unterbrach ihn Lisa. „Ich bin, du willst es nur nicht gestehen —“
„Du bist meine Muse gewesen, Lisa. Mein Werk ist beendigt; in dieser Nacht geschah's. Ich danke dir“, endigte Heinrich den Satz und wollte Lisa dabei die Hand entgegenstrecken. Aber sie wies diese Hand zurück. Erbittert in der Seele sprach sie: „Du zertrittst die Menschen. Ich will zu Maria. Komm, laß uns zu ihr hingehen, Heinrich. Denn was ist sie, wenn sie dir nicht einmal so viel bedeutet, wie ich dir bin?“
Schneidend klangen ihre Worte. Lisa war außer sich. Heinrich schwieg, weil er einsah, wie nutzlos es sei, dagegenzusprechen.
Peinvoll waren die Sekunden, die in aller Stille verrannen.
„Du, antworte mir!“ sagte Lisa endlich, und der Ton ihrer Stimme klang völlig verändert: „Willst du mich verlassen? Bin ich jetzt, da du dein Werk beendigt hast, auch für dich gewesen? Ich will das wissen.“
„Du sollst es erfahren“, antwortete Heinrich. „Komm, laß uns zu Maria gehen. Ich will mit dir sowohl als auch mit Maria über alles reden. Denn schuldlos schuldig fühle ich mich nicht, aber gerechtfertigt durch mich selbst“, sagte er gefestigt und völlig unbewegt.

*

Sie stand und schaute ihn an: „Das kann ich nicht. O Heinrich, vergiß nicht, was dazwischen liegt, wie wir geworden, gewachsen sind, Heinrich, seit einem Sommer, seit ein paar glücklichen Wochen.“
„Ich weiß es,“ erwiderte er, „aber darum gerade“, fügte er trotzig hinzu. „Einmal wolltest du, gerade du nichts mehr von Erinnerungen wissen. Es war am Grabe Ahmlings —“
„Schweig,“ unterbrach ihn Lisa, „rede nicht mehr davon!“ entsetzte sie sich.
„Wie du willst,“ entgegnete er kühl, „aber dann erwarte auch nicht, daß ich dir weiter gehorche.“
„Heinrich! Willst du mich töten?“
Er erfaßte Lisas beide Hände. Noch einmal sprach es weich in seiner Seele von dem Glück der Stunden, von der harten Prüfung auch und Ahmlings Tod. Das war das Unrecht, das sich nicht ersticken ließ.
Schuldig; nicht schuldlos schuldig! sprach es wieder und wieder in Heinrichs Seele. Er sah die Frau vor sich stehen, die das Zwingende in seiner Seele ausgelöst hatte, die ihn zum Schöpfer gemacht und die glückstrahlende Zukunft ihm verheißen hatte.
Heinrich wollte Lisa umarmen. Aber sie wich vor ihm zurück, wie einmal schon. Nur hielt sie jetzt abwehrend die Hände gegen ihn ausgestreckt.
„Geh!“ sagte sie zornfunkelnd. „Ich will nicht mehr Spielzeug sein. Du, du hast mich verraten.“
„Das ist nicht wahr“, sprach er besonnen leise. „Aber wir kennen uns jetzt, darum hassest du mich — und ich muß dich lieben, immer wieder lieben, Lisa. Das ist mein Verhängnis.“
Das bebende Schluchzen seiner Stimme verriet seine Bewegung. Er schritt im Zimmer auf und ab. Endlich bat er: „Komm, Lisa, komm. Wollen wir nicht zu Maria gehen?“
„Niemals!“ antwortete Lisa. „Herabwürdigen lasse ich mich nicht durch dich. Du durchbohrst mit Worten und verletzest den Sinn von Heiligkeit. Das ist mein Fluch. Und ich will ihn tragen!“
Heinrich stand beschämt und elend da.
Lisa fühlte ihren Triumph über den Verräter. Sie stand noch immer aufrecht im Hintergrund des Zimmers. Leise lächelnd besann sie sich nun, wie elend sie ihn machte dadurch, daß sie von ihm abließ. Er sollte es fühlen — er!
Kaum wußte sie, was sie tun sollte, um ihm ihre Genugtuung über seine Niederlage mehr noch empfinden zu lassen. Peinigen wollte sie ihn, hassen wollte sie ihn und verfolgen.
Heinrich ahnte wohl, was in Lisa vorging, aber noch begriff er es nicht ganz. Noch glaubte er den Zusammenstoß für beide Teile zu vermeiden und sich und sie selbst mit Maria zu versöhnen.
Als er es versuchte, sich zu erklären, schnitt ihm Lisa mit herben Worten die Rede ab.
„Du sollst es fühlen, wer ich bin“, sagte sie jetzt. „Nicht umsonst war ich dein guter Geist. Nicht umsonst auch habe ich vor dir all die weichen Regungen meines Herzens enthüllt und damit versucht, Erinnerungen in dir zu töten, die nutzlos für dich gewesen wären. Nun steht sie draußen, die dich büßen lassen wird, was du gesündigt. Geh, geh zu deiner Maria!“

Mit diesen Worten kehrte Lisa ihm den Rücken. Verächtlich wollte sie an ihm vorbei das Zimmer verlassen. Aber er hielt sie zurück. Noch einmal bat er vergebens. Noch einmal beschwor er sie bei ihrer Liebe.
Ein hartes, höhnisches Lachen war die einzige Antwort. Und sie ging hinaus, langsam und siegessicher, ohne Furcht vor ihm.
„Lebewohl, Heinrich!“
Der kurze Auftritt in Lisas Haus erschütterte Heinrich tief. Das hatte er nicht gewollt! Den demütigenden Stolz, den Lisa gegen ihn gezeigt hatte, empfand er nicht so beschämend, weil es ihm sofort klar wurde, daß dieser Stolz geheuchelt war. Aber ihre blinde Wut, der Haß gegen Maria, die waren ihm unfaßlich.
Er ging dahin und wurde, je länger er über den Vorfall nachdachte, selbst ruhiger. Denn seine Dankbarkeit gegen Lisa war größer gefühlt als die augenblickliche Kränkung, die sie ihm angetan hatte. Er nahm sich vor, ganz einfach die Zeit abzuwarten, da Lisa vielleicht erkennen mußte, wie bitter schweres Unrecht sie ihm getan, wenn sie ihm vorgeworfen hatte, aus den Armen der einen in die der anderen zu flüchten. Wie wenig kannte sie Maria! Wie wenig auch kannte sie ihn!
Nun erst erwachte der beleidigte Stolz bei ihm. Sie sollte ihn kennenlernen, sollte wissen, wer er war!
Er kehrte ganz gelassen nach Hause zurück. Maria schickte er sofort ein paar Zeilen in die Pension, wo sie wohnte, und bedeutete ihr, daß sie ihn nicht vor nachmittag erwarten möchte. Dann aber würde er kommen, um mit ihr spazierenzugehen. Sie sollte aber inzwischen keinen Besuch bei Lisa machen.
Ein Bote brachte Maria den Brief von Heinrich. Sofort ahnte sie, als sie die flüchtigen Zeilen gelesen hatte, was vorgefallen war. Sie sah, ohne daß Heinrich etwas von seiner Auseinandersetzung mit Lisa verriet, daß er in höchster Aufregung den Brief geschrieben hatte.
So erwartete sie selbst voll Unruhe die Stunde seiner Ankunft im Hause.
Endlich kam er, und wie ihr auf den ersten Blick schien, war er gegen gestern abend merkwürdig ruhig-heiter.
Unter dem Arm trug er seine Arbeit, die erste Niederschrift.
„Du sollst wissen, wer ich bin“, sagte er nach der herzlichen Begrüßung. „Kann ich mehr werden, als was dieses bedeutet, nun wohl, mir soll's recht sein.“ Damit ließ er sich Maria gegenüber am Tisch nieder und las seine Arbeit zum erstenmal ganz im Zusammenhang, seitdem sie vor wenigen Stunden erst wirklich beendigt war.
Maria saß ihm schweigend gegenüber. Sie erlebte sein Selbst in diesen Gedanken. Aber wie flüchtig nur berührte seine Seele die innere geheime Triebkraft ihres Herzens.
Hatten sie sich je verstanden? fragte sie jetzt, und eine Stimme sagte ihr: An dir ist er vorübergegangen. Aber nicht nutzlos ist das geschehen, bedeutungslos, sondern im Innersten hat er seine Erhebung gefeiert, als er dieses Werk schuf.
Tränen drängten Maria in die Augen. Etwas Neues, das sie erlebte, stand gewaltig auf. Wie ein Orkan, der zuerst leise beginnt, wuchs die Kraft der Sprache in Heinrichs Werk.
„Ja, du Glücklicher, da hast du dich selbst gefunden“, war nach einer langen Pause das erste, was Maria sagen konnte, als Heinrich geendigt hatte.
„Du bist nun der Schöpfer. Und Lisa?“
„Komm,“ sagte Heinrich, „ich fühle mich beklommen, laß uns ein wenig spazierengehen. Vielleicht finde ich mich einmal ganz wieder zurück in deiner Nähe.“
Sie gingen und sprachen doch wenig miteinander. Marias Gedanken waren bei Heinrichs Drama, und dann dachte sie nur noch an Lisa.
Das Werk war beider Erlebnis, und sie hatte nicht teil daran. Mit allen ihren Empfindungen jedoch konnte sie sich dennoch daran freuen. Das kam, sie liebte Heinrich. Sie wußte, wer er war, und was aus ihm werden mußte.
Aber jene Frau hatte doch das Tiefste aus ihm hervorgelockt. Die beste, reifste Gedankenwelt, in der er lebte, wurde zum Sinnbild für die Entstehung dieses einen einzigen Werkes.
„Wie glücklich du bist!“ sagte Maria plötzlich zu Heinrich. Er verstand sie nicht und fragte: „Wieso glücklich?“
„Daß du sie gefunden hast zur rechten Stunde.“
Marias selbstlose Freude an seinem Schaffen berührte ihn eigen und tief.
„Dennoch“, sprach er, „will sie nicht mehr die Gefährtin sein, seitdem sie weiß, daß du da bist, Maria.“
Die Freundin sah ihn zweifelnd an: „Willst du mich necken, Heinrich?“ sprach sie lächelnd.
„Ich will dir die Wahrheit sagen“, bekannte er und erzählte nun alles, was sie sich halbwegs schon selbst denken konnte und zum Teil aus seinen spärlichen Briefen zusammengereimt hatte.
„Es ist richtig“, sagte sie und blieb stehen. „Ich empfand den Wechsel sehr bald, den Umschwung, der sich in deiner Stimmung vollzog. Nun warst du ganz allein von ihr abhängig.“
Erstaunt, betroffen fragte er: „Das hast du gefühlt?“
„Weshalb bin ich denn zu dir hingeeilt?“ Und ein Schluchzen ließ sie erbeben. „Ich wollte dir helfen gegen sie, und nun kam ich viel, viel zu spät.“

(Schluß folgt.)



EINGANG ZUR BURG IN NÜRNBERG MIT VESTNERTURM

RADIERUNG VON PAUL GEISSLER

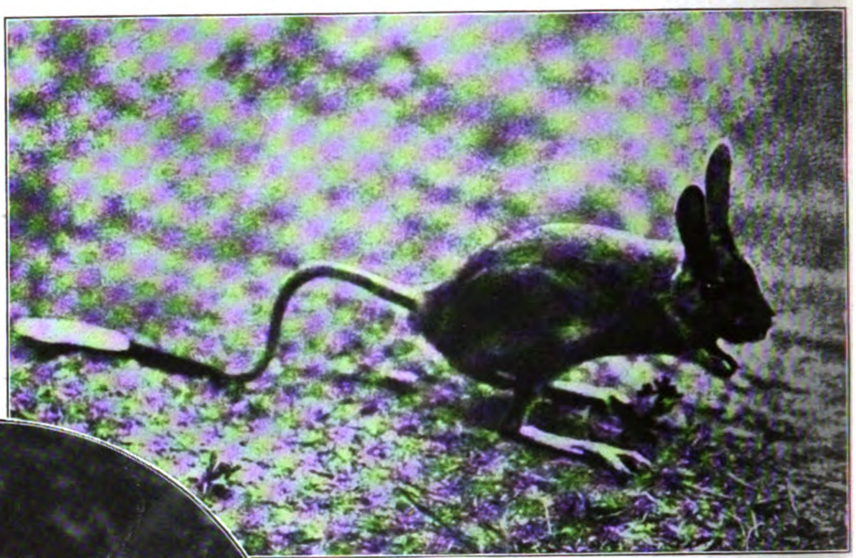
(Verlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Springer im Tierreich.

Von Dr. Willy Ramme, Berlin.



Riesenkänguruh (Macropus giganteus *L.*), Australien.



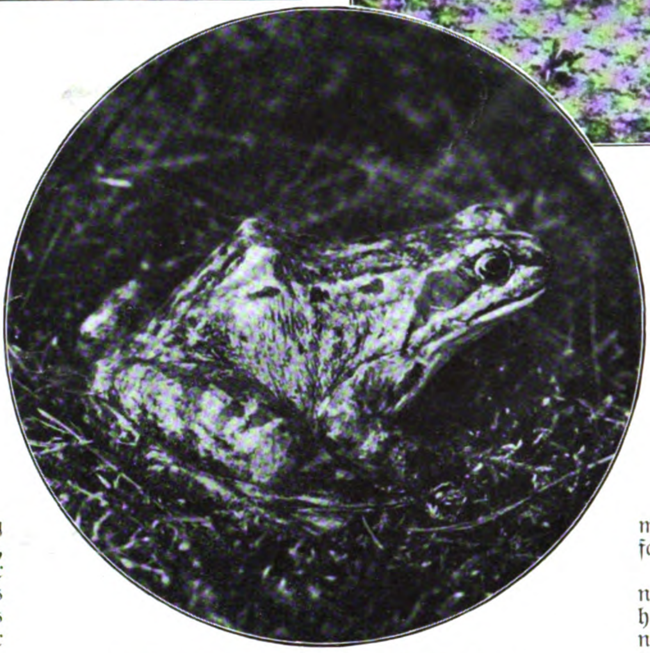
Pferdespringer (Alactaga), Südrußland.

Den Weltrekord im Weitsprung aus dem Stand hält der Amerikaner R. C. Ewry mit 3,475 m, den mit Anlauf sein Landsmann de Hart Hubbard mit 7,896 m. Tun wir aber einen Blick ins Tierreich, und suchen wir dort hervorragende Springer auf, so müssen wir die Entdeckung machen, daß selbst die menschlichen Höchstleistungen weit in den Schatten gestellt werden. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß der Mensch nach seinem ganzen Körperbau nicht auf ein besonderes Sprungvermögen eingestellt ist.

Wollen wir bei unseren Vergleichen einen gewissen zahlenmäßigen Anhaltspunkt für die einzelnen Leistungen gewinnen, so können wir das Verhältnis der Körperlänge zur Sprungweite zugrunde legen; zur genaueren Wertung kann dann noch das Gewicht des Springers herangezogen werden.

Nehmen wir also die durchschnittliche Körpergröße des erwachsenen Mannes mit 1,75 m an, so würde die bisher erreichte menschliche Höchstleistung beim Sprung aus dem Stand etwa das Doppelte, beim Sprung mit Anlauf das Viereinhalbfache der Körperlänge betragen. Beim Vergleich mit dem uns Nächstliegenden, den Säugetieren, wenden wir uns zweckmäßig zuerst zu den als vorzügliche Springer **bekannten Känguruhs, um so mehr, als deren bekanntester Vertreter, das Riesenkänguruh (Macropus giganteus *L.*) auch etwa die gleiche Körperlänge wie ein** erwachsener Mann besitzt. Seine Riesensätze, noch dazu aus dem Stand, vermögen eine Entfernung von etwa 10 m zu überbrücken.

Die Sprungweite beträgt hier also das 6fache der Körperlänge, wobei zur vollen Wertung dieser Leistung eine Sprunghöhe von 3 m und die dem Menschen gegenüber 3- bis 4fache Körperschwere in Rechnung zu stellen ist. Der muskulöse Schwanz tritt beim Sprung nicht als Stütze, wie meist irrtümlich angenommen, sondern nur als Balanceorgan in Tätigkeit; auch berühren hierbei stets nur die Zehen den Boden, und das Tier benutzt niemals beim Niederkommen am Ziel die Vorderbeine, sondern bleibt aufrecht. — Weit mehr noch zuungunsten des Menschen fallen die Vergleiche mit den besten Springern unter den Säugetieren aus, den „Springnagern". Hierher gehört beispielsweise der in den südrussischen Steppen in Erdlöchern — wie alle Springnager — lebende Pferdespringer (Alactaga), ein Tier von etwa 18 cm Körperlänge und mit einem 26 cm langen, mit einer weißen Endquaste geschmückten Schwanz; die Hinterbeine übertreffen an Länge die Vorderbeine um das 6fache. Die Knochen der hinteren Körperhälfte sind wie bei den Vögeln Röhrenknochen und beim erwachsenen Tier marklos. All diese Umstände befähigen das Tier zu einer windesschnellen Fortbewegung in 3 m langen Sätzen; nicht einmal ein schnelles Pferd vermag zu folgen. Ich selbst sah einst bei nächtlicher Autofahrt quer über die Steppe die blitzschnellen Kerlchen.



Grasfrosch (Rana temporaria *L.*), Mitteleuropa.

Ganz ähnlich sehen die Springmäuse (Dipus) der nordafrikanischen Wüstengebiete aus, zu deren Einholung ein Windhund etwa eine halbe Stunde braucht, nachdem allmählich der kleine Springer ermüdet ist.

Den Rekord der Säugetiere halten die „Hüpfmäuse" der nordamerikanisch-ostasiatischen Gattung Zapus, die bei nur 8 cm Körperlänge gleich weite Sprünge machen und damit in einem Sprung das 37fache der Körperlänge durchmessen!

Unter den Amphibien sind die Frösche als Springer allbekannt; die ganz tüchtigen Sätze unseres heimischen Grasfrosches übertrifft der süddeutsche Springfrosch noch erheblich: bei 6 cm Körperlänge und etwa 1,5 m Sprungweite legt er das 25fache seiner Länge zurück.

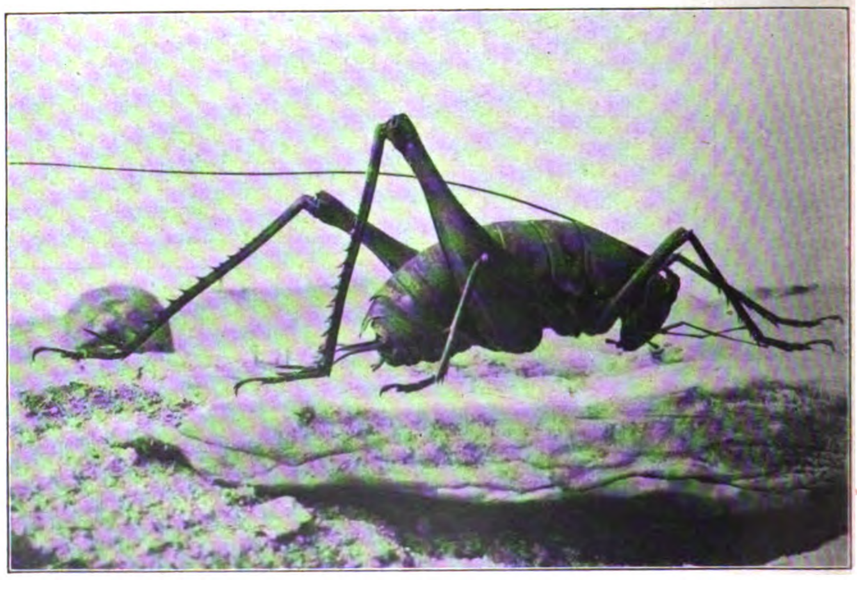


Kohlerdfloh (Haltica oleracea), Mitteleuropa.

Die meisten Springer stellen die Insekten und unter diesen die Heuschrecken. Hier sehen wir am besten das wichtigste Merkmal aller für erhöhte Sprungleistung gebauten Tiere: die durch Einbau der gewaltigen Sprungmuskulatur außerordentlich verdickten Hinterschenkel. Das zeigt uns auch deutlich ein kleiner Springer unter den Käfern, der Kohlerdfloh.

Den Rekord im gesamten Tierreich aber halten die Flöhe — zum Leidwesen des Menschen, dessen Jagdversuche meist mit einem Mißerfolg enden. Kein Wunder, denn blitzschnell, dem Auge unsichtbar, legt der Floh das 200fache seiner Körperlänge zurück!





Weißstirniger Warzenbeißer (Decticus albifrons *F.*), Südeuropa.

Rechts nebenstehend: Höhlenschrecke (Raphidophora), Neuguinea.



Vorbereitungen für den Blumenbedarf zum Osterfest: In der Bindestube eines großstädtischen Blumengeschäfts. / Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

Auch der Großstädter möchte sich zu Ostern mit Blumen, den lieblichen Kindern des Frühlings, umgeben. Da ihm aber den eigenen Blütengarten meist das Blumengeschäft ersetzen muß, so herrscht dort vor den Feiertagen besonders lebhaftes Treiben. Während vorn im Laden Sträuße und Gebinde in die Hände der Käufer wandern und Bestellungen entgegengenommen werden, fügen im Binderaum geschäftige Hände die Blumen zu zarten duftenden Gebilden.

FRANZ HAUBER



Grablegung. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Heinrich Barchfeld, Leipzig.)



Frauenakt. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Heinrich Barchfeld, Leipzig.)

Der am 10. Juli 1876 in Innsbruck geborene Franz Hauber ist in erster Linie kirchlicher Maler dem Stoffe, Kolorist der Gestaltungsrichtung nach. Die „Grablegung" gibt ein schönes Beispiel seiner Kunst. In ganz schwerer, düsterer Stille spielen hier Farben in- und zueinander. Ein schweres Grün und Rötlich, Violett — fahlleuchtend Golgatha — in dieses Wogen dunkler Töne fallen wie gellende Fanfaren flackernde Rot, die sich durchleuchtend in den Figuren widerspiegeln. Hier ist wenig „Komposition", aber ein ganz tiefes Gefühl, ein Versunkensein, das sich tastend, suchend zur Bildgestaltung vollendet. Den gleichen Eindruck und Gehalt spürt man aus dem „Frauenakt" heraus. Auf grünlich-blau schimmerndem Lager leuchtet ein Frauenrücken auf. Elfenbeinschimmernd, mit grünen, goldigen, rosigen halben Tönen überhaucht. Ein schimmerndes Spiel feiner Lichter und Schatten. Dann ein stumpfes Rot in den Blumen, und rötliches Blau führt in die Ferne, in die weite Tiefe hinaus.

Es mag sein, daß man Franz Hauber nach Stoffwahl, Bildgestaltung und rein technischer Mache als einen „alten Meister" ansprechen kann. Es ist so gar nichts Originell-sein-Wollendes in ihm. Er ist oft fast rührend solide in seiner Malarbeit, so daß das „modern" gewöhnte Auge, das nur Einzelvorstellungen, Einzelreize braucht und will, zunächst erstaunt vor dieser Geschlossenheit und schweren Farbigkeit steht. Wenn man aber diesen liebevoll gefühlten Bildern liebevoll fühlend nachgeht, dann geben sich wundervolle Schönheiten.

W. Krötzsch.

Die Ziffern des Grafen Creutz

NOVELLE VON EWALD SILVESTER

Mein Vater schätzte ihn besonders wegen der seltenen Offenheit, mit der er die tausend Grausamkeiten des täglichen Lebens geißelte, unter denen wir alle, mehr oder minder uns ihrer bewußt, zu leiden haben. Die beiden Herren konnten stundenlang auf den blanken Kieswegen unseres tiefen grünen Parkes sich ergehen und dabei in lebhaftem Meinungsaustausch ihre Lebenserkenntnis auf philosophischer Grundlage zu ethischen Extrakten formen.

Als ich meinen Vater das erstemal nach Wietzow, dem Sitz des Freundes, begleiten durfte, war ich dreiundzwanzig Jahre alt und stand im Begriff, meine Rechtsstudien durch die übliche Prüfung abzuschließen. Graf Creutz hatte ausdrücklich gewünscht, ich solle mitkommen. Der alte Herr — ich hielt ihn damals schon für einen, obwohl er erst fünfundfünfzig Jahre zählte — war mir von Kindheit an eine sehr verehrungswerte Persönlichkeit gewesen. Gleichzeitig hatte ich aber in seiner Gegenwart immer noch ein Gefühl gehabt, über das ich mir nie ganz klar geworden war. Ich wußte nicht recht, ob es Verwunderung darüber, daß der Graf sich weniger förmlich den Menschen gegenüber gab, als ich es sonst bei seinesgleichen beobachtete, oder ein heimlicher Kitzel meiner Lachmuskeln war, wenn ich sah, wie er mit ernster Miene und in feierlich gesetzten Worten von Dingen sprach, die mir eigentlich sehr spaßig vorkamen.

Von dem Augenblick an, da wir am kleinen Landbahnhof den gräflichen Wagen bestiegen hatten, beherrschte mich dieses eigentümliche Gefühl schon wieder. Mit meinem Vater schien auch eine Veränderung vorgegangen zu sein. Während der einstündigen Bahnfahrt hatten wir noch lebhaft miteinander geplaudert, jetzt saß er nachdenklich und stumm neben mir.

Die Gegend war sehr abwechslungsreich. Bald durchquerten wir ernsten Hochwald, bald fuhren wir durch blühendes Heideland oder zwischen gelben Stoppelfeldern hin, an deren Rändern noch wilder Mohn brannte. Da und dort schimmerte auch aus dichtem Buschwerk der rote Giebel eines Bauerngehöfts herüber.

Hinter einem Erdhügel blitzte jetzt eine Turmspitze auf.

„Wietzow!" bemerkte mein Vater nur kurz und deutete mit der Hand geradeaus.

Als wir zehn Minuten später in die uralte Eichenallee einbogen, die, wohl ein halbes Kilometer lang, schnurgerade zur Einfahrt in den Schloßhof führte, bemächtigte sich meiner Nerven eine eigentümliche Spannung. Mir war wie vor einer Schulprüfung zumute. Da die breiten Äste der Bäume die Aussicht sehr einengten, konnte ich erst unterm Tor einen Blick auf das Schloß werfen. Es war ein mächtiger, aber sehr schlichter Bau aus der Zopfzeit, in der Mitte von einem kleinen Uhrturm besetzt, auf dessen Spitze der schwarzweiße gräfliche Wimpel flatterte. Am linken Flügel ragte übermäßig schlank ein Turm, der aus viel früherer Zeit zu stammen schien, einsam in die klare Herbstluft; der Turm, dessen blanke Spitze mir vorhin die Lage von Wietzow angezeigt hatte.

An der breiten Freitreppe erwartete uns der Graf.

Ich wußte schon, daß er kein Freund von lauten Begrüßungen und Verabschiedungen war, aber daß er uns so stumm empfangen würde, hatte ich mir doch nicht gedacht. Er reichte jedem von uns die Hand und sprach kein Wort. Ich wollte gern mit meinem Vater einen Blick wechseln, aber es gelang mir nicht, denn er schien es absichtlich zu vermeiden, mich anzusehen.

Der Graf führte uns durch die mit alten Waffen, Teppichen und Bildern reich geschmückte Halle die breite, geschwungene Treppe hinauf bis zu unseren Zimmern und verabschiedete sich von uns mit sehr feierlicher Miene und einer kurzen Verbeugung. Wären in diesem Augenblick nicht auf der anderen Seite des Ganges der Diener und ein Bursche mit unserem Gepäck sichtbar geworden, so hätte mich beim Eintritt in das breite Wohnzimmer jetzt der schlimmste Lachreiz übermannt. Ich schluckte schnell ein paarmal und hantierte mit meinem Taschentuch im Gesicht herum.

„Wenn Exzellenz das Schlafzimmer rechts belegen wollten", wandte sich jetzt der Diener zu meinem Vater und dann zu mir mit den Worten: „Und der Junker das zur Linken."

„Gut so, Kasimir", sagte mein Vater. „All right!" erwiderte ich und erschrak bei dieser impulsiv burschikosen Antwort, die mir in der altväterisch-steifen Umgebung so leicht herausgefahren war.

Kasimir schien diese Verkehrsformen nicht zu sehr zu schätzen, denn er kümmerte sich nicht weiter darum, ob der Hausbursche meine Sachen richtig im Zimmer unterbrachte, sondern wandte seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Gepäck meines Vaters zu. Ich hörte aus dem Zimmer jenseits des großen Wohnzimmers nur noch: „Exzellenz befehlen hier" und „Exzellenz befehlen da!" herüberschallen.

Nachdem wir uns ein wenig in Ordnung gebracht hatten, führte mich mein Vater wieder ins Erdgeschoß hinab. Kasimir erwartete uns schon in der Halle und öffnete die Tür zum Herrenzimmer, wo uns der Graf empfing. Er war jetzt nicht mehr so förmlich wie vorher, streckte mir lächelnd die Hand entgegen, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Herzlich willkommen, Herr Rechtskandidat! Freue mich, freue mich sehr."

Dann gingen wir in das anstoßende, dunkelgetäfelte Speisezimmer, wo ein Imbiß bereitstand. Ich hatte Hunger und griff herzhaft zu. Das schien den Wirt zu freuen. Er nickte mehrmals sehr gütig über den Tisch herüber. Kasimir trug jetzt Rheinwein auf in herrlich geschliffenen alten Kelchen. Graf Creutz erhob sein Glas und hieß uns nochmals in wenigen, aber warmen Worten willkommen. Vater trank bald danach auf das Wohl des Freundes. Ich schloß mich freudig an.

Die Dämmerung kroch langsam ins Zimmer. Den an sich etwas düsteren Raum durchwob jetzt eine weichere, die ernsten Linien auflösende Stimmung. Und als erst blaue Tabakswolken zur Decke aufstiegen, verband uns drei eine wirklich vertrauliche Unterhaltung.

Da unterbrach der Graf sich plötzlich selbst und fragte meinen Vater: „Hermann, hast du denn nun mal über mein System der lebendigen Zahlen nachgedacht?"

Ich wußte gar nicht, was er mit dieser überraschenden Frage wollte. Mein Vater lehnte sich nachdenklich in seinen Stuhl zurück und antwortete sehr gemessen: „Mein lieber Emmo, ich glaube, du hast mich zu hoch eingeschätzt. Sobald ich versuche, diese Gedächtniskunst praktisch auszuüben und zu verwerten, gerate ich in die größten Schwierigkeiten, rege mich auf und werde nervöser, als ich schon bin."

„Aber, liebster, bester Freund," entgegnete der Graf und strich sich über den langen grauen Bart, „wer kann denn dabei sich aufregen und nervös werden? Beruhigen, glücklicher machen will mein System. Neue Ausblicke in die Zusammenhänge der Dinge sollen sich dir eröffnen!"

Ich horchte auf. Er bemerkte es und wandte sich, eifriger werdend, zu mir: „Wolf, haben Sie einen Begriff von dem, was ich meine?"

Der gute Graf mußte es wohl dem törichten Gesicht, das ich jetzt machte, ansehen, daß ich keine Ahnung hatte, um was es sich handelte, denn er wandte sich sofort wieder zu meinem Vater: „Ja, hast du denn auf der Fahrt hierher nicht eine einzige der vielen Gelegenheiten benutzt, eine Probe zu machen?"

„Doch, doch," war die Antwort, „aber..."

„Aber?"

„Bis ich die verschiedenen Verfahren deines Systems alle durchgehe und probiere, verliere ich das Gefühl für die Beziehung der betreffenden Zahl zum Leben, zu ihrer materiellen Umgebung. Und was nützt mir dann die ganze Arbeit, die mein armes Hirn geleistet hat, und die mich unbefriedigter macht, als ich vorher war?"

Graf Creutz trank sein volles Glas auf einen Zug aus, zwinkerte mit den Augen und sprach: „Lieber Hermann, wenn ich nicht wüßte, was für ein gescheiter Mensch du wärst, ich könnte mich erhitzen."

„Graf, wenn ich mir erlauben darf..." begann ich schüchtern.

„Hermann, paß auf!" wandte er sich aber meinem Vater schon wieder zu. „Paß auf! Welche Nummer hatte der Eisenbahnwagen, in dem du hierherfuhrst?"

Vater schwieg. Mir war das peinlich.

„Du wirst dir doch die Nummer gemerkt haben?"

„Nein — vielleicht hatte er überhaupt keine."

„Liebster Hermann, jeder Eisenbahnwagen hat doch eine Nummer!"

„Ich glaub' es schon, aber..."

„Natürlich hat jeder Eisenbahnwagen eine Nummer!"

„33341", warf ich dazwischen.

Der Graf sah mich, von Erstaunen und Freude ganz überwältigt, an.

„Das war die Nummer, ganz bestimmt, ich weiß es. Zum Zeitvertreib habe ich während der Fahrt immer mit der Fensterquaste dagegengeschlagen. Ich weiß es genau, dreiunddreißigtausenddreihundertundeinundvierzig. Mich amüsierten die lustigen drei Dreien auf dem Porzellanschild. Sie sahen aus wie drei kugelrunde Marktweiber."

Der Graf war aufgesprungen, um den Tisch herumgegangen, hatte eine Hand auf meine rechte Schulter gelegt und sah mir mit seinen großen, dunklen Augen scharf und doch wie beseligt ins Gesicht.

Mein Vater blickte verwundert auf uns beide.

Der Graf wandte langsam den Kopf zu meinem Vater hinüber, ohne die Hand von meiner Schulter zu lösen. „Siehst du, Hermann, Wolf ist dafür begabt, außerordentlich begabt."

Vater lachte: „Die drei kugelrunden Marktweiber!"

„Allerdings, gerade diese drei kugelrunden Marktweiber haben mir das bewiesen", betonte der Graf sehr ernst.

Nun wußte ich wirklich nicht, was ich selbst dazu sagen sollte, und machte sicherlich wieder ein furchtbar dummes Gesicht.

Graf Creutz ging nach seinem Stuhl zurück, schellte mit der kleinen silbernen Tischglocke und befahl bei Kasimir eine neue Flasche.

„Prosit, Emmo!" sagte mein Vater, als Kasimir wieder die Gläser gefüllt hatte.

„Prosit, Hermann!"

Ich stieß auch mit den beiden an und war neugierig, wie sich die Unterhaltung weiterhin entwickeln sollte. Es wurde immer dunkler im Zimmer, man konnte einander kaum mehr erkennen.

„Liebe Freunde," hub Graf Creutz mit Bedacht wieder an und lehnte dabei den Kopf zurück, „die Nummer 33341, die euer Eisenbahnwagen führte, ist äußerst reizvoll. Sie wirkt nicht nur wie das Bild eines Dreigespanns — die 4 würde natürlich den Wagen und die 1 den Kutscher darstellen — sie hat auch eine beachtenswerte Quersumme, nämlich 14. Diese ist schon ziffernmäßig, wenn auch reziprok, im Zehner und Einer der Zahl selbst ausgedrückt. Aber das Wichtigste! Die Quersumme ihrer Quersumme zeigt ein ganz hervorragend bedeutungsvolles Ergebnis — 5! Fünf, ja fünf, eine goldene Zahl!" Der alte Herr kam ordentlich in Entzückung. „Schon den Pythagoreern galt sie als Zahl der Vollkommenheit. In der Zahlenphilosophie der Inder spielte sie eine große Rolle. Den Chinesen ist sie noch heute eine heilige Zahl. Uns selbst sollte sie weniger bedeuten? Ich sage euch, die 5 ist eine glückbringende Zahl."

Ich muß gestehen, daß ich auf diese Ableitung nicht gefaßt war, und als ich noch an meine drei kugelrunden Marktweiber dachte, kitzelte mich schon wieder die fatale Lachlust.

„Es ist außerordentlich bewundernswert," sagte mein Vater, „wie deine Phantasie mit allen Zahlen umzuspringen vermag, selbst aus der fünfstelligen Nummer eines Eisenbahnwagens holst du dir glückverheißende Deutungen."

„Dir? — Euch beiden habe ich die wertvolle Fünf abgeleitet, nicht mir", entgegnet der Graf kurz und fuhr mit erhobener und seltsam schwingender Stimme fort: „Wenn ich eure kleine Reise hierher überdenke, drängen sich mir noch viele andere, höchst beachtenswerte Kombinationen auf. So fügt sich mir eine 3 zusammen, die gleichsam als Wahrzeichen über eurem liebenswürdigen Besuch steht. Ihr mußtet drei verschiedene Fahrzeuge benutzen — euren Wagen, die Eisenbahn, meinen Wagen. Ihr wart ständig zu dritt: auf eurem Wagen mit dem Kutscher, in der Bahn mit Baron von Willersdorf, wie ich vorhin hörte, auf meinem Wagen wieder mit dem Kutscher. Eure Reise währte genau drei Stunden. Euer Zug hielt an drei Orten. Euer Abteil hatte welchen Buchstaben?"

„C", warf ich schnell ein.

„Bravo, Wolf! — Ich sagte es dir schon, Hermann, dein Sohn ist fabelhaft begabt für mein System."

Vater lachte: „C! Wenn mir so ein Buchstabe im Eisenbahnwagen je aufgefallen wäre!"

„Also seht," fuhr Graf Creutz fort, „abermals die Zahl drei. C ist ja der dritte Buchstabe im Alphabet. Und jetzt sitzen wir auch wieder zu dritt beisammen. Die Zahl drei spielt in der Zahlensymbolik der Alten ebenfalls eine hervorragende Rolle. Sie steht wieder im engen Zusammenhang mit der Fünf. Man denke nur an den geheimnisvollen Drudenfuß, das Pentagramm der Alten, das schon bei den Pythagoreern als Zeichen der Gesundheit gesetzt wurde."

„Prosit, Emmo! Prosit! Auf deine Gesundheit!" rief mein Vater mit erhobenem Glase. „Wir müssen ja die reinen Glückskinder sein oder noch werden, wenn du nichts als die günstigsten Zahlen aus unserem Besuch bei dir herausziehen kannst."

„Du bist ein ganz greulicher Mensch", erwiderte der Graf, trank aus und stand auf. Wir taten das gleiche.

Durch die Fenster drang noch ein rötlicher Schimmer herein.

„Es muß eine schöne Himmelsbeleuchtung heute abend geben", sagte ich und machte ein paar Schritte nach dem Herrenzimmer hin.

„Halt, Wolf, wir wollen da hinausgehen." Der Graf öffnete eine andere Tür und schob Vater und mich sanft in eine Art Wintergarten hinein, dessen vierte Wand fehlte und in einer prachtvollen Naturperspektive bestand, die ein später Rosenhag des Gartens abschloß.

„Emmo, das ist ja eine zauberhafte Überraschung", rief mein Vater, als er hinaustrat.

„Das ist alles ausgerechnet!" betonte mit feinem Spott der Freund.

„Ausgerechnet ausgerechnet", setzte mein Vater im Wortspiel die Ironie fort.

„Jawohl, 333 Pflanzen enthält dieser Raum."

Wir schauten beide den Grafen ehrlich überrascht an, und das schien ihn zu freuen.

„Und 111 einzelne Stücke der Rosenplan!" fügte er mit lächelndem Munde und hochgezogenen Brauen hinzu.

„Quersumme der Quersumme beider Zahlen macht 3", sagte ich.

Da faßte mich der Graf bei den Schultern und schüttelte mich. „Mensch, Wolf! Ich biete dir das Du an!"

Mein Vater stand dabei und wollte sich totlachen. —

Um neun Uhr aßen wir Abendbrot, rauchten später im Herrenzimmer unsere Zigarren, tranken Rotspon und sprachen über Kunst und Literatur, zwei Gebiete, in deren rhetorischer und sachlicher Behandlung mein Vater dem weniger gründlich beschlagenen Freund überlegen war.

Kein Wort fiel mehr, das auch nur die leiseste Verbindung zu unserer Vespermathematik hergestellt hätte. Das einzige, was dazu in Beziehung gebracht werden konnte, war das vertrauliche Du, das zwischen Emmo und mir dann und wann hin und her flog.

Als ich Vater später in unserem großen Wohnzimmer gute Nacht sagte, fragte ich ihn noch: „Hast du eigentlich auf der Wagenfahrt von der Bahnhaltestelle nach Wietzow das System versucht?"

Und er antwortete mir, gähnend und lachend: „Dummer Junge, führe mich nicht wieder in Versuchung!"

Am anderen Tage fuhr uns der Graf nach seinem kleinen Mustergestüt, das er sich erst vor einem halben Jahr mit viel Geschick und allen möglichen Besonderheiten eingerichtet hatte. Wir sahen uns die Anlage mit dem hübschen Zuchtbestand aufs genaueste an. Der phantastische Zahlentechniker war darin eigentlich gar nicht wiederzuerkennen. Dann ging die Fahrt weiter zu einer Schafzucht, zu einem Geflügelhof, zu einer Obstweinkelterei und schließlich zum Forsthaus, dem ein kleiner zoologischer Garten angegliedert war. Den Stolz des Besitzers bildeten zwei braune Bären und die Wolfsschlucht, in der sich fünf Bestien tummelten. Wir hatten den ganzen Tag viel zuviel reizvolle Dinge zu beschauen, um wieder in Zahlenphilosophie zurückzufallen. Das Gespräch von gestern mit dem verbrüdernden Abschluß schien in einen Abgrund versunken zu sein.

Gegen Abend war es merkwürdig schwül geworden, obwohl wir doch schon die Spätsommertage hinter uns hatten. Im Westen stand eine drohende Wolkenwand, als wir uns im dunkelgetäfelten Speisezimmer an den Abendtisch setzten. Die Unterhaltung floß anfangs ziemlich träge dahin. Erst als wir eine Flasche Roederer geleert hatten, kam neuer Schwung hinein.

Graf Emmo hatte schon mehrmals bei Tisch mit Kasimir leise Worte gewechselt. Als er uns nach dem Obst aufforderte, bei dem linden Abend den Kaffee doch auf der Blumenterrasse einzunehmen, und wir in den duftenden Flor hinaustraten, in mattes Dämmerlicht vieler winziger bunter Lämpchen, das auf eine höchst verlockende Bowlengruppe fiel, fanden wir die Lösung. Wir ließen uns in den bequemen, mit orientalischen Seidenkissen geradezu übersäten Korbsesseln nieder und wußten die weisen Anordnungen unseres freigebigen Wirtes nicht genug zu bewundern.

Als Kasimir den Mokka gereicht hatte, ergingen wir uns noch einige Minuten zwischen den Rosen. Der Duft strömte an dem lauen Abend berauschend durch den Park. Der Himmel war tiefschwarz. Nur ganz im Westen zuckten zuweilen stumme Flammen. Wir schwiegen alle drei eine stimmungsvolle Weile und schritten dann langsam die Stufen zur lichtbekränzten Terrasse empor.

Das erste Glas der kräftigen Pfirsichbowle widmete Graf Emmo „seiner verehrten Freundin, Frau von Maltitz", meiner Mutter.

Vater schien diese Aufmerksamkeit des Freundes ganz besonders zu schätzen. Er trank, was er sonst nie tat, sein Glas auf einen Zug leer. Bei mir war dieser Brauch ja nichts Seltenes, ich tat unserm Wirt gleichermaßen Bescheid.

Wieder durchrann ein stummes Genießen minutenlang unsere kleine Runde.

Da begann Graf Creutz: „Ein Abend wie der heutige in seiner Vereinigung von befreundeten Menschen und herrlichen Naturspenden ist ein Erlebnis für jeden, der ihn auszukosten vermag. Wenn ich diesen Anlaß dazu benutze, euch, meine lieben Freunde, mit einer Sache bekannt zu machen, die ich ursprünglich erst nach meinem Tode anderen zugänglich werden lassen wollte, so könnt ihr ermessen, wie nahe und brüderlich verbunden ich mich euch gerade jetzt, in dieser Nacht, fühlen muß."

Er zog aus seiner Brusttasche ein kleines, in gelbes Saffianleder gebundenes Büchlein hervor und schlug die erste Seite auf. Sein Blick flog zu meinem Vater und dann zu mir herüber. Er las mit mühsam gehaltener Stimme: „Ziffern. — Mein Testament", und machte eine kleine Pause. Dann fuhr er fort: „In diesen 555 Aphorismen habe ich das festgelegt, was ich erlebt und gedacht, gelebt und erdacht habe. Dir, mein alter Jugendfreund, Hermann, überreiche ich hiermit das erste Exemplar und hoffe, es wird dich erfreuen."

Mein Vater war wirklich gerührt. Er erhob sich, nahm das kleine Buch und drückte dem Freunde die Hand. Mit irren Fingern tastete er dann nach seinem Kneifer.

„Und dir, mein jüngster Duzbruder," sprach der Graf weiter und griff wieder in seine Brusttasche, „widme ich das zweite Exemplar", und gab mir ein in rotes Juchtenleder gebundenes.

Ich sprang auf und wollte, etwas verwirrt, in alter Jugendgewohnheit dem väterlichen Herrn die Hand küssen. Der aber patschte mir meine Rechte mit einem kräftigen Schlag abwärts, so daß ich zur Besinnung kam. Ich schaute ihm in die guten braunen Augen und schüttelte ihm die Hand. „Dank, Dank", stammelte ich und freute mich, schon sehr begierig auf den Inhalt, außerordentlich über die unerwartete Widmung.

Vater hatte inzwischen seinen Kneifer aufgesetzt und blickte bald zu mir herüber, bald auf sein Büchlein, bald auf den Freund, der gerade sein Bowlenglas vom Tisch aufnahm.

Wir ließen den guten Freund leben und blätterten dann einen Augenblick in den äußerlich wundervoll anzufühlenden, weichen und biegsamen Büchern.

„Also, laßt die Finger jetzt noch von der Druckerschwärze!" ermahnte uns der Graf. „Wenn ihr zu Hause seid, ist's Zeit genug. Ihr werdet mich schon verstehen." — Und dann warf er einen bedeutungsvollen Blick auf mich. „Wölfchen wird dir's schon erklären, was die Zahlen sagen wollen, lieber Hermann." — (Schluß auf S. 532.)


Sei schön durch Elida
Anna Lisa Ryding
Phot. E. Schneider, Berlin
Frühling bringt Schönheit überall
Wie die Natur selbst sich erneut, so blüht die natürliche Schönheit der Frauen im Frühling. Jahreszeiten sind flüchtig, aber natürliche Schönheit und jugendliche Anmut können durch richtige Pflege erhalten und verlängert werden. Elida=Kassetten, die reizendsten Geschenke zu jeder Gelegenheit, enthalten sorgfältig zusammengestellt alles, was zur Pflege der natürlichen Schönheit für Haut und Haar notwendig ist. Schenken Sie Elida=Kassetten, es gibt kein passenderes Geschenk für die Frühlingszeit.
ELIDA KASSETTEN

Ich saß in meinem Erkerstübchen zu Maltitz und träumte in den herbstgolddurchwobenen Tag hinaus, das Büchlein des gräflichen Freundes auf den Knien. Wir waren schon eine Woche wieder zu Hause, hatten aber seitdem so viel Besuch gehabt, daß ich noch gar nicht dazugekommen war, einmal aufmerksam in der Aphorismensammlung zu blättern. Erst als heute morgen eine Postkarte des Grafen an mich eingetroffen war, auf deren Rückseite er eigenhändig mit viel Geschick eine Ecke der Blütenterrasse von Wietzow aufgezeichnet hatte, war ich eiligst auf mein Zimmer gelaufen und hatte das Büchlein hervorgeholt. Auf der Karte stand eine kurze Einladung, ihn doch ja noch einmal vor meiner Rückreise nach der Universität zu besuchen, und darunter noch eine Zahl, deren Bedeutung ich mir anfangs gar nicht recht erklären konnte. Sie wurde mir aber sofort klar, als ich auf der Titelseite des Buches wieder die Widmung des Verfassers las:

„Meinem Freunde Wolf von Maltitz: 555!
Emmo Creutz."

Die Zahl galt also soviel wie das betreffende Wort, das in der Sammlung unter dieser Ziffer zu finden war. Bei 555 stand: „Erhoffe das Glück, dann hast du das Glück und hältst du das Glück!" Ich verstand die Symbolik der Zahlen. Auf der Karte stand 149. Ich schlug nach: „Wahre Freundschaft wächst mit dem Quadrat der Entfernung", und sah mir die Zahl daraufhin an. Es stimmte: 1 mal 1 ist 1, 2 mal 2 ist 4 und 3 mal 3 ist 9. Außerdem war die Quersumme der Quersumme wieder 5.

Als ich Vater mit diesen bedeutungsvollen Aufklärungen bekannt machen wollte, war er plötzlich unsichtbar geworden. Nun saß ich hier oben und träumte in die leise wogenden Eichenwipfel hinein von dem seltsamen neuen Duzfreunde, dem sich, ohne daß er sich jemals viele Begriffe von höherer Mathematik angeeignet hätte, die Welt auf seine Weise nur noch in Zahlen spiegelte.

Der Rest meiner Ferien war verstrichen, und ich war nicht mehr dazugekommen, meinen Besuch in Wietzow zu wiederholen. Ich hätte so gern den Ausflug dahin noch einmal gemacht, aber die anspruchsvolle Tantenüberflutung, unter der alljährlich Maltitz um Michaelis herum freundschaftlich zu leiden hatte, konnte mich meinen Eltern, die mit Repräsentationspflichten und anderen schönen Dingen überhäuft waren, nicht entbehrlich erscheinen lassen.

Fortan erhielt ich alle 14 Tage von meinem Freunde Emmo eine Postkarte mit kurzem Gruß und einigen Ziffern darauf. Ich selbst antwortete ihm jedesmal mit einem kleinen Brief, in dem ich mich über das symbolische Leben der betreffenden Zahlen ausphantasierte. Das gefiel dem Grafen sehr, und er bedachte mich so nebenbei immer häufiger mit Paketsendungen, die allerlei für einen Studenten sehr begehrenswerte Dinge, als da sind: Zigarren, Wein, Schnäpse u. a. m., enthielten.

Der Text auf den Karten wurde immer kürzer und kürzer, bis er schließlich ganz verschwand und ich nur noch Zahlen zur geistigen Behandlung eingesandt bekam. Dann rutschte ich eines Tages mit Erfolg durchs Examen. Der Freund beglückwünschte mich mit einem Ziffertelegramm und wies mir gleichzeitig durch seine Bank verständnisvoll den Geleitspruch in Ziffern, den er mir ins Büchlein geschrieben hatte, in Talern an, damit ich am 10. 4. eine schöne Reise nach Spanien antreten könnte, wie er meinem Vater schrieb. Die Quersumme des 10. 4. war natürlich die 5. Ich hatte es gleich herausgehabt. —

Drei Wochen später — eine Stunde bevor ich in Paris den Zug nach Bayonne besteigen wollte, um nach den fröhlichen 14 Tagen an der Seine ins alte romantische Land zu fliegen, erhielt ich ein Telegramm von meiner Mutter, daß Graf Creutz soeben auf Maltitz, wo er zu Besuch weilte, sanft entschlafen sei. Dem dringenden Wunsche meiner Eltern entsprechend, kehrte ich nicht nach Hause zurück, sondern fuhr nach Spanien ab. Es waren, trotz der Trauer um ihn, goldene Tage, die ich meinem Freunde zu verdanken hatte. Ich wußte auch, es würde ihn am meisten gefreut haben, wenn ich ihm diese Gedächtnisfeier brachte.

Der nächste Brief meines Vaters schilderte mir sein Ende. Er war gerade im Begriff gewesen, eine höchst reizvolle Zahlenzusammenstellung zu entwickeln, als ihn in Gegenwart meiner Eltern ein Schlagfluß überrascht hatte. Am andern Morgen war ihm das Bewußtsein für wenige Stunden wiedergekehrt, er hatte meine Eltern dankbar angeblickt, ein Stück Papier verlangt, mühsam mit der linken Hand meinen Namen daraufgekritzelt und daneben noch die Zahl 414 vermerkt. Ich unterbrach mich im Lesen und schlug gleich in dem roten Büchlein nach. Da stand: „Freue dich, wenn dein Freund überwunden hat." Mir traten die Tränen in die Augen. Und dann mußte ich wirklich wieder lächeln. Mein Freund Emmo würde jetzt gesagt haben: „Siehst du, Wolf, in der Mitte die 1 ist der Leichenwagen, vorn sind die 4 Pferde und hinten die 4 Träger." —

Als ich von der Reise heimgekehrt war und das Grab des Grafen Emmo Creutz unter den grünen Buchen von Wietzow besuchte, führte mich Kasimir mit einer vielsagenden Miene zum Verwalter, der mir im Auftrage des Testamentsvollstreckers einen versiegelten Brief übergab, in dem ein wertvoller Streifen Papier lag mit der Zahl 33341 — der Nummer jenes Eisenbahnwagens.

Diese Summe in Talern hatte mir mein Freund als Andenken hinterlassen mit den beigefügten Worten: „Für Wolf von Maltitz, den einzigen, der meine Ziffern verstanden hat."

Wissen und Leben

Der Zauberkaktus „Peyotl“. Ein wenigstens für Europa neuartiges Rauschgift, der „Peyotl“, beginnt sich zu verbreiten. Dieses Rauschgift gewinnt man von dem Peyotl, einem kleinen dornenlosen Kaktus, der im mittleren und nördlichen Mexiko wild wächst. Wenn man den Saft dieses eigenartigen Kaktus auspreßt und aufkocht, dann bringt dieses sehr bitter schmeckende Getränk einen ganz eigenartigen Rauschzustand beim Menschen hervor. Der Rauschzustand ist prinzipiell verschieden von dem, den andere bekannte Rauschgifte, wie Kokain, Haschisch, Morphium usw., hervorrufen. Nach dem Genuß des Peyotlsaftes verfällt die betreffende Person in eine Art Wachtraum, und aus dem Unterbewußtsein rollt sich eine Reihe bunter und mannigfaltiger Visionen ab. Halluzinationen des Gesichts und des Gehörs stellen sich ein. Töne verwandeln sich in Farben und eigenartige Figuren. Schlaflosigkeit wird überwunden, und körperliche Leistungen von ungewöhnlichem Umfang und Dauer werden beobachtet. Merkwürdig ist dabei, daß in allen diesen Halluzinationen jegliche Erotik, die doch sonst vielfach als Nebenwirkung von Rauschgiften anzutreffen ist, ausscheidet. Nur die genaue Erinnerung an alles Geschaute bleibt zurück, und Nebenwirkungen sowie Nachwirkungen, wie sie alle anderen Rauschgifte aufweisen, sollen sich nicht einstellen. Schon vor nahezu 20 Jahren spielte in einer Novelle von Hanns Heinz Ewers „Die blauen Indianer“ der Peyotl eine entscheidende Rolle; sein Genuß in Europa war allerdings bis heute unbekannt. Dagegen steht seit alters bei den Bewohnern Mexikos der Peyotl in hohem Ansehen. Beim Peyotlfest der Huichol-Indianer wird 24 Stunden ununterbrochen getanzt. Den Göttern werden Teppiche mit der Bitte um eine gute Peyotlernte dargebracht, und selten wohl ist eine einzelne Pflanze so ausführlich beschrieben worden, wie dies jetzt von Rouhier in seinem Werke „Le Peyotl“ geschehen ist. Dadurch ist erst weiteren Kreisen Kenntnis von den eigenartigen Wirkungen dieses Kaktus übermittelt worden. In Paris bestehen bereits Lokale, in denen das merkwürdige, aus dem Kaktus bereitete Getränk ausgeschänkt wird. Wenn die französischen Ärzte versichern, daß der Peyotl völlig ungefährlich ist, dann wollen wir dies durchaus nicht unterstreichen. Ein Rauschgift wie der Peyotl, der für unkultivierte Naturvölker infolge jahrhundertelanger Gewöhnung direkte Schädigungen nicht nach sich zieht, braucht noch lange nicht ungefährlich zu sein für das überkultivierte Europa mit seinen abgehetzten und nervösen Menschen. Schon Lewin berichtet im Jahre 1899, daß die versuchsweise arzneiliche Verwendung von Produkten, die aus dem Peyotl, der den wissenschaftlichen Namen Echinocactus Williamsi *Lem.* führt, schwere Nebenerscheinungen ausgelöst hat. Starke Herabsetzung der Pulszahl, Schwindel, Brausen im Kopf, Wärmegefühl, auch Übelkeit und Ohrensausen sowie leichte Kollapsanfälle wurden bereits damals beobachtet. So interessant die Wirkungen des Peyotl sein mögen und im Vergleich mit anderen Rauschgiften vielleicht auch relativ ungefährlich, so muß doch davor gewarnt werden und auf Spätschädigungen, die der Gebrauch derartiger Mittel fast stets, besonders beim Europäer, nach sich zieht, hingewiesen werden. Dr. Fr.

Urmenschenspuren in Ostasien. Europa war und ist das klassische Land der Funde des Urmenschen. Aus Ostasien waren nur spärliche Funde bekannt. Man hatte im Jahre 1871 Steinwerkzeuge des Urmenschen beschrieben, die man aber in chinesischen Apotheken gekauft hatte, und von denen man nicht wußte, woher sie stammten. Und doch vermutete man die Heimat des Menschen in Ostasien. Diese Vermutung scheint sich zu bestätigen. Im Oktober 1926 wurde auf einer gemeinsamen Tagung der Geologischen Gesellschaft von China, der Pekinger Naturwissenschaftlichen Gesellschaft und des Rockefeller-Instituts wahrscheinlich das älteste Dokument menschlicher Existenz in Asien vorgelegt. Es handelt sich um zwei menschliche Zähne, die tertiären Charakter tragen. Sie stammen aus Erdschichten, die älter sind als die, welche den Heidelberger Urmenschen in Europa bergen. Der Fundort liegt 30 Kilometer südwestlich von Peking. Dort entdeckte sie der schwedische Geologe im chinesischen Regierungsdienst Andersson in einer Höhle. Die gefundenen Menschenzähne untersuchte der bekannte schwedische Gelehrte Wiman in Upsala. Man zählt diese Zähne dem Urmenschen Homo primigenius Pekinensis zu. Schon hatte man im Jahre 1903 durch den deutschen Forscher Schlosser von einem gleichalterigen Zahn gehört. Da er aber in einem chinesischen Drogenladen gekauft worden ist, so war diese Tatsache der Vergessenheit anheimgefallen. Jetzt gewinnt die Feststellung Schlossers wieder Bedeutung. Die prähistorischen und geologischen Forschungen können in China nicht so wie in Europa getrieben werden, da man mit dem Aberglauben und den Pietätsgefühlen der Chinesen rechnen muß. Erst die Japaner haben vor zwanzig Jahren solche Grabungsarbeiten leisten können, die für den Nachweis des Urmenschen in China von großer Bedeutung waren. Nicht nur in China, sondern auch in der Mongolei wurden Urmenschenspuren und Reste von Tieren aus der Eiszeit entdeckt. Entweder fand man diese Reste unter oder im Löß. Man rechnet die Funde der Werkzeuge und der Spuren von Rhinozeros, Höhlenhyäne, Antilope, Pferd, Bison, Mammut in die Zeit des Moustérien und frühen Aurignacien. In der Wüste Gobi wurden vor Jahren von der Expedition des Naturgeschichtlichen Museums in Neuyork Sauriereier entdeckt, die zehn Millionen Jahre alt sind. Aber ehe die Amerikaner diese seltenen Funde machten, waren vor Jahrzehntausenden schon Urmenschen hier an dem roten Sandsteinfelsen beheimatet. Man fand in der Nähe des Eierfundortes auf den Felsen bearbeitete Steine aus Hornstein, Feuerstein, Chalzedon, Jaspis, Schiefer. Die vielen Abfälle bei den Werkzeugen und Waffen aus Stein lassen den Schluß zu, daß es sich hier um einen Werkplatz handelt. Auch Herdstellen entdeckte man in der unmittelbaren Nähe. Hier fand man auch Schalenstücke von Eiern des Straußes und der Saurier. An einem Stück erkannte man, daß es künstlich durchbohrt war, weil man es scheinbar als Schmuck getragen hatte. So waren also die Steinzeitmenschen der eiszeitlichen Gobi, von denen man keine Skelettskulpturen kennt, die ersten Entdecker der Eier der Dinosaurier und des Riesenstraußes. Nach neueren Ansichten von Max Schneider liegen die Steinzeitfunde aus der Gobi 8000—10000 Jahre zurück. Rudolf Hundt.

Die Stratosphäre im Flugzeug erreicht. Diese Tatsache, die uns das Jahr 1926 brachte, ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Um das zu verstehen, bedarf es einiger Vorbemerkungen. Im Jahre 1902 stellten Aßmann in Berlin und Teisserenc de Bort in Paris unabhängig voneinander fest, daß unsere Lufthülle im wesentlichen aus zwei Schichten besteht, nämlich aus der, in der wir leben, und in der im allgemeinen unser Wetter gebraut wird und sich abspielt, und zweitens aus einer darüberlagernden Schicht, in der die Luftströmungen wagerecht die Erde umkreisen. Jene heißt Troposphäre vom griechischen tropein = wenden, weil die Winde sich in ihr hin und her wenden, auf und ab gehen, diese Stratosphäre, weil die Luftströme schichtartig wagerecht verlaufen. Die Troposphäre reicht am Pol bis etwa 7 km hinauf, bei uns bis 9—11 km und am Äquator bis 16 km. Während die Lufttemperatur in ihr nach oben hin abnimmt, hört in der Stratosphäre zunächst diese Abnahme auf, und die Temperatur schwankt nur noch etwa zwischen —54° und —64° C, hält sich aber durch eine ziemliche Strecke besonders zwischen

—54° und —57°. Statt 760 mm Luftdruck unten an der Erdoberfläche herrscht in 10 km Höhe nur noch 210 mm Druck. Die Luft ist also so dünn, daß künstliche Atmung unbedingt erforderlich ist. Da aber dort oben auch große Kälte herrscht, so ist die Tatsache, mit dem Flugzeug bis in die Stratosphäre gelangt zu sein, schon rein äußerlich eine große Leistung. Allerdings darf man nicht vergessen, daß bereits 1901 unsere deutschen Luftfahrer Süring und Berson bis 10800 m kamen, also auch an der Stratosphärengrenze waren, und nicht aus Rekordsucht, sondern aus reinem wissenschaftlichem Streben. Damals war es eine Fahrt ins Unbekannte, diesmal in das durch unbemannte Ballone schon sehr Erforschte. Wenn trotzdem der Wagemut des amerikanischen Fliegers Oberleutnant Macready zu bewundern ist, so muß man bedenken, daß Süring und Berson im selbstfliegenden Ballon aufstiegen und nur von Zeit zu Zeit Ballast auswerfen mußten — wozu freilich dort oben unerhörte Anstrengungen nötig waren — daß dagegen der Flieger mit angespanntesten Nerven sein Flugzeug führen mußte. Zweimal ist Macready in die Stratosphäre gelangt; beim ersten Flug fand er in 11300 m —63° und in 11800 m —60°. Beim zweiten Flug, einen Monat später, maß er in 10700 m —61° und in 11000—11900 m —55°. Man sieht, daß auch in der Stratosphäre die Temperatur schwankt und über sehr kalten Schichten verhältnismäßig wärmere liegen können. Prof. Dr. C. Kaßner.

Das Welt-Fernsprechnetz stellte sich, den nachträglichen statistischen Ermittelungen der „American Telephone and Telegraph Co." zufolge, 1925 auf eine gesamte Länge von 122544477 km Drahtleitungen, d. h. auf etwa 66 m für jeden Bewohner der Erde. Die Zahl der insgesamt vorhandenen Fernsprechstellen ist zu 26 038 508 errechnet worden oder auf 1,4 für je 100 Menschen. Die Vermehrung hat allein von 1924 auf 1925 volle 1 589 670 Stück betragen. Nahezu 65 Prozent aller Fernsprechanschlüsse entfallen auf die Vereinigten Staaten von Amerika allein, nämlich 16 072 758. Am zweitreichsten mit Telephonen ausgestattet ist Deutschland, das es auf 2 385 177 bringt, an dritter Stelle folgen die britischen Inseln mit 1 264 024, an vierter Kanada mit 1 072 454. Alle anderen Länder bleiben weit hinter 1 Million zurück. Die Erdteile sind in folgender, höchst ungleichmäßiger Weise mit Telephonen versehen: Amerika 17 673 376 (Zahl der Fernsprechstellen): 81 531 137 (Leitungslänge in km); Europa 6 895 365: 33 597 157; Asien 857 427: 3 942 351; Australien 438 376: 2 622 969; Afrika 153 503: 741 263 und Ozeanien 20 461: 109 600. Betrachtet man die Bevölkerungsziffern der Länder im Verhältnis zur Zahl ihrer Fernsprechstellen, so schießen beide nordamerikanischen Länder den Vogel ab. In den Vereinigten Staaten gibt es 14,2, in Kanada 11,7 Telephone auf je 100 Bewohner. In Europa zeichnen sich sämtliche skandinavischen Reiche durch eine sehr starke Verbreitung des Fernsprechers aus. In Dänemark kommen volle 9 Fernsprechstellen auf 100 Bewohner, in Schweden 6,9, in Norwegen 6,1; dagegen bringen es die Schweiz auf 4,8, Deutschland auf 3,9, Großbritannien und Holland auf 2,8, Österreich auf 2,2, Belgien auf 1,8, Frankreich nur auf 1,7, Italien auf 0,4 und Rußland auf 0,1 Fernsprechanschluß auf je 100 Bewohner und ganz Europa auch nur auf 1,4, d. h. auf dieselbe Durchschnittszahl wie Australien und Ozeanien! Dr. R. Hennig.

Länder- und Völkerkunde. — Das Schwergewicht der völkerkundlichen Forschung liegt seit dem Weltkrieg auf Asien. Dem entspricht die große Fülle von Asienliteratur, die sich einesteils aus archäologischen Ergebnissen, andernteils aus individuellen Reiseberichten hauptsächlich aufbaut. Der dunkle Erdteil Afrika, der jahrzehntelang im Mittelpunkt des Interesses stand, ist ganz zurückgetreten. Nur Leo Frobenius, der Pfadsucher alter Kulturformen, bevorzugt Afrika noch immer. Die Resultate seiner Forschungen gelangen in einer Reihe „Erlebte Erdteile" zur Veröffentlichung. Den drei erschienenen Bänden „Ausfahrt", „Erschlossene Räume" und „Vom Schreibtisch zum Äquator" fügt sich jetzt ein vierter, „Vom Völkerstudium zur Philosophie" (Frankfurter Sozietätsdruckerei) an. Es ist eine neue Auflage des vergriffenen „Paideumo", in dem die Geschlechtsprinzipien im Kulturbau, der Rhythmus von Dimension und Intensität, Intuition, Harmonie und Zucht in der Frobenius eigenen, phantasievollen und geistreichen Diktion behandelt werden. — An die Spitze der Asienliteratur sei A. v. Lecoqs Buch „Auf Hellas Spuren in Ostturkistan" (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig) gestellt. Im Juni dieses Jahres wurden die Ergebnisse der vier deutschen Turfan-Expeditionen aus den Vorkriegsjahren der Öffentlichkeit übergeben. Sie erweisen mit ihren reichhaltigen Sammlungen an Malereien, Skulpturen, Miniaturen, Stickereien und Stoff deutlich, wie die hellenistische Kultur, durch den Alexanderzug nach Nordwestindien gedrungen, sich dann mit buddhistischen Elementen verbunden hat und weiter nach China gewandert ist. Das vorliegende Werk schildert nun die mannigfaltigen Erlebnisse und Abenteuer der 2. und 3. Turfan-Expedition, die der Verfasser leitete. — Die abenteuerlichen Schicksale einer anderen deutschen Expedition, die nicht zu wissenschaftlichem, sondern zu politischem Zweck nach Afghanistan während des Krieges zur Beunruhigung der Engländer gesandt wurde, behandelt deren Führer, Oskar v. Niedermayer, unter dem Titel „Unter der Glutsonne Irans" (Einhorn-Verlag, Dachau). Es ist ganz erstaunlich, wie er mit einer kleinen Schar und unzureichenden Hilfsmitteln Mittelpersien besetzt und durch Afghanistan bis vor das Tor Indiens zieht und 20000 Mann feindliche Truppen in Schach hält und blufft. — Auch eine Expedition nach Persien, aber durch die Luft, schildert Walter Mittelholzers „Persienflug" (Orell Füßli Verlag, Zürich, Leipzig, Berlin). Der kühne Schweizer Flieger erzählt hier schlicht von seinen Eindrücken, die er auf der Fahrt zwischen Zürich und Teheran empfangen hat, und veranschaulicht sie durch prächtige photographische Aufnahmen. — „Das unruhige Asien" betitelt sich das neue Reisebuch Arthur Holitschers (S. Fischer Verlag, Berlin). Indien, China und Japan werden von dem bekannten Reiseschilderer besucht, der hier entschiedener als in seinen früheren Büchern das Schwergewicht auf das Pittoreske und dichterisch Visionäre verlegt. Holitschers Art, Gesehenes und Vernommenes zum eindrucksvollen Erlebnis für den Leser zu machen, erreicht hier ihre höchste Steigerung. — Zwei Reisewerke führen in die Südsee. Das erste — Richard Parkinson: „Dreißig Jahre in der Südsee" (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart) — ist nur eine Neuauflage des seit zehn Jahren vergriffenen Werkes. Der Verfasser, einer der unerschrockenen deutschen Kolonisatoren, erzählt von seinen in drei Jahrzehnten gewonnenen Erfahrungen mit verschiedenartigen Völkerschaften auf abenteuerlichen Reisen durch den Archipel, wobei er auch Landschaftliches und Ethnographisches berücksichtigt. Das andere Südseebuch — Martin Moore Taylor: „Bei den Kannibalen von Papua" (F. A. Brockhaus, Leipzig) — gehört wohl zu den spannendsten Reiseschilderungen der letzten Jahre. Es ist erfüllt von derartigen abenteuerlichen Erlebnissen, wie sie die kühnste Dichterphantasie nicht ersinnen kann. Aber doch spürt man Zeile für Zeile, daß bei dem Vordringen dieses Amerikaners in das unwegsame Britisch-Neuguinea keineswegs Phantasie, sondern nackte Wirklichkeit ihn begleitete. — Nicht in Form eines Reisewerks, sondern als ein Buch, in dem sich die Ergebnisse verschiedener Reisen zu einem ethno-geographischen, unterhaltenden, populär-wissenschaftlichen Leitfaden verdichten, ist Ewald Banses „Buch vom Morgenland" (R. Voigtländers Verlag, Leipzig) geschrieben. Mit der feinsinnigen Tiefe des erlebnisstarken Dichters und der beschaulichen Gelassenheit des tiefschürfenden Gelehrten reiht der Verfasser Bild an Bild, und in diesen fein abgetönten Bildern werden Natur und Menschen des Orients dem Leser nahegebracht. Von demselben Verfasser erschien auch (im Verlag George Westermann, Braunschweig) „Abendland und Morgenland" — eine aus prachtvollen Tiefdruckabbildungen bestehende Länderkunde, die über Landschaft und Kultur so viele Beispiele bringt, daß ihre Eigentümlichkeiten sich dem Beschauer eindrucksvoll einprägen. V. T.

Anmerkung der Schriftleitung: Das Umschlagbild der vorigen Nummer stammt von Prof. Ferdinand Spiegel.

ZUM NACHDENKEN

Oster-Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — an — bach — ber — bu — cha — de — de — de — de — de — den — dis — do — do — dolf — ei — el — em — eng — ex — ez — gel — get — gly — gu — i — i — ja — kles — land — laub — le — li — lied — lo — lus — lys — mer — na — na — na — nei — ni — no — o — pach — pe — pe — plo — rant — re — re — ri — rin — ro — rous — ryb — schwarz — schwe — seau — se — sce — ses — sip — siv — sol — som — stau — stup — tang — tel — ten — ti — tib — to — tre — tro — u — ur — van — vel — vi — vo — wind — xos — ze — zo

sind 33 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, eine Stelle aus Goethes „Faust“ ergeben (ch gilt als ein Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1 Meeresstrudel in der Straße von Messina; 2 Hauptstadt Brasiliens; 3 Insektenfresser; 4 Mineralbad im preußischen Kreise Lauban; 5 mohammedanisches Volk der östlichen Sahara; 6 Gestalt aus einer Oper Richard Wagners; 7 Meerespflanze; 8 berühmte Stadt in der Provinz Rom; 9 Inselreich; 10 berühmter französischer Schriftsteller; 11 altgermanische Bezeichnung für die Blutsverwandten eines Stammes; 12 Bezeichnung für ausgepreßte Weintrauben; 13 männlicher Vorname; 14 Sprengstoff; 15 Wahlspruch auf Orden oder in Wappen; 16 deutsches geistliches Gedicht des 11. Jahrhunderts; 17 Schriftzeichen für die Töne der Musik; 18 weiblicher Vorname; 19 andere Bezeichnung für Ferienzeit; 20 nordisches Land; 21 berühmter florentinischer Bildhauer der Renaissance; 22 Eigenschaft von Nr. 14;

Stuhlverstopfung

In der heutigen Zeit des Genießens stellt der Kulturmensch des 20. Jahrhunderts unerhörte Anforderungen an die Organe seines Körpers, die der Verdauung und Assimilation der Nahrung und der Ausstoßung ihrer Rückstände dienen. Man reinigt wohl Mund, Zähne, Angesicht, Körperhaut und Füße äußerlich, aber man verunreinigt den Darm und mit ihm den ganzen Körper innerlich Tag für Tag und erzeugt dadurch jene Zustände, die durch Verdauungskrankheiten, durch Magen- und Darmschwäche, durch Darmfäulnis, durch Stuhlverstopfung und durch Vergiftung des ganzen Körpers vom Darm aus in die Erscheinung treten.

Langsam und allmählich dringt nunmehr aber die Erkenntnis durch, daß Darmpflege das erste Gebot der ganzen Körperpflege ist, und daß Körperpflege ohne Darmpflege keine Körperpflege ist.

Den Auftakt zu einer zeitgemäßen Darmkultur hat uns die Magen-Darmdiät „Brotella“ nach Prof. Dr. Gewecke geliefert, das mehr als ein Erzeugnis, mehr als ein Diätetikum ist. Brotella ist ein System, ein Ernährungssystem zur Erziehung, zur Schonung, zur Schulung des Magen-Darmkanals auf naturgesetzlichem Wege. „Brotella“ belebt die verdauende Kraft des Magens und die bewegende Kraft des Darmes und bringt neues Leben in den trägen Darm.

Brotella behebt die Ursache der Stuhlverstopfung, indem es den geschwächten Darm wieder zur Selbstarbeit erzieht, ihn schleimt, fettet, glättet, trainiert und verjüngt, ohne Reizung und Gewöhnung, auf die schonendste Art. Brotella ist zugleich ein wohlschmeckendes, nahrhaftes Frühstück und Abendessen. Brotella ist in allen Fachgeschäften erhältlich. Literatur und das neue Brotella-Kochbuch liefert kostenfrei die Fabrik: Wilhelm Hiller, Hannover.



Schöne farbige Kleider, Vorhänge, Kissen, Möbelbezüge, Wäsche usw. aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide behalten auch bei langem Gebrauch ihre ursprüngliche Schönheit, wenn die verwendeten Stoffe und Garne indanthrenfarbig sind. Mit obiger Schutzmarke versehene Gewebe und Garne sind unübertroffen

waschecht lichtecht
tragecht wetterecht

Zuverlässige Bezugsquellen sind:

Indanthren-Haus Johannes Lauersen, Berlin W 9, Potsdamer Str. 10-11
Indanthren-Haus Frankfurt G. m. b. H., Frankfurt a. M., Kaiserstr. 19
Indanthren-Haus Hamburg, G. m. b. H., Hambg. 36, Jungfernstieg 11-12
Indanthren-Haus Köln, G. m. b. H., Köln a. Rhein, Hohestraße 156
Indanthren-Haus Leipzig, G. m. b. H., Leipzig, Rathausring 13
Indanthren-Haus München G. m. b. H., München, Maximilianstr. 35-36
Indanthren-Haus Stuttgart, G. m. b. H., Stuttgart, Königstraße 12
Indanthren-Haus Wien, Ges. m. b. H., Wien VII, Mariahilferstr. 74b

„Wanderer“ auf den internationalen Automobilausstellungen.

Das Wiedererscheinen der deutschen Automobilindustrie auf dem Weltmarkt ist durch die Beteiligung deutscher Automobilfabriken an den jüngst beendigten internationalen Automobil-Ausstellungen in Kopenhagen und Genf in glänzendem Stil eingeleitet worden. Zu diesem Ereignis nimmt die gesamte europäische Tages- und Fachpresse in längeren Artikeln Stellung Als einer der besten Vertreter der deutschen Automobilindustrie wird dabei die Marke „Wanderer“ anerkannt, deren ausgezeichnete Präzisionsarbeit allgemeine Beachtung findet. Auf der Internationalen Automobilausstellung in Kopenhagen war „Wanderer“ durch den 6/30 PS Personenwagen, als Kabriolett karossiert, das Doppelzylinder-Motorrad sowie einige Fahrradmodelle vertreten. Die Genfer Ausstellung war mit einem 6/30 PS „Wanderer“-Viersitzer sowie dem bereits erwähnten Doppelzylinder-Motorrad beschickt. Der neue 6/30 PS „Wanderer“-Personenwagen hat einen 1½ l Vierzylindermotor, der schon bei der niedrigen Drehzahl von 2600 Touren in der Minute 30 PS an der Bremse leistet. Der Wagen besitzt entsprechend dem modernen Geschmack Linkssteuerung, Innenschaltung und Vierradbremse Vor kurzem haben die Wanderer-Werke eine neue Fabrik in Siegmar bei Chemnitz errichtet, um diese Wagen nach den neuesten Methoden der Fließarbeit in großen Serien herauszubringen. Das „Wanderer“-Doppelzylinder-Motorrad hat weitere Vervollkommnung erfahren, insbesondere durch Tieferlegung des Sattels und Veränderung der Schwerpunktlage, woraus sich eine weiter erhöhte Fahrsicherheit ergibt.



23 gebräuchliche Bezeichnung für Gastwirtschaft; 24 berühmte niederländische Künstlerfamilie; 25 griechischer Arzt und Philosoph; 26 römischer Feldherr und Besieger der karthagischen Flotte; 27 Bezeichnung für Vogelei ohne Kalkschale; 28 altes Längenmaß; 29 Jahreszeit; 30 anderer Name des Odysseus; 31 durch die griechische Mythe bekannte Insel im Ägäischen Meer; 32 Judenviertel; 33 durch ein Bild Grünewalds bekannt gewordener Ort in Süddeutschland.

Einsetzrätsel.

Baum	— Loch	Tee	— Fuß
Stand	— Turm	Blei	— Feind
Wein	— Bier	Kur	— Tor
Frucht	— Stoß	Sand	— Rad
Stahl	— Post	Mond	— Zeit
Fluß	— Stein	Rausch	— Stück

Zwischen die nebenstehenden Wörter ist je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Worte als Schluß-, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, ein sich auf Ostern beziehendes Wort.

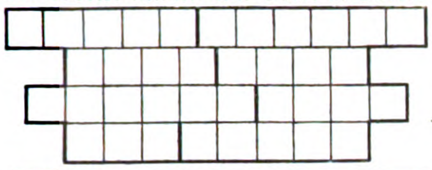
Mischrätsel.

Es bedeuten: 1 2 3 4 Stadt in der Schweiz, 5 6 7 Handlungsabschnitt im Drama, 8 9 10 feierliches Versprechen, 11 12 13 14 Erd- oder Berggeist. Den Zahlen dieser Schlüsselwörter entsprechend, sind die Buchstaben in die leeren Felder der nebenstehenden Figur einzustellen.

	10	9	8	11	3	7	8	12		
	11	8	10	5	12	6	8	12		
6	13	14	14	8	12	9	14	14	8	4
12	9	12	7	8	12	12	5	1	2	

Bei richtiger Durchführung ergeben dann die eingestellten Buchstaben der Reihe nach, im Zusammenhang gelesen, ein Sprichwort. Des weiteren sind noch aus den sämtlichen 37 Buchstaben des erratenen Sprichworts Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1 Zentrum, 2 Name mehrerer Sultane der Osmanen, 3 Richtschnur, 4 Charakterfehler, 5 ehemaliges asiatisches nomadisches Reitervolk, 6 Ackergerät, 7 Nebenfluß

der Donau, 8 Wallfahrtsort der Mohammedaner. Diese Wörter sind in die 37 Felder untenstehender Figur einzutragen, wobei die fetten Linien die Grenzen der einzelnen Wörter bedeuten. Jedes Wort zählt also so viele Buchstaben, als Felder zwischen den fetten Linien stehen. Die Anfangsbuchstaben der Wörter nennen eine Stadt in Baden.



Magisches Quadrat.

a	a	b	b	d	Elektrische Leitung
d	d	e	e	e	Frauenname
e	e	e	e	e	Hausgerät
e	k	l	l	l	Trostloser Zustand
l	n	n	n	s	Menschl. Körperteil

Mit Recht. Am Weinstock verstellt
Mir Breslau mißfällt.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4282.

Silbenrätsel: 1 Terzerol, 2 Urne, 3 Elster, 4 Richthofen, 5 Erde, 6 Choral, 7 Tapete, 8 Ussuri, 9 Nimrod, 10 Dante, 11 Subhastation, 12 Curaçao, 13 Heinrich, 14 Emden, 15 Unze, 16 Exzellenz, 17 Nordau, 18 Innsbruck, 19 Entresol, 20 Medina, 21 Aschaffenburg, 22 Nische, 23 Darwin. — Tue Recht und scheue niemand. — Lerne Leiden ohne zu klagen.

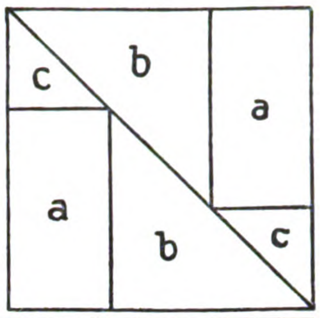
Magisches Quadrat: Zobel, Oculi, Buren, Elend, Linde.

Aufbaurätsel: Paneel — Neapel.

Scharade: Rübe-Zahl.

Ein Baumwunder: K-asta-nie — Asta, Knie.

Geometrische Aufgabe:



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel: beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.



VERLAG + I·I·WEBER + LEIPZIG +

NR. 4284. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 21. APRIL 1927

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS FÜR BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BADEN-BADEN. **HOTEL SCHWARZWALDHOF.** Gutbürgerlich, fließend kaltes und warmes Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- und Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL - RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäßige Preise.

BAD KISSINGEN. **HOTEL BÜDEL.** Altrenommiert, gegenüber dem neuerbauten staatlichen Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglicher moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder mod. Komfort.

KURHAUS PALADIA. Beste Lage, günstige Pensionspreise, vorzügliche Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstklassige Verpflegung. Mäßige Pensionspreise.

BAD LIEBENSTEIN (THÜRINGEN).
SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klinisch geleitete Kuranstalt. Alle modernen Heilbehelfe.

BAD LIEBENZELL (SCHWARZWALD).
UNTERES BAD-HOTEL. Günstige Pension. Thermalbäder, schönste Lage.

BAD NAUHEIM. **DER KAISERHOF.** Allerersten Ranges, gegenüber Bädern und Kurpark. Fließendes Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Moderner Neu- und Erweiterungsbau. Fließendes Wasser. Mäßige Preise. Prospekte.

HOTEL MALEPARTUS. Vornehmes Familienhotel, erstklassiges Restaurant. Fließend Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließendes Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung, Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. **PENSION VILLA VICTORIA.** Erstklassig, modernster Komfort, beste Lage.

BAD STEBEN. **STAATLICHES KUR- UND SCHLOSS-HOTEL.** Beste Lage, erstes Haus, moderner Komfort.

WIESBADEN. **TAUNUS-HOTEL.** Moderner Komfort, erstklassiges Restaurant, Pension ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehme Familienpension. Fließendes Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließendes Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltberühmter Kur- u. Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma u. a. Nervenleiden.

HOTEL POST. Ersten Ranges, am Kurplatz, Zentralheizung, Garagen, Jahresbetrieb.

HOTEL „CONKORDIA". Vornehmes Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFER. Vornehm, bürgerlich, beste Lage. Vorzügliche Küche und Keller.

HOTEL-PENSION „KÜHLER BRUNNEN". Gutbürgerlich, ruhige Lage, beste Verpflegung.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN (SCHWARZWALD).
HOTEL „ZUM LAMM". Altrenommiert, feinbürgerlich, Zentralheizung, Garagen, beste Lage.

DRESDEN. **HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN.** Altrenommiert, moderner Komfort, zentrale Lage.

HOTEL STADT WEIMAR, 100 Zimmer, neuzeitlicher Komfort, ruhigste Lage, beste Küche.

WEISSER HIRSCH Sanatorium Dr. Teuscher.
BEI DRESDEN. Streng individuelle Pflege.

FRIEDRICHSHAFEN (BODENSEE).
„BUCHHORNER HOF" Prachtvolle Aussicht, mod. Zimmer. Zentralheizung, Jahresbetrieb.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN.
HOTEL GIBSON und **HOTEL SCHÖNBLICK,** vornehme Häuser, alle neuzeitl. Annehmlichkeiten.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD).
GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollständig renoviert. 100 Betten. Zentralheizung.

LINDAU (BODENSEE). **HOTEL BAYRISCHER HOF.** I. Ranges. Fließendes warmes und kaltes Wasser.

WERNIGERODE (HARZ). **„WIENER HOF".** Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäß. Preise.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BRUNSHAUPTEN. **HOTEL RUSCH.** Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbekannt, vorzügliche Verpflegung. An Wald und See.

HERINGSDORF. **KURHOTEL QUISISANA.** Moderner Komfort. Beste Lage an Kurpark und Strand. Prospekte.

SWINEMÜNDE. **HOTEL BALTISCHER HOF.** Erstklassiges Familien- u. Reisehotel. Moderner Komfort. Jahresbetrieb.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Moderner Komfort, Jahresbetrieb.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad der Welt, Frauen- und Herzheilbad. Überraschende Heilerfolge. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jedem modernen Komfort.

KARLSBAD. **HOTEL ANGER.** Ersten Ranges, moderner Komfort, beste Lage.

IMPERIAL-HOTEL. 320 Zimmer mit Bad. Luxusappartements. Saison Mai bis September.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Ranges. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komf.

MARIENBAD. **„BELLEVUE".** Bestbekanntes Kaffee-Restaurant.

HOTEL „SCHLOSS MIRAMONTE". Sonnige Waldlage, günstige Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließendes Wasser, Warmwasserheizung. Erstklassiges Restaurant.

SCHWEIZ

AIROLO (AM GOTTHARD). **HOTEL LOMBARDI UND GOTTHARD-HOSPIZ.** Prima Bedienung. Pension ab Fr. 10.–

CHUR (GRAUBÜNDEN) **HOTEL STERN.** Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

DAVOS-DORF. **PENSION PAUL.** Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND).
ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LAUSANNE-OUCHI. **HOTEL MEURICE.** I. Ranges am See. Jeder Komfort. Pension ab Fr. 14.–

LOCARNO (TESSIN). **GRAND HOTEL PALACE.** Das Haus der vornehmen Familien. Moderner Komfort.

MONTREUX-TERRITET. **HOTEL BRISTOL.** Herrlich am See. Moderner Komfort.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). **HOTEL KRONE UND VILLA LUISE.** Bürgerliches Haus nächst Bädern und Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m über dem M. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK).
HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekte.

ERZIEHUNG

MONTREUX. **INSTITUTION DES ESSARTS.** Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

ITALIEN

ABBAZIA. **HOTEL REGINA EX STEPHANIE. HOTEL QUARNERO I. u. II. KURSAAL-GRAND-CAFÉ QUARNERO.** Erste Etablissements mit allem Komfort. Eigene See-Strandbäder.

HOTEL PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Ranges, neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. **SANATORIUM HUNGARIA,** für sämtl. Erkrankg. der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) **Grödnertal. HOTEL AQUILA.** 220 Betten, modernster Komfort, mäß. Preise.

WELSBERG (MONGUELFO) **Dolomiten.** **HOTEL WALDBRUNN.** 80 Betten, prächtige Lage.

Allgemeine Notizen.

Einen Führer für amerikanische Reisende durch die interessantesten Musikstätten Deutschlands haben Dr. Karl Kiesel und Dr. Ernst Otto Thiele durch die Hochschulabteilung des Norddeutschen Lloyd in Verbindung mit der Deutschen Musikstudentenschaft herausgegeben. Das nach Inhalt und Ausstattung mit vielen wertvollen Illustrationen vortreffliche Buch betitelt sich „**The study of music in Germany. Guide book for American students**" und soll musikalisch interessierte Amerikaner mit dem deutschen Musikleben bekanntmachen, reisenden Amerikanern als Führer durch die musikalisch wichtigen und sehenswerten Stätten Deutschlands dienen, vor allem aber amerikanische Studierende auf die Studienmöglichkeiten an den deutschen Musikhochschulen, Konservatorien und Universitätsinstituten hinweisen. Das Buch wird nicht verkauft, sondern unentgeltlich an amerikanische Interessenten verteilt. Es ist der Anfang einer Reihe von Veröffentlichungen, die im Ausland den noch vielfach vorhandenen irrigen Meinungen über deutsches Kulturleben entgegentreten und eine Brücke zwischen der deutschen Nation und fremden Nationen schlagen sollen. Es ist der erste Versuch auf seinem Gebiet, da bisher in Deutschland im Gegensatz zu den meisten anderen Ländern eine systematische Auslandswerbung in diesem Sinn fehlt.

250 Sport- und Gymnastik-Kurse werden im Lauf des Sommerhalbjahrs April/September 1927 nach dem soeben herausgegebenen Programm in den Volkshochschulkursen der Deutschen Hochschule für Leibesübungen abgehalten werden: Boxen, Fechten, Jiu-Jitsu, Leichtathletik, Deutsches Turn- und Sportabzeichen, Rudern, Schwimmen, Segeln, Tennis, Radfahren, Motorradfahren, Kleinkaliberschießen, Sportfliegen; Ausgleichs-Gymnastik, Ausdrucks-Gymnastik, Harmonische Gymnastik Schule Gindler, Tänzerische Gymnastik Laban, Rhythmische Gymnastik Loheland, Mensendieck, Menzler, Dorothea Schmidt; Gymnastik-Kurse für Jugendliche, Kinder und Säuglinge. — Die Kurse bieten für jedermann Einführung und Übung unter Leitung anerkannter Lehrer und Lehrerinnen. Auskunft und Programm sind erhältlich vom Büro in Berlin W 35, Genthinerstraße 34, 1. Stock.

Der Wiesbadener Automobil-Wettbewerb findet wie voriges Jahr in großzügiger und mustergültiger Weise vom 21. bis zum 26. Mai statt. Jegliche gewünschte

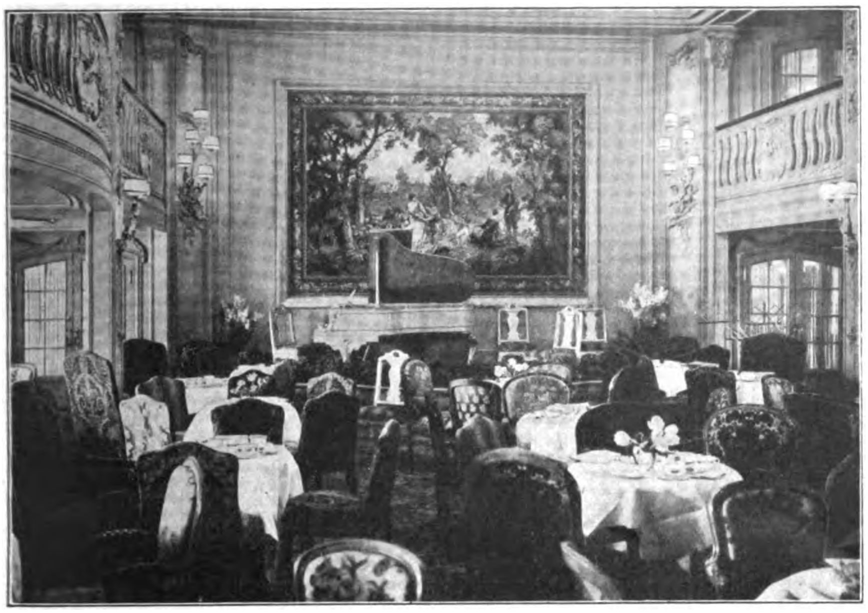
Auskunft erteilt bereitwilligst der Organisationsausschuß in Wiesbaden, Sonnenbergerstraße 27 (Fernruf 4801).

In Bad Gleichenberg (Steiermark) sind die Kuranstalten bereits seit 17. April geöffnet. Wie sehr diese Maßnahme einem allseitigen Bedürfnis entsprach, beweist die Tatsache, daß bereits mehrere Hundert Kurgäste ihre Ankunft für Mitte April angekündigt hatten. Die berühmten Heilquellen Konstantinquelle und Emmaquelle, die Inhalatorien, pneumatischen Kammern und kohlensauren Bäder bewirken überraschende Heilerfolge bei allen Erkrankungen der Atmungsorgane, Asthma, Emphysem und Herzleiden. Die Kurkommission versendet reichhaltige illustrierte Prospekte mit Kostenübersicht.

Der Weltkurort Karlsbad repräsentiert sich dieses Jahr erheblich verschönert. So ist z. B. das neue Gasbad eine hervorragende Errungenschaft. Das Kuramt der Stadt Karlsbad erteilt jede gewünschte Auskunft unter gleichzeitiger Übersendung von genau unterrichtenden Prospekten. Es geschieht dies auch von J. Danneberg, Berlin W 8, Unter den Linden 5, und vom Internat. Reise- und Verkehrsbüro ebenda, Königgrätzerstr. 123.

Zeitungspapier im Autobetrieb ist außerordentlich nützlich. Windschutzscheiben werden auf keine andere Weise so rasch, leicht und haltbar blank wie durch Polieren mit einigen Zeitungspapierbauschen. Ölige Metallteile sind im Nu sauber. Selbst das schmutzigste Kurbelgehäuse (am warmen Motor reinigen, beim kalten ist die Schmiere steif) ist mit Zeitungspapier rasch sauber, da man stets einen frischen Bausch nimmt, während man beim Putzlappen und beim Schnupftuch bekanntlich stets vergeblich nach einer reinen Stelle sucht. Auch Messing- und Nickelteile lassen sich mit Zeitungspapier vortrefflich putzen. Das gebrauchte Papier muß selbstverständlich verbrannt werden, wird aber von jedem Haushalt gern dazu angenommen, weil der Ölgehalt mit heizt.

Einen neuen Hansa-Lloyd-Elektro-Hubkarren stellen die Hansa-Lloyd Werke, A.-G., in Bremen für 500 bis 750 kg Tragfähigkeit her, dessen Eigenart in seiner heb- und senkbaren Plattform beruht. Diese ist etwa 1500 mm lang, 400 mm breit und liegt 320 mm über dem Erdboden. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt nach beiden Richtungen 5 bzw. 10 km die Stunde. Die über der Antriebsachse gelagerte Batterie besteht aus 20 Zellen von 106 Ampèrestunden-Kapazität. Eine Füllung von etwa 8 kW-Stunden ist für 25 bis 30 km ausreichend.



Die Halle erster Klasse des neuen Hapag-Zweischrauben-Turbinendampfers „Neuyork“ mit dem Steinway-Flügel in modernem Barockgehäuse in grünem Schleiflack.

Illustrirte Zeitung



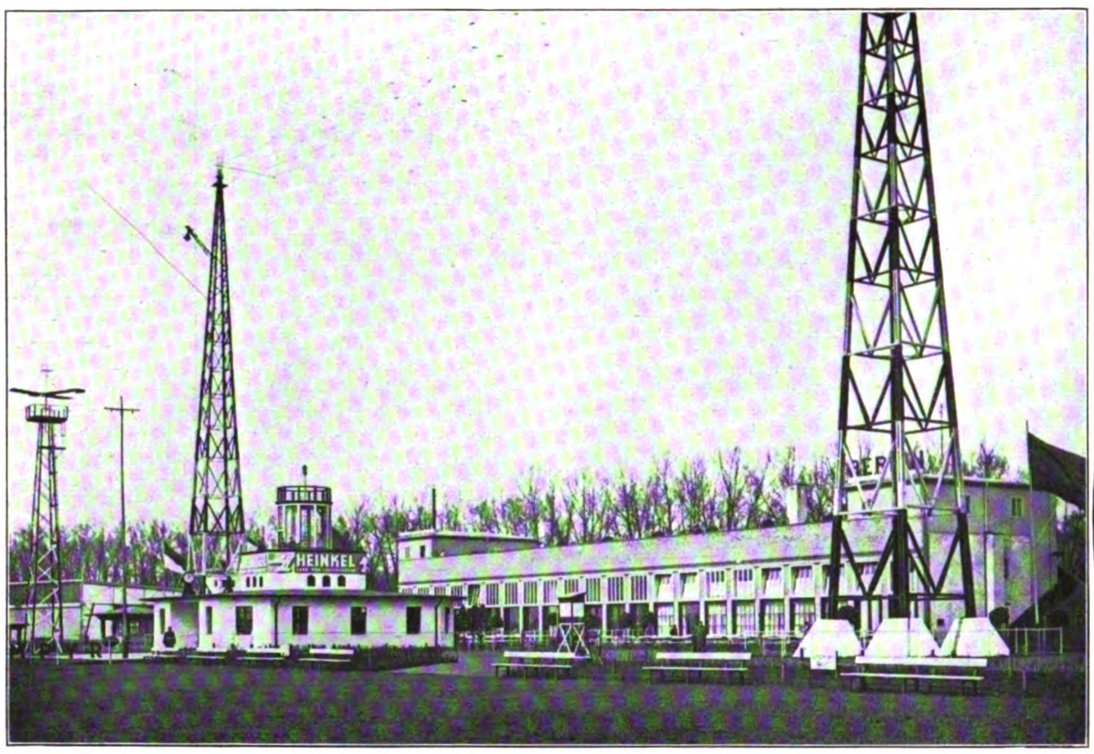
CELLOSPIELERIN

NACH EINEM GEMÄLDE VON ERNA KRÜGER





Von der Vermählung des Reichstagsabgeordneten Siegfried v. Kardorff und der Politikerin Katharina v. Oheimb am 9. April: Das Paar beim Verlassen des Rathauses in Goslar nach der standesamtlichen Trauung.

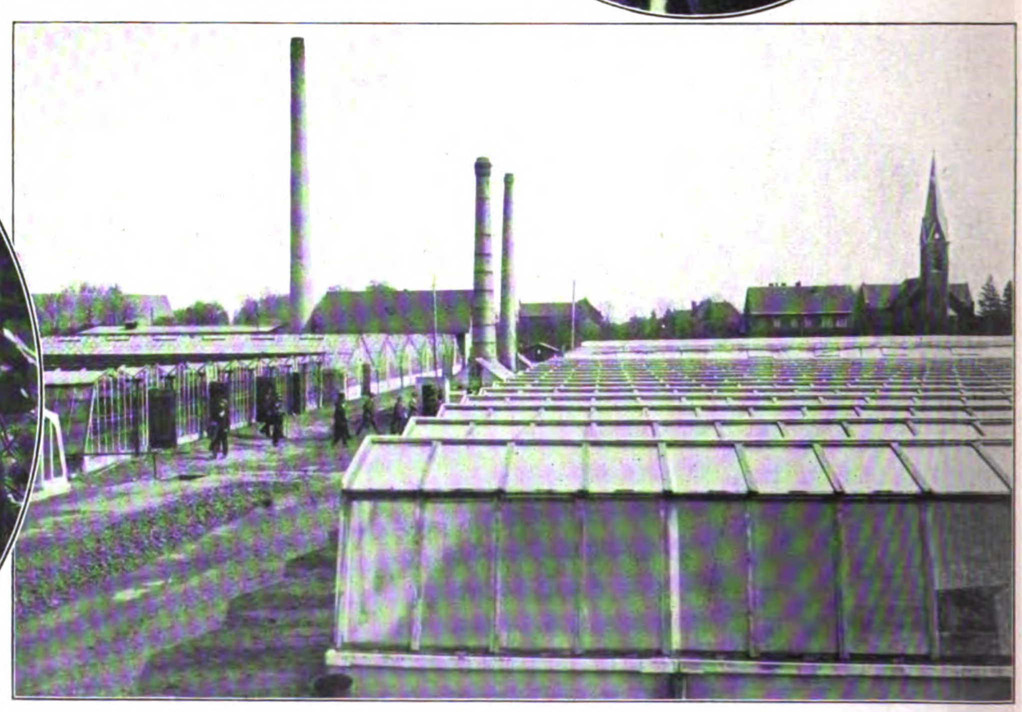




Zum Beginn der diesjährigen Sommerflugsaison: Oben: Der von der Deutschen Lufthansa und der Berliner Flughafengesellschaft veranstaltete Empfang der Pressevertreter im Zentralflughafen Tempelhofer Feld am 11. April: Begrüßung der Gäste durch Stadtbaurat Dr. Adler von einem Großflugzeug aus. Unten: Blick auf das neue Hauptverwaltungsgebäude des Berlin-Tempelhofer Luftbahnhofs, das am 9. April mit einer Feier eröffnet wurde.

Rechts nebenstehend: Vom Abschluß des Freundschaftsvertrags zwischen Italien und Ungarn am 5. April: Der ungarische Ministerpräsident Graf Bethlen beim Unterzeichnen des Abkommens; neben ihm (stehend, rechts) der italienische Ministerpräsident Mussolini.





Für den hungrigen Magen der Großstadt Berlin: Rechts: Die Gewächshausanlagen der Frühgemüse-Genossenschaft in Gorgast im Oderbruch (bei Küstrin), deren moderne Einrichtungen vor kurzem von Berliner Pressevertretern besichtigt wurden.
Links: Inneres eines Gewächshauses für Salatgurken.

DER HEIMLICHE KRIEG

Der Weltkrieg, den die Entente und die alliierten und assoziierten Mächte gegen die Mittelmächte unter dem vielversprechenden Losungswort „War to end war" führten, hat den Krieg nicht aus der Welt schaffen können. Im Gegenteil, selbst der Schlußpunkt, den die Feindmächte diktatorisch in Gestalt des Versailler Friedensvertrags unter die kriegerischen Ereignisse setzten, hat die Konfliktsmöglichkeiten für die Zukunft, anstatt sie zu vermindern, nur noch erhöht. Seit dem Waffenstillstand ist die Kriegsfackel auf dem Erdball nicht erloschen. Kein Jahr verging, daß nicht irgendwo in Europa, Asien, Afrika die Gewehre krachten und die Kanonen donnerten. Trotz aller Bemühungen, den Weltfrieden zu sichern, trotz Haager Schiedsgericht, Völkerbund, Locarno, Thoiry und Abrüstungspropaganda setzen die Völker, vor allem Frankreich, ihre militärischen Rüstungen zu Wasser und zu Lande in nie gekanntem Ausmaße fort, mißtraut ein Staat dem andern und sieht in ihm den Feind von morgen! Danzig, Wilna, Beßarabien, Albanien, Mossul, Marokko, Singapore, Schanghai, jedes ein offenes Pulverfaß, das einen neuen, noch schrecklicheren Weltbrand entfachen kann! — Aber auch der heimliche Krieg, der unterirdisch, unsichtbar und unhörbar geführte Kampf der internationalen Spionage, des geheimen Nachrichtendienstes der Generalstäbe und Diplomaten, mit seinen militärischen, politischen, wirtschaftlichen und technischen Zielen hat nach dem Weltkriege Dimensionen angenommen, gegen die die Vorkriegsspionage der europäischen Staaten zu verblassen scheint. Unter dem Gesichtswinkel der Spionage gewinnt das friedlose Europa von heute ein ganz besonders realistisches Aussehen, ohne Maske und pazifistische Schminke. Wir blicken der Wahrheit ins medusenhafte Antlitz, wenn wir im folgenden die wichtigsten Spionagefälle des vergangenen und jetzigen Jahres vor unserem Auge Revue passieren lassen.

Beginnen wir mit dem Osten. Die Spionage Sowjetrußlands richtet sich hauptsächlich gegen die Grenznachbarn, die Randstaaten Estland und Lettland, Polen, Rumänien, ferner gegen die Tschechoslowakei und im Fernen Osten gegen China. Sie zielt indirekt gegen England, dem die erstgenannten Staaten für seine gegen die S. S. S. R. gerichtete Einkreisungspolitik dienstbar sind. Im November 1926 wurde in Estland im Petschurschen Gebiet eine umfangreiche rote Spionageorganisation aufgedeckt, die zur Verhaftung von 8 Personen führte. Außer der Beschaffung von militärischen Nachrichten über estländische Kriegsschiffe, die 2. Division in Dorpat und die Stimmung in Parlamentskreisen, die der Unterleutnant Weerwaldt, ein früherer sowjetrussischer Marineoffizier, lieferte, und die nachts im Boot über den Peipussee nach Sowjetrußland befördert wurden, hatte die Organisation die Einleitung einer separatistischen Bewegung im Petschur- und Narowa-Gebiet zur Aufgabe. Anfang November 1926 wurden der ehemalige Chefredakteur der estländischen Zeitung „Walwe", Jaak Kotkas, und ein bereits in eine Brillantenaffäre verwickelter Mann namens Hansor verhaftet. In der Redaktion dieser Zeitung bestand eine besondere Spionageabteilung, die ihre Agenten sogar im estländischen Kriegs- und Außenministerium hatte! Im Dezember desselben Jahres wurde an der sowjetrussischen Grenze der ehemalige Offizier der Nordwest-Armee Antonow verhaftet. Er stand in Diensten der G. P. U., der russischen politischen Geheimpolizei, und hatte unter dem Deckmantel des Schmuggels mehrmals zu Spionagezwecken die Grenze überschritten. Ende 1926 wurde in Riga der Beamte der Staatskontrolle Wihtol gerade in dem Augenblick verhaftet, als er im Begriff stand, an einer abgelegenen Straßenecke das Auto des Funktionärs der Sowjetgesandtschaft Anin zu besteigen, um diesem zwei Geheimdokumente auszuhändigen. In Warschau wurde im Januar dieses Jahres der Beamte der Presseabteilung der sowjetrussischen Gesandtschaft Usnanski wegen Spionage gegen Polen verhaftet, und in Wilna wurde im Februar eine große Spionageorganisation zugunsten Moskaus aufgedeckt, die von der G. P. U. in Minsk geleitet wurde. Ein bolschewistischer Generalstabsoffizier hatte im Herbst 1926 in Wilna 13 Militärpersonen und 15 Eisenbahner durch hohe Geldbeträge für die rote Spionage gewonnen. Bei den Haussuchungen fand die Polizei gestohlene Mobilmachungs- und Festungspläne. Im folgenden Monat ereignete sich bereits ein neuer Fall. Der frühere General der Judenitscharmee Witsenko wurde in Warschau als sowjetrussischer Spion entlarvt, dessen Aufgabe vorzugsweise darin bestanden hatte, die technische Seite des polnischen Heeres auszukundschaften. Man fand bei ihm Zeichnungen und Photos von polnischen Flugzeugen und Panzerautos. Er trat in der Maske eines Holzhändlers auf, verschwand aber oft geheimnisvoll, wechselte seine Kleidung und unternahm häufige Reisen nach Wilna, Brest, Grodno, Baranowitschi, wo er mit seinen zahlreichen Unteragenten in Verbindung trat. Im März erregte eine rote Spionageaffäre in Rumänien gewaltiges Aufsehen. 35 Geheimakten, darunter der Mobilmachungsplan gegen Sowjetrußland, waren gestohlen worden! Die Hand Moskaus! Im November 1926 wurde in Prag der Beamte der lithographischen Abteilung des Landesmilitäroberkommandos Simunek wegen Spionage zugunsten Sowjetrußlands verhaftet. Er hatte die Geheimdokumente zu kopieren und sie dem Archiv des Nationalverteidigungsministeriums zu übermitteln. Er stellte jedoch Duplikate her, die er dem russischen Konsulatsbeamten Dymow, Exponenten der G. P. U., zu 1000 Tschechokronen je Stück verkaufte. Die Verhaftung des letzteren, der Exterritorialitätsrechte genießt und daher wieder freigelassen werden mußte, führte zu einem Notenwechsel zwischen dem Prager Außenamt und der sowjetrussischen Gesandtschaft. Die Verhaftung der Gattin des sowjetrussischen Ratgebers der Kantonregierung Borodin und von drei Sowjetkurieren an Bord des Dampfers „Pamiat Lenina" in Nanking durch die Pekinger Regierung wegen Spionage zeigt die rote Spionage auch im Fernen Osten am Werk.

Die polnische Spionage, die in der zweiten Abteilung des Generalstabs in Warschau unter der Leitung des Obersten Bradkowski konzentriert ist, bedroht vorzugsweise das vom polnischen Imperialismus begehrte Ostpreußen, die Freie Stadt Danzig und bekundet größtes Interesse für die deutschen Ostfestungen und die Reichswehr. In hervorragendem Maße ist bei der Auskundschaftung die unter dem Deckmantel einer Militärabteilung beim polnischen Generalkommissariat in Danzig untergebrachte Spionageabteilung unter dem bereits so schwer kompromittierten Major Dubicz beteiligt. Von Danzig, dieser gewissermaßen neutralen Insel, aus werden die meisten Agenten gegen Deutschland losgelassen. Gerade in letzter Zeit ist eine fieberhafte Tätigkeit des polnischen geheimen Nachrichtendienstes festzustellen. Bei den Gerichten in Königsberg, Breslau und beim Reichsgericht häufen sich in geradezu alarmierender Weise die Fälle, in denen polnische Spione zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Im Oktober 1926 erhielt der frühere Reichswehrangehörige Joß in Breslau wegen Verrats militärischer Geheimnisse an Polen 5 Jahre Zuchthaus. Beim Straffenat des Königsberger Oberlandesgerichts gelangten Ende vorigen Jahres innerhalb von 3 Monaten folgende Fälle zur Aburteilung: Ein für Deutsch-Eylau angesetzter Spion erhielt 3 Jahre Zuchthaus, ein Handlungsgehilfe, der mit der polnischen Nachrichtenstelle in Danzig in Verbindung stand, 2 Jahre Gefängnis, ein an der ostpreußischen Grenze wohnender Bauer, der dem polnischen Spionagedienst einen Agenten zugeführt hatte und selbst als Spion tätig gewesen war, 2 Jahre 6 Monate Zuchthaus, ein ehemaliger russischer Polizeioffizier, der einem durchreisenden Kurier einer ausländischen Macht einen wichtigen Bericht in die Hände zu spielen versuchte und mit den Polen heimlich korrespondierte, wegen versuchten diplomatischen Landesverrats 4 Jahre 9 Monate Zuchthaus, ein aus der Reichswehr wegen Unwürdigkeit ausgestoßener Soldat, der in der polnischen Nachrichtenstelle in Danzig auf die Reichswehr in Allenstein, Insterburg und Marienberg angesetzt war, 4 Jahre Gefängnis, von zwei Spionage-Agenten erhielt der eine 4 Jahre, der andere 2 Jahre Zuchthaus. Im Januar dieses Jahres wurden ebenfalls in Königsberg wegen Verrats militärischer Geheimnisse an Polen ein polnischer Arzt zu 3 Jahren Zuchthaus, ein anderer polnischer Arzt wegen Zuführung von Agenten an den polnischen Nachrichtendienst zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt. Schon im folgenden Monat verurteilte das Königsberger Oberlandesgericht wieder zwei vom polnischen Nachrichtendienst in Danzig entsandte Spione, einen Kesselschmied aus Kiel zu 8 Monaten Gefängnis und einen Maurer aus Berlin zu 2 Jahren 6 Monaten Gefängnis. Schwer kompromittiert wurde der Leiter der militärischen Nachrichtenstelle in Kattowitz Czichon in dem sogenannten Lukaschek-Prozeß, der im Januar dieses Jahres in Kattowitz verhandelt wurde. Dieser gab ohne weiteres zu, daß er seinen Agenten gefälschte Dokumente übergeben habe, um Dr. Lukaschek, den deutschen Vertreter bei der gemischten Kommission in Oberschlesien, bloßzustellen. Es handelte sich um die Korrespondenz, die General Le Rond, der Chef der interalliierten Kommission in Oberschlesien, vor 4 Jahren mit der Warschauer Regierung über die polnische Aufstandsbewegung geführt hatte. Dr. Lukaschek ging zum Schein auf das Angebot der Agents provocateurs ein und bezahlte mit einem wertlosen Scheck über 2000 Mark, was dann zur Entlarvung der polnischen Spitzel führte. Die innere Zersetzung des polnischen militärischen Geheimdienstes wird grell durch die Tatsache illustriert, daß, wie die polnische Zeitung „Gazeta Robotniza" kürzlich meldete, der bei der Spionageabteilung in Posen beschäftigte Hauptmann Kowalski und der Major Urbanowicz vom 75. Infanterieregiment in Posen in voller Uniform die Grenze überschritten und den deutschen Behörden ihre Dienste anboten.

Der geheime Nachrichtendienst Frankreichs gegen Deutschland wird von der „Section Europe Centrale" (Sec) im Ministerium des Äußeren zu Paris geleitet, deren Hauptnachrichtenstelle sich in Aachen befindet. Die rein militärische Spionage liegt in der Hand des Oberkommandos der Besatzungstruppen in Mainz, das Spionage-Bureaus in Köln, Düsseldorf, Wiesbaden, Straßburg unterhält. Bezeichnend ist das Eindringen der französischen Spionage in die Reichswehr und Schutzpolizei. Im Januar dieses Jahres verurteilte das Reichsgericht den Stadthilfsboten Zapp aus Biebrich wegen Spionage zu 5 Jahren Zuchthaus. Der französische Spionageagent Harry Wilhelm hatte ihn beauftragt, Adressen von Reichswehrsoldaten aus Biebrich zu ermitteln, wofür er 115 Mark erhielt. In 10 Fällen führte er den Franzosen Reichswehrsoldaten zur Ausfragung zu, die bei Zechgelagen vor sich ging. Wilhelm interessierte sich besonders für die Anzahl von Gewehren und Geschützen der Reichswehrregimenter in Ludwigsburg und Paderborn sowie für die Namen von Offizieren und Generalen. Zwei andere Angeklagte, ein Fuhrmann und ein Arbeiter, führten demselben Agenten für eine Belohnung von 60 und 75 Mark ebenfalls Reichswehrsoldaten zu. Sie wurden zu 9 Monaten und 1 Jahr 7 Monaten Gefängnis verurteilt. Im Februar erhielt ein 19 Jahre alter Monteur vom Reichsgericht eine Strafe von 3 Jahren Gefängnis zugeteilt, der von französischen Spionageagenten in Mainz den Auftrag erhalten hatte, bei einem Reichswehrtruppenteil in München einzutreten und über wichtige Vorkommnisse in der Reichswehr zu berichten. Hierfür hatte er ganze 60 Mark erhalten! Am 12. Februar berichtete die Presse von der Verurteilung von drei früheren Kanonieren des Artillerieregiments in Ludwigsburg zu 8, 5 und $1^1/_2$ Jahren Zuchthaus durch das Reichsgericht, die im Jahre 1925 geheim zu haltende Nachrichten einem französischen Agenten gegen Bezahlung übermittelt hatten. Im gleichen Monat verurteilte das Dresdner Oberlandesgericht den Reichswehrsoldaten Scherer vom Regiment 18, der längere Zeit hindurch dem französischen Spionagedienst militärische Nachrichten übergeben hatte, wegen Landesverrats zu 5 Jahren Zuchthaus und Entfernung aus dem Heere. Schon ein paar Tage darauf wurde vom Schöffengericht Berlin-Mitte ein neuer Spionagefall abgeurteilt und der Bureaugehilfe Kotulla, der sich bei der Fremdenlegion hatte anwerben lassen und dann in Deutschland für den französischen Nachrichtendienst tätig war, wofür er 1000 Mark erhielt, zu 1 Jahr 3 Monaten Gefängnis verurteilt. $7^1/_2$ Jahre Zuchthaus erhielt im März vom Straffenat des Reichsgerichts der Polizeiwachtmeister Keul aus Wiesbaden, der im Herbst 1925 im Auftrage von französischen Nachrichtenoffizieren an den Reichswehrmanövern in Thüringen teilgenommen und versucht hatte, Nachrichten darüber dem französischen Spionagedienst zu übermitteln. Die Häufigkeit der in kurzer Frist zur Aburteilung gelangten Spionagefälle zeigt mit geradezu erschreckender Deutlichkeit das Umsichfressen des französischen Spionagegiftes in der Reichswehr. Aber auch den ehemaligen Bundesgenossen und jetzigen Rivalen England bedroht die französische Spionage. So wurde kürzlich in London ein englischer Kapitänleutnant außer Diensten verhaftet, der im Verdacht steht, wichtige Geheimdokumente, die sich auf die britischen U-Boot-Streitkräfte beziehen, an Frankreich ausgeliefert zu haben.

Der englische Geheimdienst (Secret Service) richtet nach dem Weltkrieg seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Frankreich, dessen riesige, der britischen überlegene Luftflotte die „splendid isolation" des Inselreiches bedroht, und auf den historischen Gegner in Asien, Rußland, das durch das bolschewistische Gift Indien, den Grundpfeiler des britischen Imperiums, zu unterminieren sucht. Im vergangenen Jahr wurden in Paris zwei englische Nachrichtenoffiziere, Leather und Philipps, zu Gefängnisstrafen verurteilt, die in der harmlosen Aufmachung einer Fabrik für radiotelegraphische Apparate im Herzen von Paris eine englische Spionagezentrale etabliert hatten, deren Aufgabe es war, die Zahl der Flugstärke, die Nummern und Zusammensetzung der französischen Luftgeschwader, Ausdehnung und Anlage der Landungsstellen und die Anlagen für drahtlosen Fernverkehr auszukundschaften. Ihr Hauptwerkzeug war die französische Halbweltdame Marcelle Moreuil, die viel mit französischen Fliegeroffizieren verkehrte und mit einem französischen Obersten ein Liebesverhältnis unterhielt. Ihr gelang es auf diese Weise, die notwendigen Feststellungen zu machen und diese auch durch photographische Aufnahmen dokumentarisch zu belegen. Die Aufdeckung dieses Spionagenestes rief einen Entrüstungssturm in der französischen Presse hervor, den Briand nur mit großer Mühe auf eine Demarche des englischen Botschafters in Paris hin zu dämpfen vermochte. Im Januar dieses Jahres ereignete sich bereits ein neuer Fall; es wurde in Paris eine Frau namens Madelaine Barbet, genannt Sonja, unter dem dringenden Verdacht verhaftet, eine ähnliche Mission wie die beiden Engländer ausgeführt zu haben, die sich gleichfalls auf die Ausspähung der französischen Luftstreitkräfte richtete. Die englische Spionage gegen die Sowjetunion hat ihre festen Stützpunkte in den englischen Militärmissionen in den Randstaaten, in Reval und Kowno. Fast durchweg sind es englische Offiziere, die als Geheimagenten gegen die Sowjets tätig sind. Der Fall des Captain Reilly erregte wegen seiner abenteuerlichen Umstände vor einiger Zeit besonderes Aufsehen. Reilly, ein verwegener Vabanquespieler, dessen glühendster Wunsch war, auf möglichst romantische Weise getötet zu werden, war der Sohn eines Irländers und einer russischen Jüdin. Er sprach fließend Russisch. Ihm war es sogar gelungen, zu einem einflußreichen Sowjetbeamten aufzusteigen, so daß er in der Lage war, sich die vertraulichsten Sowjetdokumente zu verschaffen, die er manchmal direkt aus dem Zimmer Trotzkis und dem Bureau der 3. Internationale erhielt. Diese Dokumente brachte dann sein Gehilfe Captain Hill nach London. Von weltpolitischer Bedeutung sollte die durch ihn erfolgte Übermittlung des berühmten Sinowjew-Briefes sein, die zum Rücktritt der Arbeiterregierung Macdonald führte und das Zustandekommen des englisch-russischen Handelsvertrags im letzten Augenblick vereitelte. Schließlich wurde Reilly, als er wieder einmal, als Bauer verkleidet, die Grenze überschritten hatte und in dem russischen Dorf Allekule, als einfacher Arbeiter maskiert, die Stimmung der russischen Bauern auskundschaftete, von Beamten der G. P. U. erkannt, die ihn ohne weiteres niederknallten. Sein romantisches Schicksal hatte sich erfüllt. Die Londoner Presse feierte ihn als Helden, der sich für sein Vaterland geopfert habe.

Vir.





Seltener Kindersegen: Links: Zwei Drillingsgruppen aus dem Marie-Therese-Säuglingsheim vom Roten Kreuz zu Würzburg, die sich einer prächtigen Gesundheit erfreuen. Rechts: Vierlinge aus Werl in Westfalen (geboren am 20. Januar 1921) bei ihrem ersten Schulgang am 1. April.

Tagesgeschichte.

Das am 9. April in Dienst gestellte neue Hauptverwaltungsgebäude des **Tempelhofer Zentralflughafens in Berlin**, auf dem am 11. April anläßlich der zu Ostern eröffneten Sommerflugsaison Vertreter der deutschen Presse empfangen wurden, stellt nur einen kleinen Teil der geplanten neuen Gesamtanlage dar. In Verbindung damit steht auch der **Verlängerungsbau der Zweigstrecke der Nord-Süd-Untergrundbahn**. Die jetzt in der Ausführung begriffene Strecke (vgl. die Zeichnung auf S. 565), die den wichtigen Anschluß an das Berliner Schnellbahnnetz vermitteln soll, wird unmittelbar an der Paradestraße, der Zugangsstraße zum Flughafen, einen modern eingerichteten Bahnhof zur Bewältigung des zu erwartenden Massenverkehrs nach dem Flugfeld erhalten. Die Eröffnung des Bahnhofs im Flughafen ist für den 1. September vorgesehen.

Einen bedeutenden Sieg konnte die deutsche Motorradindustrie und der deutsche Motorradsport bei dem bekannten italienischen **Rennen um die Targa Florio** auf der 324 km langen Madonie-Rundstrecke auf der Insel Sizilien am 10. April erringen: Der Berliner Fahrer W. Köppen gewann den begehrten Preis und fuhr zugleich die schnellste Runde des Tages. Ferner erzielte der Münchener Geisler im Rennen der 350er Klasse einen Sieg. Es ist dies überhaupt das erste Mal, daß Motorräder deutscher Herkunft teilnahmen.

Trotz der düsteren Schwere der darin waltenden Stimmung wurde der dramatischen Legende **„Agnes Bernauer“ von Eduard Reinacher bei ihrer Uraufführung in Koblenz** ein starker Erfolg zuteil. Die Art, wie Reinacher das Schicksal der schönen Augsburgerin, die als Zauberin in die Donau geworfen wurde, behandelt, weicht von der geschichtlichen Überlieferung ab und gleicht auch nicht den anderen Auffassungen, die der Stoff in der Literatur bereits gefunden hat. Durch tiefstes Leid steigt Agnes Bernauer empor zur Heiligen. Sie pflegt zum Schluß den kranken alten Herzog und führt auch die Versöhnung zwischen ihrem früheren Gemahl und seinem Vater herbei.



Zum Ergebnis unserer Frühjahrshut-Preisfrage aus Nr. 4277: Die zur Abstimmung gestellten Hüte.

Lösung der Preisaufgabe aus Nr. 4277: „Der Frühjahrshut — Welchen würden Sie wählen?“

Welche Beachtung unsere Preisfrage bei der Damenwelt gefunden hat, ging aus der umfangreichen Beteiligung an der Abstimmung deutlich hervor. Sie beweist uns zugleich, daß wir überhaupt mit unseren Modeveröffentlichungen auf dem rechten Wege sind. Im übrigen konnten wir wieder die Erfahrung machen, daß der Geschmack verschieden ist. Die meisten Stimmen hat Hut Nr. 4 erhalten (21 Proz. der Stimmen). In folgender Reihe schließen sich die übrigen Hüte an: Hut Nr. 5 (18 Proz.), Hut Nr. 6 (16 Proz.), Hut Nr. 3 (15 Proz.), Hut Nr. 1 (12 Proz.), Hut Nr. 8 (7 Proz.), Hut Nr. 7 (6 Proz.), Hut Nr. 2 (5 Proz.).

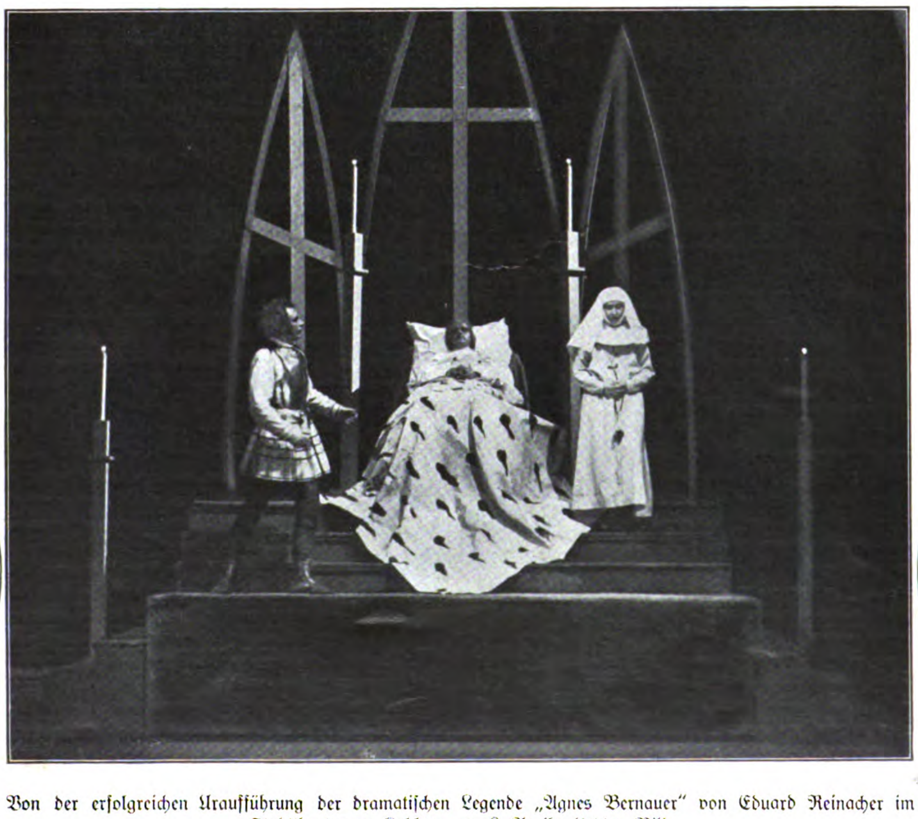
Das Los hat unter den Einsenderinnen als glückliche Gewinner der ausgesetzten Preise gewählt: **Fräulein Grete Schwabe, Bleicherode a. H.: eine elegante Besuchstasche; Frau Lotte Riedel, Breslau 2, Palmstr. 30, II: eine große flache Armtasche; Fräulein Hedi Koehler, Leitmeritz a. Elbe, Frau Cläre Nathan, Wittingen (Hannover), Frau Helene Böhne, Leipzig, Plagwitzer Str. 45, I: je ein Reisekissen; Frau Annemarie Simon, Stettin, Friedrich-Carl-Str. 22, I: ein Wäschetrockner für die Reise; Fräulein Nanny Rasberger, München, Pettenkoferstr. 28, III: ein Damenopernglas; Fräulein Camilla Pickel, Singen a. H., Bismarckstr. 5: eine große Rotweinkaraffe; Frau H. Kieser, Wiesdorf bei Köln, Kaiserplatz 23: eine Tafelwage; Fräulein Anna Schreier, Berlin W 30, Neue Winterfeldtstraße 45: eine Eismaschine; Fräulein Liselotte Walter, Berlin-Pankow, Damerowstraße 54: eine Mayonnaise-Rührschüssel; Fräulein Else Seidel, Gotha, Erfurter Str. 14: ein Reisewecker; Fräulein Liese-Lotte Herrmann, Berlin O 112, Frankfurter Allee 79, Fräulein Elisabeth Strauß, Meißen, Sonnenleite 17, Frau Johanna Schröter, Chemnitz-K., Lortzingplatz 1, Frau M. Godlewsky, München, Glückstr. 9, Fräulein Mary Kasper, Bilin in Böhmen, Frau L. Clement, Leipzig-R., Gemeindestraße 44: je ein Tango-Armband.**

(Sämtliche Gegenstände sind von der Fa. A. Rosenhain, Berlin, bezogen.)



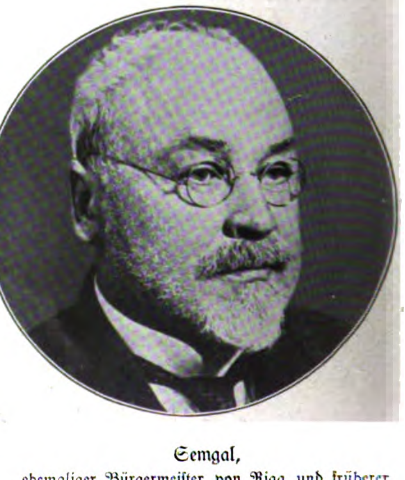
Ida Boy-Ed,

bekannte Schriftstellerin, Verfasserin vielgelesener Unterhaltungsromane, die am 17. April ihren 75. Geburtstag feierte.



Von der erfolgreichen Uraufführung der dramatischen Legende „Agnes Bernauer“ von Eduard Reinacher im Stadttheater zu Koblenz am 8. April: Letztes Bild.

Von links nach rechts: Otto Wenke als Herzog Albrecht; Richard Ealdern als Herzog Ernst; Marie Bargheer als Agnes Bernauer.



Semgal,

ehemaliger Bürgermeister von Riga und früherer Kriegsminister, der am 8. April zum Staatspräsidenten von Lettland gewählt wurde.





Links: Deutscher Sieg bei dem Motorradrennen um die Targa Florio auf der Madonie-Strecke in Sizilien am 10. April: W. Köppen, Berlin, Gewinner der Targa Florio, während des Rennens. — Rechts: Vom Fußballkampf der Mannschaft der Universität Cambridge gegen den Berliner F. C. Preußen in Berlin am 10. April: Spannender Moment vor dem englischen Tor.





Von der Brandenburgischen Waldlaufmeisterschaft in den Müggelbergen bei Berlin am 10. April: Nätze, der Sieger im Meisterschaftswettbewerb, im Ziel.

Rechts: Zwei neue Weltrekorde im Dauerschwimmen, aufgestellt in Hamburg-Wandsbek am 9. und 10. April: Die beiden Rekordschwimmer Otto Kemmerich und Edith Jensen. Kemmerich schwamm 32 Stunden (bisheriger Rekord 27 Std. 7 Min.), Fräulein Jensen 24 Std. (23 Std. 30 Min.).





Von der Weltrekordfahrt des englischen Majors Segrave mit seinem 1000-PS-Rennwagen am 29. März an der Küste von Dayton in Florida (Durchschnitt: 1 km in 11,2 Sek. = 326,678 Std./km): Segrave im Triumphzug auf den Schultern seiner Freunde. — Rechts: Ausländische Gäste am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig: Prinzgemahl Heinrich der Niederlande (×) nach dem vor kurzem erfolgten Besuch des Denkmals.

IM SPORTDRESS



Die Filmschauspielerin Maria Mill in einem schicken Reitsportdreß. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Unten links: Maria Blei, Tochter des Schriftstellers Franz Blei, im Luftfahrtdreß. (Phot. Geiringer-Horowitz.)



Hedy Pfundmayer, Solotänzerin an der Staatsoper zu Wien, in einem Sommer-Automantel aus Zibetkatze und Autohaube. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Unten Mitte: Die Filmschauspielerin Renate Renée in einem reizvollen Autodreß. (Phot. Kitty Hoffmann.)



Moderner Reitdreß für den Herrensattel. (Phot. B. Zimbler.)





Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Herr und Frau Wendel

Eine Ehegeschichte von Alice Berend

Das Ehepaar Franz und Agathe Wendel zeichnete sich nicht öffentlich aus im großen Weltbetrieb. Aber vielleicht mag es sich trotzdem lohnen, von dem sonderbaren Zusammenleben dieses Paares zu erzählen. Am Ende wird mancher sogar daraus den Schluß ziehen, daß sich in jeder Ehe alle Ehen streiten, so wie in jedem Menschen die ganze Menschheit. —

Franz Wendel war Damenfriseur in München. Agathe Huber übte denselben Beruf aus, im gleichen Geschäft. Beide kümmerten sich weder umeinander noch um sonst jemanden. Jeder von ihnen sparte auf ein eigenes Geschäft, auf die eigene Selbständigkeit. Allen Aufwand an Liebenswürdigkeit, Höflichkeit, an Lächeln, Tagesneuigkeiten und Wetterberichten verschwendeten sie darum an die Kundinnen, besonders an solche, bei denen sich Komplimente über Wohlaussehen und Verjüngtsein in bare Münze umwandelten.

Für die Kollegen hatten sie keine Liebenswürdigkeit übrig. Sie waren sehr unbeliebt bei diesen. Sie fanden sich gegenseitig auch unausstehlich.

Ein kleiner Streit erhöhte diese Abneigung. Beide hatten derselben Dame (die Großmutter schon und doch wieder Braut war) einen Creme angeboten, der die Kraft besaß, über Nacht alle Runzeln verschwinden zu lassen. Für den, der daran glaubt. Aber Agathe allein war der prozentuale Anteil an der Verkaufssumme angerechnet worden. Sie hatte sich vorzudrängen verstanden.

An diesem Abend erwartete Kollege Franz das Fräulein Agathe nach Ladenschluß, an der Ecke der Straße, wo sich ihre gemeinschaftliche Arbeitsstätte befand. Das war nicht weit von der Frauenkirche, an jenem Stadtwinkel, der den Namen „Löwengrube" führt. Die Glocken des gotischen Gotteshauses läuteten in eine jener Dämmerstunden, frühlingslau und violett, wo sich auch der Sparsamste plötzlich besinnt, ob er nicht ein Bündelchen Veilchen kaufen solle?

Selbst Franz war nicht ganz frei von diesem Wunsch. Er überlegte sogar, ob er diese Veilchen, nachdem er eine Zeitlang ihren Duft abgenutzt hatte, nicht Fräulein Agathe überreichen könnte, gewissermaßen als Bestechung, als Vorsichtsmaßnahme gegen eine Wiederholung des heutigen Vorkommnisses.

Aber nach einigem Nachdenken unterblieben Verschwendung, Galanterie und Geschäftsspesen.

Die Straße war in dieser Heimkehrstunde überfüllt, wie wenn sich alle Menschen auf Pilgerschaft begeben hätten. Trotzdem war Fräulein Agathe Huber von weitem herauszukennen, denn sie war von mächtigem, üppigem Körperwuchs. Die Kollegen meinten, daß sich Fräulein Agathe in jeder Schaubude ihr Geld verdienen könnte, als „dicke Pauline" oder „Melitta, die Riesenfee".

Das fand Franz übertrieben. Seiner Meinung nach ging Agathes Format nicht über das Normale hinaus. Für Sparsame war dieser Überfluß an allem weiblichen Zubehör beinah ein wenig imponierend, lieber zuviel als zuwenig. Franz selbst nämlich war klein und knochig geraten. Er war eigentlich nur Friseur geworden, weil ihn schon in der Schulzeit jeder „Schneiderchen, meck, meck, meck" gerufen hatte und er sich schon damals gesagt hatte: Nun gerade nicht. Hier stand er nun also und wartete, aus Berufsgründen. Er wollte Fräulein Agathe verhindern, ihm weiter schädigende Konkurrenz zu machen. Entweder er wollte ihr vorschlagen, ein für allemal gemeinschaftlich Halbpart zu machen bei besonders ausgiebigen Kunden, oder, bei abschlägigem Bescheid, das Fräulein so beleidigen, daß es unmöglich noch wünschen konnte, mit ihm im gleichen Geschäft irgend etwas um die Wette zu unternehmen.

Fräulein Agathe näherte sich wie ein wandelnder Turm. Sie war schneller neben Franz, als er berechnet hatte. Als sie so plötzlich neben ihm war, blieb ihm nichts weiter übrig, als den Mund aufzureißen und „pfui" zu zischen.

„Selber pfui", hatte Agathe geantwortet und war weitergeschritten. Aber sie hatte hinter den wenigen Worten noch weit die Zunge herausgestreckt.

Franz hatte sich umgedreht, wie wenn jedem andern diese Beleidigung hier eher gelten konnte als ihm, und hatte sich dabei und auch später noch gesagt, daß ein tüchtiger Mann von einer Frauensperson überhaupt nicht beleidigt werden könne.

Gleichzeitig blieb ihm die rote Zungenspitze in starker Rückerinnerung. Er hatte sie so lächerlich spitz gefunden, zumal im Verhältnis zu den übrigen Körpermassen dieses Fräuleins. Er wünschte sich, sie noch einmal sehen zu können. Nur, um sich davon zu überzeugen, daß er richtig gesehen hatte.

Aber es kam nicht dazu. Agathe zeigte ihm fortan nur den Rücken. Auch bei den übrigen Kollegen machte sie sich nicht beliebter. Es gelang ihr, den echten Schildpattkamm mit dem kleinen, fast unsichtbaren Sprung, für dessen Verkauf der Prinzipal drei Mark Nebengewinn in Aussicht gestellt hatte, einer kleinen Schauspielerin aufzuschwatzen.

Franz war empört. Aber nach einiger Überlegung milderte sich seine Entrüstung. Er wollte nicht ungerecht sein. Man sollte Tüchtigkeit achten, wo auch man ihr begegnet.

Die Kollegen lachten ihn aus. Irgendeiner behauptete plötzlich, der schmale, knochige, kleine Franz wäre verliebt in die Riesenfee.

Franz lachte schallend. Gerauft hätte er lieber. Aber der Mensch kann sich nur so benehmen, wie es sein Körper zuläßt.

Agathe kümmerte sich um nichts von alledem. Sie stand schon wieder an der Kasse und füllte einen langen Kaufzettel aus. Sie hatte es erreicht, einer Ausländerin das ganze Reisenecessaire neu zu füllen.

An diesem Abend wartete Franz wieder an der Straßenecke. Er wünschte Fräulein Agathe mitzuteilen, daß er auf solchen kleinen Nebengewinn nicht angewiesen wäre. Er modellierte nämlich in seinen Mußestunden Wachsköpfe für die Schaufenster der Friseure. Das heißt, er übte sich darin. Solch Nebenzweig konnte ihn leicht auf einen grünen Ast bringen. Das sollte Fräulein Agathe zu hören bekommen.

Es war ein feuchter Abend, Regen rieselte, aber die Luft war angenehm erfüllt von all den kraftstrotzenden Knospen, derentwegen es wohl regnen mußte.

Merkwürdigerweise hemmte auch Kollege Stengler heut seine Schritte hier am Straßengewinkel, er steckte sich eine Zigarette an und hatte es nicht weiter eilig, vorwärts zu kommen.

Das war Franz unangenehm. Zumal er schon über den Köpfen der Eilenden das Grün von Fräulein Agathes Hut schillern zu sehen meinte.

„Sie warten auf wen oder was?" fragte Herr Stengler und bat sich durch eine elegante Handbewegung Feuer für seine Zigarette aus, die nicht brennen wollte.

„Nicht, daß ich wüßte", erwiderte Franz mürrisch. „Hingegen Sie? Ich will nicht stören, jedoch..."

Fräulein Agathe hatte die Herren erreicht. Sie sah keinen von beiden, obwohl sie beide streifte. Aber sie hatte das Mißgeschick, daß gerade in dem Augenblick, da sie haarscharf an ihren Kollegen vorüberging, ein glatter Gegenstand ihrer Arbeitstasche entglitt. Dergleichen kann geschehen. Selbst ein Herrscher kann sein Zepter verlieren. Um etwas Ähnliches handelte es sich auch hier. Es war der Kamm, der abgestürzt war, gewissermaßen also der Feldherrnstab Fräulein Agathes.

Beide Kollegen hatten sich gleichzeitig gebückt. Herr Stengler hatte ihn erwischt. Aber Franz trocknete ihn an seinem bunten Taschentuch ab. Das war das größere Opfer.

Merkwürdigerweise saßen alle drei Kollegen bald darauf zusammen in einem Café.

Herr Stengler hatte dies veranlaßt. Er hatte sich vorgenommen, diese gewandte Berufskünstlerin wissen zu lassen, daß er auf solche Verkaufskniffe, wie sie von ihr ausgeübt wurden, nicht angewiesen wäre. Er verfertigte zu Haus Puppenperücken aus Flachs in solcher Fertigkeit, Fixigkeit und Gefälligkeit, daß die Bestellungen darauf nachwuchsen wie echtes Haar in erster Jugend.

Agathe staunte.

Franz kämpfte einen stillen Streit aus mit sich. Sollte er von seinen Kunstköpfen sprechen, vor denen die Puppenperücken zu nichts zusammenschrumpfen würden? Oder würde er damit gefährlichen Verrat an sich selbst üben?

Er schwieg.

Obwohl die Puppenperücken eine Stunde lang den Gesprächsstoff bildeten und Fräulein Agathe Anteil daran nahm, Fragen stellte, Anregungen gab, wie ein entzücktes kleines Mädchen. Sie hatte leidenschaftlich gern mit Puppen gespielt, dieser große, fleischige Mädchenmensch. Sie würde es vielleicht noch heute tun. Sie hatte nur nicht Zeit, es auszuprobieren. An solche Möglichkeit hatten die beiden Herren Kollegen niemals gedacht. Aber nun wußte man es.

Herr Stengler forderte Fräulein Agathe schließlich sogar auf, seine Arbeit in seinem bescheidenen Heim in Augenschein nehmen zu wollen.

Fräulein Agathe nahm merkwürdigerweise diese Einladung an. Franz glaubte, seinen beiden Kollegen den Anstandsdienst leisten zu müssen, sich als Dritter anzuschließen.

Herr Stengler wohnte nicht wie ein Fürst. Fräulein Agathe war es einmal aus echtem Bohnenkaffeesatz prophezeit worden, daß sie einen besonderen Menschen tief unglücklich machen werde, weil sie ihm keine Gegenliebe schenken könnte. Sie mußte daran denken, als sie die niedlichen Puppenperücken sah, blond, braun, rötlich, bezopft, gelockt und glatt, und als Herr Stengler seinen Gästen ein klebriges Likörchen einschenkte, in Gläser, aus denen er eine tote oder eingeschlafene Fliege hatte fortpusten müssen.

Jedenfalls wurde es nur ein kurzer Besuch.

Franz und Agathe verließen gleichzeitig die Behausung Stenglers. Im Treppenflur roch es nach angebrannter Milch und Karbol. Daran

war Herr Stengler unschuldig. Für seine Umwelt kann niemand verantwortlich gemacht werden.

Wieder auf der Straße, atmete Fräulein Agathe tief auf und sagte, daß sie ein Freiluftmensch wäre. Sie würde sich nur draußen selbständig machen, in einem jener Vororte, wo man München den Rücken zudrehte, die Berge aber vor der Nase hätte.

Franz sog ebenfalls, nicht ohne Genuß, die durchregnete Frühlingsabendluft ein, die an Gebirgsatem erinnerte und zu Wanderschaften lockte.

Er antwortete, das wäre kein übler Gedanke. Wie aber würde der Verdienst sein, draußen, wo Landschaft und Getier die wichtigsten Gegenstände wären?

Agathe sagte, sie habe festgestellt, daß überall, zu jeder Landschaft und zum meisten Getier auch der Mensch gehöre, und daß wiederum jeder Mensch einen Kopf habe.

„Aber keinen frisierten“, fiel ihr Franz in die Rede.

Agathe blieb jedoch bei ihrer mutigen Hoffnung. Sie sagte, wäre der Verdienst vielleicht geringer dort draußen, so wäre es doch auch die Ankaufssumme und ebenso die Unkosten. Und Zeit würde übrigbleiben für allerlei Nebenbei.

Dabei war Franz natürlich seine eigene Nebenbeitätigkeit ins Gedächtnis gekommen. Er sprach davon. Er nannte nicht unerhebliche Summen, die solche Wachsbüsten einbringen konnten, er rechnete, welche große Anzahl man anzufertigen vermochte, an langen Sommerabenden, auf dem Land.

„Wieso auf dem Land?“ fragte Fräulein Agathe. Wollte sich Herr Wendel denn auch außerhalb der Stadt niederlassen?

Man überquerte gerade den belebten Karlsplatz, die Glocken der Trambahn klingelten, ein Grammaphon spielte die „Blaue Donau“, Herrn Wendels Antwort blieb unverständlich. Oder hatte er gar nichts gesagt?

Fräulein Agathe wußte es nicht. Darum kam sie auf diese Frage noch einmal zurück. Einige Tage später, als Herr Wendel zufällig ganz gleichzeitig mit ihr in den Frühlingsfeierabend trat. Überall verkaufte man bunte Anemonen, die nicht einmal mehr aus Italien zu kommen brauchten, sondern schon in den Wäldern wuchsen, die man von den Vorstädten aus erspähen konnte.

Nichts natürlicher, als daß Fräulein Agathe wieder ihrer Sehnsucht gedachte, des eigenen kleinen Ladens mit großen Spiegeln und glastürigen Schränken, eines Großstadtgeschäfts, aber an einem viereckigen Marktplatz, über den die nahen Kirchenglocken schwangen, und um den sich im Kreis reihten: der Schlächterladen, der Bäcker, das Wirtshaus, das Schreibwarengeschäft, die Apotheke und dieser neue Friseurladen. An allem vorbei aber führte die Landstraße, die hinauszog in die Kornfelder und schließlich hinauf zu den Berggipfeln...

Franz war ganz Fräulein Agathes Meinung. Das heißt, er sagte, daß das Fräulein seine eigene Ansicht ausspräche. Diese zufällige Übereinstimmung war wirklich merkwürdig.

Man hatte in dem Vorgarten eines Cafés Platz nehmen müssen. Fräulein Agathe hatte sich an einer Straßenschwelle ein wenig den Fuß verstaucht, in der Vergessenheit des Augenblicks über Zukunftsgedanken.

Herr Wendel zeigte Fräulein Agathe die Photographie eines reizenden Mädchenkopfes.

Fräulein Agathe vermutete, die Braut Herrn Wendels vor sich zu sehen, und erinnerte sich gleichen Augenblicks, nicht länger Zeit übrig zu haben.

Franz Wendel lachte. So etwas Süßes wünschte er sich lebendig nicht für alle Tage. Da brauchte er eher etwas, das nicht jedermanns Geschmack wäre. Fräulein Agathe hatte das Abbild einer seiner selbstgeschaffenen Köpfe aus Wachs vor sich.

Nun war es kein Wunder, daß sich Fräulein Agathe lebhaft wünschte, diese Büste in Wirklichkeit zu sehen. Zumal ihr Fuß wieder frisch und heil geworden.

Es waren viele Treppen zu steigen bis zu Herrn Wendels Heim. Die Wachswerke aber lohnten diese Mühe. Sie waren wirklich reizend. Es schien unglaublich, daß man so etwas fertigbringen konnte.

Fräulein Agathe prüfte staunend den ihr stets unsympathisch gewesenen Kollegen. Sie seufzte. So wie auch kleinere Mädchen seufzen, wenn sie die Wirklichkeit vergleichen müssen mit ihren Wünschen. Es war nicht zu leugnen, daß Herr Franz Wendel ein kleines, dürres Männchen war, mit obendrein rötlichem Haar und Schnurrbärtchen. Es war gewiß, daß er nie recht adrett aussah, daß es auch hier in dem Zimmer irgendwo ganz unpoetisch nach etwas roch, das die Einbildung an vielgetragene Strümpfe wach erhielt.

Fräulein Agathe betrachtete aufs neue die hübschen lächelnden Köpfe. Sie fühlte Mitleid mit sich, mit Herrn Wendel. Wer kann dafür, daß alles so ist, wie es ist?

Sie wollte Herrn Wendel wenigstens zeigen, wie nett es in ihrem Zimmer war. Wie schön also sich erst die eigene Wohnung neben dem eigenen Laden draußen im Grünen gestalten könnte.

Am Sonntagnachmittag trat Herr Wendel zu einer Tasse Kaffee an. Fräulein Agathes Zimmer war ein kleiner Garten und auch ein eleganter Salon. Überall Blumen in Töpfen, an den Wänden Bilder aus allen Zeitschriften. In der Ecke eine echte Gipsvenus, an der Stelle, wo sich die Natur allzudeutlich verraten hätte an unbekleideter Schönheit, hatte Fräulein Agathe ein Veilchensträußchen anzubringen verstanden, mittels selbstverfertigten Mehlkleisters.

Herr Franz war zuerst schweigend. Fräulein Agathe schien hier im geschlossenen Raum doch ungeheuer mächtig. Sie würde in einem kleinen Marktflecken noch größer wirken müssen als hier in der Stadt. Die Hände, die den Kaffee einschenkten, waren kolossal. Aber sie mußten sanfte Bewegungen zu machen verstehen. Alle Kundinnen meinten, daß Fräulein Agathe eine leichte Hand habe. Eigentlich hatte Herr Wendel bei einem zukünftigen Glück immer ein kleines, behendes Singvögelchen vor Augen gehabt. Aber solch Flügelschwingerchen wäre wohl nicht nur kein tüchtiger Kompagnon, sondern sogar ein gefährlicher, der die Kasse zu barbieren und den Ehemann einzuseifen verstehen würde. Es gab zweierlei Arten Glück. Man mußte selbst wissen, welches von beiden man für wichtiger hielt.

Herr Franz begann, Fräulein Agathes Zimmer zu bewundern. Indessen ging Fräulein Agathes Überlegung ähnliche Wege. Sie verglich Herrn Wendel mit dem Filmstarkerlchen, das dort, ausgeschnitten aus neuester Zeitschrift, über ihrem Bett mit Reißnägeln befestigt war. Einer von seiner Art wäre wohl ein recht unsicherer Lebensgeselle. Der würde bald mit anderen die Sparpfennige davontanzen lassen, die man sich am eigenen Wohlbefinden abgeschuftet hatte. Lieber etwas Einfaches, aber das für sich allein.

Ähnliche Gedanken führen zusammen. Als Herr Franz Wendel Fräulein Agathe Lebewohl sagte, konnte man schon ein neues Blatt von dem buntfartigen Tageskalender reißen, der über Agathes weißem, verhangenem Bett hing...

Das war nun alles eine Weile her. Jetzt hatte die große, goldeingerahmte Spiegelscheibe des neuen Ladens schon einen Sprung. Frau Agathe selbst hatte sie ihr einmal zugefügt, ungewollt natürlich, mit dem Besenstiel, als sie einmal allzuheftig scheuerte, erregt durch innere Entrüstung.

Denn Herr Franz hielt, wie Frau Agathe ihren Kundinnen zuflüsterte, weniger auf Reinlichkeit als ein Rabe. Da der Rabe nur in seltenen Fällen zu den Haustieren gehört, fehlte den meisten die nötige Sachkenntnis, um diesen Vergleich ermessen zu können, aber man dachte sich sein Teil.

Das konnte man ohnedies bei dieser merkwürdigen Ehe. Manche, vielleicht sogar viele, wußten zwar, manche Ehe, vielleicht sogar viele Ehen, könnten als merkwürdig gelten, würde man durch verschlossene Türen hören, hinter verhangene Fenster sehen können. Aber dieses Zusammenleben von Herrn und Frau Wendel war offensichtlich anders als alles, was üblich und begreifbar war.

Herr Wendel wohnte links, Frau Wendel wohnte rechts vom Flureingang, der die Überschrift trug: Erstklassige Haarkünstler für Damen und Herren.

Vor Herrn Wendels Fenster klapperte ein Barbierbecken, das meistens von Vogelschmutz weißgekalkt war, aber manchen Morgen plötzlich blank blinkte wie Sonnengold, als wäre es geputzt von Engelshänden oder Teufelsfingern. Der Nachtwächter behauptete dann jedesmal, er habe einen riesengroßen Schatten mit einem Scheuertuch hantieren sehen.

Frau Agathe wußte von nichts. Sie hatte nichts gesehen noch gehört. Vielleicht gab es in diesem Ort noch Heinzelmännchen? Wer wollte dergleichen genau wissen? Vielleicht ließen sie sich sogar am Tage in Menschengestalt bei Herrn Franz Wendel rasieren oder den Bart verkürzen? Und bedankten sich bei ihm auf diese Weise? Wer wollte so etwas wissen? Es gäbe genug Dinge, die mancher nicht wisse, und noch mehr, von denen niemand eine Ahnung habe.

Solche Reden führte Frau Agathe Wendel, wenn sie ihren Damen den Kopf wusch oder sie mit einem großen getrockneten Palmenblatt umfächelte, damit die feuchten Haare der Gesäuberten trockneten. Dann und wann schnurrte sogar der elektrische Trockenapparat, aber das war nicht oft.

Denn dieser war gemeinsamer Besitz. Wenn er sich im „Herrensalon“ befand, so war er für Frau Agathes Stolz so unerreichbar, wie wenn er sich auf dem Mond befunden hätte oder auf dem Mars.

Von dem „Damensalon“ aus sah man durch einen niemals ganz geschlossenen grünen Vorhang in Frau Agathes Schlafzimmer. Man konnte ein hochgetürmtes Bett bemerken, über dem eine Photographie hing. Sonderbarerweise nicht mehr die eines Filmhelden. Sondern die des Herrn Wendel. Aus der Fensterecke blickte die Venus aus echtem Gips nun auf die Landstraße hinaus, der Veilchenstrauß saß noch fest an seiner Stelle. Auf den Tischen standen immer frische Blumen.

Manchmal seufzte Frau Agathe: „Ja, wenn es nicht einmal Blumen gäbe?“ Und ohne eigentlichen Zusammenhang fügte sie dann hinzu, daß Heiraten allein nicht glücklich mache.

Ältere Kundinnen oder bevorzugtere erfuhren klarer ausgesprochene Einzelheiten. Jedenfalls wußte schließlich jeder am Ort, daß Frau Agathe Herrn Wendel nicht leiden möge, weil ihr sein Geruch nicht gefiel und nicht sein Äußeres. Daß jedes der Eheleute in seinem „Salon“ für sich allein mahlzeitete, im eigenen Zimmer schlief, und daß man weder zusammen sprach noch sonst einen gemeinsamen Schritt unternahm. Und so Jahr für Jahr. Schon zwei Monate nach der Hochzeit und Etablierung war diese Lebenseinteilung eingesetzt worden.

Und alles dies in dem kleinen Ort am einsamen, düsteren Moor, wo der Mensch, der nicht Zeit hatte, nach München zu fahren, wenn ihn die Laune nach Zerstreuung packte, auf nichts anderes angewiesen war, als was mit ihm hauste und atmete.

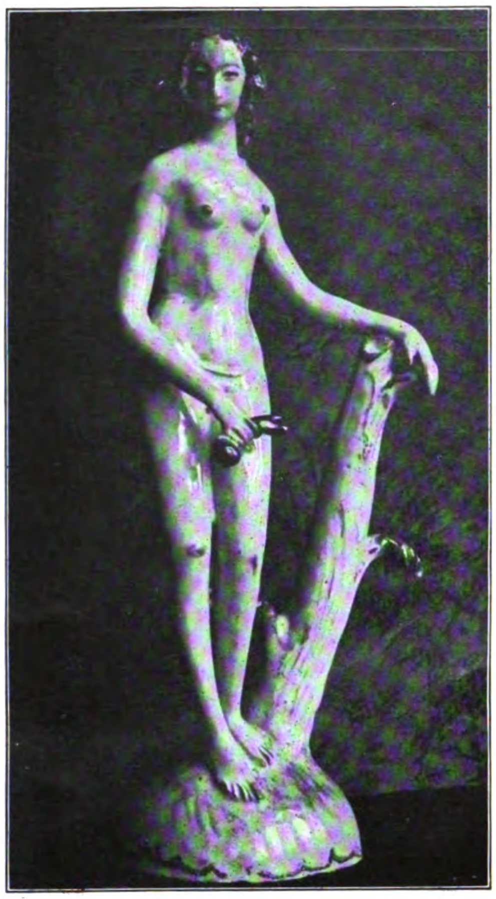
(Schluß folgt.)



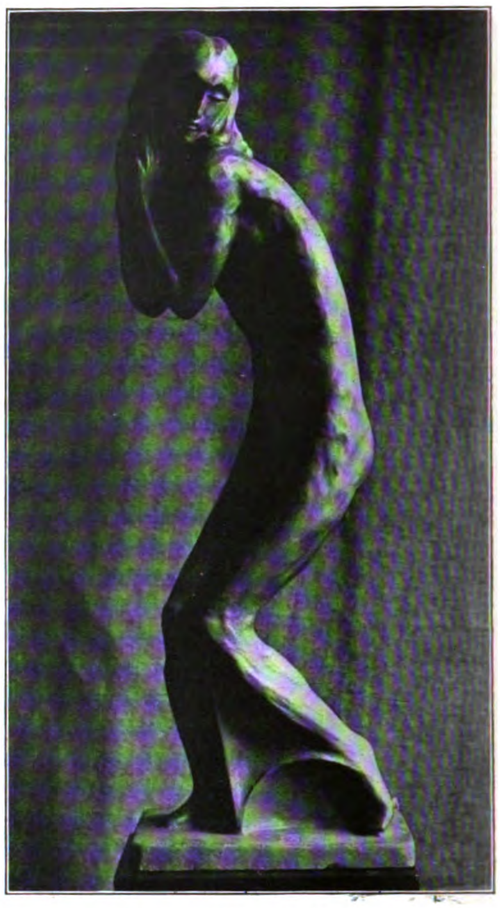
Café Magdalena in Madrid.

Radierung von Albert Ziegler.

NEUE OBERÖSTERREICHISCHE MALEREI



Louise Spannring: Eva. (Weißglasur mit feiner Tönung in Haar, Baum, Zweig und Sockel.)

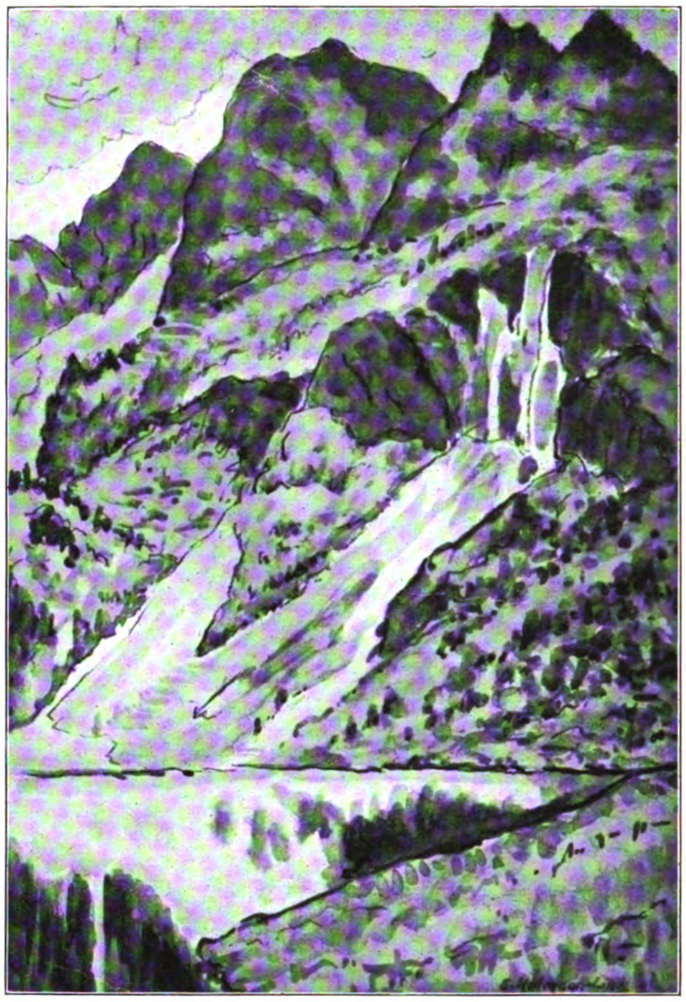


Franz Schmuckenschläger: Mädchen. (Ton.)

Oberösterreich ist ein uraltes Kulturland, vom Schicksal verdammt, jahrhundertelang Provinz zu heißen. Daher kommt seine Verkanntheit. Freilich, die Kunst der Zeit, die nach der Verkörperung des kollektiven Ichs suchte, ihr in einer extremen Richtung des Expressionismus Ausdruck zu verleihen vorgab und endlich nur aus wenigen, Begnadeten, in Farbe und Laut herausquillt, bleibt leider in der Provinz eine fremde, fast feindlich betrachtete Erscheinung. Das konservative Element, der enge Zusammenhang der Generationen, der strenge Anschluß an überlieferten Geschmack sind so stark, daß Neues — und das besonders in allen Dingen der Kunst und Kultur — nur steinigste Wege trifft. Es ist daher nicht verwunderlich, daß bis ins zweite Jahrzehnt des Jahrhunderts die oberösterreichischen Maler, die in die Erscheinung traten, außerzeitlich blieben, reproduktiv. Immer waren es das Modell (sei es auch die Natur) und das gemütliche oder optisch-malerische Verhältnis des Malers zu ihm, die dem Bilde Wert und Berechtigung gaben. Daneben lebten nur einige, die der Zeit offen waren: Egon Hofmann, Ernst Wagner, Karl Hauk, Hans Kobinger, DemeterKoko und Hans Pollack.

Die Zeit war trostlos, aber sie schien erfüllt. Matthias May, ein Kölner, dessen wichtigste Entwicklungsphase jedoch nach Oberösterreich fiel, kam nach Linz. May, eine ganz große künstlerische Erscheinung, energisch als Mensch und zielbewußt als Maler, ward naturgemäß Führer. Einige Jahre war er ins Kunstleben des Landes versponnen, und dann starb er, kaum vierzig Jahre alt, mitten aus eigenem Schaffen gerissen. Ein eminenter Farbensinn, Formbeherrschung und hohe seelische und geistige Qualitäten befähigten ihn zu ganz Großem.

Vorläufig wirken seine Bedeutung, sein Name und sein Einfluß im Lande Oberösterreich fort. Im Künstlerbund „März", dessen Mitbegründer er war, lebt sein künstlerischer Ernst weiter. Von allen, die neben May malten, ist Karl Hauk der Bedeutendste. Er ist der absolut schöpferische Künstler. Aus seinem reichen Innern stellt er nur Wesentliches heraus und zwingt es mühelos in eine naturgewachsene Form. Manchmal ist er voll mystischer Tiefe und seelischer Gespanntheit, vollgesogen mit Unrast der Welt, immer aber bändigt er Form und Wesen mit starkem Willen und Können. Egon Hofmann malt zumeist aus seiner Bergwelt heraus. Mit der Landschaft verwachsen, weiß er das Typische des Gebirges in einfachster Form festzuhalten. Er ist karg in den Mitteln der Darstellung und verschwenderisch in der Fülle der Gesichtspunkte, von denen aus er die engen Grenzen seiner Bergwelt zu einer ganzen Welt erweitert. Besonders originell sind seine Radierungen, in denen er mit der Sparsamkeit so weit geht, daß nur noch Grundform bleibt, Grundform des Aufbaues und des optischen Anhalts. Trotz farbiger Andeutung wirken seine Bilder farbig belebt. Anton Lutz ist sicherlich der reinste Malermensch unter den Oberösterreichern. Er ist mit feinstem Farbensinn begabt. Das Weltbild des Menschen ist zum Großteil auf optischen Eindruck gegründet. Darauf baut Lutz das Augenscheinliche seiner Kunst auf. Seine Farbe erzwingt eine Wirklichkeit, die unmittelbar ins Erfassen, in die Aufnahme von Schönheit der Blume, des Baumes, der Landschaft übergeht. Er schafft so eine überreale Wirklichkeit, die auf reiner Farbe beruht. Als reiner Maler und doch mit ihm nicht wesensverwandt, zeigt sich Franz X. Weidinger. Bei ihm stehen eigene Persönlichkeit und eigener Stil im Vordergrund. Naiv in der Darstellung, im Aufbau und in der Stoffbehandlung, entfernt er sich nie vom Volkstümlichen, ohne jedoch an die Grenze der Publikumskunst zu streifen. Alois Wach, der Homo religiosus, ist der echt oberösterreichische Typus. Eine große, reine und tiefe Seele und eine Hand mit derbem Zugriff. Er gestaltet klobig, einfach, aber vom Herzen aufrichtig und echt — und



Egon Hofmann-Linz: Der Hüttensee (Niedere Tauern). (Aquarell.)



Karl Hauk: Liebespaar. (Öl.)



Matthias May: Mahl der Bettler. (Öl.)





Anton Lutz: An der Donau. (Öl.)
Links nebenstehend:
Karl Hauk: Mädchen mit Katze. (Öl.)

erreicht wuchtige Wirkung. Mit ihm von gleicher hoher Wesensart muß Louise Spannring genannt werden. Traum und Wirklichkeit, Süße und Herbheit, Primitivität und verfeinerte Kunstgestaltung vereinigen sich in dem Wesen dieser seltenen Frau und in ihren Werken. Sie ist Keramikerin. Wie sie das Material behandelt, ihm gerecht wird, wie sie es versteht, mit dem Ding auch das Wesen zu bauen, ist wunderbar. Ihre Plastiken erfüllen die Sehnsucht der Zeit, die mit dem Ausdrucke neuen Kulturwillens Seelisches, Geistiges, Religiöses erleben will. Wilma Eckl hat viel an sich gearbeitet. Sie hat zu einer Einfachheit und Vergeistigung den Weg gefunden, der sie sicherlich aufwärts bringen wird. Ihre Stilleben sind von einer meisterlichen Kultur, und in der Darstellung von Menschen erfaßt sie Ganzes in einfachster Formulierung. Karl v. Stern schafft nicht viel, aber nur Gutes. Seine feine Art, seine Farbenkultur und die aparte Behandlung seiner Motive machen ihn zu einer interessanten Erscheinung. Von den jüngeren Architekten stechen ganz besonders hervor Franz Schmuckenschläger, der auch plastisch-künstlerisch tätig ist, und Eugen Wachberger, eine bereits geschlossene und in ihren künstlerischen Absichten geklärte Gestalt. Karl E. Baumgärtel.





Links: Wilma Eckl: Bauernmädchen. (Öl.)
Rechts:
Alois Wach: Auferweckung des Lazarus. (Pastell.)





Alois Wach: Bauernpietà. (Aquarell.)
Links nebenstehend: Matthias May: Gastmahl. (Öl.)



Im Schatten des Ombu.

Der Ombu (Pircunia dioica) ist der charakteristische Baum der Pampas, des baum- und straucharmen, steppenartigen Weidelands in Mittelargentinien. Der massive Stamm ruht auf mächtigen, weit ausladenden Wurzeln; sein Holz ist so weich und schwammig, daß es leicht mit einem einfachen Messer zerschnitten werden kann.



Herden auf der Flucht vor einem Pampero, dem für Südamerika bezeichnenden, plötzlich einsetzenden Gewittersturm.

IN DEN ARGENTINISCHEN PAMPAS

KOHLEZEICHNUNGEN VON PROF. CARL KAPPSTEIN

Die große Erwartung

Novelle von Emil Frithjof Kullberg

(Schluß.)

Wieder schaute er Maria betroffen an.

„Du einzige Seele, die mich auch wirklich begreift", sagte er leise. „Alles hast du erraten. Aber Lisa hat ihren Gatten zugrunde gerichtet. Sie wird auch mich töten."

„Glaubst du?" fragte Maria jetzt. „Wird sie nicht durch dich ein einziges Erleben verlieren? O Heinrich, wir Frauen sind schwach gegen euch, schwächer, als wir es uns eingestehen wollen. — Auch Lisa wird zu dir zurückkehren wollen", sagte Maria nach einer Pause.

„Jetzt bist du in meiner Nähe", betonte er, gleichsam, als ob er damit sagen wollte, daß sie zur rechten Zeit gekommen wäre.

Als er am Abend heimkam, fand er einen Brief von Lisa auf seinem Schreibtisch liegen. Hastig riß er den Umschlag auf. Fast zitterte er davor, diesen Brief zu lesen. Dennoch zog er ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in ihren Bannkreis zurück. Lisa wußte, daß sie Abbitte zu leisten hätte. Sie tat es in ihrer Art mit knappen Worten.

„Was vorgefallen," schrieb sie, „ich weiß es, ich trage viel Schuld. Verzeih, ich war sehr heftig gegen Dich. Im ersten Augenblick kam der Zorn. Jetzt ist Maria da. Als ob alles unter meinen Händen zerbrechen sollte, so empfand ich die Nachricht. Dennoch, wie töricht!

Willst Du mir Marias Adresse geben, dann besuche ich sie morgen. Vielleicht verstehen wir uns besser, als ich es mir vorgestellt habe.

Ich empfinde das Alleinsein, die Einsamkeit ohne Dich. Maria soll kommen und bei mir wohnen, wenn sie will.

Hätte doch die Aufführung von Ahmlings Werk erst stattgefunden. So verwirrt, wie ich denke, füge ich nur noch einmal die Bitte an: Verzeih, lieber Heinrich. Vergib mir. Es war nicht halb so böse gemeint, wie es geklungen hat. Ich bin unglücklich!"

Er verstand sofort, daß Lisa außer sich gewesen sein mußte.

So schrieb er ihr denn auch versöhnlich gestimmt zurück und packte die Handschrift seines Werks ein, um sie ihr gleichzeitig am andern Morgen mit dem Brief zu übersenden.

*

Kaum hatte Heinrich den Boten an Lisa geschickt mit dem Brief und seiner Arbeit, als Maria sich bei ihm melden ließ. Sie kam aufgelöst, aber äußerlich doch ruhig und gefaßt.

Als sie einander gegenüberstanden, bedurfte es kaum eines Worts, einer Erklärung. Sie verstanden beide, daß sie nur zusammengekommen wären, um einander Lebewohl zu sagen.

Maria saß dem Freunde so still gegenüber. Aber ihr Schweigen drückte nicht. Es war, als ob sie das letzte und einzige Bekenntnis aus der Seele ihrer Gedanken damit sprach.

Heinrich besann sich. Ihm war so eigen dabei zumute. Er fühlte, daß er an längst entschwundene Zeiten denken mußte. Gerade jetzt fielen ihm die Strophen ein, „An Maria" überschrieben, die er in der Nacht von jenem Aufführungsabend bei Ahmlings geschrieben hatte. Das blinde, bleiche Tasten in ganz unbestimmte Fernen wurde nun wie durch Zaubermacht in die Gegenwart gebannt. Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen. Maria sprach: „Ich gehe, Heinrich. Mein Heimweh treibt mich fort in die Berge. Liebe, selige Jugend, ach, noch einmal will ich diese Berge schauen und dabei fühlen, wie ich an des Vaters Hand auf die Höhen stieg! Das war schön."

Er sprach nicht dagegen. Unfähig, auch nur ein Wort zu äußern, saß er und dachte nichts weiter als: Wie himmlisch ist sie! Ein Staunen über sie war's, das seine Seele mächtig ergriff. Zu einem solchen Verzichtleisten wäre Lisa niemals fähig. Das wußte er.

„Aber, Maria, so allein?" wollte er schüchtern einwenden. „Du gehst dir selbst — anderen aus dem Wege, wie mir scheint. Warum, Maria? Oh, ich verstehe dich, verstehe dich ganz! Dennoch —"

„Tu mir bitte nicht weh, Heinrich", bat sie leise. „Ich habe die Größe deiner ganzen Welt erkannt in einer Stunde. Das Zwingende in dir gehört einer andern, nicht mir."

„O Maria, wo du es sagst! Aber dennoch, Lisa schrieb mir gestern noch. Abends, da ich heimkam, fand ich ihren Brief. Da, lies!"

Er reichte Maria das Blatt.

Aufmerksam las sie den Brief. Dann schaute sie lange nachdenklich vor sich nieder.

„Nein," sprach sie, „ich gehe, Heinrich. Ich bin zu dir gekommen in der Absicht, dir weiterzuhelfen. Jetzt aber sehe ich, mein Werk hat eine andere besser vollendet. Du bist jetzt frei, Heinrich."

Damit erhob sich Maria und wollte hinausgehen. Heinrich stand ebenfalls auf und ergriff ihre Hand.

„Du, geh nicht fort! Ich bitte dich, Maria. Bleib einstweilen. Wir stehen vor Wandlungen. Ich gehorche dir, wenn du willst, daß ich Lisa verlassen soll."

„Willst du dich selbst töten?" fragte Maria gelassen.

„Wieso?"

„Diese Frau erweckte dich — und nun wolltest du sie verlassen?"

„Meinetwegen, wenn ich dich dafür tragen darf; denn du bist mir immer in der größten Reinheit begegnet. Frauen wie du, Maria, sind unsere Göttinnen."

„Schwärmer," sagte Maria leise verächtlich, „vergiß das Leben nicht. Was du bist, hast du Lisa zu danken, nicht mir."

Und nach einer Pause:

„Nein, nein, ich gehe, Heinrich, lebewohl!"

Maria wollte das Zimmer verlassen. Er hielt sie wieder zurück.

„Du darfst mich jetzt nicht allein lassen, Maria. Ich bin außer mir, denn ich gehöre mir kaum selber, so verwirrt sind meine Gedanken."

„Du hast ein großes Werk vollbracht und bist erschöpft. Ruh' aus, Heinrich, suche den Frieden. Der Glaube an dich selbst muß wiederkehren und dich stärken."

Maria sagte alles so gütig und verriet kaum, wie sehr ihr Herz dabei blutete. Aus dunklem Grunde leuchtete ihre Seele ihm entgegen, der jetzt rettungslos dem Jammer anheimgefallen war über das Doppelleben der letzten Wochen und Monate.

Nun war der Rückschlag, der mit bitterer Notwendigkeit erfolgen mußte, eingetreten. Maria und Lisa begegneten sich in ihm. Beide forderten. Jetzt, da er von selbst zu ihnen kommen sollte, war der Weg aus beider Welten zu ihm hin nicht mehr frei.

Diese Erkenntnis erschütterte ihn tief. Es war die Wirklichkeit, die unerbittlich fordernde Macht, die im Leben Menschen und Verhältnisse voneinander abhängig werden läßt.

Nun standen die beiden Menschen einander gegenüber. Das Schicksal hatte sie einmal füreinander bestimmt, und dennoch war es nur vorübergehend gewesen.

Befangen im Gefühl, benommen vom Rausch, der nun so gänzlich von ihnen abfiel, hatten sie das nicht erkannt.

„Und doch ahnte ich es wohl, als du damals von mir Abschied genommen hast, Heinrich", sagte Maria. „Ich wußte, es war ein Lebewohl für immer."

Er schwieg.

„Du glaubtest mir nicht. Es sind doch Ahnungen gewisse Vorboten", betonte sie.

„Ich habe es nicht gewußt", beteuerte er jetzt. „Wäre ich geblieben —"

„Dann wärst du an deinem eigenen Schicksal zugrunde gegangen", ergänzte Maria. „Und jetzt sind es die Schicksale anderer, vieler Menschen, die dich bewegen müssen, wenn du leben willst. Ein Dichter braucht die Welt. Lisa hält dir die Pforten geöffnet."

„Willst du mich verhöhnen, weil ich etwas verloren habe, unwiderbringlich verloren habe mit dir, Maria?"

„Nein, Heinrich, verspotten will ich dich nicht. Wozu? Ich liebe dein Werk. Nur mußt du jetzt auch ganz tapfer sein, um standzuhalten. — Ich kam, um dich zu finden, und nun laß mich gehen."

„Versprich mir eine Zeile, ein Wort zuweilen. O Maria, mein gütiger Engel!"

Heinrich hielt beide Hände vor die Augen. Leise berührte Maria seinen Arm. „Ich werde dich nicht vergessen können. Ich werde —" aber nun versagte ihr die Stimme vor aufquellenden Tränen. Rasch verließ sie Heinrichs Zimmer und ging davon.

Er stand betroffen da; unfähig ihr nachzueilen, stand er minutenlang auf denselben Fleck gebannt.

Endlich erwachte er durch irgendein Geräusch in seiner Nähe und stürzte nun in den nächsten Stuhl. Laut aufschluchzend vergrub er den Kopf in beide Arme: „Lebewohl, Maria!"

*

Nach diesem Abschied von Maria war es Heinrich, als ob er zum erstenmal in seinem Leben wirklich eine Menschenseele verloren habe.

Er dachte viel an seine Trauer um Ahmlings Tod. Aber es war das doch anders gewesen. Das Leben stand dahinter, und die kläglichen Gefühle wurden abgelöst von ganz anderen Empfindungen als jetzt, da er die beste, reinste Frau Lisas wegen verlassen hatte.

Tagelang hatte er jetzt selbst das Gefühl wie Todesbangen. Der Rückschlag war stark, nachdem er seine Seele lange in gespannter Tätigkeit gehalten hatte, war sein Werk nunmehr auch vollendet. Er konnte dahergehen in eigener Hast der Tätigkeit und brachte doch keinen Gedanken aus sich heraus als diese merkwürdige Angst der Unruhe, die ihn antrieb, bald zu lesen, bald auch wieder draußen zu sein auf den Straßen unter Menschen. Er fühlte sich allein, denn Lisa hatte ihm nur einen flüchtigen Gruß und Dank geschrieben als Antwort auf seine versöhnlichen Zeilen und die Arbeit.

Aber zum Lesen brauche sie Muße, schrieb sie in diesem ersten Brief. —

Sein zweiter Brief, in dem er ihr Marias Abreise mitgeteilt hatte, blieb unbeantwortet.

Nahm Lisa wirklich so wenig teil an Marias Geschick? fragte sich Heinrich. Sie wußte doch, wie nahe ihm Maria gestanden hatte. Wenn sie schwieg, um ihren heimlichen Triumph zu verbergen, so hätten doch auch früher in ihrem Verkehr derart eifersüchtige Regungen entstehen müssen. Das war aber nie der Fall gewesen.

Heinrich wurde durch dieses Warten nur noch mehr gefoltert. Absichtlich hatte er sich nicht zu den Proben zu Ahmlings Oper gedrängt, aber nun ging er doch ins Theater, nur um Lisa zu sprechen. Sie saß mit dem Intendanten im dunklen Parkett. Die Szene war schwach beleuchtet. Ricarda sang eben die Arie

„Weh dem, der haltlos sich vermessen...“

Heinrich stolperte mehr, als daß er ging, um auf dem nächsten Sessel Platz zu nehmen.

Wie schnitten die Töne ihm in die Seele! Was ahnte, was fühlte er alles in Erinnerung an die Auftritte in Ahmlings letzter Schaffenszeit. Er sah ihn wieder, den Freund, wie er rastlos, suchend fast von Zimmer zu Zimmer schritt, wie er die Gewalt von Tönen in seinem Innern bewegte und einmal nach der Katastrophe ahnungsvoll gesagt hatte: „Glücklich wirst auch du nicht werden.“

In der Pause ging er zu Lisa hin. Sie reichte ihm die Hand. Freundlich lächelnd erkundigte sie sich nach seinem Wohlergehen. Lisa sprach mit ihm wie mit jedem andern, höflich kühl, verbindlich. Er ahnte das Rätsel. Sie wollte das Geschick vor anderen Menschen nicht entdecken. Auch war sie mit allen ihren Gedanken wirklich bei dem Werk ihres Gatten.

„Klingt es nicht himmlisch, wie sie singt? Sind das nicht Töne?“

„Erschütternd“, sprach er. „Ich erlebe es doppelt“, fügte er hinzu.

„Komm später, heute abend zu mir. Ich habe dich längst erwartet. Dein Werk!“

Im Vorbeigehen konnte sie ihm unbemerkt diese Worte zuraunen.

Er verstand sofort, daß Lisa einen großen Eindruck empfangen haben mußte von seiner Arbeit. Nun atmete er wieder. Er wurde sich zum erstenmal seit Tagen bewußt, wie sehr er gelitten hatte um dieses Schweigen.

„Ach, Lisa, wenn du ahntest —“

Aber er konnte den Satz nicht vollenden. Der Kapellmeister und andere drängten hinzu. Man sprach allgemein über die Aufführung, die am andern Abend endlich in Szene gesetzt werden sollte.

„Was wird's werden?“ war die Frage.

„Ein Riesenerfolg!“ versicherte man allgemein.

Heinrich stand lächelnd abseits. Unter den Menschen sah er ein, zwei Gestalten, die ihn auffällig an sich selbst erinnerten. Er folgte aufmerksam ihren Bewegungen und dachte dabei an Maria.

„Ob sie wohl in den Bergen wandert im Herbststurm?“

Behende kletternd, klangen die Violen zur Einleitung des großen Terzetts im letzten Akt. Die Geigen klagten. Und wie der Sturm fuhren die Bässe dazwischen.

Ein einziges Fagott nahm die Melodie.

Da fühlte er wieder aus den Tönen das Leben. Erwacht und heimlicher Freude voll stürzte er aus dem Theater.

Stundenweit trug ihn diese Melodie, die er oft mit Ahmling am Flügel gespielt hatte. Es umfaßte die ganze, die weite und letzte Sehnsucht nach dem Leben, die Hoffnung, den Wunsch, nicht eher zu sterben, als bis das große Werk vollendet wäre.

Heinrich lief wie blind getrieben Stunden über Stunden dahin. Mit seinen eigenen Erwartungen, mit den hoffnungsvollen Wünschen seiner Seele trat er endlich abends zur festgesetzten Zeit bei Lisa ein.

Der Augenblick, da sie sich jetzt wiedersahen, überwältigte beide.

Lisa kam Heinrich entgegen und umschlang ihn mit beiden Armen.

„O du böser lieber Dichter!“

Er beugte sich zu ihr herab und küßte sie.

Lisa sah entzückend aus.

Man merkte ihr nichts von Ermüdung an, obwohl die Proben bis spät in den Nachmittag hinein gedauert hatten und sie, wie sie gestand, halbe Nächte wach gelegen hatte, um Heinrichs Werk zu lesen.

„Aber etwas, das begeistert, läßt uns vergessen, tief vergessen. — Und nun?“

„Ja“, er schaute sie an und hielt sie mit ausgestreckten Armen weit von sich.

„Du entzückende Frau.“

„Ich meine, ich habe meine Sache gut gemacht, lieber bitterböser Dichter.“

Fragend sah er ihr in die Augen:

„Meinst du, es ist gelungen?“

„Es ist ganz und gar gelungen, Heinrich. Etwas von dem, was Ahmlings großes Werk vermissen läßt, steckt tief in deiner Schöpfung.“

Lisa sprach nun über die ganz persönlichen Eindrücke, die das Werk Heinrichs, im Zusammenhang gelesen, auf sie gemacht hätte.

Satz für Satz erkannte er ihr Bild in seinen Umrissen. Die letzten Striche, das Hindrängen zur großen Leidenschaft in die geheime Gewalt der Offenbarung standen im Spiegelbild hinter ihr.

Zwei Menschen sind gegangen, zwei Menschen sind gekommen.

Das Lied: die Schöpferseele, und das Lied: die Menschenseele.

Ein Grab und eine trauernde Frau, die einsam davongeschlichen ist, weil sie ihren Platz erfüllt weiß. Beiseitegedrängt. Aber die Geschicke werden aus dem härtesten Stein gemeißelt. Weichgebildete Seelen müssen, unter den wuchtigen Schlägen des Lebens vernichtet werden. Die Masse drängt um das große Erlebnis mit Gewalt und trägt es und wird davon getragen.

„Ahnst du dich selbst?“ fragte Lisa.

„Ich sehe meine Gedanken durch dich erweckt, du geliebte Frau. Erschreckend böse war mir im Theater einen Augenblick zumute,“ sagte Heinrich stockend, „ich hörte Ahmling sprechen —“

„Davon rede jetzt nicht,“ bat Lisa schaudernd, „ich flehe dich an!“ Sie stand auf und verschloß sämtliche Türen mit Vorhängen.

„Es ist grausam, zu fürchten. Und ich fürchte mich! Aber wir wollen dein Werk lesen, Heinrich. Noch einmal Wort für Wort will ich es genießen. Denn morgen ist der Tag, da ich ihm gehören muß, dem Toten.“

Sie hielten sich eng umschlungen. — — —

Die Handschrift lag zwischen ihnen, und er las.

Mit gesteigerten Gefühlen sprach er seine Dichtung, und sie klang wieder, ganz anders wieder als wenige Tage früher, als er sie Maria verkündet hatte.

Denn beide erlebten nun mit der Furcht von halberwachter Reue die liebesbangen Stunden in der Wahrheit dieser Welt.

Für Lisa war es der Schatten Marias, den sie fürchten mußte.

Heinrich sah Ahmlings Geist in dem Terzett, und es klang ihm wieder und immer wieder: „Glücklich wirst auch du nicht werden.“

„Das habe ich einmal nicht geträumt,“ sagte Lisa, als er geendigt, „und es erscheint mir jetzt fast zu groß, um es zu erleben.“

Sie erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Einmal blieb sie vor dem Kamin stehen und schaute in die Glut.

Dann trank sie einen heißen Blick aus seinen Augen und stürzte wieder zitternd in seine Arme.

Er fühlte, wie sie bebte, und riß sie an seine Brust. Den Arm um ihren Nacken geschlungen, küßte er sie immer und immer wieder.

„Fürchtest du dich?“

„Ich ahne, daß wir uns trennen müssen, voneinander lassen —“

„Nein,“ sprach er, „nein, Lisa.“

„Doch, Heinrich! Morgen ist der Tag. Wirst du ins Theater gehen?“

„Ich gehe“, sagte er standhaft.

„Ich bleibe zu Hause“, antwortete sie. „Komm, wenn alles vorbei ist, und gib mir Nachricht.“

„Lisa, warum bleibst du denn zu Hause? Ich meine, sein Triumph gilt dir gleichwohl.“

„Ich fürchte mich nun in meiner Liebe zu dir. Wenn heute abend nicht gewesen wäre! Aber jetzt.“

Zitternd schmiegte sie sich fester an ihn.

„Heinrich, dich verlassen — und dann sterben.“

„Aber, Lisa!“

Sie lachte leise und versank in Nachdenken. Endlich erhob sie sich.

„Es ist spät“, sprach sie gewaltsam gefaßt.

„Ja, ich gehe nach Hause“, gab er zur Antwort, und dann öffnete er lautlos die Tür und rief ihr leise aus der dunklen Halle ins Zimmer zurück:

„Gute Nacht — schlafe wohl!“

*

Mit ihren Gedanken war Lisa fortan bei Heinrich. Zu jeder Stunde, immer während des folgenden Tages entdeckte sie sich mit allen ihren Sinnen bei ihm. Zu der Zeit, da abends die Aufführung im Theater begann, setzte sie sich in Ahmlings verlassenes Arbeitszimmer vor seinem Schreibtisch nieder. Hier wartete sie gefaßt auf das Ergebnis der ersten Aufführung.

Während sie so in aller Stille allein und einsam zubrachte, hatte sie seltsame Eingebungen. Vielleicht war es der überreizte Zustand, in dem sie sich befand, möglich auch, daß zum erstenmal etwas Wehmut in ihre Gedanken spielte, da sie, an Ahmlings Arbeitsstätte gebannt, denken mußte, warum er diesen Tag nicht selbst erleben sollte.

Lisa erhob sich darum von ihrem Platz und schritt hinaus. Im Nebenzimmer stellte sie sich ans Fenster, um ihre Gedanken abzulenken durch einen Blick auf den verödeten Vorgarten. Die Straße war leer. Kaum ein Gefährt, geschweige denn ein Mensch kam bei dem Gartengitter an der Straße vorbei. Es lag eine ganz stille, sanfte Herbststimmung über der verlassenen Landschaft. Fern leuchtete der Lichtschein der Stadt über den Horizont hinweg.

Nun stand sie aufhorchend mit gefalteten Händen da. Der erste Akt wird gespielt sein, dachte sie jetzt. Wie sie so versunken, kaum sich selbst bewußt, dennoch mit Spannung erfüllt dastand und harrte, wurde sie an den Fernsprecher gerufen.

Heinrich sprach vom Theater her:

„Lisa, du mußt unbedingt sofort herkommen. Es wird ein großer, gesteigerter Erfolg werden. Der erste Aufzug hat einen nimmer enden wollenden Jubel eingetragen. Alles ist begeistert. Sänger und Orchester. Das Publikum rast.“ Er machte eine Pause. „Hörst du nicht?“

„Ich höre“, sagte sie, „und komme!“

Sie ließ sich von ihrer Zofe ankleiden. In drei Viertelstunden stand sie vor der Gartenpforte und bestieg den Kraftwagen. Nach 15 Minuten hielt ihr Gefährt an einem Nebeneingang zum Theater. Sie wurde von dem Intendanten in seine Loge geführt.

Gerade erlebte sie die Schlußszene des zweiten Aktes. Heinrich saß in der Loge, und mehrere bekannte Persönlichkeiten waren dort ver-



MÄDCHENKOPF

NACH EINER FARBIGEN ZEICHNUNG VON EGON FRIEDRICH M. ADERS

sammelt, die sich bei ihrem Eintritt erhoben. Man machte ihr Platz. In diesem Augenblick senkte sich der Vorhang. Der Beifall war wiederum unbeschreiblich. Lisa stand im Licht des erleuchteten Theaterraums inmitten der Begeisterung. Ein rasendes Tosen umbrandete sie, von jubelnden Zurufen getragen.

Seine letzte, seine größte Hoffnung, dachte Lisa, während sie in den Sessel zurücksank. Überwältigt von dem Triumph, wurde sie ohnmächtig.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf einem Ruhebett in dem Zimmer des Intendanten. Der Theaterarzt war bei ihr, und Heinrich stand weit entfernt an der Tür.

Sie winkte ihm. „Es ist vorüber. Bring mich nur nach Hause."

Der Arzt erhob dagegen Einwendungen.

„Nur eine Stunde, gnädige Frau, eine Stunde Ruhe hier, und wir bringen Sie nach Hause zurück."

„Nein, nein! Wollt ihr mich töten? Heinrich!"

Lisa vergaß alle Förmlichkeit vor fremden Menschen. „Heinrich, ach, errette du mich!"

Da sprach der Geliebte ein paar flüsternde Worte mit dem Arzt. Dieser verließ das Zimmer. Heinrich kniete vor dem Lager nieder.

„Lisa!"

„Was willst du?"

„Ist es nicht herrlich, so aufzuerstehen nach dem Tode?"

„O Gott, Heinrich. Er lebt. Ich sehe Ahmling kommen. Er geht, er schreitet einher und will mich töten —"

„Das ist Einbildung, Lisa. Denk doch nur, wie gütig er war."

Ihre Hände krampften sich zusammen.

„Er hat sich nicht gerächt. Fritz will gesühnt sein."

„Vergiß solch einen gräßlichen Gedanken von Selbstanklage, Lisa, vergiß ihn. Denk doch nur, wie er in Wirklichkeit war!"

„Nein, nein!"

„Schweig!" sagte er nun fast drohend. „Wie war es in den letzten Tagen, da er lebte?"

Lisa schüttelte den Kopf.

„Willst du es nicht wissen? Besinn' dich einmal! Ich schrieb doch alles nieder. Und er verzieh. Das ist mein letztes Wort gewesen."

Nun weinte sie wirklich. Schluchzend lag sie da, während von draußen her, durch die geschlossenen Türen und Vorhänge gedämpft, ganz vereinzelt Stimmen im Gesang, vom Orchester begleitet, aus dem Theater zu ihnen heraufdrangen.

„Horch!" sagte Heinrich, um sie in die Gegenwart zurückzubringen, „horch, nun ist Ricarda bei der großen Arie. Sie singt göttlich!"

Aber Lisa war taub, sie wollte nichts hören. Beide Ohren hielt sie sich zu und jammerte: „Bring mich zurück, nach Hause!"

Da traf Heinrich Anstalten, daß das geschehen sollte. Ehe die Vorstellung zu Ende war, fuhr er mit Lisa im Wagen zurück nach ihrer stillen Wohnung.

*

Lisa erwachte am andern Morgen in dem Bewußtsein, daß sie den großen Triumph des Toten erleben sollte. Sie wußte auch, daß sie vor Entscheidungen stände. Denn der überwältigende Erfolg von Ahmlings Oper am gestrigen Abend legte ihr Verpflichtungen auf. Sie kannte sich selbst. Sie kannte andere.

Kaum war der Vormittag angebrochen, da erfuhr sie bald, wie der Beifall Zeichen der Liebe und Verehrung für den abgeschiedenen Gatten zu ihr ins Haus brachte. Blumen kamen in Fülle, Briefe, Besprechungen. Es war überwältigend. Sie fühlte es. Aber sie sah und erlebte nur sich selbst in ihrer Ohnmacht, hemmend, hindernd diesen gewaltigen Siegeszug aufzuhalten.

Heinrich und sein Werk! Ja, wenn sie mit einem Wort ihn und seine Schöpfung auf diesen Gipfel getragen sähe. Da verstünde sie es wohl, teilzuhaben am Gelingen. Aber hier schwieg selbst die gewollte Kunst von Überredung. Sie konnte sich selbst nicht mehr täuschen.

Und nun trat jener elende Zustand ein, der sie mit Selbstvorwürfen und Gewissensbissen plagte. Sie klagte sich selbst an. Die Erinnerung und das Andenken hatte sie ersticken wollen. Heinrich fand sie in dieser Gereiztheit und erkannte sie kaum wieder.

Lisa war mißtrauisch gegen ihn und heftig. Sie schalt und brach dann plötzlich in Tränen aus.

„Du gütiger Gott!" Und immer mehr Blumen, Briefe und Besucher kamen ins Haus. Es warf sie nieder. Krank, elend und siech wurde die arme Frau an der Begeisterung vieler Menschen für die Schöpfung Ahmlings.

Heinrich riet zur Abreise. Er bot sich selbst als Begleiter an. Hinaus in die Welt! Aber nun konnten sie doch nicht mehr unerkannt reisen, wie einmal. Überall kannte man sie, das wußte sie schon. Überall wußte man, mit welcher Aufopferung sie sich für das Werk des verstorbenen Meisters eingesetzt hatte: Lisa Ahmling. Jemand, der es zuerst ausgesprochen hatte, fand Widerhall mit seinen Worten und begeisterte Zustimmung: „Ja, diese einzige Frau!" hieß es.

„Du gütiger Gott!" Noch einmal, welche Plage war's um den Ruhm, die unverdiente Ehre für eine Großtat, die kein Mensch weniger verdient hatte als gerade sie.

Heinrich war machtlos, die Lage zu retten. Er fühlte sich selbst gefoltert, von unbestimmten Ahnungen gepeinigt, hin und her getrieben. Er erkannte nun eine Schuld, die wieder nicht seine Schuld gewesen war. Zwischen ihn und Lisa trat leise Maria unsichtbar und doch gegenwärtig in dem Augenblick, da er bereit war, um Lisa zu retten, sich selbst zu opfern und seine Zukunft dem Weibe zu schenken.

Still war Maria davongegangen. Aber still kehrte sie jetzt zurück mit einem Gruß aus den Bergen ihrer einstigen Heimat.

„Das ist nicht feige, wenn man an schöne Stunden zurückdenkt", schrieb Maria. „Ich opferte so viel. Auch das bringe ich noch der Vergangenheit zum Dank. Denn es macht mich so viel glücklicher, jetzt zu wissen, daß Du ein Werk geschaffen hast, erschaffen durch Liebe zu dieser seltenen Frau. Und ich bekenne: Ich liebe sie um Deinetwillen, Heinrich. Willst Du ihr das sagen?"

Er bebte, als er diese Worte las.

Und jetzt lebte er nur noch einem Gedanken: Könnten Lisa und Maria einander begegnen, sich kennenlernen und zuletzt — Aber ja, mehr vermochte er auch nicht im Augenblick zu hoffen. Denn ob sie einander verstehen lernen würden, das wußte er nicht zu erraten.

Sofort schrieb er an Maria wieder:

„Um Lisas willen bitte ich Dich, Maria, mir ein großes Opfer zu bringen. Kehre heim oder willige ein, daß Lisa zu Dir kommt."

Er bekannte, warum er diesen einzigen Wunsch brennend fühlte. Es sollte sein Leben bedeuten, die große Hoffnung an Wiedergenesung.

„Bedenke, was du tust. Aber sei gnädig!"

Er sprach mit Lisa über seinen Plan, noch ehe Maria ihm geantwortet hatte. Denn er erwartete mit Bestimmtheit nur die eine Antwort: „Ja, ich willige ein. Kommt!"

In dem Zustand, in dem Lisa sich befand, wäre sie bereit gewesen, am liebsten noch am nämlichen Tage abzureisen.

Denn hier erlebte sie nur die Wiederholung der ewigen Huldigungen. Man sprach, man dachte, man fühlte nichts anderes als Ahmlings Werk. Schließlich war es, daß nach Tagen Außerordentliches zur Gewohnheit werden mußte. So selbstverständlich wie das eine, ist auch das andere im Leben.

Maria schwieg. Länger zögerte sich dadurch die Spannung hin. Heinrich wurde von Tag zu Tag unruhiger. Lisa verbitterte. Denn wo sie den einen Kampf zu Ende gefochten, konnte sie doch unmöglich dem Zufall unterliegen.

Endlich, nach zwei Wochen, kam Marias Brief. Nicht aus den Bergen, sondern aus der tiefen Ebene im Norden, der Stadt des Nebels und der feuchten Winde.

„Oh, zürne nicht, geliebter Freund. Alles, was ich bitte, ist: Vergib mir. Am Abend vor meiner Abreise aus Salzburg erreichte mich noch Dein Brief. Deine flehende Bitte habe ich wohl verstanden, wohl auch zu helfen, wäre ich erbötig gewesen. Aber in mir sprach's: Das kannst du nicht! Es geht über die Kraft. So tiefes Heimweh auch habe ich nie gefühlt wie damals. Wußte ich doch nun, daß es besser sei, zu schweigen und still davonzugehen. Ein Wort, nur dieses: Werde glücklich, Heinrich! Beschlossen ist es nun: wir sehen uns nicht mehr wieder im Leben. Dein Kampf und mein Kampf sind so sehr verschieden voneinander. Du hast höchsten Zielen zu gehorchen, und ich muß mit meiner Kunst Menschen dienen. Das, was man strahlend Hoffnung nennt, habe ich erlauscht und gesehen. Du hast mir viel geschenkt, und die Heimat gab mir alles zurück; nur eins gehört fortan nicht mehr zu mir: Das bist Du selbst. Lebewohl auf immerdar!"

*

Eine Erbitterung packte Heinrich, als er diesen Brief las. Peinigende Zweifel quälten ihn, denn er fühlte, daß er besiegt worden war von beiden Seiten. Lisa und Maria wurden sein Verhängnis.

Noch glaubte er kurz an den Freiheitsrausch, sein Dichterglück. Aber wie bald mußte er sich erschüttert selbst das eine einzige aufrichtige Geständnis seines Lebens machen: So wie es jetzt gekommen ist, das hast du nicht gewollt!

Immer wieder tauchte die Ahnung, der Dämonenzweifel, in den Kampf gegen den Zufall einzutreten, bei ihm auf.

Was konnte er tun, um sich zu erretten?

Heinrich dachte an alles zuerst, nur an keine feige Flucht. Die Seelen, die ihn erweckt hatten, mußten ihn erretten. Lisa konnte er jetzt nicht verlassen.

Sie war schwach jetzt. Es galt also zunächst einmal, ihr wirklich zu helfen. Wie sie ihn getragen mit Begeisterung, wollte er nun für sie Lasten schleppen, willig. Das war Dankschuld gegen sie.

Und dann? Aber als das geschehen war, mußte er doch wieder an die Einsamkeit denken, in die er flüchten wollte, um zu sich selbst zu kommen. Suchen und vergessen können mußte man als Schöpfer. Neues erleben. Frei wollte er sein! Das war seine Hoffnung.

Sie kam zu spät. Er gab sich gefangen und blieb, wo Lisa war.

*

Kaum ein Jahr nach diesen Ereignissen, die tief einschneidend auf ihn und für sein späteres Lebensschicksal gewirkt hatten, starb Maria.

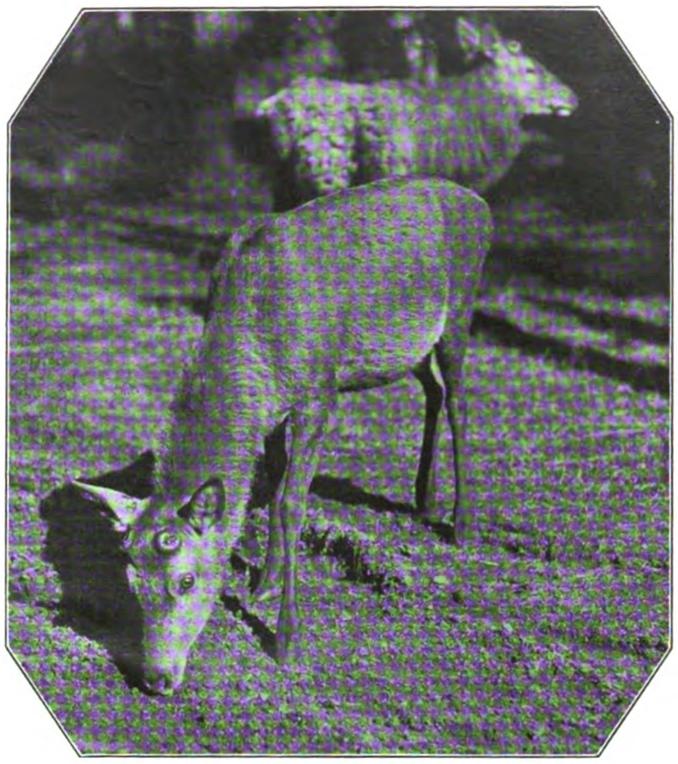
Heinrich erfuhr es auf Umwegen. Ihr Kampf war härter gewesen als sein Los. Darum dachte er nun wieder ohne Bitterkeit an Maria. Die Gegenwart, die ihn, den Dichter, an Lisas Seite stark durchs Leben trug, erfolgreich im Schaffen, ließ diesen seltsamen Mann letzten Endes doch nicht das werden, was er anfangs zu werden versprach.

Doch wurde Heinrich mit Lisa glücklicher, als Ahmling es gewesen, da sie eine größere Liebe verband. Immer wieder liefen, obwohl zwei starke Naturen in ihnen einander häufig bekämpften, ihre Kreise zusammen. Dieses Zusammenklingen ihrer Seelen wurde beider Lebensheil.

Geweihbildung des Rothirsches

Naturaufnahmen von Hans Stephainsky-Tillowitz.





Hirsch mit frischen Abwurfsstellen des Geweihes.
Unten: Bis zur Gabel geschobene Geweihe.



Kolbenhirsch (Anfangsstadium).

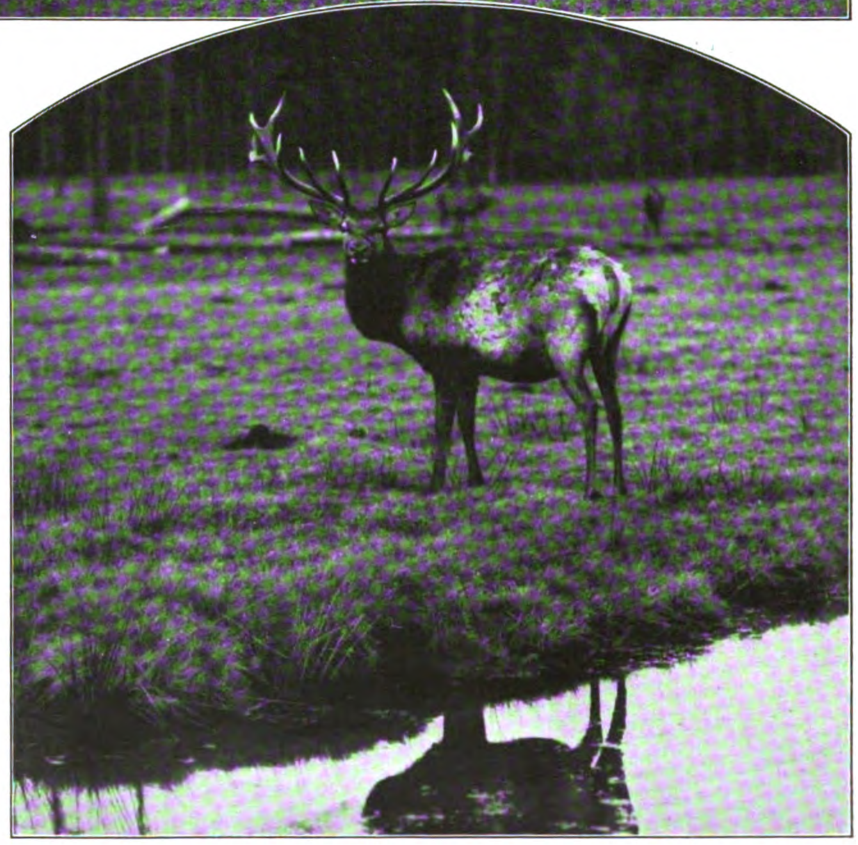
Links oben: Die Stärke des Schwachen: Der erst später das Geweih abwerfende geringere Hirsch fühlt sich vor den bereits Kolben schiebenden Kapitalen als Herr der Lage.





Vollendete Stangenbildung. Teilweise noch im Bast.
Rechts unten: Kapitaler Vierzehnender mit mustergültiger Geweihform.

(Siehe hierzu den Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben".)



Der Hut als Zeitmerkmal



Delfter Edelmann mit Rubenshut (Anfang des 17. Jahrhunderts). Kupferstich von Wierix.



Monsieur Alamode. Kupferstich von Abraham Bosse aus dem Jahre 1629.

Die Mode findet ihre Begründung im Bedürfnis des Menschen, die Wandlung seiner Anschauungen, seine Stellung zu Welt und Leben äußerlich sichtbar darzutun. Die Geschichte der Mode ist die Geschichte der Menschheit selbst; sie kann nicht geschrieben werden ohne Berücksichtigung der politischen, sozialen und literarischen Strömungen, denn aus der Tracht einer Zeit läßt sich der Geist erkennen, dessen Kind sie ist.

Der Hut als Krone des Hauptes war stets ein Zeiger auf der Uhr der Weltgeschichte, ein politisches und kulturelles Barometer, ein Pegel, an dem sich das Steigen und Fallen geistiger Strömungen wunderbar ermessen ließ. Es ist höchst interessant, die Wandlung zu betrachten, die er, als unentbehrliches Mode- und Kleidungsstück, im Laufe der letzten Jahrhunderte durchgemacht hat.

Im 16. Jahrhundert waren die Spanier nicht nur die Herren der Welt, sondern auch die der Mode. Mit dem Zeremoniell ihrer Hofhaltung und mit ihren gesellschaftlichen Formen hatte die vornehme Welt Europas auch die Tracht der Granden übernommen. Der spanische Seidenhut, der sich aus dem deutschen Barett zur Form eines steifen Kegelstumpfes mit kleinem, gerade abstehendem Rande entwickelt hatte, war die Kopfbedeckung des Kavaliers. Mit dem Schwinden der spanischen Weltmacht lockerte und befreite der Drang nach Natürlichkeit und individueller Entfaltung auch die strenge Linie der Mode. Mit flinken Fingern griff der Zeitgeist nach dem spanischen Hut, bog und zerrte daran, gab ihm abenteuerliche Gestalt und romantischen Schwung und in Rubens einen Verkünder, der bei allen Kulturvölkern Europas hoch in Ansehen stand.

Europa drängte dem Kriege zu. Der Diplomat und Höfling verlor an Wert, denn der Soldat wurde zum Herrn der Zeit. Abenteurer und Raufbolde schlugen Schlachten, zogen mordbrennend umher, unstet, hungernd und raublüstern, herabgekommen und in Fetzen gehüllt, wenn der siegreiche Feind hinter ihnen her war, prahlerisch und freigebig, wenn der Sold reichlich floß oder eine reiche Stadt gebrandschatzt war. Der Landsknecht wußte wohl, daß das Glück ein launisch Ding ist, und wenn sein Ranzen gefüllt war mit Dukaten und geraubten Kleinodien, kannte er dafür keine bessere Verwendung, als sie für Trunk und Spiel und eine recht prunkvolle und kostbare Gewandung hinzugeben. Zu diesem Kleidaufwand entstand der passende Hut: groß und breit, mit herabhangender Krempe und wallenden Federn. Der uralte Filz hatte sich bei den Bauern forterhalten, war mit diesen nun zum Militär und wieder in Mode gekommen.



Runder Hut und Zweispitz. Modebild aus der Zeit um 1810.

Das Stutzertum, das bisher an Geziertheit und Steifheit ein übriges getan und die Manieren des Umgangs so verfeinert hatte, daß sie lächerlich wirkten, bemächtigte sich sogleich der wilden Reitertracht und brachte das Klirren der Sporen und das Dröhnen des Papiers, das auf dem Schlachtfeld seine Berechtigung haben mochte, in die gemessene Stille des Salons. Aber noch während in Deutschland die Kriegsfurie tobte, begann in Frankreich die Ära des Salons. Die Umgangsformen verfeinerten sich wieder. Sofort begann auch der Hut gesittetere Formen anzunehmen. Der Kopf wurde kleiner, die Krempe zog sich zurück, versteifte sich, bog sich erst an einer, dann an zwei und schließlich an drei Seiten hoch, die herabwallenden Federn verschwanden, und an ihre Stelle trat ein zartes Gekräusel, das sich am Rande der Krempe hinzog. So war der Dreispitz, Dreimaster oder Plumagehut Ludwigs XIV. entstanden, noch etwas massig und groß, aber doch schon in jener Grundform, die, wie einstmals der spanische Seidenhut, dem Absolutismus der Zeit entsprach und sich allmählich bis zu den kleinsten und lächerlichsten Hutgebilden des Rokokos verfeinerte.

Der Hut diente im wahren Sinne des Wortes als angemessene Kopfbedeckung und thronte majestätisch auf der natürlichen Hülle des gekräuselten Haares. Das änderte sich, als unter dem Sonnenkönig die Perücke Mode wurde. Auf den gigantischen Gebilden aus aber tausend Locken fand der Hut keinen Platz mehr. Da es jedoch nicht anging, hutlos einherzuwandeln, schuf die Mode einen Zierhut, wie sie einen Zierdegen geschaffen hatte, lächerlich klein und von filigranartigem Bau, den der vollendete Kavalier in der Hand tragen konnte, wenn er über die Kieswege der Gärten oder über das Parkett der Salons schritt. Später änderte die Mode den Hut dahin ab, daß er seitlich flach zusammengelegt und unter dem Arm getragen werden konnte.

Und wieder gärte es in Europa. Der Absolutismus hatte sich überlebt, die Enzyklopädisten fanden ein Feld, das sich gern beackern ließ. Es murrte im Volk, die Bürger regten sich, die Stände verweigerten den Gehorsam. Der Hut, dieses Menetekel, verkündete dem scharfsinnigen Beobachter kommende Stürme. Zur Versammlung der Reichsstände in Versailles am 5. Mai 1789 erschien der Dritte Stand, geführt von Mirabeau, in runden Hüten. Der runde Hut war zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges aus der Mode des Kontinents verschwunden und nur noch von den Bürgern der englischen Republik getragen worden. Nach dem Tode Oliver Cromwells und nach der Restauration der Stuarts war er mit Puritanern und Quäkern nach Amerika ausgewandert und dort zum regelrechten Zylinder geworden. Der runde Hut galt als Symbol des Liberalismus und wurde zum Jakobinerhut der Großen Revolution, neben dem wenige andere Formen oder Spielarten, so besonders die Incroyables, später Bonapartes genannt, nur kurze Zeit bestehen konnten. Wie nicht anders zu erwarten war, stieß der Zylinder in konservativen Kreisen und ganz besonders in Deutschland und Österreich auf heftigen Widerstand. Die Behörden sahen sich veranlaßt, gegen seine Verbreitung einzuschreiten. Zur Zeit des Wiener Kongresses jedoch, 1815, nachdem der Korse abgetan, die Welt beruhigt und die Staaten wieder gefestigt waren, hatte er sich endgültig durchgesetzt. Er bedeckte in mancherlei Farben und Formen die duftenden Locken des Elegants wie die gemütliche Platte des Herrn Biedermeier, und selbst Kaiser Franz von Österreich, der gewiß niemals in dem Verdacht revolutionärer Gesinnung stand, bediente sich seiner.

Allein seine Herrschaft dauerte nicht lange. Zur Zeit der Revolution das Kennzeichen des Republikaners und Demokraten, war er nunmehr zum Symbol der konservativen Bürgerlichkeit geworden. Die Stürmer und Dränger der vierziger Jahre sahen sich nach einer neuen revolutionären Kopfbedeckung um.



Vom runden Hut zum Zylinder. Karikaturen auf die „Angströhre" von Ignace Isidore Grandville (1803—1847).

Sie kam über die Alpen, aus Kalabrien. Es war der Karbonari- oder Demokratenhut, auch Stürmer geheißen, ein breitrandiger Kalabreser aus schmiegsamem Filz, der nun zum Abzeichen der Barrikadenkämpfer wurde. Man trug ihn federngeschmückt zu wallendem Kopf- und Barthaar, bis die Barrikaden erstürmt, die Revolutionen niedergeschlagen worden waren und ihm und seinen Trägern von der Reaktion der Prozeß gemacht wurde. Der Bürger langte eiligst vom Schrank seinen vormärzlichen Zylinder herunter, der von nun an im Volksmund die „Angströhre" hieß.

Damit kann die Geschichte des Hutes als Zeitmerkmals im Wandel der letzten Jahrhunderte abgeschlossen werden. Die Gegenwart hat ihren charakteristischen Hut trotz mancher Bemühung in dieser Richtung nicht gefunden. Dennoch wäre es verfrüht, zu behaupten, daß der Hut aufgehört habe, ein Sinnbild seiner Zeit zu sein.

Austin Speer.

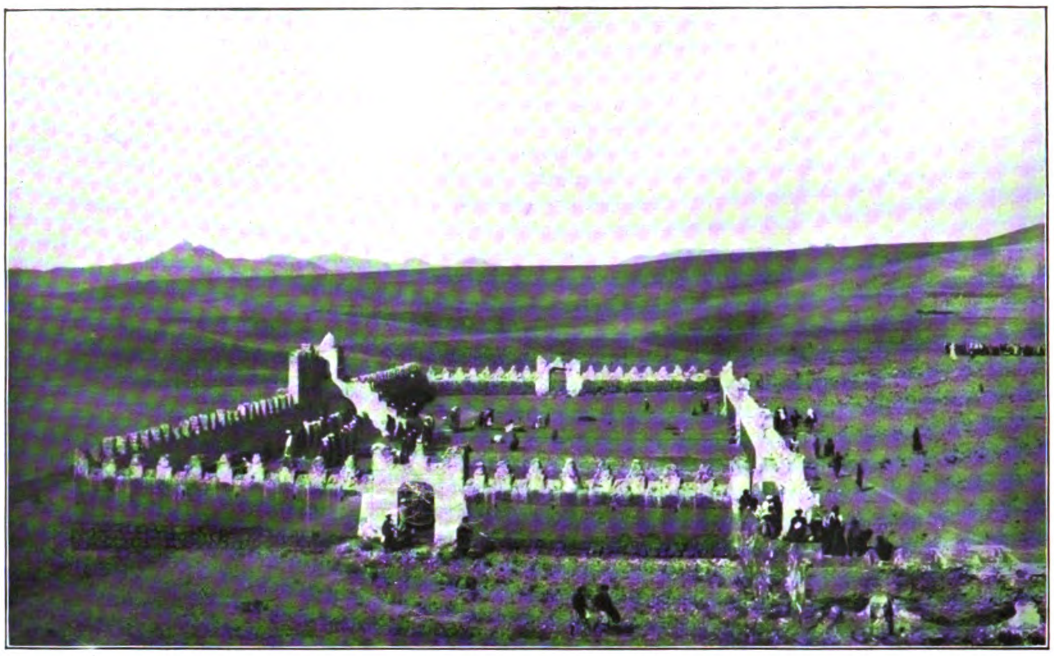


Im Zeichen des immer wachsenden Großstadtverkehrs: Der Untergrundbahn-Bau durch das Tempelhofer Feld bei Berlin.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.
(Hierzu eine Notiz in der „Tagesgeschichte".)

ARABISCHE KULTUR

Die Zeit der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch die Ptolomäer und die dadurch erfolgte Ausschaltung Arabiens vom Handel zwischen Ost und West bildet den Ausgangspunkt des allmählich fortschreitenden gänzlichen Niedergangs der reichen und mächtigen Randländer und ihrer hochentwickelten Kultur, von der im heutigen Arabien außer den vorgefundenen geschichtlichen Denkmälern und den Überresten großer Kunstbauten nichts mehr zu finden ist.

Die gegenwärtige, geistig und kulturell tiefstehende Bevölkerung hat weder Sinn noch irgendein Verständnis für den ungeheuren und, bei der Dürftigkeit der Funde, geradezu unersetzlichen Wert der noch vorhandenen Ruinen mächtiger Kunstbauten, die über und über mit Inschriften bedeckt sind und häufig die Geschichte ganzer Kulturepochen enthalten. Statt irgend etwas zur Erhaltung dieser interessanten Denkmäler beizutragen oder sie auch nur in ihrem jetzigen Zustand zu belassen, beschleunigen sie in sinn- und gedankenloser Weise den Verfall, um mühelos die kunstgerecht behauenen Steine gewinnen und beim Bau ihrer Häuser und Stadtmauern verwenden zu können.



Kleine Moschee in der Nähe der Stadt Sana mit großem ummauerten Vorhof, wo Bittprozessionen um Regen abgehalten werden.

Dieser Umstand wie auch die Unzugänglichkeit des Landes und die sich bis zu Haß und Mord steigernde Fremdenfeindlichkeit der Araber sind die hauptsächlichsten Ursachen, weshalb die alten Kulturstätten bisher nur so wenig erforscht und nicht schon mehr Inschriften entdeckt werden konnten. Immerhin verdankt die Wissenschaft dem Wagemut der kühnen Arabienforscher, von denen leider nur allzu viele ihr Leben opfern mußten, manch wertvolles und aufschlußreiches Dokument; diese reichen aber, soweit sie Nordarabien betreffen, mit einer einzigen Ausnahme nur bis an den Beginn der christlichen Zeitrechnung.

Dort zeigten sich bereits unter assyrischem Einfluß Ansätze zu Staatenbildungen, doch gehören die uns bekannt gewordenen Dokumente der Zeit um Christus an, rühren also vom Nabatäischen Reich her; aus früherer Zeit kennen wir nur die im Pariser Louvre befindliche Stele aus Teima (etwa 350 km nördlich von Medina), die aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert stammt und außer bildlichen Darstellungen eine längere Inschrift aufweist. Das Nabatäerreich erstreckte sich von Damaskus bis Medina; die bedeutenden Ruinen der Hauptstadt Petra (zwischen dem Toten Meer und dem Golf von Akaba, dem östlichen Ausläufer des Roten Meeres) und die in Felsen gehauenen Gräber mit Inschriften sowie auch die in Hedjer, zwischen Medina und Teima, vorgefundenen zeugen von der einstigen Blüte dieser eigenartigen Kultur.

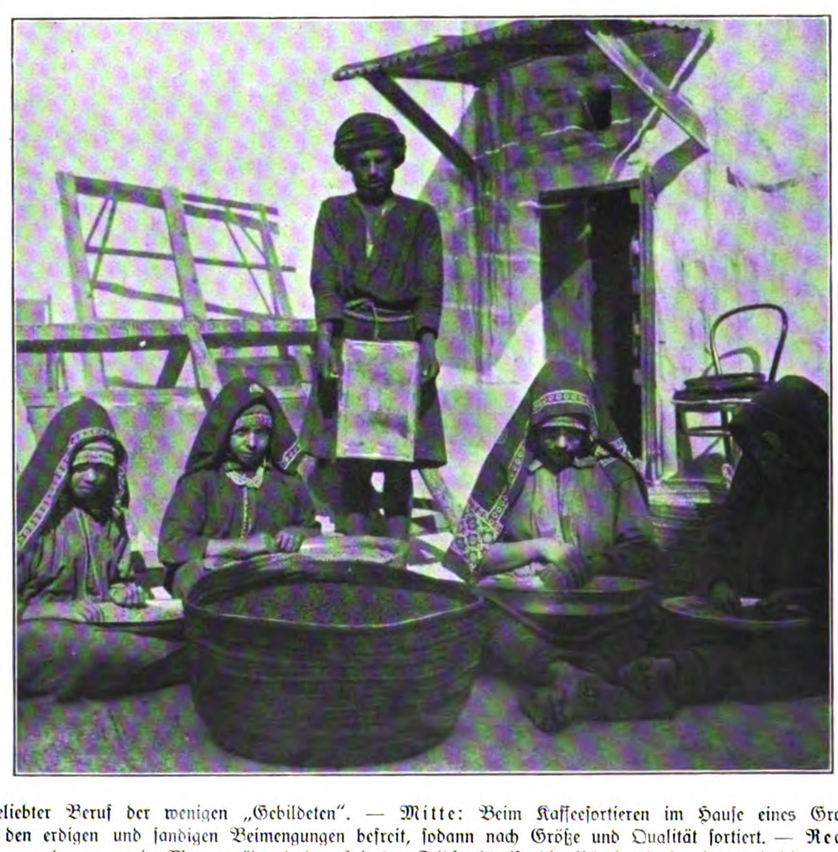
Die bedeutendste Rolle als Sitz einer hochstehenden Kultur spielte vor mehr als 3000 Jahren der Südwesten Arabiens, der Jemen, in dessen nördlichem Teil die Minäer mit ihrer Hauptstadt Main (etwa 150 km nordwestlich von Sana) eine unumschränkte Herrschaft bis ans Mittelmeer ausübten. Nur ein einziger Europäer, Joseph Halévy, hat 1870 die Ruinen der grandiosen Bauwerke Mains bewundern und der Nachwelt eine große Zahl von Inschriftenkopien hinterlassen können. Die auf einem Hügel stehende Festung und Teile der Stadtmauer mit ihren Türmen und zwei Toren sind recht gut erhalten, ebenso lange Säulenreihen, die auf Tempelbauten schließen lassen. Auf seiner weiteren Reise durch den oberen Djauf fand er überall Überreste großer Bauwerke, bis er endlich unweit Maklaf am Rande der Wüste die Ruinen der Residenz des 525 n. Chr. von den christlichen Äthiopiern gestürzten, letzten Fürsten jüdischen Glaubens von Jemen, Dsu-Nuwâs, entdeckte.

Mit dem Beginn der arabischen Wanderung, zwischen dem 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. sehen wir dieses große Reich stürzen und die von den Assyrern begünstigten Sabäer die Herrschaft antreten. Diese beschränkten sich mehr auf den



Ein eigenartiger Ziehbrunnen mit Bewässerungsanlage in Dhamar. Im Hintergrund links das schiefe Minarett ed Dadei.







Links: Öffentlicher Schreiber und Vorleser, ein beliebter Beruf der wenigen „Gebildeten“. — Mitte: Beim Kaffeesortieren im Hause eines Großhändlers in Sana. Die Bohnen werden zunächst gegen das Gitter (links) geworfen und dadurch von den erdigen und sandigen Beimengungen befreit, sodann nach Größe und Qualität sortiert. — Rechts: Erhöhter Standplatz auf einem Maisfeld in der Ebene von Sana, von dem aus ein Mann während der Zeit der Feldfruchtreife die Vögel mittels einer primitiven Schleuder vertreibt.



Lehrer mit seinen Schülern in Di Sfal bei Taiz.



Juden im Tempel von Sana beim Studium der Heiligen Schrift.

mittleren Teil des Jemens, wo sie in Marib (etwa 100 km westlich von Sana) ihre Hauptstadt begründeten; in Abessinien vorgefundene sabäische Inschriften bekunden jedoch, daß sie ihre Herrschaft über das Meer hinweg nach Ostafrika auszudehnen versucht haben. Auch sie haben im Jemen großartige Baudenkmäler hinterlassen, insbesondere den berühmten Damm von Marib, dessen zahllose Inschriften Eduard Glaser 1888 unter ständiger Lebensgefahr kopierte. Außer ihm haben nur Halévy und Arnaud diese interessante Stadt betreten, doch wurden sie derart verfolgt und bedroht, daß beide schon nach wenigen Tagen sie fluchtartig verlassen mußten. Mir selbst war es 1911 infolge des damaligen großen Araberaufstandes vom türkischen Vali (Statthalter) in Sana untersagt worden, nach Marib oder Main zu reisen.

Das Ende der Sabäerherrschaft fällt in das 1. Jahrhundert v. Chr., da sie von den stammverwandten Himjariten, **wahrscheinlich mit Hilfe der Ptolemäer, gestürzt wurden.** Etwas früher schon war das

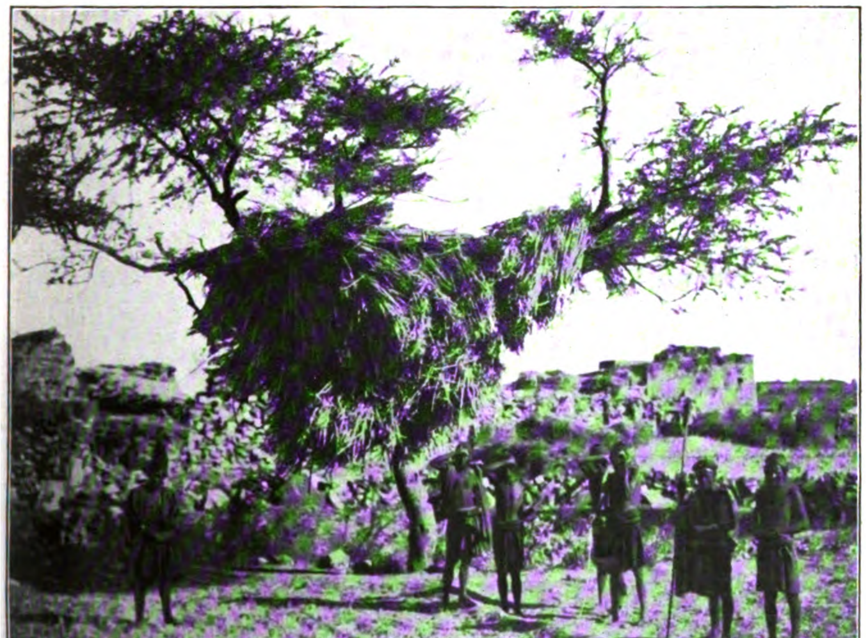


Der Empfangsraum im Hause des Bürgermeisters von Sana. In der Mitte kunstvoll ausgeführte Nargilehs (Wasserpfeifen), Weihrauch- und Aschenbecken; grotesk wirken dagegen auf dem Sims (im Hintergrund) die aus Europa stammenden Gegenstände.

Judentum über Nordarabien im Jemen eingedrungen, wo es ihm gelang, den alten Staat zu neuer Blüte zu bringen. Noch heute leben etwa 80000 Juden in dem Gebiete zwischen Amran und Taiz.

Wechselnde Herrschaft der sich unausgesetzt bekämpfenden Stämme und Parteien, die Entdeckung des Seeweges und damit das Aufhören des Handels von und nach Indien und schließlich das Auftreten des Islams mit seinen erbitterten Kämpfen um die Vorherrschaft führten allmählich zum Niedergang der arabischen Kultur. Nur langsam und unter Aufwendung vieler Mühe und großer Kosten war es dann den wohlgemeinten Bestrebungen der Türken gelungen, dem Lande wieder einen Aufschwung zu geben, als der Weltkrieg ausbrach und das Ergebnis jahrzehntelanger mühevoller Arbeit mit einem Schlage vernichtete. Nun sind die Araber wieder unumschränkte Herren im Jemen, und im „glücklichen Arabien" — einst Sitz hoher Kultur und mächtigen **Reichtums — schwelt weiter der Stammeskrieg.**

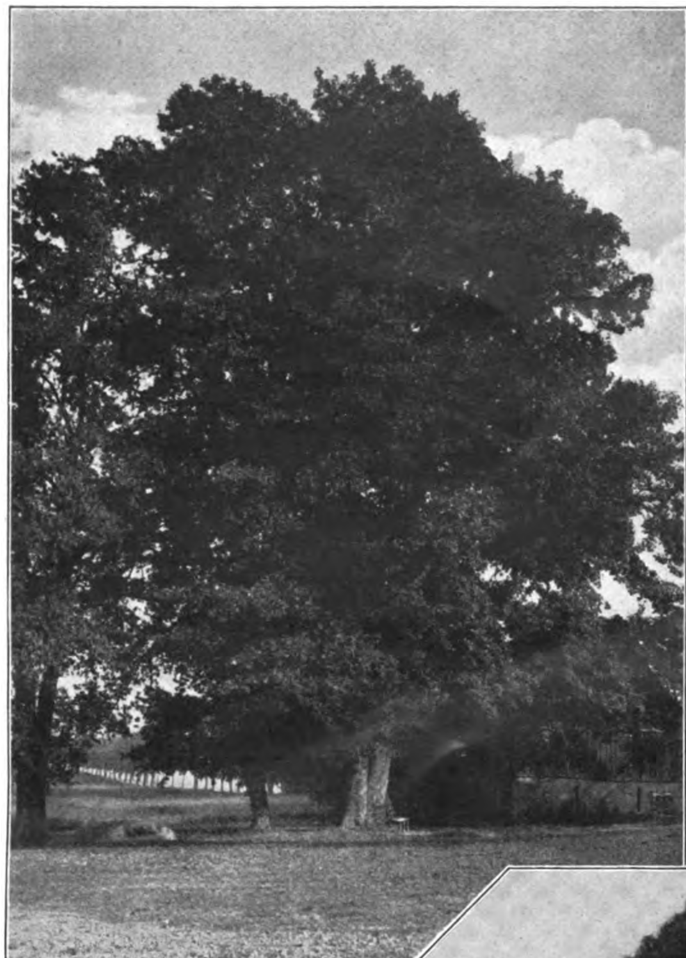
Ing. Robert Deutsch, Wien.





Links: Trocknen des Getreides auf Bäumen, die in der Nacht zugleich als Standplatz des Flurwächters dienen, in der Nähe von Dhamar. — **Rechts:** Arabischer Garn- und Seilspuler.

Alte Bäume in Sachsen



1. Bergahorn in Wohla bei Elstra.



2. Die Linde auf der Gartenmauer des Ritterguts Augustusberg bei Nossen.



3. Edelkastanien auf Rittergut Rehnsdorf bei Elstra.

Der Freistaat Sachsen ist trotz seinem Industrialismus und seiner dichten Besiedlung noch reich an landschaftlichen Perlen und ehrwürdigen Naturdenkmälern, die zumeist erst durch die Bemühungen des rührigen „Landesvereins Sächsischer Heimatschutz" weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Von den durch den genannten Verein geschützten und von Herrn Forstmeister A. Bruhm, Hundshübel, aufgenommenen Baumriesen geben wir hier eine kleine Anzahl im Bilde wieder. Abbildung 3 zeigt die prächtigen Edelkastanien auf Rittergut Rehnsdorf bei Elstra (Amtshauptmannschaft Kamenz), die als Fremdlinge aus dem Mittelmeergebiet besondere Beachtung verdienen. Können sie sich auch mit dem berühmten Maronenbaum des Ätna (60 m Umfang!) an Größe nicht messen, und ist ihnen auch nicht wie ihren Artgenossen im milden Rheinland die Gabe beschieden, wohlschmeckende Früchte zu zeitigen, so erfreuen sie das Auge des Naturfreundes doch durch stolzen Wuchs und volle Belaubung. Der stärkere der beiden Bäume, den ein Blitzschlag gezeichnet hat, und der sich 2 m über dem Boden in zwei Stämme teilt, hatte 1908 in Brusthöhe einen Umfang von 5,61 m, der schwächere einen solchen von 3,62 m. Beide waren damals 16 m hoch, bei einem Kronendurchmesser von 20 m. Abbildung 5 zeigt die sog. Runde Buche bei Rammenau (Amtshauptmannschaft Bautzen), die aus zehn unten miteinander verwachsenen Einzelstämmen besteht (Umfang, 1/2 m über dem Boden gemessen, 5,40 m, Höhe 17 m, Kronendurchmesser 14 m). Forstmeister Bruhm bemerkt dazu: Solche Bäume entstehen gewöhnlich durch die Tätigkeit des Eichelhähers. Dieser vergräbt sich eine Portion Bucheckern, vergißt sie oder wird die Beute eines Raubvogels oder Jägers, und im Frühjahr keimt das ganze „Nest" empor.

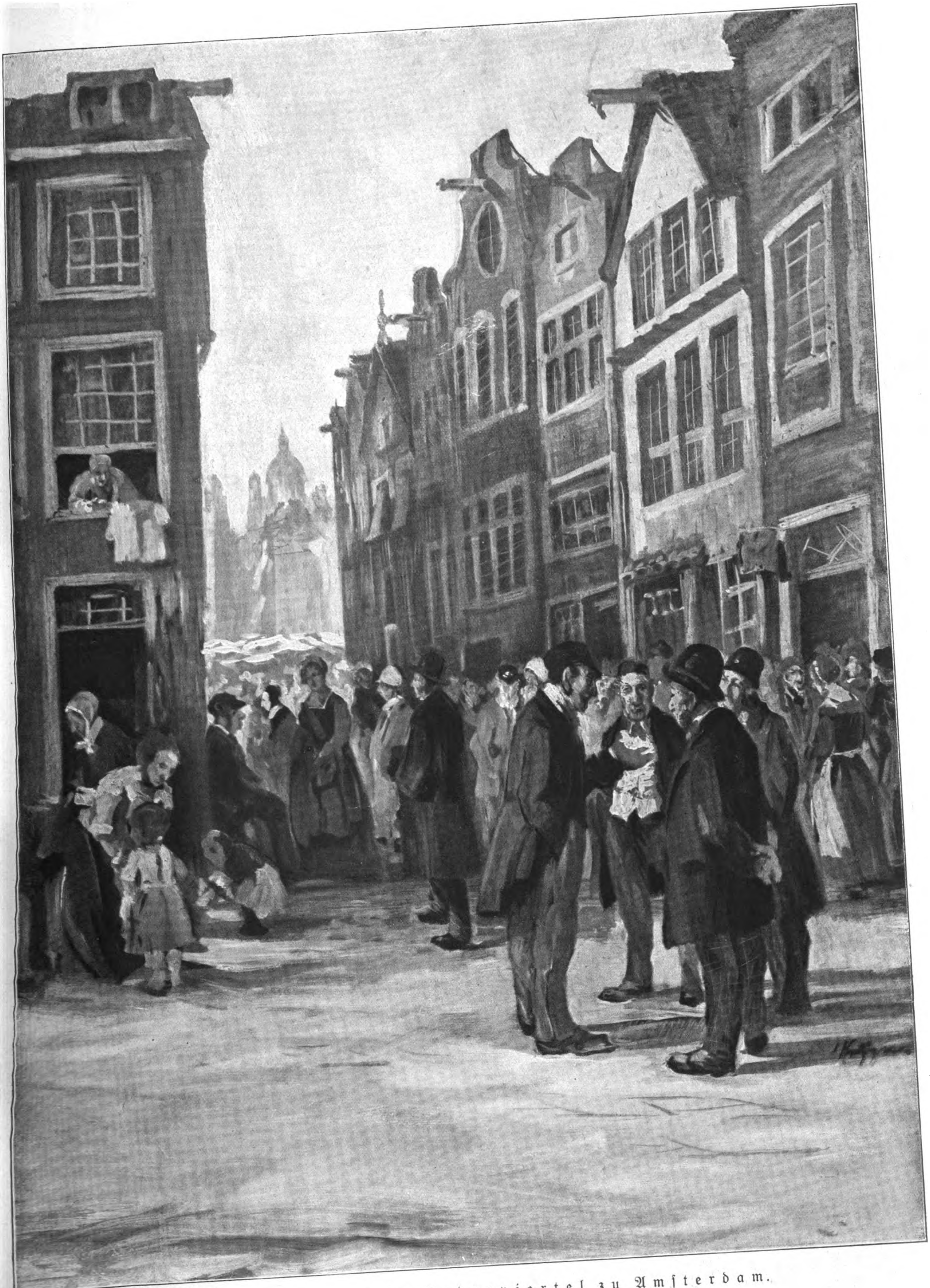
Die in Abbildung 4 wiedergegebene Napoleonslinde in Schmiedefeld (Umfang 3,87 m, Höhe 25 m) steht an der großen Heerstraße Dresden—Bischofswerda — Bautzen beim Gasthof „Zum Fuchs", in dem Napoleon 1813 gewohnt hat, und soll ihren Namen dem Umstande verdanken, daß der Kaiser unter ihr jeden Morgen zu Pferde stieg. Abbildung 2 zeigt die Linde auf der Gartenmauer des Ritterguts Augustusberg bei Nossen, Amtshauptmannschaft Meißen (Umfang 1908 5,35 m, Höhe 24 m). Die merkwürdige Linde steht auf der Stützmauer des Schloßgartens. In Abbildung 1 sehen wir einen Bergahorn in Wohla bei Elstra (Umfang 1908 5,50 m, Höhe 27 m, Kronendurchmesser 22 m). Bei 1,5 m Höhe teilt sich der Stamm dreifach; der nördliche Stamm zeigt die breite Bahn eines Blitzschlages. Der Baum dürfte sein Höhenwachstum wohl schon vollendet haben, ist aber allem Anschein nach noch kerngesund.



4. Napoleonslinde in Schmiedefeld.



5. Die Runde Buche bei Rammenau.



Freitagabend im Judenviertel zu Amsterdam.

Nach einem Temperagemälde von Leo Küppers.

Wissen und Leben

Geweihbildung des Rothirsches. (Siehe hierzu unsere Bildertafel auf S. 563.) Ein sonst gebildeter Großstadt-Mitteleuropäer, der den Besuch des Zoologischen Gartens einer Stadt, wie viele, nur im Sommer und Herbst pflegt, war höchst erstaunt, als ich ihm vom Auto aus einen im Stangenholz stehenden Hirsch zeigte, der abgeworfen hatte. Er wollte ihn durchaus zum weiblichen Tier stempeln, da ein Hirsch doch stets ein Geweih hätte. Daß der Hirsch in jedem Jahr sein Geweih abwirft und unter normalen Verhältnissen im nächsten Jahr ein stärkeres aufsetzt oder schiebt, war ihm unbekannt. Gerade über unser heimatliches Wild herrscht so viel Unkenntnis, daß es gegeben erscheint, über unser Rotwild und seine Geweihbildung hier etwas zu berichten. Das Hirschkalb genannte männliche Jungtier (das weibliche wird dagegen als Wildkalb bezeichnet), etwa im Juni gesetzt, entwickelt nach etwa sieben bis acht Monaten die sogenannten Rosenstöcke oder Stirnzapfen, die die Basis für das Geweih abgeben. Nach weiteren sechs bis acht Wochen beginnen dann die Stangen sich durch Erhebung über den Rosenstock zu bilden. Diese bezeichnet man als Kolben. Sie sind mit einer weichen, dicht behaarten Haut, dem sog. Bast, überzogen. Sobald sich nun die endgültige Höhe der Geweihstangen entwickelt hat, beginnen die zum Aufbau des Geweihes nötigen Saftkanäle und Blutgefäße zum größten Teil einzutrocknen, und die obenerwähnte Haut löst sich. Dieser Vorgang, der einen gewissen Juckreiz hervorruft, veranlaßt den Hirsch zum „Fegen“, d. h. er reibt diese Bastfetzen an Bäumen und Gesträuch ab. Umfang und vor allen Dingen auch die Baumhöhe des Fegens sind für den geübten Jäger Zeichen der Stärke des Hirsches. Bis etwa Anfang August ist die Stange von sämtlichem Bast frei, also blank gefegt, fertig. Um Mitte Februar wirft dann der Hirsch seine Geweihstangen ab und bildet im zweiten Jahr ein gegabeltes Geweih, im dritten Jahr ist er Sechser (drei Enden an jeder Stange), im vierten Achter, also vier Enden an jeder Stange, im fünften Zehner usw. Gut veranlagte Hirsche pflegen auch manche Stufe zu überspringen und sind sogar im dritten oder vierten Jahr schon Zehner. Einen Hirsch, der auf der einen Stange sechs, auf der anderen fünf Enden trägt, pflegt man als ungeraden Zwölfer zu bezeichnen. Im vorgeschrittenen Alter trägt das Ende der Stangen in gleicher Höhe eine Anzahl Vereckungen, die man Krone zu nennen pflegt. Der Abschluß der Stange entwickelt sich dann unter Umständen auch durch ein Breiterwerden und bekommt so die Form eines Bechers; diese Krone heißt Becherkrone. Die erste Sprosse des Geweihes bezeichnet man als Augsprosse, die zweite als Eissprosse, die dritte als Mittelsprosse. Für die Beurteilung einer Trophäe ist in gleichem Maße die Höhe und der Umfang sowie die Auslage des Geweihes (seine gleichmäßige Form und der Umfang der Rosen) maßgebend. Die verschiedenen Vereckungen der Becherkrone pflegt man mitzurechnen, so daß auf diese Art und Weise Vierundvierzigender, wie der von Kaiser Wilhelm II in Rominten erlegte Hirsch, auftreten. Mit dem Alter nimmt unter normalen Entwicklungsverhältnissen die Stärke der Stangen, meist auch die Vereckung, zu; seinen Hauptschmuck trägt der Hirsch etwa im zehnten bis zwölften Jahre. Bei alten Hirschen findet dann eine Rückentwicklung der Stangen und Abnehmen der Vereckung statt. Durch Verletzungen in der Kolbenzeit, Krankheit, aber auch durch Schußverletzungen, besonders der mit den Geschlechtsteilen zusammenhängenden Organe entstehen die sogenannten abnormen oder widersinnigen Geweihe in allerhand verschiedenen Formen. Geweihlose Hirsche, deren Geschlechtsorgane oft verkümmert sind, nennt man Mönche oder Plattköpfe. Die Geweihgewichte eines jagdbaren Hirsches betragen unter Einrechnung des abgekochten Schädels zwischen 10 und 18 Pfund. In der Abwurfzeit stehen die geweihten Hirsche in Rudeln zusammen. Der starke Hirsch, der sein Geweih zuerst abwirft, erhält dann als Quittung für die im Laufe des Jahres ausgeteilten Stöße und Püffe von seiten des Schwächeren vieles Erlittene zurückgezahlt.

S. W.



Höckernase vor (links) und nach der Operation.



Sattelnase vor (links) und nach der Operation.

Nasenoperationen aus Schönheitsgründen.

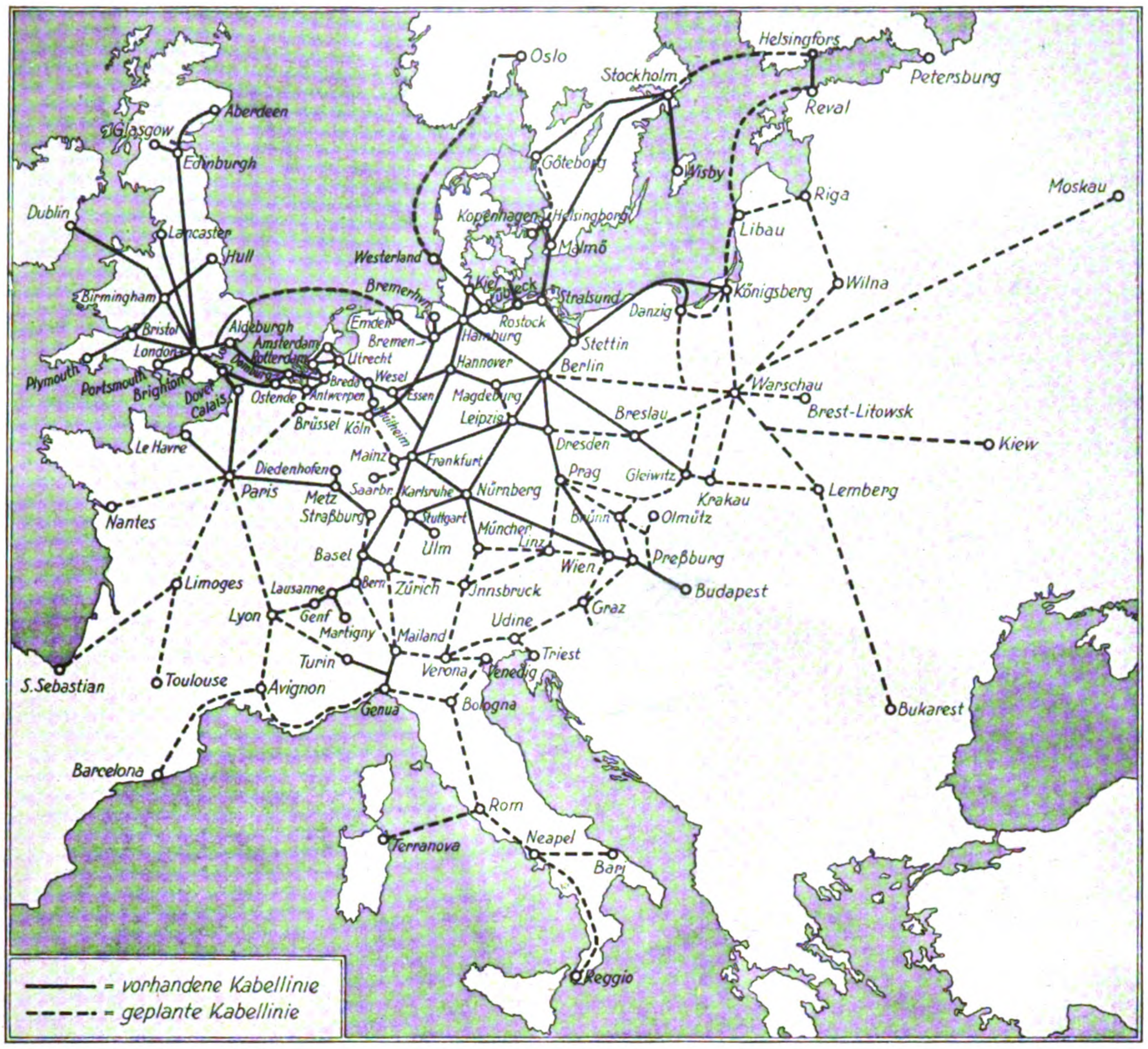
Nasenoperationen aus Schönheitsgründen. Es sind nicht immer rein gesundheitliche Gründe, die eine Operation notwendig machen. Schon im Altertum haben die Menschen sich aus Schönheitsgründen Operationen unterzogen. Sie sind heute viel häufiger geworden: die Fortschritte der Chirurgie haben ihnen die Gefährlichkeit genommen, die Methoden der örtlichen Unempfindlichmachung die Schmerzen beseitigt. Für derartige Operationen ist — im Gegensatz zu den rein gesundheitlich nötigen Eingriffen — oft eine seelische Indikation gegeben. Man braucht nur an Cyrano de Bergerac zu denken, um zu erkennen, wie eine eigenartig geformte Nase ein Seelenleben aufs äußerste beeinflussen, ja, den Verlauf des ganzen Lebens in eine bestimmte Richtung drängen kann. Die Menschen leiden unter Besonderheiten ihrer äußeren Form, die sie allzusehr vom Durchschnittstypus abweichen lassen. Nur philosophische Betrachtung führt, oft nach schweren inneren Kämpfen, darüber hinweg. Aber auch die berufliche Laufbahn wird dadurch eingeengt. Ein Mann mit einer allzu höckerigen Nase oder einer allzu tiefen Einsenkung an der Nasenwurzel findet schwerer eine Stellung als ein Mann mit normaler Nase. Die Schönheit einer Frau, eine wichtige Lebensmitgift, wird dadurch beeinträchtigt, ihre Heiratsaussicht vermindert. Der Spott und das Mitleid bemächtigen sich ungerechterweise derartiger Eigenheiten, und dadurch entstehen Seeleneindrücke, die oft nur schwer zu überwinden sind. Man hat versucht, durch äußere Einwirkung, Nasenformer usw., der Nase eine erwünschtere Form zu geben. Das ist nicht gelungen. Es muß deutlich ausgesprochen werden, daß die Apparate zur Nasenumformung keine ändernde Wirkung haben. Es handelt sich ja fast immer um Veränderungen am Knochen, und da genügen solche Einwirkungen bei weitem nicht. Man hat dagegen schon mit Erfolg versucht, eine Einsenkung der Nase infolge Knochenmangels durch Einspritzen von Paraffin unter die Haut zum Ausgleich zu bringen — ein Verfahren, das augenblicklich wirksam sein kann, aber bestimmte Gefahren mit sich bringt. Die neuere plastische Chirurgie hat es indes gelernt, eine Nase in fast jede gewünschte Form zu bringen. Die ausgedehnten plastischen Operationen, die durch die Gesichtsverletzungen im Kriege nötig wurden, haben der plastischen Chirurgie neue Antriebe und reiche Erfahrungen gegeben. Die beiden Abbildungspaare geben einen Begriff von den erzielbaren Erfolgen. Sie stammen aus der von Professor Hans Neumayer geleiteten Hals- und Nasenklinik in München. In einem Fall ist ein vorstehender Höcker entfernt, im andern Teil eine eingefallene Nase, eine sogenannte Sattelnase, wieder in gerade Form gebracht worden. Von einer zu großen oder zu höckerigen Nase lassen sich die zu verunzierenden Teile entfernen, ohne daß eine äußerliche Narbe zurückbleibt; denn die Operation wird schmerzlos vom Innern der Nase aus vorgenommen. Defekte im Nasenknochen, Sattelnasen, lassen sich wieder in eine normale und ausgeglichene Form bringen, indem ein passendes Knochenstückchen unter die Haut eingepflanzt und zur Anheilung gebracht wird. Das Knochenstückchen wird entweder von einer Stelle des Nasengerüstes selbst gewonnen oder einem Arm- oder Beinknochen entnommen. Schiefe Nasen, eine zu weit herabhangende Nasenspitze usw. sind jedenfalls durch kleine chirurgische Eingriffe zu verbessern. Durch solche Operationen werden in vielen Fällen vorhandene Minderwertigkeitsgefühle aus einer Seele entfernt und aus einem innerlich zerrissenen und zerfahrenen Gemüt ein selbstbewußter und selbstvertrauender Mensch gemacht.

Dr. W. Schweisheimer.

Der neue Fernsprech-Weitverkehr. Im Gegensatz zum Telegraphen, der in der doppelten Form des Kabels und der drahtlosen Telegraphie schon seit Jahrzehnten die ganze Welt umspannt, hat der Fernsprecher bisher nur einen räumlich bescheidenen Wirkungskreis gehabt. So ungeheuer groß die Wichtigkeit des Telephons innerhalb der einzelnen Städte und auch Länder geworden ist, ein Fernsprechen auf große Entfernungen über die Landesgrenzen hinaus gab es bisher nur auf einigen wenigen, ganz besonders wichtigen Hauptlinien. Erst jetzt fängt Europa an, sich einen „Fernsprech-Weitverkehr“ zu schaffen (sprachlich ist dies Wort furchtbar, da es zwischen einem weiten und einem nahen Fernsprechverkehr unterscheidet, aber wir haben zur Zeit kein besseres). Es werden systematisch Fernsprechkabel mit einer großen Zahl von Sprechkreisen auf weite Entfernungen verlegt — als erstes in Deutschland wurde 1921 das „Rheinlandkabel“ zwischen Berlin und dem Industriegebiet in Betrieb genommen, und da die meisten Kulturländer nach einem gemeinsamen Plan vorgehen, so werden wir wohl noch im Jahre 1927 so weit sein, daß im größeren Teile Mittel- und West- sowie in einem Teile Nordeuropas zwischen allen nennenswerten Städten untereinander telephoniert werden kann. Erst in der allerjüngsten Zeit ist auch das seit Jahrzehnten angestrebte Ziel, das Hindernis der Meere auszuschalten, durch Verlegung von Fernsprech-Seekabeln nach dem Pupin- bzw. Krarup-System so weit gelungen, daß jetzt von Deutschland oder der Schweiz aus nach England und Schweden oder umgekehrt gesprochen werden kann. Die letzten großen deutschen Fernkabel, die dem Verkehr übergeben wurden, waren Mülheim a. Ruhr—Wesel—Emmerich—Arnhem am 7. Juni 1926 und Nürnberg—Passau—Linz—Wien am 4. Januar 1927. Zur Zeit sind folgende längste Telephonlinien innerhalb Europas in ständigem Betrieb, nachdem einige sehr lange oberirdische Vorkriegsverbindungen, wie Berlin—Budapest und Berlin—Marseille (1800 km), durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse haben aufgegeben werden müssen: Stockholm—Genf 2244 km, Berlin—London 1353, Berlin—Paris 1253, Berlin—Genf 1162, Berlin—Stockholm 1083, Hamburg—London 1074, Frankfurt—London 1011, Zürich—Amsterdam 977, Bremen—London 973, Berlin—Rotterdam 908, Berlin—Amsterdam 890, Basel—Rotterdam 888 km. Mit gutem Erfolg sind versuchsweise weiter schon Gespräche geführt worden auf folgenden Strecken, deren Betriebsübergabe wohl auch nicht mehr fern ist: Stockholm—Amsterdam 1979, Stockholm—Rotterdam 1995, Stockholm—Paris 2362, Stockholm—London 2456 km. Berlin liegt nahe dem Mittelpunkt dieses heutigen europäischen Fernsprech-Weitverkehrs. Seine Verkehrsstatistiken sind daher besonders lehrreich. Sie besagen, daß die Fernkabellinien von Berlin aus nach folgenden Städten am stärksten benutzt werden; im Inlandverkehr: Hamburg 2879 Gespräche im Tagesdurchschnitt, Frankfurt a. M. 1288, Stettin 1157, Hannover 1115, Düsseldorf 762, München 721; im Auslandsverkehr: Wien 346, Prag 298, Danzig 227, Zürich 164, Genf 141, Paris 133, Basel 129, London 124, Amsterdam 111, Stockholm 108, Budapest 87, Rotterdam 74 Gespräche. Wie in fast allen anderen Dingen, sind uns die Vereinigten Staaten von Amerika auch in bezug auf den Fernkabelverkehr schon beträchtlich voraus. Obwohl die Telephongebühren dort durchschnittlich 4- bis 5mal höher als im innerdeutschen Verkehr auf gleichen Entfernungen sind, ist die Benutzung mindestens ebenso stark wie bei uns, und die überwundenen Betriebsstrecken sind bedeutend größer. Die längsten, regelmäßig benutzten Telephonstrecken sind: Neuyork—San Franzisko: 4206 km Luftlinie: 16,50 Dollar Gebühr für Dreiminutengespräch; Neuyork—Los Angeles: 3987: 15,65; Neuyork—Denver: 2648: 10,40; Neuyork—Havana: 2120: 13,65 und Chicago—Salt Lake City: 2074: 8,15. Am stärksten benutzt werden unter den amerikanischen Fernkabellinien die folgenden: Neuyork—Philadelphia bei 7950 Gesprächen (!) am Tage (1925); Neuyork—Boston 2266, Neuyork—Washington 879, Neuyork—Chicago 554, Chicago—Cleveland 278. Auf

der größten Fernsprechstrecke der Welt, Neuyork — San Franzisko, auf der ein Gespräch von 3 Minuten rund 70 Mark kostet, werden täglich 14 Gespräche geführt, zwischen Neuyork und Los Angeles täglich 20, zwischen Neuyork und Havana täglich 25. Wenn wir berücksichtigen, daß auch eine drahtlose Telephonie auf große Entfernungen sich immer mehr durchsetzt, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir uns dem Zustande einer allgemeinen „Welttelephonie" immer mehr nähern, die wohl schon heute mehr ein wirtschaftliches als ein technisches Problem ist.

Prof. Dr. R. Hennig.



Auf dem Wege zur Welttelephonie: Kabelnetz des europäischen Fernsprech-Weitverkehrs.

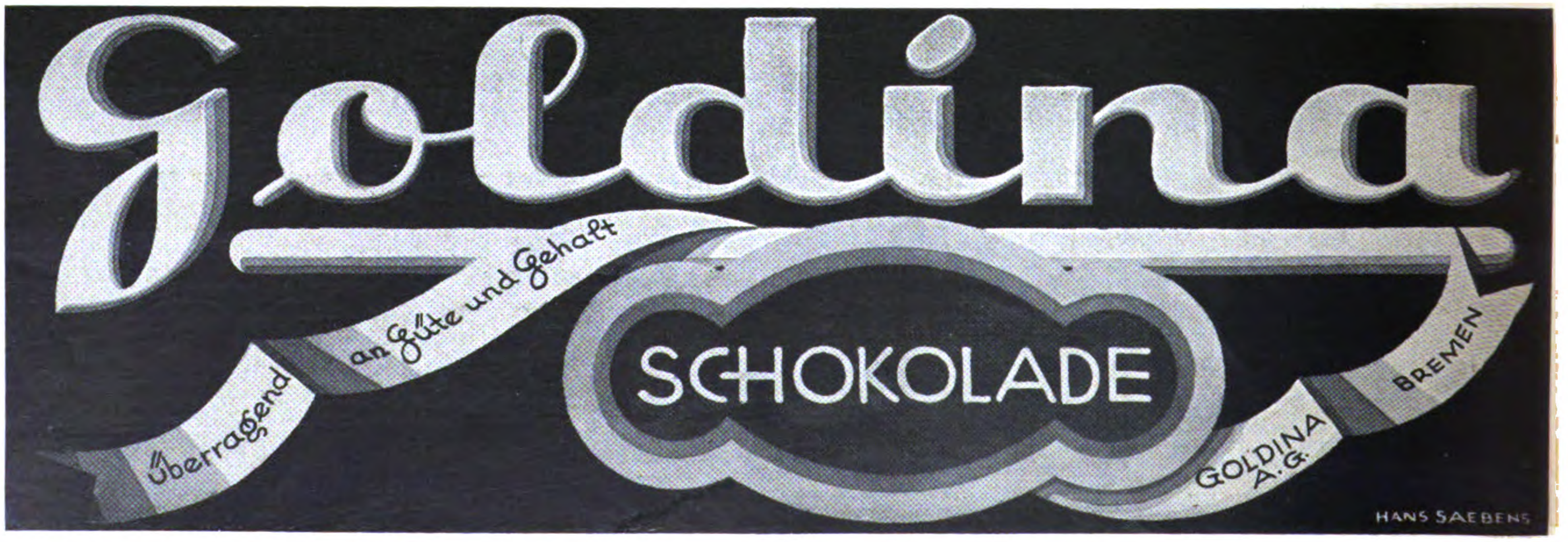
Gekupferter Stahl. In Amerika sind im Jahre 1925 über 1 Million Tonnen gekupferten Stahles hergestellt worden. Bisher hatte dieser neue Baustoff in Deutschland nicht die entsprechende Beachtung gefunden, da man vielfach der Ansicht war, daß gekupfertem Stahl nur in Industriegegenden mit stark säurehaltiger Luft eine Bedeutung zukomme und sonst ein Kupferzusatz die Witterungsbeständigkeit von Stahl nur ganz unwesentlich erhöhe. Dr.-Ing. Daeves konnte jedoch schon früher durch mehrjährige Rostungsversuche nachweisen, daß diese Einschränkung nicht berechtigt ist. Es ergab sich sogar, daß ein Kupfergehalt gerade bei dem vorwiegend in Deutschland erzeugten Thomasstahl besonders günstig wirkt. Ein sorgfältiges Studium der zahlreichen Arbeiten über den Einfluß des Kupfergehalts zeigt übereinstimmend eine erheblich erhöhte Witterungsbeständigkeit von Stahl mit etwa 0,2 bis 0,25 Proz. Kupfer. Die amerikanische Material-Prüfungs-Gesellschaft errechnete aus sehr umfangreichen langjährigen Rostungsversuchen an Blechen eine Erhöhung der Lebensdauer gekupferten Werkstoffes bis zum Unbrauchbarwerden mit 50 Proz. gegenüber kupferarmem Stahl; das ist der gleiche Wert, den amerikanische Eisenbahngesellschaften auf Grund ihrer Erfahrungen für die Zeitdauer bis zum Ersatz des Oberwagens mit zehn Jahren für kupferarmen und 15 Jahren für gekupferten Stahl bestimmt haben. Die Wirkung des Kupfergehalts beruht in erster Linie darauf, daß die sich bildende natürliche Oxydschicht glatter ist, sehr fest haftet und so selbst einen Schutz gegen weitere Rostung bildet oder ein sehr festes Haften des aufgebrachten Schutzanstriches bewirkt. Man unterscheidet demnach zwischen Witterungsbeständigkeit und dem Schutz gegen die in der Atmosphäre enthaltenen Gase einerseits und der Korrosion unter Wasser andererseits. Im letztgenannten Falle bildet sich durch Überschuß des Elektrolyten meist eine schwammige lockere Rostschicht, so daß die schützende Wirkung des Kupfergehalts nicht eintreten kann. Eine Verwendung schwach gekupferter Stähle gegen Korrosion unter Wasser ist deshalb zwecklos. Dagegen tritt eine sehr erhebliche Erhöhung der Lebensdauer bei Herdplatten, Ofenrohren, Lokomotivteilen, Eisenbahnüberführungen und anderen Teilen ein, die Rauch-

gasen ausgesetzt sind. In allen Fällen konnte nachgewiesen werden, daß die durch Kupferzusatz bewirkte Witterungsbeständigkeit gekupferter Stähle gleich oder höher ist als die bei schweißeisernen Teilen. Diese Erfahrungen lehren, daß gekupferte Stähle, insbesondere Thomasstahl, den gegebenen Baustoff für alle Teile, die mit oder ohne Schutzüberzug, Anstrich, Verzinkung, Verzinnung dem Angriff von Luft, Regen, Gasen und schwachen Säuredämpfen ausgesetzt sind, darstellt. Dazu gehören vor allem Wellbleche, Dachbleche, Gasometer, Eisenbahnwagen, Oberbaumaterial (wie Schwellen, Bolzen), Eisenkonstruktionen aller Art, vor allem in Industriegegenden, Masten, Gitter, alle Arten landwirtschaftlicher Geräte, Nägel, Schrauben, Drähte, ferner Grubenmaschinen und alle Eisenteile, die unter Tag derart verwendet werden, daß sie abwechselnd naß und trocken werden, endlich Schienen in Tunnels und Bahnhöfen. Der Preis gekupferten Thomasstahls ist nur unerheblich höher gegenüber gewöhnlichem, und wir werden daher auch in Deutschland mit einem großen Verbrauch an gekupfertem Stahl in Zukunft zu rechnen haben. Dr. A.-S.

Von Erhaltung und Störung des Gleichgewichts. Der erfahrene Benutzer der Straßenbahn beugt sich beim Abfahren leicht vornüber, beim Halten dagegen nach rückwärts. Man beugt sich nach vorn, wenn man eine Last auf dem Rücken trägt, und der einseitig Belastete ist stets bestrebt, sich nach der unbelasteten Seite zu neigen und womöglich den freien Arm zu heben. — Was bedeuten all diese unwillkürlichen Bewegungen? Es sind Anpassungsbewegungen, dazu bestimmt, den Körper im Gleichgewicht zu erhalten. Woher erfahren wir aber, ob wir uns im Zustande des Gleichgewichts befinden? Wenn wir das erst dann bemerkten, wenn es schon gestört ist, müßten wir uns oft auf recht unliebsame Weise von der allgemeinen Gültigkeit des Gesetzes der Erdanziehungskraft überzeugen. Tatsächlich merken wir aber in jedem Augenblick, ob wir im Gleichgewicht sind oder nicht; wir haben sozusagen ein „Gefühl" dafür. Wie geht das zu? Tief in den seitlichen Schädelknochen eingebettet liegt, mit dem inneren Ohr verbunden, ein merkwürdig verschlungenes Organ — drei ineinander verlaufende Hohlringe aus zartem, häutigem Schlauch, mit einer sackartigen Erweiterung — das Labyrinth nannten es die alten Anatomen wegen seiner unübersichtlichen Anordnung. Dieses häutige Labyrinth — bestehend aus drei Bogengängen und dem Vorhof — ist unser Gleichgewichtsorgan. Mit der Hörfunktion hat es nichts zu tun, gleichwohl treten Gleichgewichts- und Gehörorgan bei allen Wirbeltieren innig miteinander verbunden auf. Bei der hierauf bezüglichen Untersuchung des Tierreiches zeigt es sich, daß das Gleichgewichtsorgan früher auftritt als das Gehörorgan — nämlich zuerst bei den sog. Zölenteraten (Tieren mit Darmleibeshöhle). Die Ctenophoren (Kamm- oder Rippenquallen), die als Vertreter der Zölenteraten nach der fraglichen Richtung hin häufig untersucht worden sind, reagieren nicht auf akustische Reize, sind aber sehr empfindlich gegen die leisesten Erschütterungen des Wassers; durch geordneten Schlag ihrer Schwimmplättchen halten sie ganz bestimmte Stellungen im Wasser fest und nehmen nach Störungen die frühere Lage wieder ein. Diese Orientierungsfähigkeit verdanken sie ihrem prachtvoll ausgestatteten „Otolithenapparat", einer Vorstufe unseres häutigen Labyrinths, das bei ihnen, wie bei allen niederen Tieren, nur aus dem Vorhof besteht. In diesem Vorhof befinden sich einige winzig kleine Steinchen, Otolithen (Hörsteinchen) genannt, die natürlich, von der Schwerkraft angezogen, „unten" liegen. Wenn sich das Tier nun seitwärts neigt, so drücken die Steinchen auf andere, des Druckes ungewohnte Stellen, und das Tier bemüht sich sofort, sie und damit seinen Körper in die Normallage zurückzubringen. Wird einer Ctenophore der Otolithenapparat entfernt, so ist die sichere Folge dieser Operation die völlige Gleichgültigkeit des Tieres gegen seine Haltung im Wasser. — Der Vorhof des menschlichen Labyrinths enthält eine ganze Anzahl solcher Steinchen, die man am treffendsten als Statolithen (Gleichgewichtssteinchen) bezeichnet; ihre Größe schwankt zwischen 0,001 und 0,015 Millimeter. Dank dieser Einrichtung wissen wir stets, in welcher Lage zur Erde wir uns befinden. Das gilt allerdings zunächst nur für den Kopf, weil wir aber vermöge unseres Muskelsinnes uns in jedem Augenblick davon überzeugen, „wo uns der Kopf steht", wissen wir auch stets vom ganzen Körper, ob er sich im Gleichgewicht befindet oder nicht. Unser Statolithenapparat löst jedoch seine Aufgabe nicht allein, sondern hat zwei Helfer: das Auge und den sog. „Innensinn" (Druck der Muskeln und Gelenke gegeneinander). Beide können allein für die Erhaltung des Gleichgewichts sorgen, wenn der Statolithenapparat zerstört ist, wie dies bei etwa 50 Proz. der Taubstummen der Fall ist. Läßt man z. B. einen Taubstummen mit geschlossenen Augen tauchen, so verliert er jeglichen Anhaltspunkt für die Orientierung, denn durch den Auftrieb des Wassers fällt auch der Innensinn aus (das Wasser „trägt", wie man sagt). Die Bogengänge des Labyrinths haben eine andere Aufgabe zu erfüllen: es sind die Organe des Raumsinnes; sie übermitteln dem Gehirn das Wissen von den Bewegungen. Es sind, wie schon erwähnt, drei dünnhäutige Röhrchen, im Innern mit feine Härchen tragenden Zellen besetzt; in den Röhrchen ist etwas Flüssigkeit enthalten. Bei Vorwärtsbewegung bleibt diese Flüssigkeit etwas zurück, und durch Reibung an den Härchen wird der Reiz auf die Zellen übertragen und von diesen dem Gehirn übermittelt. Die Zahl der Bogengänge ist von großer Bedeutung; nach E. v. Cyon („Bogengänge und Raumsinn") beruht unsere Vorstellung eines dreidimensionalen Raumes eben auf der Dreizahl unserer Bogengänge; Tiere mit nur einem oder zwei Bogengängen können sich nur nach einer bzw. zwei Richtungen orientieren. — Die Arbeit und das Zusammenwirken unserer Gleichgewichts- und Raumsinnesorgane und ihrer Assistenten können einige einfache Beispiele erläutern. Wir stehen frei auf der Plattform eines Eisenbahnwagens — mit einem scharfen Ruck setzt sich der Zug in Bewegung — unser Oberkörper fällt etwas zurück — gleich darauf sind wir wieder im Gleichgewicht. Die Ereignisse dieser verschwindend kurzen Zeit können wir uns etwa folgendermaßen vorstellen: Aus den Bogengängen kommt dem Gehirn die Meldung, daß der Körper vorwärts bewegt wird; gleichzeitig berichten Auge und Innensinn, daß es sich um keine Eigenbewegung handelt, sondern die Beine auf einer festen Unterlage gezogen werden. Die nun erfolgende Weisung des Gehirns ist an die vorderen Leibmuskeln gerichtet und lautet: Leicht anziehen! Dadurch wird der Oberkörper etwas nach vorn geneigt, und wir befinden uns — für den fahrenden Wagen — im Gleichgewicht. — Wenn nun die einzelnen Berichterstatter — Labyrinth, Auge, Innensinn — einander widersprechende Nachrichten geben, so muß dem Gehirn die Gleichgewichtsregelung mißglücken; solche Unstimmigkeiten empfinden wir als unangenehm, als Unbehagen und Schwindel. So ist z. B. die vielgefürchtete Seekrankheit in der Hauptsache eine Bewegungskrankheit (Dekker), ein Versagen der Gleichgewichtseinstellung bei den stets wechselnden Anforderungen des schwankenden Fußbodens. Ein verwandtes, wenn auch harmloseres Unbehagen ergreift uns im rasch abwärts gleitenden Fahrstuhl: das Sinken der Unterlage gibt uns das beängstigende Gefühl des Fallens. Es ist umsonst, daß Auge und Labyrinth beruhigend melden, es sei alles in Ordnung; der gestörte Innensinn widerspricht, und es wird uns unbehaglich und hilflos zumute. War hier der Innensinn der Störer, so ist es in einem andern Fall das Auge. Wir stehen auf einem hohen Turm und schauen in die Tiefe. Da ergreift uns heftige Übelkeit. Wir werden „schwindlig". Sobald wir die Augen schließen, hört der Schwindel auf. Wie kann man das erklären? Vielleicht so, daß wir es gewohnt sind, stets durch Auge und Innensinn Nachricht von dem Boden zu erhalten, auf dem wir stehen oder gehen. Nun fühlen wir auf unserem Turm zwar festen Boden unter den Füßen, aber die Augen finden nicht, wie gewöhnlich, in ein bis zwei Meter Entfernung auf dem Boden Halt, sondern erst tief, tief unter uns. Die einander widersprechenden Meldungen von Innensinn („Boden unter den Füßen") und Auge („Boden tief unter mir") beunruhigen das Gehirn, denn der Mensch meidet nach Möglichkeit derartige Situationen als unbequem und gefährlich. S. Hupfer.







ZUM NACHDENKEN

Wetzsteine des Geistes.

Rätselrundfrage.

In einer Gemeinde soll das Rathaus neu errichtet werden. Es stehen dafür drei Entwürfe A, B, C zur engeren Wahl. Die Gemeinde soll selbst die endgültige Entscheidung treffen. Es wird eine geheime Abstimmung veranstaltet; der Entwurf soll ausgeführt werden, der die meisten Stimmen erhalten hat. — Um eine recht rege Wahlbeteiligung zu erzielen, veranstaltet der Gemeinderat gleichzeitig mit der Abstimmung eine Rätselrundfrage. Jeder Wähler soll die Reihenfolge raten, in der die drei Entwürfe aus der Abstimmung hervorgehen; also nicht die einzelnen Stimmzahlen, sondern nur die Rangordnung ist maßgebend. — Jeder Wähler — und darauf kommt es hier an — soll außerdem die Zahl der überhaupt denkbaren Lösungsmöglichkeiten angeben, die auf diese Weise erzielt werden können, wobei auch alle möglichen etwaigen Stimmgleichheiten zu berücksichtigen wären. — Wie viele Reihenfolgen bzw. Fälle gibt es demnach?

Familie Adam Riese.

Der Nachwuchs der Familie Adam Riese, Knaben und Mädchen, ist, besonders in den beiden ältesten Vertretern männlichen und weiblichen Geschlechtes, ganz nach dem Vater geraten. Anläßlich einer Kindergesellschaft sagt das älteste Mädchen: „Ich habe genau so viele Schwestern wie Brüder." Darauf sagt der älteste Knabe: „Ich habe doppelt so viele Schwestern wie Brüder." — Wie viele Mädchen und wie viele Knaben gehörten zur Familie Riese?

Scherzfragen aus Großvaters Zeit.

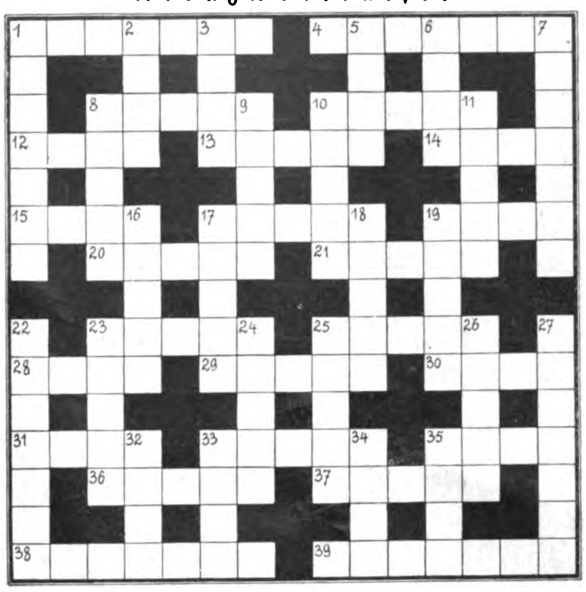
1. Das Erste frißt, das Zweite ißt, das Dritte wird gefressen, das Ganze wird gegessen.
2. Der Herr befiehlt's, der Kutscher tut's; ein jeder hat's, im Grabe ruht's.
3. Der Herr befiehlt's, der Diener tut's; nicht jeder hat's, in der Wiege ruht's.
4. Wohl dem, dem das Erste das Zweite so ist, daß er darüber das Ganze vergißt.
5. Welches ist das genügsamste Tier?
6. Wie beweist man, daß eine Katze 3 Schwänze hat?

Silbenkreuzrätsel.

1	2
3	4

1—2 Niederschlag, 1—3 Getreideart, 1—4 Waldtier, 2—4 Insekt, 3—4 Fußteil, 4—2 Fortbewegungsmittel zur See.

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1 Asiatische Halbinsel, 4 Fernglas, 8 deutsche Industriestadt, 10 verstorbener Tiroler Maler, 12 Besucher, 13 Kurzform für Kornelie, 14 Vulkangestein, 15 Vorzeichen, 17 fromme Übung, 19 Seuche, 20 afrikanischer Strom, 21 Zahlungsmittel, 23 Geschmack, 25 männliches Haustier, 28 Schuhmacherwerkzeug, 29 Prophet, 30 Schlingpflanze, 31 Balg, 33 Ortsveränderung, 35 Instrument für die Gewichtsbestimmung, 36 Kraftmaschine, 37 Schwimmvogel (Männchen), 38 Verkehrsweg, 39 schloßartiger Bau; senkrecht: 1 Residenz der Päpste im Mittelalter, 2 Schutz des jungen Geweihs, 3 Paradies, 5 Schweizer Berg, 6 Blutsauger, 7 Bootswettfahrt, 8 Bewohner eines Küstenlandes der Ostsee, 9 Schwarzer, 10 Märchenwesen, 11 Grasfläche, 16 inneres Organ, 17 künstlerisch geschnittener Stein, 18 Halbedelstein, 19 Männername, 22 städtisches Amtsgebäude, 23 Bildersammlung, 24 Lebensstufe, 25 Tresor, 26 Bücherbrett, 27 afrikanischer Fluß, 32 Römerkleid, 33 Pferd, 34 Frauenname, 35 Kosmos.

Kopflos. Hat ein Ministerium den Kopf verloren,
Gleich wird ein böser Wind geboren.

Silbenrätsel.

Aus den Silben

a — a — a — bu — cha — di — e — e — ei — en — fel — ge — gel — gi — gie — graph — has — i — in — kad — ko — ko — kus — lai — le — lek — lot — lot — me — ments — mo — na — na — nas — ne — ne — no — ni — nik — no — o — pi — ran — re — ri — rich — rie — rus — sa — sa — schau — si — spie — stab — syn — tar — tin — to — to — tra — ul — um — ve — wa — war — war — zar

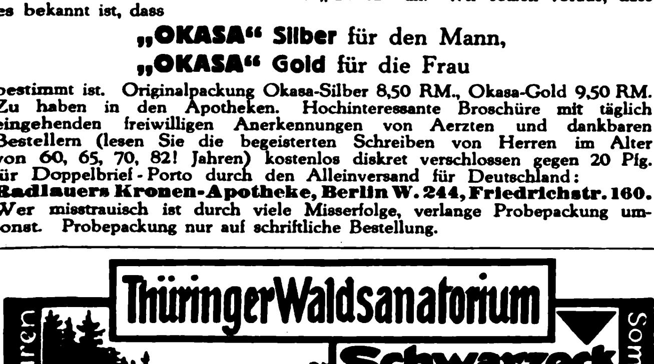
sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten, einen Ausspruch von Goethe ergeben. Die Wörter bedeuten: 1 Südfrucht, 2 Spiel, 3 mittelalterliches Rechtsbuch, 4 deutsches Gebirge, 5 Heilanstalt, 6 europäische Hauptstadt, 7 hebräischer Name, 8 Rechtsvertreter, 9 männlicher Vorname, 10 russischer Fluß, 11 Teemaschine, 12 Flächenschmuck, 13 Wissenschaft, 14 Flugzeugführer, 15 Gewächshaus, 16 babylonischer König, 17 Zeichengerät, 18 Oper, 19 militärische Bezeichnung, 20 Dichtungsart, 21 Gift. (ch = 1 Buchstabe.)

Stiegenfüllrätsel.

B, B, C, C, D, D, H, H, L, L, L, M, M, N, N, N, P, P, P, R, R, R, R, R, R, R, R, T, T, T sind in die Figur einzusetzen. Die Wagerechten ergeben dann Begriffe von folgender Bedeutung:

1.	A									
2.	A									
3.	A		A							
4.	A		A							
5.	A			A						
6.	A		A		A					
7.		A		A		A				
8.	A			A				A		
9.		A		A		A			A	
10.		A		A			A			A

1. Selbstlaut, 2. Flächenmaß, 3. Papageienart, 4. Stadt in Neu-Rumänien, 5. Opferstätte, 6. Berg in Asien, 7. Vorgebirge, 8. Spanisches Bauwerk, 9. Nordische Stadt, 10. Schachmeister.





Sprichwörterrätsel.

Oft wirft ein kleiner Stein einen großen Wagen um.
Wer nichts Gutes tut, tut schon Böses genug.
Das Pferd ist oft gescheiter als sein Reiter.
Wer vergnügt ist, bedarf nicht viel.
Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.
Mit der Peitsche treibt man den Hunger nicht aus.
Was nicht ist, kann noch werden.

Wenn man jedem der vorstehenden Sprichwörter ein Wort entnimmt, ergibt sich wiederum ein bekanntes Sprichwort.

Verwandlungsrätsel.

Rund	Rund	Rund	Rund
Kora	Saum	Ziel	Bari

Durch stufenweises Ändern (jedesmal ein Buchstabe) sind in den nebenstehenden Reihen aus dem Worte Rund die vier Wörter Kora, Saum, Ziel, Bari zu bilden.

Rösselsprung.

	un	ter	saum	ma	pur	rot	
mai	und	fel	pur	den	hol	let	früh
baum	lich	fre	der	chen	ling	und	und
wie	en	strah	ap	ü	weiß	de	der
let	nen	lieb	wölf	nach	wie	ten	gold
lich	sen	len	ber	er	wie	blu	gall
fin	der	tö	die	nen	ti	laut	duf
	schlägt	grü	lie	all	men	hell	

Versteckrätsel.

Eskorte — Handwerker — Ladendiener — Eberhard — Hermelin — Zehntausend — Flußarm — Alsberg — Eisenbahn — Redner — Reichtum.

Aus den vorstehenden Wörtern sind 11 Silben herauszusuchen, die, aneinandergereiht, von vorn nach hinten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Füllrätsel.

s t e	Münze
. s t e	Stadt in der Rheinprovinz
. . s t e . . .	Wasserbehälter
. . . s t e . .	Ort in Tirol
. . . . s t e .	Steuerbuch
. . . . . s t e	Krustentier

Die Wörter von der nebenstehenden Bedeutung erhält man durch Einordnen der folgenden Buchstaben: a a a a e f g g h i i i k k l l n n n o r r r r t t u u z.

Abstrichrätsel.

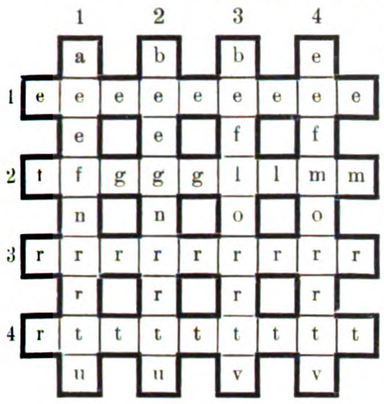
Ei, seht die noble Dame, trägt stolz auf ihrem Kopf
Den eignen Mann von Adel, fehlt ihm der Fuß und Schopf.

Das Farbenwunder auf der Leipziger Frühjahrsmesse.



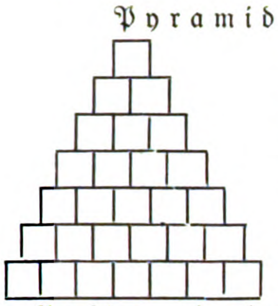
In der sonst so nüchternen Textilmustermesse im Grassimuseum blühte in tausenden leuchtenden Farben die „Welt in Wolle". Gegen das Vorjahr bedeutend erweitert, war die Gesamtausstellung „NWK."-Wolle eine Musterleistung moderner Ausstellungskunst, die wohl kaum noch überboten werden kann, auch nicht auf irgend einer großen Weltausstellung. – Die Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei in Verbindung mit der Sächsischen Wollgarnfabrik vorm. Tittel & Krüger A.-G., Leipzig und der Kammgarnspinnerei Wernshausen sowie noch anderer gleichartiger Betriebe zu einem der größten deutschen Industrie-Konzerne angewachsen, hatten hier ein Werk von ungeheurer wirtschaftlicher Bedeutung geschaffen. Der zum Einkauf weilende Fachmann fand eine unerschöpfliche Auswahl von „NWK"-Wollgarnen aller Qualitäten, Farben und Verwendungsarten und von Fabrikaten aus „NWK"-Wolle. Er empfing die wichtigsten Anregungen, seine eigenen Läger zeitgemäß zu ergänzen und damit seinen Abnehmerkreis zu pflegen und zu vergrößern. Die vielen Tausende von Besuchern, die die „Welt in Wolle" außerdem in allgemeinem Interesse für dieses Muster moderner Werbekunst besichtigten, bezeichneten sie als die Sensation der Frühjahrsmesse. Sie waren überwältigt von der Fülle und der Art des Gebotenen. Vorbildlich war wiederum der Werdegang der Wolle vom Vließ des Merinoschafes bis zum edelsten Erzeugnis der verarbeitenden Industrien dargestellt. Diese Fabrikate, waren es nun Wollgarne, Wollstoffe, Kleidungsstücke, Strickwaren, Strümpfe, Gobelins, Teppiche, Handarbeiten, zeigten sich dem Publikum in den zwei Riesenräumen in vorbildlicher Weise angeordnet und gaben das getreue Abbild der leitenden Grundsätze der „NWK": „Sehet, das ist deutsche Art, das vermag deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz und deutsche Ausdauer. So kommt Deutschland durch die Leistungen seiner Industrien wieder zur verdienten Weltgeltung, und so möge jeder Verbraucher im Inland durch die Bevorzugung der „NWK"-Wolle dazu beitragen, diese Bestrebungen auf seine Art zu fördern." G. D.

Gitterrätsel.



Wenn die Buchstaben in nebenstehender Figur richtig geordnet sind, ergeben sich für die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter. Diese bedeuten: 1 Wetterglas, 2 Stielbrille, 3 jenseitiger Läuterungsort, 4 kaufmännischer Beruf.

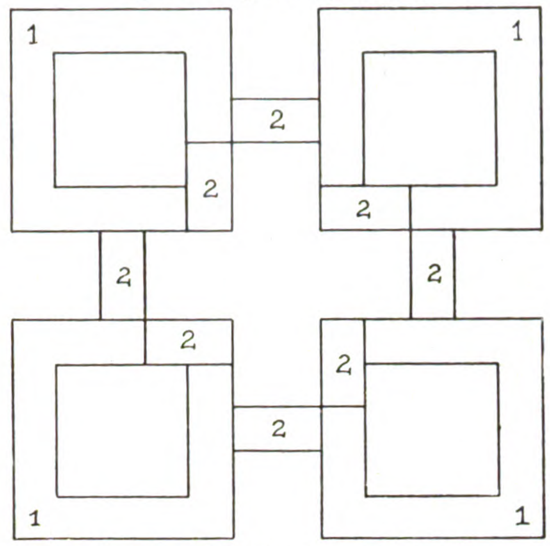
Pyramidenrätsel.



Buchstabe
Vorwort
Englische Insel
Deutscher Fluß
Vogel (auch Name)
Stadt auf den Philippinen
Italienische Stadt

Aus jedem vorhergehenden Wort ist unter Hinzufügung eines Buchstabens, wobei die Stellung der Buchstaben verändert werden kann, ein neues Wort zu bilden.

Zerlegaufgabe.



Die einzelnen Teile obiger Figur sind so zusammenzustellen, daß zwei gleich große, in ihrem Aufbau miteinander symmetrische Quadrate entstehen.

Zweisilbig.

Die „eins-zwei" ist ein Dokument,
Das des Patriziers Ahnen nennt.
„Zwei-eins", mitunter auch sehr alt,
Siehst du im Garten und im Wald.

Geheimschrifträtsel.

1 13 7 — 5 13 7 8 9 10 13 7 — 5 11 9 10 4 — 8 13 17 7 — 16 17 14 14 13 — 18 3 2 8 15 — 6 7 1 — 12 14 13 17 7

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen; diese ergeben dann ein Zitat aus „Wallensteins Tod". — Schlüsselwörter: 1 2 3 4 5 6 7 1 Stadt in Westfalen, 8 9 10 11 6 12 13 14 Spielgerät, 15 16 13 17 Zahl, 15 6 18 Kanton.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4283.

Oster-Silbenrätsel: 1 Charybdis; 2 Rio de Janeiro; 3 Igel; 4 Schwarzbach; 5 Tibbu; 6 Isolde; 7 Seetang; 8 Tivoli; 9 England; 10 Rousseau; 11 Sippe; 12 Treber; 13 Adolf; 14 Nitroglyzerin; 15 Devise; 16 Ezzolied; 17 Noten; 18 Anna; 19 Urlaub; 20 Schweden; 21 Donatello; 22 explosiv; 23 Restaurant; 24 Van de Velde; 25 Empedokles; 26 Regulus; 27 Windei; 28 Elle; 29 Sommer; 30 Ulysses; 31 Naxos; 32 Getto; 33 Stuppach. — Christ ist erstanden aus der Verwesung Schoß! Reißet von Banden freudig euch los!

Einsetzrätsel: **A**st, **U**hr, **F**aß, **E**is, **R**ohr, **S**and, **T**isch, **E**rz, **H**aus, **U**hr, **N**acht, **G**old. — Auferstehung.

Mischrätsel: Chur, Akt, Eid, Gnom. — Die guten Gedanken kommen immer hinten nach. — Mitte, Achmed, Norm, Neid, Hunnen, Egge, Inn, Mekka. — Mannheim.

Magisches Quadrat: Kabel, Adele, Besen, Elend, Lende.

Mit Recht: Reblaus.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber, Leipzig

NR. 4285. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 28. APRIL 1927

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe. ★ Fortsetzung auf nächster Seite.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden
Hotel Atlantic. Gegenüber dem Kurhaus und Theater.
Hotel Augustabad. Gutbürgerliches Haus.
Hotel Badischer Hof. Das führende Bade- und Kurhotel. Eig. Thermalquellen. Großer Park.
Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.
Hotel Drei Könige. Familienhotel mit jedem modernen Komf.
Hotel Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.
Holland Hotel. Das erstklassige Familienhotel. Jahresbetrieb.
Hotel Messmer. Haus ersten Ranges gegenüber dem Kurhaus.
Hotel Müller. Nächst Kurhaus. Fließ. Wasser in den Zimmern.
Hotel Regina. Vornehmes Familienhotel mit fließ. Wasser.
Hotel-Restaurant Schweizerhof. Gutbürgerliches Haus.
Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.
Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.
Kurhotel Früh. Das erstklassige u. moderne Höhenhotel.
Pension Luisenhöhe. Großes Haus in schönster Lage.

St. Blasien
800 m ü. d. M. Klimatischer Jahreskurort. Auskünfte erteilt Städtische Kurverwaltung.
Hotel Hirschen. Gutbürgerliches Haus. Anerkannt gute Küche.

Donaueschingen
Solbad und Höhenluftkurort.

Bad Elster
Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.
Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.
Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.
Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.
Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk 9.— an.
Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Freudenstadt
im Schwarzwald.
Hotel Adler. Vorzügliche Verpflegung. Zimmer m. fließ. Wasser.
Wald- u. Kurhotel Stokinger. Feinbürgerliches Haus. Prächtig am Hochwald gelegen.
Schwarzwald-Hotel Waldlust. Das schönstgelegene Hotel im Schwarzwald. Vorzügl. Verpfleg.
Konditorei u. Café Sackmann. Eigene Konditorei. Im Zentrum des Kurlebens.

Herrenalb
Kurhotel Sonne. Bekannt für Küche und Keller.
Posthotel. Haus I. Ranges. Großer schattiger Garten.

Bad Homburg v. d. H.
Villa Meteor. Familien- und Kurpension. Gute Verpflegung.

Kissingen
Villa Elsa. Gut empfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Bad Lausick hilft Dir
gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven-, Herz-, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim
Eleonoren-Hospiz. Vornehmes Familienh. Das ganze Jahr geöff.

Bad Reichenhall
Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Salzuflen
Hotel Fürstenhof A.-G. Haus allerersten Ranges. Direkt am Kurpark.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle
Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma.

Schönwald
Hotel Villa Sommerberg. Altbekanntes Familienhotel.

Titisee
Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Triberg
Hotel und Pension Sonne. Das Haus der guten Küche.
Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust. Schönste, ruhigste und staubfreieste Lage.

Bad Warmbrunn
Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

Wiesbaden
Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.
Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.
Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.
Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.
Hotel- und Badehaus Zwei Böcke. Eigene Thermalquellen.
Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.
Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.–.

OBERBAYERN

Berchtesgaden
mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.
Hotel Pension Bahnhof. Gegenüber Bahnhof und Hauptpost.
Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.
Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.
Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.
Pension Schönfeldspitze. Idealer Erholungsaufenthalt.
Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.
Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Garmisch-Partenkirchen
Hotel Drei Mohren. Gutbürgerliches Haus in zentraler Lage.
Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Mittenwald
Hotel und Pension Karwendel. Vornehmes erstklassiges Haus.
Pension Hoffmann. Bestbekanntes Haus. Sehr schöne Zimmer.

Murnau
Café und Konditorei Andreas Herrschmann. Erstklass. Konditoreiwaren. Gemütl. Aufenthalt.

Prien
Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.
Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.
Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.
Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

HARZ

Alexisbad
Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt
Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Gute Bahnverbindung. Auskunft d. die Kurverwaltung.
Hotel Dessauer Hof. Behaglich eingerichtet. Gasträume.
Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.
Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.
Sanatorium Dr. Rosell. In schönster Waldgebirgslage.

Blankenburg am Harz
Hotel Weißer Adler. Vornehmstes Haus am Platze.
Hotel Pension Kaiser Wilhelm. Größtes Haus am Platze.

Braunlage
Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.
Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.
Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.
Haus Hütteberg. Pension Mk. 8–10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld
Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Elend bei Schierke
Witte's Hotel Waldmühle. Gute Unterkunft und Verpflegung.

Gernrode (Harz)
Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.
Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.
Ottobad „Das Seebad i. Harz". Einziges Mineralfreischwimmbad in Deutschland. Eigener Restaurationsbetrieb.

Hahnenklee
Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.
Hotel und Kurhaus. Hotel I. Ranges. Neuester Komfort.
Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.
Villa Marie. Altbekannt ruhiges, vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg
Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.
Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.
Hotel Radau. Mit allem Komfort.
Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.
Hotel Viktoria. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser.
Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.
Kurhotel Juliushall. Nächst den Bädern, inmitten großen Parkes.
Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Luftkurort Lautenthal
Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Bad Lauterberg
Hotel und Pensionshaus Wiesenbekerteich. Ruhige ideale Lage. Großer Gebirgssee.

Bad Sachsa
Kurverwaltung. Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort, Wintersport und Winterkurort.
Berghotel Ravensberg. Pensionshaus mitten im Walde.
Hotel Ratskeller. Alte deutsche Zimmer. Gute u. reichl. Verpfl.
Hotel Schröder. Gutbürgerliches Haus. Das ganze Jahr geöffnet.
Kurcafé u. Konditorei. Einziges Café am Platze mit groß. Garten.

Schierke
Hotel Fürst zu Stolberg. Zimmer mit voller bester Verpflegung Mk. 9.—. Eigentümer Georg Schwarz.
Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.
Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.
Pension Assmann. Zentralheizg.

Suderode
Grauns Hotel und Pension. Altbekannt gutbürgerliches Haus.
Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)
Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode
Hotel Weißer Hirsch am Markt. Erstes u. ältestes Haus am Platze.
Kurhotel Lindenberg. Beste staubfreie Lage am Walde.

ERZGEBIRGE

Dresden
Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Ruhigste Lage des Zentrums. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)
Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.
Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberbärenburg
Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

Oberwiesenthal
Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer.

THÜRINGEN

Eisenach
Der schönste Thüringer Fremdenort am Fuße der weltberühmt. Wartburg. Kurpark. Volle Pens. ab Mk. 6.-
Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda
Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.
Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.
Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.
Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.
Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.
Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.
Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Inselsberg
Hotel Gotha. Großer Inselsberg. 916 m ü. M. 120 Betten. 12 Garag.

Bad Liebenstein
Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.
Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.
Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.
Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.
Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.
Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.
Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Oberhof i. Th.
800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.
Haus in der Sonne.. Pension I. R. Zimmer mit fließ. Wasser.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.
Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.
Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.
Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen
bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.
Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz
Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.
Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.
Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Kurverwaltung. 800—1250 m ü. M. Höchstgelegener Wintersportplatz Preußens.
Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.
Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.
Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.
Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.
Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.
Pension Brunhilde. Bestempf. Haus. Direkt im Walde.
Pension Hubertus. Bestempf. Haus. Direkt am Walde.
Pension Villa Most. Schöne staubfreie Lage, großer Garten.
Schweizerhaus. Bestempfohlenes Haus. Zentralheizung.

Hermsdorf (Kynast)
Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Dreihaupt's Hotel an der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.
Pension und Konditorei Concordia. Zentral gelegen.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.
Hotel Josephinenhütte. Treffpunkt der vornehmen Welt.
Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.
Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.
Hotel zum Zackenfall. Gutbürgerliches Haus. Altdeutsche Bierstube. Zackenfall-Lichtspiele.
Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.
Lucasmühle, altschles. Gaststätte, sehenswerte Bauart.
Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanstalt für innerliche Krankheiten.
Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Seidorf (Riesengebirge)
Hotel und Pension Hainbergshöh. Im eigenen Wald gelegen.

OSTSEEBÄDER

Ahlbeck
Hotel u. Rest. Ahlbecker Hof. Am Strande. Bequ. Bad. v. Haus aus.

Arendsee
Kurhaus mit Sieglinde. Erstklass., dir. v. d. Landungsbrücke.

Bansin
Das deutsche Familienbad.
Hotel Laetitia. Pension I. R. Auto im Hause. Tel. Heringsdorf 473.
Hotel Reichskanzler und Villa Reichshof. Altbekanntes Familienhotel. Fernruf 384.
Haus Aegier. Christl. Pension. Strandpromenade Ecke Seestraße.
Haus Kehrwieder. Haus I. Rang. 1 Min. v. Str. Das ganze Jahr geöff.
Pension Runge. Direkt an der Strandprom. Das ganze Jahr geöff.

Brunshaupten und Arendsee
Meckl. größte und schönste Zwillingsbäder. Herrliche Waldungen. Alle neuzeitlich. Badeeinrichtungen. 1926: 27 000 Kurgäste. Prospekte durch die Badeverwaltung von Brunshaupten und die Badeverwaltung von Arendsee.

Auskünfte des Verkehrsvereins Brunshaupten. Fernr. 46. Empfehlenswerte Häuser:

Brunshaupten
Hotel Chr. Kreins. Tel. 26. Autogaragen. (Bitte auf Firma achten.)
Hotel Krone und **Pension Alt-Heidelberg.** Fernruf 46.
Hotel Lindengarten. Staubfreie Lage. Mäß. Preise, dir. am Wald.
Hotel und **Pension Rheinland.** Altbek. Haus dir. am Walde u. See.
Hotel Rusch mit Nebenhäuser Westphalia u. **Weidmannsruh'.**
Hotel Westphal. Prachtvolle Lage am Park. Das ganze Jahr geöff.
Pension Juwel. Direkt am Strande, Wald u. Landungsbrücke gel.
Schloßhotel. Beste Lage am Strande. Aller Komfort.

Graal
Hotel und Fremdenheim Haus Grahl. Bestempfohlene Häuser.

Heringsdorf
Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.
Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.
Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Warnemünde
Hotel Pavillon. Volle Pension Mk. 9.50. Badegel. v. Hotel aus.
Hotel Reichshof. Feinbürgerlich. Haus. Gr. schöne Zimm. m. Balk.
Stralendorfs Hotel. Dir. a. Meer u. Strandprom. Winter geöffnet.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad
Das erste Moorbad der Welt. Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung. Badeeröffnung 18. April.
Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhaus.
Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.
Hotel Post. I. Ranges. Zentral gelegen. Zentralheizung.

Savoy-Hotel, St. Leipzig. Gegenüber dem Kurpark. Pension von 50 Kr. aufwärts.
Spiegl's Hotel Atlantis. Restaurant rituell. Garagen. Fernsprecher 114.

Karlsbad
Grand Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.
Hotel Imperial. Das führende Etablissement am Platze.
Hotel Kroh. Haus I. Ranges. Neben dem Kurhaus und Quellen.

Marienbad
Hotel Egerländer. I. Ranges. Bäder und fließendes Wasser.
Hotel Esplanade. Führendes Haus. Alle Zimmer fließendes Wasser.
Hotel Leipzig. Fließendes Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.
Hotel Stern. Erstklassiges Haus. Bekanntes vorzüglich. Restaurant.
Hotel Wagner. Bestbekanntes Haus. Fließendes Wasser.
Grand-Hotel Klinger. An der Hauptpromenade mit den dazu gehörigen Häusern: **Schloß Miramare und Helvetia.**
Palast-Hotel Fürstenhof. Hotel New York. Fließ. Wasser.
Etablissement Bellevue. Bekanntes Café-Restaurant.
Höhencafé und Hotel Rübezahl. Großes Café. Herrl. Höhenl.

ÖSTERREICH

Bad Gastein
Grand-Hotel „Gasteiner Hof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.
Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.
Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder.
Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig, Zentralheizung.
Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.
Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Pörtschach am Wörthersee
Europas wärmstes Alpenseebad und klimatischer Kurort. Auskünfte durch die Kurkommission.

Innsbruck
Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden
Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa
Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.
Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.
Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.
Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.
Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.
Hotel-Pension Hof Arosa. Erstes vorzügl. gelegenes Ferienhaus. Beste Verpflegung.
Hotel Seehof. Bestbekanntes Familien- und Sporthotel.
Kurhaus Surley. Idealer Aufenth.
Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.
Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Basel
Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.
Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.
Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.
Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.
Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.
Hotel Schweizerhof, Führendes Haus I. Ranges.
Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.
Savoy-Hotel mit Universe. Haus I. Ranges. Aller neuzeitlicher Komfort.

Brunnen
Hotel und Pension Hirschen. Direkt am See. Neu renoviert.

Chur
Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4285. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 28. April 1927.

Fortsetzung von vorhergehender Seite.

Allgemeine Notizen.

Das Bayrische Staatsbad Steben (Frankenwald) hat eine neue Werbeschrift herausgegeben, die über alles, was der Kurgast wissen muß, unterrichtet. Die Werbeschrift enthält auch eine Preistafel; sie ist durch die Staatliche Badeverwaltung jederzeit kostenlos zu haben.

Das herrlich gelegene Thermalbad Hofgastein vollkommen südlich-alpinen Charakters (870 m ü. M.) findet auch wegen seiner berühmten Heilquelle immer mehr Zuspruch. Die im Vorjahr eingeführte Wohnungsliste mit genauen Preisen für Unterkünfte, Pension, Einzelmahlzeiten usw. hat sich außerordentlich gut bewährt, wird stark verlangt und auf Wunsch samt illustriertem Prospekt „L 27" von der Kur-Kommission versandt.

Zur Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Durch die Verschiebung der Inkraftsetzung der neuen Quoten des amerikanischen Einwanderungsgesetzes um ein Jahr werden auch im amerikanischen Fiskaljahr vom 1. Juli 1927 bis zum 30. Juni 1928 wiederum etwa 51 000 Deutsche zur Einwanderung in die Vereinigten Staaten zugelassen. Gegenwärtig nehmen die amerikanischen Konsulate in Deutschland Anträge auf Erteilung des amerikanischen Einwanderungs-Sichtvermerkes im allgemeinen nur von Angehörigen der bevorzugten Kategorien entgegen. Das sind Blutsverwandte von amerikanischen Bürgern, Landwirte und landwirtschaftliche Arbeiter. Für alle übrigen Personen ist die Entgegennahme von Anträgen auf Erteilung des amerikanischen Einwanderungs-Sichtvermerkes zur Zeit gesperrt. Bei der großen Nachfrage wird jedoch damit zu rechnen sein, daß nach Wiederbeginn der Entgegennahme von Anträgen von nicht zu den bevorzugten Kategorien gehörenden Personen die Zahl der sich Meldenden so groß ist, daß die Vormerklisten in kurzer Zeit wieder geschlossen werden müssen. Es ist daher allen Interessenten zu empfehlen, sich bereits jetzt mit den Vertretungen der Hamburg-Amerika Linie in Verbindung zu setzen, die alle Interessenten verständigt, sobald wieder Anträge auf Erteilung von Sichtvermerken von nicht bevorzugten Personen entgegengenommen werden.

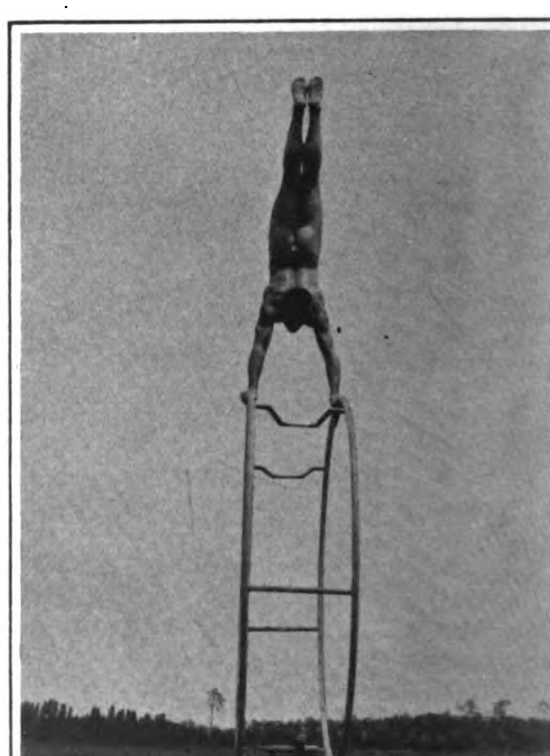
Böcklin-Jahrhundertausstellung in Basel. Am 16. Oktober d. J. sind hundert Jahre verflossen, daß Arnold Böcklin in Basel geboren wurde. Die Vaterstadt des Meisters wird sein hundertstes Geburtsjahr nicht vor-

übergehen lassen, ohne seiner würdig zu gedenken. In der Basler Kunsthalle findet bis zum 6. Juni d. J. eine große Böcklin-Jahrhundertausstellung statt, die seine entscheidenden Werke vereinigt. Für das Zustandekommen dieser Ausstellung waren alle in Betracht kommenden Museen des In- und Auslandes bemüht, vornehmlich die Nationalgalerie in Berlin, ohne deren hervorragende Böcklinschätze wohl kaum ein vollständiges Bild vom Schaffen Böcklins geboten werden konnte. Es ist der Ausstellungsleitung aber auch gelungen, den privaten Böcklinbesitz Deutschlands, Hollands, Österreichs und der Schweiz weitgehend für diese Schau zu gewinnen.

Deutsche Filmwerbung in England. Der von den Döring-Film-Werken in Hannover hergestellte „Bechstein-Kulturfilm" vom Werden eines Flügels hat bei seiner ersten Vorführung im London-Pavillon in Gegenwart des deutschen Botschafters, von Vertretern der englischen Regierung und der Stadt London, des Dichters Bernhard Shaw und von über 1400 Zuschauern großen Erfolg gehabt. Die Londoner Presse verfolgt den Film mit regem Interesse und brachte ausgezeichnete Kritiken. Der gleiche Erfolg zeigt sich auch im übrigen England.

Zellulose aus Maiskolben. Gründliche Versuche haben erwiesen, daß chemische Zellulose von sehr großer Reinheit aus Maiskolben gewonnen werden kann und gegenüber der Zellulose aus Holz und Baumwolle erheblich billiger ist. Die Maiskolben, die früher als Abfälle angesehen werden mußten, können nunmehr zur Rohstoffgewinnung für die Kunstseiden-, Papier-, Film- und Explosivstoff-Industrie verwandt werden. Wie bekannt wird, ist die aus Maiskolbenzellulose verfertigte Kunstseide von besserer Qualität als diejenige aus Holzzellulose und von ungefähr gleicher Qualität wie die aus Baumwollabfällen. Der Holzschliff, der nach dem Verfahren des ungarischen Erfinders Dr. Bela Dorner aus Maiskolben hergestellt wird, hat einen Gehalt an reiner Zellulose von 99,3 v. H. Für die Fabrikation einer Tonne chemisch reinen Zellstoffs sind drei Tonnen Maiskolben nötig gegenüber zweieinhalb Tonnen Holz. Die Kosten sind aber erheblich niedriger als für Holz. Das amerikanische Handelsdepartement hat sich denn auch bereits für die neue Zellulose lebhaft interessiert, da man hofft, auf diese Weise für die amerikanischen Maisfarmer große Vorteile zu erzielen. Dr. Dorner ist Leiter der Laboratorien der ungarischen Staatseisenbahnen.





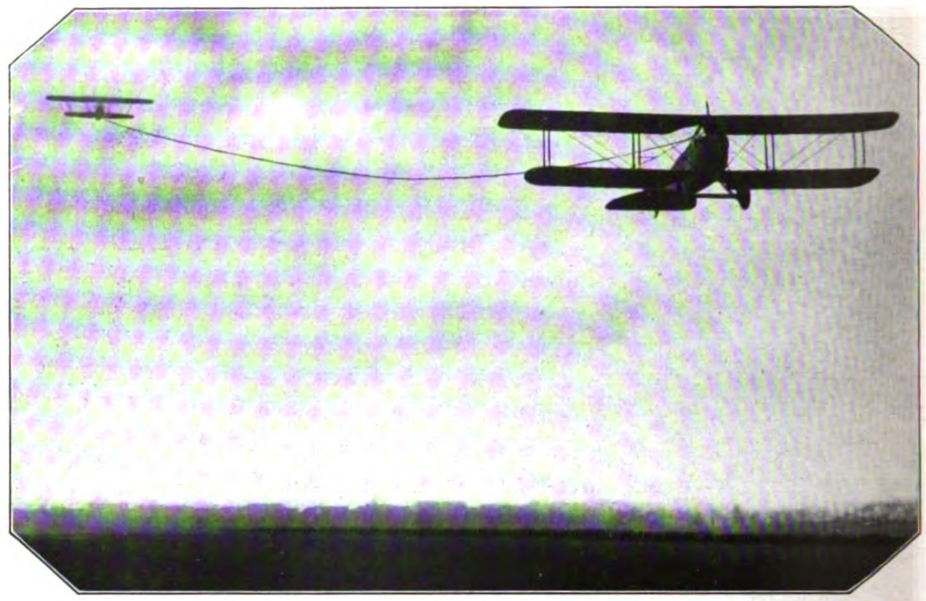
Illustrirte Zeitung



ERSTER FRÜHLINGSTAG

NACH EINEM TEMPERAGEMÄLDE VON GOTTFRIED BACHEM





Das Flugzeug mit Anhänger, eine neuartige Vorführung auf dem vom Mitteldeutschen Flugverband veranstalteten Flugtag in Kassel am 18. April: Der von den Raab-Katzenstein-Flugzeugwerken gezeigte Flug einer Motorflugmaschine mit einem durch ein 100 m langes Kabel angekuppelten motorlosen Segelflugzeug, das durch eine Ausklinkvorrichtung sich lösen und selbständig zur Erde gleiten kann.

Links oben: Von der Ausscheidungsfahrt für das Gordon-Bennett-Rennen der Freiballone: Vorbereitungen für den Aufstieg am ersten Ostertag auf dem Füllplatz Rhein-Elbe in Gelsenkirchen.

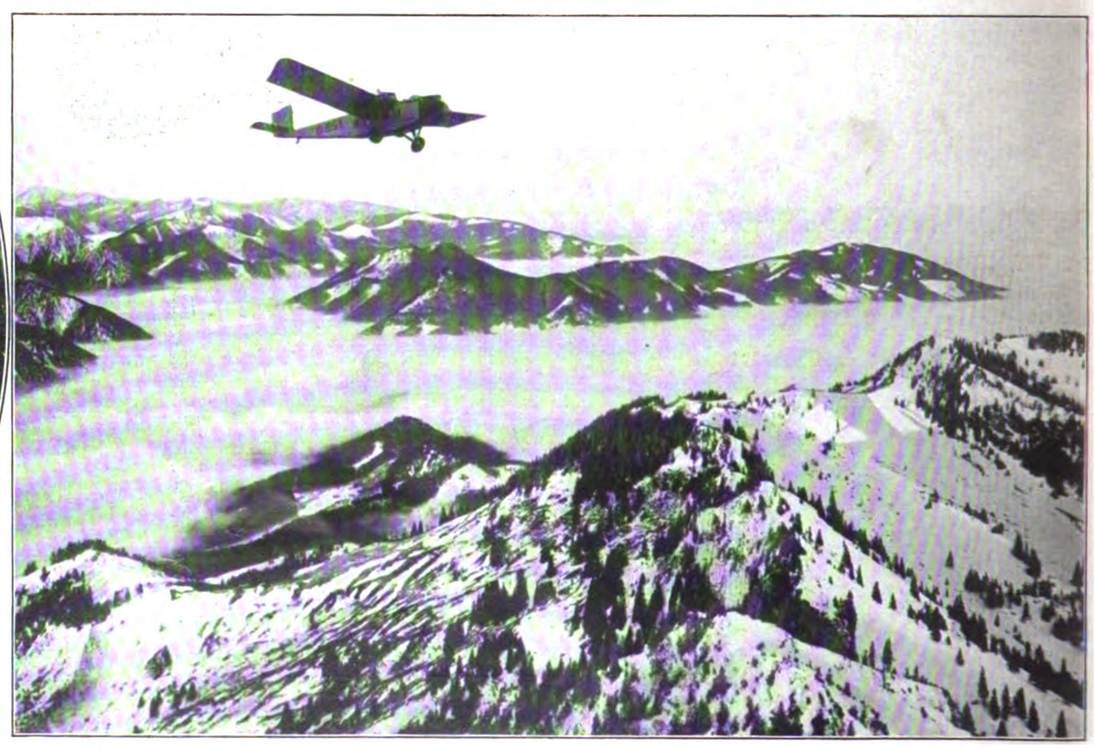




Der von evangelischen und katholischen Vertretern besuchte deutsche Kongreß für Kirchenmusik, der von der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Charlottenburg veranstaltet wurde und vom 19. bis zum 21. April währte: Professor Karl Thiel, der Direktor der Akademie, am Rednerpult.

Links Mitte: Von der zweiten Tagung für Frauen- und Mädchenturnen in der Stadthalle zu Hannover am 13. und 14. April: Turnerische Vorführungen der Hannoverischen Musterschule.





Links: Von der Einweihung einer von der Stadt Berlin gestifteten Erinnerungstafel für den Kirchenliederdichter Paul Gerhardt an dem alten Pfarrhaus von St. Nicolai in Berlin, wo er als Diakonus in den Jahren 1657 bis 1666 lebte: Propst D. Haendler bei der Weiherede am 17. April. — Rechts: Überquerung der Alpenkette durch ein deutsches Verkehrsflugzeug am 14. April: Das dreimotorige Rohrbach-Flugzeug „Roland" über den Alpen auf seiner Fahrt von München zur Eröffnung der Messe in Mailand.

DAS PROBLEM DER KULTUR

VON PROF. DR. GERHARD BUDDE

Das Wort „Kultur" stammt von dem lateinischen Wort „colere", das „bauen", „pflegen" bedeutet. „Wie wir den Acker bestellen, so belassen wir auch das ganze Dasein nicht in der vorgefundenen Lage, sondern suchen es durch Arbeit und Kampf weiterzubilden; in unsere Tätigkeit aber legen wir unsere Eigentümlichkeit hinein und bestärken sie damit. So bezeichnet die Kultur die Gesamtheit dessen, was der Mensch an Neuem besitzt und erzeugt, das Mehr seines Lebens und Seins gegen die bloße Natur." (Siebert, „Euckens Welt- und Lebensanschauung".)

Es handelt sich also bei der Kultur um die Bildung einer neuen Lebensstufe gegenüber der Natur, erreicht durch menschliche Tätigkeit. Die Geschichte der Menschheit zeigt nun, daß diese Tätigkeit in verschiedener Richtung erfolgt, und daß so verschiedene Arten der Kultur entstanden sind.

Wenn wir uns bei der geschichtlichen Betrachtung auf unseren westlichen Kulturkreis beschränken, so treten in diesem drei Arten der Kultur deutlich hervor, nämlich die künstlerische des Altertums, die ethische des Christentums und die dynamische der Neuzeit. Die erste wird beherrscht von der Idee der Formbildung, die zweite von der der Gesinnungserneuerung und die dritte von der der Kraftsteigerung. Im Griechentum bildet den Kern des Geisteslebens die Verbindung der von der Natur entgegengebrachten Elemente zu einem harmonisch gegliederten, von innerem Leben erfüllten Ganzen. Mit Hilfe der Form wird hier der Zerstreuung und Flucht der sinnlichen Eindrücke ein zusammenhängendes und beharrendes Weltbild abgewonnen. Als aber in dem menschlichen Kreise schwere Verwicklungen auftraten, wurde die Grundüberzeugung dieser Kultur, daß die Welt als ein herrliches Kunstwerk in der Hauptsache fertig sei und der Mensch sich diese Herrlichkeit nur anzueignen brauche, erschüttert.

Dieser Stimmungswandlung kam das Christentum entgegen. Ihm erschien im Gegensatz zu den Griechen die Welt in einem Stande größter Verwicklung, die nur durch eine sittliche Wiedergeburt, durch eine innere Erneuerung des Menschen und mit Hilfe göttlicher Liebe und Gnade überwunden werden könne. Nunmehr richtete der Mensch sein ganzes Sinnen und Denken auf eine jenseitige Welt. Die Neuzeit wieder machte die Steigerung des irdischen Lebens ins Unermeßliche zu ihrer Hauptaufgabe und setzte der religiösen Hinwendung zu einer jenseitigen Welt ein gesteigertes Kraftgefühl und Wirken in der diesseitigen Welt entgegen.

Dadurch hat die moderne Kultur gewaltige Leistungen hervorgebracht und ungeahnte Höhen erklommen, aber obgleich sie so das Leben wesentlich weitergebildet hat, wurden doch auch bald an ihr Schranken bemerkbar, die den Menschen zu keiner wahren Befriedigung kommen ließen. Er merkte bald, daß in dieser Kultur über die äußeren Erfolge die Seele vernachlässigt wurde. So vermochten alle drei erwähnten Arten der Kultur das Problem der Kultur nicht in vollem Sinne zu lösen.

Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß man an dem Wert der Kultur überhaupt zu zweifeln anfing. Angriffe auf sie erfolgten vornehmlich von der Religion, der Moral und dem Glücksproblem aus. Die Religion nahm Anstoß an der Steigerung des menschlichen Selbstbewußtseins durch die Kultur. „Ein frommer Sinn sah in dem Verlangen der Menschheit nach voller Selbständigkeit und Selbsttätigkeit ein Überspannen menschlichen Vermögens, ein Überschreiten naturgewiesener Schranken, einen übermütigen Frevel. Einer solchen Denkweise erschienen die Mißstände der Kultur leicht als eine Strafe für menschlichen Hochmut." Man denke nur an den babylonischen Turm, der zum Himmel führen soll, auch an die Prometheussage und an die Faustlegende.

Die Moral machte der Kultur zum Vorwurf, daß sie die Einfachheit und den festen Zwang der Sitte zerstöre, daß sie ferner auch mit der Steigerung der Kraft in dem Menschen eine schrankenlose Selbstsucht erwecke und dadurch die Genußsucht steigere, daß sie endlich Scheinwesen und Heuchelei befördere, indem sie den Menschen von seiner Umgebung und ihrem Urteil abhängig mache.

Vor allem aber rief die Frage des Glücks Zweifel an der Kultur hervor. „Die Kultur verlangt unsägliche Mühe und Arbeit und pflegt sie keineswegs mit reiner Freude zu lohnen, sie erzeugt unbegrenzte Wünsche und macht den Menschen immer begehrlicher, sie verflicht ihn mit fernen und fremden Dingen und läßt ihn darüber das Eigene und Nahe vergessen; so scheint sie den Menschen immer weiter von seinen natürlichen Grundlagen zu entfernen und sein Dasein ins Künstliche zu gestalten." Diese kulturfeindliche Stimmung hat in der Neuzeit wohl am leidenschaftlichsten Rousseau zum Ausdruck gebracht mit seinem Rufe: Zurück zur Natur! Er glaubt, daß mit der fortschreitenden Kultur alle Natur, alles Gute und alle Eigentümlichkeit verschwunden seien.

So ist der Glaube an das alleinseligmachende Vermögen der Kultur schwer erschüttert; es fehlt ein gemeinsames Kulturideal, das die Menschen zusammenhalten und ihr Handeln in sichere Bahnen lenken könnte. Wenn dies überhaupt erreichbar ist, so bedarf es dazu vor allem einer Klärung des Verhältnisses von Mensch und Kultur.

Darüber gehen aber die Meinungen bis in die Gegenwart weit auseinander. Nach der einen Ansicht ist die Kultur nur als ein Mittel für das menschliche Wohlsein anzusehen, nach einer anderen ist sie Selbstzweck und der Mensch nur ihr Werkzeug, und nach einer dritten ist der Mensch der Schöpfer und Träger der Kultur und sind oder sollen vielmehr beide, Mensch und Kultur, Mittel zu einer inneren Höherentwicklung der Menschheit sein.

Die erste Ansicht hat in unserer Zeit besonders durch den Sozialismus weite Verbreitung gefunden. Nach ihr ist die Leistung für das menschliche Befinden, für des Menschen äußeres Wohlergehen der Kern und die treibende Kraft des Kulturlebens, und das Ziel des Strebens soll sein, Härten zu mildern, Not zu heben und Lust zu verbreiten. Für die Kulturentwicklung ist jedoch die innere Hebung des Menschen entscheidend; diese muß ihr Ziel sein. Wenn die Steigerung des äußeren Wohlseins der Menschen ihr letztes Maß werden würde, wäre ein klägliches Sinken der Kultur unvermeidlich.

Die Vertreter der zweiten Ansicht, daß nämlich der Mensch ein bloßes Werkzeug der Kultur sei, verlangen dementsprechend eine Erhebung der Kultur zu voller Selbständigkeit und die Herabsetzung des Menschen zu einem bloßen Mittel ihrer Entfaltung. Wenn auch der Mensch dabei scheinbar erniedrigt werde, so wachse er doch innerlich, indem er alle Sorge um das eigene Befinden ablege und dadurch eine innere Größe erweise.

Die beiden bedeutendsten Vertreter einer solchen Ansicht sind Hegel und, wenn auch mit anderer Begründung, Spengler. Bei Hegel löst sich die Kultur vom Menschen gänzlich ab und geht unbekümmert um ihn und unbeeinflußt von ihm ihren eigenen Weg. Ähnlich ist das Verhältnis von Mensch und Kultur bei Spengler. Spengler leugnet, daß die Kulturkrise, in der wir uns befinden, überhaupt überwunden werden kann. Sie ist seiner Meinung nach eine notwendige Folgeerscheinung einer nach unabänderlichen Gesetzen ablaufenden Entwicklung aller Kulturen, der der Mensch machtlos gegenübersteht. Deshalb hat es nach ihm auch keinen Zweck, sich um ihre Überwindung zu bemühen; man muß sich vielmehr mit ihr als mit etwas Unabwendbarem abfinden. Der Mensch mag tun, was er will; die Kultur geht den ihr vorgeschriebenen Weg. „Wir können es nicht ändern," sagt Spengler in seinem Werk „Der Untergang des Abendlandes", „daß wir als Menschen des beginnenden Winters der vollen Zivilisation und nicht auf der Sonnenhöhe einer reifen Kultur zur Zeit des Phidias oder Mozart geboren sind. Es hängt alles davon ab, daß man sich diese Lage, dieses Schicksal, klar macht und begreift, daß man sich darüber belügen, aber nicht hinwegsetzen kann." So wird auch bei Spengler der Mensch zu einem bloßen Werkzeug und Opfer der Kultur.

Mit Recht ist gegen diese Kulturauffassung geltend gemacht worden, daß, ihre Richtigkeit angenommen, doch eigentlich nichts den Menschen bewegen könnte, an einer Kultur mitzuarbeiten, die an seinem Wohl und Wehe nicht den mindesten Anteil nimmt, und auf deren Entwicklung er keinerlei Einfluß gewinnen kann.

Aus solcher Erwägung heraus wird deshalb von anderer Seite der Standpunkt vertreten, der Mensch sei nicht ein bloßes Werkzeug, sondern vielmehr der Träger und Schöpfer der Kultur; erst wenn die Menschen müde und matt würden, begänne auch die Kultur zu altern und greisenhaft zu werden.

Hervorragende Vertreter dieses Standpunktes sind Nietzsche und Eucken. Für sie ist der Mensch nicht ein bloßes Werkzeug der Kultur, sondern ihr Mitschöpfer, und deshalb kann er nach ihnen auch auf die Weiterentwicklung der Kultur Einfluß gewinnen. Nietzsche und Eucken stimmen mit Spengler darin überein, daß die Kultur der Gegenwart greisenhaft und wesenlos ist, und üben an ihr schärfste Kritik. Nietzsche behauptet, ebenso wie Spengler, daß unsere Zeit eine eigentliche Kultur überhaupt nicht besitze, daß wir statt einer Kultur nur eine „stilisierte Barbarei" hätten. Unsere Kultur gleiche einer dauernden „Weltausstellung" oder einem „Karneval großen Stils"; sie sei ein Schimmern und Aufblitzen zahlloser Steinchen und Stückchen, die man früheren Kulturen abgeborgt habe; alles in ihr sei ungehöriger Prunk, nachgeäffte Bewegung, angemaßte Äußerlichkeit; sie sei ein Kleid in bunten Fetzen für die Nackten und Frierenden.

Nicht minder scharf erkennt und tadelt auch Eucken die Zerrissenheit unserer Kultur. (Siehe sein kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges erschienenes Buch „Zur Sammlung der Geister".) Zu der allgemeinen geistigen Verworrenheit gesellt sich, wie Eucken hervorhebt, ein für unsere Kultur noch viel verhängnisvollerer Tiefstand auf moralischem Gebiete. Unsere Kultur ist sittlich angefault. Das ganze Leben ist veräußerlicht und hat keine Tiefe mehr. So ist ein Zerrbild der Kultur entstanden.

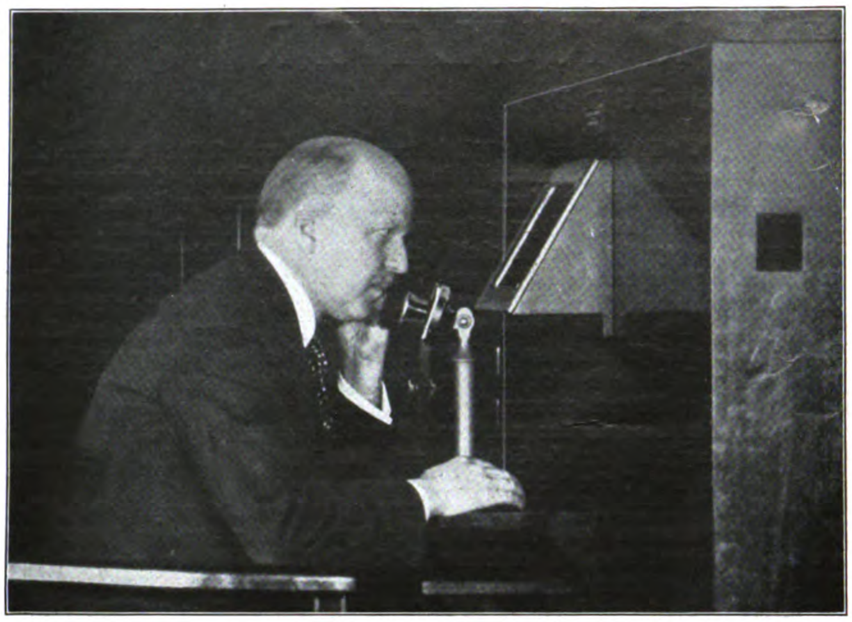
Spengler, Nietzsche und Eucken haben also das gemeinsam, daß sie alle die Kulturlage unserer Zeit mit scharfen Worten verdammen, aber über deren Ursache und Weiterentwicklung sind sie verschiedener Ansicht. Während Spengler lehrt, daß diese Kulturlage das Ergebnis einer nach morphologischen Gesetzen mit Notwendigkeit erfolgenden Entwicklung ist, deshalb unabwendbar war und auch nicht überwunden werden kann, sondern unaufhaltsam zum Untergang des Abendlandes weiterführen muß und wird, vertreten Nietzsche und Eucken die Meinung, daß sie durch eine falsche geistige und seelische Einstellung der Menschen verursacht ist, durch eine andere Einstellung aber erneuert und durch eine wesenhaftere Kultur ersetzt werden kann. Über die Wege, die zu einer solchen Hebung der Kultur eingeschlagen werden müßten, denken allerdings dann auch Nietzsche und Eucken wieder verschieden.

Nach Nietzsche bedarf es dazu der Feststellung, „wieweit die Dinge eine unabänderliche Artung und Gestalt haben, um dann, wenn diese Frage beantwortet ist, mit der rücksichtslosesten Tapferkeit auf die Verbesserung der als veränderlich erkannten Seite der Welt loszugehen". Nietzsche hält also dafür, daß zwar der Mensch nicht allein die Kultur schafft, aber daß er sie mitschafft. Er hatte diese Überzeugung nicht immer; auch er hat Zeiten gehabt, in denen er an der Möglichkeit einer Überwindung der Kulturkrise verzweifelte. Aber das waren bei Nietzsche doch nur vorübergehende Stimmungen, aus denen er sich schließlich immer wieder zu der Ansicht durchrang, daß die Gestaltung der Kultur von den Menschen abhängig sei. Aus diesem Grunde geht er auch mit den Menschen so streng ins Gericht; aus solcher Überzeugung sind die vernichtenden Urteile entsprungen, die er über den Geist der Zeit fällt.

Diese Überzeugung teilt mit ihm Eucken. Er warnt deshalb davor, die Kulturlage als unabänderlich einfach hinzunehmen, und er fordert die Menschen auf, vielmehr mit ihr den Kampf aufzunehmen. Inmitten aller niederdrückenden Erscheinungen an der Kulturlage der Gegenwart kann und muß uns nach Eucken der Gedanke trösten, „daß wir nicht willen- und wehrlos das Geschick über uns ergehen lassen müssen, sondern daß wir uns auf die Seite des Guten stellen und zu seiner Förderung wirken können", daß wir als tätige Wesen selbst zur Förderung des Ganzen mitzuwirken haben und aus Zuschauern zu Mitarbeitern werden müssen.

Allerdings glaubt Eucken — im Gegensatz zu Nietzsche — daß der Mensch nur dann wirksam zu einer Hebung und Erneuerung der Kultur beitragen kann, wenn sein Leben in einer natur- und zeitüberlegenen Geisteswelt wurzelt, der er die Normen entnehmen kann, nach denen die Kultur gestaltet werden muß, wenn sie wesenhaft werden soll. Der von allen metaphysischen Zusammenhängen losgelöste Mensch kann immer nur eine Daseinskultur erzeugen, die in relativen Werten steckenbleibt. Das gilt auch von dem Übermenschen Nietzsches. Eine Geisteskultur mit absoluten Werten ist nur von einer dem menschlichen Kreise überlegenen Tatwelt aus zu erreichen. Nur auf religiös ethischem Wege kann deshalb das Kulturproblem unserer Zeit gelöst werden; Nietzsche irrt, wenn er glaubt, daß seine Lösung auf dynamischem Wege, d. h. durch eine bloße Kraftsteigerung der Menschen auf geistigem Gebiete herbeigeführt werden könne, und daß Religion und Moral ihr entgegenwirken.

Man sieht, daß wir auch gegenwärtig noch mitten in dem Kampf um die Lösung des Kulturproblems stehen. Welche der miteinander kämpfenden Richtungen siegen wird, läßt sich nicht vorhersagen. Aber es scheint doch, daß neuerdings mehr und mehr eine Hinwendung zu der Kulturauffassung erfolgt, die die gegenwärtige Kulturlage nicht einfach hinnehmen, sondern sie überwinden will. Ob dabei der von Nietzsche oder der von Eucken empfohlene Weg bevorzugt werden wird, bleibt abzuwarten. Bestimmend dafür wird sein, welche allgemeine Weltanschauung die Vorherrschaft erringen wird.





Fernsehen bei gleichzeitigem Fernsprechen, ein neuer Schritt in der Überwindung des Raumes: Die erste Vorführung des neuen amerikanischen Fernseh- und Fernsprechapparats „Televisor“ am 7. April. Staatssekretär Hoover in Washington (rechts), und Walter S. Gifford, Präsident der Amerikanischen Telephon- und Telegraphengesellschaft, in Neuyork (links) an dem neuen Apparat, mit dessen Hilfe sie sich zugleich mündlich verständigen und (auf einem Ausschnitt über dem Apparat) gegenseitig sehen können.

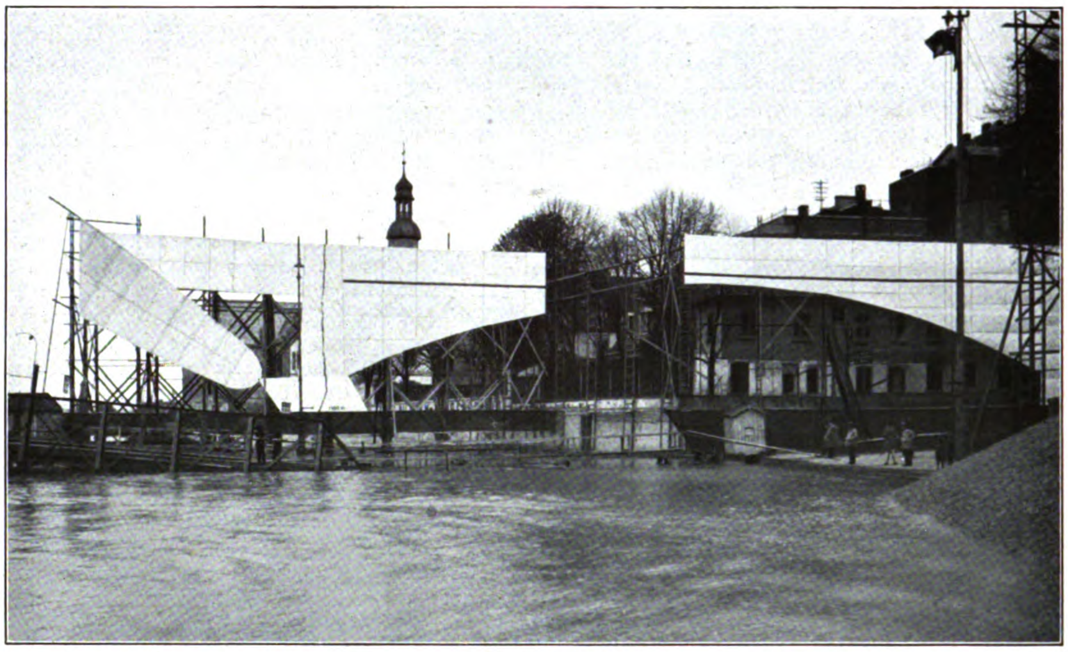
TAGESGESCHICHTE

Am 16. April wurde in Berlin die Ausstellung „Das Wochenende“ eröffnet. Sie umfaßt das gesamte Messegelände am Kaiserdamm mit den drei großen Hallen und zeigt unter dem Gedanken „Hinaus aufs Land zum Feiertag“ alles, was mit der besonders in England gepflegten Idee des week-end in Beziehung steht. In der Neuen Autohalle wird die Großstadt Berlin, ihre Umgebung und ihre Verkehrsmöglichkeiten vor Augen geführt, daneben die Ausstellung der Mark Brandenburg; ferner befinden sich auf der Galerie die Sonderabteilungen „Wochenende und bildende Kunst“, „Märkische Natur“ und die Sonderausstellung des Märkischen Museums. In der Funkhalle haben die Seebädervereine und die deutschen Verkehrsvereine ausgestellt, auch sind hier die Abteilungen „Der Sport am Wochenende“ und „Das Wochenende im Ausland“ untergebracht. Auf dem Freigelände zu Füßen des Funkturms wurde eine Kolonie von 55 Wochenendhäusern aufgebaut. Die Alte Autohalle ist in einen Schneepalast mit Skisprungschanzen, Rodelbahnen und einem Skiübungsgelände aus künstlichem Schnee verwandelt. — Am Eröffnungstag waren als Vertreter der Reichsregierung Außenminister Dr. Stresemann und als Vertreter der preußischen Regierung Wohlfahrtsminister Hirtsiefer zugegen. Direktor Dr. Schick vom Berliner Messeamt hielt die Begrüßungsrede, für die Reichs- und Staatsregierung sprach Oberpräsident Dr. Maier, und für die Stadt Berlin Bürgermeister Dr. Scholz.

Die durch die Zahlungseinstellungen der Bank von Formosa hervorgerufene Finanzkrise in Japan hat eine Kabinettskrise nach sich gezogen. Am 18. April trat die Regierung wegen Meinungsverschiedenheiten in der Formosa-Bank-Frage zurück, und Baron Giichi Tanaka, der Führer der Seyakapartei, während des Krieges Generalleutnant und Vizechef des Generalstabs, übernahm den Posten des Ministerpräsidenten und Außenministers des neuen Kabinetts.

Die deutschen Ausscheidungsfahrten für das Gordon-Bennett-Fliegen für Freiballone nahmen am 17. April in Gelsenkirchen ihren Anfang. Die weiteste Strecke (um 900 km) legten die Ballone „Münster VII“ (Führer Eimermacher, Münster), „Elberfeld“ (Führer Kaulen, Elberfeld) und „Hamburg“ (Führer Dr. Halben, Berlin) zurück; sie wurden sämtlich nach Frankreich abgetrieben, wo sie alle bis Dienstag, den 19. April, abends glatt landeten. Diese drei kommen ausschreibungsgemäß als Vertreter Deutschlands bei dem am 5. Juni von Detroit (Nordamerika) aus stattfindenden Gordon-Bennett-Wettfliegen in Betracht.

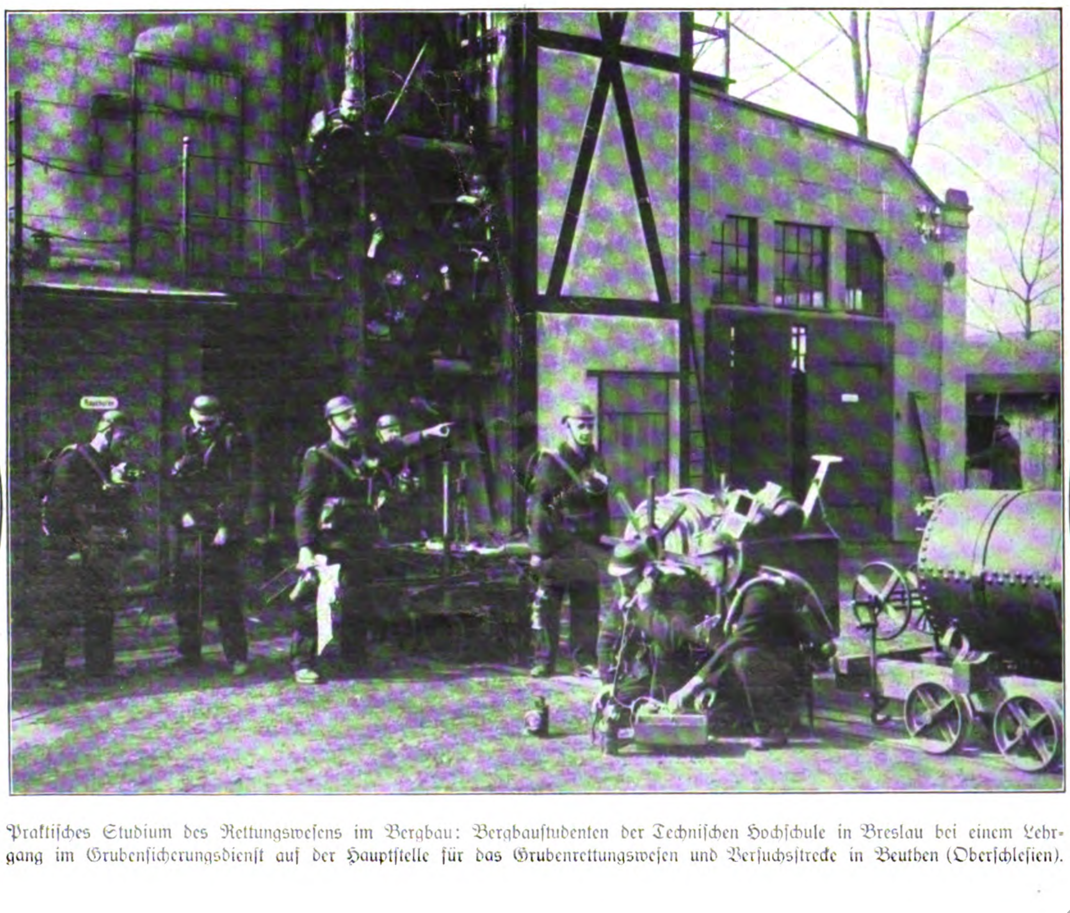
Bei dem in dem englischen Seebad Folkestone veranstalteten internationalen Hockeyturnier erzielten die deutschen Mannschaften fünf Siege, ebenso viele Niederlagen und ein Unentschieden, ein Ergebnis, das als durchaus beachtenswert anzusehen ist und wieder die Leistungsfähigkeit des deutschen Sports erwiesen hat.



Zweckmäßige Erprobung der baulichen Wirkung verschiedener Brückenkonstruktionen: Eine Versuchsbrücke mit Kulissen in natürlicher Größe für den geplanten Brückenbau über den (gerade Hochwasser führenden) Rhein in Köln-Mülheim.



Arthur Vollmer,
bedeutender Schauspieler, einst gefeiertes Mitglied des Königlichen Schauspielhauses in Berlin, † am 12. April im 79. Lebensjahre.
(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Praktisches Studium des Rettungswesens im Bergbau: Bergbaustudenten der Technischen Hochschule in Breslau bei einem Lehrgang im Grubensicherungsdienst auf der Hauptstelle für das Grubenrettungswesen und Versuchsstrecke in Beuthen (Oberschlesien).



Johannes Klasing,
Kommerzienrat, Seniorchef der Verlagsbuchhandlung Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig, verdienstvolle Persönlichkeit des deutschen Verlagswesens, † am 15. April, 80 Jahre alt.





Vom internationalen Hockeyturnier in Folkestone (England), das vom 15. bis zum 18. April veranstaltet wurde: Der deutsche Botschafter Dr. Stahmer bei der Begrüßung der Mannschaft des Uhlenhorster Hockey-Clubs Hamburg auf dem Spielplatz. (Phot. Meyfarth, Altona.) — Rechts oben: Vom deutschen Marinebesuch in der spanischen Stadt El Ferrol während der Geschwaderreise der deutschen Flotte: Der Generalkapitän des Departements, Almirante Enriquez, kommt zum Gegenbesuch beim Flottenchef an Bord.



Vom Empfang des ungarischen Ministerpräsidenten Bethlen beim Papst in Rom, wo er anläßlich der am 5. April erfolgten Unterzeichnung des italienisch-ungarischen Freundschaftsvertrags weilte: Graf und Gräfin Bethlen (in der Mitte) bei ihrem Besuch im Vatikan.



Links nebenstehend: Zum Regierungswechsel in Japan: Baron Giichi Tanaka, der neue japanische Ministerpräsident, der nach dem Rücktritt des alten Kabinetts am 18. April mit der Bildung der Regierung betraut wurde.

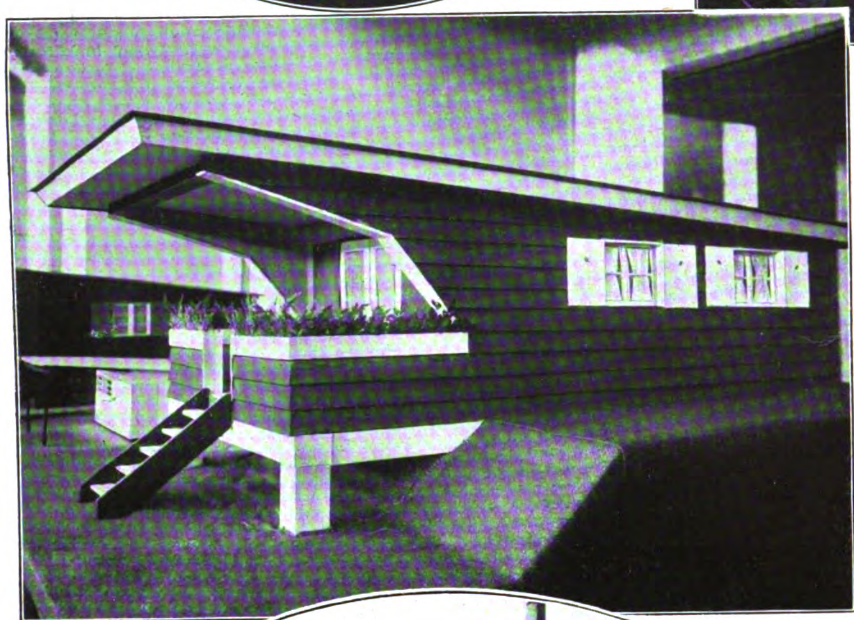




Spuren des Kampfes in Schanghai, dem Knotenpunkt der chinesischen Wirren: Straßenszenen bei der Einnahme der Stadt durch die Kantonarmee. Links unten: Tote Soldaten der Nordarmee auf der Straße nach dem Sturm der Kantontruppen. Rechts unten: Einwohner auf der Flucht aus der Kampfzone.







Blick auf die Wochenendhäuser-Kolonie vom Funkturm aus.

Links oben: Reichsaußenminister Dr. Stresemann (rechts) und Oberbürgermeister Dr. Boeß beim Rundgang durch die Ausstellung am Eröffnungstage.

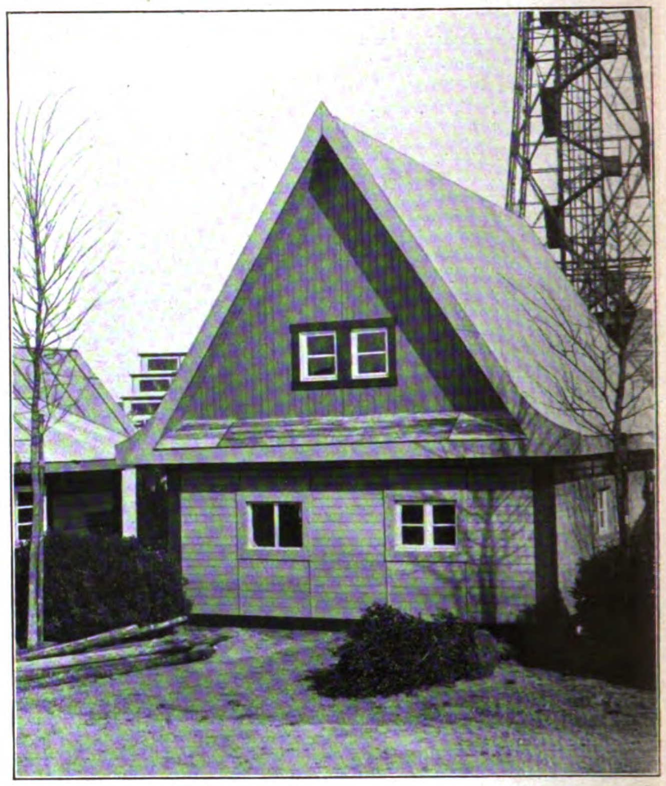
Links: Ein von Architekt Dr. Hans Reichow (Charlottenburg) entworfenes, preisgekröntes Wochenendhaus (kostet schlüsselfertig 2500 RM).

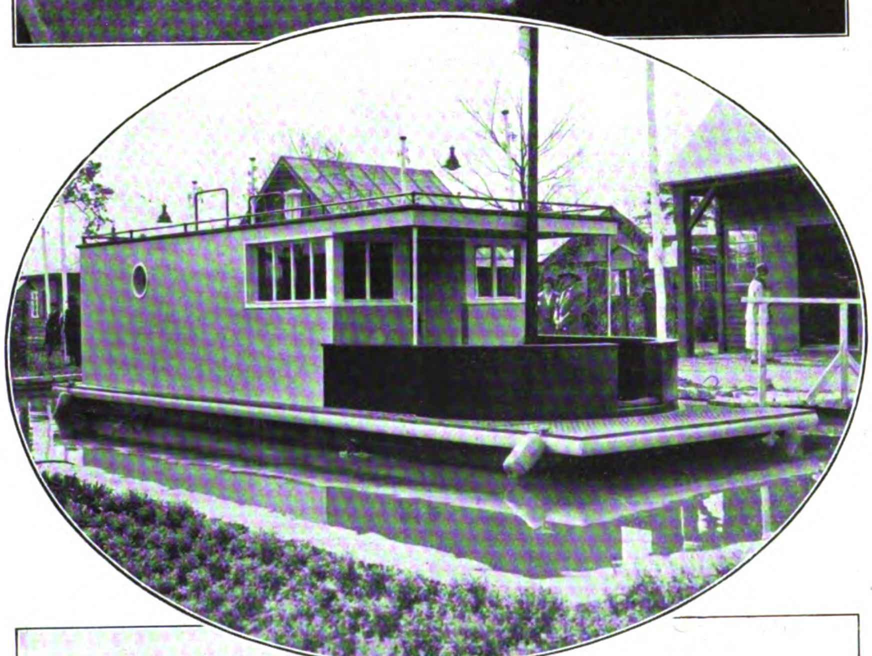
Rechts: Ein ansprechendes Wochenendhäuschen — klein, aber mein!

Im Oval: Das schwimmende Haus: Ein neuartiges Wohnboot, das überall anlegen und auch von einem Motor fortbewegt werden kann.

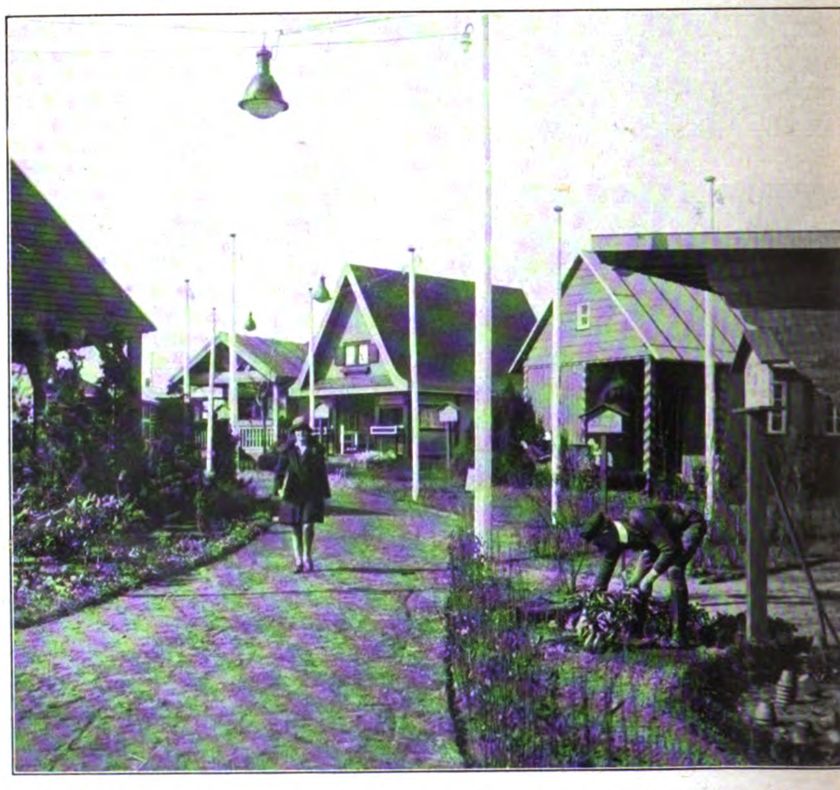
Links unten: „Der kleine Christoph“, das mit einem Preis ausgezeichnete Wochenendhäuschen der Firma Christoph & Unmack, A.-G., Niesky (Oberlausitz). (Serienpreis etwa 3000 RM.)

Rechts unten: Eine Straße in der Kolonie der Wochenendhäuser.









VON DER GROSSEN AUSSTELLUNG „DAS WOCHENENDE“ (16. APRIL BIS 12. JUNI) IN DEN AUSSTELLUNGSHALLEN AM KAISERDAMM IN BERLIN.

Herr und Frau Wendel

Eine Ehegeschichte von Alice Berend

(Schluß.)

Manch eine meinte zu Frau Agathe, lieber Geschrei und Gelump um sich haben als solches Fischbenehmen.

Wieder andere wunderten sich nachdenklich, die eigene Lebenslage überlegend, daß nicht ein Fünkchen Gernhaben zurückgeblieben wäre bei zweien, die doch einmal miteinander zusammengesegnet worden wären. Ein Fünkchen bliebe doch immer zurück.

Frau Agathe ließ die Brennschere klappern, den Seifenschaum spritzen oder den Fächer wedeln und sagte, dann sei sie wahrscheinlich anders als andere Frauen. Sie merke nichts von solchem Funkelfünkchen.

Sonderbarerweise aber bemerkte man, wenn man allzufrüh oder sehr spät in den „Damensalon" kam, daß die tagsüber schon im Beruf so stark beschäftigte Frau Agathe nähend und flickend bei der Lampe saß, eine große Brille in dem breiten, roten Gesicht. Was da schnell versteckt worden war, hatte man als die karierten Beinkleider erkannt, ohne die man sich Herrn Wendel eigentlich kaum vorstellen konnte. Oder man entdeckte auf Stricknadeln angefangene Pulswärmer, die später Herrn Wendels knochiges Gelenk wärmten, wenn er abends am Wirtshaustisch den gewohnten Schoppen trank.

Ebenso erlebten Störenfriede, die den Kopf in Ordnung gebracht haben wollten, wenn die Glocken schon Mittag läuteten, also in der Stunde, da der Magen wohl sein oft erprobtes Vorrecht vor dem Kopf mit Recht beanspruchen konnte, daß Herr Wendel mit einer dampfenden Schüssel hereinkam und sagte: „Die Weißwürste sind fertig" oder: „Das ist heute eine Milzsuppe, wie sie der liebe Gott selber nicht hat."

Frau Wendel dankte nicht einmal mit einer Kopfbewegung. Sie klapperte mit der Brennschere oder ließ die Seife noch kräftiger schäumen, je nach der Art ihrer augenblicklichen Betätigung; sonst schien sie nichts gehört noch gesehen zu haben.

Kaum war jedoch Herr Wendel wieder verschwunden, unterbrach sie die so eifrig ausgeführten Handhabungen, eilte zu dem dampfenden Topf, sog den Duft ein und prüfte, ob die Deckel richtig und wärmehaltend aufgedeckt waren.

Sie beeilte sich nun sehr, mit ihrer Arbeit zu Ende zu kommen, vollkommen wortlos.

Andermal konnte es geschehen, daß Frau Wendel die beste Kundin fortschickte oder sich sonst den besten Verdienst entgehen ließ, weil die Mittagsstunde nahe gerückt war und Frau Agathe hinter dem Wandschirm des „Damensalons" auf überfülltem Tisch den Teig zu Klößen knetete. Sie waren für Herrn Wendel bestimmt, sie mußten tadellos locker geraten. Denn Herr Wendel verstand etwas von Kochkunst, er konnte sogar Kuchen backen. Frau Agathe gab sich diese Mühe natürlich nur, um Herrn Wendel tüchtig zu ärgern. Er sollte sehen und schmecken, daß sie ihm jeden gespendeten guten Bissen dreifach zurückgäbe, und daß andere nicht schlechter zu kochen verständen als er selbst. Der Hochmut mußte ihm ausgetrieben werden. So war es und nicht anders.

Man wunderte sich nur, daß Frau Agathe noch Wert auf die Meinung von jemand legte, der, wie sie mehr als einmal des Tages erklärte, nicht nur Luft für sie war, sondern sogar schlechte Luft.

Vorwitzige wollten diesen Widerspruch erklärt bekommen. Neugierige versuchten zaghaft oder plump, je nach Stand und Veranlagung, auszuforschen, ob Frau Agathe immer der gleichen Meinung gewesen. Warum sie dann Herrn Wendel erwählt habe, und warum gerade nach zwei Monaten Ehe die große Möbelumstellung stattgefunden hätte?

Herr Wendel selbst äußerte sich niemals über Frau Agathe. Wenigstens nie mit einem bösen Wort.

Er hatte nur einmal gesagt: „Sie ist ein Sonderling."

Wahrhaftig, damit hatte er recht. Aber es hatte wie ein Lob bei ihm geklungen.

Jedenfalls ahnte man, daß es im „Herrensalon" nicht angebracht gewesen wäre, eine spöttische Bemerkung über Frau Agathe zu riskieren, zumindest nicht, solang einem das Rasiermesser an der Kehle saß. Man achtete das an Herrn Wendel. Das zeugte von Anstand in ihm, von Ehrgefühl, von Benehmen.

Zumal man doch zu wissen meinte, daß er auch Augen im Kopf und ein Herz in der Brust hatte. Denn wenn die Menschen selber von sich schweigen, reden doch wenigstens die anderen über sie. Daher war es allgemeinbekannt, daß es in München eine Witfrau gäbe, nicht weit vom Bahnhof, wo Herr Wendel etwas gefunden hätte, das einem Sonntagsvergnügen nicht unähnlich wäre.

Man konnte nicht umhin, man hielt es für eine Pflicht der Nächstenliebe, Frau Agathen manchmal zu erzählen, daß, wenn man zufällig gemeinsam mit Herrn Wendel den Vorortzug benutzt hatte, zum feierlichen Wochenende, man hatte beobachten müssen, ob man wollte oder nicht, daß Herr Wendel in jenen Torflur abgebogen war.

„Und sonst?" fragte Frau Agathe. „Schlimmeres haben Sie nicht gesehen? Sind Sie selbst noch nie in einen Torflur abgebogen? Wissen Sie, was ich alles tue, wenn ich in München bin?"

Alle Frauen sind schlau. Jede der Zuhörerinnen hier glaubte zu wissen, daß sich Frau Agathe dumm stellte aus purer Eitelkeit, aus Hochmut, um nicht als Verschmähte gelten zu wollen. Sie wünschten nur zu wissen, ob sich Frau Agathe auch Herrn Wendel gegenüber so entschuldigungsbereit benehme in dieser sonderbaren Angelegenheit. Denn schließlich, ganz ohne Vorrede war das gemeinsame Schlafzimmer wohl doch nicht in zwei Teile auseinandergeflogen!

Aber da irrte man sich ebenfalls. Über dieses große Ereignis war zwischen den Beteiligten gar nichts gesprochen worden. Als Herr Wendel von seinem Ausflug zur Stadt zurückgekehrt war, hatte er die Überraschung vorgefunden. Er hatte keine Worte herausbringen können.

Damit ist nicht bewiesen, daß er nicht nach solchen gesucht hätte. Möglich sogar, daß er sich lange überlegt hatte, wie es Frau Agathen klarzumachen wäre, daß auch solch freier Nachmittag nur einem kleinen Nebenverdienst gelte. Daß er der hübschen Frau Walpurga Huber und dem Artisten Seppi Sepp, der heimlich bei ihr wohnte, einesteils die Locken kräuselte und andererseits die Füße von den Druckstellen enger Komödiantenstiefel befreite.

Walpurga Huber war allerdings eine bildhübsche Blondine, eigentlich ein solches Vögelchen, wie es sich Franz in seinen Voreheträumen immer vorgestellt hatte. Aber sie hatte ja ihren Seppi Sepp und er seine Agathe.

Herr Wendel fand es lächerlich, Frau Agathen andeuten zu wollen, daß sie hier nicht etwa eifersüchtig zu sein brauche. Sie würde ihn nicht mit Unrecht auslachen müssen.

Aber auch ein nicht schöner Mann war ein Mann. Auslachen ließ sich Herr Wendel nicht, und vor verschlossenen Schlafzimmertüren zu betteln, paßte sich auch nicht für ihn.

In Schreck und Verdutzung denkt man selten an alle Möglichkeiten, oft sogar nicht einmal an die natürlichsten. Es wäre immerhin denkbar gewesen, daß Frau Agathe gar nicht gelacht hätte. Daß sie nach einer Klarstellung der Angelegenheit durch Herrn Wendel, und wäre es nur eine undeutliche, kurze gewesen, vielleicht sogar gefragt hätte, was er denn eigentlich meine. Sie hätte die Möbel nur heute gerade etwas umhergerückt, weil eine große Wohnungssäuberung vorgenommen werden sollte. Morgen würde ganz sicher alles wieder am alten Platze sein.

Verschluckte Fragen, stumm gebliebene Antworten sind die Bausteine der unsichtbaren Mauern, die sich überall zwischen uns Kurzsichtigen und Schwerhörigen schleichend aufzurichten suchen, im Luxusbau bis herab zur Armeleutekammer...

Das Steingebilde zwischen dem Ehepaar Wendel hätte nun schon Moos ansetzen können. Mehr als das, hätte schon langsam zerbröckeln, in Verfall übergehen dürfen. Hätten nicht beide beständig dafür gesorgt, daß der Wall aufrecht und fest blieb.

Obwohl sie selbst sich im Lauf der Jahre mancherlei Schadhaftigkeiten zuzogen. Frau Agathe war durch das einsame Sitzen, Abend für Abend, neben der Gipsvenus und den selbstgezogenen, stets eine feurige Blume tragenden Kakteen unförmig stark geworden; den Füßen wurde es schwer, den mächtigen Körper vorwärts zu bringen.

Eine kleine Erleichterung dabei war, daß Herr Wendel zufällig einen Bekannten in München hatte, der orthopädische Fußbekleidung

anfertigte und sie seinem Freunde noch unter dem Selbstkostenpreis überließ. Frau Agathe hätte sich sonst lieber zu Tod gehumpelt, wie sie sagte, als so viel Händeverdienst mit eigenen Füßen zu zertrampeln.

Herr Wendel dagegen wurde magerer und schmaler von Jahr zu Jahr, Rheumatismus zwackte ihn von allen Seiten. Sein „Herrensalon" lag nach Norden, und der kleine Ofen darin war eine untaugliche Angelegenheit geworden. Aber sich einen neuen anzuschaffen, hätte Herr Wendel für die Tat des Irrsinns gehalten. Wer wollte wohl seine eigenen mühevoll verdienten Markscheine selbst im Feuerbrand aufgehen lassen?

Da war es ein guter Zufall, daß die beste Kundin von Frau Wendel, die eitle Schlossermeisterin Schmidt, sie geradezu dazu zwang, den zweiten großen Ladenspiegel einzutauschen gegen einen kleinen Herdofen.

Der Spiegel ließ sich leicht entbehren, ja, es wirkte beinahe unangenehm, wenn man stark war, daß man sich durchaus gleich zweimal sehen sollte bei jedem Umsehen im eigenen Zimmer. Die Schlossermeisterin lobte bei jedem Besuch das vorzügliche herdartige Öfchen, das Glut ausströmen sollte wie ein Schmiedeofen, und auf dem man obendrein noch kochen konnte, wenn man zu kochen verstand. Frau Agathe war wirklich ärgerlich, daß sie Herrn Wendel damit etwas erweisen müßte, das einer Freundlichkeit nicht unähnlich sähe, denn sie gönnte es ihm von Herzen, tüchtig zu frieren. Aber schließlich, sie konnte sich seinetwegen nicht die beste Kundin verscherzen. Diese aber blieb dabei, den Spiegel haben zu wollen und den Ofen loszuwerden. Frau Agathe selber aber hatte keinerlei Platz für ihn übrig. Sie heizte überhaupt nicht...

So gingen die Tage, die Jahre weiter. Äußerlich ohne Geschehnisse und doch jeder Tag voll Spannung. Denn niemand, der am Morgen seinen Laden aufschließt, weiß, wie viele Kunden heute kommen werden. Keiner, der Klöße kocht, weiß, ob sie nicht zerfallen, bevor sie gar auf dem Teller liegen.

Wieder war ein harter, klarer, weißer Winter einem regenvollen Sommer gefolgt. Die Gipsvenus blickte auf eine Landschaft, die so weiß war, wie sie selbst einmal gewesen, als sie noch neu. Der Rauch des eingetauschten Ofens stieg wie eine Weihrauchwolke in blaßblaue Kälte, in der die Messingscheibe der Sonne wie ein von alter Hand nur schwach geputztes Barbierbecken schwamm.

Frau Agathe, die geschwollenen Füße in einer Wanne voll heißen Wassers, den Rücken in Wolltücher gewickelt, saß im kalten Zimmer und strickte und strickte. Sie verkaufte jetzt nebenbei noch selbstverfertigte Einkaufstaschen; sie verfügte innerlich über keinen üblen Farbensinn, denn nicht jeder hatte sich die Welt einmal so bunt gedacht wie sie. Die farbigen Taschen wurden eine gesuchte Ware. Man kaufte und verschenkte sie, man schickte sie sogar in andere Ortschaften, als etwas Besonderes.

Frau Agathes Eifer ging nicht ins Blaue. Sie wollte damit dem Herrn Wendel zeigen, daß ein Tüchtiger nicht nur erreichen kann, was er selbst will, sondern sogar das, was sich ein anderer wünscht. Die Metzgerin hatte Frau Agathen berichtet, daß der Herr Wendel nur einen Wunsch noch hätte, einmal nach Wien zu reisen, weil ihm der Walzer „An der schönen blauen Donau" einst als das schönste Musikstück gegolten. Aber in diesem Leben würde er wohl nicht mehr dahin gelangen. Die Wachsköpfe waren nicht mehr modern, sie waren zu kostspielig geworden, gepreßte Papierstoffe oder ähnliches hatten sie ersetzen müssen. Und sonst zu sparen, fiel schwer einem, der sein Pfeifchen liebte und seine Schoppen nicht entbehren konnte.

Frau Agathe strickte und strickte. Sie trank keinen Kaffee mehr, sie heizte auch nicht in dieser sibirischen Kälte, wie sie diesen Winter nannte, sie übernahm jede Art von Arbeit, die sich mit der Wucht ihres alten Körpers noch irgendwie bewerkstelligen ließ. Sie gönnte sich nichts, sie sparte und sparte.

Jeder in der Ortschaft wußte es bald, daß Frau Agathe im Sommer eine Reise machen würde, nach Wien. Den einen Weg in der Bahn über Salzburg, den Rückweg über Passau, die ganze blaue Donau herauf. Oder herunter. So genau wußte man hier nicht, wie der berühmte blaue Fluß strömte. Ja, sogar über den vielbesungenen Passauer Strudel würde Frau Agathe also strudeln.

Wünsche stecken an, gute wie böse. Wer will sagen, wieso es kam, aber der Turnverein „Rüstige Bayern" gab kund, daß sein Vereinsfest in diesem Jahr in Wien stattfinden werde. Ordentliche Mitglieder wie außerordentliche wurden zur Beteiligung aufgefordert, bei ermäßigten Preisen.

Kaum daß dies bekannt geworden, zählte Frau Agathe zu den außerordentlichen Mitgliedern des Turnvereins „Rüstige Bayern". Anstandshalber hatte sie auch Herrn Wendel als solches einschreiben lassen. Da sie nun einmal mit ihrem Mann nicht sprach, auch schweigend den Beitrag für ihn übernommen. Sie war der Ansicht, daß es unanständig wäre, einzeln als Frau einem Sportverein beizutreten. Eine Frau mußte in jedem Alter darauf achten, daß man ihr nichts nachsagen könne. Frau Agathe war jetzt fünfundsechzig, das hieße heutzutage, noch in den besten Jahren sein.

So kam es also, ganz ohne Frau Agathes Zutun, daß, als die Fahrt nach der Walzerstadt Wien beginnen sollte, auch eine Reisekarte für Herrn Wendel vorhanden war.

Aber Herr Wendel verweigerte die Annahme. Er hatte nichts bestellt, nichts bezahlt. Er nahm nichts geschenkt. Auch ein alt gewordener Mann war ein Mann.

Er sagte das auch zu Frau Agathe. Aus ökonomischen Gründen unterbrach man nämlich dann und wann das Schweigen, das gehörte zur Lebensregel.

Frau Agathe fand es Wahnsinn, daß ein teuer bezahltes Billett ungenutzt verfallen sollte. Bildete sich Herr Wendel vielleicht ein, daß sie sich auf der Fahrt als Frau Gemahlin gebärden werde? Bei sechshundert Teilnehmern würde wohl Auswahl genug sein, man würde es nicht nötig haben, sich gegenseitig auf die Füße zu treten.

Außerdem, wenn schon von Füßen die Rede war, Frau Agathe könne nicht darauf schwören, ob sie selbst an die blaue Donau gelangen würde. Ihr Piedestal schmerzte täglich mehr, und wenn vielleicht sogar ihr Billett, allzu leichtsinnig bestellt, würde verfallen müssen, so wäre es um so notwendiger, daß Herr Wendel das seine benutze.

Aber sie redete tauben Ohren. Herr Wendel behauptete, daß es ihm plötzlich gleichgültig wäre, ob die Donau blau, grün oder gelb wäre. Für ihn hieße es: Bleibe daheim und nähre dich redlich!

Frau Agathe sagte sich, daß der Mensch einen alten Wunsch nur aufgäbe, wenn dafür ein neuer da wäre. Das gute Männchen hatte sich vielleicht gesagt, wenn die Katze aus dem Haus, tanzen die Mäuse. Wahrscheinlich sollte es dann Damenbesuch hier geben, kleine Festlichkeiten oder stille Ausflüge, von denen niemand nichts weiß.

Herr Wendel war inzwischen auch fünfundsechzig geworden, denn das Merkwürdige war, daß beide Eheleute im gleichen Jahr, am gleichen Tag geboren waren, wie wenn sie auch hierin einander keinen Vorsprung, Vorteil oder irgendeine Besonderheit hätten gönnen wollen. Sehr große Sprünge waren also Herrn Wendel eigentlich nicht mehr zuzutrauen gewesen, sollte man vermuten.

Immerhin, Frau Agathe sagte sich und anderen, was dem einen billig ist, ist dem andern noch billiger. Mochten zwei Billette verfallen. (Im übrigen hatte sie die Teilnehmerkarten, die nicht übertragbar waren, schon halb und halb jemandem versprochen, der wenigstens die Hälfte des Preises dafür geboten hatte. Doch das sollte und mußte zwischen jenem und ihr geheim bleiben, und darum sei es auch hier nicht erzählt.)

Kurzum, auch Frau Agathe reiste nicht.

Vielleicht hatte sie es geahnt, daß ihr die weiteste Reise sehr bald bevorstand, zu der ihre armen Füße anwuchsen und anschwellten. Sie wünschte, im Krankenhaus gepflegt zu werden.

Herr Wendel kam schon beim Morgengrauen täglich ins Krankenhaus geschlottert und hockte bis Abend auf einem mitgebrachten Schemel vor der Tür des Krankenzimmers. In das Zimmer selbst wurde er nicht hineingelassen.

Frau Agathe sagte, daß auch Vergnügungssucht ihre Grenzen haben müsse. Herr Wendel sollte nicht die Freude haben, sie hilflos zu sehen. Da half kein gutes Zureden; sie wußte, was sie wußte, sagte sie. Bis sie nichts mehr sagte.

Herr Wendel hätte nun an ihr Bett treten können. Aber er schüttelte den Kopf.

Als ihm die fromme Schwester die Tür zum stillen Zimmer weit geöffnet hatte, sagte er, Ehrfurcht in der Stimme: „Sie hat es nicht gewünscht."

Und entschuldigte sich zudem, daß er etwas Wichtiges zu erledigen habe.

Aber auf dem Friedhof war er wieder pünktlich zur Stelle. Und zwar stumm und still, wie Agathe selbst.

Wie er das fertiggebracht hatte, verstand auch eifrigste Neugier nicht genau zu erforschen. Jedenfalls war er eine Stunde nach Agathe aus dem Leben geschieden.

Sie ruhten nun wieder nebeneinander wie zu Beginn ihrer Ehe.

Es war Herbst. Die Überlebenden fröstelten. Vom Turm der Kirchhofskapelle schwirrten die Schwalben auf, in dichtem Schwarm, um südwärts zu reisen auf den unsichtbaren Wanderstraßen der Luft.



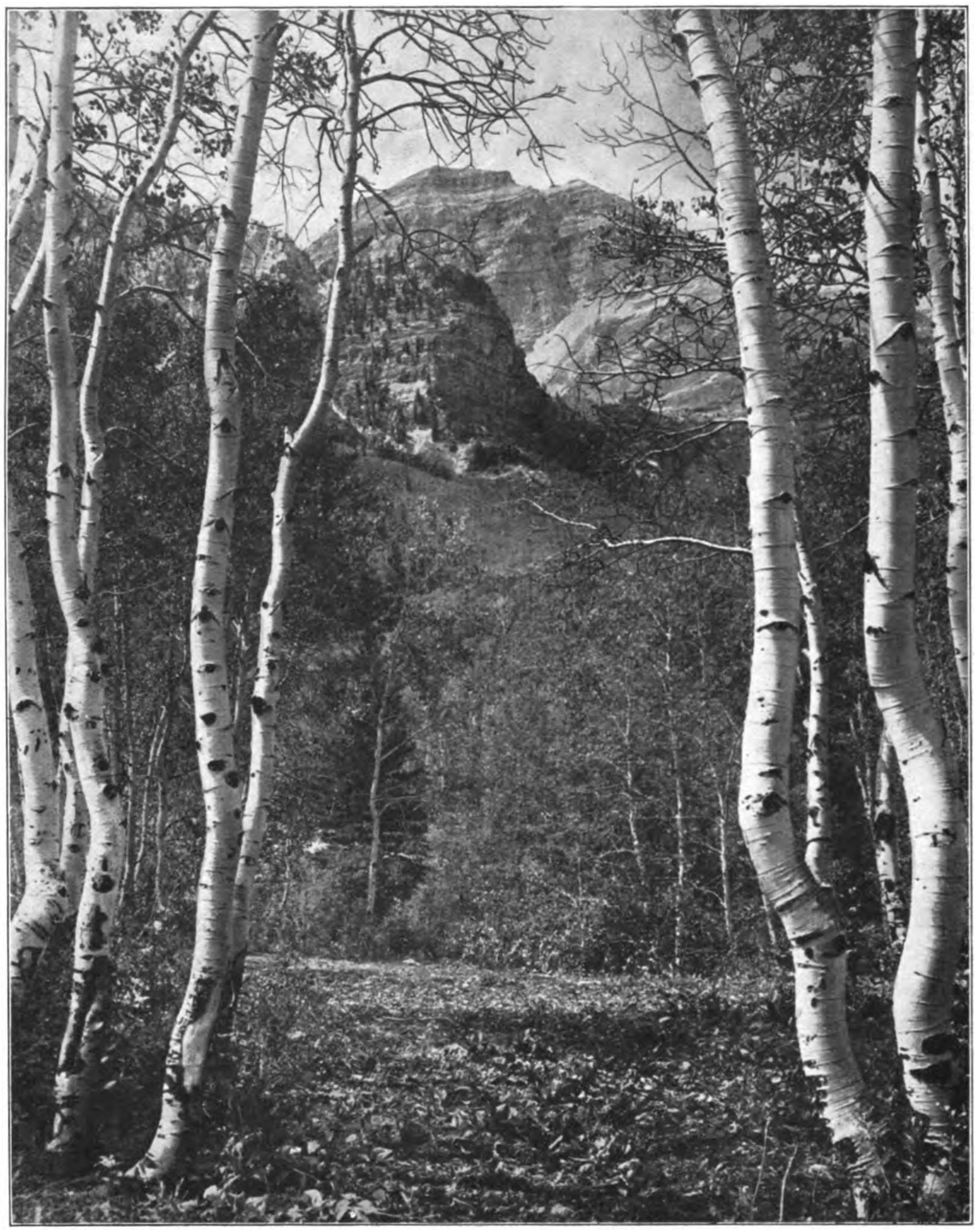
Maitanz auf der Alm. Gemälde von Prof. Josse Goossens.

Aus dem Lande der Mormonen

Wenn eines der ehemals trostlosesten Gebiete im Westen Nordamerikas zu einem Lande bedeutender Kultur und Wissenschaft geworden ist, so verdankt es dies der religiösen Ergebenheit der Mormonen gegenüber ihrer Kirche. Ohne diese blinde Ergebenheit, die jedem Winke folgt und der Kirche oder deren Oberen zuliebe jedes Opfer auf sich nimmt, hätte der heute so blühende Staat Utah nebst weiten Strecken Idahos und Arizonas nicht der Salzwüste und dem Felsengebirge abgerungen werden können. Schon der Zug der Mormonen von Illinois, wo ihre Lehre mit Blut und Eisen bekämpft worden war, über die endlosen Prärien nach dem fernen Westen war ein stilles, klagloses Drama von ergreifender Gewalt. Was sich auf dem Boden Utahs abspielte, nachdem ihr Führer Brigham Young am Fuße der Oquirrhgipfel und der schneebedeckten Wahsatchkette den Wanderstab niedergelegt hatte, war ein nicht weniger packendes Heldenepos in seinen unsäglichen Entbehrungen und Aufopferungen, seiner harten Fron und seinen kargen Früchten. Man muß die gewaltigen moralischen Kräfte bewundern, die von dieser Sektenlehre ausgingen und ihre Gläubigen dazu vermochten, Heimat und Vaterland preiszugeben. Denn das Gebiet von Utah war damals noch nicht in den Schoß der Vereinigten Staaten aufgenommen!

Die kirchliche Organisation der „Heiligen vom letzten Tage“, die die Vielweiberei schon 1890 aus ihrer Lehre verbannt haben, besteht auch heute noch so straff wie nur je zuvor. Sie haben als oberste Behörde die zwölf Apostel mit einem Ältesten als Präsidenten. Die Stakes-Distrikte, deren jeder wiederum einem Präsidenten mit zwei Beiräten untersteht, sind in 909 Wards mit je 400 bis 500 Mitgliedern eingeteilt, und über jede Ward herrscht ein Bischof. Die Wards endlich zerfallen in Lehrdistrikte, die von je zwei „Lehrern“ kontrolliert werden. Diese Lehrer sind die untersten, aber auch die intimsten Aufsichtsorgane der Kirche. Sie sind Ratgeber, Polizisten, Friedensrichter, Prediger, Steuererheber und auch Prohibitionsbeamte, denn die Mormonenkirche untersagt ihren Gliedern den Genuß von Alkohol, Kaffee und Tee.

Dank dem Zehntel, das jeder Mormone von seinem Einkommen an die Kirche abführen muß, verfügt die Mormonenkirche über einen erklecklichen Reichtum, dessen Höhe sorgfältig geheimgehalten wird. Aus den Jahresberichten des Apostelpräsidenten ist nur zu entnehmen, daß sie einen Ausgabenetat von vier Millionen Dollar hat. Jedenfalls bedeutet sie nicht etwa nur im wirtschaftlichen Leben Utahs, sondern auch in dem der ganzen Vereinigten Staaten eine Macht. Die Kirche selbst ist die Eigentümerin wertvoller Liegenschaften in Salt Lake City und anderen Städten des Staates. Sie ist die Besitzerin von Banken und gibt Zeitungen heraus. Sie leitet Hotels und Warenhäuser, Lebens- und Feuerversicherungsgesellschaften. Sie besitzt, über den ganzen Staat verstreut, eine riesige Fläche von bestem Farmland. Bei ihrem Reichtum ist es der Kirche ein leichtes, die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse des Staates zu stabilisieren, so daß Krisen, Rückschläge und Erschütterungen an seinen Grenzen haltmachen. Dieser Umstand trägt naturgemäß dazu bei, die Anhänglichkeit der Gläubigen an die Kirche zu stärken, so schwere Opfer diese ihnen sonst auch auferlegt.

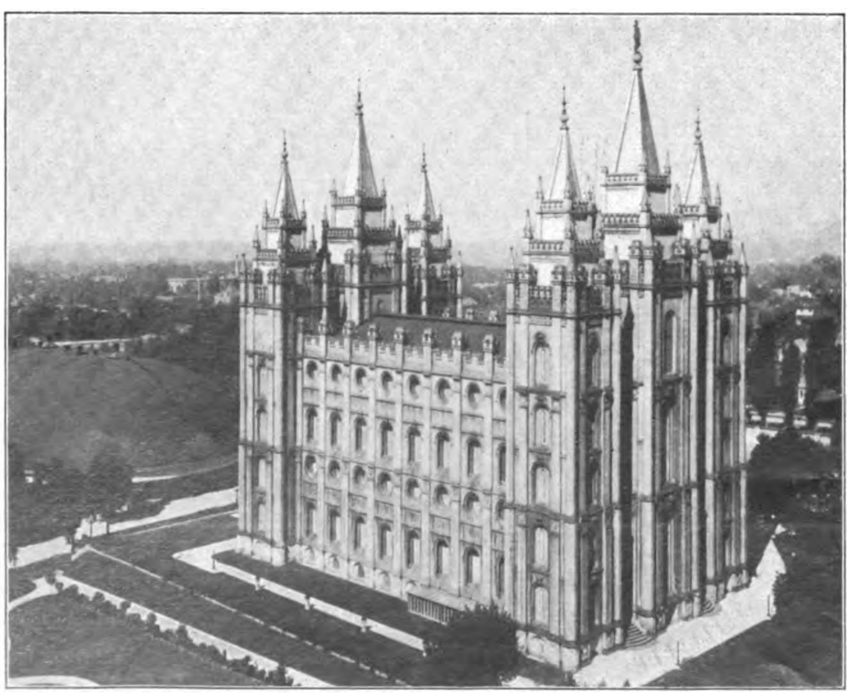


Der Mount Timpanogos in der Nähe von Salt Lake City.

In den Felsenrücken des südöstlichen Utah stößt man noch heute auf den Pfad der Kolonisten, die 1876 zur Besiedlung dieser Gebirgstäler und des nordwestlichen Arizona entsandt wurden. Seit jener Zeit sind Schienenstränge und Automobilstraßen der wilden Gebirgslandschaft zu Leibe gegangen und haben sie gezähmt. Die Mormonen jedoch standen damals mit Weib und Kind, mit Vieh und Planwagen vor schwindelnden Höhen und gähnenden Abgründen, schlugen Stufen in die Felswände, füllten Risse aus, bauten Fähren über die Wasserstrudel und stiegen endlich nach mehr als einjähriger Mühsal in die Ebene hinab, wo heute die Ortschaften Bluff und Monticello lächeln. Auch das Netz von Kanälen, das Utah, Arizona, das südliche Idaho durchzieht, ist ein Werk der Mormonenhände, schaffender, schwieliger Hände, die Wüste und Trockenheit durch den Segen der Arbeit befruchteten.

Die Mormonenkirche soll heute gegen 500000 Mitglieder zählen und annähernd 2500 Missionare in allen Teilen der Welt wirken haben. Der Staat Utah ist heute keineswegs mehr eine reine Mormonensiedlung; fast die Hälfte seiner Bewohner sind „Christen“, wie die Andersgläubigen von den Mormonen bezeichnet werden. Das Verhältnis zwischen Mormonen und Nichtmormonen ist nicht zum besten, wobei zum Teil die Abneigung gegen die mormonische Lehre mitspricht, im wesentlichen jedoch wirtschaftliche Gründe den Ausschlag geben. Den Nichtmormonen, Farmern sowohl als auch Handel- und Gewerbetreibenden, fehlt der starke Rückhalt einer Organisation, wie die Mormonenkirche ihn ihren Gläubigen bietet. Dennoch aber muß gesagt werden, daß die Feindseligkeit mit der Zeit nachläßt, daß die scharfen Grenzlinien sich verwischen, daß die Unterschiede verschwinden und wohl auch das Zahlenverhältnis sich zugunsten der Nichtmormonen verschiebt. Es wird viel von den Führern abhängen, ob die Kirche sich in ihrer alten Macht behauptet.

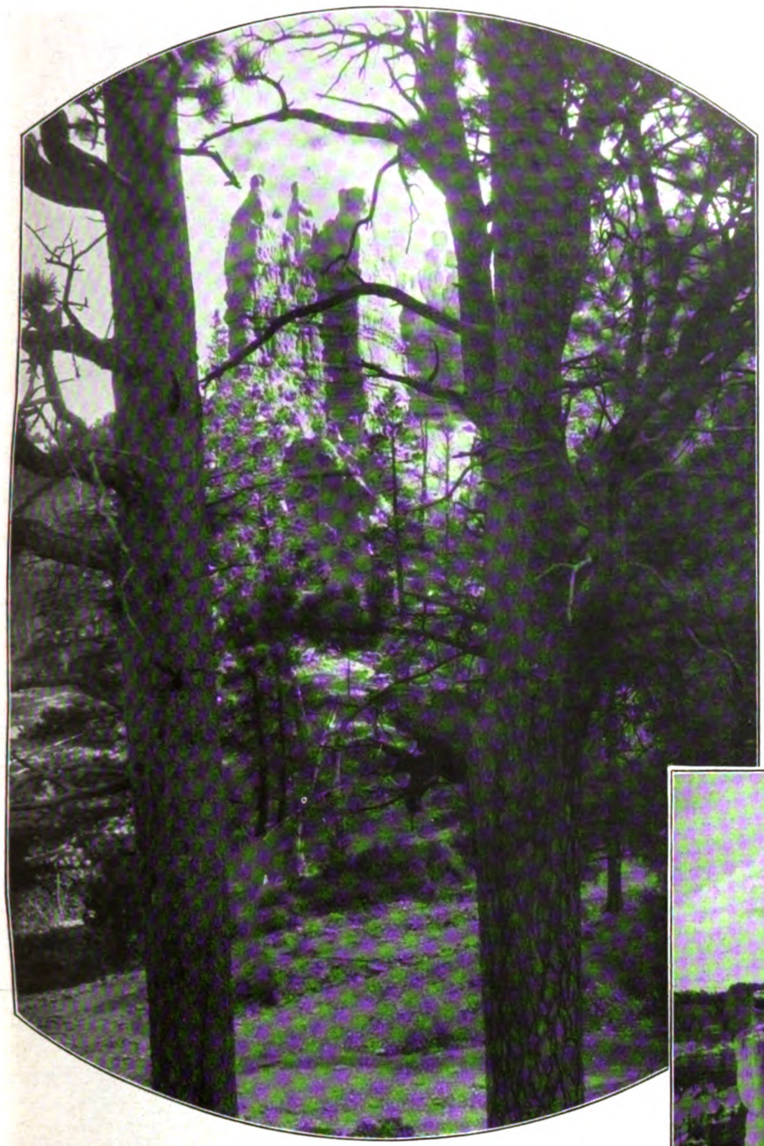
Arthur Lorenz, Chicago.



Der Mormonentempel in Salt Lake City. Links dahinter das 10000 Sitzplätze enthaltende Tabernakel.



Das Staatskapitol in Salt Lake City.



Das sog. Blaubart-Schloß in dem eine Automobil-Tagesfahrt von Salt Lake City entfernten Bryce-Canyon.

Rechts oben:
Eine vergnügte Gesellschaft beim Bade in dem Großen Salzsee.

Rechts nebenstehend:
Eine Gruppe bizarrer Felsenbildungen im Bryce-Canyon.





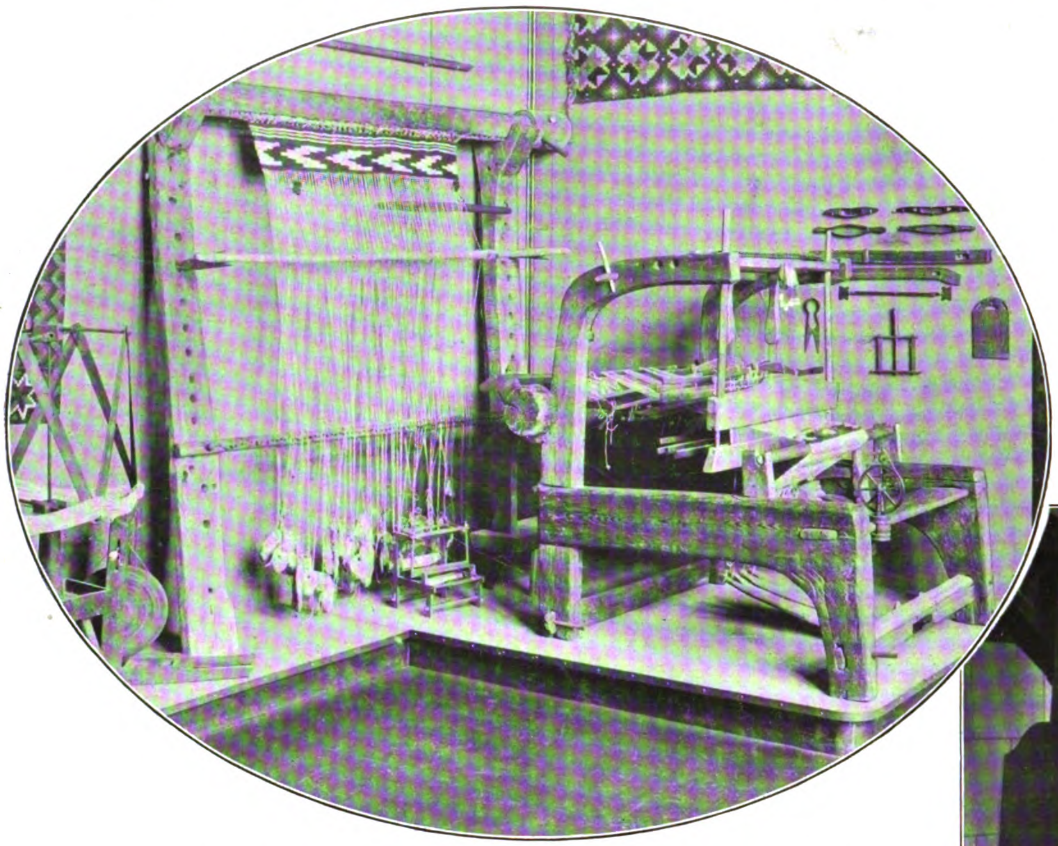


Groteske Felsformation im Bryce-Canyon.

Rechts: Hurricane, eines der von den Mormonen kolonisierten Gebirgstäler im Staate Utah.



DER HANDWEBSTUHL EINST UND JETZT

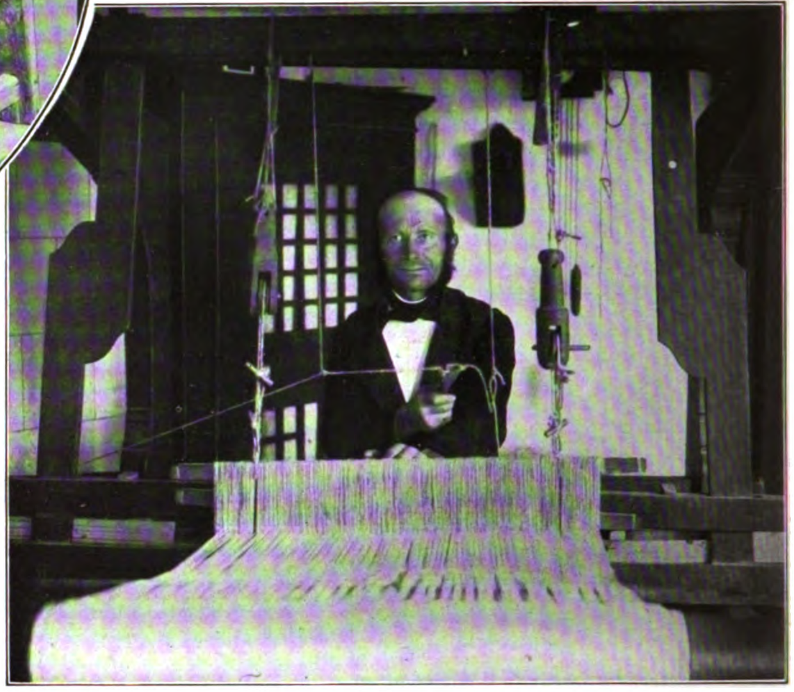


1. Webrahmen, Webstuhl und Webgeräte aus alter Zeit. (Nordisches Museum, Stockholm.)

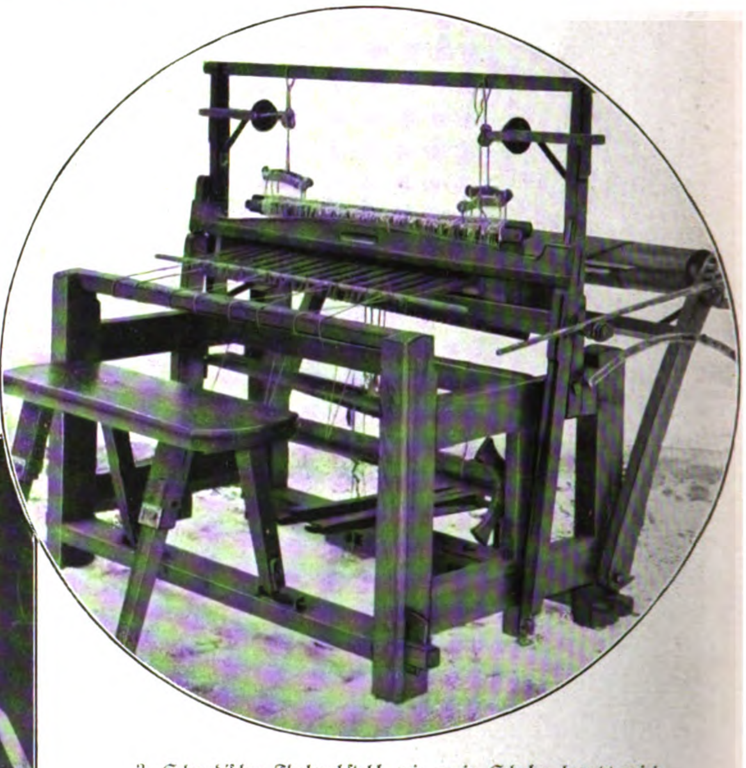
Der große, aus grob gespaltenen Eichenbohlen zusammengefügte Handwebstuhl, wie ihn die Abbildung aus dem Nordischen Museum in Stockholm zeigt, hatte bereits viele und vielfache Vorfahren gehabt. Die Urvölker bedienten sich tragbarer Webapparate, zuweilen der Art, daß die Kettenfäden mit dem einen Ende an einen Baum gebunden wurden, während sich die Weberin das andere Ende an einer Schnur um den Leib befestigte und nun fortschreitend die Kette zu Ende webte — oder sie spannte Fäden an einen aus rohen Ästen zusammengefügten Rahmen, den sie auf die Erde legte, sich davor niederkniete und in dieser Stellung langsam ihre bunten Fäden durch die Kette zog. Auch heute noch weben die Naturvölker in dieser Weise. Der erste „feststehende" Webapparat war der hoch stehende Webrahmen, der in seiner ältesten Form auf Abbildung 1 zu sehen ist. Schwere Feldsteine hielten die Fäden gespannt, und mit Walfischrippen wurden die Durchschußfäden festgedrückt. Dieser Webrahmen war die gebräuchlichste und bei allen Völkern der Erde verbreitete Form des feststehenden Webapparats des Altertums, der im Norden bereits zur Wikingerzeit benutzt wurde, in den Ländern des Orients schon seit unvordenklichen Zeiten. Die Ägypter, die Griechen (Webstuhl der Penelope), die asiatischen Völker, vor allem die Inder bedienten sich seiner. — Die echte alte Hauskunst aber entfaltete sich, speziell in den Ländern des Nordens, erst mit dem Auftauchen des großen bäuerlichen Webstuhls, Flach-, Breit- oder Trittwebstuhl genannt, weil das Webestück in der Breitrichtung vor der Weberin liegt und Tritte, die mit dem Fuß bedient werden, das Heben und Senken der Kettenfäden dem Muster entsprechend besorgen. Seit den frühesten Zeiten hat dieser Trittwebstuhl sich in seinen Grundformen unverändert erhalten. Hinsichtlich Muster und Technik der auf ihm herzustellenden Gewebe sind naturgemäß weitgehende Umwandlungen und eine immer größer werdende Vervollkommnung zu verzeichnen. Schäfte und Tritte wurden immer zahlreicher, und es kommen noch heute in den Zentren alter Webkunst Webstühle mit 24 und mehr Tritten vor, durch die die kunstvollsten Muster erzeugt werden können. Denn jeder Tritt hebt einen der Schäfte, das sind die Stäbe, an denen die „Litzen" hangen, durch deren Ösen je ein Kettenfaden, genau der Zeichnung des Musters folgend, hindurchgezogen wird.

Als in neuester Zeit die Handweberei allerorten wiederaufgenommen wurde, schritt man zu Verbesserungen des alten Webstuhls, die aber in der Hauptsache nur darauf ausgingen, einerseits den gewaltigen Bau zu verkleinern, ihn handlicher und für moderne Räume passender zu machen — andererseits den Webeprozeß zu beschleunigen. Diesem Zwecke dient der Schnellschütze, wie ihn der Mönchsguter Fischer, den Abbildung 2 zeigt, benutzt, und ebenso die Schnelllade, die der moderne Webstuhl aus der Webschule Nuscherin (verbesserter Bauernwebstuhl) und die Webstühle des Nordschleswigschen Vereins für Handweberei besitzen. Alle diese Formen von Webstühlen und Webapparaten basieren auf dem von Luise Hamkens (Flensburg) erfundenen Webstuhl, der als Flach- und Hochwebstuhl konstruiert ist und in vielen Webschulen in Ostpreußen, Pommern, Schleswig-Holstein und auch in der Webschule der Bauernhochschule Hellerau bei Dresden benutzt wird. Heute hat sich eine Unzahl von Abarten herausgebildet: fast jede Schule bedient sich eines besonderen Typs. Auf all diesen Webstühlen lassen sich Gewebe der verschiedensten Art herstellen, vom feinen Schleier und Gardinenstoff bis zu den dicken, märchenhaft schönen und bunten Wollteppichen und Wandbehängen, wie sie das klassische Land der Handweberei, Skandinavien, fertigt.

Einen kurzen Blick noch auf das Gefolge des Webstuhls, das zahlreiche Handwerkszeug, das ihm dient. Als erste und eigentlich selbständige Stufe ist das Spinnrad anzusehen, verschieden je nach Land und Volk in Ausstattung und Bauart; es folgen Spulrad, Scherrahmen, Garnwinde, Spulständer und all das kleine und kleinste Handwerkszeug, das zum Weben erforderlich ist. All diese



2. Mönchsguter Fischer mit Schnellschützen. (Phot. O. Heilmann, Bergen auf Rügen.)

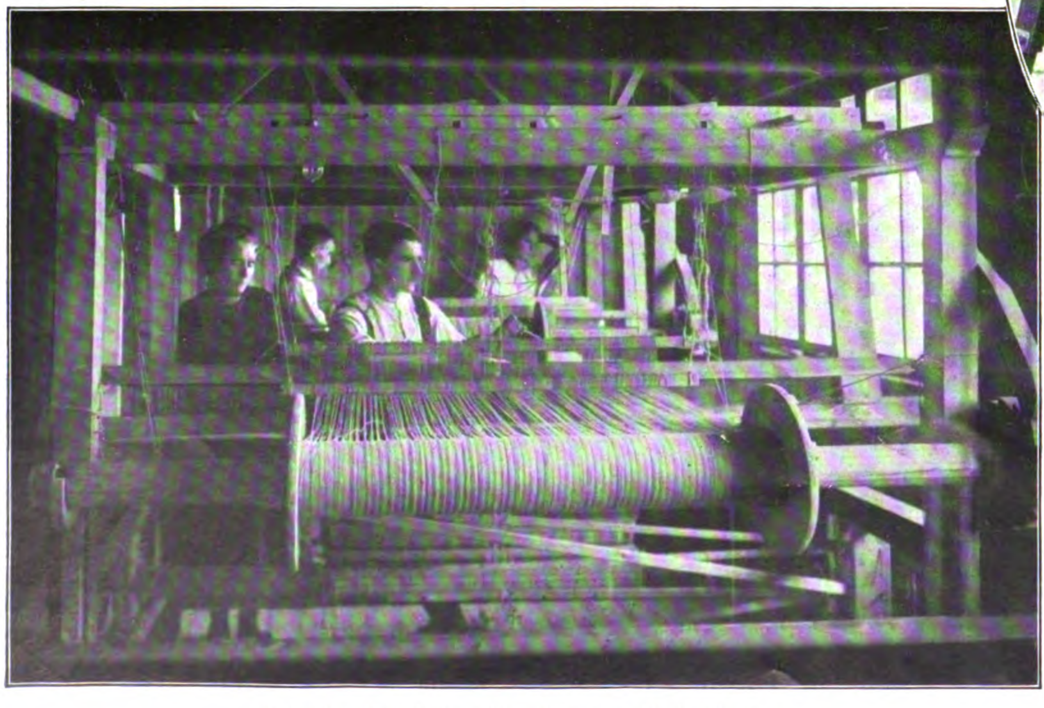


3. Schwedischer Flachwebstuhl, wie er in Schulen benutzt wird. (Phot. Jonköppings Läns, Hemslöjdförening.)

Dinge, vor allem der Scherrahmen, dienen dem einen Zweck, die Kettenfäden möglichst glatt und unverwirrt auf den Webstuhl aufzubäumen. Dies bedeutet keine kleine Aufgabe, wenn man bedenkt, daß zu einer kleinen Hausweberei, einem Stoff von etwa 70 cm Breite, 800 Kettenfäden von ungefähr 10 m Länge gehören. Sind die Kettenfäden erst glatt auf den Webstuhl und dem Muster entsprechend durch die „Litzen" der Schäfte gezogen — so ist das Schwierigste vorbei, und das eigentliche Vergnügen des Webens beginnt. Wie groß die Freude an der Handweberei ist, kann nur verstehen, wer einmal mit dem bunten Garnschiffchen in der Hand vor der aufgespannten Kette gesessen.

In Schweden und den nordischen Ländern hat der Handwebstuhl sich Schule und Haus erobert, möge er auch im deutschen Hause in Stadt und Land bald ein gern gesehener Gast werden.

Alice Flechtner-Lobach.



4. Großer Webstuhl der Webwerkstätte von Weech, München.



Ein Frühjahrssonntag auf der Neiße-Insel bei Görlitz (Schlesien). Zeichnung von Martin Frost.

Die Leibwache des Papstes

ZUM 400JÄHRIGEN GEDENKTAG DER HELDENHAFTEN VERTEIDIGUNG DES VATIKANS DURCH DIE SCHWEIZERGARDE

Von Anton Krenn, Zürich. Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Als nach der Schlacht bei Pavia (24. Februar 1525) die kaiserlichen deutschen und spanischen Landsknechte unter Karl von Bourbon lange untätig in Oberitalien gelegen hatten und dabei verwildert waren, verlangten sie von ihren Führern stürmisch, nach Rom geführt zu werden, weil Papst Clemens VII. sich ihrem kaiserlichen Herrn gegenüber in unklarer Weise verhalten hatte. Auch hofften sie, die lange keinen Sold erhalten hatten, in Rom reiche Beute zu finden. Trotz des abgeschlossenen Waffenstillstandes konnten ihre Führer, Karl von Bourbon und Frundsberg, die



Oberst Hirschbühl, der Garde-Kommandant, mit seinen Offizieren.

Von links nach rechts: Major Haas, Oberstleutnant de Sury d'Aspremont, Oberst Hirschbühl, Gardekaplan Dr. Krieg und die Hauptleute Caspar und Hallenbarter.

Truppen nicht halten, und am 6. März 1527 erstürmten sie die Mauern Roms. Hierbei stießen sie in der Gegend des Camposanto dei Tedeschi auf 147 Mann der Schweizergarde des Papstes, die freilich der Übermacht keinen nennenswerten Widerstand leisten konnten. Der tapferen Gegenwehr dieser Garde verdankte es Papst Clemens aber doch, daß er sich mit seinem Gefolge und den zu seinem persönlichen Schutze im Vatikan zurückbehaltenen 42 Schweizergardisten in die Engelsburg flüchten konnte, wo er sich nach einmonatiger Belagerung Kaiser Karl V. ergab. Rom aber verfiel jener schonungslosen Plünderung, die unter dem Namen „Sacco di Roma" heute noch unvergessen ist. Mit der Gefangennahme Clemens' VII. schien auch das Fortbestehen der noch vor der Reformation im Jahre 1506 gegründeten päpstlichen Schweizergarde besiegelt zu sein; denn sie wurde



Rechts nebenstehend: San Martino, die Gottesdienstkapelle der Garde.



Die Hauptwache der Schweizergarde am Portone di Bronzo, dem Haupteingang zum Vatikan am Petersplatz.

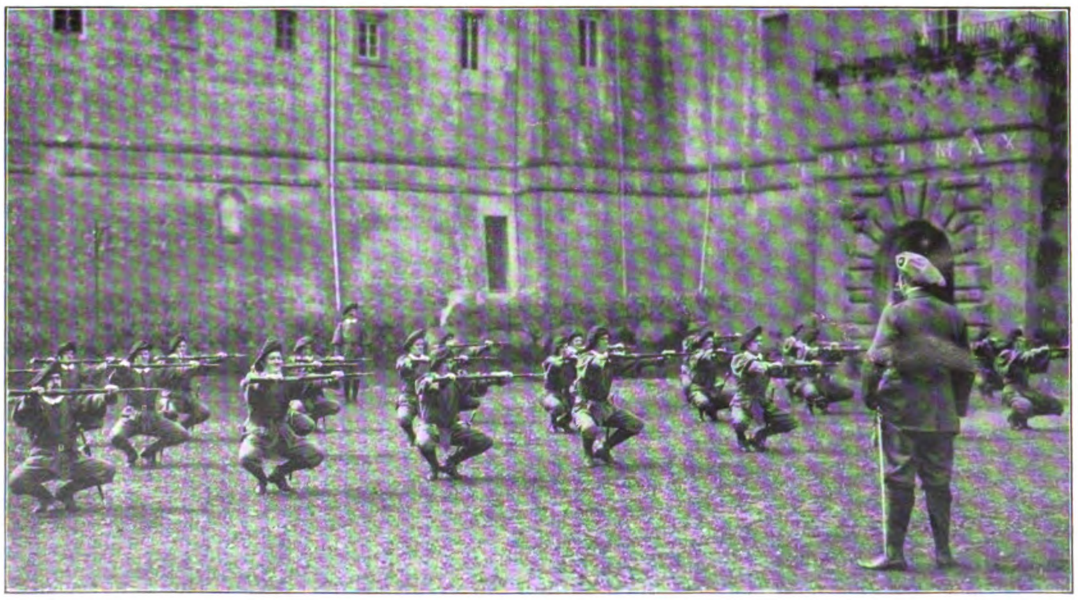


Auf Wachtdienst in den Loggien des Vatikans: Wachtposten vor den Eingängen zu den päpstlichen Gemächern.

von den Siegern durch eine Landsknechtgarde in Stärke von 200 Mann ersetzt. Erst Papst Paul III. richtete 1548 von neuem die alte Schweizergarde wieder ein. Von kriegerischen Unternehmungen und schweren Prüfungen wie im „Sacco di Roma" blieb die Schweizergarde im Verlauf der weiteren Jahrhunderte verschont. Sie wurde zu einer Palast- und Ehrenwache des Vatikans, die sie heute noch ist.

Der Bestand der Schweizergarde beträgt heute 120 Mann mit fünf Offizieren und dem in Hauptmannsrange stehenden Gardekaplan. Während früher die Rekrutierung auf Grund der im Jahre 1548 mit den katholischen schweizerischen Kantonen abgeschlossenen Kapitulationen, die bis 1858 bestehen blieben, geschah, erfolgt jetzt der Ersatz auf dem Wege der freien Werbung. Zur Aufnahme in die Garde ist der Nachweis des geleisteten schweizerischen Militärdienstes, bei Offizieren ein Offiziersgrad, sowie ein einwandfreier Leumund erste Voraussetzung. Der Dienst in der Garde ist nichts weniger als eine Sinekure, denn der Wach- und Ehrendienst in den weiten Räumen des Vatikans, bei Empfängen und kirchlichen Zeremonien, stellt an die verhältnismäßig kleine Zahl der Truppe hohe Anforderungen.

Der Jahrestag des „Sacco di Roma" lebt in der Tradition der Garde noch fort. Alljährlich erfolgt am 6. Mai im Belvederehof des Vatikans in Gegenwart des Papstes und eines glänzenden Gefolges die Erneuerung des Treuschwurs, den die ersten Gardisten mit ihrem Blute besiegelten. Der diesjährige 400jährige Gedenktag wird in besonders feierlicher Weise begangen werden, zumal auch aus der Schweiz zahlreiche Besucher und Delegationen angemeldet sind.



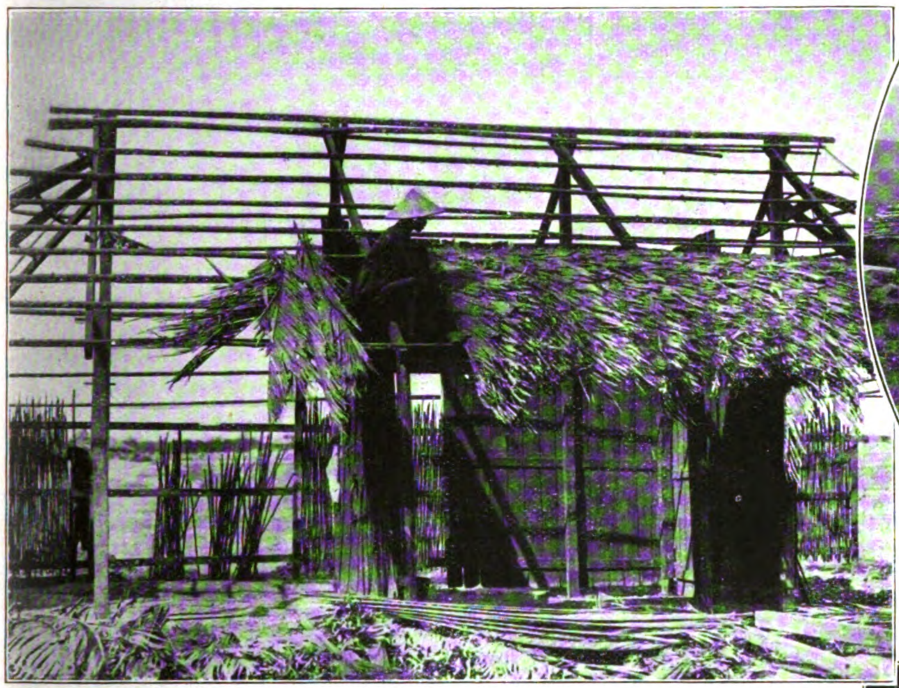
Beim Morgenexerzieren im Belvederehof des Vatikans.

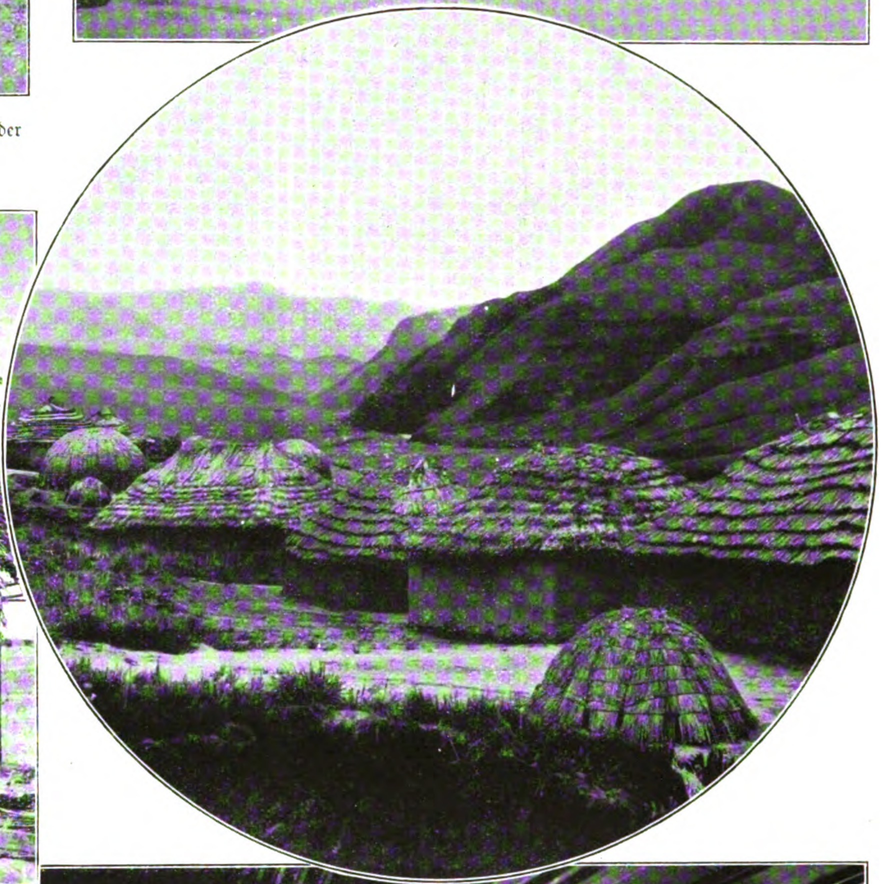
Leichter Wohnungsbau





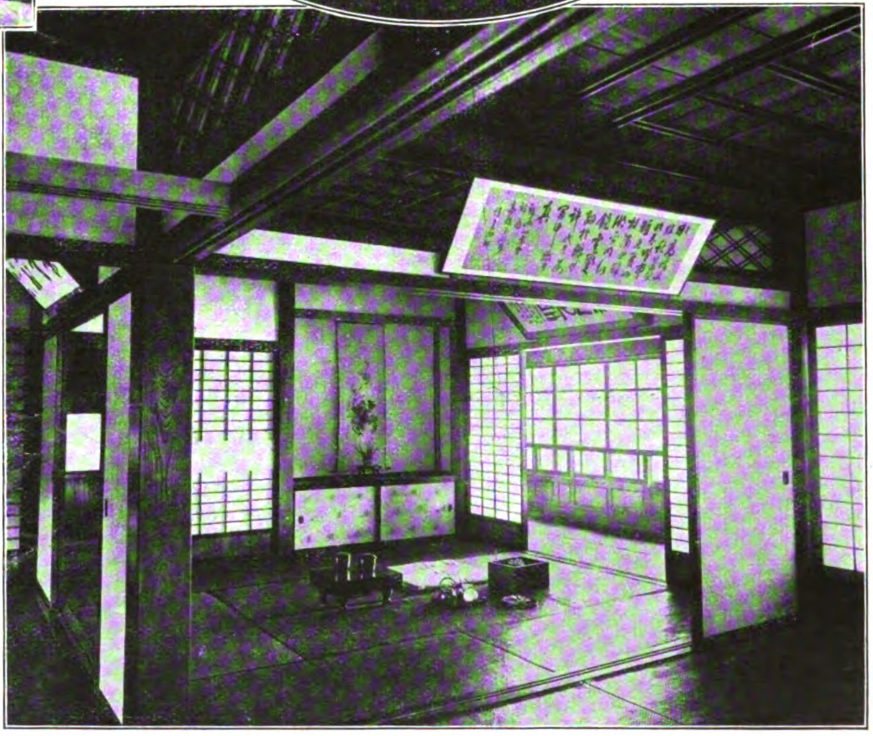
Flechten des Rahmenwerks einer Kaffernhütte. Eine solche Hütte ist durch die mehrmalige Verbindung der einzelnen Stücke sehr fest und stabil.
Rechts oben: Das Haus eines reichen Batakers auf Sumatra im halbfertigen Zustande.





Hausbau in Tongking (Hinterindien): Eingeborener Dachdecker beim Eindecken des Wohnhauses mit Palmblättern. Meist wird das Dach zuerst eingedeckt, bevor die Seitenwände hergestellt werden.
Rechts im Kreis: Kral der Basutos (Südafrika) mit verschiedenartig geformten Hütten.

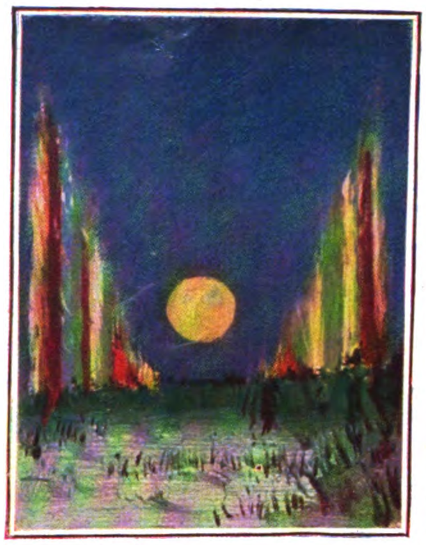




Blick in das Innere eines japanischen Hauses. Die Trennungswände können so verschoben und herausgenommen werden, daß mehrere Räume einen großen bilden. Rechts eine Art Vorhalle. An Stelle des Glases ist alles mit dünnem Papier beklebt. Auf dem mit Matten belegten Fußboden Sitzkissen, Tee- und Rauchservice. — Links nebenstehend: Japanische Dachdecker bei der Arbeit. Das Material zur Befestigung der Dachziegel wird von Hand zu Hand geworfen.



Vor Mondaufgang: Mondring mit zwei Farbensäulen.



Nach Mondaufgang: Die prismatischen Lichterscheinungen fließen zusammen.



Die Lichtsäulen verdichten sich.



Das Mond-Phänomen im Übergang.



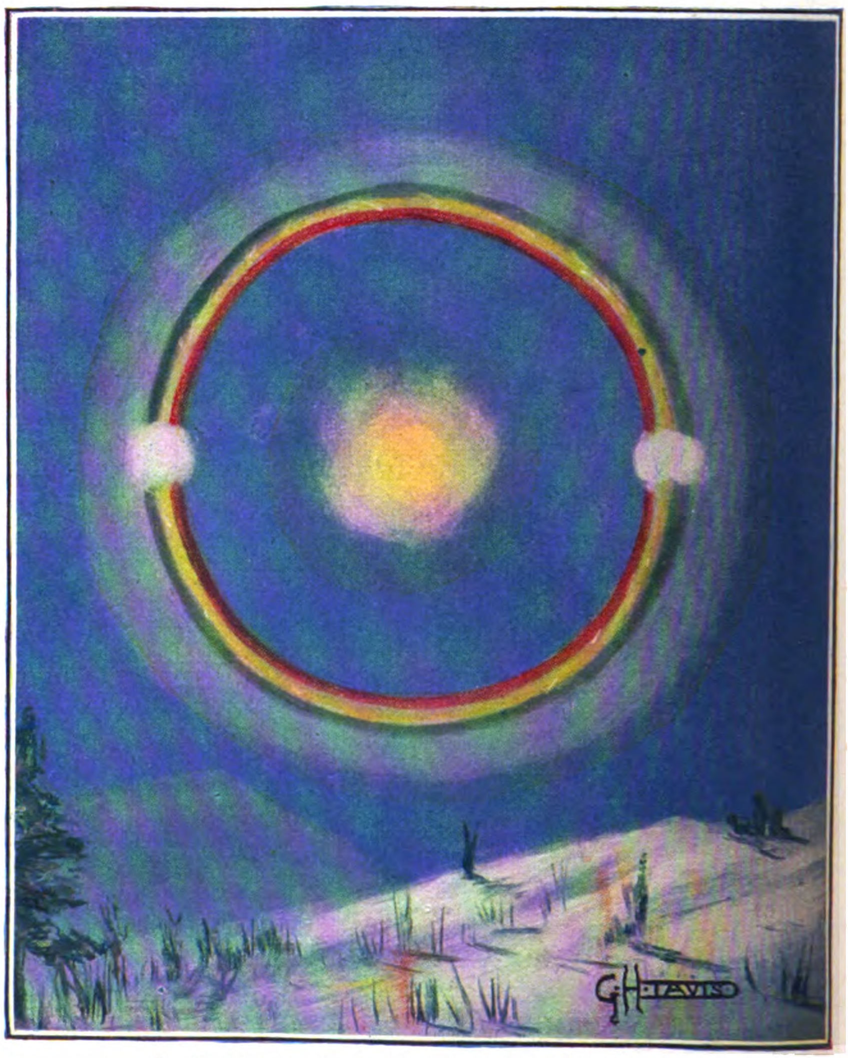
Es bilden sich zwei Paare von Nebenmonden.



Die Nebenmonde fließen in Lichtkreuze zusammen.



Die Sonne im Lichtkreis mit vier Nebensonnen und oberer Kreuzfigur.



Großer Sonnenring mit zwei starken Nebensonnen.

Märchenhafte Farbenpracht kosmischer Phänomene: Mond und Sonne in prismatischem Farbenspiel bei Nordlicht.

Gemälde von G. H. Davis nach Skizzen von Beobachtern der Erscheinungen.

(Hierzu der Beitrag „Die Zauberwelt der Eiskristalle" in „Wissen und Leben".)

DER LEGIONÄR

VON HANS FELIX WOLFF

Zwei Tage lang war Leclerq, schwitzend und ärgerlich, in Larache herumgelaufen, ohne mit seinen Geschäften ins reine zu kommen. Die gewinnende, aber ausweichende Höflichkeit der Behörde peinigte ihn wie ein Pfahl im Fleisch. Er fluchte über die Schwerfälligkeit der Spanier und die Langeweile der europäisierten Küstenstadt, der er nichts abzugewinnen vermochte. Zudem mußte er wahrnehmen, daß er mit seiner Muttersprache nicht durchdrang. Man gab ihm Phrasen zurück, während es ihm sonst ein leichtes gewesen war, selbst in arabischen Duars den Schlüssel zur Verständigung zu finden. So machte er sich, auf neue Enttäuschungen gefaßt, zum letztenmal auf den Weg durch die zum Paseo umgewandelte breite Hauptstraße, als er vor einem Gartengitter auf den blonden Teutonen traf. Der stand da in seinem neuen, schlecht sitzenden Anzug, bemüht, auf efeuübersponnenem Block die Gedächtnisinschrift für Dr. Siegfried Genthe, den bei Fez ermordeten Forscher, zu entziffern. Eckig, kraftstrotzend, machte die Erscheinung im prallen Sonnenlicht einen wenig harmonischen Eindruck und würde ihm unter anderen Umständen sicherlich mißfallen haben. Heute aber überlegte er, daß solche Leute nicht ohne Kenntnisse auszureisen pflegten und sich vortrefflich anzupassen verständen. Daher trat er herablassend heran und brachte stoßweise, in leicht gebieterischem Tone, ein paar Fragen vor.

Bald merkte er, daß er einen guten Griff getan. Der Fremde, der ihm die entbehrte Annehmlichkeit lebhafter Unterhaltung verschaffte, erwies sich als zurückhaltender und aufmerksamer Begleiter. Noch mehr aber überraschte ihn, wie jener sich, wohin er ihn mitnahm, als Dolmetscher ins Vertrauen zu setzen wußte. Als der Abend hereinbrach, hatte Leclerq beträchtliche Abschlüsse mit der spanischen Eisenbahn- und Militärverwaltung in der Tasche. Er überschlug einen Reingewinn von mehreren tausend Duro. Das machte ihn wieder zum weitherzigen und jovialen alten Herrn, der er eigentlich war. In seiner Freude lud er seinen neuen Schützling zum Speisen in die elegante Hotelhalle und suchte auch ihm eine rosige Zukunftsstimmung abzugewinnen.

Dieser jedoch schien sich in der blendenden Lichtfülle vor dem makellosen Tischtuch weniger zu gefallen. Er suchte seine geschwollenen Hände zu verbergen, trank häufig und blickte einsilbig ins Glas. Nur wenn er antwortete, leuchteten aus dem starken roten Gesicht unter dem blonden Kraushaar eine Lebensfreude und eine Geradheit auf, daß man ihm unwillkürlich gut sein mußte. Man ahnte dann, daß seine linkische Haltung weniger einem Fremdsein als einer Bescheidenheit entsprang, die aus einem Kontrast, einem bewußten Erleben schöpfte. Leclerq hielt sie für Respekt. Selten hatte sich jemand so vorteilhaft bei ihm eingeführt. Schätzend glitt sein Blick hinüber. Dort saß das Rätsel, die Ausnahme. Sein Wohlwollen fand Nahrung an seiner gallischen Neugier, und schließlich rückte er rundweg mit dem Vorschlag heraus, Herrn Otto, wie sich der Fremde nannte, dauernd in seine Dienste zu nehmen. Er sei Konsul in Mogador, betreibe in allen Teilen Marokkos Geschäfte und genieße hinreichend Vertrauen, um unbeargwöhnt jeden beliebigen Ausweis zu verschaffen.

Otto dankte lächelnd und begann erst nach einem Zögern der Überlegung: Einem Landsmann sei neulich Ähnliches zugestoßen. Ursprünglich Student, hätte er den Plan gefaßt, die Welt zu umwandern. Dabei war er durch Zufall an einen hohen Verwaltungsbeamten von Marrakesch geraten, der ihn begönnerte. In der verbotenen Zone Tangers konnte er sich ungehindert bewegen. Während der Fahrt in die südwestlichen Vorberge des Atlas durfte er sogar im Regierungsauto Platz nehmen. Aber schon bei der ersten französischen Revision in Ouazzan stellte die Militärbehörde das Ultimatum, daß der Deutsche binnen 24 Stunden das Land zu verlassen oder 5000 Goldfrank Strafe zu erlegen habe. Die Herren im Auto lachten. Binnen kurzem wären sie in Marrakesch. Dort hätten sie zu befehlen. Sie würden schon wieder von sich hören lassen. Das Auto, angekurbelt, raste über die glatte Chaussee. Alle glaubten an eine durch einen Federstrich zu erledigende Entscheidung. Da tauchten auf der freien Strecke von beiden Seiten her Motorräder auf. Warnungsschüsse knallten. Man mußte, der Überrumpelung gehorchend, nachgeben. Noch heute denke jener trotz aller Ausweise Verhaftete über den Unterschied nach, der zwischen Militär- und Zivilbehörde bestehe...

In diesem Augenblick betrat ein höherer französischer Offizier den Saal. Er warf sich in Haltung und meldete dadurch gewissermaßen seinen Eintritt an. Dann schritt er pompös bis in den hinteren Winkel, wo Otto mit dem Konsul saß, und nahm an einem gegenüberstehenden Tische Platz. Die schlanke Figur mit dem lichtblauen Waffenrock, den roten Breeches und blitzenden Lackstiefeln wäre an sich geeignet gewesen, Aufsehen zu erregen. Aber das Einstudierte in der geschliffenen Eleganz, der herausfordernden Pose, dem polonäseartig stelzenden Schritt störte. Man fühlte sich irgendwie an die Schikanen militärischer Besichtigungen erinnert. Die Spanier blieben angelegentlich in ihre Unterhaltung vertieft. Niemand wendete den Kopf. Der Major nahm, umherschauend, davon Notiz und ließ dann einen aufreizenden Blick auf Otto ruhen. Der Konsul empfand das Peinliche des Zwischenfalls und fuhr daher in um so liebenswürdigerem Tone fort: „Mein junger Freund, ich weiß, wir leben zur Zeit noch in schwierigen Verhältnissen. Aber es ist ein Übergang. Im Frühjahr werden Sie wieder einen Generalkonsul in Tanger haben. Bis dahin könnten Sie nach Wunsch in der spanischen Zone sich betätigen. Sie haben heute eine Probe davon gesehen. Marokko ist ein äußerst heikler und mühsam zu bearbeitender Boden. Er erfordert Nervenkraft, unverbrauchte Energien. Mehr als anderswo bedeutet in diesem Klima Stillstehen Untergang. Tüchtige befinden sich unausgesetzt in einem Wettlauf mit der Zeit. Ihre Ruhepausen dienen dazu, Kraft zu speichern. Was hier jedoch überwiegt, ist die Verschwendung, die ewige Übermüdung, die den Unfähigen kennzeichnet. Blicken Sie umher, wo fehlte jener schlaffe Zug um die Mundwinkel! Wenn man Sie hingegen anschaut, wie Sie dasitzen, ein Berg von überschüssigen Energien, möchte man jedes Unternehmen auf die leichte Achsel nehmen. Unterschätzen Sie meine Beziehungen nicht. Vielleicht wünschen Sie auch, inzwischen noch etwas Arabisch und Berberisch hinzuzulernen."

Für Otto war der Augenblick gekommen, die Maske fallen zu lassen. Er gab mit vollkommen ehrlicher Miene zurück: „‚Ma ikun bass in cha allah', wenn Gott will, geht alles gut. ‚Trit ajiit allemt taschilhaït', Sie wünschen mir berberisch beizubringen?"

Leclerq riß die Augen auf, verstand: „Ich habe es gleich vermutet, es hat seine Bewandtnis. Sie waren in den Bergen oben und haben noch Ihre Rechnung mit dem Militär. Das läßt sich einrenken. Liegt außer der Flucht etwas Besonderes gegen Sie vor?"

„Nicht, daß ich wüßte" — meinte Otto und starrte in das Puppengesicht des Majors — „wenn Baron de Chatelaine es nicht für gut befindet, Ihnen Gegenteiliges zu berichten."

Der Major ließ seine schwarzen Augen mit einem höhnischen Ausdruck hinüberwandern, erhob sich dann kurz und ging mit steifen Schritten hinaus.

Leclerq verzog das Gesicht: „Was hat das zu besagen?"

Otto leerte sein Glas und bog sich mit abwesendem Ausdruck zurück, nunmehr zäh in das Vergangene verbissen: „Sie sehen, wie er es aufgenommen hat. Er ist mir, so rätselhaft es scheint, in eigener Person gefolgt und geht nun, die Guardia Civil zu benachrichtigen. Er wird unter irgendeinem Vorwand meine Auslieferung betreiben — aus Eitelkeit. Unweigerlich werde ich verhaftet. Das Weitere hängt von Umständen ab, auf die keine Einflußnahme möglich ist. Der Major ist der Mann dazu, einen diplomatischen Druck auszuüben. Die Intrige wirkt und findet unter der Hand ihre Erledigung. Dagegen gibt es kein Mittel, wenn ich nicht von Anfang an den Willen bekunde, in die spanische Legion überzutreten. Sie werden es gleich verstehen. Wir haben noch Zeit. Die Spanier sind höflich. Sie werden, solange wir hier sitzen, mich nicht behelligen.

Ich stand unter dem Kommando des Majors in der Tadla, hinten im verlassensten Winkel des Mittleren Atlas. Dort herrscht andauernder Kleinkrieg. Man wird von Blockhaus zu Blockhaus, von Zeltlager zu Zeltlager umhergeworfen. Vom Quellgebiet des Muluya an bis zum Oberlauf des Oum-er-Rebia, von Itzar, Azerzou, Arbalou-Adjedj bis Taghzirt und Ouaouizert gibt es kaum einen Grenzposten, wo ich nicht bei Razzias und Scharmützeln beteiligt war. Wir hatten einen Abschnitt von 20000 Menschen, Berber- und Araberfamilien, im Zaum zu halten und gegen Übergriffe der Bergstämme zu schützen. Das Gedeihen der unterworfenen Gebiete war unsere Propaganda, während die Kulturen der Nachbarländer, wo irgend möglich, durch Bombenflugzeuge und Streifen vernichtet wurden. Nach solcher Vorbereitung erfolgte in jeder ‚Saison' ein strichweises Vorrücken und Besitzergreifen. Das waren die Gelegenheiten, bei denen der Major persönlich mit uns Fühlung nahm. Auf mich wurde er aufmerksam durch meine Verwendbarkeit bei der einheimischen Soldtruppe. Wenn eine Aktionspause eintrat, wenn die Witterung im Hochsommer und Winter zur Untätigkeit zwang, hielt ich mich lieber im Tahiämt, im Zelt der Zaiane, Cenhadja, Ischkern, der Ait-Roboa, Beni-Amir oder Beni-Zemmour, auf als bei meinen zum größten Teil aus Deutschen bestehenden Kameraden. Ein Zaiane, den ich einmal verwundet aus dem Gefecht getragen hatte, war mein Lehrer. Da er zu einem freien Kampfverband gehörte, kam er häufig herüber, machte mich mit den Gedankengängen und der Lebensweise der Einheimischen vertraut und führte mich in die Geheimnisse einer sonst verschlossenen Welt ein. Ich wurde Mitwisser komplizierter Verhältnisse, hin und her spielender Spionage, unaufhörlicher Bearbeitung. Das Einverständnis unter den befreundeten Stämmen, die hinter der Front ihre Ernte einbrachten, ihre Herden pflegten, zu Wohlstand gelangten und obendrein noch Sold empfingen, war überall das gleiche, von Interessen gebotene. Ich galt ihnen aus persönlichen Gründen als unverdächtig. Es bildete sich eine Art Schutzverhältnis heraus. Deshalb zog mich schließ-

lich der Major in seine Nähe, um unauffällig über die kleinen Vorkommnisse unterrichtet zu sein. Bei allen sporadischen Ausflügen und Besichtigungen mußte ich ihn begleiten. Er lebte unstet, schlug sich die Einsamkeit in dem öden Hochgebirgstal mit allerlei Kurzweil um die Ohren. Das Klima ist zwar erträglich. Im Winter friert es selten im Flußgebiet des Oum-er-Rebia. Aber die Berghänge wirken eigentümlich kahl und düster. Die unförmigen Grate im Süden stehen wie böse Wächter über dem Tal, wolkenumhüllt, schneebedeckt oder mit glattem Gestein in dörrender Sonne schillernd. Schwarzgrün ist die Farbe der Vegetation, die etwa in der Höhe der Pässe beginnt. Knorriges Thuja-Gestrüpp rankt zuhöchst. Dann reichen vereinzelte Waldinseln dunkelblättriger Lebensbäume, Thujas, nach unten, weiterhin auch Korkeichen, Oliven. Das Schwemmland in der Flußniederung trägt Felder, die von rohen Steinwällen oder Kaktushecken umhegt sind. Die übereinandergeschichteten Garben, hohen Sparrenbauten ähnlich, haben der Gegend den Namen gegeben, denn Tadla bedeutet ‚Garbe‘. Aber die ausgesparten Felder und Gärten und selbst so bedeutende Siedlungen wie Kenifra, Kasba-Tadla und Boujad verschwinden in der Umgebung, verlieren an Ausdruckskraft, werden überwuchtet von der ungeheuren Gesteinsöde mit ihrem schwärzlichen Bewuchs. Sie knebelt und lähmt. Abwechslung bot nur die Jagd in der dumpfen Leere dieses fast urzeitlichen Wildreservoirs, während sonst Intrige, Spionage und Kampf in Spannung hielten. Darin glich die Situation dem Lüften und Senken von Wolkenschleiern über den Gipfeln. Selten gab es ein Treffen, einen Überfall, der unerwartet gekommen wäre. Der Feind, der mit unglaublicher Schnelligkeit bald hier, bald dort auftauchte und beim Zupacken in nichts zerstob, wäre viel gefährlicher gewesen, wenn seine Bewegungen nicht fortlaufend beobachtet und, teils aus Rachsucht, teils aus Geldgier, verraten worden wären. Man möchte beinahe sagen, daß dies Hin- und Herspinnen von Fäden die wichtigste und am meisten in Atem haltende Tätigkeit darstellte. Der Nachrichtenabteilung fällt in dem ausgedehnten, nur von wenigen Forts gesicherten Gelände die Hauptaufgabe zu. So sieht an der Grenzlinie des Oued-Abid der übliche Ruhezustand aus, der sich nur dadurch von der Riffront unterscheidet, daß kein gesammelter Volkswille gelegentlich das Netz von Befestigungswerken und Intrigen durchbricht.

Auf der Wasserscheide zwischen Muluya und Oued-Abid liegt das dürre, bisher nur von Fliegerangriffen heimgesuchte Plateau von Tidikelt. Dorthin hatte eine Unterwerfungsbotschaft der Ait-Yahia vor drei Wochen den Major gerufen. Es ist ein gemiedener, weltverlassener Kessel mit ungeheurem Rundblick auf glatte Felskegel, Ketten von Schneebergen und rotgelben Wüstenrücken. Weiß, wie schon der Name Abid besagt, ist der unbewachsene Teil der kreide- und kalkhaltigen ‚Handfläche‘ oder ‚Ebene‘, wie die Übersetzung von Tidikelt lautet. Für die Einheimischen bildet die unheimliche dreieckige Einsattlung mit ihren starrenden Vorbauten und gewaltigen Gegensätzen eine Art Nationalheiligtum des Widerstandes.

Zu der gefürchteten Falle von Tidikelt also, in Richtung der Schwelle von Arbala, setzten wir uns in Marsch. Kein Mensch glaubte an die Wahrheit des Gerüchts. Meine einheimischen Freunde machten besorgte Gesichter. Vor der letzten, mit Gestrüpp bewachsenen Anhöhe schlugen wir ein Lager auf. Die Wachen blieben unbelästigt. Es erschien in der Tat eine Abordnung, die indes von dem Major nicht empfangen wurde. Niemand fand eine Erklärung dafür. Am folgenden Tage gegen zehn Uhr abends — die meisten hatten sich schon zur Ruhe begeben — ließ mich der Major ins Zelt rufen. Er schritt aufgeregt hin und her und herrschte mich nach kurzer Pause unvermittelt an: ‚Nehmen Sie die Uniformstücke! Passen sie Ihnen?‘ Ich probierte. Es war die eigene Ausrüstung des Majors. Er strich sie zurecht, ließ mich Degen und Pistole umschnallen, trat in den Hintergrund. ‚Es geht zur Not. Draußen steht ein Bote. Sie werden ihn hier empfangen und dann ins feindliche Lager begleiten. Halten Sie sich nur kurz auf! Es wird Ihnen nichts geschehen, solange Sie sich nicht verraten. Es dürfte Ihnen wohl klar sein, daß man drüben von der Posse so wenig merken darf wie hier. Das genügt. Ich will den Burschen, die mich beim Wort gepackt haben, nicht nachgeben. Vielleicht hängt wirklich etwas davon ab.‘

Er zog sich hinter den Vorhang beim Feldbett zurück. Ich rief den Boten, stellte mich mit dem Rücken gegen das Licht und bedeutete ihm, daß ich mich nun in aller Heimlichkeit auf ein paar Stunden entfernen könne.

Der Mann legte die Hand an Stirn und Brust und beteuerte, daß alles so vorgesehen wäre. Wir gingen schweigend hinaus, passierten die Postenkette und waren vielleicht eine Stunde gewandert, als eine Gestalt heranhuschte und meine Hand ergriff: ‚Ich bin es, Massouda.‘ Das war nicht in der Vereinbarung vorgesehen. Undeutlich erinnerte ich mich einer Tänzerin dieses Namens, die einmal in Kenifra aufgetreten war. Wenn sie es war, die den Major beim Wort genommen hatte, kam die Komödie ans Licht. Ich flüsterte, sie solle mich allein lassen, ich würde sie in der folgenden Nacht im Lager erwarten. Sie lachte übermütig, krallte sich, durchaus nicht respektvoll, in meinen Arm, fühlte die strafferen Muskeln — und schrie. Im Nu waren wir umringt. Das Beratungszelt befand sich ganz in der Nähe. Ich wurde höflich hineingebeten. Licht umstrahlte mich. Massouda trat in die Mitte der Versammlung und erklärte den Betrug. Alles lachte, klopfte sich auf die Schenkel. Massouda kreischte vor Vergnügen. Dann ergriff sie meine Partei. Die Abmachung des freien Geleites gelte, da die Probe ja wohl zur vollen Befriedigung ausgefallen wäre. Nur müsse man den Herrn Stellvertreter bitten, seine Uniform dazulassen, damit man wenigstens diesem Dokument genügende Beachtung schenke. Neue Zustimmung und schallendes Gelächter. Man entriß mir mit Sachkenntnis die dem Major gehörigen Stücke und ließ es dabei an unzweideutigen Anspielungen auf die politische Verführerrolle des Majors nicht fehlen.

Nach einer Stunde befand ich mich wieder bei den Posten. Von den Höhen ringsum schallten Spottlieder. Das ganze Lager mußte dadurch von dem Vorgefallenen bereits in Kenntnis gesetzt sein. Ich schlich mich in das Zelt des einheimischen Kaids und brauchte nichts mehr zu erzählen. ‚Du bist in einer unmöglichen Lage‘, sagte er. ‚Ich werde dich hier einkleiden und nach dem Weiteren sehen. Die Blamage wird der Major auf jeden Fall auf dich abwälzen. Laß dich vorläufig verleugnen. Du mußt zu entkommen suchen. Gehörte der Posten zu unseren Leuten?‘

Ich bejahte. Schon war der anscheinend so ruhige Mann lautlos und behende an mir vorbei ins Freie geglitten. Erst jetzt kam ich zur Überlegung. Auch mir leuchtete ein, daß mein Verschwinden die beste Lösung wäre. Wenn ich die lächerliche Rolle als Überläufer gespielt hätte, konnte sogar der Kaid die Verantwortung für meine Flucht auf sich nehmen.

Als mein Freund zurückkam, war die Angelegenheit geordnet, der Posten verständigt, die Zustimmung des Majors eingeholt. Nur eine Bedingung gefiel dem Kaid nicht. Ich sollte bis zur Rückkehr nach Kenifra in Verkleidung bei der Truppe bleiben.

Der Major hatte sich seine Handlungsfreiheit bewahrt, eine übereilte Entscheidung hinausgeschoben. Ich fand darin nichts Böses. Durfte ich doch auf nachsichtige Behandlung rechnen.

Schon am nächsten Abend jedoch sollte ich eines andern belehrt werden. Der Kaid stürzte voll Empörung ins Zelt und berichtete, daß mein angeblicher Streich als schmachvolle Handlung an die Behörde weitergegeben wäre. Die ganze eingeleitete Aktion sei durch mein Benehmen zum Scheitern gebracht worden. Von Verhandlungen sei keine Rede mehr. Man müsse, anstatt vorzugehen, den Rückzug antreten. Da es naheliegt, daß ich mit Agenten in Verbindung stehe, solle für den Fall meines Durchkommens steckbrieflich auf mich hingewiesen werden. Der Major hatte sich also entschlossen, mich rücksichtslos seinem Ehrgeiz und seiner Eitelkeit zu opfern. Die Verschleierung war vollkommen. Niemand konnte mehr das in Gang gebrachte Verfahren aufhalten.

Die Schlinge sei ausgelegt. Nun, meinte der Kaid, könne auch er nicht mehr für mich aufkommen.

Nach diesem Ausbruch war er wieder der gleichmütige Orientale, ließ Essen und Pfefferminztee bringen, beobachtete mich listig.

Ich ahnte, daß er noch etwas im Hinterhalt hatte, und blieb so unbewegt wie möglich. Er schien zu warten. Als sich die Zeit hinzog, spielten wir Domino. Mit einem Male warf er die Steine hin und lüpfte einen Zipfel des Zelttuchs. Ein Mann mit dem Amaual, dem blauen Gesichtsschleier der Imouhar, richtete sich vor uns auf. Der Kaid reichte ihm eine Djellaba, die er sogleich anlegte, und einen Koffer, der eine Händlerausrüstung enthielt. Dann stellte er ihn mir vor: ‚Das ist dein Führer, mit dem du noch heute nacht aufbrechen wirst.‘ Wir nahmen wieder Platz. Der Kaid tauschte einen Blick mit dem Fremden, und nun erfuhr ich, was man von der andern Seite ins Werk gesetzt hatte.

Das Verhalten des Majors war drüben bis in alle Einzelheiten erörtert worden. Die üble Rolle, die er bei den letzten Vertuschungsmaßnahmen gespielt hatte, sollte als Handhabe dienen, um ihn zu stürzen. Deshalb hatte man dem Generalkommando eine Botschaft zugesandt, die den Sachverhalt aufklärte und um einen andern Unterhändler bat. Die Feigheit des Majors, hieß es in dem Schreiben, und die zweideutige Haltung, mit der er seinen eigenen Beauftragten in eine Falle lockte, um ihn nachher zu verleugnen, machten es unmöglich, einem solchen Manne künftig Glauben zu schenken.

In solcher Zuspitzung also befanden sich die Dinge. Es galt, keine Minute zu verlieren.

Der Kaid gab durch sein Erheben das Zeichen zum Aufbruch. Ich umarmte ihn gerührt. Eine halbe Stunde später stiegen wir bereits auf kahlen Felskuppen umher, zu deren Höhe die Lagerfeuer, winzig wie Glühwürmchen, emporflimmerten.

Als ferner Umriß wölbte sich vor uns der Djebel Aian, unser nächstes Ziel auf dem Wege nach Norden. Wir schritten leicht dahin, am dunklen Gipfel das Drehen des Sternenhimmels verfolgend. Die Bewegung dort oben hatte etwas unendlich Beruhigendes. Die 300 Kilometer bis zur Grenze, was waren sie gegenüber den schwingenden Unendlichkeiten! In unserm mechanischen Vorwärtskommen federte die Zuversicht. Der einmal angenommene Rhythmus hielt uns aufrecht, ob es tagte oder dunkelte. Proviant hatten wir genug. Wir konnten bewohnte Gegenden meiden. So schliefen wir nur in den Pausen nach den Mahlzeiten. Das Oued-Tigrit wurde seiner ganzen Länge nach durchzogen, der Sebou und der Ouerga überquert. Zu Beginn der vierten Nacht durchwateten wir den Loukkos-Fluß und konnten unsere steif gewordenen Glieder auf spanischem Boden strecken. Als ich am Morgen erwachte, war mein unbekannter Weggenosse verschwunden.

(Schluß folgt.)

Dem Sommer entgegen





Neuer Fransenschirm zu Jumperkleid und Blumenhut, getragen von der Wiener Schauspielerin Anny Evera. (Phot. Helene Zimmerauer.)

Links oben: Anny Evera in duftigem Imprimékleid. Dazu Blumenhut mit flach aufgenähten roten Samtblüten und moderner, kurzer Schirm. (Phot. Helene Zimmerauer.)







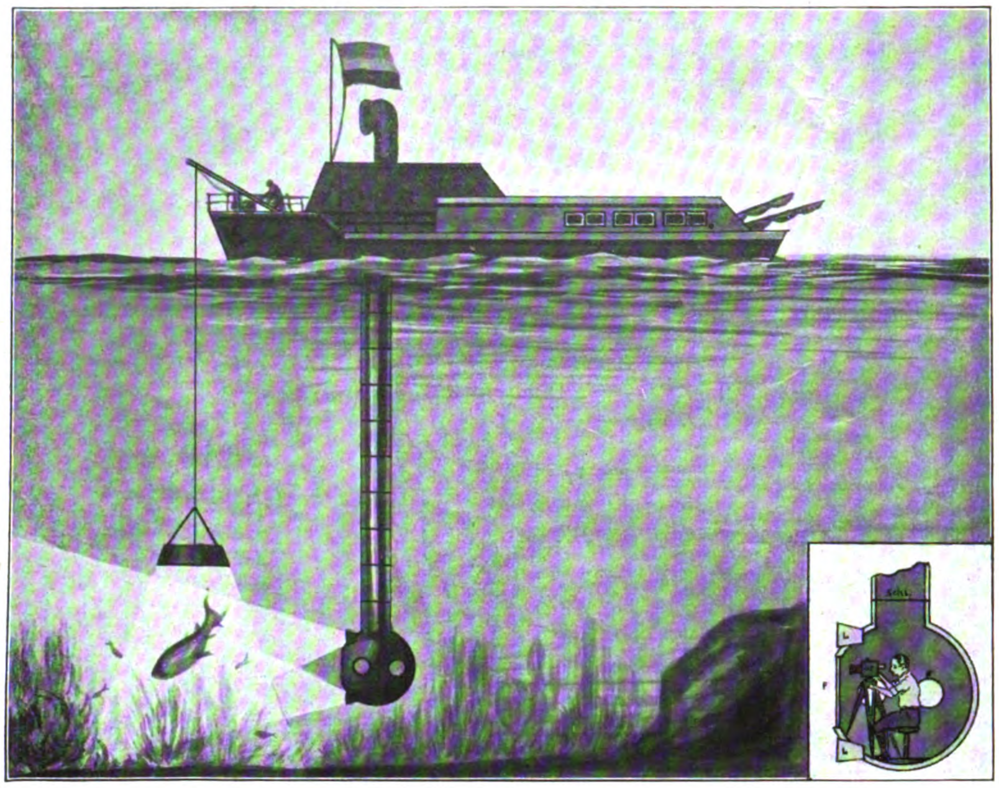
Gelb-braunes plissiertes Imprimékleid mit dazu passendem plissierten Schirm. Trägerin: Anny Evera. (Phot. Helene Zimmerauer.)

Die Filmschauspielerin Renate René in buntfarbig handgesticktem Sommerhut aus Phantasiestroh in Grün. (Phot. K. Hoffmann.)

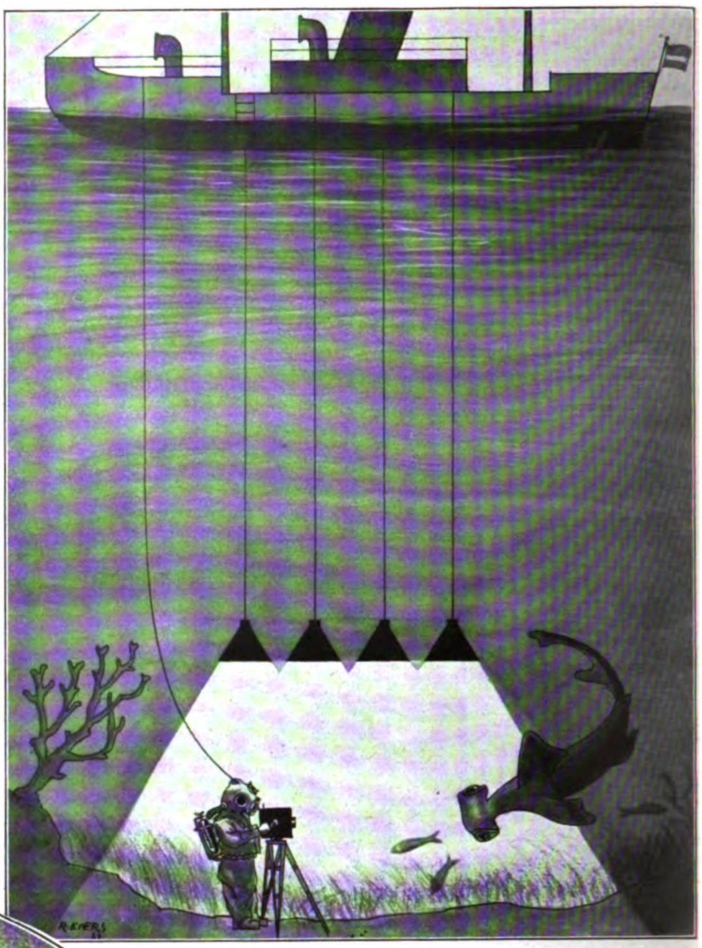
Links unten: Ein als Cape arrangierter Schal aus schwarz-goldenem Lamé. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Modelle: Berteaux (Hüte) und Rumpler, Oser & Co. (Schirme).

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK



Schematische Darstellung des Williamsonschen Verfahrens für Unterseeaufnahmen. Rechts in der Ecke: Durchschnitt durch die Aufnahmekabine.

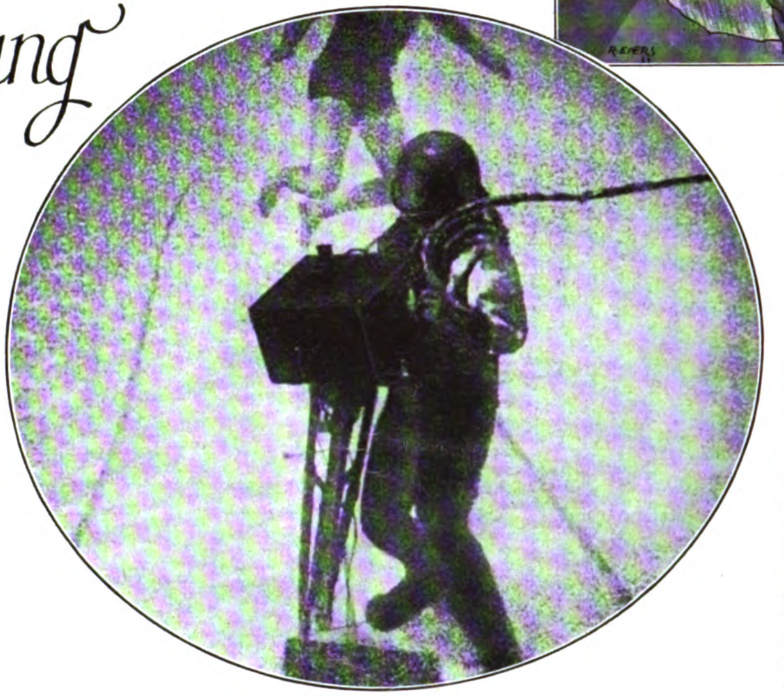


Unterseeaufnahmen mit frei beweglichem Apparat, eine neue Erfindung. (Schematische Zeichnung.)

Die Entschleierung des Meeres.

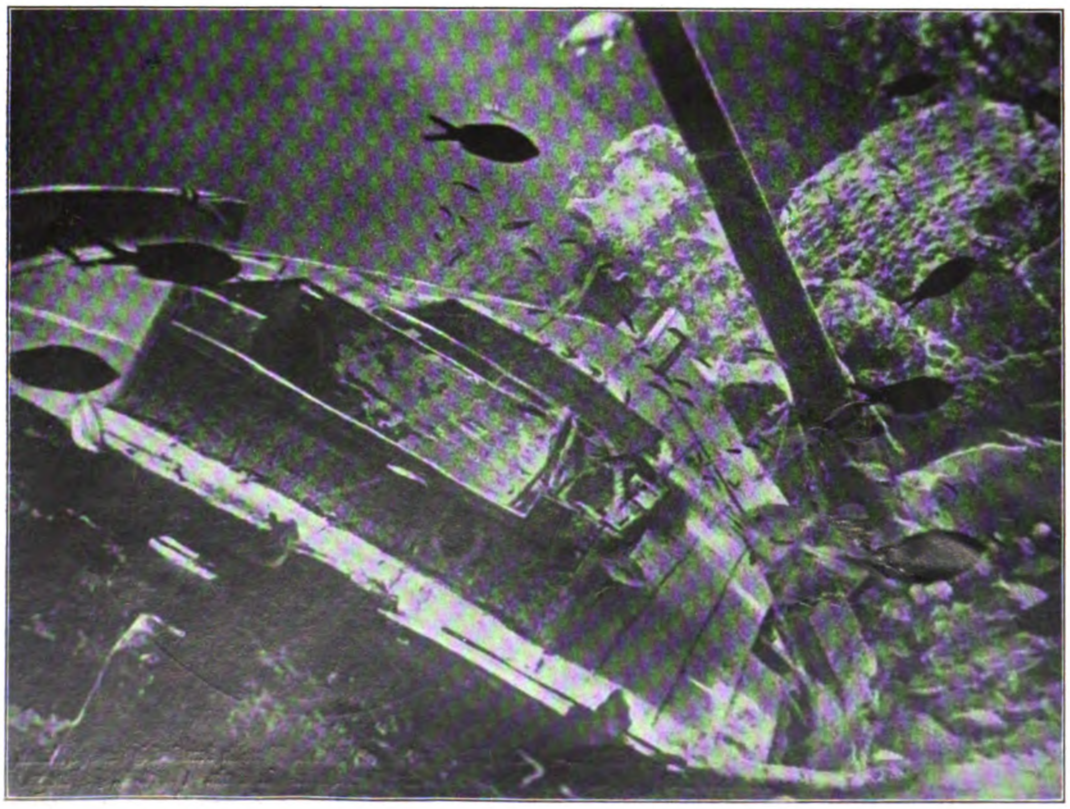
Von Dr. Hermann Treuner.

Kaum ein Rätsel der Welt hat je einen so lockenden Reiz auf die Menschen ausgeübt wie die unergründlichen Geheimnisse der Meerestiefe. Durch Jahrtausende tummelten sich die Menschengeschlechter auf der immer wechselnden Oberfläche der See, ohne die Rätsel, die sie birgt, enthüllen zu können. Schiffe ohne Zahl, ganze Städte und Länder schlang die See im Laufe der Zeiten in ihren unersättlichen Grund. Sagen aus grauer Vorzeit erzählen uns noch heute von dem versunkenen Erdteil Atlantis. Unermeßliche Schätze ruhen dort unten in der grundlosen Tiefe und Menschen — Menschen in endloser Legion. Und was die Meere einmal verschlungen haben, das behalten sie bei sich in der undurchdringlichen Finsternis ihrer Tiefe. Aber neben ihrem Raub beherbergen die Meeresfluten noch eine ungeheuer zahlreiche und mannigfaltige Lebewelt. Tiere und Pflanzen in den bizarrsten Formen und leuchtendsten Farben beleben die Meere. Ungeahnte Wunder der Schöpfung. Alles dieses ist uns fast restlos verschlossen. Wohl haben uns Wissenschaft und Forschung in den letzten Jahrhunderten mannigfache Kunde aus den verborgenen Gründen verschafft, aber das alles sind nur winzige Bruchstücke aus einer fremden Welt. Die Beobachtung der Lebensvorgänge in den feuchten Tiefen selbst blieb uns bisher versagt. Dem Film nun war es vorbehalten, auch diese klaffende Lücke zu schließen und die ersten Bilder vom Meeresgrund zu zeigen.



Ein Taucher mit der neuen Unterwasser-Kamera bei der Arbeit. (Phot. Deulig.)

Schon lange ging das Streben der Kinematographie dahin, echte Unterwasseraufnahmen zu liefern und das Leben im Wasser einzufangen. Was aber bis dahin an Unterwasseraufnahmen gezeigt wurde, das waren alles gestellte Bilder, die mit Hilfe von Aquarien und großen Wasserbecken im Atelier hergestellt und von außen durch die Glasscheiben photographiert wurden. Die Hauptschwierigkeit, die es für echte Aufnahmen zu überwinden galt, bestand darin, einen Aufnahmeapparat zu konstruieren, den man unter Wasser in Betrieb setzen kann, ohne daß der Apparat selbst oder der Filmstreifen durch das Seewasser beschädigt wird. Vor einigen Jahren nun löste der amerikanische Ingenieur Williamson dieses Problem dadurch, daß er einen beweglichen, ausziehbaren Stahlzylinder von etwa 1 m Durchmesser und etwa 15 m Länge konstruierte (siehe unsere Zeichnung). Dieser Zylinder wurde im Boden eines Schiffes eingebaut und von diesem aus ins Meer versenkt. Am unteren Ende dieses Zylinders befindet sich eine kugelförmige Kabine, die den Aufnahmeapparat und Platz für den Kameramann enthält. Ausschnitte in der Wand der Kabine mit 5 cm dicken Glasscheiben





Links: Eine Beute der See: Das Wrack auf dem Meeresgrund. (Phot. Bruckmann.) — Rechts: Der Tiger des Meeres: Kopf eines Haifisches, von unten gesehen. (Phot. Ufa.)



Ein Anblick, scheußlich und gemein: Einsiedlerkrebs auf dem Boden der See. (Phot. Ufa.)



Bizarre Formen der Natur: Ein Seepferdchen. (Phot. Ufa.)

vermitteln den Blick in die See. Da aber in 10 bis 15 m Tiefe im Wasser schon fast undurchdringliche Dämmerung herrscht, so wurde es, um die für die Belichtung des Films notwendige Lichtstärke im Bildfeld zu erhalten, nötig, die Umgebung des Aufnahmeapparats durch starke Scheinwerfer künstlich zu erhellen. Auf diese Weise erzielte Williamson die ersten authentischen Aufnahmen vom Meeresgrunde und machte sie seinerzeit auch für einige Spielfilme nutzbar. Die außerordentlich hohen Kosten dieses Verfahrens wie der Nachteil, daß durch die 5 cm dicken Glasscheiben sehr viel Licht absorbiert wurde, machten seine Anwendung in größerem Maßstab unmöglich. Doch ununterbrochen arbeitete die Filmtechnik an neuen Möglichkeiten, und vor wenigen Monaten wurde ihr auch ein neuer großer Erfolg zuteil, denn in Amerika ist eine Erfindung gelungen, die die beiden genannten Nachteile des Williamsonschen Verfahrens ausschaltet (siehe unsere Zeichnung). Es gelang, eine Kamera zu konstruieren, die ohne jedes weitere Hilfsmittel unmittelbar unter Wasser arbeitet und sowohl das Eindringen des Seewassers in die Kamera und jede Beschädigung des Apparats oder des Filmstreifens durch das Wasser ausschließt als auch den starken Druck unter Wasser aushält. Diese Unterwasserkamera kann wie jede gewöhnliche Kamera an jedem beliebigen Ort unter Wasser auf einem Stativ aufgebaut werden und gewährt so dem Operateur größte Bewegungsfreiheit. Auf die künstliche Beleuchtung des Unterwasser-Bildfeldes kann natürlich auch bei diesem Aufnahmeverfahren nicht verzichtet werden, doch sind trotzdem die Kosten dieser Aufnahmen wesentlich geringer.

Nun werden auch die letzten Schleier von den Geheimnissen des Meeres, wenigstens bis zu den Tiefen, in die der Mensch heute hinabsteigen kann, fallen. In lautloser Abgeschiedenheit von der Oberfläche enthüllt sich eine stumme Welt, die gleich reich an furchtbaren Ungeheuern wie an Lebewesen von bezaubernder Schönheit ist, die Bilder von seltsam phantastischem Reiz und trostloser Tragik birgt. Inmitten einer wechselnden Bodenformation fesselt eine Pflanzenwelt von ungeahnter Formenschönheit, belebt mit Scharen der seltsamsten Fische. Gleich bizarren Schlössern wachsen die Bauten tropischer Korallen vor uns auf, emporragend aus den unübersehbaren Blumenbeeten gleichenden Siedlungen der Seerosen und Seeanemonen. Doch inmitten all der Schönheit mahnt ein trostlos zerfallenes Wrack an die Gefahren und Tücken der See. Phantastische Szenen ergeben sich, wenn Taucher in ihren unförmlichen Anzügen das Bild beleben und mit seltsam schweren, gleitenden Bewegungen ihre Arbeit verrichten. Wie Lebewesen einer fremden Fabelwelt erscheinen sie uns. Dann tauchen die furchtbarsten Feinde des Menschen, die das Meer birgt, vor uns auf. Ein riesiger Krake hockt zusammengekauert am Meeresboden. Gierig spähen seine großen, glotzenden Augen nach Beute aus, ein Bild von seltener Scheußlichkeit, wenn dieses Untier seine langen, schlangenartigen Arme nach einem Opfer ausstreckt. Plötzlich erscheint ein mächtiger Hai im Bild. Grauenerregend starren die spitzen Zähne in den gewaltigen Kiefern. Und gleich darauf spielt ein zierliches Seepferdchen vor unseren Blicken. So gleiten die Bilder in rascher Folge und mannigfacher Abwechslung an uns vorüber. Eine neue Welt von unendlichem Reiz ist uns erschlossen. Und wieder war es der Film, der den Schleier von einem der zahlreichen Geheimnisse der Natur lüftete.



Verständigung durch Zeichensprache zwischen zwei Tauchern auf dem Meeresgrunde. (Phot. Bruckmann.)





Links: Der wütende Seeteufel: Ein angegriffener Krake verteidigt sich durch Ausstoßen tintenartiger Flüssigkeit. — Rechts: Tragik der Untersee: Überreste eines verunglückten Tauchers. (Phot. Bruckmann.)

DER GOETHE-MALER CARL KAAZ ALS LANDSCHAFTER

In Goethes Annalen, Tagebüchern und Briefen begegnet uns in dem Jahrzehnt von 1800 bis 1810 häufig der Name des jungen, aus Karlsruhe gebürtigen Malers Carl Kaaz als eines ihm höchst sympathischen Künstlers. Am deutlichsten leuchtet dies aus der Hauptstelle in den Annalen von 1808 über Goethes Karlsbader Aufenthalt hervor: „Die Gegenwart Kaazens, des vorzüglichen Dresdener Landschaftsmalers, brachte mir viel Freude und Belehrung, besonders da er meisterhaft meine dilettantischen Skizzen sogleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine, Aquarell und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem phantastischen Kritzeln zu einer reineren Behandlung. Und zum Belege, wie uns die Nähe des Meisters hebt und trägt, bewahre ich noch aus jener Zeit einige Blätter, die, gleich Lichtpunkten, andeuten, daß man unter solchen Umständen etwas vermag, was vor- und nachher als unmöglich erschienen wäre."

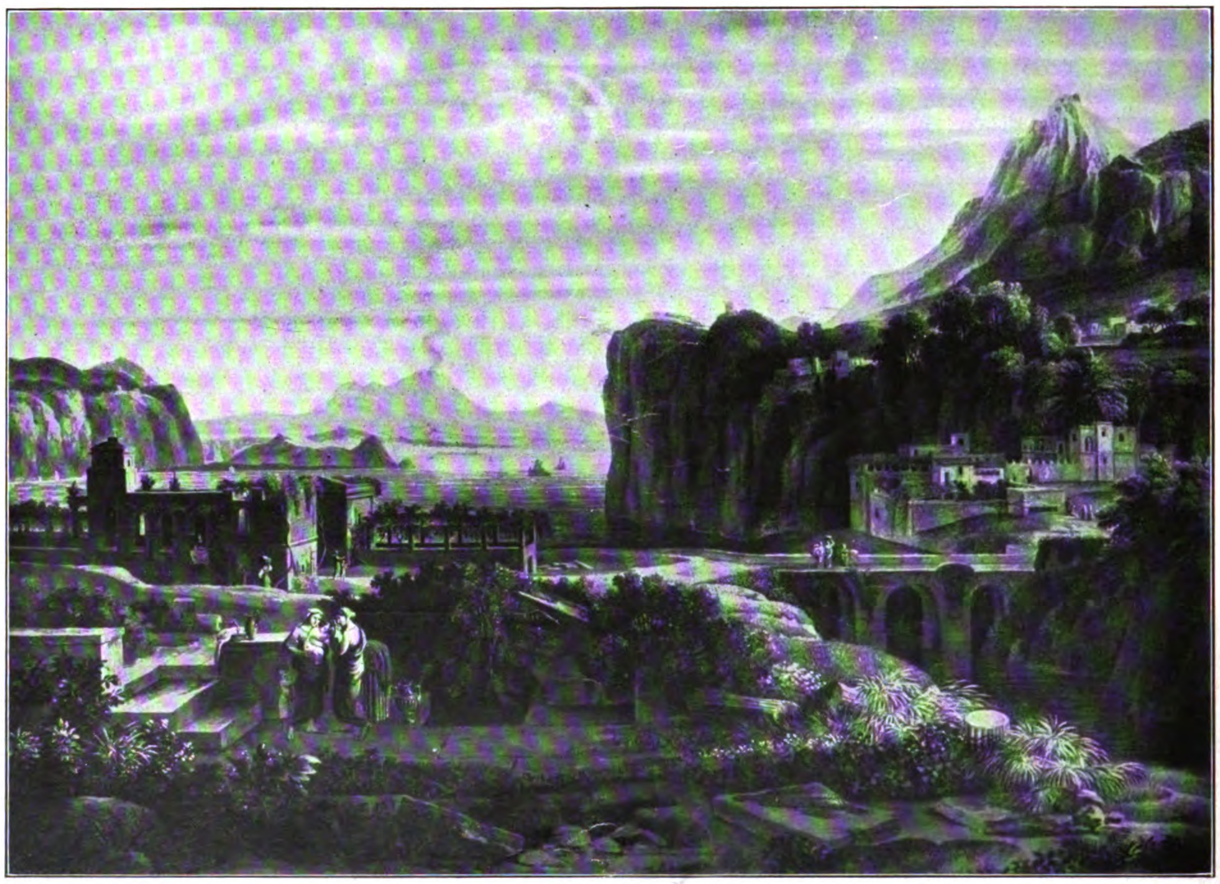


Albaner See. (Wandgemälde im Schlosse Frohburg.)

Auch in Goethes Garten zu Weimar setzten die beiden im Sommer des nächsten Jahres diese etwas spielerischen Malstudien fort, wobei es dann auch dazu kam, daß Kaaz Goethes Brustbild in Ölfarben und danach ein Miniaturbildnis malte. Das erstere befindet sich seit 1912 im Goethe-National-Museum in Weimar.

Wir haben nun bei Kaaz den eigentümlichen Fall, daß sein Name in der Goethe-Literatur wohlbekannt ist, sein Schaffen aber in der Kunstgeschichte fast vollständig übersehen wurde. Vielleicht, weil er schon mit 37 Jahren (1810) starb und seine meist vedutenhaften Arbeiten nichts hervorstechend Persönliches hatten. Gleichwohl liegt die Frage nahe, was dieser Schützling nicht nur Goethes, sondern auch der Elise von der Recke, ferner Freund Schillers und Schwiegersohn Anton Graffs eigentlich leistete, und inwieweit das Lob Goethes begründet war.

Zuerst stellte Dr. H. Th. Kroeber an dieser Stelle in der Nummer 3609 vom 29. August 1912 die beiden Goethe-Bildnisse nebst der Originalzeichnung dazu in Bild und Wort vor.



Ansicht von Ischia. (Privatbesitz.)

Von seinen Landschaftsbildern wurde, abgesehen von einigen zeitgenössischen Radierungen nach ihm, in neuerer Zeit erst eine einzige in Abbildung bekannt. Es ist ein Ölgemälde mit der Ansicht des Nemi-Sees, das sich in einer Ausstellung Dresdener Kunst von 1750 bis 1850 in der Galerie Rusch in Dresden 1924 mit einem Gegenstück (Wasserfall) befand und von Professor P. Schumann in der „Kunst" 1924 (S. 346) erwähnt und abgebildet wurde. — Von öffentlichen Sammlungen besitzt nur die Karlsruher Kunsthalle eine Kopie von Kaaz nach Claude Lorrain; im übrigen müssen seine Gemälde im Privatbesitz, wo sie bisher zum Teil unerkannt und wenig beachtet hingen, aufgesucht werden. Bei den Nachforschungen nach seinen Gemälden begegnete mir zuerst in altem Leipziger Privatbesitz die hier wiedergegebene Ansicht von Ischia mit dem Blick auf den Vesuv, eine ziemlich große Deckfarbenmalerei, tieftonig, von starker, frühklassizistischer Stimmung. Es ist ein für ihn charakteristisches Werk gerade aus dem Jahre 1808 (monogrammiert und datiert), in dem er mit Goethe so recht nach dessen Geschmack zusammen malte. Offenbar geht es zurück auf Naturstudien, die er 1803 bei seinem Aufenthalt in Unteritalien gemacht und wonach er schon dasselbe Motiv in einem Ölgemälde verwertet hatte, das im gleichen Jahre noch nach Schloß Frohburg kam. In dem Deckfarbenbilde von 1808 erfüllt eine Spätnachmittagsstimmung das Ganze und dämpft alle Farben, unter denen Rot vollständig fehlt. Die von dem schroffen Felsen rechts verdeckte Sonne sendet mildes Licht auf die leichtbewegte, vorn dunkelblaue See, auf die Bergspitzen und den graublauen, von grauweißen Streifenwolken durchzogenen Himmel. Ein zarter Duft liegt auf der Ferne. Im Vordergrunde herrscht ein lichtes Helldunkel; der etwas hart stilisierte Baumschlag ist mit hellgrünen Tupfen und Lichtern aufgehellt.

Ein günstiger Stern hat über einer ganzen Reihe der schönsten Werke von Kaaz, Ölgemälde und ein mächtiges Wandbild, gewaltet und sie in bester Erhaltung auf die Gegenwart kommen lassen. Diese Werke befinden sich in dem stattlichen Renaissanceschloß Frohburg (unweit Altenburg) im Besitze des Kreishauptmanns a. D. Dr. Krug v. Nidda-Falkenstein, dessen Nachforschungen in den Familienpapieren ich die Daten und näheren Angaben verdanke. Sein Verwandter und früherer Besitzer von Frohburg, Herr Ernst Blümner, hatte schon 1802 bis 1804 von Kaaz zuerst in Paris, dann in Rom fünf Kopien und zwei stattliche Originalgemälde „Landschaften am Monte Cavo bei Rom" (ausgestellt im Leipziger Kunstverein 1926) und die obenerwähnte erste Fassung der „Bucht von Ischia" gekauft. Dann berief er den Künstler selbst zu dekorativen Aufgaben in den Jahren 1804, 1805 und 1809 in das Frohburger Schloß, wo Kaaz, wahrscheinlich während seines Aufenthaltes vom 14. Juli bis zum 2. August 1805, ein monumentales Wandbild mit dem Blick auf die Umgebung des Albaner Sees ausführte (s. obere Abbildung). Das sehr umfangreiche Werk, 5½ m hoch, 3½ m breit, auf einer Breitwand des sogenannten Steinernen Saales, im vollen Lichte der gegenüberliegenden Fenster, in Temperafarben, wirkt heute noch als eine große Überraschung. Denn es hat nicht seinesgleichen aus dieser Zeit auf deutschem Boden, und kein deutsch-römischer Maler dieser und der nächsten Jahre hätte diese starke Vision der Wunderwelt einer von Triebkraft strotzenden, formen- und farbenreichen südlichen Seelandschaft meisterhafter gestalten können. Sein Geschick im wirkungsvollen Aufbau zeigt Kaaz auch hier bei diesen bedeutenden Dimensionen. Im farbigen Gesamteindruck überwiegen die blonden und hellbraunen Töne, zu denen der mattblaue Himmel und das Rot und Weiß der römischen Tracht des jungen Paares im Vordergrunde des Idylls einige helle Akzente bringen. Die Originalskizze zu dem Wandgemälde ist im Frohburger Schloß erhalten. Von neuen Seiten lernt man Kaaz in seinem Skizzenbuch kennen, das jetzt im Kupferstichkabinett in Weimar aufbewahrt wird: Ein Kleinquerfolio-Band mit 22 zumeist getönten Blättern und mit einem Selbstbildnis in ein Drittel Lebensgröße, in schwarzer Kreide und weißgehöht. — Es folgen dann Studien sehr verschiedener Art, Tiere, Bäume, Landschaften, aber auch Bildnisentwürfe und Genredarstellungen romantischer Richtung nach eigener und fremder Erfindung, z. B. nach Gareis und Schenau, zugleich in den verschiedenen Techniken: Kreide, Aquarell, Deckfarben, Feder mit und ohne Tusche. Den Schluß des Skizzenbuchs bilden drei weite Überblicke der Teplitzer Gegend mit dem Datum 1809, wonach es sein zuletzt benutztes Skizzenbuch gewesen sein wird.

Über sein Leben und Schaffen orientiert jetzt am ausführlichsten seine Biographie im XIX. Bande „Thieme-Becker" von Prof. Ernst Sigismund, wozu noch zu bemerken wäre, daß Goethe den Künstler nicht erst 1805, sondern schon im Mai 1800 in Leipzig kennenlernte, und daß ferner in der Handzeichnungssammlung der Nationalgalerie in Berlin keine Zeichnungen von Kaaz, sondern nur sein und seiner Frau Bildnis in farbigen Kreiden von Friedrich Weitsch, 1805 gezeichnet, sich befinden.

Prof. Dr. Felix Becker.



Ein neuer Treffpunkt der eleganten Welt Londons: Während des Diners bei künstlichem Mondschein im Garten-Grillroom des neueröffneten May-Fair-Hotels. Zeichnung von C. E. Turner.

Das May-Fair-Hotel liegt am Berkeley-Square in May Fair, dem elegantesten, östlich an den Hyde-Park anstoßenden Viertel des Londoner Westens. Der Name May Fair erinnert an die alte, bereits 1708 aufgehobene Messe, die alljährlich am 1. Mai begann und später, im Jahre 1721, dem May-Fair-Viertel die Benennung verlieh. — Die sehenswerte Gaststätte hat mannigfache Anziehungspunkte aufzuweisen. Eine vielbewunderte Einrichtung bildet das neuartige Beleuchtungssystem im Grillroom, das den Gästen zum Frühstück einen sonnendurchglänzten Garten vorzaubert und ihn zum Mittag- oder Abendessen in mildes Mondlicht taucht. Auch die Farbe spielt eine große Rolle; dies kommt vor allem bei der Ausstattung der verschiedenen Räume zum Ausdruck, die in den Farben der charakteristischen englischen Blumen gehalten sind. Vor der Eröffnung besichtigten am 22. März der König und die Königin die luxuriöse Einrichtung des Gebäudes.

Wissen und Leben



Karl Friedrich Gauß,
großer deutscher Mathematiker, Physiker und Astronom, geboren vor 150 Jahren am 30. April.

Gedenktage: Karl Friedrich Gauß und Samuel Heinicke. Vor 150 Jahren, am 30. April 1777, kam K. F. Gauß zur Welt. Seit dem Jahre 1807 wirkte er als Professor der Mathematik und Astronomie an der Universität Göttingen und war zugleich daselbst Direktor der seit 1755 bestehenden Sternwarte. Am 23. Februar 1855 ist er gestorben. Gleich sein Erstlingswerk stellte eine bedeutende wissenschaftliche Leistung auf dem Gebiete der Zahlentheorie dar. Die in einer anderen Schrift niedergelegte „Methode der kleinsten Quadrate", die bekannteste unter den von ihm zuerst gelehrten Methoden zur Berechnung der Planetenbahnen, ist eine Frucht seiner Bemühungen, die wahre Bahn der zu Beginn des 19. Jahrhunderts entdeckten Planeten zu bestimmen (vgl. seine „Theorie der Bewegungen der Himmelskörper", 1809). Anläßlich von Landvermessungen wurde eine andere Wissenschaft, die Geodäsie, von ihm durch Anwendung neuer Methoden und Meßinstrumente bereichert. Mit seiner Begründung der allgemeinen Theorie des Erdmagnetismus schuf er einen neuen Grundpfeiler in der Physik. Auch ist er als eigentlicher Erfinder des elektrischen Telegraphen anzusprechen, den er zusammen mit seinem Göttinger Kollegen, dem Physiker Wilhelm Weber, schon 1833 praktisch zwischen der Sternwarte und dem Physikalischen Kabinett in Göttingen einrichtete. Gauß' Genie war universal — alles, was sein Geist aufgriff, wirkte epochemachend. So hat er durch sein Werk hervorragend dazu beigetragen, die deutsche Nation in der wissenschaftlichen Welt in die vorderste Reihe zu stellen. — Am 10. April waren 200 Jahre vergangen seit der Geburt Samuel Heinickes, den man den Pestalozzi der taubstummen Kinder nennen könnte. Besonderen Anlaß zu einer würdigen Feier der Erinnerung an Leben, Werk und Nachwirkungen dieses Mannes hatte die Taubstummen-Anstalt zu Leipzig, denn sie ist vor nunmehr fast 150 Jahren, am 14. April 1778, von Samuel Heinicke gegründet worden. Sein Leben bis zu diesem wichtigen Zeitpunkte war kein einfaches und geradliniges. Und auch in der Leipziger Zeit bis zu seinem 1790 erfolgten Tode hatte der energische Mann die Aufgabe zuerteilt bekommen, ein Kämpfer zu sein. — Nach manchen Irrfahrten erhält er durch Vermittelung der ihm wohlgesinnten gräflichen Familie Schimmelmann das Kantorat zu Eppendorf bei Hamburg. Zufall und Neigung führen ihm taubstumme Kinder als Schüler zu. Seine Unterrichtserfolge machen ihn bekannt. Auch in seinem Heimatland Sachsen wird man auf ihn aufmerksam. Vom Kurfürsten Friedrich August III. wird ihm ein Anerbieten gemacht, nach Leipzig zu kommen. Er nimmt es an, siedelt nach Leipzig über und eröffnet am 14. April in Leipzig mit neun Schülern ein Taubstummen-Institut, das erste seiner Art in Deutschland. Immer mehr hatte Heinicke in seiner Eppendorfer Zeit erkannt, daß es seine Lebensaufgabe sei, Lehrer und Erzieher von tauben Kindern zu werden, sich dieser bisher arg vernachlässigten Stiefkinder des Schicksals anzunehmen und mit Wärme und Nachdruck dafür einzutreten, daß auf der Grundlage staatlicher Unterstützung auch die Taubstummen zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft herangebildet würden. Damit sie aber menschlich und wirtschaftlich in den Kreis ihrer hörenden Volksgenossen eintreten können, muß eine Voraussetzung erfüllt sein: Die Geistesbildung auch des taubstummen Kindes muß trotz des fehlenden Gehörs und mit Hilfe der Lautsprache geschehen. Ihr Leben, namentlich im schweren Existenzkampf unserer Tage, wird um so befriedigender und nutzbringender, je vollkommener sie sich die Wortsprache erobert haben. An dieser Aufgabe arbeitet man ganz im Sinne Heinickes, 200 Jahre nach seiner Geburt, in den zahlreichen Taubstummen-Anstalten der Welt; denn die Lautsprachmethode dieses großen Pioniers hat überall, auch in Frankreich, den Sieg über die Gebärdenmethode erlangt. Was Samuel Heinicke durch seine reiche, meist polemische Publizistik auf den Gebieten allgemeiner Menschenbildung leisten wollte, erscheint uns heute nicht als das Wesentliche seines Lebens. Aber sein Kampf für eine Unterrichtsweise des taubstummen Kindes, die in bezug auf dessen spätere Einfügung in die menschliche Gemeinschaft die allein sinngemäße ist, hat unverlierbar reiche Früchte getragen.

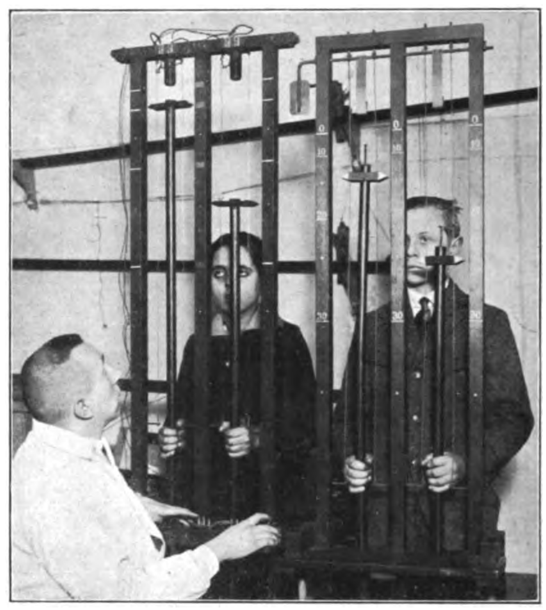


Samuel Heinicke,
Begründer der ersten deutschen Taubstummen-Anstalt und Organisator des Taubstummenunterrichts, geboren vor 200 Jahren am 10. April.

Warum sind unsere Wiesen so blumenreich? Diese Frage habe ich noch in keinem Lehrbuch der biologischen Botanik beantwortet gefunden. Geologische und klimatische Verhältnisse ergeben den Charakter der Wiesen. Die der Elster-, Mulden- und Pleißenaue bergen andere Blumen als die des Thüringer Saaletales oder der Rhön oder des Erzgebirges. Werden nun diese Blumen, beispielsweise Hahnenfuß, Sumpfdotterblume, Wegewarte, Storchschnabel, Salbei, Akelei u. a., aus ihrem Wiesenverbande herausgenommen und in Gartenkultur gebracht, so entwickeln sie sich gewöhnlich sehr üppig und blühen reichlich. Das ist nichts Auffälliges. Dem Konkurrenzkampfe um Nahrung und Licht in Einzelkultur entrückt, können ihre Organe volle Gestaltungskraft entfalten. Auffällig und in hohem Maße bemerkenswert ist dagegen die Tatsache, daß in schneelosen oder schneearmen Wintern die meisten dieser Pflanzen in der Gartenkultur erfrieren, während sie auf benachbarten Wiesen im Frühling wieder freudig grünen. Diesen Tod durch Erfrieren haben wir in zahlreichen Fällen in unseren Massenkulturen festgestellt. Wie läßt sich diese Erscheinung erklären? Zweifelsohne nur dadurch, daß die Grasnarbe in schneelosen Wintern eine schützende Hülle gegen die eindringende Kälte, die nächtliche Ausstrahlung und die schnelle Erwärmung des Bodens an sonnigen Wintertagen bietet. Die Grasnarbe wirkt also wie eine in der Gartenkultur übliche Deckung mit Fichtenreisig. Wäre sie nicht vorhanden, dann würden schneelose Winter unsere Wiesenblumen ausrotten. Mit dieser Erklärung steht gut im Einklang, daß viele unserer alpinen Pflanzen im Tiefland erfrieren oder doch stark durch den Frost leiden, wenn sie nicht eine gute Winterdecke erhalten. Dies Bedürfnis des Kälteschutzes drückt sich auch bei unseren heimischen Knollen- und Zwiebelgewächsen in der Erdwärtsbewegung ihrer unterirdischen Teile aus. Die Einstellung auf eine bestimmte Bodentiefe der aus Samen sich entwickelnden Knöllchen und Zwiebeln ist natürlich bei den verschiedenen Arten verschieden, je nach ihrer Frostempfindlichkeit. Schnee ist ein vorzüglicher Isolator gegen Kälte- und Wärmestrahlung. Das sogenannte „Auswintern" des Getreides in schneearmen Wintern, das nicht in dichtem Verbande gesät werden darf, beweist ebenfalls unsere Auffassung. Schneelose Winter rotten aber auch sog. seltene Arten, wie z. B. Dianthus caesius, aus, wenn sie sich auf ungeschützten Lagen entwickelt haben. Die Natur ist in dieser Hinsicht viel grausamer als der Mensch. Dr. B. Stange.



Geschicklichkeitsmessung.
An einer mit ungleichmäßig verteilten Nägeln versehenen Holzkugel kann der Prüfling bei deren Bewicklung mit Bindfaden seine Hand- und Gelenkgeschwindigkeit zeigen. Nach der von einer Stoppuhr ermittelten Zeitdauer der Bewicklung bestimmt sich die Handfertigkeit der Versuchsperson.



Prüfung der Reaktionsgeschwindigkeit.
Aufgabe der Prüflinge ist es, die zum Herabgleiten losgelassenen Stabe möglichst schnell aufzufangen. Nach der Länge der Fallstrecke wird dann die Reaktionsgeschwindigkeit gemessen. Dieser Apparat dient besonders für die Prüfung von künftigen Kraftwagenführern, deren Beruf große Geistesgegenwart erfordert.



Feststellung des Augenmaßes bei angehenden Handwerkern.
Die für den Beruf des Schlossers, Tischlers usw. wichtige Fähigkeit des Augenmaßes prüft ein Apparat, bei dem der Prüfling an einer runden Scheibe einen rechten Winkel einzustellen hat. Eine Skala zeigt den Abweichungsgrad.

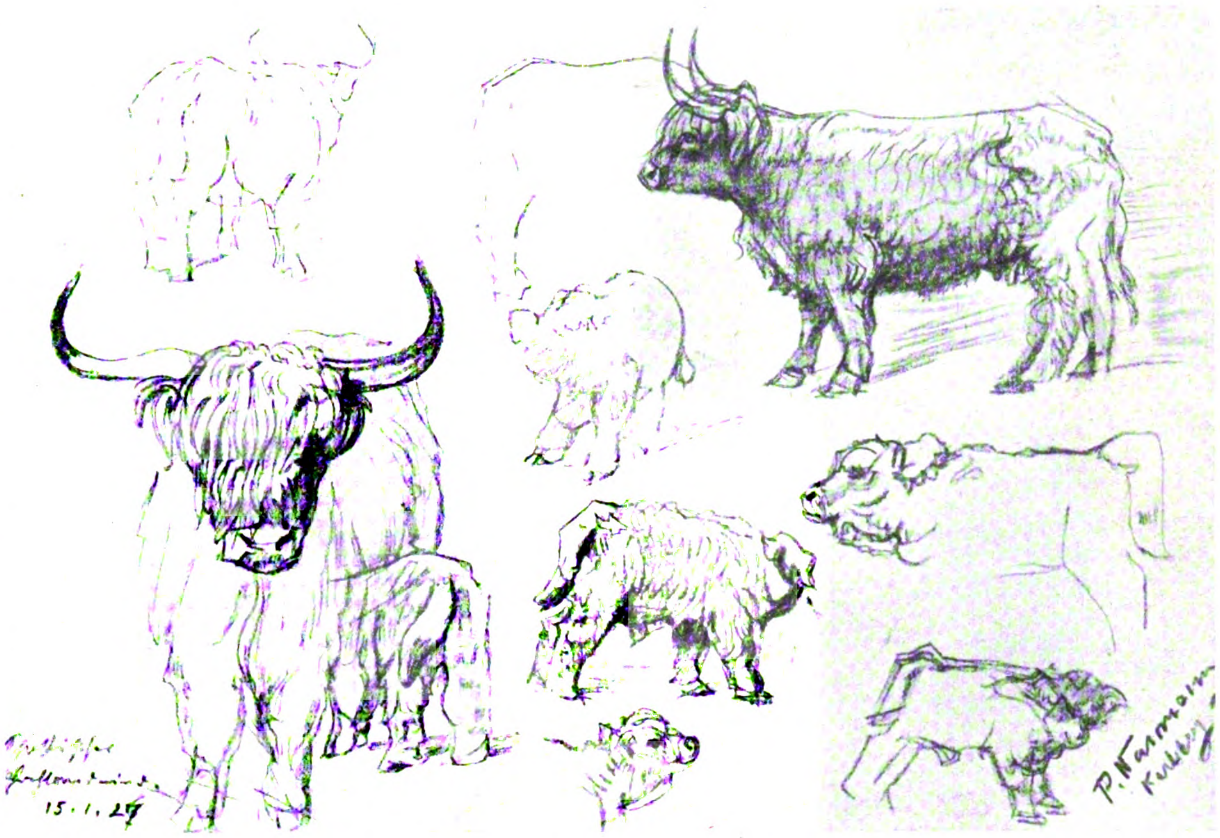
Der richtige Mann an den richtigen Platz im Berufsleben: Eignungsprüfungen in der psychotechnischen Abteilung an der Technischen Hochschule in Berlin.

An sinnreichen Apparaten können hier die jetzt Schulentlassenen ihre Eignung für den von ihnen gewählten Beruf erweisen.

Die Zauberwelt der Eiskristalle. Unsere Bilder auf Seite 598 vermitteln einen Abglanz von der Zauberwelt, in die uns in polaren Gegenden die Strahlenbrechungen der Eiskristalle versetzen können. Primitive Völker knieten vor diesen Erscheinungen des leuchtenden Kreuzes nieder und erwarteten anbetend das Erscheinen des Erlösers. Wir vermögen heute die Ursachen des großen Genusses, den uns diese Farbenpracht vermittelt, und ihr Entstehen bis ins einzelne zu erklären. Im Grunde genommen handelt es sich um Strahlenbrechungen und Strahlenzurückwerfungen in Eiskristallen der Zirruswolken. Die wunderbare Mannigfaltig-

keit der Erscheinungen ist darauf zurückzuführen, daß diese Eiskristalle selbst, wie uns ihre mikroskopische Erforschung lehrt, sehr vielgestaltig sind. Nichtsdestoweniger lassen sich die wichtigsten Erscheinungen auf gewisse Brechungen an einfachen sechsseitigen, säulenförmigen Prismen, an Prismen mit Pyramidenaufsatz und plättchenförmigen Prismen mit vollem bzw. oben gekerbtem Rande zurückführen. Diese Eiskristalle sind dabei der Wetterlage entsprechend im Raume orientiert, d. h. die kleinen säulenförmigen Prismen stellen sich auf die Richtung des kleinsten Widerstandes, also meist vertikal ein und führen um diese Lage gewisse Pendelungen aus. Solche Eiskristalle finden sich wohl auch bei uns; verhältnismäßig viele Beobachtungen sind in Holland gelungen. Am großartigsten spielen sich die Phänomene jedoch im Bereich der Erdpole ab. Nicht nur im nördlichen Eisbereich, sondern auch in der Antarktis entwickeln sie ungewöhnliche Farbenpracht. Unsere Beobachtungen wurden im nördlichen Schweden ausgeführt. Die Kristalle schweben dabei in den Höhen, die wir für die feinsten Faserwolken, die sog. Zirren, anzunehmen gewohnt sind, also etwa in sieben bis zehn Kilometer Höhe. Ohne einen leichten Zirrusschleier des Himmels kann diese Zauberwelt vor uns nicht entstehen. Die einfachsten Erscheinungen dieser Art sind die Lichtsäulen, die durch Spiegelung an den Kristallen entstehen. Bei den Ringen, die Sonne und Mond zum Mittelpunkte haben, handelt es sich hauptsächlich um den bekannten Halo (Lichthof) von 22 Grad Durchmesser. Die Eisprismen, die ihn hervorrufen, haben einen brechenden Winkel von 60 Grad. Der größere Ring von 46 Grad Durchmesser erfordert einen brechenden Winkel von einem Rechten. Die Nebensonnen und Nebenmonde werden dabei durch die in der sog. Minimumablenkung stehenden Prismen erzeugt. Hin und wieder läuft auch ein Kreis in der Höhe von Sonne oder Mond um den ganzen Himmel, der durch Spiegelungen an den vertikalen Flächen der Kristalle hervorgebracht wird. Aus allen diesen Brechungen und Reflexionen ergeben sich mitunter höchst verwickelte Figuren, unter denen uns die Kreuze ganz besonders auffallen. Sie bilden sich aus Lichtsäulen, die von Horizontalkreisen geschnitten werden. Bei dieser prismatischen Zerlegung des Lichtes entstehen dann die bekannten Regenbogenfarben. Der Regenbogen in allen Abwandlungen selbst ist wegen der hier auch noch wirksamen Beugung des Lichtes beinahe noch verwickelter als die bisher ins Auge gefaßten Vorgänge, bei denen wir mit Brechungen und Zurückwerfungen des Lichtes auskommen. Es ist ein schöner Triumph der meteorologischen Optik, daß sie etwa im Laufe von hundert Jahren alle diese zunächst höchst rätselhaften Lichterscheinungen durch verhältnismäßig einfache Berechnungen zu deuten gelehrt hat.

Dr. H. H. Kritzinger.



Schottische Hochlandskuh mit Kalb. Zeichnung aus dem Zoologischen Garten in Berlin von Paul Neumann, Karlsberg.

Man kann sich nichts Merkwürdigeres denken als diese beiden Tiere, mag man in seinem Leben noch so viele Tiere gesehen haben und auf diesem Gebiete allerlei gewöhnt sei. Bekannte und vertraute Körperformen: Rindvieh, und doch so fremdartig wie möglich durch die lange zottige Behaarung. Beim Kalbe ist diese noch mehr wollig, und es hat dadurch etwas vom Bären. — Die schottischen Hochlandsrinder sollen in einem gewissen nahen Verwandtschafts- und Abstammungsverhältnis stehen zu den weißen, schwarzohrigen englischen Parkrindern und den gleich gefärbten und gezeichneten, hornlosen nordschwedischen Bergrindern. Wenn nun aber das schottische Hochlandsrind in seiner äußeren Erscheinung durch die wilde, zottige Behaarung gewiß etwas Ursprüngliches, ja, Uriges hat, so wird es doch, wie alles Vieh in Großbritannien, sehr rationell und zielbewußt gezüchtet. Es ist durchaus keine vernachlässigte Kümmerform, wie man solche unter den Haustieren anderer, mehr oder weniger unzivilisierter Länder findet. Sein äußeres Ansehen ist vielmehr das Ergebnis einer zielbewußten Abhärtung, die ein Weiderind haben will, das bei jedem Wetter draußen aushält, gar keinen Stall und kein Stallfutter braucht. Und noch mehr: das auch gedeiht und den Winter gut übersteht, wenn es nur Heidekraut und Moorweide hat. Sein Fleisch nimmt dadurch leicht einen gewissen Wildgeschmack an und ist deshalb bei den Londoner Beefschleckern sehr beliebt. Das hat die Engländer dazu geführt, schottische Hochlandsrinder zur Mast auf die prachtvollen, saftigen Wiesen ihrer herrschaftlichen Parke zu nehmen und damit zugleich eine ganz eigenartig schöne Belebung dieser Grünflächen zu erzielen. Prof. Dr. L. Heck.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben:
che — chi — de — de — del — den — di — e — el — er — er — fe — fel — gen — i — il — ja — kel — kennt — lan — ler — lot — lu — me — me — mie — mut — na — ne — ne — nis — on — raf — rich — rurg — sai — si — sis — sis — ta — te — te — to — ul — vi
sind zu 17 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 männlicher Vorname, 2 Quellgöttin, 3 Fischnetz, 4 gute Eigenschaft, 5 Wundarzt, 6 Münze, 7 Spiel, 8 Einsicht, 9 ägyptische Göttin, 10 Gewinnanteil, 11 Stadt in Bayern, 12 strafende Gerechtigkeit, 13 Teil der Violine, 14 Stoffkunde, 15 Warnung, 16 Geist, 17 Täuschung.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Don Carlos".

Versteckrätsel.

Großmacht, Wiesbaden, Schwiebus, Verdienst, Isonzo, Fahnenjunker, Fuhrwerk, Volkszählung, Ostindien, Geheimnis, Laterne, Festungsbau, Brandenburg, Schnurrbart.

Es ist ein Spruch zu suchen, von dem je eine Silbe in den angeführten Wörtern versteckt ist.

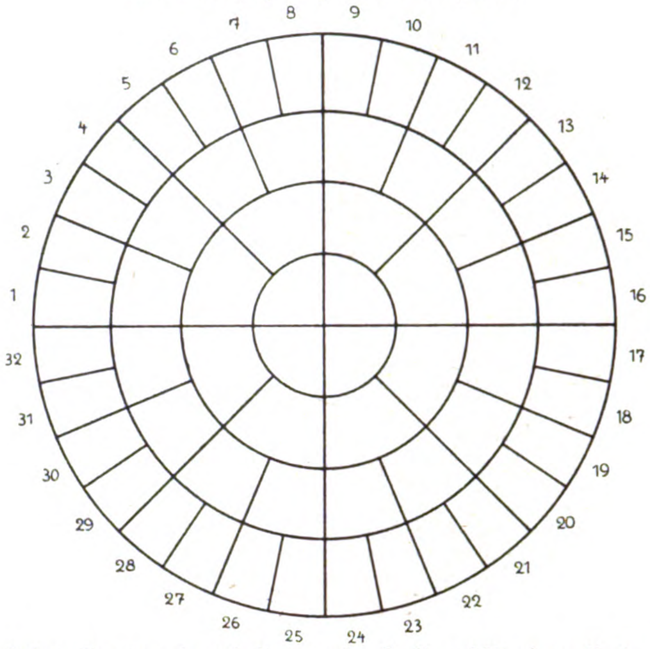
Magische Silbentreppe.

1	2	3				
2	4	5				
3	5	6	7	3		
		7	7	8		
		3	8	9	10	3
				10	11	12
				3	12	13

Jede Zahl bedeutet eine der nachstehenden 13 Silben: a — en — lo — ma — mo — mut — ni — no — pol — ri — sa — ve — zi.

Sind die 25 Zahlenfelder der Treppe durch die richtigen Silben besetzt, dann ergeben die Reihen, wagerecht und senkrecht gleichlautend, Wörter von folgender Bedeutung: 1—2—3 = austral. Inselgruppe, 2—4—5 = volkswirtschaftlicher Begriff, 3—5—6 = Sohn des Zeus, 3—5—6—7—3 = Kap in Westafrika, 7—7—8 = Hauptstadt des Assyrischen Reiches, 3—8—9—10—3 = Gebet der Katholiken, 9—10—3 = weiblicher Vorname, 10—11—12 = Wagner-Oper, 3—12—13 = astronomischer Begriff.

Kreisschachtelrätsel.



Jedes Segment innerhalb der vier Kreise erhält einen Buchstaben (der innerste erste Kreis also 4, der zweite 8, der dritte 16, der vierte 32). Die gesuchten Wörter entstehen von innen nach außen durch Anschluß der Buchstaben über die Kreislinien hinweg, so daß ein Buchstabe des ersten Kreises Anfangsbuchstabe für 8 Wörter ist, ein sich anschließender des zweiten Kreises zweiter Buchstabe für 4 Wörter und ein sich daran anschließender des dritten Kreises dritter Buchstabe für 2 Wörter. Die Strahlenlinien dürfen nicht überschritten werden. Die Wörter bedeuten: 1 Fluß in Bayern, 2 Frucht, 3 Teil eines Kraters, 4 Charge bei der Marine, 5 Menschenrasse, 6 Blume, 7 Hafenanlage, 8 Tonart, 9 Graupe aus Palmenmark, 10 mündlich überlieferte Erzählung, 11 Behälter, 12 Flüssigkeit in Früchten, 13 Einkommen, 14 Salzwasser, 15 Waschmittel, 16 Grasstück, 17 Teil des Gebisses, 18 Eigenschaft der Haustiere, 19 Teil des Pferdegeschirrs, 20 Einfriedigung, 21 Metall, 22 Abgabe, 23 Strebepunkt, 24 oberes Keulenstück des Rindes, 25 schadhafte Stelle am Schiff, 26 Fluß in Bayern, 27 Klebemittel, 28 Teil des Körpers, 29 Teil des Baumes, 30 Gangart, 31 buddhistischer Priester, 32 junges Haustier.

Magisches Quadrat.

c	d	d	e	e	Fußboden
e	e	c	e	e	Geographischer Begriff
e	e	h	h	i	Baum
i	l	l	l	l	Alter Rechtszustand
n	n	n	s	s	Not

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4284.

Wetzsteine des Geistes. Rätselrundfrage: Die Abstimmung über die drei Entwürfe A, B, C läßt 13 Reihenfolgen bzw. Fälle zu, und zwar: 1 A—B—C, 2 A—C—B, 3 B—A—C, 4 B—C—A, 5 C—A—B, 6 C—B—A, 7 [AB]—C, 8 C—[AB], 9 [AC]—B, 10 B—[AC], 11 [BC]—A, 12 A—[BC], 13 [ABC]. Die Klammern [] enthalten „gleichstimmige" Entwürfe. Mit diesen 13 Lösungsmöglichkeiten sind alle überhaupt denkbaren Fälle erschöpft. In ihnen sind auch die Fälle enthalten, wo etwa ein, je zwei oder alle drei Entwürfe gar keine Stimme erhalten hätten. Der Fall 13 umfaßt also unter anderm die Möglichkeit, daß die geplante Abstimmung überhaupt nicht zustande kam. — Familie Adam Riese: 4 Schwestern, 3 Brüder. — Scherzfragen aus Großvaters Zeit. 1. Sau-er-kraut. 2. Vorfahren. 3. Nachkommen. 4. Brautschatz. 5. Die Motte. Sie frißt Löcher. 6. Keine Katze hat zwei Schwänze, eine Katze hat einen Schwanz mehr als keine Katze; folglich hat eine Katze drei Schwänze.

Silbenkreuzrätsel: Hagel, Hafer, Hase, Gelse, Ferse, Segel.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Arabien, 4 Trieder, 8 Essen, 10 Egger (-Lienz), 12 Gast, 13 Nelli, 14 Lava, 15 Omen, 17 Gebet, 19 Pest, 20 Niger, 21 Noten, 23 Aroma, 25 Kater, 28 Ahle, 29 Elias, 30 Rebe, 31 Haut, 33 Reise, 35 Wage, 36 Motor, 37 Erpel, 38 Straße, 39 Kastell; senkrecht: 1 Avignon, 2 Bast, 3 Eden, 5 Rigi, 6 Egel, 7 Regatta, 8 Esten, 9 Neger, 10 Elsen, 11 Rasen, 16 Niere,

17 Gemme, 18 Topas, 19 Peter, 22 Rathaus, 23 Album, 24 Alter, 25 Kasse, 26 Regal, 27 Senegal, 32 Toga, 33 Roß, 34 Erna, 35 Welt.

Kopflos: Post — Ost.

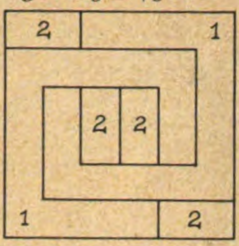
Silbenrätsel: 1 Ananas, 2 Lotto, 3 Laienspiegel, 4 Eifel, 5 Sanatorium, 6 Warschau, 7 Ahasverus, 8 Syndikus, 9 Ulrich, 10 Newa, 11 Samowar, 12 Intarsia, 13 Mechanik, 14 Pilot, 15 Orangerie, 16 Nebukadnezar, 17 Ikonograph, 18 Elektra, 19 Regimentsstab, 20 Elegie, 21 Nikotin. — „Alles, was uns imponieren soll, muß Charakter haben."

Stiegenfüllrätsel: 1. A, 2. Ar, 3. Ara, 4. Arad, 5. Altar, 6. Ararat, 7. Matapan, 8. Alhambra, 9. Haparanda, 10. Capablanca.

Sprichwörterrätsel: Ein gutes Pferd bedarf der Peitsche nicht.

Verwandlungsrätsel: Rund, Mund, Mond, Mord, Lord, Lora, Kora — Rund, Rune, Ruhe, Ruhm, Rahm, Raum, Saum — Rund, Rind, Ried, Ries, Kies, Kiel, Ziel — Rund, Bund, Band, Bank, Bark, Bart, Bari.

Zerlegaufgabe.



2 Quadrate in der hier verkleinert abgebildeten Zusammenstellung.

Rösselsprung: Unsre Wiesen grünen wieder, / Blumen duften überall; / Laut ertönen Finkenlieder, / Lieblich schlägt die Nachtigall. / Hell wie Gold und Purpur strahlet / Lichter Maienwölkchen Saum, / Und der holde Frühling malet / Weiß und rot den Apfelbaum. (Salis.)

Versteckrätsel: **Es**korte — Hand**werk**er — La**den**diener — **E**berhard — **Her**melin — **Zehn**tausend — Fluß**arm** — **Als**berg — **Ei**senbahn — Red**ner** — **Reich**tum. „Es werden eher zehn arm als einer reich!"

Füllrätsel: Sterling, Osterath, Zisterne, Kufstein, Kataster, Languste.

Abstrichrätsel: F reiher r.

Gitterrätsel: 1 Barometer, 2 Lorgnette, 3 Fegefeuer, 4 Vertreter.

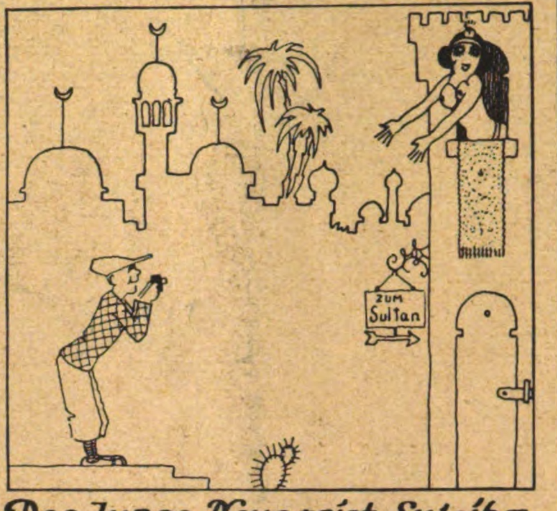
Pyramidenrätsel: a, an, Man, Main, Milan, Manila, Mailand.

Zweisilbig: Stammbaum — Baumstamm.

Geheimschrifträtsel: „Den Menschen macht sein Wille groß und klein." — Schlüsselwörter: Dortmund, Schaukel, zwei, Zug.



Der Sultan winkt, Suleika schweigt, dem Alten ist sie abgeneigt.



Das Junge, Neue reizt Suleika. „Komm", ruft sie, „Jüngling mit der Leica!"

Leitz Kinofilm-Camera »Leica«

mit Schlitzverschluss und Leitz-Anastigmat „Elmar" F:3,5

Klein, leicht, handlich. Sofortige Aufnahmebereitschaft. Bis 36 Aufnahmen ohne Neuladen der Kassette.

Fordern Sie kostenlos Liste Nr. 1536 von

Ernst Leitz, Optische Werke, Wetzlar

Bezug der Camera durch alle führenden Photohandlungen.

Bad Kissingen. Anläßlich der Eröffnung des neuen Kurhausbades am 1. Mai findet im Kurtheater ein Gesamtgastspiel der Berliner Staatsoper mit „Figaros Hochzeit" von Mozart unter Leitung des Generalmusikdirektors Erich Kleiber statt. Im Lauf der Spielzeit, die am 17. April begonnen hat, kommen die neuesten Lustspiele wie „Hurra ein Junge", „Spiel im Schloß", „Dover-Calais" und Operetten wie „Jugend im Mai", „Zirkusprinzessin", „Zarewitsch" usw. zur Aufführung.



500 Millionen Eier

werden jährlich durch Garantol frisch erhalten. Sichern auch Sie sich gute und billige Wintereier, indem Sie solche jetzt bei billigen Preisen einlegen, jedoch nur in dem altbewährten **Garantol**, dem laut gerichtlichen Aussagen besten Eierkonservierungsmittel.

Kleinste Packung für 120 Eier 40 Pfg.

Erhältlich in Drogerien, Apotheken und Kolonialwarenhandlungen.



Die beste der Schweizer-Anker-Präzisions-Uhren

eine Weltmarke!

(20 erste Preise auf Weltausstellungen)

Longines

9 Grands Prix

Taschen- u. Armbanduhren, Chronometer, Sportuhren, Taschen- u. Reisewecker, Autouhren.

Nur in Fachgeschäften käuflich, wo nicht, gibt die General-Vertretung Berlin SW 19, Jerusalemer Str. 5-6, Auskunft.



Vaillants Gas-Badeöfen

Marke „Geyser" und „Auto-Geyser"

Zu beziehen durch alle Jnstallationsgeschäfte.

Jll. Katalog Ausgabe C 18 kostenlos.

Joh. Vaillant * Remscheid.

Seht mich an -

ich bekomme in meine Suppen, Milch, Flammeris und alle Speisen nur



MAIZENA

immer in den gelben Paketen **niemals** lose!

Rezept u. Bilderbuch v. Paul Simmel gratis durch die

DEUTSCHE MAIZENA GES. A.G. HAMBURG 15e



DAS URTEIL EINES BÜHNENSTERNS ÜBER TAKY

JENNY GOLDER, einer unserer großen Bühnensterne, erklärt kategorisch: „Um Haarflaum und überflüssige Härchen zu beseitigen, gibt es nur **TAKY!** Wenden Sie ein wenig dieser parfümierten Creme an, die gebrauchsfertig aus der Tube kommt; warten Sie 5 Minuten und waschen Sie die Haut mit etwas Wasser ab. Sie werden von dem Resultat überrascht sein und nie wieder ein gefährliches Rasiermesser verwenden, welches Pickel verursacht und die Härchen schnell und hart wieder hervortreibt, oder die in der Anwendung komplizierten und schlecht riechenden Depilatorien. Sparsam im Gebrauch, ohne die Haut zu reizen, bringt **TAKY** die Härchen zum Verschwinden. Seit dieser wunderbaren Entdeckung „takysiere" ich mich und bin hiervon entzückt."

TAKY ist erhältlich in allen einschlägigen Geschäften zum Preise von RM. 2,50 die Tube. Generalvertretung für Deutschland: A. Bornstein & Co., Berlin W 62, Kalckreuthstr. 4, Telephon: Nollendorf 6666/67, Danzig, Böttchergasse 23/27 II. **Nur Tuben mit Garantiebanderolen, welche die Aufschrift A. Bornstein & Co. tragen, enthalten eine deutsche Gebrauchsanweisung; nur für diese Tuben wird garantiert.**

Sorgenkinder

werden frohe und tüchtige Menschen in der **Wichern-Stiftung, Hamburg, Rudolfstr. 8**

Evangel. Erziehungs- und Bildungsanstalten für die männliche Jugend von 7-21 Jahren. Pädagogium mit Realschule. Realprogymnasium. Lehrwerkstätten. Lehrgärtnerei. Landwirtschaftliches Lehrgut.

Schreibe mit „Klio"



„Klio" ist der beste Goldfüllhalter.

Schwarzburg i. Thür., Pädagogium,

Reformrealgymnasium und Oberrealschule mit Internat.

Sexta-Oberprima. Staatl. Obersekundareife u. Abitur a. d. Anstalt. Energ. Erz. zu Fleiß, Pflichtgef., Höflichk., Achtung vor Erw. Straffer Unterr. Arbeitsstd. u. Auff. Turnen, Wand., Rasen-, Wintersp., Gartenarb. Kl. Klass. Ind. Behdl. Dir. P. Bassel.



Preis M. 2.– pro Flasche



Arcona-Räder

setzen ihren Siegeszug fort

Meisterschaft von Deutschland 1926 gewann Wittig ..... auf	Arcona-Rad
15. Berl. 6 Tage-Rennen gewannen MacNamara—Horan auf	Arcona-Rad
17. Berl. 6 Tage-Renn. gewann. Wambst - Laquehaye auf	Arcona-Rad
Die Weltmeisterschaft gewann Wiley auf	Arcona-Rad

Verlangen Sie Katalog gratis

Ernst Machnow

Berlin C54, Weinmeisterstrasse 14

Grösstes Fahrrad-Spezial-Haus Deutschlands

WEBER

Nicht die beliebig zu erhöhende „Auflage", sondern die Zahl der tatsächlich verbreiteten Exemplare einer Zeitschrift ist der richtige Maßstab für ihre Werbewirkung. Bei der

Leipziger Illustrirten Zeitung

entspricht die Verbreitung der Auflage.

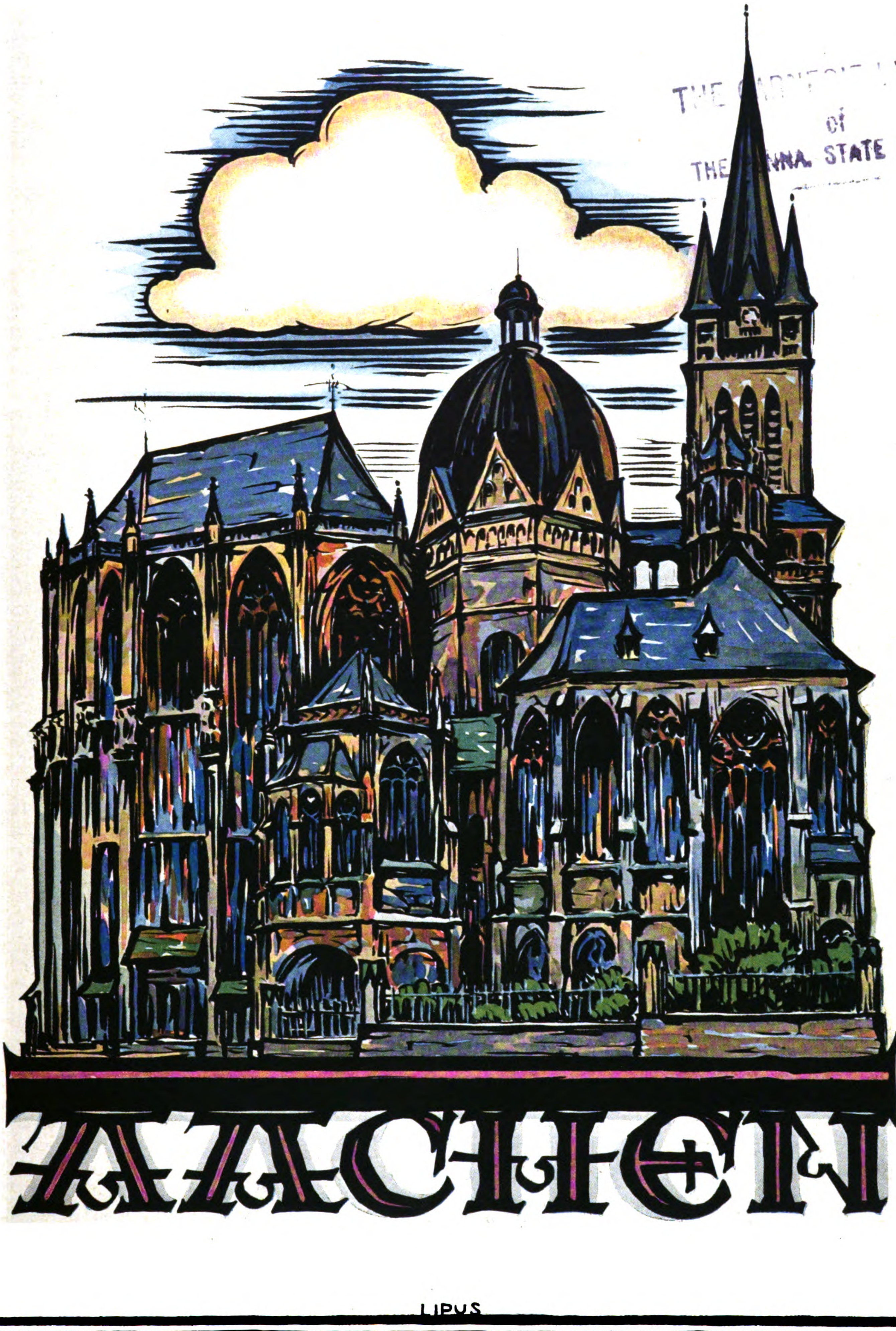


Pea Die köstliche Schokolade

PETZOLD & AULHORN A.G. DRESDEN

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Borta, Budapest VI., Teréskörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J·J·Weber Leipzig

NR. 4286. 168. BAND A. A. EINZELPREIS DIESER SONDER-NUMMER 1.50 REICHSMARK 5. MAI 1927

In Saalfeld, der Eingangspforte Thüringens, ist der uralte „Rote Hirsch“ von dem Inhaber der dortigen Schokoladenfabrik Mauxion Dr. Ernst Hüther erworben und unter strenger Anlehnung an die ehemalige Form von Professor Max Hans Kühne (Firma Lossow und Kühne, Dresden) zu einem prächtigen Hotel modernsten Baustils umgestaltet worden, das nun als „Mauxionhotel Roter Hirsch“ zu behaglicher Einkehr lädt. Jeder Besucher wird entzückt sein von diesem hohen Kulturniveau deutschen Gasthausgewerbes.

„Die Sommersaison in der Schweiz 1927“. Verzeichnis der sportlichen und geselligen Veranstaltungen. Herausgegeben von der Schweizerischen Verkehrszentrale, Zürich und Lausanne. Auch diesen Sommer wird es in den Städten und Kurorten der Schweiz nicht an Unterhaltung fehlen, wie das soeben von der Schweizerischen Verkehrszentrale veröffentlichte Programm beweist. Eine Fülle von sportlichen Ereignissen, wie internationale Tennisturniere, Golfspiele, Wettläufe, Ruder- und Segelregatten, Flugtage, Sommerskirennen usw. ist vorgesehen. Dazu gesellen sich die internationalen Kongresse, Volks- und Blumenfeste, Ausstellungen, Theateraufführungen, Konzerte usw. Außerdem enthält die Publikation in gedrängter Form eine Reihe von nützlichen Auskünften über direkte Zugverbindungen mit dem Ausland, über den Postautomobildienst auf den Alpenstraßen, Paßvorschriften, Zollrevisionen, Hotels usw. Der Golfspieler wird sich besonders für die Liste der schweizerischen Golfplätze interessieren. Die kleine Broschüre, die in mehreren Sprachen herausgegeben wurde und in allen Reiseagenturen zu haben ist, wird ihren Zweck, den Ausländer zu einem Aufenthalt in der Schweiz anzuregen und ihm gleichzeitig als Vademecum zu dienen, zweifellos erreichen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4286. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.50 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 5. Mai 1927.

Bad Aachen und Bad Aachen-Burtscheid



Der Gesundbrunnen
Wandgemalde in der Vorhalle des Aachener Kurhauses

Weltbekannter und altberühmter Kur- und Badeort ersten Ranges. Heisseste Thermalschwefelquellen Europas, 75° Celsius. Heilkräftigste Wirkung bei Rheumatismus, Gicht, Ischias und Nervenleiden. Mildes, gesundes Klima. Erfolgreiche Winterkuren. Viele Sehenswürdigkeiten und herrliche waldreiche Umgebung. Angenehmes Standquartier zu Ausflügen in die Eifel und nach Belgien und Holland. Vielfache Gelegenheit zu Zerstreuung und Unterhaltung. Gutes Stadttheater (Oper und Schauspiel) und hervorragende Konzerte.

Modern eingerichtete KURHOTELS mit eigenen Thermalquellen und Thermalbädern im Hause. Zahlreiche andere HOTELS für alle Ansprüche. Kurhaus mit Wandelhalle und grossem Kurpark. Kurgärten am Elisenbrunnen und in Aachen-Burtscheid. AUSKUNFT durch das Verkehrsbüro am Elisenbrunnen und durch das Städtische Verkehrsamt.

KURVERANSTALTUNGEN: Täglich Kurkonzert, zweimal wöchentlich unter Mitwirkung des gesamten städtischen Orchesters. Solistenkonzerte und andere solistische Darbietungen, Kammermusik-, Komponisten- und Symphonieabende, Leuchtfontäne, Buntfeuerbeleuchtungen, Illuminationen, Feuerwerke, Garten- und Volksfeste, Tanzunterhaltungen, Tennisspiel.

BESONDERE VERANSTALTUNGEN IM SOMMER 1927:

Pfingsten, 5.—7. Juni: 96. NIEDERRHEINISCHES MUSIKFEST.

Festdirigent: Prof. Dr. Peter Raabe. Solisten: Amalie Merz-Tunner, Rosette Anday, Ventur Singer, Heinrich Rehkemper; Prof. Eduard Erdmann, Klavier. Erster Tag: Große Messe g-Moll von Walter Braunfels (unter Leitung des Komponisten). Zweiter Tag: Werke von Philipp Jarnach, Leopold Beck, Liszt, Hugo Wolf und Bruckner, (7. Symphonie). Dritter Tag: Werke von Joseph W. von Wöß, Bach und Beethoven (Eroica). Öffentliche Hauptprobe zum ersten Tage am 4. Juni. — Auskunft durch die städtische Musikdirektion.

Juli: V. Allgemeines TENNIS-TURNIER, veranstaltet von der Kurverwaltung, Mitglied des Deutschen Tennis-Bundes E.V. Auskunft erteilt die Kurverwaltung.

30. Juli bis 2. August: AACHENER REITTURNIER auf dem Turnierplatz in der Soers. Größtes deutsches Turnier nach Berlin.

Bad-Aachen, Palast Hotel der Quellenhof

Indikationen: Rheuma, Gicht, Ischias, Katarrhe.
Heisseste Schwefelkochsalzthermen Mitteleuropas (75° C).

Vornehmstes und modernstes Haus des deutschen Westens mit anschliessendem Badehaus, Trink- und Wandelhalle. Prachtvolle Lage im Kurpark, 200 Zimmer, 75 Privatbäder, 16 abgeschlossene Appartements. Terrassen und Konferenzsäle. Autogarage. — Zimmer von Mk. 6.— an. — Pensionspreis einschl. Zimmer Mk. 14.—. Geöffnet das ganze Jahr; Durchreisenden besonders empfohlen.

Hotel Grosser Monarch Aachen

Im Zentrum Büchel 51. Haus ersten Ranges.
Modernster Komfort. Zimmer mit Privat-Bad. Toilette. Konferenz-Räume. Carlton-Restaurant. Täglich Konzert der Hauskapelle. Autogarage.

Hotel Berliner Hof Aachen Nähe Hauptbahnhof

Telephon 3799. 80 Fremdenzimmer, alle 1925 neu eingerichtet und mit fliessendem warmen und kalten Wasser versehen. — Zentralheizung. Garagen. Moderne Aufenthalts- und Restaurationsräume. Mässige Preise.
Besitzer **Bast & Dückers.**

Kurhotel Neubad Bad Aachen-Burtscheid

Besitzerin Wwe. S. Wolff

Bestbekanntes Familienhotel

Eigene Quellen – Bäder im Hause. Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Zentralheizung, Aufzug. Das ganze Jahr geöffnet. Mässige Preise.

Kurhotel Goldmühlenbad Bad Aachen-Burtscheid

Thermal-Schwefelbäder, Duschen, Massagen, Fangopackungen im Hause. Zentralheizung. Fliessendes kaltes und warmes Wasser.
Erfolgreiche Winterkuren — Mässige Preise.

Städtisches Konzerthaus-Restaurant

Aachen (Altes Kurhaus) Comphausbadstr. Erstklassige Küche. Weine erster Häuser von Rhein und Mosel. Echte Biere.
Inh. Otto Butsch.

Allgemeine Notizen.

Für den deutschen Unterricht in Amerika wird eine von der neugegründeten „American Association of Teachers“ ins Leben zu rufende Zeitschrift eintreten. Der Präsident der Vereinigung, Professor von Klenze, erklärte in der diesen Gegenstand mit behandelnden Versammlung in der Columbia-Universität in Neuyork, daß diese neue Organisation keinen angreifenden Charakter trage, sondern lediglich die Bedürfnisse einer großen Gruppe des amerikanischen Volkes vertrete, die die Wiedereinführung des deutschen Unterrichts in sämtlichen Schulen des Landes verlange. Er hob hervor, daß die naturwissenschaftlichen und historischen Abteilungen der Universitäten und höheren Lehranstalten entschieden für die Wiederaufnahme des deutschen Unterrichts eintreten, daß man ihren Ermahnungen in kleineren Plätzen aber keine Beachtung schenke. Gleichzeitig fand eine Tagung der „New York Association of High School Teachers“ statt, in der Dr. Brandt von der James-Monroe High-School einen Vortrag über das deutsche Schulwesen hielt, wobei bekanntgegeben wurde, daß für 1928 eine große Deutschlandfahrt amerikanischer Professoren und High-School-Lehrer geplant sei; den Ehrenvorsitz für den vorbereitenden Ausschuß hat Professor Kuno Francke von der Harvard-Universität übernommen. Vorsitzender ist Professor Purin vom Hunter-College in Neuyork.

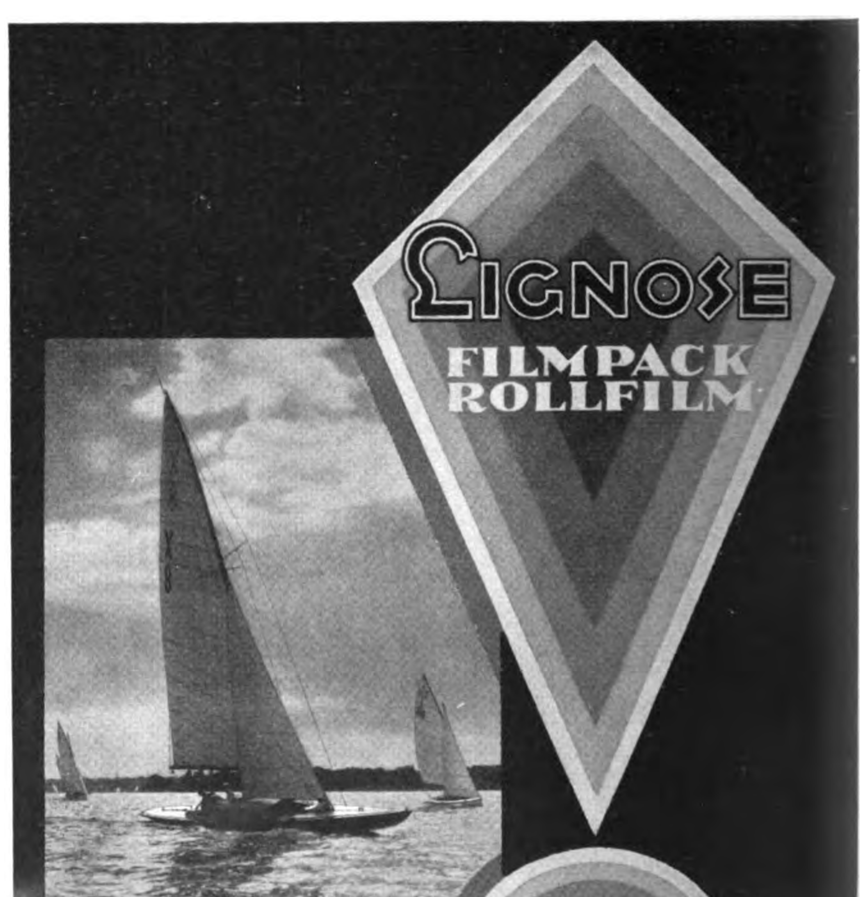
Der Fuhrpark der Deutschen Reichsbahn. Auf dem Schienennetz der Reichsbahn mit insgesamt etwa 53000 Kilometer Betriebslänge rollen über 800000 Fahrzeuge, die — aneinandergereiht — eine Schlange von über 8000 Kilometer Länge bilden würden; eine Entfernung von Paris über Berlin und Moskau bis zum Baikal-See. Der Wagenpark stellt ein ungeheures Kapital dar, das auf etwa 6,3 Milliarden Mark beziffert wird, das sind 30 v. H. des Anlagekapitals der Reichsbahn. Am Ende des Jahres 1925 bestand der Fahrzeugpark der Reichsbahn aus 27600 Lokomotiven mit einem durchschnittlichen Lebensalter von 12 Jahren, 1000 Triebwagen mit einem durchschnittlichen Lebensalter von 13 Jahren, 63900 Personenwagen mit einem durchschnittlichen Lebensalter von 17½ Jahren, 21800 Gepäckwagen mit einem durchschnittlichen Lebensalter von 14½ Jahren, 690000 Güterwagen mit einem durchschnittlichen Lebensalter von 13 Jahren. — Hierbei sei eines

Gesprächs Erwähnung getan, daß bei der Begrüßung des Deutschen Ausschusses für Verkehrsstudium in Neuyork mit Bürgermeister Walker erfolgte. Dieser sagte, er sei erstaunt, daß Deutsche in Amerika das Verkehrswesen studieren wollen. Seine Frau habe ihm erzählt, daß sie in einem deutschen Zug bei über 90 Kilometer Geschwindigkeit ein Telephongespräch geführt habe. Sie habe dem Eisenbahnschaffner erklärt, die deutschen Bahnen seien den amerikanischen weit überlegen. Walker betonte die herzlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern, die zweifellos im Lauf der Zeit noch vertieft würden.

Drei besonders preiswerte Mittelmeer-Reisen, die erste nach den Kanarischen Inseln und Madeira, die zweite durch den ganzen Orient und die dritte nach Algerien, Tunesien und Spanien veranstaltet das Mittelmeer-Reisebureau in Berlin W 8, Kronenstraße 3, und Hamburg 36, Esplanade 22, im kommenden Sommer während der Schul- und Gerichtsferien. — Die Fahrpläne dieser Reisen sind unübertrefflich. Alle drei Reisen werden zu volkstümlichen Preisen mit dem 15000 Tons großen Doppelschrauben-Schnelldampfer „Polonia" der Baltic-Amerika-Linie ausgeführt. Die Beköstigung ist hervorragend, und schon für 395 Mark kann man eine derartige dreiwöchentliche Mittelmeer-Reise ausführen. Alles Nähere enthält der Spezialprospekt Nr. 204, den die genannten Büros an Interessenten gratis versenden.

Postsendungen ohne Briefmarken freizumachen ist für Geschäftsbetriebe, Behörden usw. mit starkem Postverkehr eine große Wohltat. Deshalb befaßt sich die Deutsche Reichspost mit der Herstellung sogenannter Freistempel-Apparate, und zwar in zwei Typen (A für großen, B für mittleren Verkehr) für elektrischen Betrieb und Handbetrieb. Diese Maschinen vermögen stündlich 3000 bis 4000 Sendungen freizustempeln. Die Vorteile der Freistemplung sind bedeutend: die Portokasse bei den Inhabern fällt weg. Unredlichkeiten sind ausgeschlossen. Dazu tritt der Zeit- und Geldgewinn, der sich aus dem Wegfall der Beklebung der Sendungen mit Freimarken ergibt. Den Apparatinhabern ist es möglich, ihre Sendungen reif zur Postbeförderung zum Postamt zu schicken, wo sie unaufgehalten in die Hände des Abfertigungsbeamten und damit schnellstens zur Absendung gelangen. Dadurch werden frühere Anschlüsse erreicht. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Name des Benutzers oder seine Firma im Freistempel angegeben wird.


Gütermanns
Nähseide


LIGNOSE
FILMPACK
ROLLFILM

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Das Aachener Volk vertraut seinen heißen Quellen:
Leben und Treiben an dem aus der Kaiserquelle gespeisten öffentlichen Volksbrunnen.

Zeichnung von Rudolf Lipus.

Aus Aachens großen Tagen

VON ARCHIVDIREKTOR PROF. DR. HUYSKENS

Nur wenige deutsche Städte blicken auf eine so alte, reiche und wechselvolle Geschichte zurück wie Aachen. Durchgrabungen des Bodens haben ergeben, daß bereits die Römer sich die Aachener heißen Quellen zunutze machten und zunächst am Büchel ihre Badeanlagen bauten und diese später bis in die Gegend des Münsters ausdehnten. Aachen scheint für die römischen Garnisonen in Untergermanien in gleicher Weise Kur- und Erholungsort gewesen zu sein, wie es Wiesbaden für Mainz, Baden-Baden und Badenweiler für die Besatzung von Straßburg gewesen sind.

Im 5. Jahrhundert gingen die fiskalischen Bäder an die fränkischen Könige über. Die älteste schriftliche Nachricht über Aachen erzählt von einem fränkischen Königshof, in dem König Pipin in den Jahren 765 und 766 Weihnachten und Ostern feierte, wobei er auch die Thermalbäder benutzt haben soll. Es waren sicherlich noch die alten aus der Römerzeit, und ein Teil der umfangreichen Anlagen diente wohl jetzt als Königshof, bis er unter Pipins Sohn, Karl dem Großen, spätestens 769 zur Würde einer Pfalz erhoben wurde. An die Stelle des alten Baues setzte Karl der Große einen Neubau nach eigenem Plan, den von Einhard so gepriesenen Wunderbau, bestehend in der Hauptsache aus dem Wohngebäude und der Pfalzkapelle, beide verbunden durch einen Laufgang. Diese Pfalz ist uns noch in wesentlichen Teilen erhalten, das Wohngebäude in dem heutigen Rathaus, dessen Umfassungsmauern noch bis zur Höhe des Kaisersaals karolingisch sind. Ein stattlicher Rest des Wohnbaues ist der heutige Granusturm, der alte Schatz- und Archivturm. Auch an dem sogenannten Marktturm sind außen noch Reste von Bogenverzierungen aus karolingischer Zeit. Die Pfalzkapelle, das Oktogon des Münsters, von dem zweigeschossigen Sechszehneck umgeben, mit den Bogenstellungen aus antiken Säulen und den Bronzegittern ist, abgesehen von der neuerdings vorgenommenen Bekleidung der Wände mit Marmor und der Gewölbe mit Mosaik und von der späteren Kuppel, noch wohlerhalten. Der alten Pfalzkapelle gehören auch die Bronzetüren an und die in der Vorhalle aufgestellte, ehemals zu einer Brunnenanlage im Vorhof der Pfalzkapelle gehörige antike Bärin, das Aachener Wahrzeichen, und der Wolf. Von hier aus regierte Karl das Fränkische Reich, hier versammelte er seine weltlichen und geistlichen Großen, hier brachte er die Schätze seines Reiches und seine Kriegsbeute zusammen, hier versammelte er um sich die größten Geister seiner Länder und erfreute sich mit seinen Getreuen der Annehmlichkeiten der heißen Bäder. Hier ward er bestattet. Auch unter Ludwig dem Frommen blieb Aachen der Mittelpunkt des Reiches, unter Lothar seit dem Vertrag von Verdun von 843 wenigstens der Mittelpunkt seines Teilreiches, das man nach Aachen das Regnum Aquense, das Aachener Reich, genannt hat. Aus dem Teilreich Lothars I. ging unter seinem gleichnamigen Sohn das Königreich Lothringen mit Aachen als Hauptpfalz hervor, jener lebensunfähige Pufferstaat, der Zankapfel zwischen den Nachbarn in West und Ost. Im Jahre 923 wurde durch König Heinrich nach langen Kämpfen das östliche Lothringen (mit Aachen) und seit 925 ganz Lothringen mit dem Ostfränkischen, dem Deutschen Reiche vereinigt.



Aachener Patrizierhaus (Haus Fey) des 18. Jahrhunderts mit vorliegendem Ehrenhof.

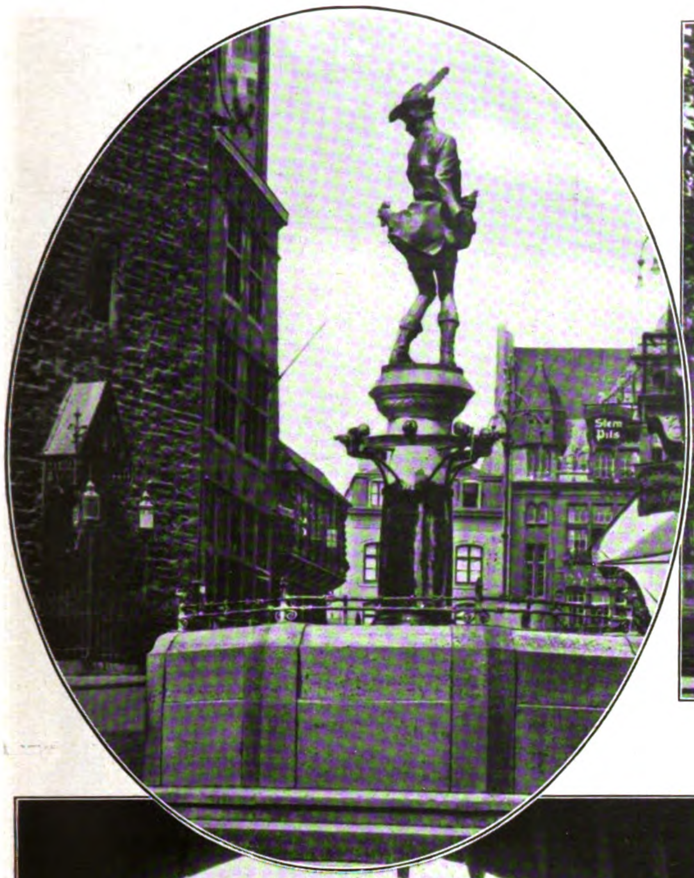
Der Charakter des deutschen Wahlkönigtums und die ehemalige Selbständigkeit des Königreichs Lothringen führten Otto I., den Sohn Heinrichs, dazu, sich in Aachen wählen und von den lothringischen Kirchenfürsten krönen zu lassen und damit offen und feierlich vor aller Welt die Zugehörigkeit Aachens und Lothringens zum Deutschen Reich zu bekunden. Deshalb bestieg er auch in festlichem Zuge nach der Krönung den Marmorstuhl Karls des Großen im Hochmünster und hielt nachher in der Pfalz das Krönungsmahl. Seine Nachfolger folgten seinem Beispiel. Das ist Sinn und Bedeutung, der Ausgangspunkt der deutschen Königskrönung in Aachen. Die Sachsenkaiser haben gern auf den Pfalzen ihrer neuen Lande am Rhein verweilt. Otto III. zeigte eine ganz besondere Vorliebe für Aachen, die Pfalz des von ihm schwärmerisch verehrten großen Karl. Er gedachte ernstlich, Aachen zur zweiten Hauptstadt des Reiches nächst Rom zu erheben, und ging ans Werk, das zu verwirklichen. Er gründete mit Hilfe eines griechischen Mönches Gregorius das Kloster Burtscheid und noch näher der Pfalz das Stift St. Adalbert zu Ehren seines von den Preußen erschlagenen Freundes. Burtscheid und St. Adalbert haben bis zur neuesten Zeit als Reichsstifter geblüht. Ewig denkwürdig bleibt auch die feierliche Eröffnung des Karlsgrabes im Münster im Jahre 1000 durch Otto III., der Alfred Rethel in den Karls-Fresken im Kaisersaal eine zwar unhistorische, aber doch äußerst poetische und packende Darstellung gewidmet hat. Die Anhänglichkeit Ottos III. an den großen Karl und seine Lieblingspfalz Aachen war so stark, daß Otto seine Leiche aus dem fernen Italien nach Aachen bringen und dort im Chor des Münsters bestatten ließ.

Mit den Saliern geht die Bedeutung Aachens als Pfalz zur Neige, die werdende Stadt Aachen zeichnet sich deutlicher ab. Der Volksreichtum tritt bei den Reliquienübertragungen ebenso in die Erscheinung wie bei der Predigt, die Bernhard von Clairvaux hier 1147 hielt. Die Volksvermehrung beruhte auf dem Tuchmachergewerbe, von dessen Verbreitung in Aachen und Umgegend die ergötzliche Erzählung von dem 1136 über Land gezogenen Schiff der übermütigen Weber uns zuerst Kunde gibt. Da das deutsche Königsgut auch um Aachen sich mehr und mehr erschöpfte durch Schenkungen, Belehnungen und Verpfändungen an geistliche und weltliche Fürsten, an Stifter und Klöster und Adelige, sahen sich die Könige genötigt, die städtischen Einrichtungen zu ihrem Vorteil zu entwickeln. Mit Hilfe der Bürgerschaft, mit der er einen Vergleich darüber abschloß, verstärkte Friedrich Barbarossa auch von 1171 ab die Grabenbefestigung der Stadt durch starke Mauern und Türme auf der Linie der heutigen Grabenstraßen. Aachen wurde so ein festes Bollwerk der königlichen Macht am Niederrhein gegenüber dem aufsässigen Landesfürstentum. Unter Friedrich II. entäußerte sich aber das geldbedürftige Königtum auch der letzten Besitzungen in der Stadt. In den Kämpfen zwischen Otto IV. und Friedrich II. erlangte die Stadt, die nachweisbar schon 1200 ein eigenes Siegel, das noch erhaltene Karlssiegel, führte, den ersten großen Freiheitsbrief.

Eine rege Bautätigkeit entfaltete sich in dieser Zeit der jungen städtischen Freiheit, hauptsächlich am Münster. Hier gab der kirchliche Karlskult, dem der Kanzler und Erzbischof von Köln, Reinald v. Dassel, 1165 durch die Heiligsprechung Karls und die Erhebung seiner Gebeine den kirchlichen Stempel aufdrückte, neue Anregungen und reichere Mittel. Friedrich Barbarossa, der selbst mit seiner Gemahlin der Heiligsprechung beiwohnte, weihte dem Münster die noch heute vorhandene Lichterkrone. Unter Philipp von Schwaben entstanden prächtige Anbauten am Münster mit einem Neubau des Klosters, von deren künstlerischer Eigenart noch heute die Armseelenkapelle zeugt, und ihren Abschluß erreichten diese Bestrebungen mit den prächtigen Reliquienschreinen, dem Karlsschrein, bei dessen Verschließung Kaiser Friedrich II. 1215 selbst Hand anlegte, und dem Marienschrein, in dem 1238 die großen evangelischen Heiligtümer des Münsters untergebracht wurden. Für die Zwecke der bürgerlichen Verwaltung errichtete man 1267 das heute noch vorhandene Bürgerhaus am Fischmarkt. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts entfielen die letzten Reste der Pfalz selbst den Händen des Königtums. Die Stadt baute damals den Wohnbau der Pfalz um zu jenem prächtigen Rathaus, dessen der italienische Humanist Enea Silvio Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., mit hohem



Der Katschhof zu Aachen mit Blick auf das Rathaus. (Phot. Trinks & Co., Leipzig.)



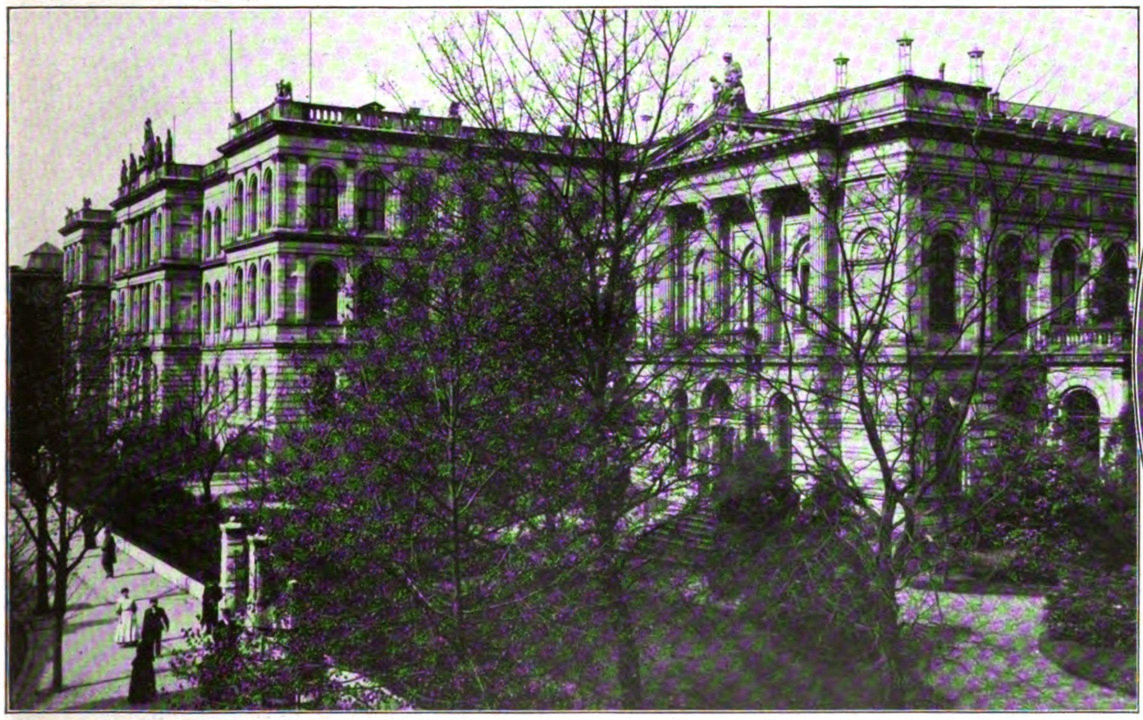


Das Stadttheater zu Aachen. (Phot. Trinks & Co., Leipzig.)
Im Oval: Der Hühnerdieb-Brunnen von H. J. Pagels auf dem Hühnermarkt zu Aachen. (Phot. Trinks & Co., Leipzig.)



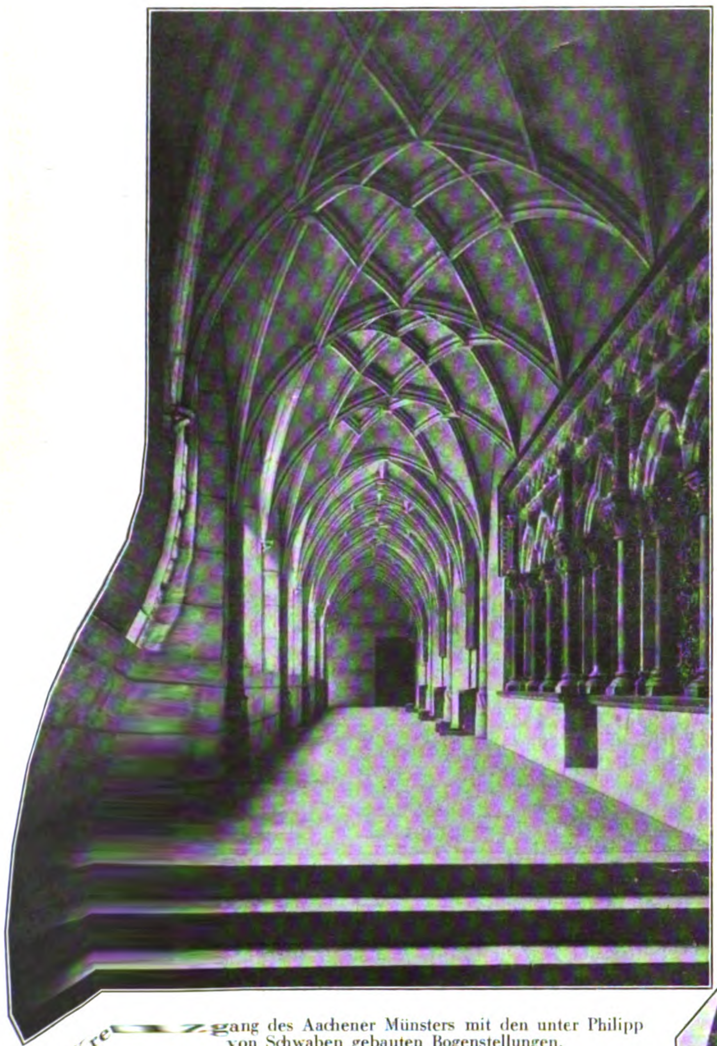


Blick durch das Ponttor zu Aachen. (Phot. Trinks & Co., Leipzig.) — Rechts nebenstehend: Blick in das Oktogon des Aachener Münsters, die Pfalzkapelle Karls des Großen, mit dem von Kaiser Friedrich Barbarossa gestifteten Radleuchter. (Phot. Trinks & Co., Leipzig.)





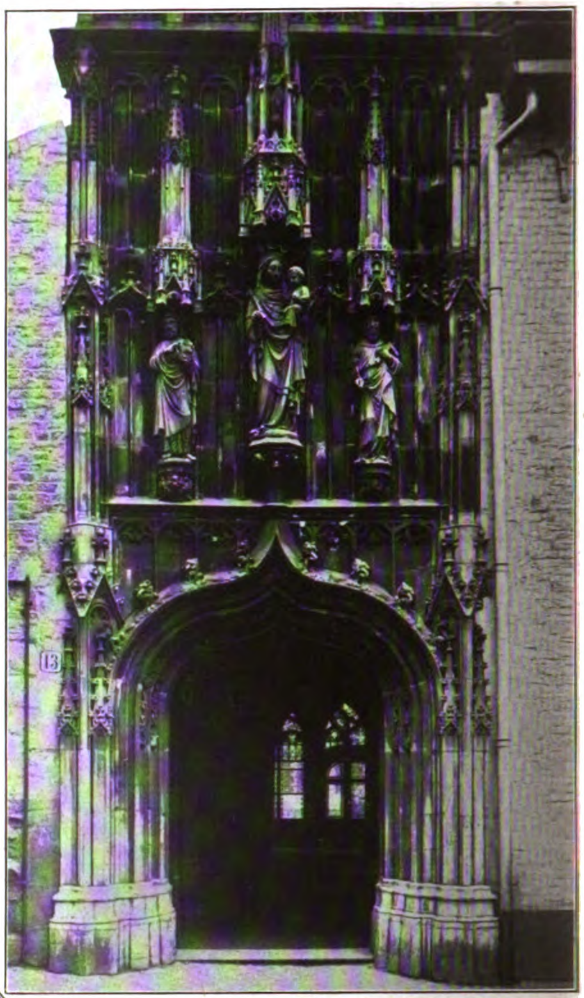
Hauptgebäude und Chemisches Institut der Technischen Hochschule am Templergraben zu Aachen. (Phot. J. Krapohl, M.-Gladbach.)
Im Oval: Der wehrhafte Schmied. Aachener Brunnen von Karl Burger. (Phot. J. Krapohl, M.-Gladbach.)



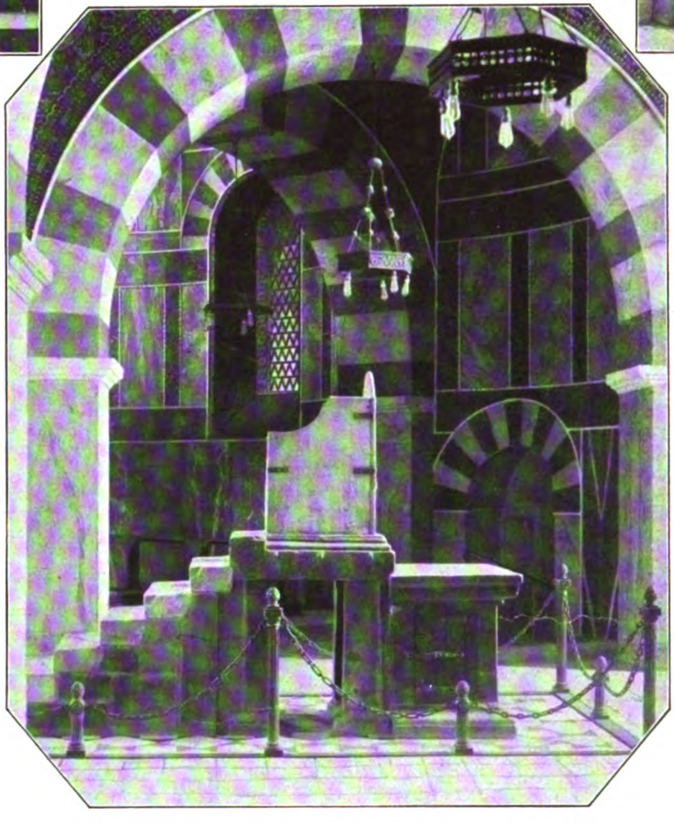
Im Kreuzgang des Aachener Münsters mit den unter Philipp von Schwaben gebauten Bogenstellungen. (Phot. J. Krapohl, M.-Gladbach.)

Ruhm gedenkt. Dem Königtum blieb in diesem Hause nur der damals neu erbaute Krönungssaal für die Abhaltung des Krönungsmahls. Das ganze Gebäude hat uns der Silberstift Albrecht Dürers in einer Zeichnung festgehalten, als er hier 1520 anläßlich der Krönung Karls V. verweilte. Noch ehe der Bau des Rathauses begann, hatte man die Stadt über den älteren Mauerring erweitert und durch einen zweiten Mauerring auch die Vorstädte und Gärten, selbst das alte Adalbertstift, einbezogen. Es ist die Befestigung, von der heute noch ansehnliche Teile stehen, wie das mächtige Marschiertor, das zierlichere Ponttor und mehrere Türme. Darüber hinaus erlangte die Stadt im 14. Jahrhundert noch Macht über ein weites Landgebiet rund um die Stadt, das sogenannte Aachener Reich. In der Stadt entstanden für die größere Volkszahl die erforderlichen Gotteshäuser. Stadtklöster siedelten sich an. Den zahlreichen Kirchen- und Klosterbauten des Mittelalters schloß sich im 14. Jahrhundert der Bau des mächtigen Münsterchors an, auch ein neuer Kreuzgang mit seinem Ausgang, dem Drachenloch. Die Kirche war zu eng geworden, namentlich zur Zeit der Zeigung der Heiligtümer, die seit dem Mittelalter alle sieben Jahre erfolgt. Die Aachener Heiligtumsfahrt, kurz die Aachenfahrt genannt, setzte weithin bis nach Böhmen und Ungarn die Massen in Bewegung. Ergötzlich ist es, zu lesen, was der Kölner Weinsberg von den alle Herbergen füllenden ungarischen Aachenfahrern erzählt, wie sie auch einen Tanzbär mit sich führten. Es waren rechte Volksfeste, aber auch gute Verkaufsgelegenheiten, wie denn auch Gutenberg seine junge Kunst in den Dienst der Aachenfahrt stellte.

Politisch entwickelte sich die Stadt allgemach zur Freien Reichsstadt. Den Versuch der Markgrafen und späteren Herzöge von Jülich, Aachen zu einer landsässigen Stadt zu machen, wehrte die Stadt mit Erfolg ab. Im Wappen führt Aachen bis heute den alten deutschen Königsadler, auf den Reichstagen hatte es Sitz und Stimme. Seine besondere Stellung als Krönungsstadt wurde festgelegt in der Goldenen Bulle. Die Wirren des 16. Jahrhunderts gingen aber über diese Paragraphen hinweg, Karl V. und Ferdinand I. sind die letzten hier 1520 und 1531 gekrönten deutschen Könige. Verheerende Brände haben die Stadt im Mittelalter wiederholt heimgesucht, völlig vernichtend aber wurde eine Feuersbrunst, die am 2. Mai 1656 ausbrach. — In mancher Hinsicht indessen wurde der Brand zum Segen. Der gleichmäßige Wiederaufbau der Stadt aus einheimischem, charakteristischem Material — Ziegel und Kalkstein — gab den Straßen ein einheitliches sauberes Gepräge und gestattete, die neuen Stilformen bei vornehmeren Bauten zur Anwendung zu bringen. So wurde Aachen zu einer Kultstätte des bürgerlichen Barocks und Rokokos, das in der Familie Couven, Vater und Sohn, Baukünstler von ausgeprägter, auch weit über Aachen hinaus geschätzter künstlerischer Eigenart hervorbrachte. Von Bauten dieser Art erwähne ich hier Couvens Haus des Bürgermeisters Wespien, das vor einigen Jahrzehnten eigentlich noch unversehrt mit seiner künstlerischen Ausstattung erhalten war. Eine charakteristische Aachener Bauform sind dann die Häuser mit vorliegendem Ehrenhof. Auch das alte Rathaus zog ein neues Kleid an. Dabei ist einzelnes, ich nenne nur den Weißen Saal, von erlesenem Geschmack. Die Verschönerung Aachens unter dem Einfluß des Wiederaufbaues und der neuen Kunst kam den Bestrebungen zustatten, das alte Aachener Bad zu neuer Blüte zu bringen. Eine Reihe von Ärzten, unter denen Blondel der bekannteste ist, ist diesem Ziel mit Erfolg nachgegangen, und die Stadtverwaltung, in deren Besitz die Quellen waren, hat weitblickend die erforderlichen Bauten und Anlagen hergestellt. Es entstanden neue Badehäuser, Wandelhalle, Promenade mit Trinkbrunnen, ein Kurhaus mit Ballsaal, ferner ein Theater. Der Zustrom der vornehmen Welt lohnte diese Bemühungen. Auch Friedrich der Große hat 1742 die Aachener Bäder gebraucht. Zu gleicher Zeit, als das Bad sich belebte, nahm auch die alte Industrie, besonders die Tuch- und Nadelindustrie, einen mächtigen Aufschwung. Den tatkräftigen Unternehmern



Das Drachenloch, die Eingangspforte zum Kreuzgang des Aachener Münsters. (Phot. J. Krapohl, M.-Gladbach.)



Der Königstuhl im Aachener Münster. (Phot. A. Lammertz, Aachen.)

wurden die Zunftsatzungen zu eng. Auch die Stadtverfassung schien den neuen Verhältnissen nicht mehr angemessen. So waren die Dinge schon überreif, als die Französische Revolution einen völligen Umschwung brachte und die gehemmten Kräfte des Unternehmertums frei machte. Zu großen Neubauten kam es nicht, es blieb bei den Plänen.

Die preußische Regierung setzte sich alsbald die Durchführung dieser Pläne und die Verschönerung Aachens zum Ziel. Unter Mitwirkung des bedeutendsten preußischen Baukünstlers, Schinkels, entstanden der Elisenbrunnen, das neue Stadttheater und die Anlagen auf den alten Wällen und auf dem Lousberg. So zog in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue Blütezeit über Aachen herauf; es ist die Zeit, da Bismarck hier Regierungsreferendar war. Im alten Ballsaal des Kurhauses rollte das Gold in die Spielbank, aus deren Erträgen die Verschönerung Aachens größtenteils bestritten wurde. Die elegante Welt, die durch den Aachener Monarchenkongreß von 1818 auf Aachen wieder aufmerksam geworden war, tummelte sich auf den Promenaden und in den Vergnügungsorten. Das künstlerisch-musikalische Leben der Zeit fand eifrige Pflege, was auch in der Teilnahme an den rheinischen Musikfesten Ausdruck fand. Die neuen Stadtteile bei dem Theater gaben hervorragenden einheimischen Baukünstlern der klassizistischen Zeit, wie Cremer und Leydel, Gelegenheit zu heute noch beachtenswerten Leistungen der bürgerlichen Baukunst. Die klassizistische Zeit wich der Neuromantik, für die Aachen durch seine ehrwürdigen Bauten des Mittelalters eine besondere Anziehungskraft besaß. Aus diesem Ideenkreise heraus wurde die Restaurierung des Rathauses und die des Münsters ins Werk gesetzt. Die Restaurierung des Rathauses gab Gelegenheit zu den herrlichen Meisterwerken, die uns Alfred Rethel in seinen Karls-Fresken des Kaisersaals geschenkt hat, und die Restaurierung des Münsters läßt heute den lange doch recht verwahrlosten Bau in neuem Glanze erstrahlen. Damit sind wir zur jüngsten Zeit gekommen, die räumlich und der Volkszahl nach Aachen zur Großstadt entwickelt hat. Hundert Jahre friedlicher, segensreicher Entwicklung im Rahmen des preußischen Staates haben Aachen zu dem gemacht, was es heute ist. Eine politische Bedeutung schien Aachen nicht mehr zu besitzen. Heute in der Gegenwart hat es sie mehr als je.



Öffnung der Gruft Karls des Großen durch Kaiser Otto III. im Jahre 1000
Wandgemälde von Alfred Rethel im Kaisersaal des Aachener Rathauses. (Phot. J. Krapohl, M.-Gladbach.)



Markt vor dem Rathaus in Aachen.

Gemälde von Rudolf Lipus.

Aachen als Bad

VON SANITÄTSRAT DR. ANTON LIEVEN

Eine alte Sage, deren Inhalt im Treppenhause des Aachener Rathauses in einem Kolossalgemälde von Professor A. Baur, dem bekannten Düsseldorfer Maler, festgehalten ist, erzählt, daß die Aachener Quellen durch den römischen Legaten Granius Serenus entdeckt worden seien. So überzeugend das prächtige Gemälde wirkt, so liegt ihm doch keinerlei historisches Geschehen zugrunde. Wir wissen lediglich, daß die Römer im letzten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts n. Chr. in der Gegend zwischen Dom und Kaiserbad ein Militärbad angelegt haben, das, entsprechend der Vermehrung der linksrheinischen Garnisonen, bis in das 4. Jahrhundert ständig vergrößert und verschönert wurde. Die der Römerherrschaft folgenden Jahrhunderte sahen in zahlreichen Kriegen sowohl die Vernichtung der Stadt als auch den Verfall der Bäder. Von letzteren hören wir erst wieder, da uns der Chronist berichtet, daß Pipin der Kleine zu Aachen gebadet habe. Weitläufiger sprechen sich die Geschichtsschreiber Kaiser Karls des Großen, des Stadtheiligen Aachens, über die begeisterte Verehrung aus, die dieser gewaltige Monarch den warmen Quellen entgegenbrachte. An ihnen ruhte er von Jagd und Krieg aus, und die Quellen gaben ihm den Anstoß zu dem Gedanken, an dieser Stelle seine Residenz, die er zu einem zweiten nordischen Rom zu machen gedachte, zu errichten. Nahe Pfalz und Münster legte er ein großes marmornes Bassin an, an dem er sich mit Hausgenossen und Gästen oft unter ausgelassenen Späßen tummelte. Diese Kurzweil trieb er bis ins hohe Alter hinein und zog sich im Januar des Jahres 814 durch mangelnde Beachtung des rauhen Wetters in dem von keinem schützenden Dach bedeckten Bassin eine Lungenentzündung zu, der er innerhalb weniger Tage erlag.

Nach Karls Tode sank die Bedeutung und Anziehungskraft der Bäder außerordentlich. Immerhin mögen Einheimische, Pilger und auch wohl ganz vornehme Gäste, wie Kaiser Heinrich IV. (1065), in Aachen gebadet haben. Aber erst von der Mitte des 16. Jahrhunderts an hören wir wieder von Besuchen fremder Kurgäste, die von einem holländischen Arzte, dem Doktor Fabricius aus Roermond, behandelt wurden. Die eigentliche Blüte des Bades begann jedoch erst durch die werbende Kraft des berühmten Badearztes Blondel, der nach dem großen Brande von 1656, als die Stadt dem Verderben nahe war, ihr einen gewaltigen Zufluß von Kurgästen verschaffte. In seinen Schriften, von denen die erste im Jahre 1671 erschien, empfahl er als erster das Thermalwasser zur Trinkkur und gab eine Anzahl von Verordnungen für den Kurgebrauch, deren sich auch heute kein Badearzt zu schämen brauchte. Seine Kurmittel bestanden in geräumigen Bädern (Piscinen), in denen 25 Personen auf einmal baden konnten, ferner in Duschen, d. h. Röhren, denen heißes Thermalwasser aus geringer Höhe entströmte, das auf die leidenden Glieder gerichtet wurde, sowie in Kastendampfbädern („Schwadembädern").

Das 18. Jahrhundert sah das Bad auf neuer Höhe. Die Marmortafeln des Elisenbrunnens erzählen von dieser Zeit, in der gekrönte Häupter, unter denen als erster Peter der Große 1717 hier badete, Diplomaten und hohe geistliche Würdenträger sich Stelldichein an den beiden Trinkbrunnen des Platzes (Comphausbadstraße) gaben. Friedrich der Große badete in Aachen und Burtscheid, als er nach dem Ersten Schlesischen Kriege an Rheuma erkrankt war. Wie heutzutage, fehlten auch nicht Abenteurer und Glücksritter, unter denen Casanova eine prominente Stelle einnahm, unter dem glänzenden Publikum des internationalen Badeorts. Baron v. Pöllnitz, eine ähnliche Existenz, beschreibt die mehr als leichten Sitten des Badepublikums in seinem Buch „Amusements oder Zeit-Vertreib bey den Wassern zu Achen". Nicht wenig verbreitete der Friedenskongreß vom Jahre 1748 durch die Vereinigung so vieler Fürsten und Würdenträger den Ruf der Bäder. Das Einströmen zahlreicher französischer Emigranten im Jahre 1789 war kein Vorteil für die Frequenz der Bäder. Ein großer Teil der englischen und anderer gern gesehener Kurgäste blieb fort aus Abneigung gegen diese adelsstolze und dünkelhafte Sippe. Das Jahr 1792 bereitete durch den Einmarsch der Franzosen dem Badeleben ein jähes Ende; die Bäder wurden von da an bis etwa 1802 fast nur noch für Militäranstalten benutzt. Im Jahre 1804 weilten Napoleon und die Kaiserin Josephine in Aachen. Dieser Aufenthalt war noch lange das Gespräch in der Bürgerschaft, als des Korsen Stern längst verblichen war. In die Napoleonische Zeit fällt die auf Befehl des Kaisers von einem französischen Ingenieur geleitete Neufassung des Rosenbades. Noch heute dient diese Anlage zur Speisung mehrerer Badehäuser. Nachdem eine Zeitlang zumeist militärische Größen, wie Gneisenau, Blücher und Clausewitz, die Kurliste geziert hatten, stellten sich nach Beendigung der großen Kriege wieder zahlreiche Besucher ein, und die Kurliste von 1817 zählte bereits wieder 1684 Namen.

Ein besonderes Glück für das erneute Aufblühen bedeutete die Wahl der Stadt für den Fürstenkongreß 1818. Die beiden Kaiser von Österreich und Rußland und der König von Preußen haben während des Kongresses hierselbst die Bäder besucht und aufs neue die Thermen populär gemacht. Von da an stieg die Bedeutung des Bades von Jahr zu Jahr. Der herrliche Elisenbrunnen sowie das Stadttheater, beides Schöpfungen des großen Schinkel, entstanden, und das Bad ging neuer Blüte entgegen. Diese hielt auch bis gegen Ende des Jahrhunderts an, aber das Wachstum der Stadt und die Zunahme des Verkehrs in ihrem Inneren engten die Bewegungsfreiheit des Kurwesens allzusehr ein. Es stellte sich immer mehr die Notwendigkeit ein, das Badeleben mehr ins Freie zu verlegen, damit auch dem veränderten Geschmack der neueren Zeit Rechnung tragend. So wurde denn im Jahre 1914 der Bau der neuen Kuranlagen, des Kurhauses, des Palast-Hotels Quellenhof und die Schöpfung eines prächtigen Kurparks in einem bereits bestehenden Stadtgarten in Angriff genommen und im Jahre 1916 beendet.

Die Sättel devonischen Kalkes, die das Aachener Tal parallel durchziehen, werden an zwei Stellen von heißen Quellen durchbrochen; die südlichen liegen in Burtscheid, die nördlichen in der Stadt Aachen. Die Verschiedenheit der Temperatur der einzelnen benutzten Quellen erklärt sich durch die Entfernung, in der sie, von der Durchbruchstelle aus gerechnet, zutage treten. Die Temperaturen der Aachener und Burtscheider Quellen betragen zwischen 37,2° und 77,5° Celsius. Das Schwertbad in Burtscheid, in dem diese Temperatur ge-



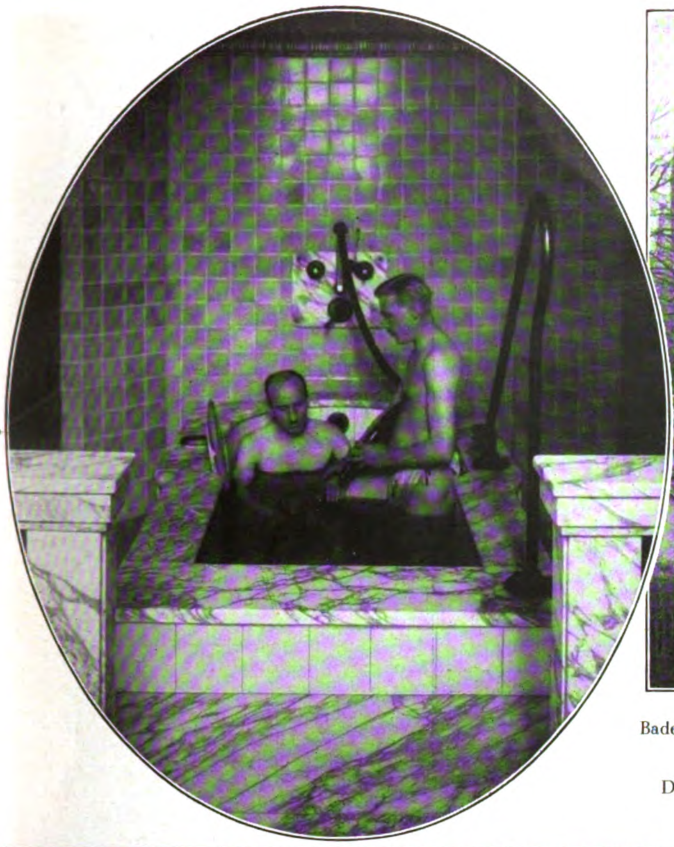
Die Entdeckung der Aachener heißen Quellen durch die Römer.
Gemälde im Treppenhause des Aachener Rathauses von Albert Baur. (Phot. J. Krapohl, M.-Gladbach.)



Das Aachener Kurhaus. (Phot. Trinks & Co., Leipzig.)



Der Elisenbrunnen zu Aachen. (Phot. Trinks & Co., Leipzig.)





Badehäuser in Aachen-Burtscheid bei dem Burtscheider Kurhaus.
Links im Oval:
Dusch-Massage im Badehaus Quellenhof zu Aachen.
(Phot. J. Preim Sohn, Aachen.)



Das Palast-Hotel Der Quellenhof, Aachen.
(Phot. J. Krapohl, M.-Gladbach.)



Der Bakauv-Brunnen von Karl Krauß vor dem Kaiserbad zu Aachen.
(Phot. J. Krapohl, M.-Gladbach.)

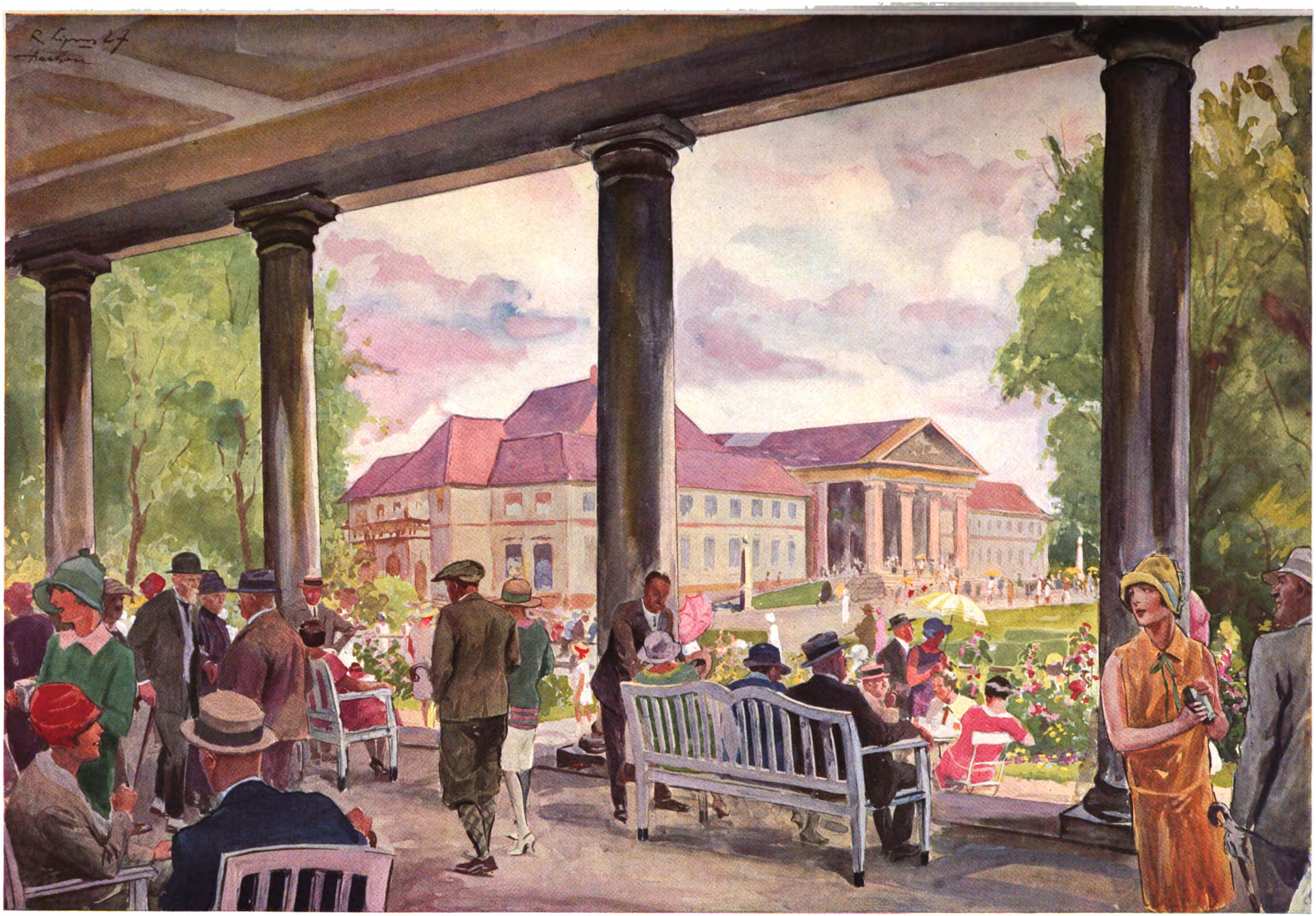
messen wird, ist demnach die heißeste Quelle Mitteleuropas.

Wegen ihres Gehalts an doppelkohlensaurem Natron, Kochsalz und Schwefelverbindungen und mit Rücksicht auf ihre Temperatur zählt man die Aachener Quellen zu den warmen alkalisch-muriatischen Schwefelquellen, während die oberen Burtscheider Thermalwässer (ohne Schwefelwasserstoffgehalt) warme alkalisch-muriatische Quellen sind. Alle benutzten Quellen liegen heute innerhalb der Badehäuser oder werden diesen zugeleitet. Außer zum Baden wird das Wasser auch zu Trinkkuren gebraucht. Die Bäder fallen durch ihre großen Ausmaße auf und sind in den durch die Quelle selbst erwärmten Boden eingelassen. Sie ermöglichen durch ihre Größe die Vornahme von systematischen Übungen im Bade und bieten auch noch Platz genug für eine zweite Person, welche die ärztlichen Verordnungen (Massage, Duschen) eventuell unter Wasser vorzunehmen hat. Ein großes Schwimmbad gibt Gelegenheit zu Geh- und Bewegungsübungen. Als besondere Spezialität wird aber die Duschmassage in Aachen gepflegt, ein Verfahren, das aus der Einwirkung eines unter dem Drucke von etwa 2 Atmosphären stehenden Wasserstrahls neben gleichzeitiger Massage besteht und als Spezialität nur in Aachen und in Aix-les-Bains (Frankreich) angewandt wird und ganz besondere Schätzung findet. Ein großes Kurmittelhaus, am Quellenhof gelegen und von diesem aus direkt erreichbar, enthält alle Einrichtungen für Hydrotherapie, Elektrotherapie, Lichtbehandlung, Massage, schwedische Heilgymnastik, orthopädisches Turnen, Apparatotherapie für Gehübungen bei Tabes und schließlich eine Zanderanstalt.

Wie im alten, so wird auch im heutigen Aachen ganz besonders die Behandlung des chronischen Gelenk- und Muskelrheumatismus (einschließlich der deformierenden chronischen Gelenkerkrankungen) als besondere Spezialität gepflegt. Die Gicht wird, entsprechend der durch die Kur vermehrten Ausscheidung der im Organismus zurückgehaltenen Harnsäure, aufs vorteilhafteste beeinflußt. Hautkrankheiten gehören ganz besonders zum Indikationsgebiet der Schwefelthermen: Insbesondere die wegen ihrer Hartnäckigkeit gefürchtete Schuppenflechte (Psoriasis), ferner veraltete Ekzeme, Akne und



Das Konzerthaus zu Aachen und die älteren städtischen Badehäuser (Cornelius- und Rosenbad).
(Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)



Wandelhalle bei dem Trinkbrunnen mit Blick auf Kurhaus und Kurpark in Aachen.

Temperagemälde von Rudolf Lipus.

Furunkulose sowie vor allem auch die quälenden Juckblattern der Kinder (Prurigo) ziehen große Vorteile aus dem Gebrauch der Schwefelquellen. Die Bäder dienen auch wegen ihres die Oberhaut lockernden Charakters zur Vorbereitung der Haut für die Einverleibung äußerlich anzuwendender Medikamente (Pinselungen, Einreibungen). Von alters her suchen an Gehirn- und Rückenmarkserkrankungen Leidende in Aachen Heilung. Besonders kommen hier die Tabes (Rückenmarksschwindsucht) sowie Lähmungen infolge spezifischer Infektion in Betracht. Von den Erkrankungen der peripheren Nerven, speziell den Neuritiden und Neuralgien, steht die Behandlung der Ischias, „des Hüftwehs", an erster Stelle. Bei dem heutigen Stand der Behandlung medizinischer Blutkrankheiten haben die Spezialheilbäder für solche Krankheiten erheblich an Zuspruch eingebüßt, und es kommen fast nur noch die bereits genannten Nervenleiden sowie die medizinischen Affektionen der großen Gefäße und des Herzens zur Behandlung, während der infektiöse Kranke dank der modernen Therapie in der Heimat aus dem Kurort, ob das Bad nun Aachen, Wiesbaden, Tölz oder anders heißt, ganz verschwunden ist. Katarrhe der oberen Luftwege sollten viel mehr, als es bisher geschieht, mit Inhalationen von Schwefelwasser behandelt werden. Einrichtungen hierfür stehen in vollendeter Form zur Verfügung. Schließlich wird der Genuß des Thermalwassers ganz besonders für Störungen der normalen Magensaftausscheidung sowie zur Anregung der Gallenproduktion angewandt.

Die bei der Aachener Trink- und Badekur besonders ins Gewicht fallenden Bestandteile des Thermalwassers sind der hohe Kochsalzgehalt und der Schwefel. Letzterer steht heute im Vordergrund der wissenschaftlichen Forschung, die uns wichtige Aufschlüsse über seine medizinische Wirkung, besonders bei rheumatischen Erkrankungen der Gelenke, gebracht hat.

Unterkunft findet der Kurgast in den Badehäusern (Hotels), die ausnahmslos seit dem großen Kriege teils umgebaut, teils modernisiert worden sind. Neu entstanden ist aber das Prunkstück deutscher Hotelbaukunst, das Palasthotel Der Quellenhof, das mit seinem prächtigen Bade- und Kurmittelhaus an Bequemlichkeit und vornehmer Ausstattung wohl den Gipfel dessen darstellt, was dem Kurgast bezüglich der Behandlungsmöglichkeiten, Unterkunft und Verpflegung geboten werden kann. Der Unterhaltung und dem Sportbedürfnis dienen die an dieses Hotel angrenzenden Kuranlagen, bestehend aus einem alten Park, in dem sich das im Jahre 1916 vollendete Kurhaus in edlen, klassischen Formen erhebt. Hier ist vielleicht zum erstenmal restlos die Frage gelöst, wie in einem Kurort großstädtischen Charakters dem Badegast die beschauliche Ruhe ländlicher Kurorte geboten werden kann, ihm aber gleichzeitig die Möglichkeit gelassen wird, sich nach Wunsch an den Darbietungen der größeren Stadt zu erfreuen. Für Spaziergänge braucht aber der Fremde das Stadtbild nicht zu betreten. Schattige Alleen führen ihn in 10 Minuten zur Perle des Aachener Tales, dem Lousberg, auf dem sich Gelegenheit zu ausgedehnten Spaziergängen findet. Auf der anderen Seite ist das Innere der Stadt in wenigen Minuten durch direkte Verbindungsstraßen zu erreichen. Die 20 km makadamisierten Wege auf den Höhen des Aachener Waldes, die bis an die Stadt heranreichen, geben Gelegenheit zu längeren Ausflügen. Theater und hochwertige Konzerte erfreuen den Kunstfreund. Tennisturniere, Springkonkurrenzen, an denen sich die ersten deutschen Reiter beteiligen, Automobilrennen, Automobilausflüge in die benachbarte Eifel oder in das nahe Rheintal sind für den Sportfreund Quellen hohen Genusses.

Das ist Aachen, die treudeutsche Stadt an der äußersten Westgrenze, manchem Mitkämpfer des großen Krieges in angenehmer Erinnerung. Warnend, wie ein dräuender Finger ruft das Wahrzeichen der Stadt, der mächtige Lousberg, dem Wanderer, der deutsches Land verlassen will, zu: „Nimm, ehe du weiterziehst, noch einmal die Schönheit dieses vor dir liegenden kerndeutschen Wald- und Höhenlandes in dich auf. Hemme deinen Schritt, deutscher Kurgast, bleibe bei den Brüdern diesseits der Grenze, denn nirgends fließen in der Fremde die Wasser heißer und heilkräftiger als hier bei uns in der Heimat."

Zum Schluß noch ein Wort über die Bedenken gegen das besetzte Gebiet. Ich darf wohl sagen, daß in Aachen die Besatzung fast unsichtbar geworden ist, da die Truppen weit draußen liegen und der fremde Soldat im Straßenbild kaum noch erscheint. Seit der Separatistenzeit ist auch kein einziger Mißton mehr vorgekommen, und es werden die Paßbestimmungen (Ausweis genügt) kaum noch einmal in der Praxis angewandt.



Reitturnier auf dem Rennplatz des Aachen-Laurensberger Rennvereins. (Hofphot. Eduard Zinsel, Darmstadt.)

Aachens Kunst

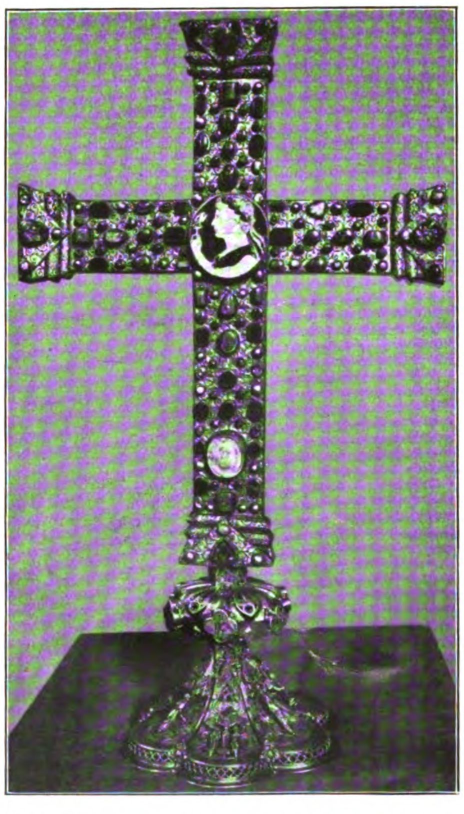
VON DR. FELIX KUETGENS,
DIREKTOR DER STÄDTISCHEN MUSEEN



Heilige Elisabeth. Von Veit Stoß. (Suermondt-Museum, Aachen.)

Seit Karls des Großen mächtiger Wille seine Lieblingspfalz Aachen zu einer der ersten Stätten der Kunst nördlich der Alpen gemacht hatte, ist das Kunsthandwerk in mannigfachen Formen hier immer lebendig geblieben, ja, es hat im Laufe der Jahrhunderte Epochen glänzender Entwicklung erlebt und zeigt auch in der Gegenwart, daß der alte Nährboden seine immer verjüngende Kraft bewahrt hat.

Mit Recht wird die auf eine fast tausendjährige Entwicklung zurückblickende AachenerGoldschmiedekunst besonders gerühmt; das älteste erhaltene Denkmal, die Pala d'oro des Hochaltars im Münster, ist ein frei aus Goldblech getriebenes, überaus kostbares Werk der sächsischen Kaiserzeit (um 1000). Etwa aus der gleichen Epoche stammt das Lotharkreuz des Münsterschatzes, eine unvergleichliche Schöpfung aus Goldblech, Filigranwerk, kostbaren Steinen und Kameen. Es reiht sich der Ambo Kaiser Heinrichs II. an, ein Kunstdenkmal, dessen völlige Eigenart und unschätzbaren Wert die jüngste Forschung erst ins rechte Licht gerückt hat; enthält diese Evangelienkanzel doch neben vergoldeten Treibplatten und edelsteinbesetzten Filigranstreifen eine große Anzahl von Zimelien aus dem Besitz des Kaisers, so eine Tasse und Untertasse aus Bergkristall, eine antike Achatschale, Schachfiguren,ausChalzedon geschnitten, und sechs alexandrinische Elfenbeinschnitzereien. Aus der Fülle der kostbaren Reliquienbehälter, die hier die Goldschmiede des Mittelalters schufen, seien nur die beiden großen Prachtschreine, der Karlsschrein und Marienschrein (um 1215), erwähnt; ersterer, in dem strengen Charakter des romanischen Stils und der Form einer einschiffigen Basilika, zeigt an den Langseiten die Bildnisse von sechzehn deutschen Kaisern und Königen bis auf Friedrich II. Auf den Dachflächen finden wir in hochgetriebenem Relief die ältesten Illustrationen zur Karlslegende. Der kurz nachher entstandene Marienschrein in den gefälligeren Formen des Übergangsstils baut sich ebenfalls als eine



Das Lotharkreuz (Schatzkammer des Aachener Münsters). (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)



Balthasar. Von Erasmus Grasser. (Suermondt-Museum, Aachen.)



Beschneidung Christi. Meister des Tucher-Altars. (Suermondt-Museum, Aachen.)

Aachen eine Pflegstätte gefunden. Die Möbelkunst schuf hier schon in den Zeiten der Gotik prächtige Arbeiten kirchlicher und profaner Art; es sei nur eines Möbelstücks gedacht, das wohl in keinem Hause fehlte: der Truhe, mit kunstvollem Eisenbeschlag oder dem für die hiesige Gegend so charakteristischen Band- und Faltwerk-Ornament in den geschnitzten Füllungen. Die Aachener Möbel des 18. Jahrhunderts, besonders charakteristisch der Porzellanschrank, der Schreibschrank, der dreiseitige Eckschrank, die Standuhr und die Kommode, in Eichenholz reich ornamentiert geschnitzt, gehen weit über lokale Bedeutung hinaus und sind heute namentlich wieder sehr geschätzt und gesucht. Die beiden Baumeister Couven (1701—1763 bzw. 1735—1812) haben häufig in das Gebiet der Möbelkunst eingegriffen und im Zusammenhang damit prachtvolle Raumeinheiten geschaffen, die hier wie auch draußen (z. B. im Germanischen Museum zu Nürnberg) Zeugen der hohen Kultur des Aachener Rokokos sind. — In Aachen und besonders in dem benachbarten Raeren entwickelte sich im 16. und 17. Jahrhundert die Steinzeugindustrie zu ungeahnter Blüte. Aus dem hier gefundenen unschmelzbaren Ton wurden in großer Menge Krüge erzeugt, die teils dem eigenen Bedarf dienten, teils weithin vertrieben wurden. Durch Auflage von figürlichen Bildstreifen und Wappen erhielten die Krüge, Schnabelkannen und Becher in brauner oder graublauer Ware ein prächtiges Aussehen und stellen Gipfelleistungen nicht nur innerhalb des übrigen rheinischen, sondern auch des gesamten deutschen Steinzeugs dar.

Auch die hohe Kunst der Plastik und Malerei wurde seit Karls des Großen Zeiten hier gepflegt, ohne daß sich allerdings, wie etwa in Köln, mit der Zeit eine geschlossene Schule herausgebildet hätte. Bedeutende Reste gotischer Monu-

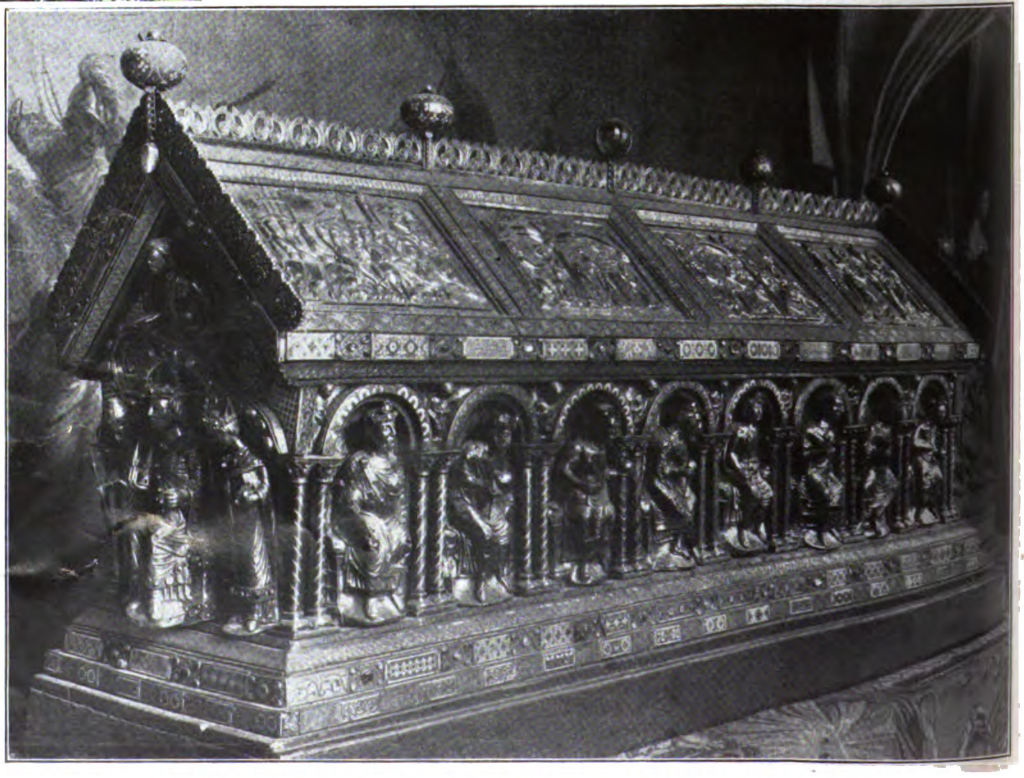


Sturz der Verdammten. Gemälde von P. P. Rubens. (Suermondt-Museum, Aachen.)



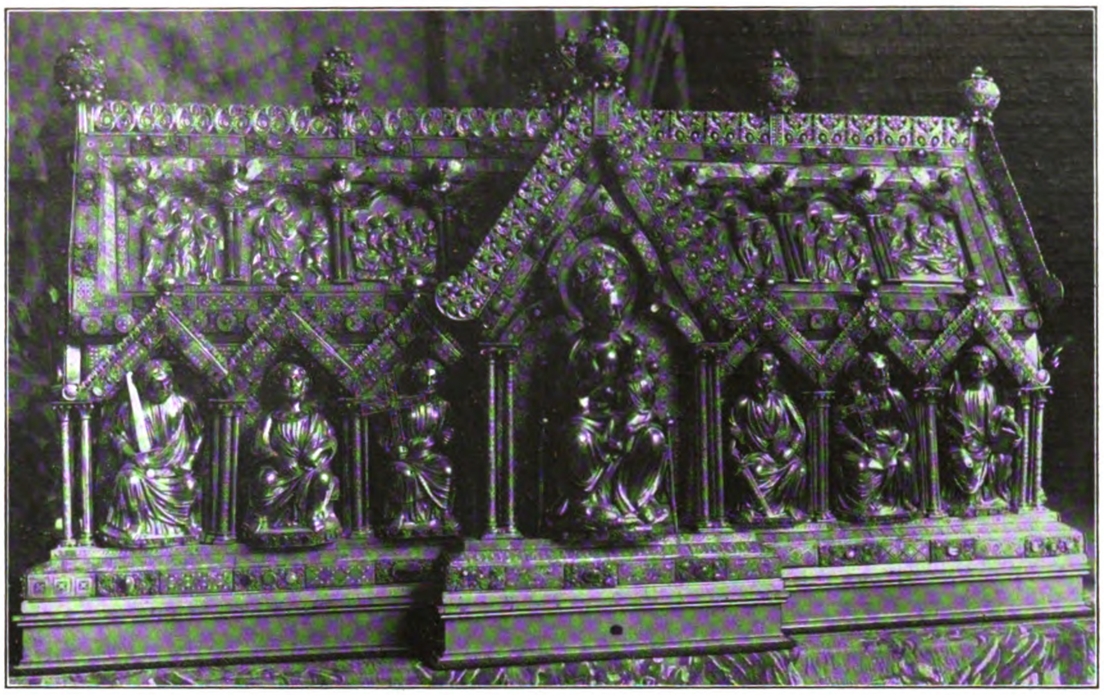
Die Schlacht bei Cordova. Wandgemälde von Alfred Rethel im Kaisersaal des Aachener Rathauses. (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)

Basilika, jedoch mit einem Querschiff in der Mitte, trotz der Fülle kostbarer Einzelheiten durchaus monumental auf. Der Eigenart der Darstellung und der künstlerischen Ausführung wegen sei auch noch das berühmte Simeonsreliquiar erwähnt, eine der reizvollsten Schöpfungen rheinischer Goldschmiedekunst aus dem 14. Jahrhundert. Neben einem auf vier romanischen Säulchen ruhenden Altartisch, dem eigentlichen Reliquienbehälter, stehen die in Goldblech getriebenen Figuren des Simeon mit dem Kinde und der Gottesmutter. Auch heute steht das Goldschmiedekunsthandwerk in Aachen noch in voller Blüte. Überlegen siegte in großer Konkurrenz um den Hindenburg-Pokal für die Rheinlandstaffel (Jahrtausendfeier der Rheinlande 1925) der hiesige Meister Bernhard Witte. Neben der Goldschmiedekunst blüht in Aachen seit alters auch der Bronzeguß; noch der karolingischen Gießhütte entstammen die mit Löwenköpfen geschmückten Bronzetüren und die herrlichen Bronzegitter der Arkaden des Münsters sowie der große bronzene Pinienzapfen, ein Wahrzeichen der Stadt, ursprünglich als wasserspeiende Fontäne verwandt. Im Anfang des 15. Jahrhunderts gründete die Glockengießerfamilie von Trier hier ihre Werkstatt, aus der zahlreiche Kirchenglocken, Geschütze, Mörser, bronzene Gefäße, so namentlich die 1620 gegossene große Bronzeschale des Marktbrunnens, hervorgingen. Die Aachener Messing-Industrie erfreut sich seit dem 15. Jahrhundert eines großen Rufes. Neben den Gelbgießern und Kupferschlägern verdienen die Schlosser und Kunstschmiede ihrer hohen Leistungen wegen hervorgehoben zu werden. Zeugnissen ihrer alten wie neuen Kunst begegnet man häufig im Aachener Stadtbild, vom einfachen, sachlichen Maueranker bis zum reichgeschmiedeten Balkongitter, von der schlichten Wetterfahne bis zum prunkenden Treppengeländer. Noch eine Reihe anderer wichtiger Zweige des Kunstgewerbes hat in



Der Karlsschrein (Schatzkammer des Aachener Münsters). (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)





Der Marienschrein (Schatzkammer des Aachener Münsters). (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)

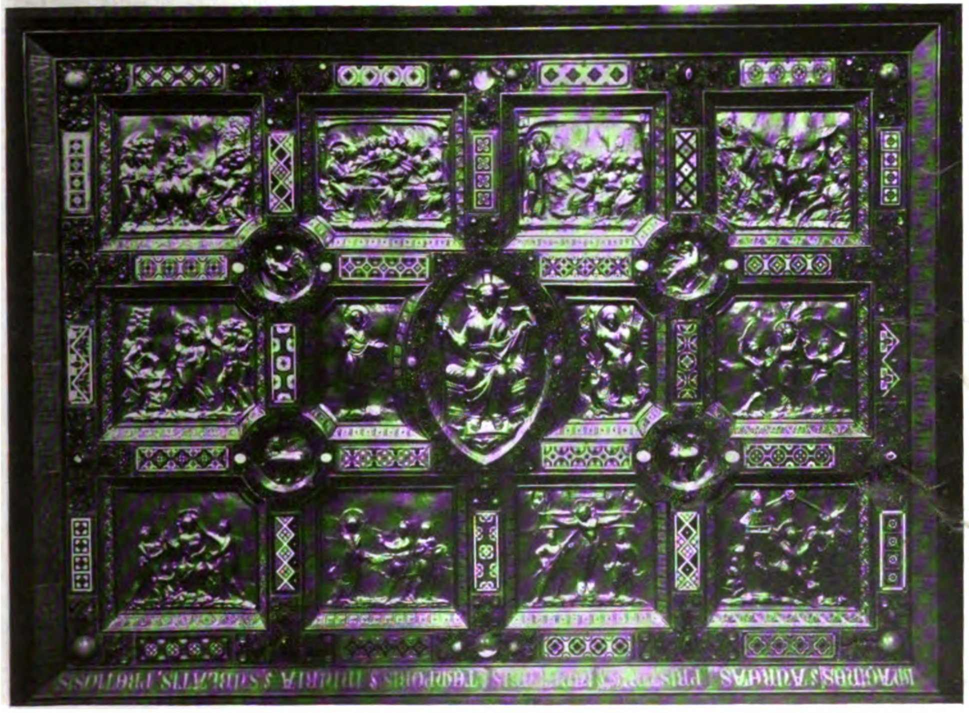




Das Simeonsreliquiar (Schatzkammer des Aachener Münsters). (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)

Links oben: Schmerzensmann. Aachen, um 1500. (Suermondt-Museum, Aachen.)

Im Kreis: Löwenkopf an einer Bronzetür des Aachener Münsters. (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)



Die Pala d'oro im Aachener Münster. (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)



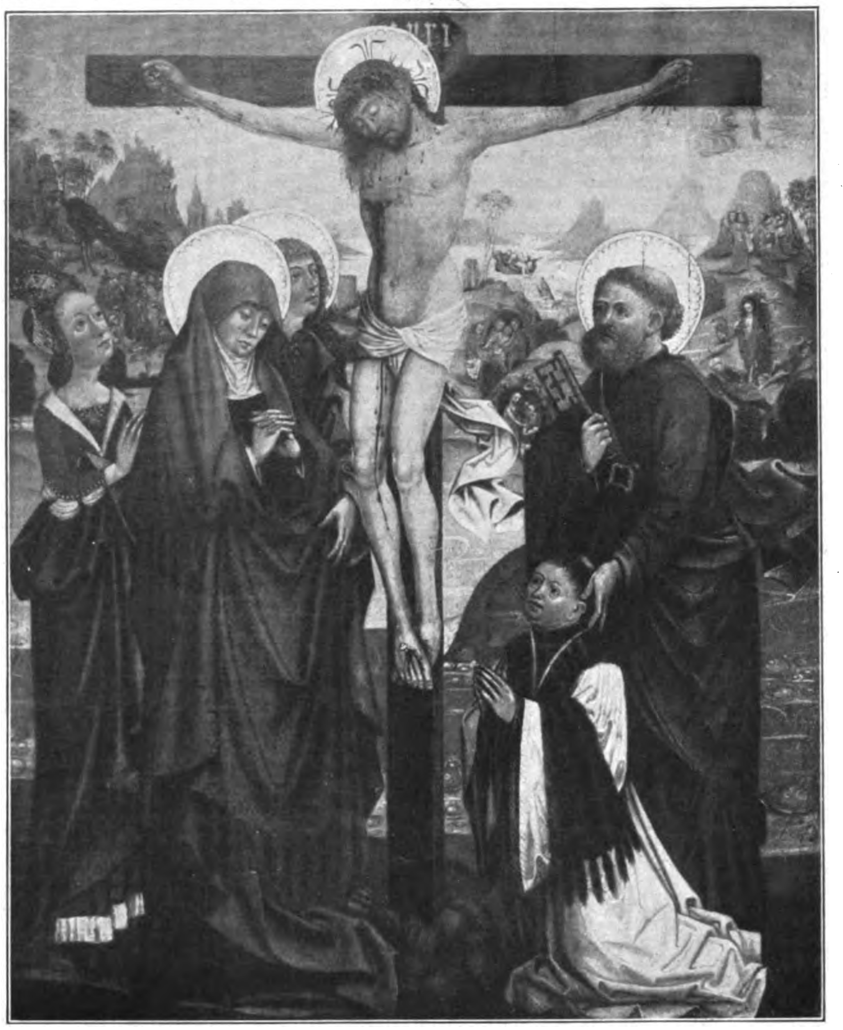
Wandvertäfelung im sog. Burtscheider Zimmer. (Suermondt-Museum, Aachen.)

mentalplastik sind vom alten Rathaus und dem Bürgerhaus am Fischmarkt erhalten; im hohen Domchor sprechen die Pfeilerfiguren der Apostel, deren Konsolen mit köstlichen musizierenden Engelsgruppen geschmückt sind, von der Kunstfertigkeit ihrer Meister. In Holz geschnitzte Figuren des 15. bis 18. Jahrhunderts von höchster Qualität finden sich in manchen Kirchen und im Städtischen Suermondt-Museum, wo auch Werke hiesiger Tafelmalerei aufbewahrt werden, die sich im wesentlichen, wie es z. B. die 1470 auf den Schutzkasten des Marienschreins gemalte Marienlegende beweist, an die Kölner Malerschule anlehnte.

Während des Rokokos gewinnt die hiesige Malerei einen stark dekorativen Charakter. Joh. Chrys. Bollenrath malte damals prächtige Kaminbilder und Supraporten, andere kleinere Meister ganze Wandverkleidungen, Tapeten, die, wie die kostbareren Gobelins, zusammen mit der geschnitzten Wandvertäfelung den festlichen Charakter der Räume bestimmen.

Im 19. Jahrhundert gewinnt die Malerei in Aachen eine besondere Note. Der tüchtige Porträtmaler Joh. Bapt. Jos. Bastiné, ein Schüler J. L. Davids, wurde hier der erste Lehrer Alfred Rethels. Dieser größte Aachener Maler schuf 1847—1852 im Kaisersaal des Rathauses die Karls-Fresken, das Hauptwerk seines Lebens. Neben Rethel verdient besonders der Landschafts-Romantiker Caspar Scheuren genannt zu werden. Seit einigen Jahren sind die Aachener Maler und Bildhauer in einem Künstlerbund vereinigt, der alljährlich in einer großen Ausstellung dartut, daß Aachen als Kunststadt auch heute noch Beachtung verdient. Ihm gehören unter anderen die Kunstmaler Mataré, Davringhausen, Heffels, Hartig, Letailleur und die Bildhauer Meurisse, Thoma, Neumann und Linden an. Die Städtische Kunstgewerbeschule pflegt das alte, bodenständige Kunsthandwerk, indem sie es im Sinne unserer Zeit weiterentwickelt; auch junge Zweige sind angesetzt, z. B. die Porzellanmalerei (Eha-Porzellan).

Die Städtischen Kunstsammlungen sind von einer Reichhaltigkeit und Qualität, wie man sie selten in einer Provinzstadt findet. Das vor 50 Jahren begründete Suermondt-Museum, ein prächtiges Bauwerk im Stil der italienischen Hochrenaissance, besitzt eine hochbedeutende Sammlung mittelalterlicher und neuerer Holzskulpturen, aus deren Fülle wir hier nur den Aachener „Ecce Homo", eine Skulptur von ergreifendem Ausdruck, die „Elisabeth" von Veit Stoß und den „Balthasar" von Erasmus Grasser erwähnen wollen. In der Gemäldegalerie des Museums sind die altniederländische, altdeutsche, italienisch-spanische und namentlich die flämische und holländische Schule mit zahlreichen hervorragenden Meisterbildern vertreten. Wir heben hervor die „Kreuzigungsszene" eines Aachener Meisters, die „Beschneidung Christi" vom Meister des Tucher-Altars und den „Sturz der Verdammten" von P. P. Rubens. Auch das 19. Jahrhundert und die moderne Malerei gehören in sein Sammelgebiet. Das Historische Museum im Ponttorgebäude birgt die vor- und frühgeschichtlichen Funde des Stadt- und Landkreises und gibt einen Überblick über die antike Kunst der Mittelmeerländer (Ägypten, Griechenland, Italien). Die reichen Kunstgewerblichen Sammlungen der Stadt sollen demnächst wieder, wie vor dem Krieg, in dem sog. „Großen Haus von Aachen", Pontstraße 13, zur Aufstellung gelangen, während für die einzigartige Kunstblüte des Aachener Rokokos in einem gut erhaltenen Bürgerhaus aus der gleichen Zeit (Haus Fey, Seilgraben 34) ein Behältnis von adäquater Schönheit geschaffen wird.



Christus am Kreuz. Aachener Meister des 15. Jahrhunderts. (Suermondt-Museum, Aachen.)

Die Aachener Landschaft

VON DR. W. STEUBING, a. o. PROFESSOR a. d. TECHN. HOCHSCHULE

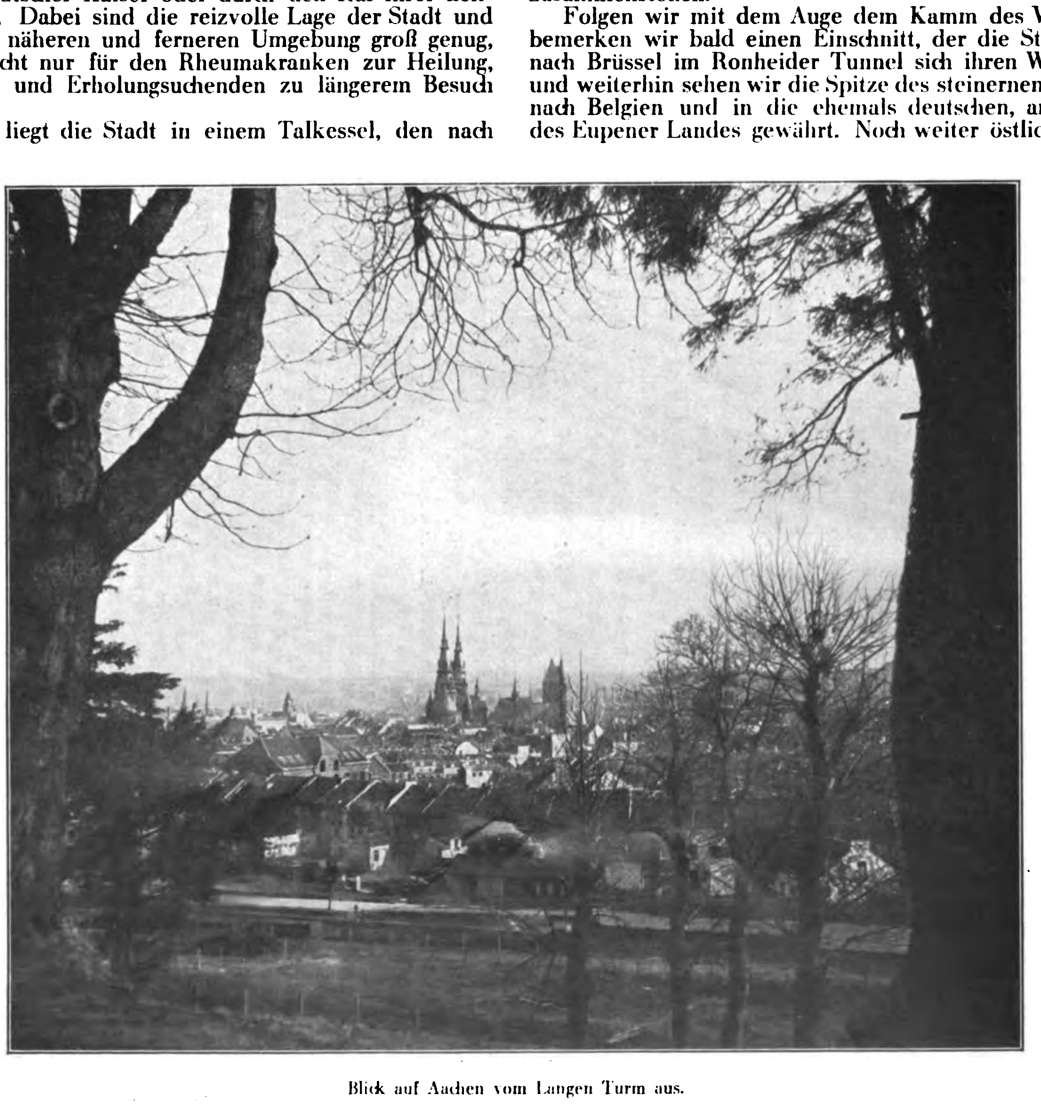
Weit hinausgeschoben bis nahe an die belgisch-holländische Grenze, liegt Aachen als Außenposten deutscher Kultur und Sitte in der westlichen Ecke des Reiches. An dieser Grenzlage liegt es, daß verhältnismäßig wenige Deutsche aus eigener Anschauung die Stadt mit ihrer schönen Umgebung kennenlernen, und den meisten ist sie nur bekannt durch ihre ruhmvolle Vergangenheit als Krönungsstätte deutscher Kaiser oder durch den Ruf ihrer heilkräftigen Thermen als Badestadt. Dabei sind die reizvolle Lage der Stadt und die landschaftliche Schönheit der näheren und ferneren Umgebung groß genug, um den Aufenthalt in Aachen nicht nur für den Rheumakranken zur Heilung, sondern auch für den Gesunden und Erholungsuchenden zu längerem Besuch zu rechtfertigen.

An den Ausläufern der Eifel liegt die Stadt in einem Talkessel, den nach Südosten im Halbring die mit prächtigem Hochwald gedeckten Höhen des Stadtwaldes abschließen, und nach Norden bietet ein einzeln stehender Bergkegel, der ebenfalls mit waldigen Anlagen gekrönte Lousberg, dem Beschauer einen Überblick weit ins Flachland hinein. Aber reizvoller ist die Aussicht, die wir nach Süden und Südosten auf die unter uns liegende Stadt haben, die mit ihren zahlreichen Türmen das Auge auf sich zieht. Besonders auffallend und charakteristisch sehen wir den Turm des altersgrauen Münsters ragen, neben dem die Rathaustürme wie ein Wahrzeichen hervortreten. Nach Westen zu, in mittlerer Höhenlage, erhebt sich mit Resten der alten Umwallung der Pulverturm, „Langer Turm" genannt, am Königshügel, von dem aus man gleichfalls einen schönen Ausblick auf die Stadt hat.

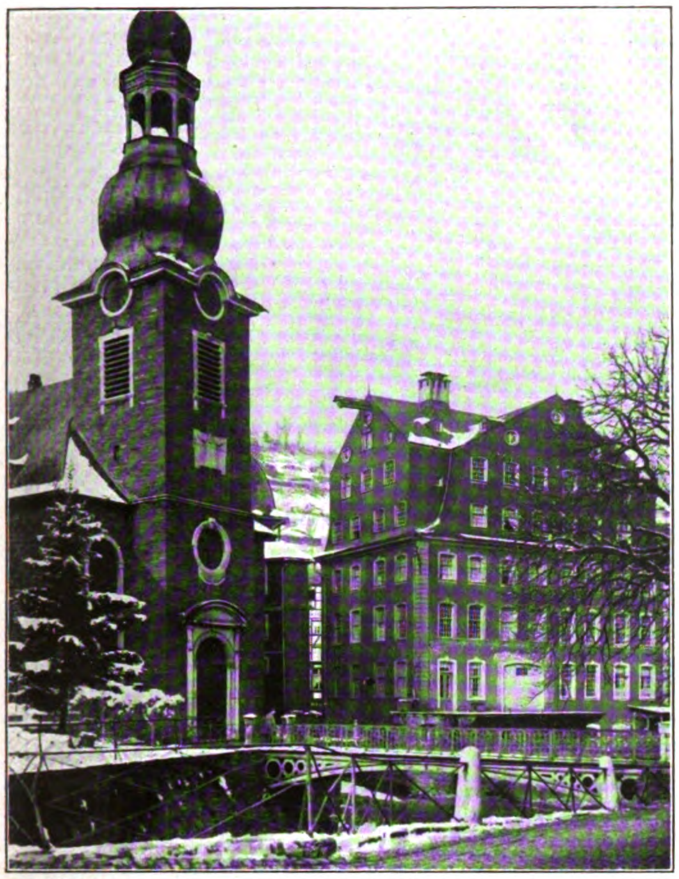
Wer die Mühe nicht scheut, die höchste Spitze des Lousberges zu ersteigen, die von einer alten Meridiansäule vom Jahre 1807 mit Angaben über die Lage des Ortes bezeichnet wird, genießt einen herrlichen Rundblick weit über die Stadt hinweg bis zu den Eifelhöhen, die in blauer Ferne hinter dem Stadtwalde aufsteigen; unten in schwachem Dunst liegt die Altstadt mit engen winkligen Straßen, die sich bergauf und bergab ziehen, da Höhenunterschiede bis zu 40 m im Weichbilde der Stadt vorkommen. Ziemlich im Süden unseres Standortes, in etwa 5 km Entfernung, erblickt der Beschauer auf der Höhe des Stadtwaldes ein Aussichtsgerüst, das, schon auf holländischem Boden gelegen, den höchsten Punkt der Niederlande kennzeichnet, und nahe dabei liegt der Dreiländerpunkt, der Grenzstein, an dem Holland, Belgien und Deutschland zusammenstoßen.

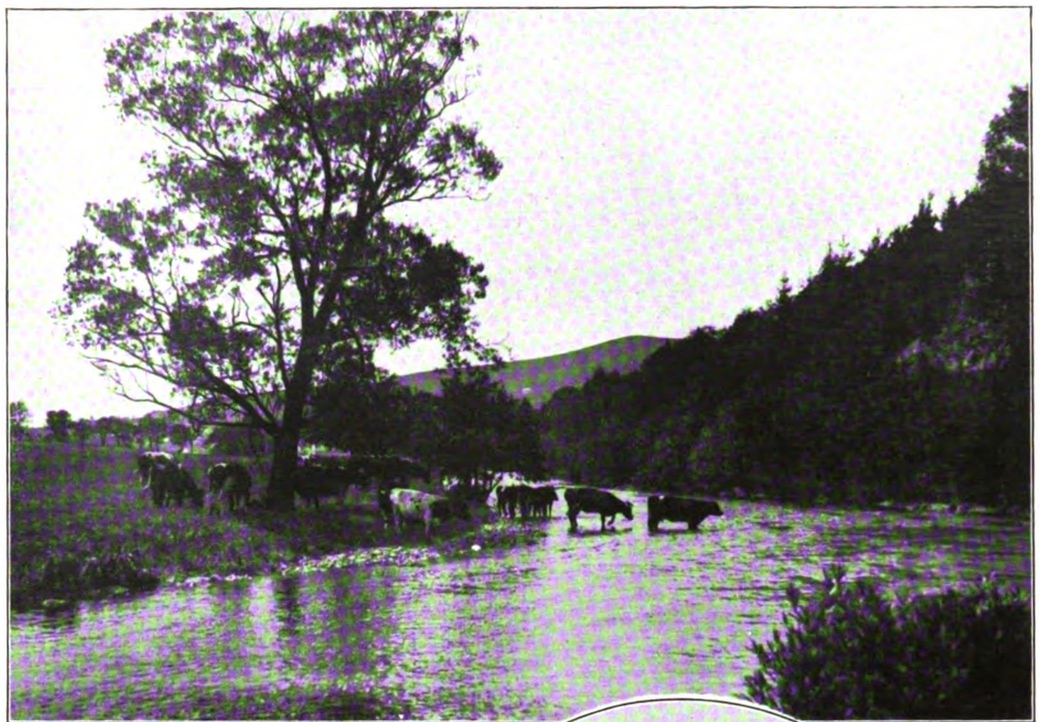
Folgen wir mit dem Auge dem Kamm des Waldes in östlicher Richtung, so bemerken wir bald einen Einschnitt, der die Stelle angibt, wo die Bahnstrecke nach Brüssel im Ronheider Tunnel sich ihren Weg durch den Höhenzug bohrt, und weiterhin sehen wir die Spitze des steinernen Pelzerturms, der einen Ausblick nach Belgien und in die ehemals deutschen, an Belgien abgetretenen Gebiete des Eupener Landes gewährt. Noch weiter östlich senkt sich der Höhenzug, und aus den Ausläufern des Waldes lugt die Krone des Bismarckturms hervor, hinter dem im Schatten der Tannen der große Ehrenfriedhof so manchen tapferen Streiter birgt.

Doch wenden wir unsere Blicke dem eigentlichen Stadtbilde zu. Gleich unterhalb unseres Standpunktes auf dem Lousberg hebt sich zur Linken, auf dem Salvatorberg, eine Kirche in romanischem Stil, die ihren Ursprung auf Ludwig den Frommen zurückführt. Abwärts schreitend durch die wohlgepflegten Anlagen, treffen wir am Fuße des Lousbergs auf die Alleen, die außerhalb der eigentlichen Altstadt einen großen Teil der Stadt umgürten, und an denen manche Villen neueren Ursprungs inmitten schöner Gärten vom Wohlstand ihrer Besitzer zeugen. Nun wenden wir uns dem Stadtinnern zu. Durch das altertümliche Ponttor gelangen wir durch die Pontstraße bergab und bergauf ins eigentliche Zentrum der Stadt, auf den Marktplatz, und stehen hier beim Verlassen der engen Straße plötzlich vor der Front des alten schönen Rathauses, flankiert von seinen beiden Türmen, die, zwar im oberen Teil nach einem großen Brand erneuert, im unteren sehr alt sind und wie der Granusturm aus Karls des Großen Zeit stammen. Gehen wir um das Gebäude herum, so gelangen wir durch die enge Krämerstraße auf



Blick auf Aachen vom Langen Turm aus.





Im Wesertal bei Eupen.

Links nebenstehend:
Montjoie: Die evangelische Kirche und das Rote Haus der Familie Scheibler.





Ein Eifelmaar, das Gemündener Maar bei Daun.

Rechts im Oval: Montjoie: An der Rur. Im Hintergrund die Ruine des Wartturms „Der Haller“.



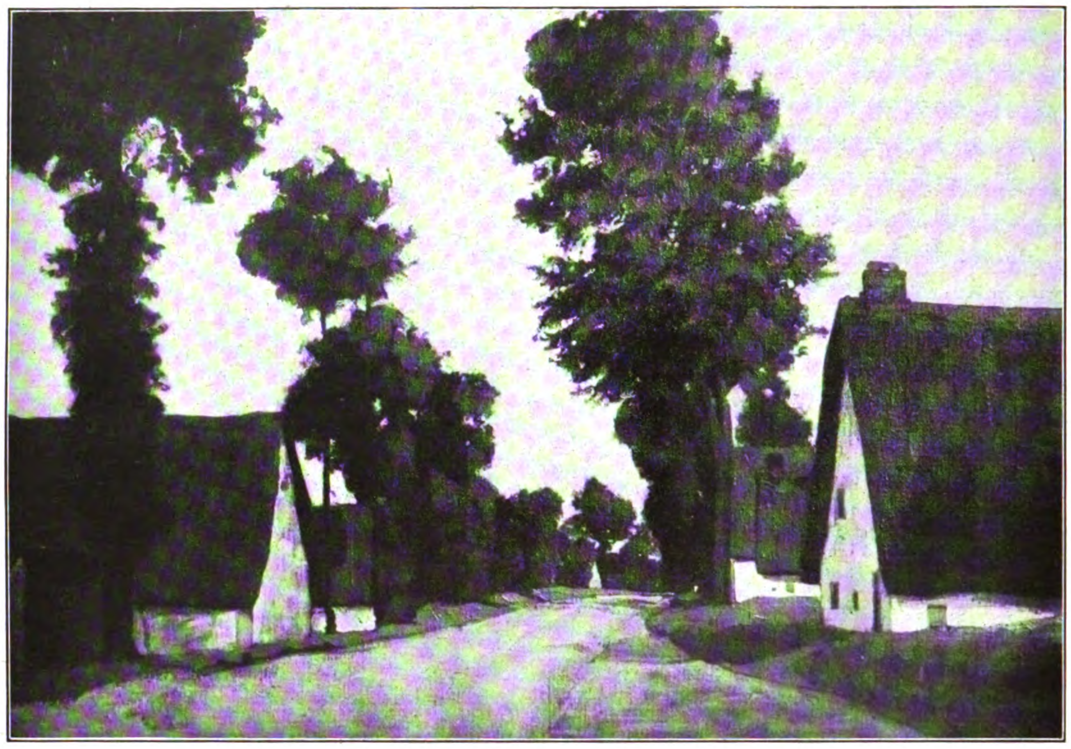
Schafherde im Venn.



Vennblick bei Rötgen.

den Katschhof, von wo aus wir den Blick auf das ehrwürdige Münster, auf die Rückseite des Rathauses und auf das Verwaltungsgebäude haben. Dieser Platz, auf der einen Seite durch die reichgegliederte hohe Rückseite des Rathauses abgeschlossen, auf der Gegenseite durch den eigenartigen und trotz der Mischung der Stile auf den Beschauer wirkenden Prachtbau des Münsters, ist von eigenartiger Schönheit. Eine besondere Stimmung liegt über dem Platz, und wer einmal bei Vollmond dort geweilt hat, wird ein äußerst eindrucksvolles Bild mit sich nehmen.

Durch eine der auf das Münster führenden Straßen wenden wir uns dem eigentlichen Geschäftsviertel der Stadt zu und gelangen an den „Graben“, der, vom „Elisenbrunnen“ aus am Stadttheater vorbeiziehend, eine der verkehrsreichsten Straßen darstellt und das Markt- und Rathausviertel ringförmig umschließt. Der „Elisenbrunnen“ erinnert uns daran, daß Aachen alte Badestadt ist, und diese Trinkbrunnenanlage, hinter der ein schattiger Garten den Kurgästen Ruhe und Erholung gewährt, bietet besonders im Sommer, wenn die Sonne auf die leuchtenden roten Sonnenschirme fällt, einen farbenprächtigen Anblick. Auf dem breiten Platz vor der Säulenhalle beim Elisenbrunnenrestaurant finden häufig Konzerte statt, aber auch ohne dieses Lockmittel pflegt hier die Aachener Jugend beiderlei Geschlechts eifrig zu promenieren, und die Studenten der Technischen Hochschule mit ihren bunten Mützen dürfen dabei nicht fehlen.



Kalterherberg in der Eifel. Gemälde von Heinrich Gesemann.



Blick in die Soers (nördlich von Aachen). Gemälde von Heinz Heinrichs, Aachen.

Nahebei verbreitert sich die Straße zum Theaterplatz, auf dem das Stadttheater mit schönem ionischen Giebel sich in der Mitte erhebt. Aufwärts führt von dort die breite Hindenburgstraße in östlicher Richtung den neueren Stadtteilen und dem Hauptbahnhof zu. Leicht ist es dem Fremden gemacht, ohne große Kosten und Mühen an den verschiedensten Stellen den Wald zu erreichen, denn außer der Bahnstrecke nach Brüssel führen vier Linien der Aachener elektrischen Bahn in verschiedener Richtung hinein in den Wald und klettern zum Teil auf erhebliche Höhen hinauf. Nehmen wir einmal eine fünfte Linie, die westlich in das holländische Grenzstädtchen Vaals hinüberfährt, das zu Fuß in drei Viertelstunden auf glatter Landstraße erreicht wird! Nach Behebung der Paßschwierigkeiten wird dies Städtchen gern wieder von Aachen aus besucht, denn verlockend ist ein Spaziergang von hier aus auf die waldige Höhe zum Wilhelminenturm. Von diesem eingangs schon erwähnten Aussichtsgerüst aus schaut man weit hinein nach Westen, wo sich die flache holländische Landschaft hinstreckt, oder nach Süden ins belgische Hügelland hinüber. Von Nordosten grüßen die Türme Aachens und der Lousberg, und nach Osten zieht sich ununterbrochen die Kette des Stadtwaldes a. den Höhen zur Eifel hinüber. Breite, gut fahrbare Straßen laufen auf der Höhe des Waldes, der hier teils Hochwald, teils buschiges Unterholz aufweist, und abseits der Fahrwege findet der rüstige Fußgänger Pfade genug, um einzelne besonders beliebte Aussichtspunkte aufzusuchen, von denen Fernsichten auf die Stadt und die Eifel immer Abwechslung bieten. Der bergige Charakter des Waldes, in dem sich hohe Buchen- und Eichenbestände mit Nadel- und Buschholz vielfach ablösen, seine stundenweite Ausdehnung mit zahlreichen gepflegten Wegen und Ruhebänken läßt sich in Wort und Bild nur mangelhaft wiedergeben. An drei Stellen durchschneiden die Landstraßen nach Lüttich, nach Eupen und beim Forsthaus Siegel den Wald, und die elektrische Bahn auf ihnen bietet bequeme Zugangsmöglichkeit.

In den einzelnen Teilen des Waldes finden wir an besonders schön gelegenen Punkten Hotels, Waldrestaurationen und Erholungsheime, die den Gesunden und Kranken Aufenthalt und Erfrischung gewähren. Leicht kann man sich vorstellen, wie besonders an Sonn- und Feiertagen dort bei Musik und Tanz sich ein fröhliches Treiben entfaltet, und bis in den Abend hinein erklingen auf Wegen und Stegen die Lieder der sangesfrohen Aachener Jugend. Auch im Winter, wenn hoher Schnee den Boden deckt, zieht gern groß und klein mit Rodelschlitten zum Wald, wo verschiedene kurvenreiche Bahnen für den Wintersport lockende Möglichkeiten bieten. Bis an die Ausläufer des Waldes erstrecken sich die im Laufe der Jahre mehr und mehr neu wachsenden Straßen und Alleen, die das hügelige Gelände zerschneiden. Hier und da lugen aus den Bäumen, aus Gärten oder Anlagen um den Kaiser-Friedrich-Park die Giebel schöner Villen hervor, und die Wasserflächen des Hangeweihers und einzelner künstlicher Stauweiher am Rande des Waldes beleben die reizvolle Landschaft.

Wen es drängt, in die Ferne zu schweifen, obschon das Gute nahe genug liegt, dem bietet die weitere Umgebung Aachens, insbesondere die Eifel, reichliche Gelegenheit zu lohnenden Wanderungen. Außer den elektrischen Kleinbahnen der Stadt, die teilweise weit in die Eifel hineinführen, vermitteln zwei Bahnstrecken den unmittelbaren Verkehr zwischen Aachen und den Dörfern und Städten der Eifel. Mühselig, in vielen Windungen und Schleifen klettert die Bahnstrecke nach Monschau-St. Vith vom Hauptbahnhof auf das Hohe Venn hinauf, vorbei an dem altberühmten Wallfahrtsort Kornelimünster, der von der hochliegenden Bahnstrecke aus — im tiefeingeschnittenen Tale der Inde gelegen — einen malerischen Anblick gewährt und an sich schon mit der altertümlichen Abtei und seiner auf steiler Höhe ruinenhaft aufragenden Pfarrkirche einen Besuch lohnend macht. Von den Windungen der immer mehr steigenden Bahnstrecke aus erblickt man lange noch die Stadt Aachen mit ihrem Wälderkranz und den Kegel des Lousbergs, während auf der Höhe bald Wald wechselt mit einsamer Fläche des „Hohen Venn“. Diese teils moorige, teils heideartig öde Hochebene, ab und zu von einzelnen Kieferbeständen belebt, ist heute durch mancherlei Bilder und durch bekannte Romane vielen Deutschen nichts Fremdes mehr.

Fast jede der kleinen Stationen, die die Bahn auf ihrem Laufe berührt, bietet Gelegenheit zu größeren oder kleineren Wanderungen, und dank der Rührigkeit des Eifelvereins, der schon im Aachener Stadtwald mit seinen Wegezeichen dem Unkundigen zu Hilfe kommt, ist das Wandern ohne besondere Schwierigkeit. So wollen wir hier nur erwähnen das Dörfchen Rötgen, das eine der auch Aachen mit Wasser versorgenden Talsperren besitzt und mit dem waldumsäumten Sperrsee zum Aussteigen verlockt. Da ist vor allem Monschau, ein Städtchen, das in Schönheit der Lage seinesgleichen sucht, in einem engen Tale, von dessen Höhen Ruinen, wie sie in der Eifellandschaft so häufig sind, herabgrüßen, und dessen altertümliche Bauten und schöne Patrizierhäuser ziemlich bekannt geworden sind. Die Bahn, die teilweise durch belgisches Gebiet und in den heute als Neubelgien bezeichneten Grenzstreifen führt, an dem ehemaligen Truppenübungsplatz Elsenborn vorbei, erschließt noch manch schöne Punkte des einst deutschen Gebietes um Malmedy. Nicht minder wechselvolle schöne Partien ziehen sich von Malmedy zu dem ebenfalls an Belgien gefallenen Eupener Gebiet, das für Tagestouren, wie Radfahr- oder Autofahrten, gern aufgesucht wurde. Wenden wir uns von Aachen aus in östlicher Richtung, so bringen uns Staats- oder Kleinbahn in kurzer Fahrt an manch schönes Fleckchen Eifel, wie Mulartshütte, Schevenhütte oder Langerwehe. Nur zwei Punkte, die von besonderem Reiz sind, sollen noch angeführt werden, das fast mittelalterlich anmutende Städtchen Nideggen mit seiner großenteils gut erhaltenen Burg der Jülicher Grafen, die auf steiler Höhe über dem Rurtal weithin die Gegend beherrscht, und die Urfttalsperre, die bis vor wenigen Jahren der größte Stausee Europas war. Einen großartigen Anblick gewährt die massige Sperrmauer, von der bei Überfüllung der Talsperre die Wasser in mächtigem Fall abwärts rauschen. Aber auch die weitere Umgebung in der Eifel gibt des Schönen so viel wie nur irgendeine Wald- und Gebirgsgegend Deutschlands. Von besonderem malerischen Reiz sind die alten Kraterseen der Eifel, aber keine Abbildung vermag das zu ersetzen, was die Natur dem Auge bietet, drum möge, wer kann, selbst kommen und schauen!







Die feierliche Überführung der alten Regimentsfahnen der beiden ehemaligen ostpreußischen Armeekorps (I. und XX.) nach der Schloßkirche in Königsberg i. Pr. am 24. April: **Oben links:** Die Fahnengruppe der Reichswehr mit den alten Fahnen und Standarten beim Vorbeimarsch. Oben rechts: Abschreiten der Front durch den Chef der Heeresleitung, General Heye, bei der Überführungsfeier. Mitte: Die Truppenaufstellung im Hofe des Königsberger Schlosses. (Phot. A. Kühlewindt, Königsberg.)





Von der Überschwemmungskatastrophe der letzten Woche in Mecklenburg: Links: Schweriner Schutzpolizeimannschaften vor der Abfahrt ins Überschwemmungsgebiet zur Hilfeleistung. Rechts: Mit Hilfe von Erde und Sandsäcken geschaffene Notwege in dem überschwemmten Dorfe Bandekow, durch die zwischen den einzelnen Gehöften die Verbindung aufrechterhalten wird.

DIE GEZEICHNETE

SKIZZE VON J. E. LANGHANS

Den ganzen Nachmittag hatte Gilbert Ebner unlustig und unschlüssig vertrödelt. Er hatte gerade heute manches zu tun und zu besorgen vorgehabt, eine Reihe jener verschiedenen kleinen Geschäfte des Alltags, die so unbedeutend scheinen, daß man sie immer wieder leichten Herzens verschieben zu dürfen glaubt, bis sie, zu einer hundertköpfigen Hydra angewachsen, den Saumseligen zu verschlingen drohen. Heute hatte Gilbert den Vorsatz gefaßt, dem Ungeheuer an den Leib zu rücken, aber es war wieder nur beim Vorsatz geblieben. In dem Augenblick, da er sich mit der ersten Arbeit zu beschäftigen begonnen hatte, war ihm eine andere viel wichtiger erschienen, so daß er dann immer das eine um des andern willen beiseitegeschoben hatte, um zuletzt voll Verdruß und Unrast alles zusammen ungetan liegenzulassen. Damit aber war in ihm zugleich auch der Grund gelegt worden zu jener bitter trüben Stimmung, die häufig den zu befallen pflegt, der sich selbst gegenüber ein schlechtes Gewissen und daher Anlaß hat, mit sich unzufrieden zu sein. Und in dieser unerbaulichen Gemütsverfassung hatte dann Gilbert die Zeit völlig untätig vergrübelt und verträumt, ohne zu einem anderen Ergebnis zu kommen als zu dem, daß ihm alles Philosophieren über Leben, Welt und Schicksal nur wenig nützen könne.

Als er so weit war und darüber hinaus nicht kam, raffte er sich auf und beschloß, den Rest des verschwendeten Nachmittags im Freien zuzubringen. Irgendwo und irgendwie, nur um dem Anblick seiner eigenen vier Wände zu entrinnen, der ihm in solchen Stimmungen unerträglich war, weil dann die engen Wände ihm als Symbol der Enge seines Daseins erschienen, als höhnisches Sinnbild der manchmal so beschränkten Grenzen seiner Lebens- und Willenskraft, die nicht sprengen zu können, er sich immer wieder vorwerfen mußte.

Draußen regnete es. Ganz fein und sachte, aber mit einer Beharrlichkeit, deren trostlose Einförmigkeit Gilberts Laune noch mehr niederdrückte. Gleichgültig und ziellos ließ er sich von dem Strome der Menschen, die durch den Regen hasteten, vorwärts treiben, die in trauriges Grau gehüllten Straßen entlang, von denen heute eine der anderen aufs Haar glich. Auch die vielen Leute waren in der ungeduldigen Eile, mit der sie vor dem Regen flohen, einander noch ähnlicher als sonst. Gilbert stellte dies mit einer ingrimmigen Genugtuung fest, die ihren letzten Ursprung vielleicht in der Erkenntnis hatte, daß auch er sich von der Menge jetzt wohl nur wenig oder gar nicht unterscheide. Denn er selbst war, wie er eben bemerkte, aus seinem anfänglich absichtlich lässigen Bummelschritt — ohne es zu wollen und nötig zu haben — in eine Gangart verfallen, die sich den ungeschriebenen Gesetzen der Allgemeinheit anpaßte. Aber er empfand es bald als Erleichterung, sich so willenlos schieben und treiben zu lassen; ward er doch so seiner eigenen Unschlüssigkeit endlich frei und ledig. Und mit dem innerlichen Druck, der ihn von zu Hause her begleitet hatte, wich nun auch die äußerliche Teilnahmlosigkeit Gilberts gegen die unbekannten Menschen, die ihn in ihre Mitte genommen. Da nun kam es ihm zum deutlichen Bewußtsein, daß er schon minutenlang den Blick auf etwas geheftet hielt, von dem er bisher nur eine ganz unbestimmte, traumhafte Vorstellung gehabt hatte. Die Vorstellung, daß etwas vor ihm herschwebte wie ein stumm und geheimnisvoll wandelnder Wegweiser, dem er, ob er wollte oder nicht, folgen mußte. Und jetzt erkannte er, was es war: ein loser weißer Faden auf dem glatten Rückenteil eines tiefblauen Frauenmantels.

Gilbert wunderte sich, daß er nicht laut auflachte. Seine Phantasie war ihm da wieder einmal durchgegangen, und er hatte sich, ehe er sich ihres unbeaufsichtigten Spieles bewußt geworden, von ihr täuschen lassen... Ein Faden war es bloß, ein gewöhnlicher weißer Faden von jener Sorte, wie sie die Schneider zum Vorheften verwenden. Was war Besonderes an diesem Faden da auf einem fremden Mantel, und was ging er ihn an? Nichts, gar nichts.

Nach dieser kategorischen Feststellung brach Gilbert diesen Gedankengang, dessen Fortsetzung zu keinem Ziele führen konnte, gewaltsam ab. Er war doch nicht von daheim fortgegangen, um nun wieder in sein unnützes Spintisieren zu verfallen. Anregung von außen her, Zerstreuung, Unterhaltung — das war es, was er auf der Straße hatte finden wollen. Gilbert sagte sich das mit ärgerlichem Nachdruck und zwang sich zu langsameren Schritten, um den Gegenstand seines Mißvergnügens schnell wieder aus den Augen zu verlieren. Da aber fuhr ihm ein neuer Gedanke durch den Sinn, ein Gedanke, dessen verspätetes Kommen ihn in unwillige Verwunderung versetzte. Er hätte sich doch wenigstens die Dame, die zu dem Mantel mit dem fatalen Faden gehörte, näher ansehen sollen. Vielleicht hätte er da die gewünschte Ablenkung gefunden. Vielleicht sogar ein kleines nettes Abenteuer, das er schon lange brauchte und suchte...

Kaum zu Ende gedacht, hatte sich dieser Gedanke auch schon zur festen Überzeugung verdichtet, deren Macht Gilbert unwiderstehlich anspornte, das Versäumte nachzuholen. Noch war es Zeit, denn sein Blick erhaschte die Frauengestalt gerade noch, als sie um eine Ecke bog.

Die Seitenstraße, in die die Unbekannte nun ihren Weg genommen, war fast menschenleer. Nichts hinderte die Hast, mit der Gilbert die Verfolgung aufnahm, und doch holte er den Vorsprung, den die Dame durch sein Zögern gewonnen hatte, nur langsam ein. In gleichmäßiger Schnelle bewegte sich der blaue Mantel die Häuser entlang. Alles, was Gilbert auf diese Entfernung an Einzelheiten unterscheiden konnte, war wiederum nur der weiße Faden, der sich in merkwürdiger Deutlichkeit von dem dunklen Grunde abhob.

Gilberts Unternehmungslust steigerte sich Schritt für Schritt. Verflogen schien ihm aller Griesgram, verschwunden die Last jener fruchtlosen Nachdenklichkeit, die seine Seele seit Wochen bedrückt hatte, ausgelöscht alle Beschwerde des Lebens, die er kurz vorher noch als unerträglicher denn je empfunden hatte. Jung und froh fühlte er sich wie schon lange nicht. Nun hatte er ja wieder ein Ziel vor Augen, das ihm, je näher er ihm kam, desto erstrebenswerter erschien.

Die Entfernung zwischen Gilbert und der Dame hatte sich endlich so weit verringert, daß er an der Unbekannten sichere Merkmale von Jugend und Schönheit, die sich unter dem Mantel bargen, zu erkennen glaubte. Er gewahrte mit Erstaunen, wie seine in früheren Zeiten der Lebenslust erworbene, dann aber lange ungeübte Kennerschaft in solchen Dingen rasch wieder zum Vorschein kam, wie geschult noch sein Blick und wie sicher er seiner Sache war. Mit wachsender Befriedigung musterte er die schlanke Gestalt, deren schmiegsamen Wuchs auch die plumpe Hülle nicht verdecken konnte. Dieser edle Gang, die natürliche Anmut, mit der sie den Schirm hielt und eben jetzt hochhob, um zwei behäbige Bürgersfrauen, die ihr entgegenkamen, vorbeizulassen. Da sah er auch, daß unter dem Hute reiches blondes Haar hervorquoll.

In angemessenem Abstande folgte Gilbert seiner Führerin weiter, immer weiter, ohne für seine Vermutungen und Hoffnungen neue Anhaltspunkte zu gewinnen. Bis zuletzt vor seinem starren Blick alles verschwamm und er wieder nur den weißen Faden auf dem dunklen Grunde sah. Der Faden schien sich inzwischen etwas verschoben zu haben. Einer magischen Hieroglyphe glich er nun, einem fremden Schriftzeichen von geheimer Bedeutung und magnetischer Kraft. Und es dauerte nicht lange, da sprang in Gilbert der Gedanke auf, daß dieses Zeichen ihm gelte, ihm allein. Diese Empfindung verließ ihn nun nicht mehr, und er hielt seine ganze Aufmerksamkeit auf den geheimnisvollen Faden gerichtet.

Obgleich aber Gilbert auf alles gefaßt zu sein glaubte, ward er doch überrascht, als die Unbekannte plötzlich stehen blieb, um — es schien, als geschähe es mit zögernder Umständlichkeit — einen Brief in einen Postkasten zu werfen. Da sah Gilbert zum erstenmal ihr Gesicht, ein blasses Mädchengesicht mit traurigen, verweinten Augen, in denen etwas wie düstere Entschlossenheit glomm — ein Gesicht, das weniger durch Schönheit als durch seinen seltsam sprechenden Ausdruck sich von den hübschen Dutzendgesichtern unterschied. Noch war Gilbert, der seinen Schritt unwillkürlich verlangsamt hatte, in den unerwarteten Anblick versunken, als das Mädchen den Weg schon wieder fortsetzte. Es ging jetzt noch rascher und hielt den Schirm noch tiefer als zuvor.

Gilbert wußte nicht, durch wie viele und welche Straßen und Gassen er der Unbekannten bisher gefolgt war. Auch jetzt nahm er nur flüchtig wahr, daß er sich in einem stillen, schon halb unbebauten Vorstadtviertel befand. Er vergaß es bald wieder. Er hatte Augen und Sinn nur auf den weißen Faden gerichtet, der ihn unwiderstehlich vorwärts zog wie ein von unsichtbarer Hand gespanntes Seil...

Nun bog das Mädchen in eine kurze Allee ein, an deren Ende eine einsame Brücke über den breiten Strom führte, der hier in das Weichbild der Stadt eintrat. In den dichten Kronen der hohen Bäume nistete schon die Dämmerung. Weit und breit kein Mensch. Die Gelegenheit war günstig. Gilbert beschleunigte seine Schritte, die auf dem weichen Straßengrunde kaum hörbar waren. Sein Herz klopfte vor Erregung, denn er fühlte sich seinem Ziele nahe.

Auf der Brücke blieb die Fremde stehen und wandte sich wie suchend um. Rasch barg sich Gilbert hinter einem Baum. Und ehe er seinen Augen zu trauen wagte, war es geschehen: Das Mädchen hatte den Schirm zugemacht und zu Boden fallen lassen, hatte sich über das niedrige Geländer geschwungen und in den Strom gestürzt.

Gilbert besann sich keinen Augenblick. Er sprang ins träge fließende Wasser, der Unbekannten nach. Und sein Rettungswerk gelang...

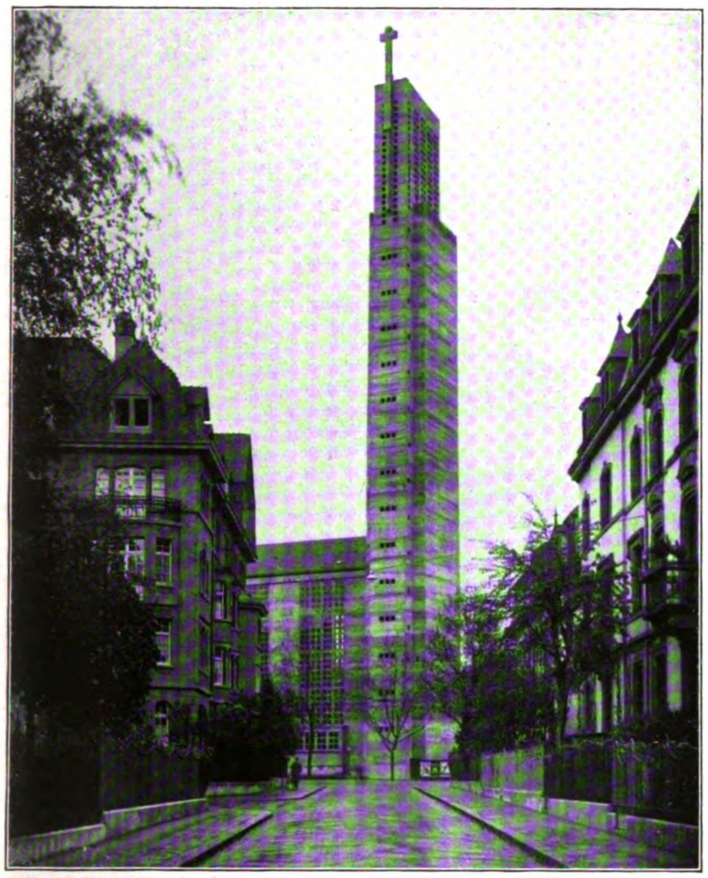
Erst auf der Polizeiwachtstube, als man der noch Bewußtlosen den Mantel abnahm, erinnerte sich Gilbert wieder des geheimnisvollen Zeichens, das ihm Führer gewesen. Jetzt aber war der weiße Faden fort. Nachdenklich nickte Gilbert. Ja — er bedurfte des Führers nicht mehr, von dem er nicht wußte, wer ihn gesandt. Und er wußte auch noch nicht, wer die Gerettete war, die der Arzt, wie er soeben meldete, noch ins Leben hatte zurückrufen können. Aber etwas in ihm mahnte, an dem Geheimnis dieses Erlebens nicht zu rühren.

So ging Gilbert allein, wie er von zu Hause fortgegangen, wieder heim. Allein, aber frei und leicht.





Von der Jungfernreise des neuen Hapagdampfers „New York“ von Hamburg nach Neuyork: Dr. Cuno (links), Direktor der Hapag, Frau Walker, die Gattin des Neuyorker Bürgermeisters, und Karl Graalfs, der Kapitän des Schiffes, bei der Ankunft des Dampfers in Neuyork am 11. April. — Rechts nebenstehend: Vom Besuch des Präsidenten des Amerikanischen Roten Kreuzes, Honorable John Barton Paynes, beim Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes, Landesgerichtsdirektor v. Winterfeld, in Berlin: v. Winterfeld (links) mit Payne bei dessen Aufenthalt in der Reichshauptstadt.





Moderne Kirchenarchitektur: Links: Die St.-Antonius-Kirche in Basel, ein neues aus Eisen und Beton im Sinne des „Bauhausstils“ errichtetes Gotteshaus. Rechts Mitte: Das Innere der Kirche.





Links: Die am 23. April erfolgte Einweihung des Rove-Kanals nach Fertigstellung des in sechsjähriger Arbeit geschaffenen Rove-Tunnels, der in 22 m Breite bei 7,5 km Länge durch den Gebirgsstock de la Nerthe hindurchgeführt wurde: Die ersten Schiffe am Ausgang des Tunnels nach der Betriebsübergabe. Der Kanal verbindet den Hafen von Marseille mit der Rhone. Rechts: Ein neuerrichteter achtstöckiger Garagenbau in Paris: Blick auf die Schrägbahn, auf der die Kraftwagen gleich von der Straße in die einzelnen Stockwerke (und umgekehrt) fahren können, an der Außenseite des Gebäudes.

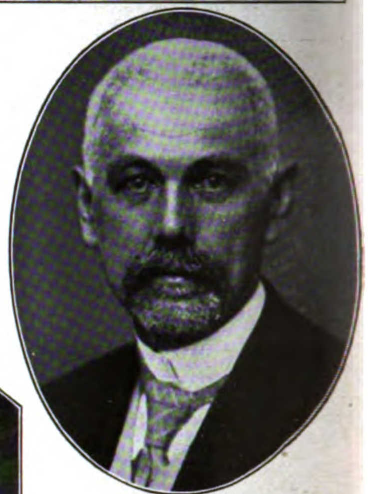




Bilder von der neuen Erdbebenkatastrophe in Japan: **Links:** Soldaten beim Ausbessern einer vom Erdbeben aufgerissenen Straße. **Rechts:** Der vom japanischen Kaiser in das Erdbebengebiet entsandte Kammerherr Graf Tsuchiya bei der Besichtigung der Verwüstungen.



Dr. Reichardt,
Geheimer Regierungsrat, der zum Ministerialdirektor und zugleich zum Reichskommissar für das Handwerk und das Kleingewerbe ernannt wurde.



Dr. Ernst Wasserzieher,
Studiendirektor i. R., der sich besonders durch sprachgeschichtliche Werke einen Namen gemacht hat, † am 21. April in Halberstadt, 66 Jahre alt.

TAGESGESCHICHTE

Der feierlichen Überführung der alten Regimentsfahnen des I. und XX. Armeekorps aus der Neuen Infanteriekaserne in die Schloßkirche in Königsberg i. Pr. am 24. April ging ein großer Zapfenstreich am Vorabend voraus. Nachdem am Sonntag die Garnison von Königsberg im Schloßhof Aufstellung genommen hatte, zog die Fahnengruppe unter Vorantritt des Chefs der Heeresleitung, General Heyes, ein und stellte sich gegenüber dem an der Längsseite des Schlosses aufgebauten Feldaltar auf. Rechts und links davon standen die Fahnenabordnungen der studentischen Korporationen und vaterländischen Verbände. General Pötter meldete dem Chef der Heeresleitung die **Ankunft der 85 Fahnen der alten ost- und westpreußischen Regimenter. Darauf sprachen der katholische Wehrkreispfarrer Narkowski und der** evangelische Wehrkreispfarrer Müller. Auch General Heye rief noch einmal die Erinnerung an die alte große Tradition wach. Unter dem Klang des Präsentiermarsches und der Glocken wurden nun die Fahnen in die Schloßkirche gebracht. Damit endete die Feier.

Am 20. April waren 50 Jahre verflossen, seitdem der jetzt 65jährige Bruder des späteren Kaisers Wilhelm II., Prinz Heinrich von Preußen, zur seemännischen Ausbildung auf dem Kadettenschulschiff „Niobe“ in die Marine eintrat. Anschließend an diese erste Ausbildungszeit nahm Prinz Heinrich auf dem Seekadettenschulschiff „Prinz Adalbert“ an einer zweijährigen Weltumsegelung teil. **Nach mannigfachen Kommandos in aus- und inländischen Gewässern war er von 1901 bis 1904 Chef des Ersten Geschwaders**

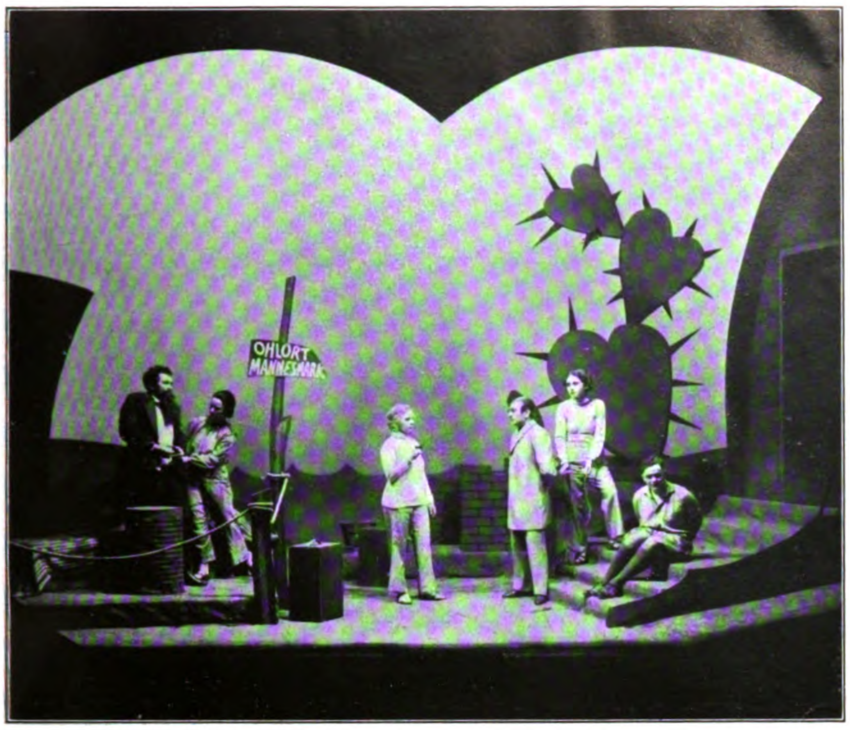


Die Feier des 50jährigen Dienstjubiläums des Großadmirals Prinz Heinrich von Preußen in Kiel am 20. April: Prinz Heinrich im Kreise seiner Jahrgangskameraden. Von links nach rechts: Obere Reihe: Konteradmiral Becker; Konteradmiral v. Dassel; Leutnant zur See v. Gahlen; Korvettenkapitän Weickhmann; Fregattenkapitän Geßler; Oberst a. D. Wense. Untere Reihe: Kapitänleutnant Schmidt; Admiral v. Krosigk; Großadmiral Prinz Heinrich; Admiral Dick; Admiral Bachmann. (Phot. W. Schäfer, Kiel.)





Links: Deutsche Forscherarbeit an der Stelle der alten „hunderttorigen“ Hauptstadt Oberägyptens: **Das neue deutsche Forschungshaus in Theben, dem heutigen Luxor, das am 1. April in Gegenwart des ägyptischen Ministers für öffentliche Arbeiten, Osman Mobarram-Bei, des Generaldirektors der ägyptischen Altertümerverwaltung, Laucaus, des deutschen Gesandten in Kairo, v. Stohrers, und des Direktors des Deutschen Instituts für ägyptische Altertumskunde, Geheimrat Borchardts, eingeweiht wurde. — **Rechts:** Ein neuer praktischer Wagen für den deutschen Überland-Omnibus-Verkehr: Der erste Daimler-Etagen-Fernreiseautobus, der kürzlich von der Reichspost für den Verkehr in Süddeutschland als Post- und Personenwagen angekauft wurde.**



Szenenbild aus der Uraufführung der Komödie „Der Mann im Dunkel“ von Friedrich Wolf am Stadttheater in Essen am 6. April. Von links nach rechts: Hans Raabe als Melchisedek; Ilse Cabanis als Justina; Hildegard Fränzel als Karin; Bruno Ûpach als Sombetsch; Leny Marenbach als Ditta; Erich Paul als Dirk. (Phot. Ûpach.)



Szenenbild von der unlängst in den Kammerspielen zu München erfolgten Uraufführung des Schauspiels „Zwölftausend“ von Bruno Frank. Von links nach rechts: Hans Schweikart als Sekretär Piderit; Gerhard Ritter als Herzog; Hanna Ralph als Gräfin Spangenberg; Kurt Horwitz als preußischer Oberst. (Phot. F. Heyden.)

der heimischen Schlachtflotte, danach Chef der Marinestation der Ostsee und im Anschluß daran bis zum Jahre 1909 Kommandant der Hochseeflotte. Später wurde er Generalinspektor der Marine und übernahm im Weltkrieg die Seekriegführung in der Ostsee.

Der neue Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „New York“, der am 1. April in Kuxhaven vom Stapel lief, kam am 11. April in der Stadt an, nach der er benannt ist. Dort wurde dem Schiff ein überaus begeisterter Empfang zuteil. Der Festakt fand im überfüllten Wartesaal statt. Neben einigen anderen sprachen der deutsche Botschafter v. Maltzan, Bürgermeister Walker und Geheimrat Cuno.

In Marseille wurde am 23. April durch den Präsidenten Doumergue der unterirdische Kanal von Rove eingeweiht. Es ist dies ein 22 m breiter Wassertunnel von 15,5 m Höhe und 7,5 km Länge mit 4 m Wassertiefe. Er vermittelt (mit dem oberirdischen Teil insgesamt 81 km lang) eine Verbindung von dem Hafen von Marseille über den Binnensalzsee von Berre nach der Rhone bei Arles.



Von der Uraufführung der Tragödie „Der Paragraphenteufel“ von Fritz Philippi am Stadttheater (Kleines Haus) in Wiesbaden am 9. April: Szene aus dem IV. Akt. Von links nach rechts: Hans Jeglinger als Hausvater; Max Andriano (Spielleiter) als „Paragraphenteufel“; Wolfgang Langhoff als Aufseher; Doris Voß als Dienstmädchen; Tila Hummel als Frau Vorsteher; Gustav Schwab als Regierungsrat; Paul Gerhards als Kreisarzt; Kurt Sellnick als Vorsteher. (Phot. Kipp.)

Bühnenschau

Mit der Komödie Klaus Manns „Revue zu Vieren“, die im Alten Theater zu Leipzig uraufgeführt wurde, ging das Trio der Dichterkinder: Erika und Klaus Mann und Pamela Wedekind auf seine Gastspielreise. Eine ganz originelle Idee liegt zugrunde. Vier junge Menschen wollen den Leuten etwas Außergewöhnliches, eine unerhörte „Revue zu Vieren“, bieten. Dieses Unternehmen scheitert aber an einem Mißgeschick der Hauptdarstellerin, das sie der Eifersucht ihrer Rivalin verdankt. Die Handlung ist indes lediglich Anlaß zur Darstellung der Probleme, die die neue Jugend beschäftigen. Eine Lösung freilich, wie sie auf der Bühne andauernd proklamiert wird, bekommt man nicht zu hören — es würde schließlich auch schlimm um den erst 22jährigen Autor bestellt sein, wenn er schon „fertig“ wäre.

Einen hervorragenden Erfolg konnte das an den Münchener Kammerspielen uraufgeführte Schauspiel „Zwölftausend“ von Bruno Frank erringen. Der Grund? Es ist ausgezeichnetes Theater, wie man es heute selten auf der Bühne sieht. Der Herrscher einer kleinen deutschen Residenz zur Zeit des Absolutismus verkauft 12000 seiner Untertanen als Söldner an das Ausland. Unter diesen Opfern befinden sich zwei Brüder seines Geheimsekretärs Piderit, der nun mit allen Mitteln die Verschacherung zu hintertreiben sucht. Als ihm dies mit Friedrichs II. von Preußen Hilfe gelungen ist, kehrt er seinem Lande den Rücken und wandert aus.

In der Tragikomödie „Der Paragraphenteufel“ von Fritz Philippi (uraufgeführt im Wiesbadener Staatstheater) kam ein sonst selten behandeltes Milieu auf die Bühne: die Welt des Strafvollzugs. Ein Sträfling, ehemaliger Winkeladvokat und gerissener Paragraphenkenner, beläſtigt die Gefängnisverwaltung durch immer neue Beschwerden.

Friedrich Wolfs „Der Mann im Dunkel“, eine Komödie, die am Essener Stadttheater zur Uraufführung kam, ist ein höchst romantisches, dabei ironisches, groteskes und ein bißchen resignierendes Stück. Zwei junge Mädchen ziehen sich aus dem Lärm unserer Zivilisation mit ihrer Gymnastiklehrerin auf eine utopische Insel zurück. Bald ist jedoch der geruhsame Frieden infolge des Erscheinens dreier Männer vorbei.

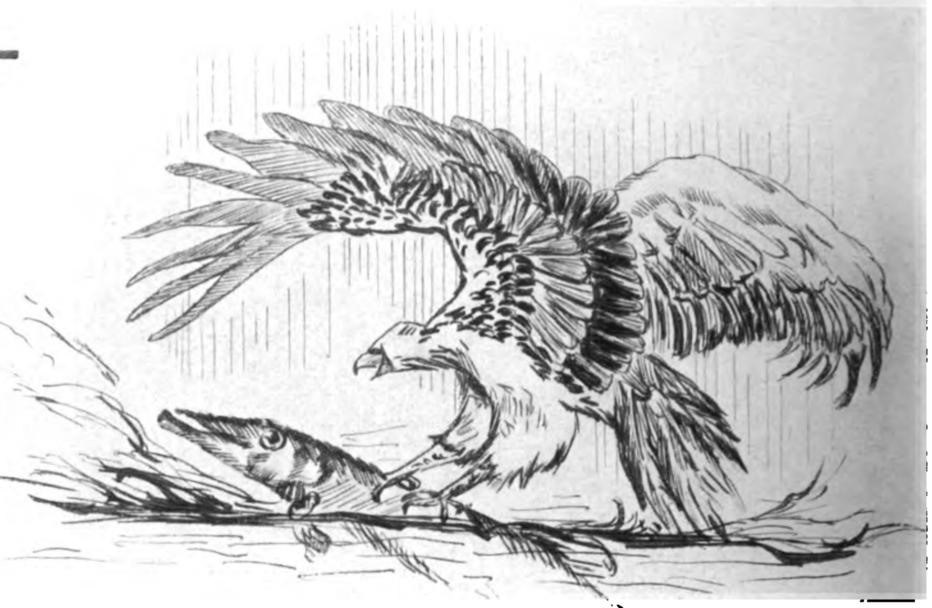


Bühnenbild aus der Uraufführung der Komödie „Revue zu Vieren“ von Klaus Mann im Alten Theater zu Leipzig am 21. April. Von links nach rechts: K. Ballhaus als Akrobat Bum; Pamela Wedekind als Ursula Pia; Wolf Rodig als Tänzer Jup; G. Gründgens als Allan; Erika Mann als Renate; Klaus Mann als Michael. (Phot. Genthe.)

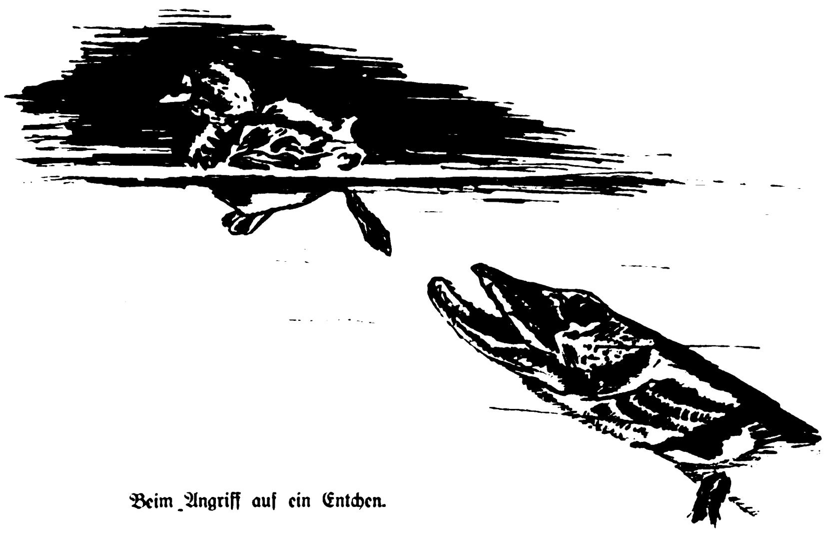
Der Hecht als Räuber und Beute

Überall auf dem weiten Erdenrund — in den Ozeanen, auf dem Festlande und in den Binnengewässern — gilt das Gesetz vom biozönotischen Gleichgewicht. Die Natur regelt von sich aus die Verteilung der einzelnen Tierarten und korrigiert von selbst die allzu große Vermehrung einer einzelnen Spezies. Es ist dafür gesorgt, daß es keinem zu wohl wird. Der gefräßige Räuber mit dem ewig knurrenden Magen droht zuweilen alles Lebende zu vernichten, aber seine Mordlust macht ihn zum Kannibalen, indem er seine eigenen Artgenossen nicht verschont; und immer hat der Starke im Stärkeren einen überlegenen Feind gefunden. So lehrt es uns auch die Biologie des Hechtes.

Seine lange, schmale Körperform, die breite Maulöffnung, besetzt mit zahlreichen spitzen Hechelzähnen, erinnern an den gefürchteten Räuber der Meere, den gefräßigen Hai. Sein breiter, schmal nach vorn auslaufender Kopf bietet dem Wasser zum schnellen Durchschneiden geringen Widerstand. Das Hinterleibsende mit der breiten Schwanzflosse ist etwas vom übrigen Körper abgesetzt, um durch größere Beweglichkeit den Körper vorwärts zu schnellen. Reichhaltig ist die Speisekarte des Hechtes. Fische bilden die Hauptnahrung, besonders Weißfische, aber auch die edlen Speisefische, Forelle und Karpfen, werden seine Beute. Auch Wasserratten, selbst junge Gänschen und Enten erfaßt er mit seinen großen Fangzähnen und würgt sie unzerkleinert in den weiten Rachen, hinab in den dehnbaren muskulösen Magen. Regungslos, ohne die Flossen zu bewegen, steht er oft lange an einer Stelle und hält Ausschau mit seinen großen Augen. Auf große Entfernung kann er im dichten Wasser nicht sehen wie der Landräuber. Er muß warten, bis die Beute in seine Nähe kommt. Aber dann stößt er blitzschnell zu. Fische packt er meist am Kopfe. Ruckweise, wie bei der Kreuzotter, arbeiten sich die bewehrten Kiefer über das Opfer, das langsam, aber sicher nach innen gleitet. Kein Wunder, daß der Hecht mit seinem regen Stoffwechsel sehr schnell wächst. Er erreicht nicht selten die beträchtliche Länge von 1 m und ein Gewicht von 15 kg.



In den Fängen des Seeadlers.



Beim Angriff auf ein Entchen.

In seiner übergroßen Freßgier kann aber der Hecht auch an den Unrechten kommen, und das ist der kleine Stichling. Er bleibt ihm im Rachen stecken. Der Mißgriff führt zum Erstickungstode. Die starren, spitzen Stacheln auf dem Rücken, die der Stichling bei drohender Gefahr aufrichtet, haken sich am Gaumen des Hechtes fest, wenn sich der Stichling durch eine Rückwärtsbewegung wieder befreien will. Erkennt der Hecht rechtzeitig den gefährlichen Bissen, so verzichtet er lieber und meidet den Angriff. Der kleine Stichling darf unbehelligt vom großen Räuber seine Straße ziehen.

Eine unserer Abbildungen zeigt uns einen Feind des Hechtes im Moment des Angriffs. Ein Krebs hat den Ahnungslosen mit einer seiner kräftigen Scheren am Schwanze gepackt. So leicht wird es dem Gegner nicht werden, die Beute zu gewinnen! Doch der Krebs ist geschützt durch seinen Kalk-Chitin-Panzer. Der Hecht wird mit allen seinen Kräften versuchen, den Gegner abzuschütteln, bis endlich seine Kraft erlahmt. Dann beginnt der Krebs seine Mahlzeit.



Fischotter mit erbeutetem Hecht.

Auch von obenher drohen dem Hecht Gefahren. Der Seeadler unserer Abbildung zog noch kurz vorher seine Kreise hoch in den Lüften und spähte mit scharfem Auge auf den Spiegel des Sees. Plötzlich stieß der Raubvogel hinab in die Tiefe, und seine spitzen, gebogenen Fänge schlagen in den Rücken des Hechtes. Mit kräftigem Flügelschlag erhebt sich dann der Fischräuber über die Fluten und trägt seinen kostbaren Fang zum nahen Strand oder hinauf in den Horst als Nahrung für die Jungen. Zuweilen überschätzt auch der Seeadler seine Kräfte. Das Bild zeigt uns den Kampf der beiden. Der Hecht ist zu schwer für eine Reise durch die Luft. Er strebt nach der Tiefe, und nur zu oft gelingt es ihm, den Gegner, dem es nicht möglich ist, seine Krallen aus der Beute zu lösen, mit hinab in die Tiefe zu reißen. Er muß seinen Überfall mit dem Leben büßen.

Der schlimmste Feind des Hechtes, überhaupt des gesamten Fischbestands eines Gewässers ist der Fischotter. Ganz ans Wasserleben angepaßt, mit Schwimmhäuten zwischen den Zehen, jagt er in eleganten Windungen und Drehungen seines Körpers. Die größten und kräftigsten Hechte weiß er geschickt hinter dem Kopfe zu packen. Mit den spitzen Marderzähnen zerbeißt der Fischotter die feste Rückengräte, um dann seine Mahlzeit am Ufer einzunehmen. Auch die Jungen im unterirdischen Bau bekommen ihren Anteil an der Beute.

Hechtfleisch weiß auch der Mensch wohl zu schätzen. Aber bei der Mahlzeit ist Vorsicht geboten, da sich die zahlreichen spitzen Gräten in der Rachenhöhle oder in der Speiseröhre leicht einhaken. Auch ein anderes Übel kann sich nach dem Genusse des Hechtfleisches einstellen. Bekanntlich ist der Hecht der Zwischenwirt des großen breitgliedrigen Grubenbandwurms (Bothriocephalus latus). Die Eier dieses Bandwurms entwickeln sich im Hecht zu Finnen. Wenn der Fisch nicht gut gekocht wird, so bleiben die Finnen dieses Binnenschmarotzers am Leben und entwickeln sich im Dünndarm des Menschen zum Bandwurm, der seinem Wirt die besten Säfte der genossenen Mahlzeit schmälert.

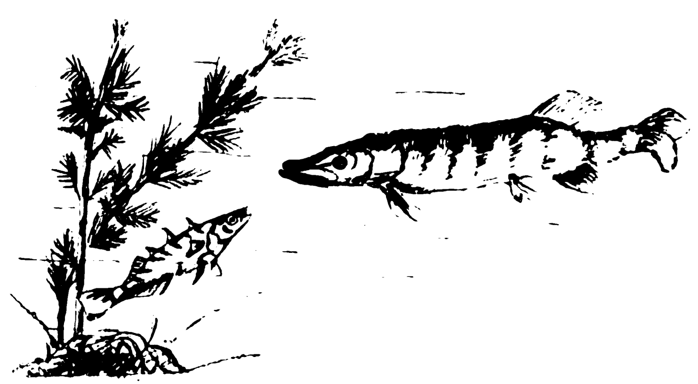
Nicht mit Unrecht duldet der Fischzüchter den Hecht in geringer Anzahl in seinem Fischteiche, um einer Übervölkerung durch zu reichliche Brut der Nutzfische zu steuern und um auch ihnen den Kampf ums Dasein zu bieten.

Rudolph Schiffel.



Der gierige Räuber als Beute des Krebses.

(Zeichnungen von J. Arnold.)



Stichling in Drohstellung gegen den Hecht.

Vom Lenz zum Vorsommer



Rhododendron Homer.



Schwertlilien (Iris germanica) am Wasser.



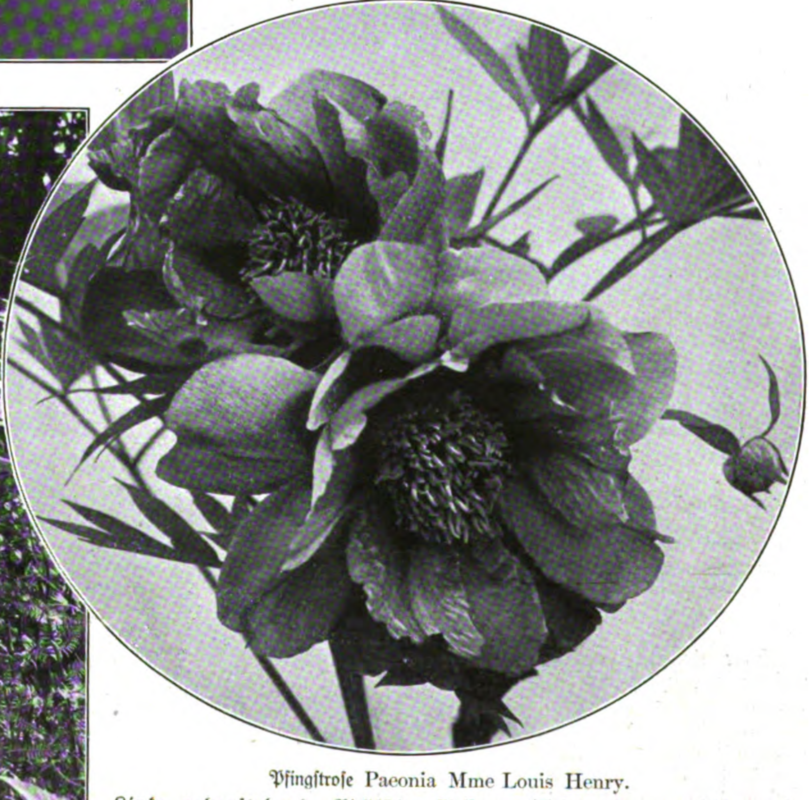
Rechts nebenstehend: Die sog. „Orchidee im Frühlingsgarten“: Schmetterlingsakelei (Aquilegia haylodgensis).

Der April läßt den knospenden Frühling sich immer voller erschließen, und in dem mit Recht als wunderschönen Monat genannten Mai strömt unser Garten über in Farbe und Duft. Nicht eine einzelne Blume beherrscht ihn jetzt, wie etwa später die Rose oder der Phlox oder auch der Rittersporn. Unendlich viele Kräuter und Sträucher vereinen sich und wetteifern mit Nachtigall und Rotkehlchen, das Hohelied des Lenzes zu singen. Der Steingarten ist blütenübersät. Sowie der Frühlingsflor ausklingt, setzt der Vorsommer ein. Den bereits im April zu vollstem Flor erwachten Adonisröschen, Anemonen, Aubrietien, Arabis, Iberis, Frühjahrsprimeln und Frühjahrsphloxen, den ersten Saxifragen und Violen — von Blumenzwiebeln und Knollen ganz zu schweigen — reihen sich jetzt neue Typen an. Es kommen die Akeleien, die ersten Glockenblumen, mannigfache Nelken, vor allem die Schwertlilien in ihren Hauptvertretern, der reichen Formengruppe der **Iris germanica**, das Vergißmeinnicht, der Mohn, die Margueriten, die Trollblumen, der Ehrenpreis und viele andere, wie etwa die Maiblume und ihre Verwandte, das Salomonssiegel oder die Weißwurz (Polygonatum).

Gegen Ende des Monats werden im Staudenreiche die Päonien zu Herrschern und bilden die Glanzpunkte in der Staudenrabatte. Die fliegenden Herzen sind jetzt am schönsten. Die Goldwolfsmilch, das Doronicum und die gefüllte Sumpfdotterblume streiten sich, wer das satteste Gold besitzt. Gut damit zusammen klingt das Blau der ersten Astern. — Das stete Emporsteigen und Entfalten neuer Formen und Farben läßt uns das langsame Verschwinden vieler Frühjahrskinder kaum empfinden. Forsythiengold und japanischer Quitten Feuerrot ist dahin. An ihre Stelle sind Goldregen und Flieder getreten, die sich zu einem der uns tief berührenden Farbenakkorde vereinen. Oft gesellt sich noch Rotdorn dazu. Doch wo sie in Massen auftreten, sind die Rhododendren die Könige im Reiche der Blütengehölze. — An Mauer, Hauswand, Pergola und Laube blühen jetzt viele Schlinger, und unter den Nadelhölzern sind einige im Mai durch ihre Blüte auffällig, wie beispielsweise viele Kiefern.

Auch die Blattgewänder der Gehölze sind jetzt am duftigsten. Ihre Austriebsfarben wechseln in Grün und Rot, spielen in Braun, Rosa und Weiß. — Die Maifreude im Garten wäre vollkommen, wenn nicht die Eisheiligen oft dräuend auf all das junge, frische Blütenleben blickten.





Pfingstrose Paeonia Mme Louis Henry.

Links nebenstehend: Vielblütige Weißwurz (Polygonatum multiflorum.)

(Abbildungen nach Aufnahmen der „Gartenschönheit“, Berlin.)

INSELN, DIE AUFTAUCHEN UND VERSCHWINDEN

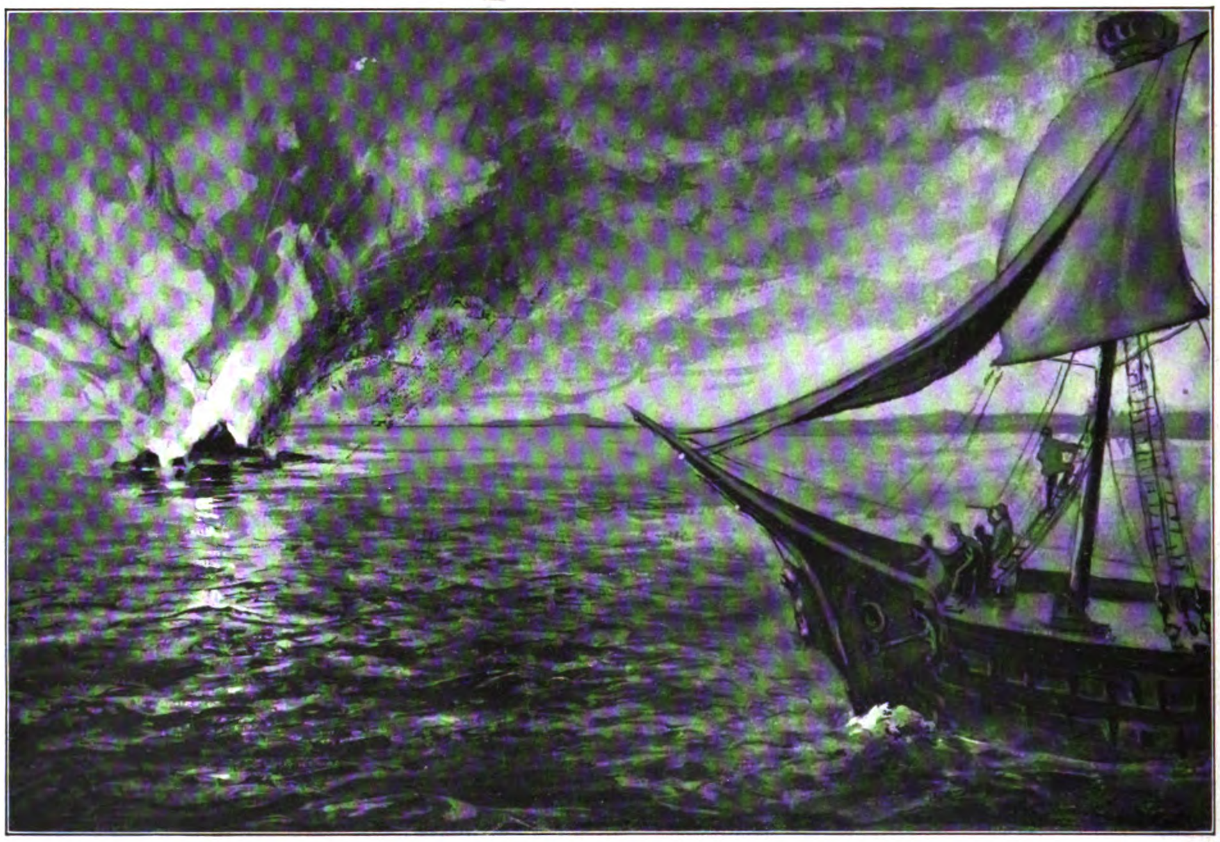
In den Meldungen über die erneute Tätigkeit des Vulkans Santorin (1925) hieß es, es sei „wiederum“ infolge dieser Eruptionen ein neues Inselchen entstanden. Dieses Wiederum deutet auf ähnliche Ereignisse in der Vergangenheit hin; und in der Tat berichten Geschichte und Überlieferung von immer wiederholten Äußerungen der Naturkräfte in dieser durch und durch vulkanischen Inselwirrnis des südlichen Ägäischen Meeres. Schon 184 vor Christi Geburt erhob sich die Insel Hiera, die noch unter dem Namen Kaimeni vorhanden ist, und wahrscheinlich auch noch einige Felsen in ihrer Nähe. Im Jahre 1427 empfing die Insel neuen Zuwachs, wie eine alte Inschrift meldet. Unter erschreckenden Ausbrüchen von Dampf und Bimsstein trat im Jahre 1573 die Kleine Kaimeni zutage, und von 1707 bis 1709 die Neue Kaimeni. Aus zahlreichen Spalten entwichen Schwefeldünste.

Trotz solcher augenfälligen Zeugnisse mag man Überlieferungen vom Auftauchen ganzer Inseln vielfach für Fabeleien gehalten haben. Da erregte im Jahre 1827 ein Ausbruch großes Aufsehen, an jener Stelle des Mittelländischen Meeres, wo der Abstand zwischen der Insel Sizilien und der Nordküste von Afrika am geringsten ist. Vorüberfahrende Schiffe bemerkten Rauch- und Dampfwolken mitten im Meer, zugleich war die Luft von gewaltigem Donnergetöse erfüllt. Einige Tage später gewahrten Fischer der nahe gelegenen, ebenfalls vulkanischen Pantellaria den neuen Nachbar. Das Inselchen wurde auch besucht, gezeichnet und Isola Ferdinandea getauft, es bestand aus lockeren Aschen und Sanden, die von den Winterstürmen desselben Jahres schon wieder auseinandergespült wurden.



Die Isola Ferdinandea, die 1827 zwischen Sizilien und Afrika aus dem Meer auftauchte und im Winter jenes Jahres wiederverschwand. Nach einer zeitgenössischen Abbildung.

Sofort begannen nun die Wissenschaftler Nachrichten über ähnliche Fälle zu sammeln. Es waren gar nicht wenige, ganz abgesehen von denen über Santorin. Mit die ältesten bezogen sich auf die Azoreninsel San Miguel, in deren Nachbarschaft wiederholt Inseln „den Versuch machten“, emporzusteigen. So im Sommer 1638 eine, mehr als zwei Meilen lang und hundert Meter hoch, und noch eine im Dezember, die vier Jahre später versank. Endlich eine dritte, zu Beginn des Jahres 1811, von Erdbeben angekündigt. Beim heftigsten Stoß brach der Meeresboden auf, zwei Meilen vom Ufer der San Miguel. Merkwürdig klingt die Schilderung von den ausgeworfenen Steinen, die beim Auftauchen aus den Wogen schwarz gewesen seien, höher in der Luft aber zu glühen begonnen hätten, so, als ob es sich um brennbare Stoffe gehandelt habe, vielleicht um Metalldämpfe. Die Ausbrüche dauerten acht Tage, hinterließen aber bloß eine Sandbank, freilich an einer Stelle, wo früher der Anker erst in fünfzig Klafter Tiefe Grund gefaßt hatte. — Noch im Sommer desselben Jahres kam ganz in der Nähe die Insel Sabrina zum Vorschein, deren Wände wie die eines Kegels nach allen Seiten regelmäßig ins Meer abfielen. Allein auch diese Insel erwies sich als unbeständig, und schon im nächsten Jahr stieg an ihrer Stelle nur noch zuweilen Dampf aus der See auf.



Unterseeischer Kraterausbruch bei den Aleuten.

Über die Entstehung einer neuen Insel an der Nordwestküste Amerikas, nicht weit von den (heute amerikanischen) Inseln Unalaska und Unimak berichtete im Jahre 1812 der Hofrat Langsdorf an die Petersburger Akademie der Wissenschaften. Es handelt sich um die Aleuten, jene Inselkette, die sich von Alaska nach Kamtschatka hinüberschwingt. Die Bildung des Neulandes war bereits 1795 erfolgt und von dem Agenten einer russisch-amerikanischen Gesellschaft beobachtet worden. Sturm und Nebel hatten die Aussicht auf das Meer tagelang behindert. Als endlich das Wetter sich besserte, sah man eine Rauchsäule aus dem Meer steigen und gegen Abend etwas Schwarzes ganz niedrig sich aus dem Wasser heben. Während der Nacht leuchtete Feuer herüber, Erdbeben erschütterte den Boden, und unter furchtbarem Getöse schleuderte die entstehende Insel ihre Steine bis auf Unimak. Als der Agent sie mit Sonnenaufgang erblickte, schien sie ihm einer schwarzen spitzen Mütze vergleichbar. — Der Hofrat Langsdorf besuchte sie erst zehn Jahre später. Auch ihm erzählten die Eingeborenen von hartnäckigen Nebeln, die ihre gewohnten Jagdgründe, einen einzelstehenden Felsen, selbst bei sonst heiterem Horizont verhüllt hätten; sogar jahrelang! Endlich habe ein mutiger Walroßjäger einen Vorstoß gewagt, sei aber in größter Bestürzung zurückgekehrt und habe erzählt, das Meer koche um jenen Felsen herum, und der Nebel sei in Wahrheit Dampf! Von da an wagte sich niemand mehr hin, aus Furcht vor Geistern. Endlich wich der Nebel, und nun erblickten die benachbarten Inselbewohner zu ihrem großen Staunen an Stelle des gewohnten Felsens einen ganzen Berg, der, einer Feueresse gleich, brannte und rauchte. Er hörte erst auf zu brennen, nachdem ein heftiges Erdbeben die Gegend erschüttert hatte; dafür fing ein Vulkan auf Unalaska nach langen Jahren der Ruhe wieder sehr heftig zu toben an. Beim zweiten Aufenthalt Langsdorfs rauchten nicht nur dieser und der neue Krater, sondern auch ein Vulkan auf der Insel Unimak, der für erloschen gegolten hatte. Ein Landungsversuch der Leute auf der Nordseite, wo Lava herabfloß, mißlang wegen zu arger Hitze. Der Südhang war weniger steil, aber der Aufstieg wurde durch Spalten und spitzige Steine erschwert. Nach einigen Stunden des Berganklimmens auf Zickzackpfaden hatten sie etwa die halbe Höhe erreicht; dort kehrten sie um. Es schien ihnen zu gefährlich, weiterzudringen; der Boden wurde ihnen unerträglich heiß unter den Füßen, und sie sahen mehrere Höhlen, aus denen Dampf und große Hitze drangen. Hier ruhten sie aus, hingen ein Stück Seelöwenfleisch, das sie zur Nahrung mitgenommen hatten, in eine der Spalten und waren ganz außer sich vor Freude, als sie nach ganz kurzer Zeit ihr Fleischstück völlig gebraten hervorziehen konnten! Um so mehr entbehrten sie einen Trunk frischen Wassers, das sich nirgends finden wollte. Die mehr zufällig mitgebrachten Gesteinsproben (sie vermuteten Schwefel darin) waren zu Langsdorfs großem Leidwesen ungenügend für geologische Feststellungen.

Die Reihe solcher Beschreibungen ließe sich unschwer vermehren. Ihre wesentlichen Angaben sind immer dieselben. Schauplatz der Ausbrüche sind vulkanische Inselgruppen. Bald brechen Flammen aus der See, wie 1785 bei dem eisgepanzerten Island. Bald bedecken Nebel das wildbewegte Meer; Rauch, Asche, Wasser und Steine werden in die Luft geschleudert und der Meeresboden emporgewölbt. — So großartig, erschütternd und in ihren Wirkungen für das schwache Menschenwerk oft furchtbar diese Naturvorgänge auch sein mögen, schrumpfen sie doch beinahe zur Bedeutungslosigkeit zusammen, sobald man sie im Verhältnis zum Erdganzen einschätzt. Das aber ist notwendig, wenn man sich eine richtige Vorstellung von den mitspielenden Kräften bilden will. Die aufgezählten Inseln wurden alle in der Nähe von Festlandsrändern geboren, wo ja auch der Vulkanismus mit Vorliebe seinen Sitz aufschlägt und das Meer naturgemäß seicht ist. Aber selbst wenn es sich um die Mitte des Ozeans handelt, wie bei den Azoren: Was wollen die zwei oder drei Kilometer Meerestiefe bedeuten im Vergleich zu dem mehr als zwölftausend Kilometer dicken Erdball!

W. Bastiné, Greiz i. Th.

WIE DER REFORMER DER TÜRKEI REIST: DER NEUE IN DEUTSCHLAND HERGESTELLTE SALONWAGEN FÜR DEN STAATSPRÄSIDENTEN KEMAL-PASCHA





Gesamtansicht des Salonwagens, an dessen Ende eine Aussichtsterrasse angebracht ist.



Das Speisezimmer für 12 Personen.
Rechts Mitte. Das Rauchzimmer mit der Rundfunkeinrichtung.





Das mit dem Schlafzimmer durch eine Drehtür verbundene Bad.
Rechts unten: Das Schlafkabinett des Präsidenten.

Der 22 Meter lange Salonwagen, der als Reisewohnung für Kemal-Pascha, den Präsidenten der türkischen Republik, unlängst erbaut wurde, besteht ganz aus Eisen und hat ein Gewicht von etwa **44000 kg**. Sein Speise-, Rauch-, Schlaf- und Badezimmer sowie der Schlafraum für den Adjutanten sind in erlesenem Geschmack und unter Verwendung aller technischen Neuerungen ausgestattet. Eine an das Rauchzimmer anschließende Aussichtsterrasse gibt während der Fahrt einen wohlgeschützten Ausblick in die Landschaft frei. Die Rundfunkeinrichtung, die mit einem vortrefflichen Fünf-Röhren-Gerät arbeitet, bietet im Speise- und Rauchzimmer Unterhaltung bei der Fahrt. — Von Kassel aus soll der Wagen über Berlin, wo ihn noch die Verkehrsbehörden besichtigen, nach Konstantinopel und von da nach Angora zur Übergabe weitergeleitet werden. Er stellt in seiner hochwertigen Ausführung (Erbauer: die Kasseler Waggonfabrik Wegmann & Co.) eine ausgezeichnete Empfehlung der deutschen Industrie dar.

(Phot. Eberth, Kassel.)

DER LEGIONÄR

VON HANS FELIX WOLFF

(Schluß.)

In Alkfar fand ich Aufnahme bei einem Händler aus dem Sous, der mir auch Kleidungsstücke verschaffte. Ich hatte Geld genug, um einen deutschen Dampfer abzuwarten und von dessen Fahrtrichtung, sei es nach Süden oder heimwärts, mein Schicksal abhängig zu machen."

Leclerq sah sich im Saale um. Er war fast leer. Er gab Otto seine Visitenkarte und bat ihn, am nächsten Mittag wiederzukommen. Er werde den Baron inzwischen gesprochen haben. Es sei ausgeschlossen, daß man die Nachstellungen unter nichtigem Vorwand fortsetze.

Sie brachen auf, durchwandelten den anschließenden Korridor. Da trat der Major mit zwei spanischen Polizisten aus dem Schreibzimmer und wies befehlend auf Otto. Leclerq legitimierte sich. Er habe hier ein Wort mitzureden. Für seinen Angestellten übernehme er jede Verantwortung. „Das wird Ihnen kaum möglich sein, Herr Konsul," warf der Major ein, „denn der Mann wird wegen gemeinen Mordes gesucht, begangen an der Tänzerin Massouda. Seine Flucht steht in direktem Zusammenhang mit der Entdeckung. Wenn Sie Wert darauf legen, stehe ich zu näherer Auskunft zur Verfügung."

Otto durchzuckte es wie ein Blitz. Er wußte, in welchem Ansehen die Legionäre standen, wie man ihnen alles zumuten durfte und niemand für sie Partei ergriff. Jede Verdächtigung fiel auf guten Boden. Er sah Leclerq stutzig werden. Das war zuviel. Er pflanzte seine Faust dem Major mitten ins Gesicht, nannte ihn Lügner, Verleumder, Schuft, schlug zu, bis die Sicherheitsbeamten ihn gefesselt hatten. In Sekunden, während das Hotelpersonal herbeiströmte, war die Szene auch schon vorüber. Die Beamten stolperten mit Otto die Treppe hinunter, zerrten ihn auf die Straße und führten ihn durch dasselbe Gartengitter, hinter dem er am Morgen die Inschrift entziffert hatte, in das Wachtlokal.

Mordanzeige lag vor. Der Offizier vernahm den Bericht, musterte Otto und ließ ihm die Fesseln abnehmen. Ein Deutscher, ein entlaufener Legionär, der einen Franzosen geohrfeigt hatte — das interessierte ihn. Er rückte ein Glas Whisky zurecht, schenkte auch Otto ein und geriet ins Plaudern. Minutenweise war er sich völlig darüber klar, wo die verleumderische Erfindung zu suchen sei. Aber wer wäre imstande gewesen, das Mißtrauen zu zerstreuen, und was sollte geschehen, wenn aus dem scheinbar berechtigten Auslieferungsverlangen ein politischer Akt gemacht würde? Als einziger Ausweg blieb der Eintritt in die spanische Fremdenlegion. Das zu vermitteln, lag in seiner Hand. Damit war auch allen Nachforschungen vorgebeugt. Im Grunde bot ihm das Bild, das da entworfen wurde, nichts Neues. Ihm persönlich kam es nur darauf an, möglichst unsichtbar zu bleiben und keinerlei Verantwortung auf sich zu laden.

Daher konnte Otto noch von Glück sagen, als er am nächsten Morgen im Lastauto zur Sammelstelle der Legion in der Nähe von Ceuta abtransportiert wurde. Fünf Jahre seines Lebens hatte er aufs neue verpfändet, ohne Aussicht, jemals wieder auf neutralem Gebiet Unterschlupf zu finden. Lohnte es sich überhaupt, sie hinzufristen? Jeder, den es traf, verneinte sich diese Frage. Nur aus diesem Grunde war die Legion auch die zuverlässigste Truppe, die überall da eingesetzt wurde, wo es galt, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Nachdenken bedeutete nicht die starke Seite dieser Gescheiterten, denen nur der Instinkt innewohnte, besinnungslos in Atem gehalten zu werden.

In dieser Hinsicht kam Otto gerade zurecht. Wilde Gerüchte brachten die Mannschaft in Schwung. Die unter den Legionären schwirrende Parole, die von einer Durchdringung des Rif, einer gemeinsamen Zange der Franzosen und Spanier fabelte, glich einem zum Platzen aufgeblähten Frosch. Wo den Familiensöhnen die Sorge in die Stirn stieg und die Nasen blaß wurden, lebte sich hier — unter dem Kommando des schneidigen Oberstleutnants Franco — die Romantik des Abenteurers aus. Die Banderas der „dritten Waffengattung", Terzio genannt, waren stolz darauf, die alte Tradition der Konquistadore, der Cortez und Pizzarro, fortzusetzen. Mit denselben Elementen schufen jene einst das Urbild der Legion und eroberten eine Welt. Franco verstand es, diesen Geist des Selbstbewußtseins und der Nichtachtung aller weggeworfenen Werte, den Trotz der Entgleisten rege zu halten. Rings in allen Magazinen häufte sich das Material. Phantastisch summierten sich die Vorbereitungen. Es kam Zug in die Horde. Sie glich einer Meute, die Witterung nahm.

Augustsonne brannte auf die Barackenstadt. Das gewaltige Saugen der Sonne würfelte alle Erinnerungen durcheinander. Otto träumte in die Helle, lag viel am Wasser, wo gleich hinter dem Bahndamm die Küste mit sandigem Streifen einsetzte. Auf einer Seite sprang die Landzunge von Ceuta mit steilem Vorsprung ins Meer, auf der andern schob sich der bewaldete Rüssel des Cabo Negro vor, das die Araber genauer Ras-el-Tarfa, die Tamariskenspitze, benannten. Das unbetretbare Hinterland ruhehaltender und oberflächlich unterworfener Andjerastämme war durch graugrüne Hügelketten wellig abgegrenzt. Wie in diesem weiten Bogen das Licht das Blut umschmeichelte und Reichtum ausgoß, fühlte Otto mit geschlossenen Augen die Sonnenkraft über sich hinstreifen und als wanderndes Rad vorübergleiten, in dessen unaufhaltsamen Speichen die Schicksalslose, alle winzigen Lose, umhergeschleudert wurden, bis eines jählings heraussprang — hoch oben im Zenit — durch ein gläsernes Tor. Ihm schoß durch den Sinn, daß die Einheimischen die Locke am Wirbel trugen, denn sie glaubten an ein Doppelwesen, das eine Götterhand beim Entweichen in die diamantene Herrlichkeit zog. Immer wieder stellte sich diese Gedankenverbindung ein, wenn er, vom lauen Wasser überrieselt, in die Weite starrte.

Er hatte jetzt häufig Urlaub. Alle Ortschaften waren von Truppen jeder Art und von Frauen und Verwandten angefüllt, die Abschied nahmen. Als er nach Ceuta bummelte, konnte er durch die wachsende Menge sich kaum einen Weg bahnen. Wenig spürte man von Begeisterung. Der Krieg war unbeliebt. Nur Stolz über den Aufwand wurde laut. Junge Mädchen in hellen Kleidern promenierten im Gewühl und scherzten ungeniert. Manche warfen ihm übermütige Blicke zu. Das Ereignis des Tages bildete die riesige Flotte, die im Hafen unter Dampf lag. Ein Anruf schreckte ihn auf. Sein Leutnant teilte ihm mit, er könne, wie er da wäre, bei Dunkelheit an Bord gehen. Die ganze Ausrüstung würde schon auf dem „Escolano" verstaut. So hatte er Muße, noch einmal das erregende Wundergebilde einer südlichen Hafenstadt mit allen Poren in sich aufzunehmen.

Ungeheuer brach die Nacht herein mit Illumination, Sirenengeheul, Gebrodel von tausend Stimmen. Im Finstern geballt, flossen die Massen zu einem einzigen Körper zusammen. Zwischen den Lichtgirlanden des Ufers und dem diademartig auseinandergezogenen Halbkreis der Flotte pendelte Bezauberung und Sehnsucht. Von hüben und drüben schwammen die Lichtreflexe auf dem ölglatten Wasser ineinander, und während sich zum letztenmal die aufgestapelten Energiemengen, Erlebnis und Versprechen Tausender, im flackernden Widerschein bespiegelten, löste sich langsam die eine Wand des Ovals und glitt majestätisch um die Spitze der Landzunge herum ins Ungewisse sternüberfunkelter Breiten. Auf den Verdecken standen im Beben der Schiffswände die Mannschaften Kopf an Kopf, ameisendicht. Die Musik spielte auf. Am Monte Burrelones züngelte eine Feuergarbe empor. War es ein feindliches Signal? Auch im Stadtteil Serallo geriet ein Haus in Brand und spie, über der festlichen Lichterkette erhöht, düsterrote Glut in die Nacht. Man beachtete es nicht, schwieg darüber, so wie man auch nicht des Entlastungsangriffs gedachte, der die Sicherungskette um Tetuan seit dem frühen Morgen erschütterte. Fast alle vorgeschobenen Posten hatte ein prompt einsetzender Handstreich überrumpelt. Der Kampf näherte sich zur Zeit der inneren Verteidigungslinie. Vereinzelt wurde schon gegen Mittag in der Nähe der Bahnlinie geschossen. Otto hörte die Neuigkeit von zwei Unteroffizieren der Mehalla, die dicht bei ihm vorn am Bug standen. Doch hütete er sich, ihnen zu zeigen, daß er ihre Sprache verstand, um nicht Mißtrauen zu erregen. Er lauschte nur und entnahm dem Gespräch, daß man an dem seit Wochen ausposaunten Ziel zweifelte und dem Riffführer zutraute, die Dispositionen der Armada noch im letzten Augenblick über den Haufen zu werfen. Ihm war es gleichgültig, ob die Fahrt nach Alhucemas ging oder zur Entlastung nach Oued-Lau.

Kein Wind regte sich. Er wurde auf schütternder Eisenspitze wie auf schwankendem Balkon hinausgetragen. Weiches Beben ringsum. Er war ein Atom darin, eine Larve im Puppenzustand, die in ihrer Eingesponnenheit Bildhaftes barg, Vergangenes, Werdendes... Erinnerung an die Schulzeit, hinüberspielend in das Pathos der Eroberungszüge, dann Auftauchend-Bitteres. Wieder erschien ihm der lächerlich mahnende Finger eines bebrillten Herrn: „Lassen Sie sich ja nicht einfallen, nach Berlin zu gehen! Dort nimmt sich niemand Ihrer an. Sie verbummeln." In Wahrheit hatte der berühmte Mann nur als Despot seiner Fakultät den Bann gegen ihn geschleudert. Als er in Berlin Besuch machte, merkte er gleich, worauf es hinauslief. Man wollte ihn nicht zur Promotion zulassen. Aber er hatte sich in den Kopf gesetzt, sein Recht zu erzwingen. Es war ein eigenes Kapitel, wie alle sich dazu berufen fühlten, ihn mit spitzen Reden zu sticheln. Selbst die Benutzung der Bibliothek wurde ihm untersagt. Als er endlich eines Tages das gebilligte Thema einreichte, über das sich niemand vorher klar war, wies man es als zu heikel zurück, wollte es allenfalls als Habilitationsschrift gelten lassen, weigerte sich aber, ihm ein neues zu erteilen... Hohn und Schande brachen damals über ihn herein. Denn wer glaubte ihm? Überwach witterte er in die Dunkelheit, Gespenster im Nacken. Auch der Verrat des Majors war ja ihm gegenüber ein leichtes Spiel. Zum zweitenmal hatte ihn die unverständliche Faust im Genick gepackt, zu den Verworfenen geschleudert. Alles drängte ihn von sich ab. War das ein Sinn, ein anderer zu sein?

Wie der scharfe Bug die Fläche durchschnitt! Nicht ohne Neid blickte er auf das Bild. Es veranschaulichte Fortschritt, Meistern der

(Fortsetzung auf Seite 644.)

Die Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft.

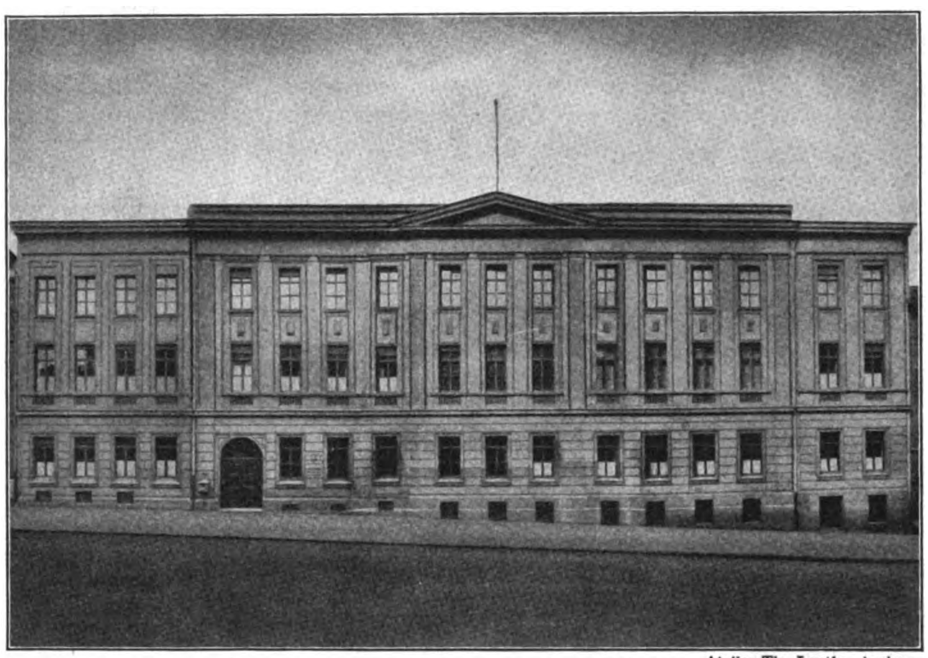
Von Hochschulprofessor Dr. Fritz Brüggemann.

Wer sich vom Hauptbahnhof in Aachen der inneren Stadt zuwendet, den führt sein Weg in der Aureliusstraße an einem Gebäude vorüber, das sich zunächst nur durch seine Größe von den anschließenden Privathäusern unterscheidet. Die anspruchslose, aber vornehme und geschmackvolle Schlichtheit dieses Gebäudes läßt den Beschauer kaum den Umfang seiner Bedeutung vermuten. Und doch birgt es den Sitz einer Körperschaft in sich, die schon über hundert Jahre nicht nur für das Wirtschaftsleben der Stadt, sondern durch ihren gemeinnützigen Charakter viel mehr noch für die mannigfaltigsten öffentlichen Belange von großer Bedeutung geworden ist.

Als David Hansemann 1825 die Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft ins Leben rief, da entstand dieses Unternehmen zwar unmittelbar aus einer rein geschäftlichen Initiative seines Gründers. Es entsprach aber dem Charakter dieses nicht allein im Gewinn aufgehenden großzügigen Kaufherrn, daß die von ihm geschaffene Feuer-Versicherungs-Gesellschaft sich in ihren Satzungen verpflichtete, die Hälfte des Reingewinnes aus dem Versicherungsgeschäft zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden, die weit über den an und für sich wohltätigen Charakter des eigentlichen Versicherungswesens als solchem hinausging.

Hansemann hatte dabei in erster Linie die Förderung sozialer Bestrebungen im Auge, die der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und Verarmung dienten. Diese anfänglich der privaten Fürsorge überlassenen sozialen Aufgaben wurden später vielfach von staatlichen Einrichtungen übernommen. Daher konnten die für ihre Zwecke zur Verfügung gestellten Mittel der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft in jüngerer Zeit anderen guten Zwecken zugeführt werden.

Unter den Stiftungen, die von der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft gemacht worden sind, stehen ihre Leistungen für die Technische Hochschule in Aachen allen anderen voran. Die Aachener und Münchener war es, die die ersten anderthalb Millionen zur Gründung dieser Hochschule aus ihrem gemeinnützigen Fonds hergab. Weitere anderthalb Millionen, die der Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit für denselben Zweck stiftete, waren diesem Verein wesentlich aus dem gemeinnützigen Fonds der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft zugeflossen; denn David Hansemann hatte auch diesen Verein gegründet, und zwar ursprünglich wesentlich zur Aufnahme und Verwendung der für gemeinnützige Zwecke erübrigten Mittel der von ihm ins Leben gerufenen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft. So stand der Verein auch späterhin beständig in engster Verbindung mit der ihm befreundeten Gesellschaft. Die gleichen Persönlichkeiten bestimmten vielfach die Geschicke des Vereins und der Gesellschaft. Der Geheime Hofrat Adolf Friedrich Brüggemann, der in den sechziger Jahren an der Spitze der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft stand, konnte daher diese und den Aachener Verein zu den genannten gleich großen Stiftungen für die neuzuschaffende Technische Hochschule veranlassen. Er bestimmte durch diese großen Stiftungen die Preußische Regierung, die in Aussicht genommene neue Hochschule nach Aachen und nicht in eine der anderen sich um sie bewerbenden rheinischen Städte zu geben. Es wird immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft bleiben, daß sie durch dieses tatkräftige Eingreifen den Gang der Dinge zu Gunsten der Stadt Aachen und der Pflege deutschen Geisteslebens in der äußersten westlichen Grenzmark entscheidend beeinflußt hat. In den seit Gründung der Hochschule nunmehr verflossenen mehr als fünfzig Jahren hat die Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft immer wieder ihr wohlwollendes Interesse für diese Stätte der Wissenschaft an ihrem Stammsitz durch erhebliche Zuwendungen bewiesen. Auch für das übrige Bildungswesen in Aachen, besonders für das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, das Real-Gymnasium und die Oberrealschule (Hindenburgschule) hat sie Hunderttausende gegeben. Nicht minder beträchtlich sind ferner die Summen, welche die Aachener und Münchener aus ihrem gemeinnützigen Fonds für Krankenhäuser sowie soziale Einrichtungen und Organisationen der verschiedensten Art zur Verfügung gestellt hat. Sie hat durch ihre reichen Spenden auch ganz wesentlich zur Erhaltung der Karolingischen Pfalzkapelle, dieses Nationaldenkmals der Kaiserstadt Aachen, beigetragen.



Atelier Th. Lantin, Aachen.

Verwaltungsgebäude der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft in Aachen.

Aachen ist aber doch immer nur der Ausgangspunkt für die geschäftlichen Unternehmungen und gemeinnützigen Bestrebungen der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft gewesen. Zu einer Zeit, da die nichtpreußischen Teile unseres Vaterlandes sich Preußen gegenüber noch als „Ausland" betrachteten, hatte Hofrat Brüggemann die Regierungen dieser Länder für die Zulassung der in Preußen beheimateten Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft nicht zuletzt durch die Zusage gewonnen, daß die Mittel, die der Gesellschaft satzungsgemäß für gemeinnützige Zwecke zur Verfügung standen, in dem Maße den betreffenden Ländern selbst zugeführt werden sollten, in dem diese an dem geschäftlichen Erfolg der Gesellschaft beteiligt sein würden. So hat sich dann die gemeinnützige Tätigkeit der Aachener und Münchener über Aachen hinaus bald auf alle Gegenden des deutschen Vaterlandes erstreckt. Wie die Universität in Bonn, so wurde die Universität in München, das Deutsche Museum in München, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Berlin, der Deutsche Schulschiff-Verein in Bremen, sowie zahlreiche andere Institutionen und Wohlfahrtseinrichtungen, die einzeln anzugeben zu weit führen würde, aus dem gemeinnützigen Fonds der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft mit namhaften Beträgen bedacht.

Abgesehen von der Inflationszeit wurden im letzten halben Jahrhundert jedes Jahr Beträge im Durchschnitt von über 500000 Mark gemeinnützigen Einrichtungen und der Verbesserung des Feuerlöschwesens im ganzen deutschen Vaterland von Aachen aus zugeführt. Über sechs Millionen betragen die Zuwendungen, die zugunsten der Stadt Aachen von der Aachener und Münchener in dem Zeitraum von 1825 bis 1925 aufgebracht worden sind, fast drei Millionen, die für das übrige Rheinland und fast sechzehn Millionen, die für das weitere Preußen bereit gestellt worden sind. Mehr als sechs Millionen gingen in denselben hundert Jahren aus dem gemeinnützigen Fonds nach Bayern, fast zwei Millionen nach Sachsen und annähernd siebenundeinehalbe Million kamen dem übrigen Deutschland zugute. Die Gesamtleistungen aus dem gemeinnützigen Fonds der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft betrugen bei ihrem hundertjährigen Bestehen im Jahre 1925 über vierzig Millionen Goldmark, und haben seitdem eine weitere Erhöhung um rund eine halbe Million erfahren.

Solche außerordentlichen Leistungen waren nur möglich durch die wirtschaftliche Stärke und Bedeutung des Unternehmens, das hinter ihnen stand. Bis in die neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hatte die Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft im wesentlichen nur in den deutschen Landen ihr Versicherungsgeschäft betrieben. Mit der Entwicklung der Weltwirtschaft überschritt aber auch sie den Rahmen, den sie sich bis dahin zur Ausübung ihres Geschäftes gesteckt hatte. Sie nahm unter Führung ihres Generaldirektors Fritz Schröder geschäftliche Beziehungen in den Überseeländern mit dem Erfolg auf, daß bei Beginn des Weltkrieges das ausländische Geschäft dem inländischen Geschäft an Bedeutung fast gleich kam, indem es 1913 ebenso wie dieses über sechzehn Millionen Mark Prämien einbrachte. Dieser Ausdehnung des Unternehmens kam nicht zum wenigsten die Leistungsfähigkeit zugute, die die Gesellschaft im Jahre 1906 bei dem furchtbaren Brande von San Francisco erwiesen hatte. Das Vertrauen in sie mußte sich nicht wenig stärken, als sie Schäden im Betrage von über drei Millionen Dollar schneller als andere Gesellschaften und ohne Gefährdung ihres eigenen Bestandes zu regulieren wußte. Der Weltkrieg hatte dieses ausländische Geschäft natürlich fast ganz zerstört, aber es hat sich seit 1924 schon wieder so gehoben, daß heute Agenten der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft fast in allen Teilen der Welt eine erfolgreiche Tätigkeit entwickeln.

Schwerer noch als die vorübergehende Unterbrechung des Auslandsgeschäftes fiel die Zerstörung des Inlandsgeschäftes durch die Inflation und die allgemeine Wirtschaftskrise der Nachkriegszeit ins Gewicht; denn das in einem hundertjährigen Aufbau festverankerte Inlandsgeschäft hatte den wirtschaftlichen Rückhalt bei allen weiteren geschäftlichen Unternehmungen der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft zu gewährleisten. Der Wiederaufbau des Inlandsgeschäftes mußte daher die erste Sorge der Geschäftsleitung sein und er ist in einem Ausmaße geglückt, daß die Prämieneinnahme aus dem deutschen Geschäft im Jahre 1926 die der besten Vorkriegszeit noch um vier Millionen Goldmark überstieg. Schon 1924 konnte die Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft wieder über 600000 Mark Dividenden verteilen und die Sicherheitsreserven wuchsen von 1924 bis 1926 um vier Millionen auf fast fünfzehn Millionen Goldmark. Dabei ist die Gesellschaft ihren Verpflichtungen aus Schadenfällen der Versicherungsnehmer allzeit in großzügigster Weise gerecht geworden. Die von ihr seit ihrem Bestehen zum Segen der Allgemeinheit geleisteten Schadenzahlungen belaufen sich auf den Betrag von annähernd fünfhundertundzwanzig Millionen Goldmark. Der zielbewußte Wiederaufbau sowohl des Auslands- wie des Inlandsgeschäftes erfolgte unter der Anwendung moderner Wirtschaftsformen, in die Generaldirektor Wilhelm Spans die Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft mit sicherer Hand hinüberleitete. Sein Verdienst ist es namentlich auch, daß sich unter Führung der Aachener und Münchener eine Reihe von deutschen Versicherungs-Gesellschaften zu der sogenannten Aachener und Münchener Gruppe zusammengeschlossen haben. Außer der Aachener und Münchener selbst nebst ihrer Tochtergesellschaft, der Aachener Rückversicherungs-Gesellschaft, gehören zu dieser Gruppe die Hamburg-Bremer Feuerversicherungs-Gesellschaft mit der Hamburg-Bremer Rückversicherungs-Gesellschaft, die Versicherungs-Gesellschaft Thuringia in Erfurt mit der Fortuna-Rückversicherungs-Gesellschaft und die Aachener und Münchener Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Potsdam. Die Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft schließt heute nicht nur Feuer-, sondern auch Einbruchsdiebstahl-, Wasserleitungsschäden-, Glas-, Reisegepäck-, Valoren-, sonstige Transport-, Kraftfahrzeug-, Unfall-, Haftpflicht- und Aufruhrversicherungen ab; sie bietet ferner durch die Aachener und Münchener Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft Gelegenheit zum Abschluß von Lebensversicherungen und auf Grund eines mit der Norddeutschen Hagel-Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit geschlossenen Freundschaftsvertrages Gelegenheit zum Abschluß von Hagelversicherungen.

Die Aachener und Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft kann nach dem glücklich erfolgten Wiederauf- und Ausbau ihres Geschäftes und der Überleitung des Betriebes in moderne Wirtschaftsformen der Zukunft mit Ruhe entgegenschauen. Es ist nicht abzusehen, welche Katastrophe die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Gesellschaft heute noch zu erschüttern vermöchte, nachdem diese in der Kriegs- und Nachkriegszeit die furchtbarste Krise, die sie seit ihrem über hundertjährigen Bestehen zu überwinden hatte, so siegreich bestanden hat. Damit sind auch die traditionellen gemeinnützigen Leistungen der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft für die Zukunft gesichert. Die eigenartige Verbindung von Erwerbsunternehmen und Wohlfahrtseinrichtung ist das charakteristische Merkmal, durch das sich die Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft von den anderen Versicherungs-Gesellschaften unterscheidet. Sind die gemeinnützigen Bestrebungen, die sich die Aachener und Münchener seit den Tagen ihres Gründers David Hansemann zur Aufgabe gestellt hat, der geschäftlichen Ausdehnung des Versicherungsunternehmens zugute gekommen, so werden sie selbst gesichert durch die rein geschäftliche Form, in der das gemeinnützige Institut als Erwerbsunternehmen betrieben wird.

(Fortsetzung von Seite 642.)

Bahn, Erfolg des Geistes, enthielt wohl auch einen Vorwurf. Trotzig drehte er den Kopf nach oben, zu den Myriaden flimmernder Pünktchen im Raum. Dort war alles Wirken fast unwahrnehmbar, unangreifbar, anonym, genau wie er und letzten Endes jeder.

Aus der Offiziersmesse ertönten leichtfertige Lieder. Auch die Soldaten begannen zu singen. In ihm sang der Spott, ein anderer, ein beiseitegeworfener Spiegel, nichts als eine Nummer und ein Spiegel zu sein.

Als es tagte, lächelte ein heiterer Sonntagmorgen über der Bucht von Oued-Lau. In großartigem Wurfe stiegen Höhenzüge zu beiden Seiten eines weit überblickbaren Tales in Richtung auf Scheschauen an. Nördlich und südlich dominierten die Zweitausender des Djebel Kelti und des schaufelförmigen Penjas del Mago. Das Geschwader feierte. Es dauerte Stunden, bis die Kreuzer vereinzeltes Zielfeuer auf Erdbefestigungen und die abseits träumende Ortschaft Kaa Sdhis, zu deutsch Sonnabendmarkt, eröffneten. Gegen Mittag hielten die Kommandeure Ansprachen. Die Mannschaften stiegen in die seit Fahrtbeginn beiderseits der Transporter vertäuten Prahme. Das Feuer schwieg. Dann nahm das Admiralsschiff die Spitze und führte sie zur Überraschung vieler von dem Orte der Demonstration hinweg nach Süden zu, nach Alhucemas.

Bis zum folgenden Morgen ging es an dem prachtvoll entfalteten Panorama der Rifküste entlang. Das Wasser gurgelte unter den Prahmen. Bald tanzten, während die großen Schiffe die Dünung überhaupt nicht spürten, ihre Telegraphenmaste in den Sternen. Tau kam hinzu. Die erwachende Sonne trocknete frierende, übernächtige Gestalten. Vor Kap Morro schlug die Flotte einen Haken, um sich in breiter Front dem vermeintlichen Landeplatz zu nähern. Alle brannten darauf, der unbequemen Haft zu entrinnen. Da kam der Befehl: „48 Stunden Aufschub.“ Er blieb für die, die nichts von den Kämpfen bei Tetuan wußten, ein Geheimnis. Gegen Abend sah man die von Melilla herangezogenen Verstärkungen nach Norden abdampfen.

Die Schiffe — Otto zählte 192 Einheiten — fuhren auf der Reede im Kreise herum. Auf ihren azurumspülten Planken wurden die Leute zu schläfrigen, träge blinzelnden Gesellen. Es gab nichts zu fürchten, nichts zu tun. Züge von Tümmlern schwärmten vorbei, schossen, gejagt, wie Torpedos über die Oberfläche, spielten. Im Hintergrunde lockte die erhaben aufgebaute Küste sphinxartig mit allen Schattierungen von Licht und Schatten. Otto fühlte, je nachdem der Himmel sich verfärbte, Unendlichkeiten über sich verdämmern, gesättigt von Stimmungsgehalt, weißblaue, apfelgrüne, schwärzliche Unendlichkeiten. Mitunter dünkte es ihn wohlig, zu nichts zu dienen.

Dann, pünktlich nach Ablauf der Frist, um 11 Uhr vormittags des neunten September, setzte die Beschießung ein. Granaten aller Kaliber zerfetzten bis zur Dunkelheit die in zarten Pastellfarben weltverlassen und anmutig sich aufschwingenden Hänge. Kahl und offen lagen sie da mit ihrem Nebeneinander von Fels, Sand, roter Erde, Gras- und Stechpalmenbewuchs, weiterab auch von Baum- und Gartenkulturen, schürzten kokett ihre Falten, Höckerchen, Verbrämungen und hatten nichts, aber auch gar nichts Verdächtiges an sich. Die Rohre brüllten, spien aus glühendem Schlunde, was sie hergeben konnten. Das Gelände wurde abgesucht, eingetrommelt und zerpflügt. Wo man hinblickte, kochte die schräg ansteigende Kruste von schwarzen, gelben und roten Erdfontänen. Flieger senkten Bomben in die Schluchten. Vergeblich. Nichts regte sich. Nur ein herrenlos umherstreifender Esel fiel ihnen zum Opfer. Aber es war doch nötig, die Vorbereitung über den ganzen Berghorizont zu erstrecken. Denn nur ein schlauchartig enger Landeplatz blieb übrig, nachdem man auf den grasigen Lehnen, die zwischen Kap Morro und dem Malmusimassiv zu einer Einsattlung führten, Landminen entdeckt hatte. Man mußte sich also von dem schmalen Sandstreifen unter senkrechter Böschung mit Umgehung der breiten Fläche vorpirschen.

Gegen drei Uhr schoben sich die Prahme dort ans Ufer. Es galt, zunächst die Einsattlung zu gewinnen und sich dann fächerförmig über die überhöhenden Buckel auszubreiten. Zur Linken drohten die unnahbar steilen Platten des Kaps Morro wie ein Fort, das Cannarum promuntorium der Römer, die „Landzunge der Schalmeien“. Aber die abschreckend steilen Schroffen waren nur der See zugekehrt. Vom Sattel her spitzte Weideland bis auf den übergrünten Zipfel. Als Otto über den unschwer zu verfolgenden Grat hinanstürmte, fiel ihm jene Universitätserinnerung wieder ein: Cannarum promuntorium. Das Wort brannte ihm auf der Zunge wie etwas, nach dem er vergeblich gesucht, und von dem er sich nicht mehr loszureißen vermochte. Noch während sie den Malmusigipfel selbst angingen, Feuer erhielten und zurückgenommen wurden, kam es ihm nicht aus dem Sinn. Im ganzen blieben sie unbehelligt. Es war wie ein Spaziergang. Nur das Wort plagte ihn. Er stellte sich den Professor vor, wie er mit dem Finger auf ihn tippte: „Gut, der Mann“, wollte sich zum Lachen zwingen. Aber die gespenstische Bedrängnis wich nicht, narrte ihn wie ein unabweisbarer Schlußpunkt, ein Refrain.

Auch die folgenden Tage verliefen wider Erwarten harmlos. Man konnte beim Schanzen und Stacheldraht-Legen aufrecht gehen. Dennoch gab es Verluste. Fünf- bis sechsmal am Tage kroch ein Rifgeschütz gleich dem legendären Drachen aus seiner Felsdeckung, spuckte, holte sich seine Opfer und verschwand. Lästiger war das Seitenfeuer

von den überhöhenden Bergen im Westen. Man mußte Sandsackbarrikaden dagegen errichten. Die Legion auf der Kammhöhe gegen Kap Morro befand sich oberhalb. Nur zu hoch gehende Schüsse prallten dort gelegentlich gegen den Fels und zogen als Querschläger zwitschernd weiter. Otto nannte sie seine Schalmeien.

Am Hang unter den Stellungen entstanden mit Hilfe von Pfählen, Zeltbahnen und Decken niedrige Hütten zum Schutz gegen Sonne und Tau. Dort wohnten die Offiziere. Der Fernsprecher stand auf dem Tisch. Man speiste, empfing Bekannte und gab zwischendurch Nachricht. Otto verbrachte die Essenszeit gern in der Nähe, um einen Blick hinüberzusenden und Gesprächsfetzen zu erlauschen.

Einmal war ein Stabsarzt zu Besuch gekommen, der einen besonders guten Tropfen mitgebracht hatte. Er war rot vom Essen und der Unterhaltung und gerade im Begriff, jemandem zuzutrinken, als sein Arm mit einem Male schlaff herunterfiel. Otto hatte wieder den Schalmeienton gehört. Der singende Vogel saß mitten im Herzen. Es war eben noch die kleine rote Stelle zu erkennen, bevor der Mann vornüberkippte. Otto wunderte sich, wie lange der summende Ton anhielt. Zudem spürte er einen seltsamen Geschmack auf der Zunge, irgendwie nach Gummi. Die Eindrücke schwangen fort. Ihm war, als ob man Ewigkeiten mit dem Trommelfell hören, mit der Zunge schmecken könne. Es hatte doch den andern getroffen... das Spiegelbild des anderen. Fast wurde er irre an seiner Identität, als er weiterhin ein Brausen vernahm, mit dem Schalmeienklang sich fern und ferner mischte. Sein Auge fing einen Funken auf, der in den Zenit hinanstob. Da war es wieder, das Bild mit der gläsernen Pforte! Würde eine Hand hervorzucken? Indem tippte auch schon der rechthaberische Finger des Professors auf ihn mit einer erledigenden Geste: „Cannarum promuntorium.“ Ein Untergefühl sagte ihm: „So Merkwürdiges kann man also zwischen zwei Zuckungen der Wimper erleben, mitten in der gleichgültigen Grellheit des Mittags!“ Daß auch der Tod ihn betrogen hatte, merkte er nicht.

Man trug den Stabsarzt bergab und fühlte sich behindert. Ein Ruhender wollte sein vorgestrecktes Bein nicht zurückziehen. Als man es fortstieß, zeigte es sich, daß die ganze Hose prall mit Blut gefüllt war. Einer der Träger meinte zum andern: „Laß den armen Teufel liegen! Mit dem ist's ja doch gleich aus.“ So gingen sie vorbei, um erst auf dem Rückweg nach ihm zu sehen.

Aber sie brauchten sich nicht zu sorgen. Otto war, genau wie der andere, schon eine ganze Weile tot.

Wissen und Leben

Das Problem der Kurzsichtigkeit in neuer Beleuchtung. Die Erhaltung des Augenlichts ist eine der wichtigsten Aufgaben des Arztes. Man nimmt bis heute an, daß die Kurzsichtigkeit vorwiegend auf ererbtem oder erworbenem Langbau des Auges beruht. Um daher die Kurzsichtigkeit zu beheben, wird der Betreffende heute gezwungen, eine konkav geschliffene Brille zu tragen, die den Langbau des Auges auszugleichen in der Lage ist. Die Kurzsichtigkeit ist zwar hierdurch behoben, die organische Veränderung aber, die das Auge an sich erlitten hat, nicht. Das Auge wird sozusagen nur durch ein künstliches Mittel, nämlich die Brille, dazu befähigt, in annähernd normaler Weise zu sehen. Das Auge gewöhnt sich mit der Zeit an das konkave Brillenglas, und bald genügt dieses wieder nicht, sondern muß durch ein „stärkeres“ ersetzt werden. Ein deutscher Arzt, Dr. Graf Wiser, hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, die ursprüngliche Sehkraft nach Möglichkeit wiederherzustellen, ohne daß der Kurzsichtige hierzu einer Brille, die ja immer nur ein künstliches Hilfsmittel ist, bedarf. Geht man von der Vorstellung aus, daß die Kurzsichtigkeit viel häufiger, als man bisher annahm, auf einem Akkomodationskrampf, mangelhafter Anpassungsfähigkeit des Auges an den zu sehenden Gegenstand, beruht, und steckt sich das Ziel, diesen Akkomodationskrampf zu heilen, dann könnte man die Kurzsichtigkeit beheben, ohne daß das dauernde Tragen einer Brille erforderlich wäre. Diese ganz neuartige Vorstellung in den Denkwegen der Augenheilkunde hat nun auch bereits tatsächlich beachtenswerte Erfolge erzielt, und ein Weiterschreiten auf diesem aussichtsreichen Wege kann von der allergrößten Bedeutung werden. Wie erfolgt nun die Rückbildung der ursprünglichen Sehschärfe beim Kurzsichtigen, ohne daß dieser seine Augen durch das Tragen einer Brille entstellt? Wie bereits eingangs betont, beruht die Kurzsichtigkeit in vielen Fällen auf mangelhafter Anpassungsfähigkeit des Auges an den zu erblickenden Gegenstand. Diese Anpassungsfähigkeit kann man durch ein künstliches Hilfsmittel, die bekannte Konkavbrille, herstellen, man kann sie aber nach den Ergebnissen von Dr. Graf Wiser auch ohne die konkave Brille, sozusagen durch Übung wiederherstellen. Der einfachste Vergleich dafür ist etwa folgender. Ein gebrochener und lange nicht benutzter Arm ist recht steif geworden. Durch häufige gymnastische Übungen bringt man ihn wieder auf seine ursprüngliche Elastizität zurück. Ein kurzsichtiges Auge ist nicht anpassungsfähig an das Gesehene. Man stellt die Anpassungsfähigkeit künstlich her durch das Tragen einer Brille, die also so einen natürlichen Mangel beseitigt. Sollte man nun nicht, genau wie in dem Beispiel von dem gebrochenen Arm, die ursprüngliche Sehschärfe ganz oder annähernd durch Übung wiederherstellen können. Dies scheint tatsächlich gelungen zu sein. Für das normale Verständnis wurde allerdings ein etwas eigenartig anmutender Weg eingeschlagen. Die bereits kurzsichtigen Augen eines Patienten werden durch das Aufsetzen konvexer Brillengläser, die doch normalerweise für Weitsichtige bestimmt sind, dazu gezwungen, schlechter zu sehen als ohne Gläser. Die Linse wird dadurch zur Entspannung gebracht. Der Patient muß nun mit diesen Gläsern systematisch Sehübungen machen, also das Auge gewissermaßen einer Gymnastik, genau wie beim Beispiel vom gebrochenen Arm, unterwerfen. Der Erfolg dieser Sehübungen ist erstaunlich. Durch die dauernde Entlastung der Linse mittels einer Brille, die den Patienten anfänglich

weit schlechter sehen läßt als ohne eine solche, die also den Patienten noch kurzsichtiger macht, gewinnt dieser in vielen Fällen annähernd eine normale Sehschärfe zurück. Die bisherigen Erfolge dieser ganz neuen Methode sind jedenfalls ermutigend. Bei einem Teil der Patienten, die stark kurzsichtig waren, ist es durch systematische Sehübungen dazu gekommen, daß sie jetzt ohne Gläser fast normal sehen können. Wieder andere vermögen mit weit schwächeren Gläsern als bisher auszukommen; die Sehschärfe wird also hier nicht zur normalen zurückgeführt, aber doch erheblich gebessert. Wenn Patienten nach der beschriebenen Kur das Zehnfache ihrer Sehschärfe vor der Kur erhalten, dann ist dies ein sehr beachtlicher Erfolg, sofern man bedenkt, daß diese Sehschärfe ohne Anwendung einer Brille erzielt wird. — Wie die geschilderten Besserungen ihre Erklärung finden, ist eine im wesentlichen noch offene Frage. Jedenfalls besteht die Tatsache, daß auf einem recht konservativem Gebiet, wie es die Behandlung der menschlichen Kurzsichtigkeit ist, eine für die Zukunft sehr wertvolle, rein empirische Feststellung erfolgt ist. Dr. Freitag.

Hinrichtungen mit Gift in der Vergangenheit und Zukunft. Die Abschreckungstheorie in der Justiz der modernen Kulturvölker hat an die Stelle der bei alten Natur- und Kulturvölkern üblichen Hinrichtungen durch Gifte der verschiedensten Art Erhängen und Enthaupten gestellt. Ob diese Methoden des Strafvollzugs wirklich der Höhe der heutigen Kultur entsprechen, darüber sind die Ansichten sehr geteilt, sowohl in Kreisen der Juristen als auch in Kreisen der Ärzteschaft. In der „Biologischen Heilkunst" erörtert nun Dr. Spillner das Problem der Hinrichtung mit Gift. Bereits die Priester im alten Ägypten verfügten über das sagenhafte Ophiusagift, mit dem Tempelschänder und Majestätsverbrecher hingerichtet wurden. Die vielen Vermutungen, die über die Art dieses Ophiusagiftes in der Wissenschaft erörtert wurden, haben keine Aufklärung gebracht, um welchen Stoff es sich gehandelt hat; die Priester Ägyptens haben ihr Geheimnis mit sich genommen. Auch die alten Israeliten bedienten sich des „Taumelbechers", den auch Christus am Kreuz erhielt, um die Qualen der Hinrichtung zu lindern. Dem Taumelbecher der Israeliten lagen, wie wir heute genau wissen, die giftigen Bestandteile des bekannten Bilsenkrautes zugrunde. Auch im alten Griechenland verfügte man über ein stark wirkendes Gift im Schierling. Die Hinrichtung von Staatsverbrechern fand vielfach mit Hilfe des Schierlingsbechers statt. In Alexandria und auf Lemnos hat man sogar versucht, Hinrichtungen durch Schlangenbisse zu vollziehen, freilich ohne hiermit Erfolg zu haben, da die Wirkung des Schlangenbisses zu sehr von den allerdings sehr stark wirkenden Giftmengen abhängt, die wirklich in die Bißwunde gelangen. Auch heute noch besteht völlig offiziell der Giftlama, der Geheimhenker des Palastes von Potala, des höchsten Kollegiums zu Lhasa. Es ist das Gift des bekannten Eisenhutes, das dem Giftlama in Lhasa zur Verfügung steht. Bereits in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrten sich die Stimmen, die an Stelle der Hinrichtung durch Enthaupten oder Erhängen eine mildere Form wünschten. Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, blieb es vorbehalten, hier Wandel zu schaffen, obwohl die Neuerung vielleicht gar keine war. Die Einführung des elektrischen Stuhles hat zwar viel Aufsehen erregt, ob aber in humanitärer Hinsicht hiermit wirklich ein Fortschritt erzielt worden ist, möchte man beinahe verneinen. Als in Neuyork im Jahre 1886 eine Kommission eingesetzt wurde „zur Untersuchung der menschlichsten und bequemsten Art, Verurteilte hinzurichten", war als Ergebnis der elektrische Stuhl, also die Hinrichtung durch hochgespannte elektrische Ströme, zu buchen. Vorschläge von Kommissionsmitgliedern, die Hinrichtungen durch Gifte, wie Blausäure, vorzunehmen, wurden nicht beachtet. Erst voriges Jahr ließ den zuletzt erwähnten Vorschlag Wirklichkeit werden. In Carson City in Nevada ist jetzt zum zweiten Male ein Verbrecher durch Blausäurevergasung hingerichtet worden. Schon früher standen die zum Tode verurteilten Verbrecher in Nevada vor der Alternative, sich selbst zu vergiften oder die Hinrichtung über sich ergehen zu lassen. In die Zelle der Verurteilten wurde bereits 1911 eine Flasche mit Blausäure unbemerkt gestellt mit der Aufschrift: „Ihr seid ermächtigt, sie einzunehmen, um das Todesurteil zu vollstrecken, das gegen Euch ergangen ist." Der Verbrecher wird in eine Zelle gebracht, die gasdicht ist, und gasförmige Blausäure strömt während des Schlafes, der durch unbemerkte Beigabe von Schlafmitteln zum Essen künstlich vertieft wurde, in die Zelle. Ein schneller und sicherer Tod ist die Folge. Gerade durch die Kriegserfahrungen im Gaskampf stehen ja der Chemie unbedingt tödlich wirkende Gase in großer Auswahl zur Verfügung. Das sicherste ist das geruchlose Kohlenoxyd, das fast augenblicklich zur Bewußtlosigkeit führt und in ganz kurzer Zeit tötet. Dagegen ist die Wirkung der Blausäure, obwohl es sich hier um einen der stärksten Giftstoffe handelt, schwankend. Aber bereits der erste Atemzug Kohlenoxyd führt zur Bewußtlosigkeit, und aus dieser gibt es kein Erwachen mehr. Die Anwendung von Kohlenoxyd zur Hinrichtung von Verbrechern dürfte daher, wenn auch zunächst nur im Auslande, immer mehr zur Anwendung kommen. Dr. T.

Der „grüne Star". Die gefürchtetste Augenerkrankung ist der „grüne Star". Infolge von Störungen im Innern des Auges kommt es im Auge zu einer Drucksteigerung und als Folge davon zu einer Zerstörung des Sehnerven. Der „grüne Star" kann plötzlich in Anfällen auftreten, die mit furchtbaren Kopfschmerzen, Fieber und Erbrechen einhergehen; er offenbart sich aber auch — und das ist das Häufigere — in einer schleichenden Form, die mit leichten Kopfschmerzen, Flimmern und ganz langsam zunehmender Sehverschlechterung verläuft, aber bei nicht richtiger Behandlung früher oder später zur Erblindung führt. Häufig kommt hierbei „Regenbogensehen" vor, d. h. das kranke Auge sieht um die erleuchtete Lampe einen ganzen Regenbogen von Farben. Je früher das Auge in ärztliche Behandlung kommt, um so besser. Es gibt zwei Arten von Heilung: einmal durch Tropfen und Einspritzungen — ein Weg, auf dem gerade in letzter Zeit neue Fortschritte gemacht worden sind — und zweitens durch Operation, die vorläufig noch in den meisten Fällen angewandt werden muß. Ziel dieser Operation ist, durch Schaffung neuer Abflußwege die Flüssigkeit aus dem Auge hinauszuleiten und dadurch den Druck zu senken. In der Mehrzahl der Fälle gelingt es, falls — das sei nochmals betont — der Kranke frühzeitig genug in ärztliche Behandlung tritt und nicht leichtsinnig die Störungen von seiten seines Auges unbeachtet läßt, das Augenlicht zu erhalten und die Erblindung zu verhüten. Dr. Hans Lachmann, Augenarzt.

Die Größe einer Windhose konnte im vorigen Jahre genau gemessen werden, was um so wertvoller ist, als man bei der Seltenheit der Erscheinung und bei dem Umstand, daß selten ein geübter Beobachter zugegen ist, meist auf Schätzungen angewiesen war. Vereinzelt konnte man allerdings aus Photographien die Maße einigermaßen genau entnehmen. Am 4. Juni 1926 wurde, wie jetzt mitgeteilt wird, vom Aeronautischen Observatorium Lindenberg bei Beeskow (60 km südöstlich von Berlin) aus eine Windhose beobachtet und mit dem Entfernungsmesser genau von H. Troeger vermessen. Die Windhose befand sich danach in 2000 m Entfernung. Ihre Schlauchmitte war in 750 m Höhe 50 m dick; doch wechselte zeitweise die Schärfe des Schlauchrandes. Der Schlauch war etwa 200 m lang, reichte also nicht bis zur Erde herab, wie das auch die Regel ist. Bisweilen freilich tanzt das untere Ende lebhaft auf und ab und wirbelt, wenn es dem Erdboden nahe kommt, Sand, Blätter, Papier usw. rasch in die Höhe, wie ich es in der Herzegowina sah. Die Umdrehung betrug gegen Ende eine Viertelminute, doch war die Richtung der Umdrehung nicht zu erkennen, denn solche Windhosen sind stark durchsichtig, da sie ja wenig feste Teile umherwirbeln. Man kann aus größerer Entfernung, wie ich bei Smyrna auf der Mäanderebene vergebens versuchte, nicht feststellen, was vorn und was hinten ist. Nach einer Viertelstunde war die Windhose verschwunden.

Prof. Dr. C. Kaßner.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben:

a — af — bern — bra — bri — burg — che — da — de — e — e — el — ga — ge — gha — go — ham — kas — ma — mus — ne — re — re — sar — sc — sel — statt — tar — tüff — van — wal

sind zu 11 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Volksverführer, 2 biblische Gestalt, 3 Spott, 4 Ruine an der Nahe, 5 Rache, 6 Heuchler, 7 Blume, 8 Bewohner Mittelasiens, 9 männlicher Vorname, 10 Lasttier, 11 Kampfplatz.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Mozarts „Don Juan".

Einsetzrätsel.

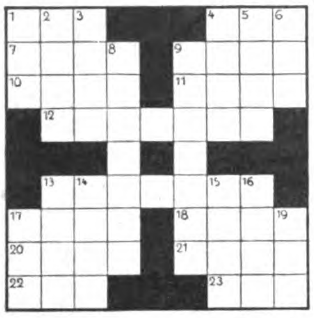
Kunst—Bahn, Ohr—Mauer, Lauf—Spiel, Eck—Bruch, Apfel—Flasche, Turm—Glas, Haus—Schlag, Mond—Grund, Hof—Hüter

Zwischen jedes Wortpaar ist ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schluß-, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben aneinandergereiht ein Lebensmittel.

Großer Könner.

Wenn ich kopf- und fußlos seh'
ihn, der Töne Meister,
nehme ich ihn zum Kaffee.
Sagt mir an, wie heißt er?

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 russisches Gouvernement, 4 Tierfutter, 7 männlicher Vorname, 9 Gangart, 10 altes Schriftzeichen, 11 Festsaal, 12 ärztliche Maßnahme, 13 Nachkomme, 17 Fisch, 18 Nadelloch, 20 persönlicher Schwung, 21 römischer Kaiser, 22 Raubtier, 23 Wild; senkrecht: 1 Zeitmesser, 2 römischer Waldgott, 3 weiblicher Vorname, 4 Wohnstätte, 5 Nachtvogel, 6 russisches Gouvernement, 8 europäischer Staat, 9 ein Werk Lessings, 13 Baum, 14 Vogel, 15 Untiefe, 16 sittlicher Begriff, 17 fettige Flüssigkeit, 19 Bezeichnung für „ungekocht".

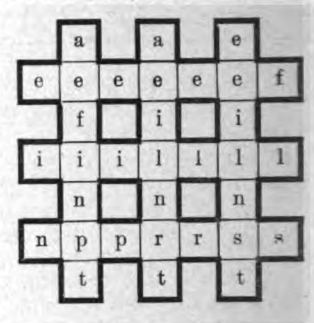
Zahlenrätsel.

Wenn man in den folgenden Reihen an Stelle der Zahlen die richtigen Buchstaben setzt, ergeben

2	einfacher Singlaut
8 7	Nahrungsmittel
4 5 1	Bauwerk
6 7 8 4	Gesangstück
2 4 6 8 9	Raubvogel
1 2 9 5 3 8	Frucht
4 5 1 2 8 3 8	Krongut
1 2 3 4 2 9 7 3	chinesischer Beamter
2 3 4 9 5 1 8 4 2	Stern
1 2 3 4 5 6 7 3 8	Musikinstrument

Gitterrätsel.

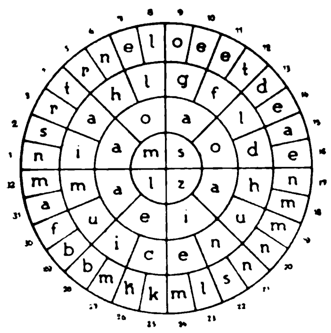
Wenn die Buchstaben richtig geordnet werden, ergeben sich drei Wörter, die wagerecht wie senkrecht gleich lauten. Die Wörter bedeuten: europäischer Staat, geometrische Figur, Teil des Hauses.



Magisches Quadrat.

A	B	B	E	Pflanze
E	E	N	N	Gemüsewurzel
O	O	R	R	Kellner
R	R	Ü	Z	Pelzart

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.



Kreisschachtelrätsel.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4285.

Silbenrätsel: 1 Ulrich, 2 Najade, 3 Raffel, 4 Edelmut, 5 Chirurg, 6 Taler, 7 Lotto, 8 Erkenntnis, 9 Isis, 10 Dividende, 11 Erlangen, 12 Nemesis, 13 Saite, 14 Chemie, 15 Menetekel, 16 Elfe, 17 Illusion. — Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen!

Versteckrätsel: Groß**mach**t, **Wies**baden, Sch**wie**bus, Ver**die**nst, I**son**zo, Fah**nen**junker, **Fuhr**werk, Volks**zähl**ung, Ostin**dien**, Ge**hei**mnis, La**terne**, Fe**stun**gsbau, Bran**den**burg, Sch**nur**rbart. — Mach' es wie die Sonnenuhr, zähl' die heitern Stunden nur.

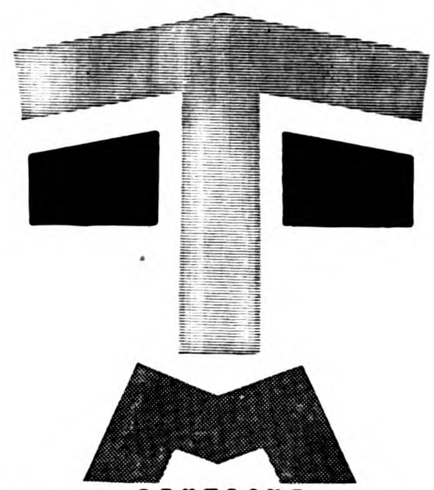
Magische Silbentreppe: 1–2–3 Samoa, 2–4–5 Monopol, 3–5–6 Apollo, 3–5–6–7–3 Apollonia, 7–7–8 Ninive, 3–8–9–10–3 Avemaria, 9–10–3 Maria, 10–11–12 Rienzi, 3–12–13 Azimut.

Magisches Quadrat: Diele, Insel, Esche, Lehen, Elend.

Kreisschachtelrätsel: 1 Main, 2 Mais, 3 Maar, 4 Maat, 5 Mohr, 6 Mohn, 7 Mole, 8 Moll, 9 Sago, 10 Sage, 11 Safe, 12 Saft, 13 Sold, 14 Sole, 15 Soda, 16 Sode, 17 Zahn, 18 zahm, 19 Zaum, 20 Zaun, 21 Zinn, 22 Zins, 23 Ziel, 24 Ziem, 25 Leck, 26 Lech, 27 Leim, 28 Leib, 29 Laub, 30 Lauf, 31 Lama, 32 Lamm.















Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel: beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG + I. I. WEBER + LEIPZIG

NR. 4287. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 12. MAI 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4287. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 12. Mai 1927.

Allgemeine Notizen.

Preisaufgabe der Nietzsche-Gesellschaft. Die Nietzsche-Gesellschaft wünscht, daß die geistige Wechselwirkung zwischen Deutschland und Frankreich an dem typischen Fall Nietzsche in zwei Arbeiten dargestellt wird: 1. der Einfluß des französischen Geistes auf die Philosophie Nietzsches; 2. Der Einfluß Nietzsches auf das geistige Frankreich. Einlieferung bis 1. April 1928. Preisrichter sind: Ernst Bertram (Köln), L. Lévy Bruhl (Paris), Henri Lichtenberger (Paris), Thomas Mann (München), Karl Voßler (München), Friedrich Würzbach (München). Es wird erwartet, daß die erste Arbeit von einem Deutschen, die zweite von einem Franzosen verfaßt wird. Als Preise sind insgesamt 6000 Mk. ausgesetzt; zwei erste Preise von je 2500 Mk. und der dritte Preis von 1000 Mk. Die preisgekrönten Arbeiten werden Eigentum der Nietzsche-Gesellschaft, welche beabsichtigt, sie drucken zu lassen; sollte dies innerhalb eines Jahres nicht geschehen, so stehen sie den Verfassern wieder zur Verfügung. Die näheren Angaben sind nur zu erfragen durch die Hauptgeschäftsstelle der Nietzsche-Gesellschaft, München, Schackstraße 4.

Die deutsche Weltmessestadt Leipzig hat gegenwärtig 679159 Einwohner; 358190 weibliche, 320969 männliche. Im Vergleich zu anderen Großstädten zeigt sich, daß Groß-Leipzig mit seiner regen Erwerbstätigkeit (52,8 v. H. der Gesamtbevölkerung) einer der hervorragendsten Hauptpunkte wirtschaftlichen Lebens Deutschlands ist.

Von den deutschen Verkehrsbüchern ist dasjenige vom „Sommer in Deutschland" in einer neuen Ausgabe erschienen. Das handliche, gut ausgestattete Heft enthält in übersichtlicher Form die für den Fremdenverkehr wichtigsten Veranstaltungen des Sommers, so vor allem Ausstellungen, Messen, Festspiele, sportliche Wettbewerbe und vieles andere mehr. Das Heft ist in allen deutschen Vertretungen des Mitteleuropäischen Reisebüros (MER) und sonstigen Fremdenverkehrsstellen erhältlich.

Das Schweizerische Bäderbuch behandelt in seiner dritten Auflage die Heilquellen, klimatischen Kurorte und Sanatorien der Schweiz. Herausgegeben wird das wertvolle Werk (Verlag Julius Wagner, Zürich) im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Balneologie und Klimatologie von der Schweizerischen Verkehrszentrale, des Verbandes schweizerischer Badekurorte und des Schweizer Hotelier-Vereins. Auf 242 Seiten und 12

Rekord-Fremdenziffer zu Ostern in Wiesbaden. Die Osterfeiertage bedeuten für die Kurstadt am Rhein und Taunus stets einen Auftakt der Frühjahrssaison. Die diesjährigen Festtage haben ihr einen Massenbesuch gebracht, wie er seit 1914 nicht mehr zu verzeichnen war. Polizeilich gemeldet waren zu Ostern 7237 Besucher, dazu kommen die Tausende, die ohne Anmeldung und als Ausflügler aus der Umgebung sich in Wiesbaden aufgehalten haben. Die Hotels waren besetzt. Das warme Frühlingswetter gestattete, die Konzerte im Kurgarten abzuhalten.

Bad Oeynhausen ist wegen der Heilkraft seiner Quellen bei Herz-, Nerven-, Rheuma- und Gelenkleiden, Schönheit und Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen gleich berühmt. Die Winterkurtaxe von 20 Mark bestand bis einschließlich 20. April. Von da ab erhöhte sie sich um täglich 1 Mark, so daß die volle Sommertaxe von 40 Mark am 10. Mai erreicht wurde. Beim Besuch mehrerer Familienmitglieder treten Ermäßigungen ein.

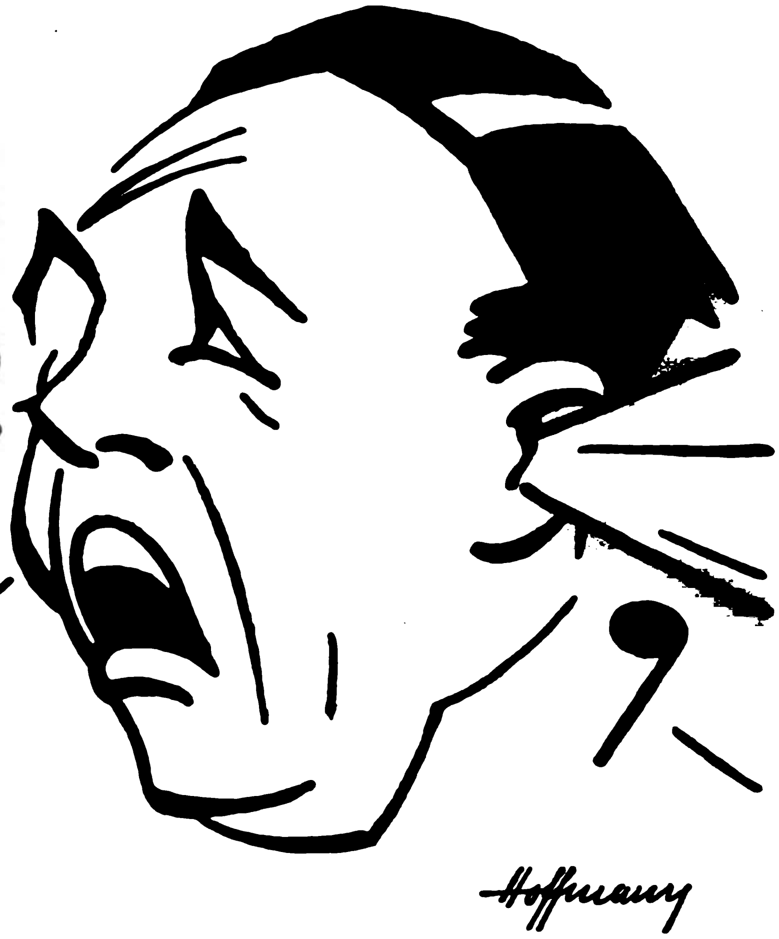
Kunstbeilagen berichtet der hervorragend ausgestattete Oktavband über das gesamte Gebiet der schweizerischen Heilquellen, die klimatischen Kurorte, die Sanatorien, Hotels, Pensionen usw. Die Redakteure waren Dr. E. Mory-Adelboden, Dr. H. Keller-Rheinfelden, Dr. R. Jäger-Ragaz.

Bad Salzungen, das altbewährte thüringer Solbad im schönen Werratal, 25 Minuten Bahnfahrt von der Wartburgstadt Eisenach, hat den Kurbetrieb am 2. Mai eröffnet. Allen, die an Erkrankungen der Atmungsorgane, Asthma usw. leiden, sei eine Kur in dem einzig dastehenden Inhalatorium mit den pneumatischen Kammern empfohlen. Anerkannt beste Heilerfolge. Die Preise sind äußerst niedrig. Für Monat Mai ist die Kurkarte auf 16 RM. ermäßigt, ein Solbad kostet 2 RM. und eine Gesellschaftsinhalation in allen fünf Inhalationshallen einschließlich der beiden Gradierhäuser, an deren Dornenwänden 27%ige Sole in Massen zerstäubt wird, nur 75 Pfg. bzw. 1 RM. Unterkunft ist gut und preiswert.

Eine Türsicherung der Eisenbahnzüge ist von Ingenieur Willi Steinhorst aus Lauterberg am Harz erfunden worden. Diese Sicherung soll verhüten, daß die Türen während der Fahrt aufspringen, Raubüberfälle auf die in den Abteilen sitzenden Reisenden und die Beraubung von Güterwagen während der Fahrt verhindern, ferner soll unmöglich gemacht werden, daß die Reisenden nach der verkehrten Seite aussteigen oder während der Fahrt auf- und abspringen. Ein gewaltsames Aufbrechen der Tür würde die Preßluftzuleitung beschädigen und dem Lokomotivführer sofort ein Alarmsignal geben. Bei Eisenbahnunfällen wird die Türsicherung automatisch aufgehoben. Die fachmännische Prüfung hat diese Erfindung, die sich durch denkbar einfachste Bedienung und mäßige Beschaffungskosten auszeichnen soll, zweckmäßig befunden und befürwortet.

Für das Konservieren von Hühnereiern gibt es seit langen Jahren ein untrügliches Mittel in dem „Garantol" von der Garantol-Gesellschaft m. b. H. in Heidenau-Nord bei Dresden, mit dem man auf die einfachste und sicherste Weise Eier noch länger als ein Jahr frisch erhalten kann und dessen vorzügliche Eigenschaften durch zahlreiche Atteste von Behörden und Privatleuten bestätigt wurden. Ähnliche vortreffliche Erfolge haben auch die übrigen Produkte der genannten Firma, wie z. B. das Garantol-Puddingpulver, die Garantol-Cremespeise, das Antityphoid, ein Spezialmittel zur Geflügelzucht, usw.





erfüllt das Leben von heute. Ihre Nerven müssen dem standhalten. Sie bedürfen dazu der Schonung, sonst werden sie ermüden und Sie nervös machen. — Trinken Sie

Kaffee Hag

Kaffee Hag schont die Nerven.

LEIBNIZ-KEKS

TET

DUVE KEKS

Pangani-Gebäck

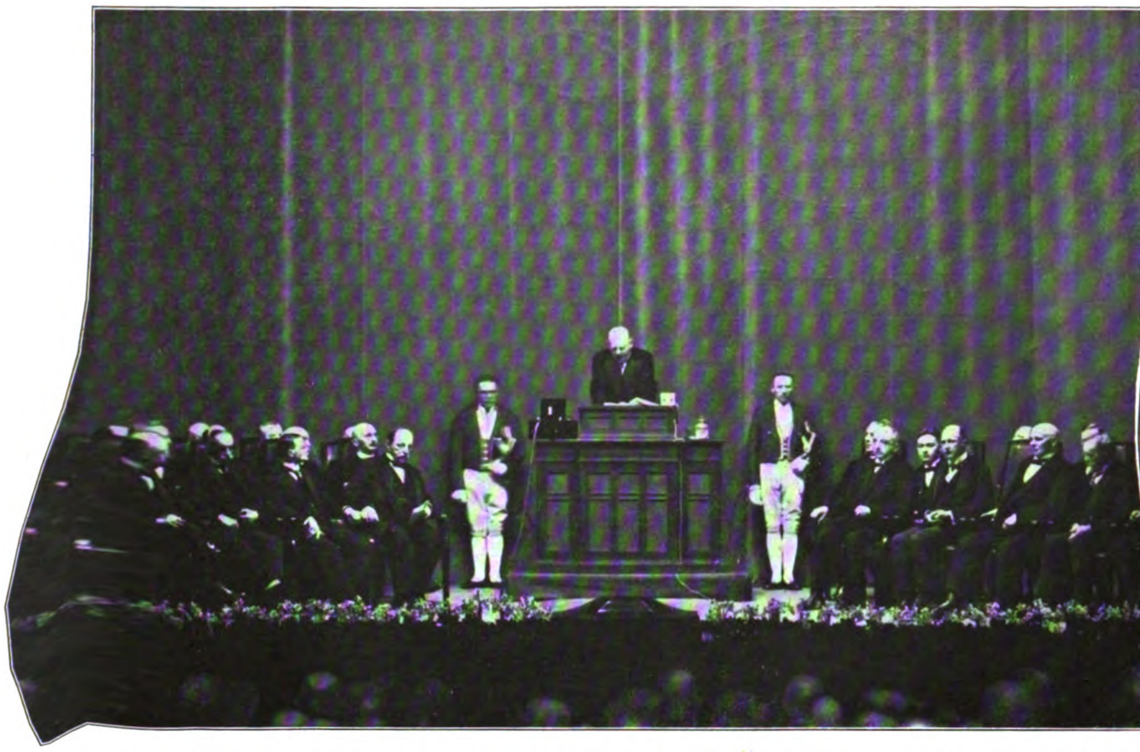
H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G· HANNOVER

Illustrirte Zeitung



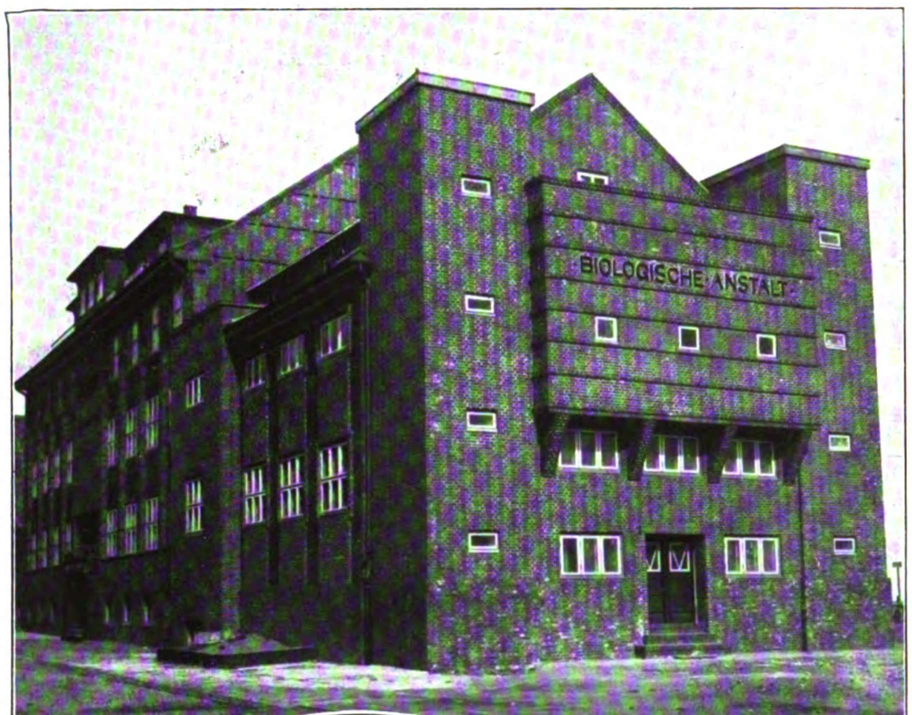
BABYLON

RADIERUNG VON RUDOLF GEBHARD





Von der 100-Jahrfeier der Stadt Bremerhaven am 30. April: Reichsminister Dr. Stresemann (am Pult) während seiner Rede bei der Gedenkfeier im Stadttheater. Im Oval: Der Festakt auf dem Marktplatz am Denkmal des Bürgermeisters Smidt, des Gründers von Bremerhaven: Bürgermeister Dr. Donandt bei seiner Ansprache.





Links: Der Neubau der Biologischen Anstalt auf der Insel Helgoland, der demnächst eröffnet werden soll.
Rechts: 100 Jahre Berliner Singakademie: Prof. Dr. G. Schumann, Direktor der Singakademie, bei der Ansprache zur Kranzniederlegung am Grabe des Komponisten Friedrich Zelter, eines früheren Leiters, auf dem Sophienfriedhof anläßlich der Hundertjahrfeier des Hauses der Singakademie am 30. April.





Von der Grundsteinlegungs-Feier der Siedlung „Künstlerkolonie" in Berlin am 30. April: Im Oval: Gustav Rickelt, Präsident der Bühnengenossenschaft, beim Einlegen der Urkunden und Münzen enthaltenden Kapsel in den Grundstein. Rechts: Blick auf das festlich geschmückte Baugelände während der Feier.

CHINESISCHE FÜHRER UND MASSENSTRÖMUNGEN IM FRÜHJAHR 1927

Die Schatten dreier Toten von ungewöhnlichem Größenschnitt fallen heute noch mit starker dynamischer Fortwirkung in das etwas chaotisch scheinende Linienspiel der chinesischen Gestaltungen. Man übersieht das nur scheinbar verworrene Schachspiel nördlich und südlich des Yangtse heute am besten, wenn man Führer und Massen übersichtlich ordnet, so wie sie sich heute noch in das Gefolge dieser großen und starkwilligen Schatten stellen. Es sind, nach der Reihenfolge ihrer Gewalt über die heute lebendigen Kräfte in China geordnet: Sun-Yat-Sen, Lenin und Yüan-Shi-Kai.

Wohl glaubt eigentlich der ganze jungchinesische Süden — heute noch im Besitz der Yangtselinie, mit Brückenköpfen weit bis Hupe und Honan, Anhwei und Nordkiangsu vorgeschoben, verfügend über etwa zwei Drittel der vorwärtsdrängenden Kräfte des Freistaats — nach den Grundsätzen Sun-Yat-Sens innerlich und äußerlich vorzugehen; sein Buch San-Min-Chu-yi, die jungchinesische Studentenbibel, sein Testament gelten als Richtschnur, nicht nur des rechten, sondern angeblich auch des linken Flügels der Kuomintang und der ihnen angeschlossenen Kommunisten. „Im negativen Teil ihres Programms, wo beide den alten Bau zu zerstören wünschen" (wie E. Chen dem Sonderkorrespondenten des „Petit Parisien" sagte), ziehen sie auch sicher an denselben Strängen. Aber im positiven setzt wohl Dschiang-Kai-Scheck, der von Sun-Yat-Sen selber noch gefundene und bezeichnete Generalissimus der Revolution, der Bonaparte des chinesischen Südens, die Linie von Sun-Yat-Sen reinlich fort (auf Kanton, Schanghai, Nanking gestützt), unterstützt von Wang, dem alten Haupt der rechten Kuomintang. Aber selbst der Sohn des toten Idealisten, Sun Fo (Hankau, Hunan), ist schon zu der Gefolgschaft Lenins hinübergeglitten. Lenins Wort: „China ist im Brodeln: es ist unsere Pflicht, es im Brodeln zu halten", zeigt, daß es im Grunde nicht eine chinesische Zielsetzung, sondern eine Parole der Weltrevolution, der russischen Außenpolitik zum mindesten ist, der dieser Teil der heute in China um die Macht ringenden Kräfte folgt. Einige Chinesen sind sich dabei sicher der Tragweite ihrer Entscheidung unbewußt, wie Sun Fo, der Sohn, Finanzminister Soong, der Schwager Sun-Yat-Sens, wie vielleicht der radikale Gewerkschafts-Organisator Chen Kung-Po (mit dem Außenminister Eugen Chen nicht zu verwechseln, aber oft verwechselt). Sämtliche russische Berater: Borodin, Galen, Stern, verfolgen diese aber bewußt und planmäßig, wie wahrscheinlich auch der seltsame Christ Feng Yu-Hsiang (in Kansu und Schensi), früher irrtümlich für einen Cromwell-Imitator gehalten.

Die Kriegsherren des Nordens, voran der land- und waffenstärkste, Chang-Tso-Lin, mit seinen drei mandschurischen Provinzen, mit Teilen der Mongolei, mit Jehol und Tschili, mit Peking selbst und vorwaltendem Einfluß in Schansi und Schantung, mit wohlgerüsteten 300 000 Mann; dann der heute heer- und landlos gewordene tüchtige Soldat Wu-Pei-Fu; der Tuchun von Schantung, Chang-Tsun-Chang; der frühere Herr der Yangtse-Mündungen, Sun-Chuan-Fang; und der landvertriebene Tutschun von Yünnan; sie alle standen unter der Idee Yüan-Shi-Kais, China zunächst einmal durch Waffengewalt unter einen Hut, den ihren nämlich, zu bringen und dann erst zu sehen, wie es sich neu aufbauen ließe.

Chang-Tso-Lin war stark von Yüan-Shi-Kai beeinflußt und hielt ihm bis zu seinem Tod in der allerdings immer sehr selbständigen Mandschurei die Treue; alle anderen sind mehr oder weniger persönliche Gefolgsmänner oder Schüler der von Yüan nach deutschem Muster gegründeten Kriegsschulen gewesen. Männerbünde und Freundschaftsgruppen spielen überhaupt auch im heutigen China eine viel größere Rolle als äußerlich sichtbar wird; das Schülerverhältnis gilt heute noch, zwischen Meister und Jünger, als eine der stärksten Bindungen, nächst der Familie — oft stärker als sie. Viele politische Umschwünge, überraschende Kompromisse lassen sich nicht nur durch den rollenden Dollar, der allerdings in China viel vermag, sondern auch durch das Wirken solcher Bindungen erklären.

Schon das Mißlingen des josephinischen Staatsstreichs des an Yung Lu und die Kaiserinmutter verratenen Reform-Kaisers Khwang-Hsü durch Yüan-Shi-Kai an der Jahrhundertwende ist z. B. zum Teil so zu begreifen. Daraus entstandener Haß aber wirkt heute noch nach.

Der immer vorhandene Riß zwischen den Ideen Sun-Yat-Sens, die dem Aufbau eines erneuerten, allerdings sozial sehr stark durchzuformenden Chinas galten, und den Ideen Lenins, die das Riesenland mit seinen 448 Millionen einmal in Bewegung geratener Menschen vorweg in den Dienst der kommunistischen Weltrevolution und der russischen panasiatischen Außenpolitik gegen England stellen wollten, ist nun — nach dem ersten großen Erfolg der Kuomintang, der von Kanton bis über den Yangtse trug — notwendig aufgebrochen. Daraus entsprang die Krisenlage der Ostertage. Kein Chinese konnte sich mit sehenden Augen auf die Dauer entschließen, China zu ruinieren, um die Weltrevolution zu fördern, worauf im Grunde doch die russischen Berater bei allem Genie zielten.

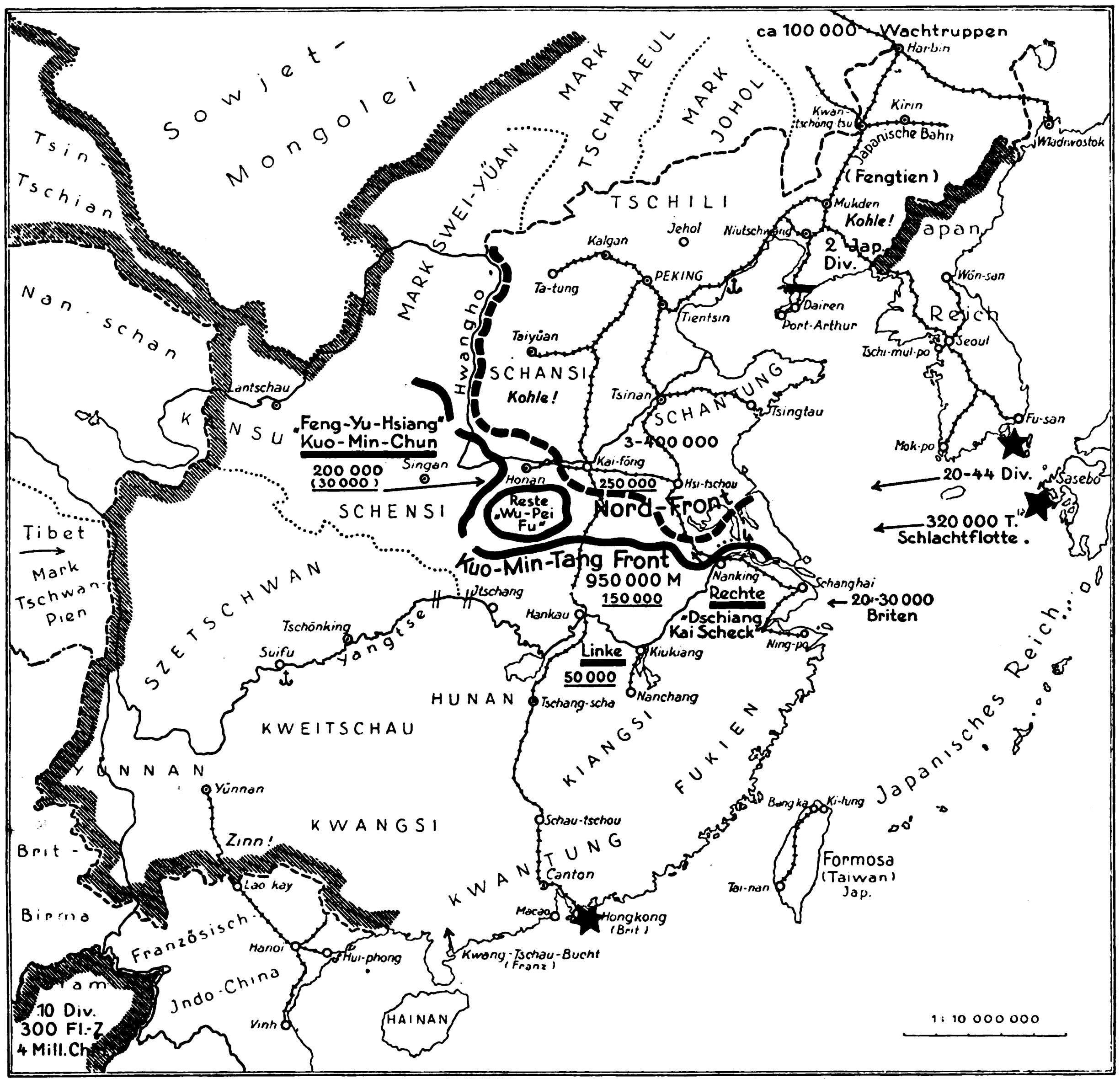
Aus diesem Kontrast entstand die Frühjahrskrise zwischen Schanghai, Nanking und Hankau.

In unserer Skizze des eigentlichen Chinas als wehrgeographischen und geopolitischen Kraftfeldes wurde versucht, in die Karte der 18 Provinzen alles einzutragen, was in einer solchen Eintragung von selbst spricht: Hinterland und Raumbesitz der streitenden Parteien, ihr Verhältnis zum Verkehrsnetz, mutmaßliche Streiterzahlen, mit Angabe der verläßligeren Kräfte darunter, Haupteinfalltore fremder Mächte. Auch die zunächst zum Eingriff bereiten Nachbarkräfte finden die Leser in dieser Karte. Die geringe Eisenbahndichte, namentlich des chinesischen Südens, die Bedeutung gewaltiger natürlicher Wasserstraßen, wie die des Yangtse, treten für jede Operation hervor: die der südchinesischen Rechten unter Dschiang-Kai-Scheck stromaufwärts von Nanking über Kiukiang auf Hankau, die der stromab zu führenden Verteidigung der südchinesischen Linken, die des Nordens, der auf Hankau und Nanking an den Strom herandrückt und selbst aus dem mittleren Hwangho-Tal den Druck Feng-Yu-Hsians und seines Hochsteppen- und Sowjet-Hinterlandes zu parieren hat.

Aber die Küstengewässer und der Yangtse gestatten auch noch anderen Mächten Massenverschiebungen von einer Schnelligkeit, die den Vorkämpfern der weiten unerschlossenen Landräume im Hinterland unerreichbar sind. Daraus ergibt sich der äußerlich nicht gezeigte und doch von jedem gefühlte Druck der schlagbereiten japanischen Kräfte, dem die Sowjetberater des Südens die Aufpeitschung der chinesischen Massen mit ihrer niederen Lebenshaltung entgegenstellen. Für diesen Einsatz im Spiel ist das Städte-Dreieck „Wuhan" (Wuchang, Hankau, Hanyang) mit seinen zwei großen Waffenschmieden von zusammen 8000 hochorganisierten Arbeitern, seiner zahlenstarken, wurzellosen und stromlebigen Bevölkerung ein noch günstigerer Boden als der Ausgangspunkt Kanton oder selbst Schanghai. Daher der Wunsch, es als Hauptstadt mit seiner ständig schlagbereiten Proletarier- und bewaffneten Gewerkschaftsgarde festzuhalten, und der natürliche Gegensatz zu der Handelsempore Schanghai, der älteren Hauptstadt Nanking und Nanchang, von denen aus Dschiang-Kai-Scheck seinen Kampf gegen den linken Flügel der eigenen Partei und die russischen Berater führt.

So kämpfen nicht nur die Menschen, sondern auch uralte Raummotive hinter ihnen gegeneinander. Alte Rassengegensätze: der altchinesischen Kulturlandschaft am Hwangho, der kolonialen Mandschurei, der Yangtseländer, der Kolonialmischungen um Kanton, gesellen sich dazu und verschärfen kontinentale und ozeanische, strombestimmte und küstenhaftende Spannungen und Spannungsursachen. Chang-Tso-Lin ist Sprosse nordgewanderter Schantungleute in der Mandschurei, nordisch unter Räubern aufgewachsen, in der Beherrschung raumweiter Landschaften, in der Führung des Eisenbahnkriegs erfahren, in natürlichem Gegensatz zu den Sowjets mit der nahen Macht Japans wohl vertraut, das mit $2^1/_2$ Divisionen in seinem Lande steht und einen Zwei-Milliarden-Eisenbahnwert (der Süd-Mandschurischen Bahn) dort sein eigen nennt.

Die Südleute der Hankau-Regierung wissen, daß allerlei Kräfte zwischen ihnen und dem Inselreich schützend stehen; sie trotzen auf den ungeheuren Volksdruck gesegneter, noch nicht ausgewirtschafteter Südländer und auf die dämonische Macht, die ihnen vor allem Sun-Yat-Sens Hinterlassenschaft über diese Massen gibt — auch auf politische Sonderwege der Vereinigten Staaten von Amerika. Aber der Eisenbahnkrieg, die weite nordische Ebene mit ihren anderen taktischen Verhältnissen ist ihnen fremd; und vor allem hat sich innerhalb ihrer Reihen der chinesische Nationalismus mit seinem Schlagwort „China für die Chinesen" von dem international-kommunistisch beeinflußten Teil der Kuomintang abgespalten, und begreiflicherweise unter dem genialsten, noch von Sun persönlich ausgewählten militärischen Führer: Dschiang-Kai-Scheck! Sein glänzender Heerzug von Kanton an den Yangtse war möglich, weil die Militarisierung der Gewerkschaften ihm den Rückhalt in Kanton und weiterhin sicherte, und weil die geschickte politische Unterwühlung seinen nordischen Gegnern den Boden unter den Füßen zerbrach. So gewann er das reiche Fukien, Schanghai, Nanking und die ganze Yangtselinie vom Innern aus, von der am meisten wetterwendischen Provinz Hunan und dem etwas beständigeren Kiangsi her.



China als wehrgeographisches und geopolitisches Kraftfeld.

Diese Kräfte kämpfen nun nicht mehr für ihn; wohl aber tut das in gesteigertem Maße der aufgepeitsche chinesische Nationalismus und die durch seine Kampfstellung gegen den Kommunismus nähergerückte Verständigungsmöglichkeit mit den Führern des Nordens. Die fremden Streitkräfte, die geraume Zeit nur ihre Schiffe um Schanghai zusammenziehen konnten, wo sie zu 30 versammelt waren, konnten mit dem Frühjahrshochwasser stromauf dampfen, und Ende April lagen 45 Kriegsschiffe mit mehr als 100000 t vor Hankau: die Versuchung zur Anwendung von Gewalt ist groß! Nahe liegt die Möglichkeit, daß kleine örtliche Zufälle weltgeschichtliche Folgen entfesseln, zwischen Chinesen und Fremden und zwischen Chinesen unter sich.

Genau vorweg zu sagen, welche Schlagweite und welche Zugkraft der einzelnen Figur im chinesischen Schachbrett im Augenblick zukommt, vermögen die Parteiführer selber nicht. Die Spaltung des Südens soll Dschiang-Kai-Scheck 27, dem Russen Borodin und seinem chinesischen Anhang 17 Divisionen gelassen haben. Aber dieses Verhältnis ändert sich mit jedem Tag, mit jedem Erfolg, leider auch manchmal mit dem einen oder andern Dollar-Scheck; und unter den von Chang-Tso-Lin beschlagnahmten Papieren der Nebengebäude der russischen Botschaft in Peking fanden sich unter anderm die Nachweise für den Preis des Verrates von General Kuo an seinem Führer Chan-Tso-Lin mit 400000 Dollar und vieles andere, was die Sowjetpolitik in China schwer belasten mag. Aber sie kämpfte mit ortsüblichen Mitteln. — Seit 1911 haben sich 16 Jahre Bürgerkrieg über China hinweggewälzt, etwas über die Hälfte des Dreißigjährigen Krieges; die besten Kenner sagen uns, der volle Ernst der chinesischen Umwälzung beginne erst jetzt! Was einzelne Teile des Riesenlandes dabei gelitten haben, davon erzählt etwa das furchtbare Leiden von Singan in Schensi während seiner mehr als halbjährigen Belagerung 1926. Was aus dem Industriegebiet von Hankau werden kann, wenn sich unter dem Feuer von 45 fremden Kriegsschiffen die Auseinandersetzung zwischen den Ideen des chinesischen Militarismus von Yüan-Shi-Kai, des neurevolutionären National-Sozialismus der Kuomintang, wie ihn der militärische Liebling Sun-Yat-Sens versteht, und des Kommunisten Lenin und seiner Getreuen abspielt, überschattet von dem notwendigen Ausgleich zwischen Nord- und Süd-Rasse, im Gezerr zwischen modernem Eisenbahnkrieg und uraltem Stromverkehr, alles auf einem menschenwimmelnden, haßdurchtobten Schlachtfeld — uns das auszumalen, fehlt jeder Vorgang in der europäischen Geschichte. Denn, was hier Zehner-Millionen an Schicksal bereitet wurde, das trifft dort Hunderte von Millionen, 448 in China allein, mit weltweiter Auswirkung. Unsere Leser aber tun gut, sich das Schachbrett des chinesischen Bürgerkriegs im Frühjahr 1927 als eine der bedeutsamsten Ausgangsstellungen von ihnen miterlebter Weltgeschichte zu bewahren.

K. Haushofer.

TAGESGESCHICHTE

Nordamerikas größter Strom, der Mississippi, der in vier Hauptarmen in den Atlantischen Ozean (den Golf von Mexiko) mündet, hat den unteren Teil seines Flußgebiets seit Anfang Mai in riesigem Umfang durch eine ungeheure Überschwemmung heimgesucht. Um die Stadt New Orleans vor Überflutung zu schützen, mußten stellenweise die Dämme gesprengt werden. Weite Gebiete stehen unter Wasser, zahlreiche Bewohner sind obdachlos geworden. — In jedem Frühjahr ist der untere Teil des Mississippigebiets der Gefahr ausgesetzt, überschwemmt zu werden. Die Schnee- und Eisschmelzen von Anfang März pflegen dem „Vater der Ströme“ gewaltige Wassermassen zuzuführen, die durch die Niederschläge im April noch vermehrt werden. Zur Abwehr gegen diese Gefahr sind zu beiden Seiten des Strombettes Erddämme errichtet worden, die ersten im Jahre 1717. Den systematischen Ausbau dieser Schutzanlagen nahm der Staat 1879 in die Hand. Heute sind diese Dämme auf eine Länge von 3000 km zum größten Teil vollendet. Damit ist aber die Überschwemmungsgefahr bei außergewöhnlichen Hochwassern noch nicht behoben, da der überaus weiche Boden des Ufergrundes, der die Ingenieure beim Dammbau vor ungeheure Schwierigkeiten stellte, beim Steigen des Wassers leicht nachgibt. So erfolgten beim letzten großen Hochwasser im Jahre 1922 drei große Dammbrüche von je 300 bis 1000 m Länge, und zwar so rasch, daß sie erst nach dem Hochwasser wieder geschlossen werden konnten.



Übersichtskarte über das Überschwemmungsgebiet des Mississippi bei New Orleans.

Im Reformationssaal in Genf wurde am 4. Mai die erste Weltwirtschaftskonferenz durch ihren Präsidenten Theunis eröffnet. Dabei waren die Delegierten von 47 Staaten der Welt zugegen. Die Plenarsitzungen finden im Reformationssaal statt, während die Kommissionen im Völkerbundssekretariat tagen. Am 21. Mai soll die Konferenz beendet sein. Von den Nichtmitgliedstaaten des Völkerbundes sind Amerika, Sowjetrußland, die Türkei und Ägypten anwesend. Unter den deutschen Vertretern befinden sich Dr. K. F. v. Siemens, Präsident des Reichswirtschaftsrates, Staatssekretär Dr. Trendelenburg und der ehemalige Reichsfinanzminister Dr. Hermes. Außerdem beteiligten sich an den Beratungen mehrere Sachverständige, von denen Geheimrat Sering und Graf Keyserlingk die Landwirtschaft und Reichstagsabgeordneter Dauch das Bankwesen und verwandte Zweige vertreten. — Die Weltwirtschaftskonferenz geht zurück auf die Brüsseler Finanzkonferenz von 1920 und die Konferenz zu Genua von 1922. Vom 26. April bis zum 1. Mai 1926 fand dann die erste Tagung der vorbereitenden Kommission statt, auf der sich die verschiedensten Anträge der einzelnen Staaten ergaben. Das Resultat der zweiten Tagung der Kommission (vom 15. bis zum 19. November 1926) war die Aufstellung des gegenwärtigen Programms, das in zwei Teile zerfällt: Besprechung der weltwirtschaftlichen Lage vom Standpunkt der einzelnen Länder aus und Untersuchung der weltwirtschaftlichen Tendenzen, die den Weltfrieden gefährden können, einerseits, und dann Erörterung der Sonderfragen für Handel, Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft.

Am 30. April beging die Stadt Bremerhaven die Hundertjahrfeier ihrer Gründung. Die Gedenkfeier wurde im Stadttheater veranstaltet. Der Präsident des bremischen Senats, Dr. Donandt, und Senator Dr. Apelt berichteten über die Gründung und Entwicklung Bremerhavens und erinnerten an das verdienstvolle Wirken von Bürgermeister Johann Smidt († 1857), dem Gründer der Stadt. Ferner sprachen Exzellenz Boden im Auftrag des Reichsrats, Oberbürgermeister Becke, Bremerhaven, für die Vereinigten Staaten Botschafter Shurmann, Reichsaußenminister Dr. Stresemann für die Reichsregierung und Staatssekretär Weismann für die preußische Regierung. Nach dieser Feier fand am Fuß des Bürgermeister-Smidt-Denkmals ein kurzer Festakt mit Kranzniederlegung statt. Dem folgte ein Festessen in der neuen Stadthalle und am Abend eine Festvorstellung im Stadttheater.

Die 135 Jahre alte Berliner Singakademie, noch immer eine der wichtigsten Stützen des Berliner Musiklebens, konnte am 30. April die Hundertjahrfeier ihres in den Jahren 1825–1827 errichteten Hauses Unter den Linden nahe der Universität feiern. Die Einweihungsfestlichkeiten wurden durch eine Morgenfeier eingeleitet. Prof. Dr. Georg Schumann, Direktor der Singakademie, hielt die Festede.

Auf dem Baugelände am Südwestkorso in Berlin, auf dem die Siedlung „Künstlerkolonie“ für Künstler und Schriftsteller erstehen soll, erfolgte am 30. April die Grundsteinlegung der Anlage. G. Rickelt, Präsident der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, und der bekannte Schriftsteller Walter v. Molo hielten dabei Ansprachen.



Geheimrat Dr. Ad. Miethe, Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, der durch die Erzeugung künstlichen Goldes auf chemischem Wege in weiten Kreisen bekannt geworden ist, † 65jährig am 5. Mai.

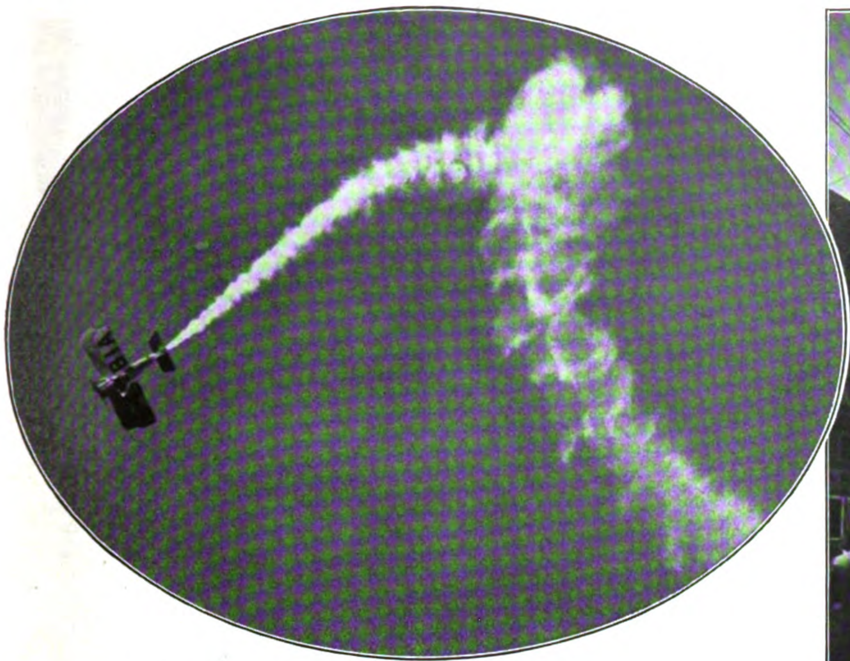


Von der 8. Tagung der Gesellschaft für Freie Philosophie (Schule der Weisheit) in Darmstadt vom 24. bis zum 30. April: Die Teilnehmer der Versammlung.

1 Prof. Richard Wilhelm, 2 Dr. Hans Prinzhorn, 3 Prof. Hans Much, 4 Prof. Max Scheler, 5 Prof. Leo Frobenius, 6 Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, 7 Großherzogin Eleonore von Hessen, 8 Graf Hermann Keyserling, 9 Dr. C. G. Jung, 10 Graf Hardenberg, 11 Frau Andreae, 12 Herr Andreae, 13 Herr v. Schwabach, 14 Frau v. Schwabach, 15 Frau Dr. Willy Merck, 16 Prinz Rohan, 17 Alfred Bock, 18 Prof. Hartmann, 19 Dr. Wilbrand, 20 Baron Otto Taube, 21 Baron Thienen, 22 Frau Much, 23 Gräfin Keyserling, 24 Frau Richard Dehmel, 25 Frau v Heyl, 26 Gräfin Eierstorpff, 27 Frau v. Raumer, 28 Oscar A. H. Schmitz, 29 Frau Prinzhorn, 30 Herr v. Römheld, 31 Frau v. Römheld, 32 Frau Scheler, 33 Frau Frobenius, 34 Gräfin Götzen, 35 Frau v. Schnitzler, 36 Freiin Dora zu Putlitz, 37 Freiherr v. Schauroth, 38 Baronin Ungern-Sternberg.



Friedrich v. Scholtz, General der Artillerie a. D., während des Weltkriegs Führer der 8. Armee in Rußland, später Befehlshaber der Heeresgruppe der Mittelmächte in Mazedonien, † am 2. Mai im Alter von 76 Jahren.





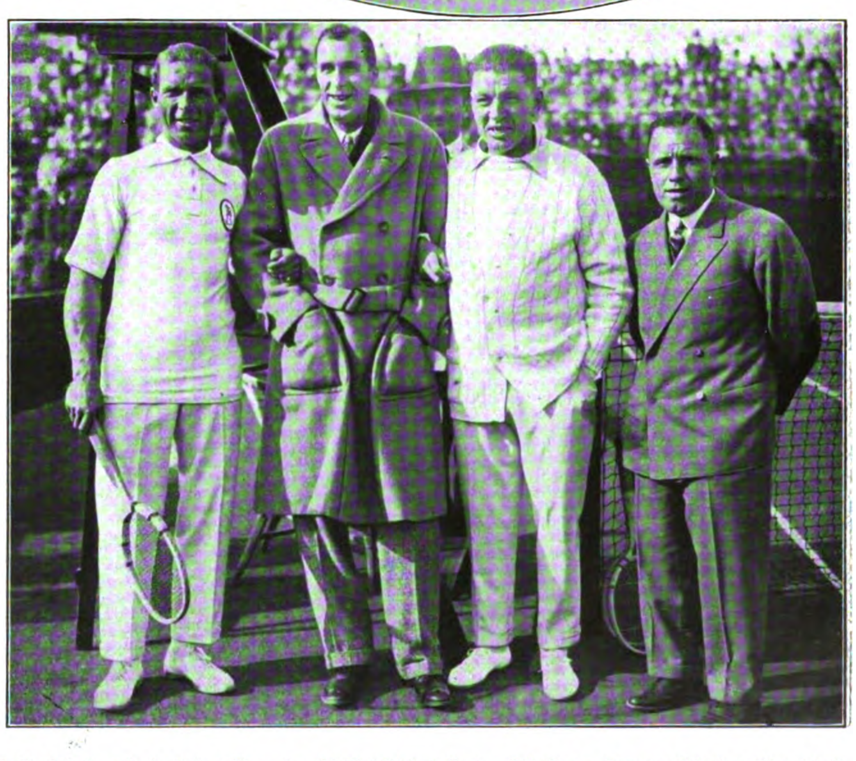


Vorführungen der Himmelschriftflieger im Dienste der Reklame, wie sie in England und Amerika und jetzt auch über deutschen Großstädten gezeigt wurden. Mit Rauch aus den im Flugzeug mitgeführten Chemikalien schreibt dabei der Flieger in kühner Luftakrobatik (mit [aufwärts] 100 bis [abwärts] 230 km Stundengeschwindigkeit) die gigantischen, 1 bis 1 1/2 km großen Buchstaben. Im Oval: Flug eines schreibenden Flugzeugs mit 230 km Geschwindigkeit beim Zeichnen des Abstriches eines seiner Riesenbuchstaben. Rechts oben: Ein Himmelschrift-Aufruf über Berlin.

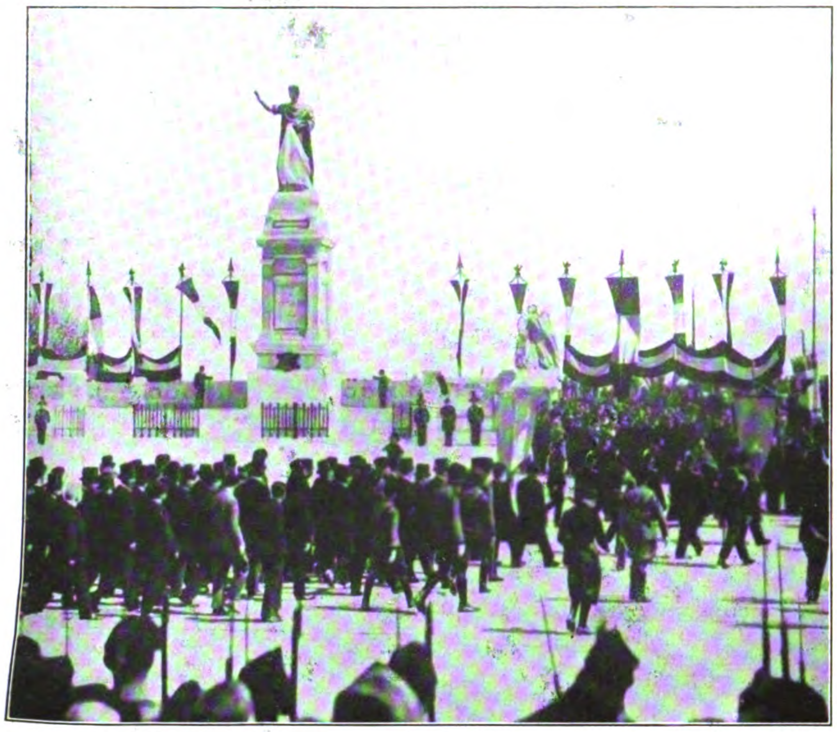


Von der vor kurzem erfolgten Eröffnung der Luftverkehrslinie Sevilla-Lissabon-Madrid: Priesterliche Weihe eines Junkers-Großflugzeugs im Beisein der königlichen Familie und des gegenwärtig zu Besuch in Spanien weilenden Prinzen von Wales auf dem Flugfeld von Sevilla. — Rechts Mitte: Vom Kampf um die Deutsche Box-Schwergewichtsmeisterschaft am 1. Mai in der Westfalenhalle in Dortmund, bei der der Duisburger Rudi Wagener Hans Breitensträter in der zweiten Runde durch Niederschlag besiegte: Überreichung des Siegerpokals an den Sieger.



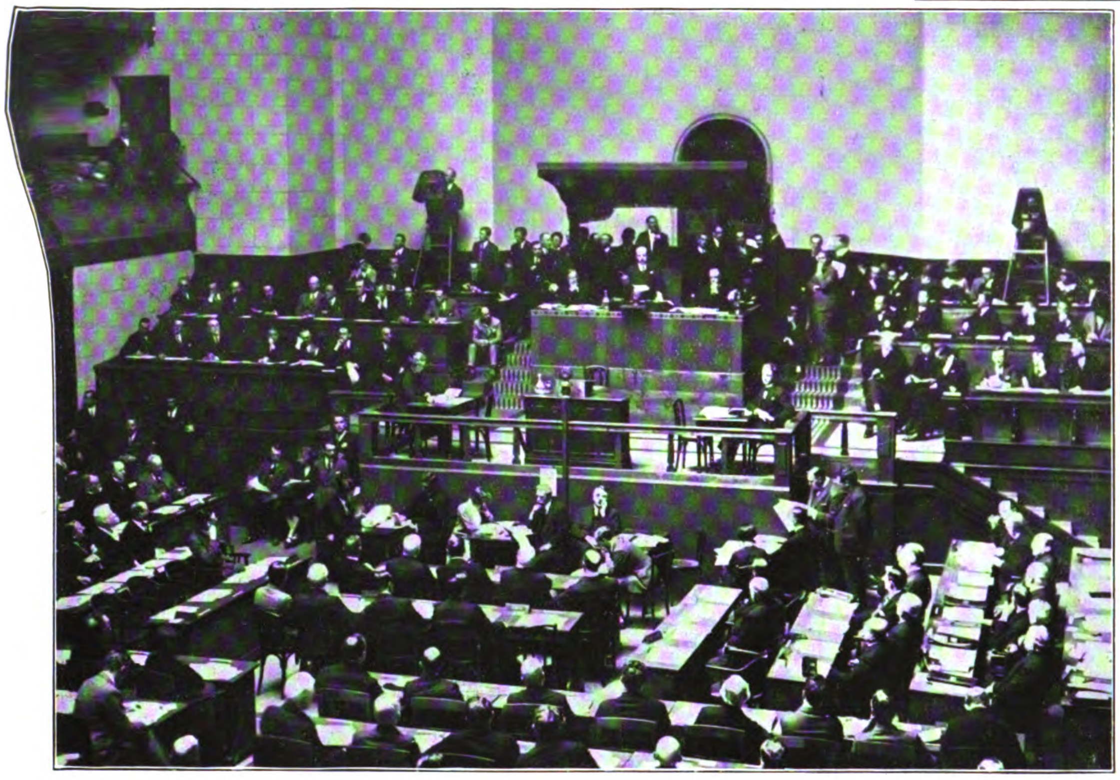


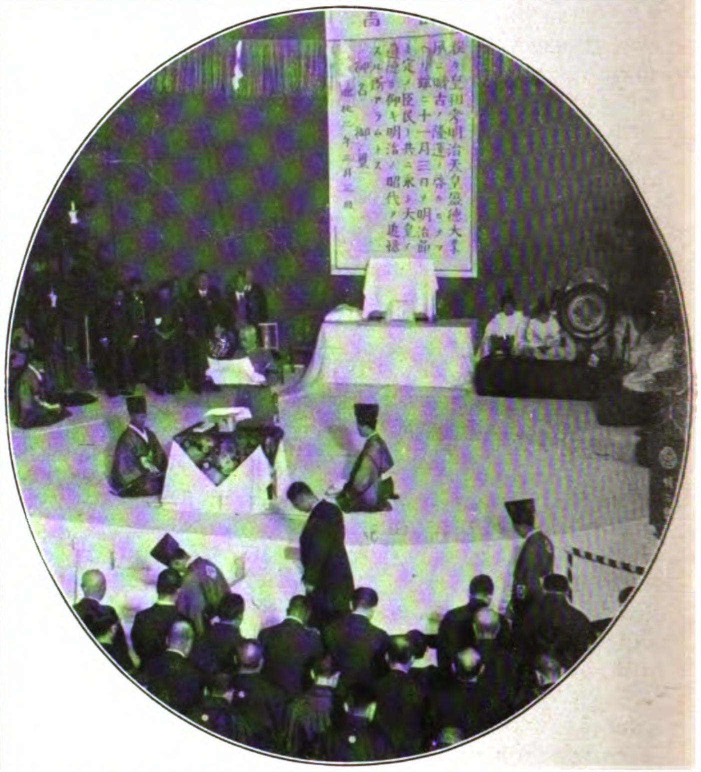
Links: Von der am 1. Mai in Leipzig ausgetragenen Mitteldeutschen Fußball-Meisterschaft, bei der V. f. B. Leipzig mit 4:0 den Chemnitzer Ballspielklub besiegte: Eckball am Tor der Leipziger Mannschaft. Rechts: Von der Begegnung der beiden besten europäischen Berufstennisspieler, Roman Najuchs (Deutschland) und Karl Kozelubs (Tschechoslowakei), in Berlin am 1. Mai, bei der Kozeluh den Sieg errang: Die Rivalen (links: Kozeluh, rechts: Najuch) mit ihrem amerikanischen Schiedsrichter (in der Mitte), dem Tennischampion William Tilden, nach dem Kampf; ganz rechts der Tennisberufsspieler Richter.





Eine italienische Ehrung für den altrömischen Dichter Virgil (geboren 70 v. Chr. in Andes bei Mantua): Die vor kurzem erfolgte Einweihung des Virgil-Denkmals auf dem Virgil-Platz in Mantua.
Rechts: Die holländische Thronerbin Prinzessin Juliane, die am 30. April ihren 18. Geburtstag feierte und anläßlich des Erreichens der Großjährigkeit in den Staatsrat aufgenommen wurde.





Die Einführung eines neuen Nationalfeiertages in Japan: Die feierliche Erklärung des Geburtstages des früheren Kaisers Meiji zum Nationalfeiertag durch den Verwalter des Meiji-Schreins, der die Gebeine des Kaisers enthält.

Links Mitte: Vom Beginn der Weltwirtschaftskonferenz in Genf am 4. Mai: Der belgische Staatsminister Theunis, Präsident der Konferenz, während der Eröffnungsrede.





Von der Riesenüberschwemmung im Mississippigebiet: Eine überflutete Straße in Little Rock (Arkansas).
Rechts: Zerstörte Eisenbahnanlagen bei der Ortschaft Rolling Fork.

Evelyn

Novelle von Frank Arnau

Wer von Sinzo-Miahoro gen Süden fährt und im Abteil die Zeitung liest, kommt zu spät zum ersten Lunch im Büfettwagen und gelangt erst nach dem Taiskot-See zum Vortisch. Wenn der zweite Steward nachlässig ist — und er ist immer nachlässig, nicht? — so hat der Reisende Muße, die Landschaft zu beäugen. Knapp nach zwölf Uhr wird ihm dann eine Schachtelvoll Häuser für einen Augenblick vor die Augen fliegen, eingebettet zwischen zwei magere Flüsse und harte Steinerde; und dieses Bild wird ihm die Frage aufdrängen, wie es sich eigentlich „sowo" lebt...

Wenn der Reisende erblich belastet ist, so steigt er dann bei der nächsten Station aus, wartet ein paar Dutzend Stunden auf Fahrgelegenheit und schaut sich ein, zwei Tage später höchststeigen — Atlaktaplatpet an, um zu erfahren, wie es sich „sowo" lebt...

Es ist nicht leicht, Atlaktaplatpet auszusprechen; hinzugelangen ist noch weit schwieriger. In mexikanischen Grenzlanden ist der Verkehr nicht viel besser als auf dem Balkan üblen Gedenkens, und das ist ein scharfes Urteil.

Mit einer Handtasche (unter dem Hemd einen Traveller-Cheque) landete ich in Atlaktaplatpet. Ich war entschlossen, vom Cheque erst ganz zuletzt Gebrauch zu machen. — —

In Atlaktaplatpet war Markttag, und eine große Menschenmenge von mindestens zweihundert Köpfen nahm an einer Art Basar-Auktion teil, deren vorstechendste Merkmale Handgemenge und Betrugsarten sein mußten. Mehrere Eingeborene boten mir sogleich verschiedene wertlose Objekte zum Kauf an, unter denen ein altes Champion-Fahrrad wohl einen besonderen Rang einnahm, denn sein Besitzer erklärte mir, es sei unverkäuflich, und er würde es niemals hergeben, weil es das überhaupt beste Fahrrad des Ostens sei; er würde es keinesfalls billiger verkaufen, als...

... als die Leute hörten, ich suche Arbeit, veränderte sich jäh ihr ganzes Gebaren. Nur der Fahrradmann blieb mir treu; er erklärte mir in lebhaft bewegten Worten die zahllosen, überaus sinnreichen und praktischen Verwendungsmöglichkeiten des Bicycles im Farmerleben und bestand auf seiner Meinung, daß man ohne Fahrrad überhaupt nicht leben könne. Als ich ihm versicherte, ich sei ein passionierter Nichtfahrer, bot er mir ein Paar Schaftstiefel an und einen Smith-Wesson-Revolver. Als ich kaufte, kam er rasch wieder auf das Fahrrad zurück, setzte sich auf dieses von ihm geschäftig geführte Vehikel, fuhr einige elegante Volten und bremste dann mittels einer Patentbremse so plötzlich, daß der Hinterreifen mit dumpfem „Puh" sprang. Der Mann erklärte stolz, eine so gute Bremse sei ihm überhaupt noch nicht vorgekommen, versetzte dann dem Vorderrad einen Tritt, wodurch es keineswegs zweckbeweglicher wurde, und offerierte mir sodann einen zweiten Revolver, da man überhaupt ohne zwei Revolver nicht leben könne. Meine bessere Meinung von der Bevölkerung hielt mich ab, die zweite Waffe zu kaufen; aber der Championmann ließ, sein Rad tragend, nicht locker und begann mir von den Vorzügen einer Bar-Bar in so rosarotem Wohllaut zu erzählen, daß ich seinen Lockungen schließlich nachgab, weil mich die Bar-Bar, wie er sie nannte, schon durch ihren Doppelbarnamen heftig anzog.

Am Ende der Hauptstraße von Atlaktaplatpet war die Bar, das heißt die Bar-Bar. Die Hauptstraße bestand aus elf Häusern; wenn man solches eben Häuser nennen will. Derlei liegt beim Beobachter. Im elften Hause — von der anderen Seite aus gerechnet also im ersten — befand sich ein Lokal, von dem ein Schild behauptete, es sei die „Bar-Bar", und zwar die beste der näheren Umgebung und von Mexiko. Über fünf Treppen und einen Holzkorridor ging der Weg in den Saal, von dem Optimisten bestätigen werden, daß er ein Saal ist.

Es ging ganz kultiviert zu; es lag sogar ein Hauch heimatlicher Gemütlichkeit in dem Grammophonkonzert, das eben aus einer Trichtermaschine hervorgezaubert wurde.

Es waren nicht sehr viele Leute anwesend; etwa ein Dutzend Menschen. Sie sahen sehr grimmig aus, freilich viel freundlicher als bei uns daheim die Operettentenöre in Cowboymaske. Sie sangen dafür auch wesentlich besser als diese, bekamen aber viel weniger Gage.

Mein Kommen wurde ebenso rasch wie unziemlich wahrgenommen; einige Männer biederten sich zudringlicherweise an, daß ich dem fernen Vergleich mit Inseratenagenten nicht aus dem Weg gehen konnte. Der Vergleich verschwand erst, nachdem aus einem Wortwechsel eine Kraftprobe mit lautem Lachen entstand, wobei der Bursche mit zwei Hieben eine mitteldicke Tischplatte zertrümmerte. Er bemerkte meine Verwunderung und fragte dann unvermittelt, ob ich tanzen könnte. Ich schätzte sein Interesse gering ein und sagte:

„Nein."

„Wetten, daß du tanzen kannst!"

Um uns bildete sich ein Halbring. Die Mitte okkupierte der Sprecher, ihm gegenüber saß ich an meinem Tisch und wiederholte:

„Ich kann nicht tanzen."

Der Fahrradmann sagte mir: „Tanze, sonst geht's übel aus", und ging zur anderen Partei über.

„Ich kann nicht tanzen, und ich will nicht tanzen", schrie ich jetzt dem Lachenden zu.

Im nächsten Augenblick krachte ein Schuß — dann in rhythmischer Reihenfolge ganze Akkorde. Es war eine wundervolle Musik. Zwei Burschen reichten dem Lachenden die Revolver.

Ich hatte die Schüsse nicht gezählt, aber es mochten immerhin acht bis zehn gewesen sein, als die erste Kugel sich tief unten in das Tischbein bohrte. Da das Tischbein in nicht allzu großer Entfernung von meinen Beinen war, sprang ich auf; zunächst auf den Sessel, dann, als die erste Kugel die Lehne traf, bestieg ich den Tisch. Ich war also erhöht worden; aber nicht über eigenen Wunsch.

Man ändert oft rasch seine eigensten Ansichten. So kam ich in kurzen Minuten zu der Notwendigkeit, tanzen können zu müssen. Ich hüpfte auf der Tischplatte umher. Die Sache war gewiß sehr amüsant; die Bar-Bar-Men lachten. Ich tanzte.

Schließlich wurde es dem Kugelspender zu wenig interessant; er senkte seinen Revolver, und nur einige Nachzügler seiner bisherigen Waffenreicher klatschten in das Hartholz des Tisches. Dann durfte ich herabsteigen und wurde bewirtet.

Es war sehr nett.

Bewegung tut wirklich gut, dachte ich mir.

Mein Entschluß, auf eine Farm zu gehen, war unumstößlich. Die Jungens rieten mir ab; ich riet mir zu. Und ich behielt recht.

Abends ging es langsam in Ruhe über, das Treiben. Eine Rothaut, von mir schon beim Kommen bemerkt, nahte.

„Du willst auf eine Farm? Ich weiß eine. Big O'Cronwenors Farm mein' ich. Morgen reit' ich zurück — war hier zum Markte. Komm mit!"

Komm mit! Warum nicht? Trinken wir zusammen ein Glas des Näherrückens. Und morgen — — —

*

So lag die Farm: weit gedehntes Land und an einem Punkte — hier war er die Mitte — die Häuser. Niedrig. Holz und Lehmziegel. Kurzer Aufbau aus Pflöcken und Stangen. In all dem roch es nach Leben; nach Tier und Mensch und Frucht. Das übertrug sich auf alles. O'Cronwenors Stiefel staken in dieser Erde, und aus seiner, seines Weibes und der Seinen schwitzenden Verrichtung des Werks war jeder Tag gesättigt. Wenige Worte drangen in das Unerforschliche dieser scheinbar ganz offenen, im wirklichen Wesen ganz verschlossenen Seelen.

Seelen, sage ich, weil sie sich ihrer vielleicht gar nie bewußt waren. Und sie hatten sie im Leib und in den Augen; ganz, ganz, ganz.

Rastlosigkeit wurde mir zuteil. Flockend fiel die Haut von den Händen unter Zügeln und Hanfstricken. Bald, nach ersten Schmerzen, heilte es ab; Härteres bildete sich nach. Schmerzen waren es — weh tat es eigentlich nie...

Ich sann nur einmal nachts über Gegenwärtiges — Kommendes: Weshalb? Ich konnte doch umkehren; in meine Welt den Rückweg finden... Es schloß der Körper die offenen Lider des Geistes; leiser Abglanz vom Café de la Paix schimmerte durch verloschene Sonnenglut vergangenen Gesterns: Bleiben, bleiben, bleiben! Nichts wissen: Die Seele haben, besitzen. Weil ihrer unbewußt geworden. — — —

Nach den ersten Wochen, da die Ernte eben zu Markte kam, keimte erstes Interesse an den Nächsten um mich herum in mir auf. Es verflüchtigte sich an Unnahbarkeit. Nur Evelyn...

Wie war das doch mit Evelyn?

Es war ein Lachen, meinte ich damals.

Ein Lachen, ein Lachen.

*

Die Zeit wurde träge. Ihre wichtigste Spanne war abgearbeitet worden; die Geräte wurden nun zurechtgeflickt, und häufiger saß man beisammen. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus: Vier Stuten waren zum Abfohlen fällig. Auch sonst allerlei Junges umher. Und O'Cronwenors Gesicht brauste im Entzücken: alles Lebende schlug Funken. Sein Weib hatte ihm die neue Hoffnung zum frühesten Frühjahr gekündet.

Evelyn — mit dem Lachen — ritt oft nach dem Wall zum Gestüt. Die Rothaut Staffer mit ihr. Und da es einmal große Inspektion absetzte, folgte ich mit.

Die Luft trug Begehrlichkeit nach getaner Arbeit in sich; es stieg aus vorabendlichen Strahlen der Sonne unfaßbarer Friede herab; Friede, wie ihn Menschen selten haben. An einem kleinen Geröll stiegen wir ab zum Essen; Staffer bereitete es. Er roch an den Stein und lachte.

„Weshalb lachst du?"

„Es fällt mir ein, ich war zur Stadt gewesen" — und er bereitete dieweil die Speise — „da sah ich zurechtgehauene Steine. Groß wie

Menschen. Männer. Kopf, Arme, Beine, Hände, Brust und alles, was einen ausmacht. Da fragte ich O'Cronwenor, was das zum Zweck habe. — Ei, meinte er, das sei doch die Kunst — aus Stein zu meißeln! — Ich sagte ihm, daß es ja Unsinn wäre. Hier draußen sagt mir der Stein, wenn ich so an ihn rieche, alles, was ihm letzthin widerfuhr: Besuch von Tier und Mensch. Wegweiser also ist er mir. Nicht? — Und dort, als Mensch zurechtgehauen, ist er nichts. Diese steinernen Menschen können ja nicht einmal die Augenlider bewegen."

Evelyn blickte mich langatmig an.

(Nicht einmal die Augenlider bewegen? tönte es in mir.)

Dann sagte sie, und ihre Arme betteten sich auf die Erde, während ihre Blicke sich mit dem Himmel verbanden:

„Es ist unser Unglück, daß uns die Steine keine Wegweiser sind."

Da streifte mein Schauen hinüber: ein abgerundeter Kiesel hatte einen länglichen Körper, ruhte auf vielen kleinen Steingenossen und schien nach ihr zu deuten.

Sie fing meinen Blick auf, und — ungewollt? — begegneten wir uns an diesem Stein.

Ein Kuß, Lippen und Augen verdeckend, zog das schwere Tuch des Empfindens und Findens über ein junges Geheimnis. —

Die Steine sind Wegweiser, dachte ich später; man muß sie nur verstehen. — Und selbst muß man verstanden werden, lachte es über Evelyns Augen.

Evelyn:

Schlank war sie, mittelgroß und sehnig; bei Ellenbeuge riß es ihre jungen Brüste im straffen Damast; ihr Rückgrat senkte sich herrisch vom schmalen Hals abwärts. Im Sattel spannten ihre Schenkel eine leichte Wölbung nach vorn, wenn Muskelspiel und Pferdetakt aus einem Blick zu mir herüber Leben gewannen.

O'Cronwenor fühlte dies Fremd-Neue unter seinem Dach. Er tastete fremdes Recht nicht an; aber er schien mir noch schweigsamer im Vorübergehen. Bloß einmal hatten wir ein längeres Gespräch; er forschte nach Vergangenem meiner Jugend. Einige Worte zuviel sprechend, löste ich sein „Dann verstehe ich es" aus. Mitleid zu Evelyn erkannte ich in ihm. Und als ich davon mit ihr sprach, malte sich über dem fleckenlosen Himmel dies Bild:

Dies Bild wortlosen Kämpfens unter einem Dache: um ein Weib — um einen Mann — um den Geliebten.

Das klaffte mitten in dieser naturwahren Offenheit: die Lücke vererbter Vorstellung von Herrenmenschen alter Geschlechter, die ihr Blut auf Jahrhunderte hinaussenden und späteste Erben mit ihrer Last bedrücken — dies Ichtum O'Cronwenors, unter mild lachendem Wesen offener Art — dies Jauchzen der Frau unter der Schmerzhaftigkeit nahender Geburtswunder — dies Lachen des Mädchens in fremder Herüberziehung erzitterter Augenblicke.

All dies löste ungesprochene und unüberbrückbare Zerwürfnisse in geheimsten Blicken aus durch die Gegensätzlichkeit des gezeigten Gleichmuts und des empfundenen Fühlens.

Diese Tönung nahm das Bild an:

Rastlose Arbeit auf der Grundfarbe des gewollten Müssens; ein niedriges Haus im Vordergrund, voll Sonne und Atmung; ein Ausschnitt von allerlei Lebendigem; und ein Hintergrund, in dem sich Glauben und Wissen hilflos verlor...

•

„Sieh, Evelyn, Liebste, ich muß letztmals mit dir sprechen. Schau nicht beiseite. Warum nickst du? Wir haben alles längst gewußt, gewiß, Mädl. Du hast den Traveller-Cheque bei mir gesehen, weißt, daß ich ein Ausreißer bin aus Klubfauteuils — daß ich wieder gehen muß. — Du reichst mir den Hut, Evelyn... O, Mädl, rück' noch einmal näher an mich heran; ich will zu dir sprechen." — — —

Führen Worte ein eigenes Leben, daß sie immer wiederkehren und klingen wie einmal in die Welt gesetzt? Worte, Worte! Aber dieses oder jenes hat ein Gesicht; plötzlich ein Antlitz von nie verwischbarer Färbung. Das erkennen wir wieder unter den Tausenden.

Diese Worte — und Andeutungen zu ihnen — geleiten über Grenzen von Ländern und Gefühlen hinweg. Die Erde läßt sich in einige Laute einfangen; es müssen nur die richtigen sein...

•

Es war still in Atlaktaplatpet, als Staffers Stute vor meinem Wallach die Bar-Bar erreichte. Das Fahrzeug war bereitgestellt worden. Noch ein Glas — dann weiter!

Der Raum war dunkler als vor — vor Monaten. Ich saß am selben Tisch. Unten ertasteten meine Finger einige kleine Öffnungen. Ja, ich hatte tanzen gelernt...

Staffer guckte in sein Glas. Nach einer Weile stand er auf und ließ das Grammophon spielen. Die Platte kreischte unter der abgenutzten Nadel; bei jeder Umdrehung gab es einen Knacks; sie hatte einen Sprung bekommen.

Staffer saß dicht neben mir. Ich fühlte, er hatte mir etwas zu drossen:

„Sie hat dich sehr lieb."

Und nach geraumer Spanne, etwas leiser:

„O'Cronwenor mag dich trotz allem. Er meint, du kannst bleiben."

(Sag', Staffer, sag' es mir: Warum glaubt ihr alle, daß man bleiben kann? — Staffer, ich kann es nicht. Ich möchte es; aber es ist mir nicht gegeben.)

Ich sprach laut kein Wort zu ihm.

Die Sonne stieg ganz in die Höhe.

Ich muß fort; ich muß.

Die Bar-Bar wird immer kleiner. Staffer reitet scharf neben dem Sandläufer. Wir sagen uns einige Worte; der Wind bläst sie hinüber — zur Farm.

An einer Biegung nimmt Staffer Abschied. Ich glaube, er hat geweint. —

Es gibt überall Menschen...

Die kleine Station liegt ganz in den Tag gebahrt. Weitab Büffel.

In einer Stunde kommt der Zug.

Die lange Bank prallt in der Sonnenglut. Trotzdem setze ich mich, den weiten Hut über den Nasenrücken gezogen. Die dünne Ledereinlage dünstet über den Augen.

Ich möchte schlafen; aber etwas flackert in mir.

Da läßt sich jemand auf die Bank nieder.

Ich will nicht wissen, wer es ist. Ich bleibe regungslos sitzen. „Schlafend".

Minuten vergehen. — Minuten?

Ich zähle bis sechzig. Bis hundert. Bis hundertsiebzehn... reiße den Hut herab — — —

„Evelyn!"

Sie sieht mich aus großen Augen an; einen Augenblick. Das gräßlichste Lachen schwillt über ihre Lippen. Ihre Hände spielen zuckend brennende Begleitung.

„Evelyn!"

Sie ist ganz fremd geworden; ganz fremd. Frau. Nie könnte ich sie Mädl nennen. Nie. —

Noch über eine halbe Stunde dieser Schatten neben mir. So wortlos wildern unsere Gedanken von Aug' zu Aug'.

Endlich sieht sie mich wieder an.

Und spricht — einfach, wie vergessend — vergebend, ohne es merken zu lassen:

„Ich bin herübergeritten — paar Stunden lang — an die sieben — hab' mich wundgeritten wie noch nie — wollte dich sehen. Wollte dich nicht anschauen, mußte es doch. Das Pferd ist ganz krumm geworden — der kleine Healy — aus der Cissy — die Cissy hat rissige Fesseln. Wollte dich nicht anschauen — hab' die Peitsche mitgebracht — aber sieben Stunden sind lang. Wollte dir sagen, daß ich dich liebhab'. Hast mich viel geküßt — mich glücklich gemacht — einige Wochen, vielleicht. Vor dir war ich auch einmal glücklich. Ist auch nur für Wochen gewesen. Damals war es ärger, war das erste Mal. Sieh, ich spreche jetzt ohne Scheu zu dir. Nimm's mir nicht übel. Eins also, was ich dir zu sagen hatte: Wir haben uns beschenkt und bestohlen — keines zu viel, keines zu wenig. Darüber wäre ich heute hinweg. Aber eins — ich muß gerade zu dir stehen. Sieh, ich kann nicht länger hierbleiben. Das ist das einzige, was du mir angetan hast. Daß ich fort von hier will — fort von hier muß. Es geht nicht anders."

„Du mußt bleiben, Evelyn! — Wohin willst du? Du kannst nicht diese Erde fliehen — wie ich die meine nicht verlassen kann. Ich habe dich heute noch lieb, Evelyn — liebe dich wie je zuvor und je in spätem Altern — doch was willst du an fremder Scholle schaffen?"

Ein kurzer Ausbruch; ein Schrei; ein Zittern. Dann glätten sich ihre unmerklichen Falten; die Blässe in ihrem Gesicht wird rot durchpocht.

Der Zug kommt.

Ein unerwiderter Kuß auf ihre jungen Wangen; und ihr Weinen, unhörbar, steigt mit mir auf den weiten Weg. Aus dem Jalousien-Fenster grüße ich sie.

Da erhebt sie sich und kommt ganz nahe an das Fenster.

„Komm aufs Jahr in Boylstons Zirkus nach Mexiko-City und frage nach Evelyn. Ein Reitakt — Herr und Dame — ein Duo —"

Sie lacht ein gräßliches Schrillen.

Der Zug rekelt sich.

Ich muß regungslos nach Evelyn blicken, die nun, ganz plötzlich, scharf sich umwendet und abgeht.

Mein Blick zieht weitab.

Eine Figur — Roß und Reiter — steigt aus dem Horizont.

Die Räder in steigendem Takt — — —

Der Reiter naht.

Staffer!

Meine Blicke umspannen ihn, da er geschmeidig hinabgleitet und auf einen Zoll genau vor Evelyn stehen bleibt.

Sie deutet nach dem Zug, nach mir.

Ich glaube, zwischen ihren harten Zähnen preßt sich das heisere Lachen hervor...

Noch ein Strahl des Schauens:

Staffer ruft mir etwas nach.

(Ist's Einbildung — ist's Hören: „Boylston".)

Boylstons Zirkus in Mexiko-City.

Zirkus, Zirkus, Zirkus...

Alles wankt — eine scharfe Biegung — die Kurve fällt jäh ab. Ein neues Pastell zeigt sich im Rahmen des Fensters...

Die Fläche wächst; die Luft wird greifbar dick in solchen Weiten, und Evelyns Wort wird Rasenfläche tummelnder Gedanken: „Wir haben uns beschenkt und bestohlen." — — — — — — —

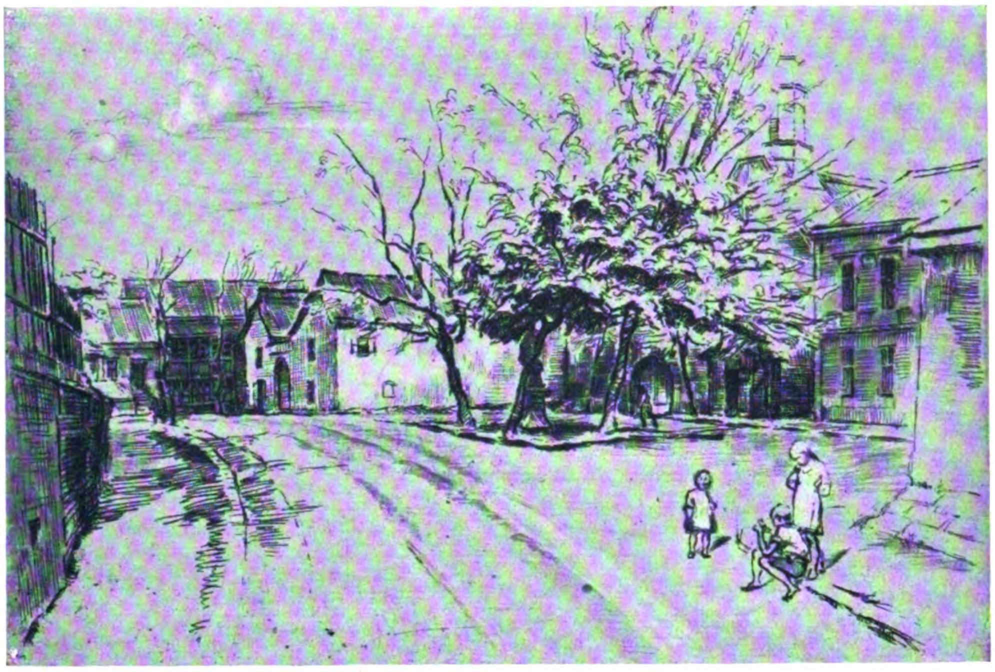
Zirkus Boylston, Mexiko-City...

Nein:

Zirkus Welt.



An Bord eines Bodenseedampfers; im Hintergrund die Stadt Lindau. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Lipus.



Beethoven-Landhaus in Heiligenstadt.

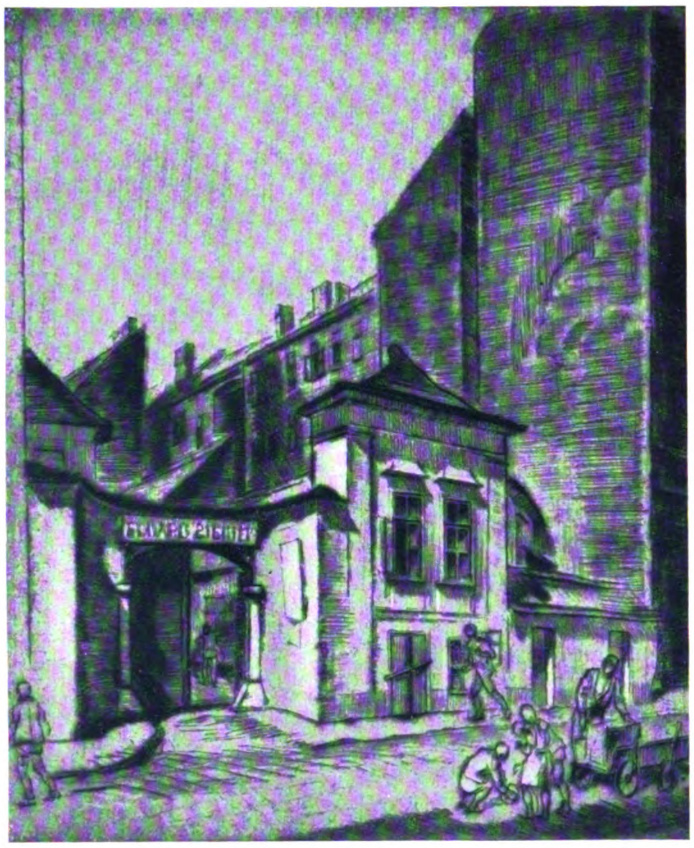


Schubert-Haus in der Säulengasse.

ALT-WIENER MUSIKERHÄUSER

Radierungen von Joh. Kampmann-Freund.

Nicht aus Alt-Österreichs Landen allein, auch aus Deutschland zogen die Komponisten des 18. und 19. Jahrhunderts nach dem vielgepriesenen Wien, dessen Heiterkeit und Musikalität freundlich lockten und warben. C. W. Gluck, der Begründer der modernen Oper, hatte in den späteren Lebensjahren seinen ständigen Wohnsitz in Wien, wo er zehn Jahre lang Kapellmeister der Oper war. Hier starb er auch im Jahre 1787. Als Achtjähriger kam Joseph Haydn als Chorknabe der Stephanskirche nach Wien, um fast zwanzig Jahre dort zu leben. Später, nach seinen großen Erfolgen in England, kehrte er wieder in die Stadt an der Donau zurück, wo er nun bis zu seinem Tode im Jahre 1809 blieb. Wolfgang Amadeus Mozart wirkte in Wien als kaiserlicher Kammerkomponist und schrieb hier einige seiner bedeutendsten Werke. Als Ludwig van Beethoven nach Wien ging, war er 22 Jahre alt. Sein großes Schaffen hatte hier seine Stätte. Eine beträchtliche Anzahl Häuser können für sich den Ruhm beanspruchen, ihn in ihren Mauern beherbergt zu haben. Franz Schubert, in Liechtenthal bei Wien geboren, ist überhaupt über die engere Umgebung von Österreichs Hauptstadt kaum hinausgekommen. Robert Schumann hielt sich nur vorübergehend in Wien auf, wo er sich besonderen Erfolg für seine musikalische Zeitschrift versprach. Und Johann Strauß (Vater), der Ahnherr der Walzer-Dynastie, war selbstverständlich Wiener Kind und blieb auch immer seiner Heimatstadt treu.



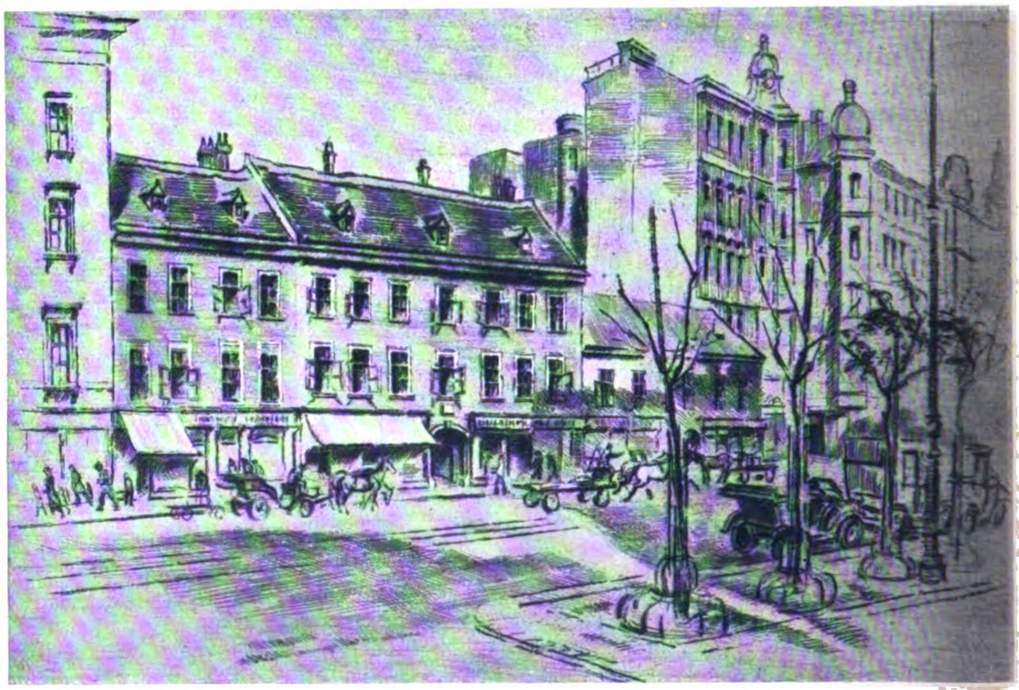
Joh. Strauß' d. A. Geburtshaus in der Floßgasse.



Mozart-Haus in der Schulerstraße.



Haydn-Haus in Mariahilf.



Glucks Wohnhaus auf der Wieden.



SAKURA NO HANA

KIRSCHBLÜTENTAGE IN TOKIO

VON PROF. FRANZ KIENMAYER. MIT FARBIGEN ZEICHNUNGEN DES VERFASSERS



Tempellaterne.

Yamato O-Mi-Kuni, „Das große erhabene Vaterland", oder Nippon, wie die Chinesen Japan wegen seiner östlichen Lage des Archipels von ihrem Lande nannten, dessen Hauptstadt Tokio („Osthauptstadt") ist mit seinen $2^1/_2$ Millionen Seelen und seiner ungeheueren Ausdehnung bis Jokohama — das ist der Schauplatz des Kirschblütenfestes, zu dem mich meine malerische Exkursion führte.

Tokio, früher Jedo genannt, liegt am Nordwestende der seichten Tokio-Bucht und am Südende der größten Ebene Hondos. Die Stadt wird von dem Sumidagawa in zwei Teile geteilt, einen kleineren östlichen, der bis zum Nakagawa reicht, und einen größeren westlichen, den eine Mauer bis zum Fluß der Tokio-Bucht umgibt, und der den Palast des Kaisers enthält. In diesem Stadtteil finden sich noch größtenteils die kleinen einstöckigen Holzhäuser. Daneben prangen jetzt gewaltige amerikanische Wolkenkratzer in der Ginza, der Hauptverkehrsader von Tokio, mit ihrem reichhaltigen Leben, ihren modernen Verkehrsschutzleuten, ihren endlosen Elektrischen, ihren vielen Autos und Omnibussen, ihrer elektrischen Hochbahn, die nach Jokohama fährt, außer der gewöhnlichen Eisenbahn und noch einer elektrischen Fernbahn. Allabendlich wälzt sich das Volk durch diese endlose hellerleuchtete Straßenschlange, langsam sich nach dem Ueno-Park schiebend. Aber heute, am 17. April, zum Toshogufest im Shiba- und Ueno-Park ist das Volk besonders lustig. Vielleicht entspringt es nur einer Laune von Frau Sonne, daß gerade heute, vor dem Kirschblütenfest, herrlicher Sonnenschein die Blütenzweige durchleuchtet und die lieblichen Frauen und Mädchen Japans bescheint, die in ihren schönsten Kimonos die Promenade durchziehen, lustig plaudernd und scherzend unter leisen Bewegungen ihrer Fächer. Der Frühlingswind im Kirschgezweig ruft die rosa Blütenwolken wach, zu neuem, duftigem, blühendem Leben. Aber leider duftet diese rosa Flora gar nicht, wie die meisten Blüten und Blumen Japans, desto mehr duften die schönen Helmfrisuren von Japans Töchtern nach Sesamöl, schmalzig und unfein, man denkt immer dabei an zerlassene Butter und Schmalz. Trotz alledem sind Japans Frauen lieblich, graziös und überaus höflich, denn eine Begrüßungsszene, die aus drei höfischen Bücklingen besteht, dauert mindestens mehrere Minuten.

Es ist nicht leicht, beim Einkauf von Lampions, die größtenteils mit Haus-, Geschäfts- und Familiennamen bemalt sind, oder von Regenschirmen — die in Japan einen ganz unvermeidlichen Gegenstand bilden, da es fast die Hälfte der Jahreszeit regnet — die richtige Wahl der geölten Papierware zu treffen. An solchen Festtagen liegt eine besondere Kauflust in der weichen Frühlingsluft vor dem Asakusa-Tempel, wo am 18. April das Sanja-Matsuri-Fest stattfindet. Unzählige Buden sind aufgestellt, mit Hausrat, Schmuck- und Spielwaren, die fleißigen Zuspruch seitens des Volkes finden.

Ein Stoßen und Drängen, ein Schieben und Hasten im bunten Durcheinander, alles will nach dem großen buddhistischen Sensoji-Tempel, Asakusa-



Kostüm-Festzug im Ueno-Park.

Herrliche Kimonos mit flachen bunten Seidenschirmen in blauvioletten und roten, grünen und gelben Farbennuancen schreiten durch blühende Bäume. Da erscheint ein dunkel gekleideter Mann, der nicht erkannt werden will, mit einem bienenkorbähnlichen Kopfputz aus engem Bambusgeflecht, der nur vorn ein Visier zum Auslug frei läßt. Seine Hände, die mit Handschuhen bekleidet sind, bearbeiten eine Bambusflöte, mit deren Spiel er sein kärgliches Leben fristet. Es ist ein Buße übender Bettelmönch, der sein gesammeltes Geld dem Tempel übergibt. Denn jeder Reiche soll dem Überfluß seines sorgenlosen Daseins auf drei Jahre entsagen: so will es Buddha.

Sakura, „Kirschblüte", sie wird gefeiert am 20. April im Kaiser-Park, aber nicht in so malerischem Gepränge wie an den vorherigen Festtagen. Am kaiserlichen Hof erscheinen die Damen in europäischer Toilette, die Herren im Gehrock und Zylinder.

Sämtliche in diesen Zeitraum fallenden japanischen Festlichkeiten gehören eigentlich zum Kirschblütenfest, denn die Blütezeit verschiebt sich gemäß den verschiedenen Höhenlagen um Wochen. In Nikko, der schönsten Tempelstadt Japans, fällt sie wegen der 800 m Höhe drei Wochen später als in Tokio. Ich beschränke mich in meiner Schilderung auf Tokio und seine Umgebung. — Die japanische Frau geht noch immer in ihrem traditionellen Kimono aus, dem Obi, einem vier Meter langen Gürtelband, ihrem Tabi, „Fußsöckchen", und den Getas, den Holzschuhen. Man kann wohl sagen, daß diese überlieferte Tracht nicht verschwinden wird, solange es in den Warenhäusern noch die Riesenstapel von solchen Kunstwerken und handgemalten und bedruckten Herrlichkeiten zu kaufen gibt. Die japanische



Promenade im Ueno-Park am 17. April zum Toshogufest.

Kwannon genannt, der eine nur 5 cm große goldene Statue der Gnadengöttin birgt. Alle wandern zu ihr die Holzstufen hinauf, ziehen die Schellenquaste an den kleinen Altären, rufen Buddha und die Kwannon, ihre gütige Fürbitterin vor Buddhas Thron, an; sie klatschen fromm in die kleinen Hände und beten zu ihr um Erfüllung ihrer Wünsche. Dann trippeln sie weiter mit den Holzpantoffeln, die im Klange der Quart ertönen, zur großen Tempelanlage, auf deren Vorplatz sich mächtige Bronzelaternen erheben, grün angehaucht von der 80prozentigen Feuchtigkeit des Subtropenklimas. Der Jahrmarktszauber bei den Verkaufsläden macht nicht einen besonders heiligen Eindruck, und bei der Taubenfütterung wird dieser Vorplatz geradezu ein venezianisch-japanischer Markusplatz. Das Volk drängt weiter zum Asakusa-Park, wo sich eben ein kleiner Festzug in Bewegung setzt, mit historischen Kostümen, voran der Schirmträger unter rotleuchtendem Baldachin, dem Geishas mit ihrem dreisaitigen Samiseninstrument folgen. Leise klimpert ein Frühlingslied.



Tanzmädchen (Maikos) am Lampion- und Regenschirmstand.



Taubenfütterung am Asakusa-Tempel, der die goldene Statuette der Gnadengöttin Kwannon birgt.

Regierung arbeitet mit aller Macht darauf hin, daß von den Schulkindern über dem Unterkimono ein dunkler Schulrock getragen wird, ebenso europäische Halbschuhe von den Mädchen, von den Jungen lange Hosen und Lederschuhe. Bis jetzt war dieser Erfolg allerdings auf die Zeit beschränkt, die die Kinder in der Schule verbringen, denn zu Hause angekommen, vertauschen sie sofort die vorschriftsmäßigen Stiefel mit den Getas.

Das Straßenbild in Tokio wirkt höchst amüsant: drei Viertel japanische Kleidung und ein Viertel europäisiert. Aber ich finde, daß gerade die Japanerin im europäischen Kleid nicht besonders günstig wirkt, da sie meist O-Beine hat, die von ihrer früheren Gewohnheit, im Buddhasitz zu hokken, herrühren. Die moderne Jugend bemüht sich zwar aus Leibeskräften, durch sportliche Trainings ihre Beinchen zu verschönern, jedoch die O-Beine werden genau so langsam verschwinden wie das Kimono und das Obi, denn in den japanischen Häusern fehlt jede bequeme Sitzgelegenheit, nur ein Kissen dient als Sitzunterlage.

In den meisten Teehäusern und Restaurants läßt man sich auf dünnen Sitzpolstern nieder, die den Gästen von den Geishas zurechtgelegt werden. Saké (Reiswein) wird serviert, den man sehr heiß trinkt, denn es ist gegen Abend nach dem unvermeidlichen tropischen Platzregen, der sich über die grotesk aussehenden Ölschirme ergoß, ziemlich kühl geworden. Die meisten verscheuchten Ausflügler sind in das „Jiuniso“ - Restaurant in Tokio geflüchtet. In diesem schönen feuchtwarmen Speiseraum spielen die Geishas die Samisen, tanzen die Maikos ihre berühmten alten Tänze, nur mit dem Fächer und



Tanz in einem Teehaus im Kameido-Park.



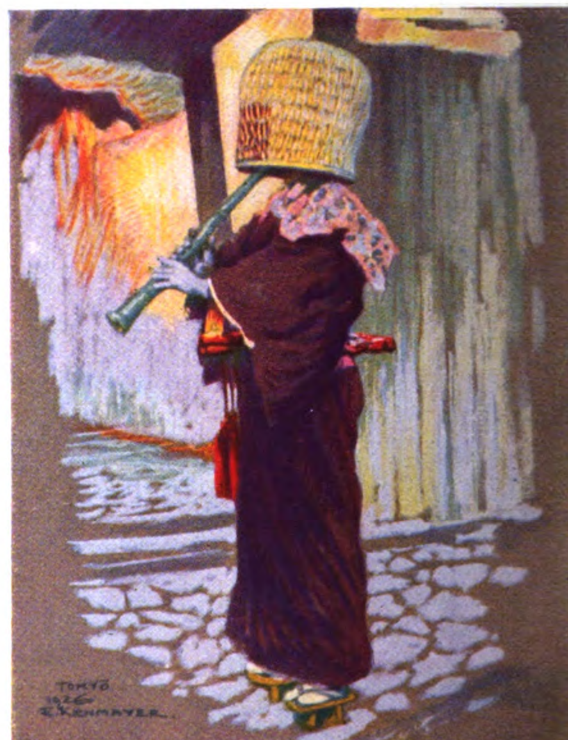
Kinderspielzeug-Verkaufsstand beim Asakusa-Tempel.



Blütenschnee.

den rosa Händchen die plastische Ausdrucksmöglichkeit andeutend. Leise klappern die Eßstäbchen, aber desto kreischender und höher wird der Samisengesang, bis er plötzlich mit einem kurzen schrillen Akkord abbricht.

Stiller und einsamer werden die Teehäuser, die sich mit ihren bunten Lampions im Wasser spiegeln, einsamer noch die Gassen, die spät abends leer und öde daliegen. Nur eine verspätete Kimonoträgerin gleitet noch durch die Nacht, spärlich von der zinnoberroten Parklaterne beleuchtet. Leise trippelt sie durch den Blütenschnee und gedenkt in Wehmut der langsam schwindenden Sitten und Gebräuche „des großen erhabenen Vaterlandes". Doch wenn alles verschwinden sollte, die Kirschblüte, sie bleibt als ewiges Festeszeichen des japanischen Reiches.



Rechts nebenstehend: *Buddhistischer Bettelmönch, der seine Ersparnisse dem Tempel opfert, auf seiner drei Jahre dauernden Wanderschaft.*



Gestörte Feierfreude: Platzregen am Kirschblütenfest.

Die Mode des Herrn



Anzug (rechts) und Mantel für den Sommer.

Der Anzug hat die auf drei Knöpfe gearbeitete schlanke Form. Der groß in sich karierte Mantel wird zu einem hellen Anzug aus Freskostoff getragen; zu beachten ist die Paletot-(nicht Raglan-)Form des Mantels mit aufgesetzten Ulstertaschen und rückwärtigem Schlitz.

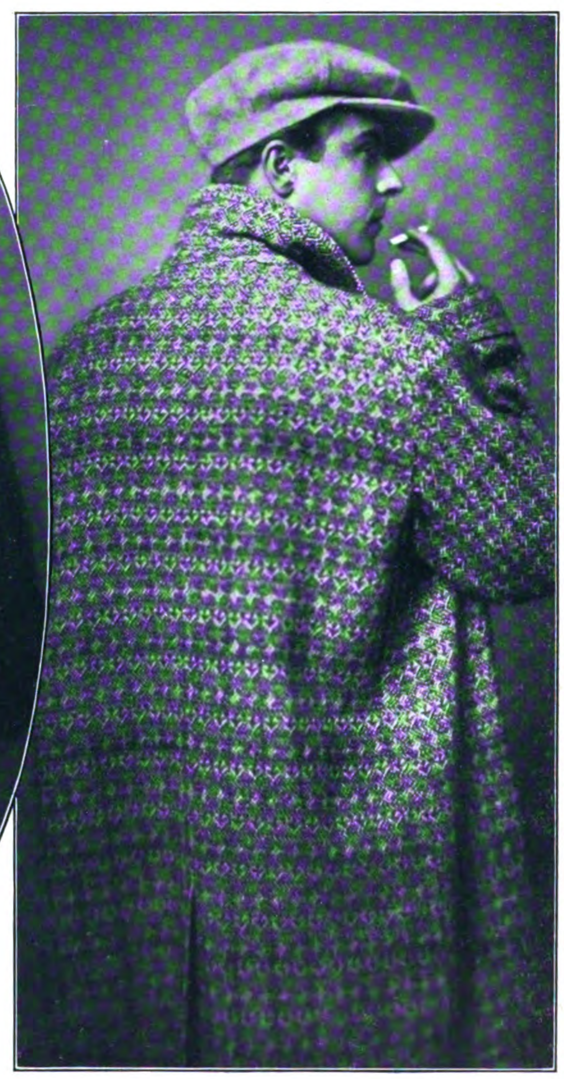


Grauer Sommeranzug für die Straße (auf zwei Knöpfe) aus dezent kariertem englischen Stoff mit umschlagloser Hose.





Dunkler einreihiger Nachmittagsanzug mit breitem Revers, getragen von dem Filmschauspieler Peter Leschka.



Baron G. v. Burian in einem Golfmantel. (Modell Knize & Co., Wien-Berlin.)

Links nebenstehend: Dunkelblauer doppelreihiger Nachmittagsanzug.

(Die drei unteren Abbildungen sind photographische Aufnahmen von Franz Xaver Setzer, Wien.)

250 Jahre Leipziger Stadtbibliothek

Die Leipziger Stadtbibliothek, das älteste städtische Kulturinstitut, konnte am 5. Mai ihr 250jähriges Bestehen festlich begehen. Die 1677 gegründete Bibliothek gehört neben der Leipziger Universitäts-Bibliothek und der Landes-Bibliothek in Dresden zu den drei größten alten öffentlichen Bibliotheken Sachsens und steht durch ihren reichen Schatz an kostbaren Handschriften, Druckwerken und Bucheinbänden unter den deutschen Bibliotheken mit an erster Stelle. Die wertvollen alten Bestände werden jetzt in einem neuen, vornehmen Ausstellungsraum der Öffentlichkeit vorgeführt, der mit alten Marmor- und Elfenbein-Skulpturen geschmückt ist, die noch aus den ersten Jahrzehnten stammen, als die Stadtbibliothek gleichzeitig das erste und einzige „Museum" der Stadt war.



Kirchlicher Prachteinband mit Elfenbeinschnitzerei, Maria mit dem Jesuskinde darstellend, vom Ende des 10. Jahrhunderts. Inhalt: Reichenauer Evangelistar um 970. (Besitzer: Stadtbibliothek in Leipzig.)

Glanzstücke der Bibliothek sind: ein Reichenauer Evangelistar mit prachtvollen Initialen (um 970); die einzige Handschrift des Werkes „Über das byzantinische Hofzeremoniell" von Constantinus Porphyrogennetus aus dem 12. Jahrhundert; die prächtige, aus zwei Foliobänden bestehende Pergamenthandschrift des Valerius Maximus mit neun niederländischen Miniaturen aus der besten burgundischen Zeit; zwei Bände der eigenhändigen Reinschrift der Werke von Hans Sachs und die älteste handschriftliche Überlieferung der Liturgie in Deutschland, die „Institutio harmonica" des Presbyters Regino von Prüm aus dem 10. Jahrhundert. Der Gesamtbestand der Bibliothek beträgt heute rund 155000 Bände, 660 Wiegendrucke und 1702 Handschriften. Seit 1755 ist die Bibliothek in einem mächtigen Büchersaal untergebracht, den ein kunstvoll geschmiedetes Gitter und zahlreiche alte Bilder von Ratsherren und von Gönnern der Bibliothek schmücken. Dr. Joh. Hofmann.





Links: Ein seltenes Kulturbild aus dem Besitze der Leipziger Stadtbibliothek: Die Badestube. Eine der neun niederländischen Miniaturen in der Pergamenthandschrift des Valerius Maximus aus Brügge. (Letztes Drittel des 15. Jahrhunderts.) — Rechts: Aus Elfenbein geschnitzte, 1,15 m hohe Kreuzigungsgruppe „Der Triumph des Kreuzes" von dem Hofbildhauer Augusts des Starken, Balthasar Permoser (1651—1732), im Ausstellungssaal der Kostbarkeiten aus dem Besitz der Leipziger Stadtbibliothek.



Der Erzengel Michael als Drachentöter. Fragment eines kirchlichen Elfenbeindiptychons aus der Stadtbibliothek in Leipzig. Rheinische Arbeit um das Jahr 800. (Wesentlich verkleinerte Wiedergabe.)

Nebenstehend: Blick von der Galerie auf den großen Büchersaal der Stadtbibliothek in Leipzig.



Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

Roland Betsch, der Autor des Romans, mit dessen Veröffentlichung wir heute beginnen, gehört nicht zu den leisen, sanften, überfeinerten Schriftstellern, die in ihren Schilderungen Welt und Leben kaum mit den Fingerspitzen zu betasten wagen; er packt handfest und ohne Scheu zu. Mit dieser urwüchsigen, natürlich freien Art geht eine erstaunliche Tiefe und Feinheit liebevoller psychologischer Zeichnung Hand in Hand. Die eigenartige Verknüpfung solch doppelter Begabung konnte sich bei einem Thema, wie es dem vorliegenden Roman zugrunde liegt, im schönsten Lichte zeigen. Zwei Welten stoßen hier aufeinander: der Geist der geschäftigen, vorwärtsstürmenden neuen Zeit, für die es keine Bedenken, Rücksichten und Hindernisse gibt, und der Geist alter, bodenständiger Überlieferung, pietätvollen Zartsinns und frommer Ehrfurcht vor einer erhabenen Natur.



Roland Betsch.

Schauplatz der Handlung ist die gewaltige Höhenwelt der Alpen, in deren Stille die unruhige Zivilisation mit dem Bau einer Drahtseilbahn eindringt. Wie die Menschen inmitten dieses Konflikts hin und her geworfen, wie in dem Helden, einem Ingenieur der Bergbahngesellschaft, die Gegensätze aufeinanderstoßen — dem verleiht Betsch erschütternden Ausdruck. Daß seine Darstellung nicht an der Oberfläche haftenbleibt, daß seine Gestalten in ihrem Rahmen so deutlich und packend vor uns hintreten, beweist sein bedeutendes Können. Der Erfolg seiner bereits erschienenen Arbeiten (Romane: „Benedikt Patzenberger", „Ein Messias", „Der blinde Tod", „Der Wilde Freiger", „Komödie Heckenmiller", „Wolfgang Wendlers Schicksal", „Peter Buddensieck"; Novellen: „Land Irgendwo", „Der Chinese" und andere) bestätigen es.

Vorwort.

Als ich im Winter 19... einige Wochen in Ponthilara, dem am höchsten gelegenen Jodbad Europas, dem Ausgangspunkt berühmter Hochtouren, weilte, traf ich dort auf der Skihütte beim „Silbernen Licht" mit einem norwegischen Schriftsteller und seiner Frau zusammen. Der Norweger erzählte mir, daß sie erst vor wenigen Wochen geheiratet hätten, obwohl ihre Bekanntschaft schon beinahe zehn Jahre zurückreiche. Ich muß gestehen, daß das Paar mich ein wenig seltsam anmutete, zumal sie beide nicht mehr jung waren und ihre Art etwas Stilles und Abgewandtes hatte. Ein Wettersturz zwang uns damals, auf der Hütte zu übernachten. Als am Abend die Kerze brannte, kam der Nordländer, der sich mir als Svend Olsen vorstellte, ins Erzählen und sprach von Dingen, die sich vor einem Jahrzehnt hier zugetragen hätten; zu der Zeit also, da die große Drahtseilbahn von Ponthilara-Bad nach dem 4217 Meter hohen Sifantagipfel, auf dem heute ein Luxushotel mit 250 Betten steht, im Bau gewesen wäre; zu der Zeit auch, da die große Bergkatastrophe sich ereignet habe, die heute schon vergessen war, und die berühmte heiße Heilquelle, die jetzt Tausenden von Kranken Linderung und Heilung verschaffe, plötzlich aus dem Innern der Erde gebrochen sei. Der Bericht des Norwegers war so fesselnd, daß er mir in jener Nacht keinen Schlaf ließ.

Wenige Tage später geschah ein wundersames Ereignis. Die Werner-Golm-Schlucht auf der Höhe des Silberkammes — Haltestelle der Seilbahn in 3230 Meter — sollte dem unaufhörlich flutenden Fremdenstrom zugänglich gemacht werden, und man war schon längere Zeit daran, einen Weg zu sprengen, um einen ungefährlichen Besuch zu ermöglichen. Bei einer solchen Sprengung fand man in dem unterirdischen Gewässer einen Totenschädel.

Dank meiner Beziehungen war es mir möglich, an die Stelle zu gelangen, wo der Schädel gefunden worden war; ja, ich hatte das Glück, dies starre Gebilde verrauschten Lebens selbst in der Hand zu halten. Ich befühlte den weißen Totenkopf, der, durch das Wasser blank gerieben, nun den Eindruck machte, als sei er aus feinst geschliffenem Marmor gefertigt. Zwischen Felsen eingeklemmt und halb zerrieben, wurden später noch weitere Überreste des Skeletts gefunden.

Der Norweger, der in meiner Begleitung war, verhielt sich seltsam still und schien tief bewegt. Wir waren noch mehrere Tage zusammen und machten einige Hochtouren; hierbei erfuhr ich noch, daß seine Frau aus dieser Gegend stammte. Wie aus einem inneren Drang heraus kam er von selbst ins Erzählen, und ich vernahm mancherlei Einzelheiten, die meine lebhafte Anteilnahme weckten, zumal ihre Abenteuerlichkeit doch gleichzeitig etwas so Schicksalhaftes hatte.

Als wir uns trennten, riet er mir, ich möchte doch seine knappen Berichte in die Form eines epischen Werkes, etwa eines Romans, kleiden, da er selbst an jene Dinge nicht mehr rühren wolle.

Ich habe dies versucht. Der Verfasser.

I.

Vor der Hütte traf Werner Golm auf Spuren im Neuschnee. Er blieb eine Weile stehen und verfolgte die scharf gezeichnete Fährte, die vom Geierkopf herüberkam und vor der niederen Tür endete. Über dem gezackten Firngrat der Parsennspitze lag noch ein mattes Leuchten des versinkenden Tages, und die dünne Schneeschicht auf dem oberen Gletscher war rot und wie von Blut getränkt.

Werner Golm schaute nach dem Sifantagipfel, und von dort wuchs ihm schwarz das Kreuz entgegen. Nicht mit Stein und Fels verwachsen, sondern schwebend und wie von unsichtbarer Hand ihm schicksalhaft vorgehalten.

Gott lebt! sprach das Kreuz. Gott ist vorhanden!

Als Golm die Hütte betrat und in der grau lastenden Düsternis sich umblickte, sah er eine Gestalt am Hüttentisch sitzen, die, den Rücken ihm zugewandt, ruhig verharrte, als ob sie keine Gewißheit trüge, daß ein anderer soeben den Raum betreten hatte. Dies ist Maria, dachte Golm und blieb stumm, da ihn solche Starrheit seltsam benommen anhauchte.

Sie wandte langsam den Kopf und sah ihn an mit einer trockenen Gleichgültigkeit und so, als ob der späte Gast eigentlich nicht hier hergehörte. Dieses Anschauen blies ihm wie Kälte entgegen, als er nun zu ihr an den Tisch trat und ihr zögernd die Hand reichte.

„Du bist hier, Maria?" sprach er und fühlte, wie ihre Hand nur kurz und ohne Druck in der seinen lag.

„Vater kommt in der Nacht noch herauf."

Mehr antwortete sie nicht und ließ ihre Blicke über seine Gestalt wandern, langsam, von der Mütze bis zu den Nagelschuhen.

„Es wird schon dunkel."

Er schaute sich betreten um; sah Rucksack, Seil und Pickel auf der Bank liegen. Die Nacht kam durch das Hüttenfenster.

„Wohin wollt ihr, Maria?"

„Sifantagipfel."

„Warum bist du so merkwürdig kurz zu mir?"

„Du solltest das wohl wissen!"

Sie erhob sich und trat zum Fenster, stützte einen Arm gegen den Balken und sah durch die kleinen Scheiben hinunter nach dem Sifantagletscher, der jetzt in tiefen Schatten lag. Jenseits ragten, von Firn und Eis umhüllt, zwei Bergmassive auf, deren weiße Gipfel den letzten Schein des Tages trugen: Weiße Frau und Schlafender Gott.

In der Hütte brütete schon die Nacht.

„Ich weiß es nicht, Maria!" — Er wandte sich ihr zu und sah, wie sie als dunkelbewegtes Bild sich gegen den matten Glanz des Fensters schob und zuletzt zu einem starren Schatten wurde.

Sie wußte keine Antwort und blickte jetzt nach dem Todesgrat, der von der Weißen Frau mit abstürzenden Wänden, 4110 Meter hoch, hinüber nach dem Sifantagipfel führte.

„Was suchst du hier oben?" — Sie drehte sich plötzlich um, und ihre Worte wurden feindselig. „Du hast den Pickel mit. Was hast du denn vor?"

Er wurde fast erlöst durch ihre schroffen Worte und fand ein müdes Lächeln.

„Was willst du von mir? Ich verstehe dich nicht mehr."

„Ich frage ja nur, was du vorhast. Man wird das wohl fragen dürfen."

„Gewiß! Ich will auf die Silvafluh."

„Du solltest unten bei deinen Arbeitern bleiben. Zwischen den Maschinen!" Sie kam und setzte sich zu ihm an den Tisch. Stützte beide Arme auf und grübelte vor sich hin. Und fand endlich die rechte Fährte. Fand ohne Umschweife das, was den Groll in ihrem Innern verursachte. Von unten herauf ihn anschauend, blieb sie mit aufgestütztem Kopf, und er sah, daß ihre Augen wie Fackeln brannten.

„Weißt du nicht, was zwischen uns steht? Zwischen dir und mir; und meinem Vater?"

„Deinem Vater?"

„Mein Vater ist — dein Freund nicht mehr! Du willst es nicht erkannt haben, was uns trennt? Willst nicht wissen, warum du jetzt jenseits stehst?"

„Ich weiß es nicht!" Es kam stockend und schwerfällig von seinen Lippen. Er wandte den Kopf und sah zu Boden, weil ihr Blick ihm unerträglich war und er die Verlogenheit seiner Worte erkannte. „Ich

bin mit deinem Vater eng verbunden und ihm zu großem Dank verpflichtet. Dein Vater hat mir die Bergwelt erschlossen. Ich weiß nicht, warum er sich von mir abwendet! Es war auch ein Band zwischen uns beiden, Maria. Geknüpft in Einsamkeit und Fels. Ich weiß nicht, warum du dieses Band zerrissen hast!"

„Das lügst du!"

Er spürte diesen Worten nach und sah zu der Sprecherin, die, halb vom Dunkel verschluckt, ihm gegenübersaß und wie Teil dieses schattenhaft verschwommenen Raumes war. Sie blieben eine Weile schweigsam, dann fuhr Maria fort, und ihre Stimme wurde seltsam weich und wie von Nacht beängstigt.

„Mein Vater war dein tiefster Freund, und ich war vielleicht — deine tiefste Freundin. Denn die Einsamkeit des Berges hielt uns umklammert, und solche Freundschaft ist echt und fest wie Fels und Grat. Hat mein Vater dir nicht das große Erlebnis der Bergwelt gebracht? Ist er nicht mit dir über Steilwand und Joch? Ist er nicht mit dir, mit Seil und Schicksal verknüpft, über schmale Geröllbänder gekrochen, hat sich durch Kamine gestemmt und dich gelehrt, wie man eine rechte Trasse in den Eishang schlägt? War er nicht der beste Lehrmeister deines Lebens und hat dir die Welt der Viertausender ringsum erschlossen?"

„Wie du seltsam sprichst, Maria!" Werner Golm blickte grüblerisch vor sich hin, und die Erinnerung griff mit unsichtbarer Hand nach seinem Herzen. „Es ist so, wie du sagst, Maria! Und das soll jetzt alles vorüber sein?"

Er sann darüber nach, und ihre Worte trafen ihn tief, als sie jetzt, von ihr ausgesprochen, wie schwarze Vögel durch die matte Finsternis des Hüttenraums schwebten.

„Warum hast du den Berg verraten?"

Er schrak hoch und wollte kein Verständnis für die harte Anklage finden. Plötzlich reckte er sich auf, erhob sich schwerfällig vom Tisch und sprach laut und wie ein Mensch, der eine Last von sich abschüttelt:

„Ich baue diese Bahn, Maria, weil es mein Beruf ist und mein Brot. Aber der Berg bleibt mir heilig!"

Sie brachte ein kurzes Lachen über die Lippen, und dieses Lachen traf ihn schmerzlich und verwundete ihn.

„Was du sagst, ist nicht wahr! Nicht, daß diese Bahn hier gebaut wird und wieder einem Gipfel seine Einsamkeit nimmt, nicht das ist es, Werner! Gebaut wird diese Bahn werden. Es ist das Schicksal der Berge, daß sie dem Alltag geopfert werden. Aber daß gerade du die Bahn baust, das finde ich tief verächtlich. Du konntest zurückstehen. Euer Werk ist so groß, daß ein anderer die Leitung des Unternehmens in die Hand hätte nehmen können. Du bist nicht der einzige Oberingenieur eurer Firma; ihr habt, ich weiß das, deren viele. Warum bist du gekommen und mordest den Berg, der unsere heiligsten Erinnerungen birgt, dem du und ich verschwistert sind, und der den blühenden Inhalt unserer Jugend ausmacht? Warum bist du gekommen und mordest den Berg, der deine tiefere Heimat ist, und in dem du Teil warst und Seele; und schlagendes Herz?"

„Ich weiß nicht — was du von mir willst!"

Er grub sich in die Finsternis, die ihn einhüllte, und fühlte etwas von der Wahrheit solcher Anklage. Umsponnen von einem Zwiespalt, der ihn verwirrte, fand er keine Antwort mehr auf ihre Anschuldigung und blieb stumm und wie von einer Last auf den Hüttentisch gedrückt.

„Es ist Nacht!" sprach Maria und erhob sich. „Ja, es ist Nacht um uns." Sie trat zum Fenster und spähte hinaus. Die Berge lagen blau und waren ohne Klang und Leben. Die goldenen Funken standen am Himmel.

Werner Golm hatte ein banges Gefühl, er müsse nun gehen. Es zog ihn aus diesem Raum, der ihn qualvoll bedrückte, und wo die Nacht wie eine Würgerin lag.

„Du hast unsere Jugend und unsere Sehnsucht getötet!"

Wer sprach diese Worte? Jemand, am Fenster stehend, sprach sie, und sie blieben lange klingend wach, schwebten tönend im Raum und schlugen wie mehrfaches Echo an seine Ohren. Die Gewißheit hatte Werner Golm, daß er nun gehen müsse; daß es nichts sei mit der Besteigung der Silvafluh, und daß er besser täte, heute noch tiefer zu steigen.

Ohne ein Wort der Erwiderung, ganz niedergedrückt von einer unsagbaren Schwere der Stunde, erhob er sich mühsam vom Tisch, nahm Rucksack und Pickel und schickte sich an, langsam und schleppend die Hütte zu verlassen.

„Wo willst du hin, Werner?"

Das klang fast ängstlich und bittend und war wie Streicheln von Frauenhand mitten durch Wildheit und Aufruhr hindurch. Er hörte es nur halb und trat schon hinaus in die Nacht. Lange Zeit blieb er unbeweglich stehen und trug sich mit einer törichten Hoffnung, sie müsse die Tür öffnen und nach ihm suchen. Aber es blieb still ringsum. Er schaute hinauf nach dem Kreuz und fand es nicht. Die Nacht hatte es eingehüllt. Nun stieg er langsam durch den großen Tobel hinab bis zum Punkt 3146, wo zwei Materialschuppen und eine noch leer stehende Arbeiterhütte standen.

Als er eine Stunde geklettert war, blickte er sich um. Über ihm lag die Sifantahütte, und jetzt war kein Dunkel mehr oben. Ein gelbes Lichtauge glänzte zu ihm herunter, und die leuchtende Straße drang blendend in seine Augen. Nach einer Weile erreichte er die Schuppen und beschloß, hier zu nächtigen.

Da hörte er Schritte und wußte, daß dies Marias Vater sein müsse, der nun einsam hochstieg. Wenige Meter höher schritt eine Gestalt langsam und gleichmäßig über den Fels aufwärts, und Werner Golm, unbeweglich und wie von verhaltener Furcht angeweht, erkannte Klaus Dieffenbronner, Marias Vater und jenen Menschen, dem kein Berg hier unbekannt war, und der seinen Fuß auf sämtliche Viertausender des Hochgebirges gesetzt hatte. An ihm vorüber ging jener Bergsteiger, nach dem Gipfel und Kamine und Traversen, die er als erster bezwungen hatte, benannt waren, und der sein Freund und Lehrmeister gewesen war durch viele Jahre seligen Bergsteigerlebens hindurch.

Hier stieg er nun aufwärts, still und versonnen und wie eine Legende der Berge. Jetzt kam er zu einem Felsvorsprung, blieb dort eine Weile stehen und zeichnete sich scharf gegen den flimmernden Sternhimmel. Dann verschluckte ihn die Nacht, und Werner Golm hörte nur noch seine Schritte, die langsam in der großen Weite verhallten.

Wie von einer stummen Demütigung niedergedrückt, trat er in den Schuppen und blieb aufatmend im umrißlosen Dunkel stehen. Vielleicht, daß es doch wahr ist, dachte er, und war müde vom Grübeln. Vielleicht, daß es doch wahr ist: Ich bin ein Verräter am Berg. Ich habe kein Teil mehr an ihm.

Er entkleidete sich notdürftig, nahm eine Decke und streckte sich auf eine Matratze, wo er noch lange wach lag. Nach einer Weile zeichnete sich das Fenster ab, und dann enthüllte sich scheu die Ferne. — Land war blau und von Nacht inbrünstig umarmt. Er sah das Kreuz — weit und unerreichbar, aber aus der toten Landschaft herausgewachsen.

Gott lebt! sprach das Kreuz. Gott ist vorhanden!

II.

Als das Frühlicht die höchsten Zinnen färbte, trat Werner Golm vor den Schuppen und fühlte tiefe Erleichterung, weil der Tag nun über die Berge kam und er sich frei fühlte vom Gespenst dieser Nacht. Er stieg über den grauen Fels bis zu der Stelle, wo die Steilwand auf den Gletscher stürzte und der ungehemmte Ausblick bis hinab ins Tal reichte, wo die letzten Tannen und Latschenkiefern im Geröll hochkrochen. Irgendwo in der Tiefe hörte er Wasser rauschen. Vor ihm lag der Gletscherbruch, grün schillernd und vom dünnen Neuschnee überhaucht. Aus dem Gewirr der zerklüfteten Eismauern, aus der Heimtücke lauernder Spalten stieg Isla Silva, die Felsinsel, emporgetaucht aus einer erstarrten Sturmflut. Ausgespien aus kochendem Kessel, ragte sie hoch und war Anker im Eisstrom des Gletschers, der alt war und träge wie die Jahrtausende.

Ein Sprengschuß brüllte auf und rollte an den Wänden hoch. Die Arbeit hatte begonnen. Mit Stahl und Eisen gingen sie gegen den Berg an. Der Berg schwieg.

Golm schaute in die Tiefe und verfolgte die Trasse der Drahtseilbahn, soweit sie schon im Bau war. Er sah die Stützträger, die im Fels verankert waren, die Schuttmassen, die sich häuften, und die Holzschuppen, die klein und zusammengedrückt an Felswänden klebten.

Von unten drang der Schrei des Eisens zu ihm herauf. Niethämmer klapperten, und dröhnende Hammerschläge wurden geführt. Generatoren liefen, und ihr Summen lag zitternd in der Luft.

Werner Golm, noch halb vernebelt von dieser trostlosen Nacht, straffte seine Gestalt. Die Arbeit streckte ihm die Fäuste entgegen. Stahl rief ihn. War es Frevel, was er tat?

Wieder schlug ein Sprengschuß gegen seine Trommelfelle, er sah Felsbrocken und Schutt hochfliegen, und dann prallte es von den Wänden zurück. Auf Punkt 3000 wurde das Plateau für Stütze III aus dem Urgestein gesprengt. — Jetzt kam es von oben, nur schwach vernehmbar und wie fernes Wetterleuchten. Tunnelsprengung durch den Silberkamm, der sechshundert Meter höher lag. Dort arbeiteten die Italiener. Sie waren mitten im Fels, im Berginnern, wohl geborgen im dumpfen Stollen, während draußen Eis und Lawinen wie Katzen lauerten.

Über alles hinweg, hell und aufdringlich, Meilen überbrückend, bellten die Niethämmer. Schlugen, sieghaft aufbegehrend, den Traum des Berges zuschanden. Nichts konnte so die Stille töten wie diese elektrischen Niethämmer, die von einer hungrigen Ruhelosigkeit besessen schienen.

Noch einen Augenblick stand Werner Golm unbeweglich und starrte in den Gletscherbruch, aus dem die einsame Felsinsel stieg. Bald würde auch ihr Königtum verblassen; denn sie war für den Stützträger IV vorgesehen. Von Stütze III lief die Bahn über einen schwindelnden Abgrund hinweg und hinüber zum Gletscherbruch, den sie, nur wenige Meter hoch, überquerte, um von Isla Silva aus sich nordöstlich über die Steilhänge beim Teufelstobel nach dem großen Plateau I zu wenden.

In diesem Augenblick, als er in die Betrachtung der schlafenden Insel versunken war, mußte er an Maria denken, aber seine Gedanken wurden zertrümmert vom unaufhörlichen Lärm der Niethämmer, die er haßte in der kurzen Zeitspanne seiner schweifenden Gedanken. — Da schüttelte er den Traum ab und stieg dem Lärm der Arbeit entgegen.

Als er auf Punkt 3000 ankam, wo das Sprengkommando bei der Arbeit war, brandete die Sonne über Firnkämme und Gipfel.

Die provisorische Seilbahn war im Betrieb. Material wurde hochgerollt. Stimmengewirr aus rauhen Kehlen. Flüche. Schuttmassen

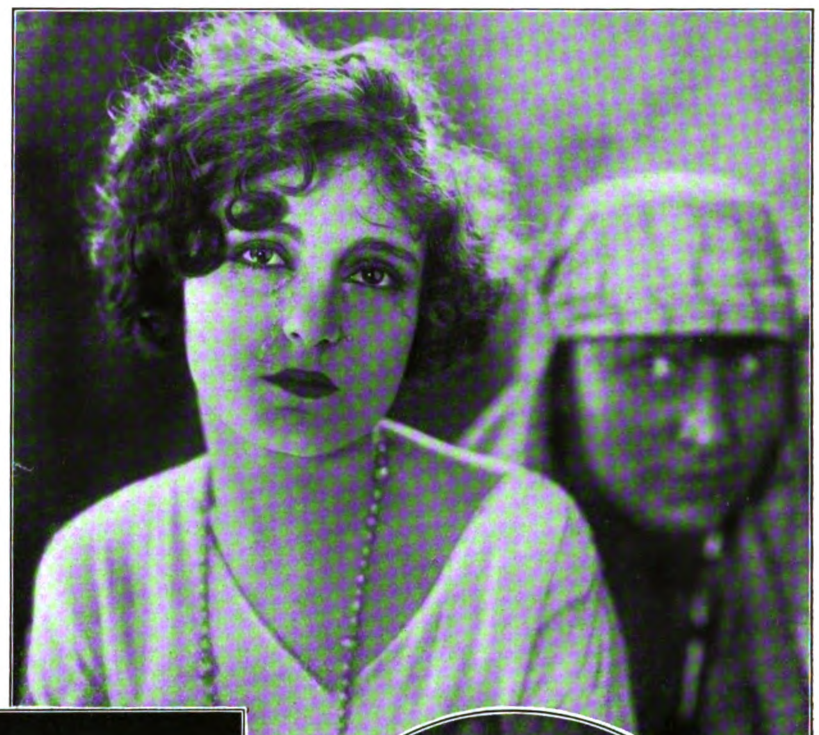




Der leidenschaftliche Kuß.
Mae Murray und John Gilbert in dem Film „Die lustige Witwe“. (Phot. Parufamet.)
Im Oval: Der gefühlvolle Handkuß.
Gloria Swanson und Eugen O'Brien. (Phot. Parufamet.)



Ein Kuß kindlicher Liebe.
Gretchen (Camilla Horn) küßt ihre Mutter (Frieda Richard). (Aus dem „Faust“-Film der Ufa.)
Rechts nebenstehend: Die Träne des Unglücks.
Camilla Horn in dem neuen Ufa-Film „Die Frauengasse von Algier“.





Die Träne des Kindes.
Jackie Coogan mit dicken Kullertränen in dem Film „Alles für die Firma“. (Phot. Parufamet.)



Tränen verhaltenen Schmerzes.
Henny Porten in dem Frölich-Film der Parufamet „Die Flammen lügen“.



Die Tränen der Mutter.
Maria Jacobini und Camilla Horn in dem neuen Film „Die Frauengasse von Algier“. (Phot. Ufa.)



Die Schöpfungslegende des Charleston: Er tanzt mit zerrissenem Hosenträger.

Vom Charleston zum Black Bottom



Vorbild des Black Bottom: Gang der Neger im Mississippi-Uferschlamm.

Mit Zeichnungen von Hanns Langenberg

Das rasende Tempo des Jahrhunderts der Technik drückt sich auch in dem ständigen Wechsel aus, dem der moderne Gesellschaftstanz unterworfen ist. Während früher, in der „guten alten Zeit", oft Jahrzehnte vergingen, bis ein neuer Tanz sich durchsetzte und das ewige Einerlei unterbrach, gibt es heute alljährlich mindestens eine neue Tanzschöpfung. Manchem dieser Tänze, wie etwa dem Samba, war nur eine ganz kurze Lebensdauer von wenigen Monaten beschieden. Dagegen ist es in der letzten Zeit zwei Tänzen gelungen, sich geradezu epidemiehaft über die ganze zivilisierte Welt auszubreiten, im vergangenen Jahr dem Charleston und in den letzten Monaten dem Black Bottom.

Auch Tänze haben ihre Geschichte, und es ist nicht ohne Reiz, die verschlungenen Pfade zu verfolgen, die irgendein neuer Tanz vom Augenblick seiner Entstehung an bis zu seinem Erscheinen in den Tanzstätten Europas eingeschlagen hat. Gemeinsam ist allen modernen Tänzen das Herkunftland: Amerika. Die Amerikaner sind zwar im allgemeinen durchaus keine guten Tänzer, aber im Erfinden neuer Tanzformen oder -schritte sind sie unermüdlich. Wer in Wirklichkeit der „Entdecker" des Shimmy, des Charleston oder des Black Bottom gewesen ist, läßt sich nachträglich nicht mehr feststellen, und mannigfaltige Legenden sind über den „Schöpfungsakt" dieser Tänze im Umlauf. So soll ein amerikanischer Tänzer, dem in seiner Tanzwut der Hosenträger zerriß, zur Verbergung dieses Mißgeschicks einige eigentümliche Beinbewegungen gemacht haben, die aber bei den Zuschauern so großen Anklang fanden, daß sie nun regelrecht von allen geübt wurden. Dieser Vorgang gilt als die Geburtsstunde des Charleston. Es ist natürlich möglich, daß der Charleston auch auf ganz andere Weise entstanden ist, sicher ist aber, daß meist irgendein unvorhergesehener Zufall im Spiel ist, wenn ein neuer Tanz das Licht der Welt erblickt, genau so wie ja auch Chaplin seinen watschelnden Gang, dem er nicht zuletzt seine Weltberühmtheit verdankt, zufällig einem Bettler abgesehen haben soll.



Das Bekanntwerden eines neuen Tanzes geschieht meist durch seine Vorführung auf der Varietébühne. Findet er dort Anklang, dann verbreitet er sich mit Windeseile über ganz Amerika und gelangt ebensoschnell nach Paris, wo ihn die nach Neuigkeiten lechzenden Bühnentänzer sofort aufgreifen und umformen, so daß der neue Tanz oft schon nach wenigen Wochen eine ganz andere Gestalt angenommen hat. Gerade der Charleston hat trotz seines jungen Lebensalters eine so völlige Umwandlung durchgemacht, daß er in seiner heutigen Form mit seinem ursprünglichen Aussehen überhaupt nichts mehr gemein hat. Er ist ganz ruhig geworden und wirkt in seiner abgeschliffenen Gestaltung auch sehr anmutig, vorausgesetzt, daß er richtig getanzt wird.

Der Werdegang des Black Bottom ist ein ganz anderer als der des Charleston. Black Bottom bedeutet „Schwarzer Boden", eine Bezeichnung, die besonders für den Schlammboden an den Ufern des Mississippi gebräuchlich ist. Im Black Bottom wird nun das Gehen jener lastentragenden Neger nachgeahmt, die mühsam durch diesen Sumpfboden waten und dabei in den Knien einknicken. Dieser Gang hat natürlich etwas Groteskes an sich, und die Kunst des Tänzers besteht nun darin, diesen schleppenden, schlürfenden Gang nachzuahmen, ohne dabei plump und unästhetisch zu wirken. Wie beim Charleston werden dabei die Füße leicht ein- und auswärts gedreht, das Tempo der Musik ist dem Charakter des Tanzes entsprechend langsam. Auch der Black Bottom hat sich schon wesentlich gemausert, die artistischen Mätzchen, die ihm anfangs anhafteten, wie der „Katzensprung", sind, da sie nicht in den Rahmen eines Gesellschaftstanzes gehören, weggefallen. Das akrobatische Beiwerk sogenannter mondäner Tanzpaare ist meist nur ein Mittel, um mangelndes tänzerisches Können zu verschleiern.

Der moderne Tanz hat zwar heute überall, und nicht zuletzt in Deutschland, zahlreiche begeisterte Anhänger, aber auch nicht wenige entschiedene Gegner. Diese Antipathie beruht keineswegs etwa immer nur auf Rückständigkeit, sie entsteht vielmehr meist durch den Anblick schlechter Tänzer, die sich natürlich beim Charleston oder Black Bottom noch weit hilfloser ausnehmen als etwa beim Walzer. Wer aber Gelegenheit hat, einen gut getanzten Black Bottom zu sehen, mögen dessen Schritte auch noch so bizarr sein, der wird nicht umhinkönnen, die Vielfältigkeit tänzerischer Ausdrucksformen zu bestaunen, die uns die neuen Tänze, die besser als ihr Ruf sind, beschert haben. — Um die Berechtigung des Begriffes „Tanzsport" ist ein erbitterter Meinungsstreit geführt worden, in den hier natürlich nicht eingegriffen werden soll. Aber Charleston und Black Bottom sind tänzerische Gymnastik, der man die gleiche körperliche Wirkung zusprechen muß wie anderen Ausdrucksformen der Gymnastik. Das Ein- und Auswärtsdrehen der Füße mit dem gleichzeitigen Knick im Knie übt die gleiche Wirkung auf den Körper aus wie das Seilspringen, das man früher als Kinderspiel belächelte, und das heute zum eisernen Rüstzeug des Leichtathleten gehört. Jede Epoche hat den Tanz, der ihrem Wesen entspricht. Das neunzehnte Jahrhundert wird am besten durch den gemütvollen Walzer charakterisiert, während die heutigen Tänze durch Rhythmus, Tempo und ständigen Wechsel der Gegenwart den Stempel aufdrücken.

Dr. Gerhard Fischer.





Im Kreuzfeuer der Kritik

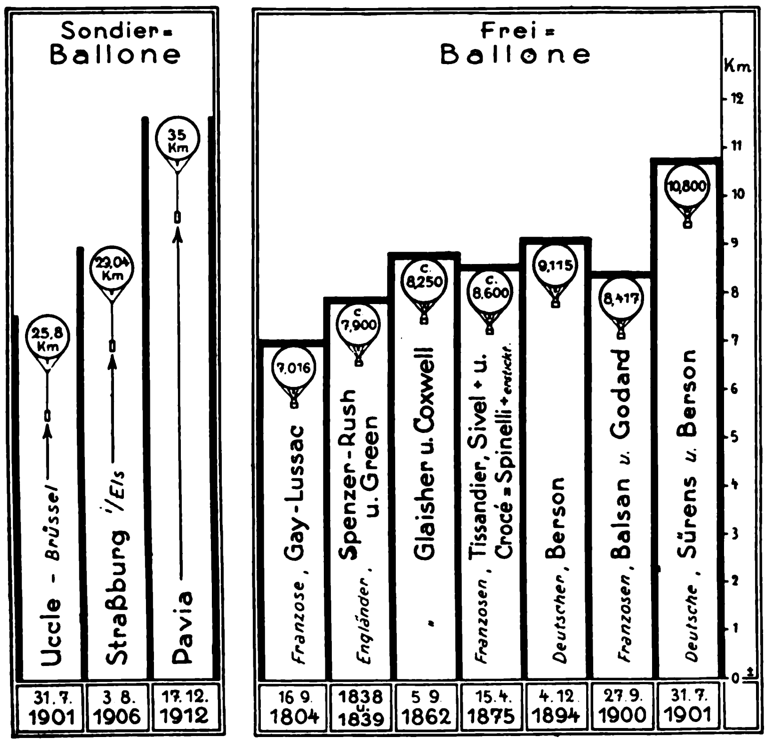


Fünfuhrtee im Tanzkabarett „Valencia" in Berlin. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

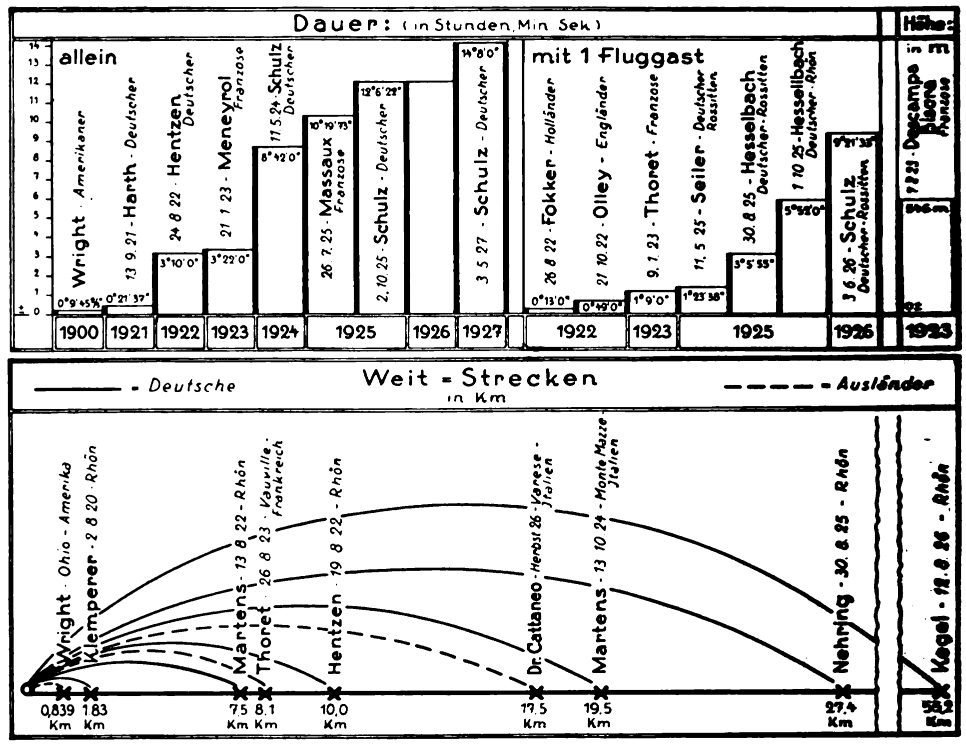
In dem neuen Tanzkabarett, einer der vornehmsten Gaststätten des Berliner Westens, werden während des Tanztees die Gesellschaftstänze unterbrochen durch artistische Darbietungen auf einem „Parquet lumineux", dem wechselnde Farben ausstrahlenden Fußboden.

HÖCHSTLEISTUNGEN IN DER LUFTFAHRT

MIT STATISTISCHEN DARSTELLUNGEN VON MAJOR A. D. ERNST



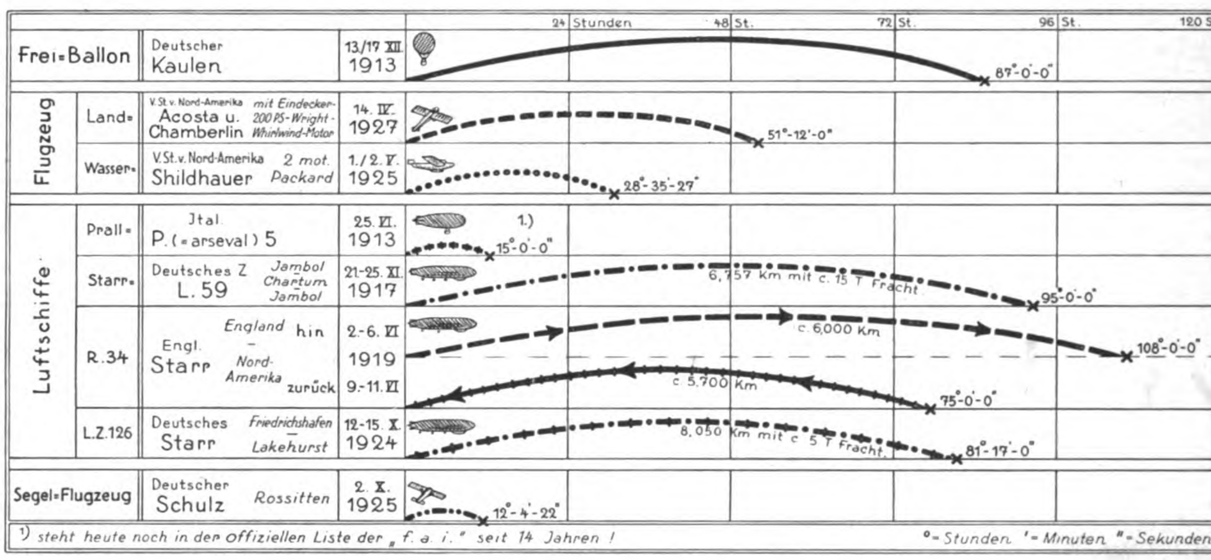
Höhenrekorde der Sondier- und Frei-Ballone.



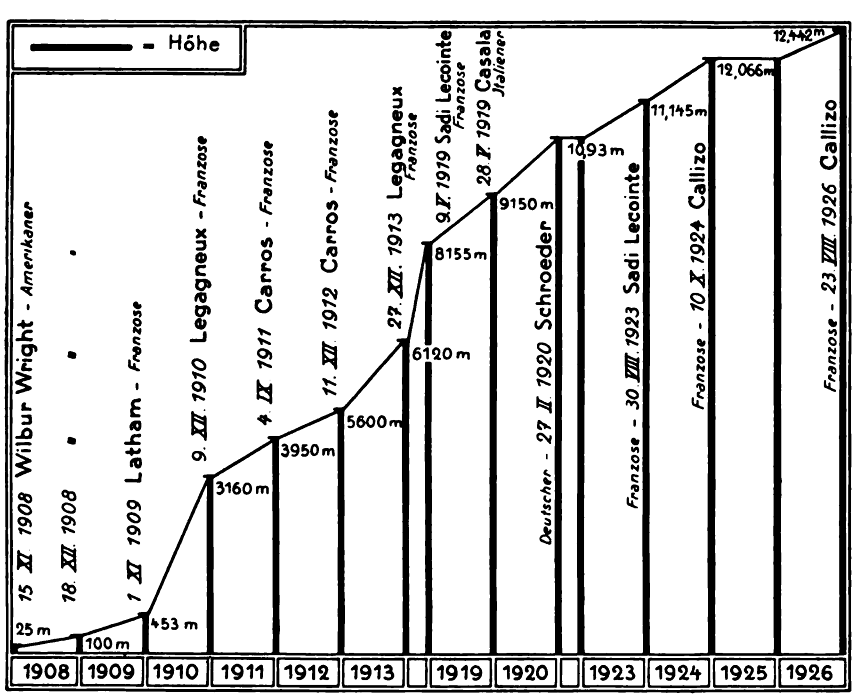
Höchstleistungen im Segelflug.

Aus der Erdgebundenheit heraus in die Bläue des Himmels sich zu erheben, diese zur Sage verdichtete uralte Sehnsucht der Menschheit hat zu einer Verwirklichung geführt, vor deren Ausmaßen der Schöpfer, der Mensch, selbst in staunender Bewunderung steht. Von dem unlenkbaren Luftballon, der in der Anfangszeit durch seine phantastische Gestaltung auf uns Heutige fast wie eine Spielerei wirkt, bis zu den lenkbaren Luftschiffen und den Flugzeugen von immer riesenhafter werdender Größe hat es freilich auch lange gedauert, und erst die Errungenschaften der Technik verhalfen dem Menschen zu seinem Erfolg in der Luftfahrt. Dabei kam ihm die wachsende Erkenntnis der Bedingungen des Vogelflugs zu Hilfe, die besonders auch in dem wieder mehr gepflegten Segelflug praktische Verwendung findet, und die Verbesserung der Flugmittel: Luftschiffe, Motor- und Segelflugzeuge — leichter und schwerer als die Luft, mit starkem, mit schwachem Motor, motorlos — gaben die Möglichkeit zu immer längeren und höheren Flügen. Die größeren Geschwindigkeiten ließen die Räume der Erde zusammenrücken. Neben dem Sport und der Verkehrswirtschaft zog die Wissenschaft Vorteile aus den Fortschritten in der Beherrschung der Lüfte. Bemannte Ballone und unbemannte (Sondierballone usw.), selbst Flugzeuge drangen bis zur Stratosphäre, zum Teil weit darüber hinaus. Eine Übersicht über diese Entwicklung bieten anschaulich unsere statistischen Zeichnungen. Daß in ihnen Deutschland, dessen hervorragende Bedeutung im Bau von hochwertigen Luftfahrzeugen aller Art vor und in dem Weltkrieg allseitige Anerkennung fand, nicht so stark vertreten ist, hat seinen Grund in den Versailler Bestimmungen, die die deutsche Luftfahrt sehr einschränkten und erst im Mai 1926 aufgehoben wurden. Die Erfolge der von deutschen Konstrukteuren erbauten, im Auslande zur Verwendung gelangenden Luftfahrzeuge zeigten, daß in der Zeit dieser Einschränkung der deutsche Geist nicht ruhte, sich im alten hohen Sinne mit der Luftfahrt zu beschäftigen. Eins aber hatten diese Einschränkungen mit sich gebracht: die eingehende Pflege des deutschen Segelflugs ohne oder mit schwachem Motor. Jedenfalls hat Deutschland jetzt seinen alten Ruhm wieder neu befestigt. Es

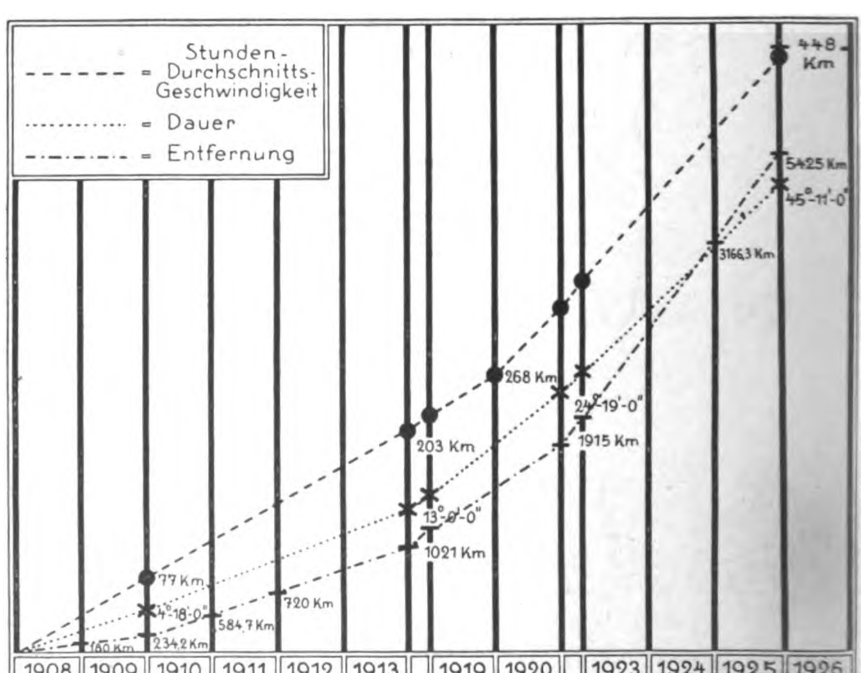
(Fortsetzung auf S. 684.)



Längste Fahrtdauer der verschiedenen Luftfahrzeuge. (Schulz verbesserte seinen Segelflugrekord am 3. Mai auf 14 Std. 8 Min.)

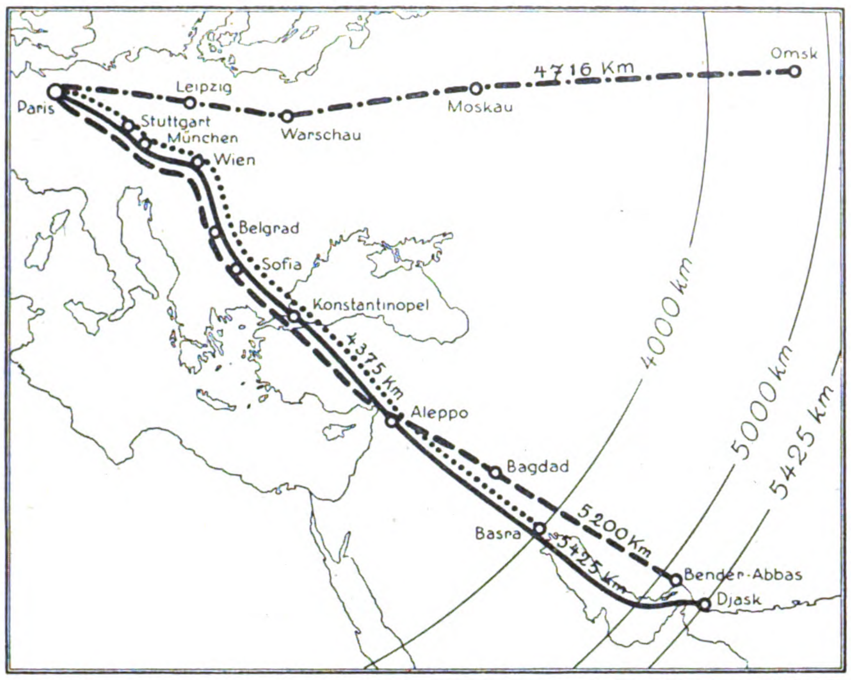


Höhenrekorde der Flugzeuge.

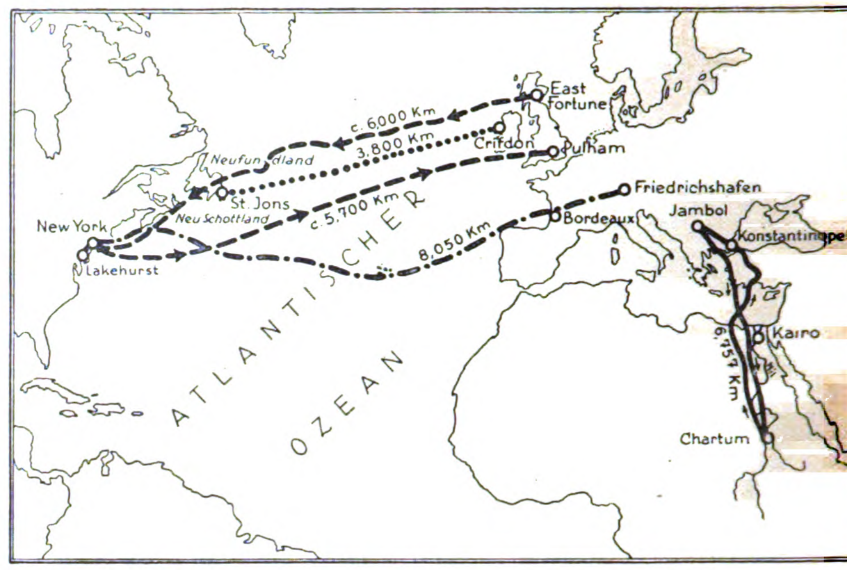


Die Entwicklung der Luftfahrt nach Geschwindigkeit, Dauer und Entfernung.


Ortizon
MUNDWASSER-
KUGELN



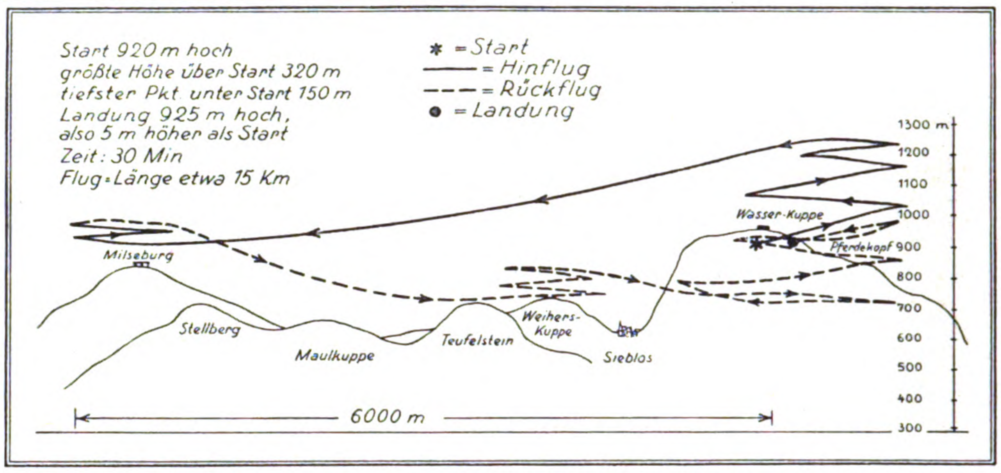
Weitstreckenflüge ohne Zwischenlandung.
. . . . Gebrüder Arrachart — 26./27. Juni 1926. ·—·—· Girrier und Dordilly — 14./15. Juli 1926. — — — Challe und Weiser — 31. 8. — 1. 9. 1926. ——— Cortes und Rignot — 28./29. Oktober 1926.



Ozeanüberquerungen und die Afrikafahrt des L 59.
— — — Englisches Starrluftschiff R 34 — Hinfahrt 2./6. Juni, Rückfahrt 9./11. Juni 1926. —·—·— L. Z. 126 — 12./15. Oktober 1926. . . . . . . Alcooks Flug am 14./15. Juni 1919, bisher der einzige Flug im Flugzeug von Nordamerika nach Europa. ——— L 59 — 21./25. November 1917.

sei nur an die Nutzlastdauerflüge der Junkerswerke in Dessau in der letzten Zeit erinnert, von denen jetzt elf als Welthöchstleistungen vom Internationalen Flugverband (Fédération aéronautique internationale), in den Deutschland erst im vergangenen Herbst zu Rom wiederaufgenommen wurde, anerkannt worden sind, so daß Deutschland nunmehr in der internationalen Rekordtabelle der Welthöchstleistungen im Luftflug an den zweiten Platz, hinter Frankreich, gerückt ist. Die Flieger dieses Landes hatten allerdings bisher alle Freiheiten genossen. Außerdem wurden die französischen Rekordbestrebungen mehr als Sportleistungen betrachtet, so daß das in Deutschland hervorgehobene Verlangen nach Wirtschaftlichkeit der Luftfahrzeuge in jenem Lande in den Hintergrund getreten war.

Außerordentlich beachtlich ist jedenfalls das Aufeinanderfolgen der Höchstleistungen in der Luftfahrt, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, daß die weiteste Streckenentfernung ohne Zwischenlandung, die vor nunmehr noch nicht 21 Jahren (Santos Dumont am 12. November 1906) 220 m betrug, auf 5425 km fortgeschritten ist. Eisenbahn und Dampfschiff wie auch Kraftwagen vermochten mit dieser Entwicklung nicht Schritt zu halten.



Eine Glanzleistung im Rhön-Segelflug: Der Wasserkuppenflug v. Nehrings (12. 8. 1926). Nach einer Skizze des Fliegers. Bei diesem geschlossenen Segelrundflug erreichte v. Nehring unter geschickter Ausnutzung der Luft- und Gebirgsverhältnisse beträchtlich große Höhen. Eine weitere Hochleistung ist der kühne Alpen-Segelflug Udets von der Zugspitze nach Lermoos am 29. April, ein außerordentliches Wagnis, da die Windströmungen, Luftwirbel und Böen vorher nicht zu berechnen waren und ein Höhenunterschied von 1700 m überwunden werden mußte.

Wissen und Leben

Die Völker der Erde. Der Begriff „Volk“ wird von den Gelehrten auf sehr verschiedene Weise definiert, aber alle stimmen darin überein, daß darunter eine menschliche Kulturgemeinschaft und daher vor allem natürlich eine Sprachgemeinschaft zu verstehen ist. Dieser Begriff, der noch vor etwa hundert Jahren in der Politik nur eine untergeordnete Rolle spielte, ist seither immer mehr und mehr in den Vordergrund des weltgeschichtlichen Interesses und Geschehens getreten, ein Umschwung, der offenbar auf die durch die großen Fortschritte der Technik während des 19. Jahrhunderts hervorgerufene Erleichterung des persönlichen und geistigen Verkehrs der Kulturgenossen miteinander zurückzuführen ist. Der Wichtigkeit dieses Gegenstandes entsprechend, hat seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts eine intensive Forschung über die Verbreitung dieser Kulturgemeinschaften auf der Erde eingesetzt. Die noch bis vor kurzem ziemlich unzuverlässigen und schwankenden Angaben hierüber haben allmählich eine solche Sicherheit und Geschlossenheit angenommen, daß wir heute mit einigem Anspruch, der Wahrheit nahezukommen, schon Gesamtübersichten darüber zusammenstellen können. Eine derart nach dem neuesten Stande der Wissenschaft aufgestellte Gesamtübersicht gibt Alois Müller in einem Hefte der Zeitschrift für Geopolitik. Fischer unterscheidet 18 Völkergruppen. An der Spitze steht die europäisch-amerikanische mit 658 Millionen Menschen, dann folgen die Ostasiaten mit 576 Millionen, die Inder mit 317 Millionen, die Neger mit 107 Millionen, die Orientalen mit 100 Millionen und die Malaien mit 67 Millionen. Die 12 übrigen Völkergruppen umfassen sämtlich erheblich weniger Individuen, so die Indianer 14 Millionen, die Juden 13,2 Millionen, die Tungusen 12 Millionen, die echten Mongolen 3,5 Millionen, die Armenier 2,9 Millionen. Noch kleinere Völkergruppen bilden die Kaukasusvölker, die Australozeanier, die Hyperboreer usw. — Die europäisch-amerikanische Völkergruppe zerfällt wieder in 12 Untergruppen. An der Spitze stehen die Germanen mit 250 Millionen, der sich die Romanen mit 207 Millionen und die Slawen mit 165 Millionen anschließen. Kleinere Untergruppen bilden die Iren mit 12 Millionen, die Madjaren mit 10 Millionen, die Georgier mit 6,9 Millionen und die Esto-Finnen mit 4,7 Millionen. Die übrigen, wie die Letten und Litauer, Albanier, Kelten und Basken, sind demgegenüber ziemlich unbedeutend. — Unter den Germanen stehen die Angelsachsen mit 133 Millionen an der Spitze. Ihnen folgen die Deutschen mit 89 Millionen, von denen 60,2 Millionen im Deutschen Reich, 8 Millionen in den Vereinigten Staaten von Amerika, 6,1 Millionen in Österreich, 3,1 Millionen in der Tschechoslowakei, 1 Million in Polen usw. wohnen. An dritter Stelle in der europäisch-amerikanischen Völkergruppe stehen die Hispanier mit 65 Millionen, wovon 22 Millionen in Spanien und 43 Millionen in Amerika beheimatet sind. Dann folgen die Italiener mit 46 und die Franzosen mit 44 Millionen (davon 35,2 in Frankreich und 3,25 in Belgien). — Den bei weitem größten Teil der Ostasiaten bilden die Chinesen mit 430 Millionen, während die Japaner und Koreaner nur 80 Millionen ausmachen. Die meisten Juden, nämlich 3 Millionen, wohnen jetzt in Polen, 2,8 Millionen in der Sowjetunion, 2 Millionen in den Vereinigten Staaten von Amerika, 820000 in Rumänien und 600000 (etwa 1 Prozent der Bevölkerung) in Deutschland. In Palästina wohnen nur 120000 Juden. — Interessant ist es auch, den prozentualen Teil, den die einzelnen Völkergruppen von der Gesamtbevölkerung der Erde ausmachen, und die darin im Laufe des letzten Jahrhunderts eingetretene Veränderung zu errechnen. Im Jahre 1800 gab es wahrscheinlich nur 775 Millionen Menschen auf der Erde, im Jahre 1900 schon 1564 und im Jahre 1925 gar 1864 Millionen. An dieser Zunahme der Erdbevölkerung sind überraschenderweise die Malaien mehr als alle anderen Völkergruppen beteiligt. Ihre absolute Zahl ist nämlich in der angegebenen Zeit von 11 über 42 auf 67 Millionen gestiegen, so daß ihr Anteil an der Erdbevölkerung von 1,2 über 2,7 auf 3,6 Prozent angewachsen ist. Ihre absolute Anzahl hat sich also mehr als versechsfacht und ihr prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung der Erde verdreifacht. Die ihnen zunächst folgende Völkergruppe, die europäisch-amerikanische, ist nur auf das Dreieinhalbfache, nämlich von 185 auf 685 Millionen angewachsen. Auch ihr prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung der Erde ist gewachsen, und zwar schneller als der aller übrigen Völkergruppen, aber doch nur von 23,9 auf 35,3 Prozent. Dabei ist der Anteil der eigentlichen Europäer, der im Jahre 1800 noch neun Zehntel betrug, bis zum Jahre 1900 auf drei Viertel und bis zum Jahre 1925 auf zwei Drittel zurückgegangen. Während sich die eigentlichen Europäer in dieser Zeit nicht ganz vervierfachten, haben sich die außereuropäischen Mitglieder dieser Gruppe verzwölffacht. Der prozentuale Anteil der meisten übrigen Völkergruppen ist demgegenüber trotz starker absoluter Vermehrung zurückgegangen, so zum Beispiel der der Chinesen, trotz ihres Anwachsens von 245 auf 430 Millionen, von 31,6 auf 23,2 Prozent. Prof. Dr. W. Anderssen.

Pflanzen der Braunkohlenzeit, die sich in Deutschland wiedereinführen. Jahrmillionen liegt die Braunkohlenzeit zurück. Die ganze Tertiärzeit ist von der Bildung der Braunkohlen erfüllt. In der nachfolgenden Eiszeit, die große Strecken Deutschlands mit einer dichten Inlandeisdecke wiederholt bis fast an die Mittelgebirge heran bedeckt hat, wurde die Pflanzenwelt in Deutschland zerstört, die an der Entstehung der Braunkohlen hervorragenden Anteil hatte. In anderen, weniger oder gar nicht von dieser Eiszeit heimgesuchten europäischen Ländern sind aus dieser Braunkohlenzeit viele Pflanzen in der heutigen Flora zurückgeblieben. Nach Deutschland wanderten nach der Eiszeit wieder von Westen, Südosten und Osten wildwachsende Pflanzen ein. Wir wissen, daß damals in der Braunkohlenzeit wegen des am Anfang herrschenden Tropenklimas bei uns Pflanzen wuchsen, die heute noch in Nordamerika, in den Mittelmeerländern, Ostasien gedeihen. Fast am Ausgang des Tertiärs wurde das Klima dem unserigen ähnlich. Der bekannte Forscher Gothan, der sich ganz besonders mit versteinerten Pflanzen beschäftigt hat, hat eine Wiedereinführung der Braunkohlenflora in Deutschland festgestellt. Verloren gewesene Vertreter der Pflanzenwelt der Braunkohlenzeit ziehen als Ziersträucher heute wieder in unsere Flora ein. Unter ihnen spielen die Graukarien bei uns in Deutschland als Freilandgewächse nicht die Rolle wie die Sumpfzypressengewächse. Man kennt auf der Welt heute von diesen Taxodien noch zwei oder drei Gattungen, während in der Braunkohlenpflanzenwelt diese Sumpfzypressen so verbreitet waren, daß unter allen gefundenen Holzstämmen $^{3}/_{4}$ den Taxodien zuzuzählen sind. Sehr verbreitet waren in der Braunkohlenzeit auch die Zypressengewächse. Heute kommen bei uns von diesen Gewächsen nur noch der eigentliche Wacholder und der Sadebaum vor. Die Lebensbäume waren in der Braunkohlenzeit sehr häufig. Eine Art von Lebensbaum hat selbst die Eiszeit überlebt, denn sie findet sich versteinert in den Weimarer Süßwasserkalken und, genau noch so aussehend, auf unseren Friedhöfen und in unseren Parks als Thuja. Von den in der Braunkohlenzeit reichlich vorhanden gewesenen Tannengewächsen sind mehrere Kiefernarten, eine Fichtenart und eine Tannenart übriggeblieben. Zierbäume sind heute bei uns Schierlingstannen und Blaufichten, Weimutskiefer und Himalajakiefer, die Douglasfichte, die Eibe und der Gingkobaum. Rudolf Hundt.

Bücher, die man lesen sollte.

Spaziergänge durch die neuesten Erscheinungen der Belletristik von Dr. Egbert Delpy.

Es wird sehr viel geredet und geschrieben heute vom „Zeitgeist“, der unbedingt in den Werken unserer Künstler sein müsse, wenn sie überhaupt Anspruch auf Beachtung haben wollten... Infolgedessen sehen wir den größten Teil unserer künstlerischen Jugend auf nichts gieriger und rastloser Jagd machen als auf ebendiesen Zeitgeist... Wenn man ihnen vorhält, daß sie in ihren Erzeugnissen doch beschämend nah an Film, Sensation und Kolportage heranrücken, so antworten sie triumphierend: das eben sei ja der Zeitgeist, ohne den es kein echtes modernes Kunstwerk gebe! Es ist so weit gekommen, daß jede Geschmacklosigkeit, jede Brutalität, jede Verirrung der menschlichen Natur überhaupt, heute von unserer literarisch eingestellten Jugend als unbedingt zeitgemäße Erscheinungsform auf das leidenschaftlichste verehrt und verwertet wird. Vor allem gehört es zum guten literarischen Ton, erotische Perversionen mit Fleiß und Hingabe durchzuadern und unbedingt gerade auf diesem Gebiet sich Lorbeeren zu erwerben! Man ist ja sicher genug, in diesem Bestreben von dem größten Teil der großstädtischen Literaturkritik mit jauchzenden Hosiannarufen unterstützt zu werden... Daß sich der „Zeitgeist“ in unserer Literatur auf solche Weise Denkmale von unüberbietbarer Deutlichkeit und Nacktheit setzt, allen kommenden Geschlechtern zur schaudernden Erkenntnis, das steht außer aller Frage. Nun ist es ja weiter kein großes Wunder, daß eine kranke Zeit kranke Gebilde hervorbringt, aber einmal hat der wirkliche Künstler zu allen Zeiten immer leidenschaftlich danach gestrebt, sich über die Zeit und ihre Alltagserscheinungen zu erheben, und dann ist auch keine Zeit je so durch und durch krank gewesen, daß sie nicht gleichzeitig in ihrem Schoße auch schon die Keime zur Wiedergesundung gehegt hätte. Auf unserer Erde und in dieser Menschheit liegen die heterogensten Dinge dicht nebeneinander, das Erhabene steht brüderlich neben dem Lächerlichen, das Große still neben dem Frechen und Gemeinen. Aufgabe des Künstlers ist es, mit klarem Auge beides zu sehen und zu umfassen. In kranken Zeiten aber wird er aus dem ihm eingeborenen göttlichen Trieb zum Großen, Gesunden, Positiven heraus der natürliche, leidenschaftliche **Gegner des Zeitgeistes** sein. Nicht indem er ihn flieht, sondern indem er ihm doppelt scharf und kritisch ins Auge sieht. Er wird ihn spiegeln, seine Auswüchse aufzeigen, satirisch, aggressiv, in grotesker oder tragischer Steigerung, so daß dem Zeitgenossen beim Lesen die Augen auf- und übergehen und er sich der Krankheitskeime dunkel zu schämen beginnt, die auch in seinem Blute schon kreisen. Kein Prediger auf der Kanzel, kein Redner auf der Tribüne vermag derart erschütternde Zauberwirkung hervorzubringen — nur der Künstler gebietet über solche Macht. Und deshalb fordern wir von ihm, daß er sie nutzt, zum Besten seines Volkes! Er kann die Sehnsucht nach dem Großen, Reinen wecken, indem er Großes, Reines ausströmt im lebendigen, schimmernden Kontrast zu dem aufgezeigten Schmutz des Zeitgeistes. Solche Kunstwerke allein haben den Anspruch auf die Bezeichnung „zeitgemäß“. Ihnen allein sollte die ungeteilte Aufmerksamkeit von Kritik und urteilsreifem Lesertum gelten!

Daß das heute bei uns nur in sehr beschränktem Maße der Fall ist, charakterisiert unübertrefflich die Intensität der Zeitentartung. Man kann immer nur ausnahmsweise auf Bücher hinweisen, die sich bewußt und frei zum Herrn und Richter über den Zeitgeist machen und zugleich ein volles, reiches Künstlertum ausströmen. Immerhin begegnet man doch manch beachtenswertem Versuch, der Zeit den Spiegel vorzuhalten. Wenn er mit so viel Ernst und Können unternommen wird wie in dem neuen Roman von **Felix Moeschlin**: „**Wir wollen immer Kameraden sein**“ (Grethlein & Co., Leipzig), so darf man dankbar dafür sein und das Buch den Zeitgenossen ans Herz legen. Daß Moeschlin ein Dichter ist, hat er vor allem in seinem wundervollen Roman „**Der glückliche Sommer**“ (ebendort) bewiesen. Das heiße Herz des Dichters klopft unruhvoll und klagend auch in diesem Nachkriegsroman, der es unternimmt, die Deutschen an etwas zu erinnern, an das sie ganz und gar nicht gemahnt sein wollen. Moeschlin läßt einen Frontsoldaten, der bei einer Grabensprengung den Verstand verlor, nach siebenjährigem Aufenthalt im Irrenhause durch einen Blitzschlag plötzlich wieder zu klarem Bewußtsein erwachen. Ohne jeden Übergang sieht er sich dem Deutschland von 1925 gegenüber. Wie eine furchtbare Lawine stürzt das ganze Unglück und Elend seines vergewaltigten, gedemütigten, zerrissenen Volkes über ihn hin. Aber das ist nicht das Schlimmste für ihn. Fürchterlicher ist die Entdeckung, daß — dieses Volk sein Unglück unwürdig trägt. Der Geist der Kameradschaft, der einst in der Hölle des Schützengrabens das Grauenvollste erträglich machte, der sich gelobte, heimkehrend das ganze deutsche Land in seinem Sinne neugestaltend umzuwandeln, er ist verschwunden, ausgelöscht im brodelnden Sumpfe wilder Genuß- und Erwerbsgier, totgeschlagen im fanatischen Bruderkrieg parteipolitisch verhetzter, in Todfeindschaft verstrickter Volksmassen. Im tiefsten Herzen getroffen, nimmt der Erwachte die Suche nach der verschütteten deutschen Seele auf. Er findet sie bei einem Mädchen, das ihn liebt, gewinnt durch dessen schwärmerischen Glauben an die noch lebendigen Kräfte des deutschen Volkstums seine ganze geistige Energie wieder. Wendet sich mit mächtigem Appell zu neuer Kameradschaft an die Jugend, wird zuerst umjubelt, bald aber, da er sich nicht parteipolitisch einspannen lassen will, verhöhnt und verlästert. Diese Belastungsprobe erträgt seine gequälte Seele nicht mehr — er endet im Irrenhaus, aus dem er kam... Wahrhaftig — aus diesem aufrüttelnden Roman schreit genügend Zeitgeist! Da werden Binden von unseren Augen gerissen und uns Dinge, an die wir uns fast schon gewöhnt haben, erneut in hellem Licht gezeigt. Aber der Erzähler tut es nicht marktschreierisch, nicht um billiger Sensation willen, sondern mit fühlbarem eigenen Schmerz. Die Liebe zu Deutschland steht groß und mächtig hinter seinem Buche und findet zuweilen so großen Ausdruck, daß man mit klopfendem Herzen und heißen Augen über den Zeilen sitzt, zwischen Glück und Schmerz hin und her gerissen... Von wundervoll symbolischer, schmerzvoller Poesie ist jener Traum Georgs von der stillen Stadt der deutschen Dome und Kirchen, die aus Deutschland ausgewandert sind, weil man sie „ja nicht mehr braucht“... Vom technischen Standpunkt aus kann man dem Roman vorwerfen, daß er den Schluß, das neue Versinken in Wahnsinn, überhastet hat. Gegenüber dem großen Gefühl, das das ganze Buch schwellend durchzieht, fällt dieser Mangel wenig ins Gewicht. Möchte es in viele tausend Hände kommen und seine aufrüttelnde Macht an deutschen Seelen erproben können!

Mit weniger heißem Atem, aber ebenso ernst besorgt zeigt **Max Dreyer** in seinem großen neuen Roman „**Der siegende Wald**“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin) das Brodeln des Zeitgeists in der deutschen Gegenwart auf. Er gibt kein düsteres Gesamtbild, sondern hat einen hellen Ausschnitt gewählt, aber einen ungemein wesentlichen, wichtigen: das Ringen der deutschen Jugend um neuen, großen Lebensinhalt inmitten des sie umbrandenden Chaos einander befehdender Gewalten. Liebevoll vertieft er sich in das brodelnde Feuer, das er in ungestümen jungen Herzen und Köpfen brennen sieht, schildert eingehend die Glut, die sich an den Vaterland-, den Volks-, den Gott-Gedanken, an künstlerische, kultische, parteipolitische, militärische, pazifistische und Weltverbrüderungs-Ideale verschwendet, und beleuchtet scharf die Zwiespältigkeit, Uferlosigkeit, Eigenbrötelei, in der soviel heißes Wollen immer wieder — ein getreues Spiegelbild deutscher Gegen-



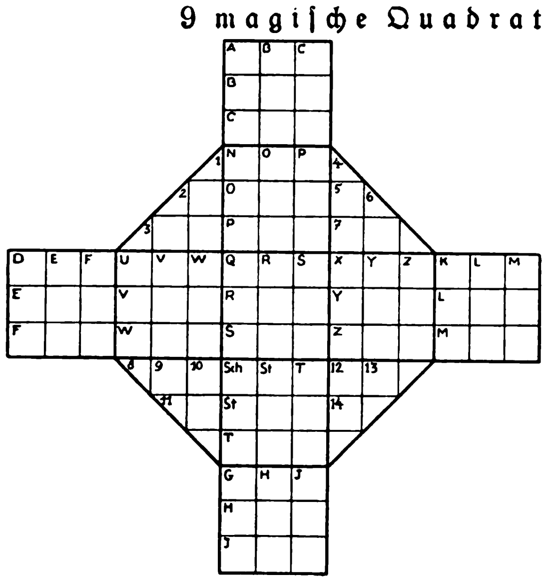


wart — nutzlos verschäumt und untergeht. Daneben spiegelt er in ernster Satire die zeitgemäßen Anstrengungen gewisser neuzeitlicher Erziehungs-Reformatoren, deren pädagogischer Hokuspokus die aufgeregten jungen Gemüter nur noch tiefer in Irren und Wirrsal verstrickt. Daß er bei aller Kritik den Glauben an Deutschlands Jugend doch nicht verloren hat, das zeigt sich in Einzelheiten immer wieder und leiht dem Buch seine innere Wärme, die im Schlußkapitel als leuchtende Flamme hervorbricht. Hier läßt Dreyer die Jugendverbände aller Richtungen in opfervoller Hingabe für einen alle verbindenden großen Gedanken sich zusammenfinden. Sie schützen den geliebten Wald, in dem sie zu tagen pflegen, vor dem Einbruch verheerender Sturmflut, retten ihn durch gemeinsames Werk, sind in der Not ein einig Volk von Brüdern... Es ist sehr hübsch, wie der deutsche Wald in dem ganzen Buch als ebenbürtiger Faktor neben der deutschen Jugend in die Erscheinung tritt, wie er als Jungbrunnen überall seine Wirkung tut und als Symbol des Gesunden, Natürlichen, Stillen und Großen dasteht, deutsche Romantik und deutschen Überschwang mit sanftem Rauschen umfassend. Was sonst noch an Handlung mit diesem Duo: Jugend und Wald, verknüpft ist — Kampf Erwachsener um den Besitz des Waldes und die Ausbeutung seiner Bodenschätze, kompliziert durch kreuz und quer gesponnene Liebesfäden — ist Unterhaltungslektüre gefälliger Art ohne wesentliche Bedeutung. Aber die Liebe zum deutschen Land und zum deutschen Menschen (der es sich selbst so schwer macht auf der heimischen Scholle!), stark verwoben mit der brennenden Sorge um Deutschlands Zukunft, geht durch das Buch und erhebt es über die Durchschnittslektüre. Deshalb verdient es vor manch anderem Beachtung.

Mit einem Schmunzeln sei in diesem Zusammenhang noch des neuesten lustig-ernsten Geschichtenbandes von Fritz Müller-Partenkirchen gedacht, der mit der ganzen Frische und Schlagkraft seiner erfreulichen geistigen Unabhängigkeit wider ein Stück Zeitgeist zu Felde zieht. Es gehört ja seit Jahren zum guten literarischen Ton, gegen die Schule und das Lehrertum überhaupt gröbstes Geschütz aufzufahren. Kein guter Faden wird an ihnen gelassen; sie sind die schrecklichen Vernichter und Zerstörer jedes Jugendglücks und damit basta! Hier kommt nun endlich einmal einer, der das Schulleben auch von der Lehrerseite her kennt, und der es nun schildert, wie es wirklich ist, ohne gehässige Verzerrung, aber auch ohne jede Schminke, der den Blick hat für seine Gefahren, seine Untiefen, seine Tragik, aber ebenso für seine Köstlichkeiten, seinen Humor, seine Eulenspiegeleien. Einer, der Schüler- und Lehrer-Unarten durch die gleiche klare Brille sieht, sie humorvoll festnagelt und aus ihrem Zusammenstoß ebensoviel Ergötzliches wie Nachdenkliches ans Licht zu ziehen weiß. Es sind die weiten Perspektiven, die Müller hinter den Schulerlebnissen dieses Bandes „Raum genügend" (L. Staackmann, Leipzig) aufsteigen läßt, der Blick durch das weitgeöffnete Schulfenster ins große und ins kleine Leben und, wichtiger noch: hinein in das verschlungene Labyrinth der Menschenseele mit ihren tausend Wundern und Wunderlichkeiten, was seinen Schulgeschichten ungewöhnlichen Glanz und Tiefe gibt. Und dann ist da endlich das, was man so lange vermißt hat: die Liebe zur Schule, die wie ein zärtlich warmer Unterstrom unter allen kritischen Randglossen und lustigen Respektlosigkeiten dahinfließt, jene Gerechtigkeit fordernde und übende Liebe, die aus einem gesunden, warmherzigen und reifen Menschentum quillt. Mit diesem frischen, ganz unkonventionellen Husarenritt wider den Zeitgeist hat sich dieser so froh und fest im eigenen Sattel sitzende deutsche Turnier-Ritter der Feder erneut als jener keck durch Höhen und Tiefen ins Herz der Dinge dringende Kämpe erwiesen, den wir lieben.

ZUM NACHDENKEN

9 magische Quadrate mit 4 Kreuzworträtselecken.



Die 9 magischen Quadrate: A Ausweis für ein Lotteriespiel, B Gedichtsform, C biblische Figur, D Körperteil, E Teil eines Segelschiffs, F Zeichen, G starkes Seil, H Baumteil, I altdeutscher Frauenname, K Erdart, L Anfangswort eines lateinischen Spruchs, M Nebenfluß der Donau, N Gebäude, O Abkürzung für Weltall, P Stadt in Württemberg, Q Tonart, R Vogel, S Getränk, Sch Raubtier, St Zeitrechnung, T Titel, U Getränk, V Hoherpriester, W Erfrischung, X Herrschertitel, Y Bier, Z Säugetier.

Die 4 Kreuzworträtsel: wagerecht: 2 italienische Tonbezeichnung, 3 halbwarm, 5 französischer Artikel, 7 Vorname einer berühmten Filmdiva, 8 kindlicher Ausdruck für Großvater, 11 Strom in Sibirien, 12 altgermanisches Getränk, 14 ausgestorbenes Rind; senkrecht: 1 poetischer Name für ein Raubtier, 2 ägyptischer Gott, 4 Bergweide, 6 tierisches Produkt, 9 Fluß in Italien, 10 katholischer Würdenträger, 12 Fluß in der Steiermark, 13 persönliches Fürwort.

Ergänzungsrätsel.

. . . .
r o a l e a l r a
a r r i m b l a j
n t o x e i i w o
i i d i s c p a r
e c i e i h s d a
. . . .

An Stelle der Punkte sind bestimmte Buchstaben zu setzen, so daß die senkrechten Reihen neun sinnvolle Wörter ergeben. Die oberste und die unterste wagerechte Buchstabenreihe nennen dann zwei deutsche Weinbau-Orte.

Rösselsprung.

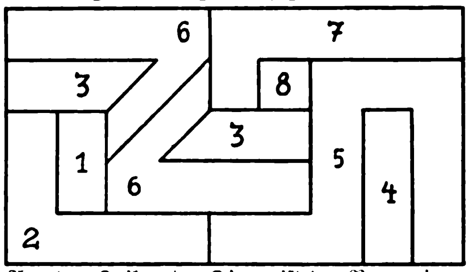
und	ger	goe	gen	du	nen	zei	ne
the	stei	schen	win	tig	dei	ken	o
sein	ge	klü	w	o	mußt	jun	ne
mußt	kein	grof	herr	ze	ler	der	sin
kes	auf	nut	ge	ser	der	lei	gen
ken	du	mer	des	den	ta	wa	die
ham	glük	o	zun	phie	nen	geb	ren
der	win	ein	und	che	die	ren	ge
ten	der	mei	um	ge	boß	lie	ge
nen	tri	fel	o	ver	hor	steht	am

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben a — an — arch — be — chi — de — di — di — din — drat — ep — gar — gard — gi — hy — irm — mar — ne — nep — o — on — pe — phir — ri — ro — sa — sig — ta — te — ti — ti — tin — tra — tun — un — vist — zei sind zu 14 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 kleines Marineboot, 2 germanischer Heerführer, 3 Edelstein, 4 Kleiderablage, 5 griechischer Bischof, 6 chemische Verbindung, 7 Wandbekleidung, 8 Meeresgott, 9 weiblicher Vorname, 10 italienischer Wein, 11 Überlieferung, 12 Singvogel, 13 Wassernixe, 14 männlicher Vorname.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Pegasus im Joche“.

Zerlegaufgabe.



Aus den Teilen der Figur ist der Name eines Klaviervirtuosen und Komponisten zu bilden.

Umstellrätsel.

Aus jedem der rechts stehenden Wortpaare ist ein Wort von danebenstehender Bedeutung durch Umstellung der Laute zu bilden. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangslaute der neugefundenen Wörter ein Sprichwort.

Leon—Krieg = Märchengestalt
Iran—Teile = Volk
eins—Sem = Schicksalsgöttin
drei—Main = geograph. Begriff
Bau—Arche = Schriftsteller
Gant—Achill = Vogel
Heu—Main = Kurort
Name—Leu = Name
Pisa—Ahn = asiatisches Land
Zahn—Rate = biblischer Ort
Wald—ein = Dichter
Ode—Pius = König im Altertum
Lotto—Gier = Oper
Ol.—Goethe = Geistlicher

Der Ameisenbär als Feinschmecker. Einen nicht alltäglichen Fahrgast brachte neben seinen vielen Reisenden und großen Ladungsmengen das bekannte Motorpassagierschiff der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Monte Olivia“ unlängst nach Hamburg mit, nämlich einen Ameisenbär, der mit anderen seltenen Tieren aus Brasilien gekommen war. Eine nicht geringe Schwierigkeit bereitet bei dem Transport der exotischen Vierfüßler immer die Magenfrage. Einem Ameisenbär kann man unmöglich Tag für Tag seine gewohnte Nahrung, Termiten und Ameisen vorsetzen. Da greift man zu Ersatzmitteln. Jener Ameisenbär auf der „Monte Olivia“ erhielt täglich mehrmals rohes Hackfleisch mit frischer Milch und Eiern. Ihm scheint das Ersatzfressen gut gemundet zu haben, da er von seinem Wärter häufig rohe Eier erbettelte und diese nach allen Regeln der Kunst mit größtem Wohlbehagen verspeiste.

Bevor Sie ein Fahrrad oder Fahrrad-Zubehörteile kaufen, verlangen Sie kostenlos den neuesten Katalog der Firma Ernst Machnow, Berlin C. 54, Weinmeisterstraße 14. Die Firma hat unter anderen Neuheiten auch für besonders schlechte Straßen, Kopfsteinpflaster usw. ein Fahrrad mit Federgabel und ein Fahrrad mit Ballon-Bereifung herausgebracht. Diese Räder gewähren ein absolut stoßfreies Fahren auch auf schlechtesten Wegen. Wer eine Probefahrt auf einem solchen Rade gemacht hat, wird kein anderes Rad mehr benutzen.

Bestrafte Neugier.

Der Heinz kam aus der Schule heut.
Ein Wort? Sieh da! Und hocherfreut
War er dazugesprungen.
Er spähte, hob sich auf die Zeh'n
Mit langem Hals — doch was zu seh'n,
Das ist ihm nicht gelungen.
Als dann nach Hause lief der Heinz,
Da war es längst schon über eins,
Die guten Eltern schalten.
Und auf dem Tische lecker roch
Ein kleiner Rest von dem nur noch,
Was ihn so aufgehalten.

Schüttelrätsel.

Es ist ein Baum aus fernem Land
Und wird bei uns als Zier verwandt.
Geschüttelt Wort gibt klares Licht,
Wenn Dunkel in dein Zimmer bricht.

Kapselrätsel.

Der Schüler bekam das Rätselwort,
Trotzdem faulenzt er fort und fort;
Nun hilft beim ungezog'nen Tropf
Nur noch das Wort mit Fuß und Kopf.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4286.

Silbenrätsel: 1 Demagoge, 2 Abraham, 3 Sarkasmus, 4 Ebernburg, 5 Revanche, 6 Tartüff, 7 Reseda, 8 Afghane, 9 Gabriel, 10 Esel, 11 Walstatt. — Das ertrage, wem's gefällt!

Einsetzrätsel: Eis, Ring, Brett, Stein, Wein, Uhr, Rat, Schein, Tor. — Die Anfangsbuchstaben: Erbswurst.

Großer Könner: Brahms.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Ufa, 4 Heu, 7 Hans, 9 Lauf, 10 Rune, 11 Aula, 12 Narkose, 13 Epigone, 17 Orfe, 18 Ohr, 20 Elan, 21 Nero, 22 Leu, 23 Reh; senkrecht: 1 Uhr, 2 Faun, 3 Anna, 4 Haus, 5 Eule, 6 Ufa, 8 Serbien, 9 Laokoon, 13 Erle, 14 Pfau, 15 Neer, 16 Ehre, 17 Öl, 19 roh.

Zahlenrätsel: a, Ei, Dom, Lied, Adler, Marone, Domäne, Mandarin, Andromeda, Mandoline.

Gitterrätsel: Italien, Ellipse, Fenster.

Magisches Quadrat: Aron, Rübe, Ober, Nerz.

Warum steht Prof. Dr. G. Jaegers Woll-Unterkleidung nach 50 Jahren noch an erster Stelle, und warum fühle ich mich wohl in dieser Unterkleidung? Weil reinwollener Trikot ein schlechter Wärmeleiter und luftdurchlässig ist; weil die Haut frei atmen kann und der Körper vor plötzlichem Temperaturwechsel geschützt ist. Wer gesund bleiben oder seine erschütterte Gesundheit wieder zurückgewinnen will, trage Prof. Dr. G. Jaegers Woll-Unterkleidung!

Es ist eine sehr unangenehme Überraschung, wenn ein Kuchen anstatt hoch und luftig zu werden, sitzen bleibt. Ungenügende Hitze oder schlechte Triebmittel, zu denen auch Eier gehören, können die Ursache sein. Auch Eier mit einem schlechten Beigeschmack (muffig) vermögen einen Kuchen total zu verderben. Frischgelegte Eier in Garantol eingelegt, behalten alle Eigenschaften von frischgelegten Eiern bei. Sie färben die Kuchen goldgelb, verleihen ihnen Wohlgeschmack und machen sie leicht und luftig. Sie sind starkriechenden Häckeleiern sowie Kalkeiern, die leicht wässerig werden, bei weitem vorzuziehen. Garantoleier sind für jeden Bäcker von größtem Wert.

Annie Kehl-Kehrmann, Kochschriftstellerin.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber, Leipzig

NR. 4288. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 19. MAI 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4288. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 19. Mai 1927.

Allgemeine Notizen.

Das Weltstudentenwerk, dem studentische Gruppen aus mehr als vierzig Ländern angeschlossen sind, das durch seine umfassende Hilfstätigkeit in der Nachkriegszeit für die Studenten in den verschiedensten Ländern Europas in der Öffentlichkeit bekannt geworden ist, veranstaltet vom 5. bis zum 16. Juli in Dresden, dem Sitz der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, eine Internationale Schulungswoche für studentische Selbsthilfearbeit. Das Weltstudentenwerk hat die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft gebeten, die Organisation und Durchführung dieser internationalen Schulungswoche zu übernehmen, da die auf diesem Gebiet in Deutschland geleistete Arbeit als Vorbild für viele Nationen dient. Die Tagung wird durch einen Vortrag eingeleitet, zu dem der deutsche Gesandte Dufeur-Farence, der Untergeneralsekretär des Völkerbundes, als Redner zugesagt hat. Die Ergebnisse der Schulungswoche werden einen Teil der Jahreskonferenz des Weltstudentenwerkes bilden, die im August in Schiers (Schweiz) stattfindet, zu der als Hauptredner der Bundeskanzler Deutsch-Österreichs Prälat Seipel gewonnen worden ist.

Studien und Reisen in Frankreich. Zum drittenmal veranstaltet die Pariser Sorbonne praktische Kurse für Ausländer im Sommer 1927, und zwar werden die Hauptgegenstände zweimal wiederholt: erste Periode (mit akademischer Rundfahrt) 10. Juli bis zum 24. August; zweite Periode (ohne Rundfahrt) 31. Juli bis zum 28. August. In jeder Periode bestehen die Kurse aus theoretischem und praktischem Unterricht. Anmeldung und Auskunft (insbesondere über Programme, Gebühren, Verpflegung, Unterkunft) bei Henri Goy, Direktor des Bureau des Renseignements, Sorbonne, Paris, V°.

Ein glanzvolles internationales Frauensportfest veranstaltet der Sport-Club Charlottenburg am 12. Juni. Endgültige Zusagen liegen bereits aus Frankreich, England, der Tschechoslowakei, Schweden und Österreich vor; der Start von 23 ausländischen Sportlerinnen ist schon gesichert. Besondere Mühe geben sich die Engländer, die ihre Auswahl auf Grund von Ausscheidungskämpfen treffen wollen. Dies wohl deshalb, weil bei den olympischen Spielen in Amsterdam der englische Frauensport wahrscheinlich nicht vertreten sein wird. Die einzige Möglichkeit, die Stärke des englischen Frauen-

sports im Kampf mit anderen Ländern zu zeigen, bietet sich also bei diesem Sportfest. Außerdem wünschen die Sportladys jenseits des Kanals, mit den deutschen und österreichischen Sportlerinnen zusammenzutreffen, da diese bei den letzten Frauenspielen in Gotenburg nicht vertreten waren. Von den deutschen Sportlerinnen werden alle Olympia-Kandidatinnen eingeladen, ferner auch solche, die mit ganz besonderen Leistungen hervortreten.

Das Olympische Komitee in Neuyork befaßte sich kürzlich mit der Frage der Unterbringung der amerikanischen Vertreter bei den olympischen Spielen in Amsterdam. Auf Anregung des Präsidenten der Athletic Union Murray Hulbert sowie von Lawson Robertson, dem langjährigen Führer der amerikanischen Olympia-Teilnehmer, wurde beschlossen, ebenso wie 1912 in Stockholm, einen großen Dampfer zu mieten, auf dem die amerikanischen Athleten für die Dauer der olympischen Spiele in Amsterdam wohnen werden. Das Schiff soll Neuyork zwischen dem 4. und 8. Juli 1928 mit 300 bis 350 Athleten an Bord verlassen und zehn Tage später in Amsterdam eintreffen. Die Kosten der Expedition werden mit 300- bis 350 000 Dollars veranschlagt, d. h. also für die Person etwa 1000 Dollars. Zur Aufbringung der nötigen Mittel wurde J. J. Raskob, der Hauptkassierer der General Motors Corporation, mit der Organisation einer großzügigen nationalen Olympiasammlung betraut. Zur Auswahl der Leichtathletik-Mannschaft finden am 16. und 23. Juni Ausscheidungskämpfe statt. Die ausgewählten Athleten werden nach Rücksprache mit den einzelnen Verbänden für die verschiedenen Wintersportarten am 30. Juni in Philadelphia oder in Cambridge zusammentreten, um über die Beteiligung Amerikas an den Olympischen Winterspielen vom 11. bis zum 19. Februar in St. Moritz Beschluß zu fassen.

Die Klubhütten des Schweizer Alpenklubs wurden 1926 von 46076 Personen besucht, gegenüber 43855 im Vorjahr. Von diesen waren 16824 oder 36,5 v. H. Mitglieder des Schweizer Alpenklubs. Die Walliser Alpen zählen zwanzig Klubhütten und wurden von 9530 Personen besucht, die dreiundzwanzig Hütten der Waadtländer und Berner Alpen von 10283, die fünfzehn Hütten der Schwyzer, Unterwaldner und Urner Alpen von 6339, die zehn Hütten der Glarner und St. Galler Alpen von 5925 und die neunundzwanzig der Graubündner und Tessiner Alpen von 13999 Bergsteigern besucht.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Blick auf das Regierungsgebäude und die Marienkirche in Frankfurt a. O.

Zeichnung von Martin Frost.

Das historische Frankfurt a. d. Oder

VON STADTRAT FELIX PLAGE, FRANKFURT a. O.

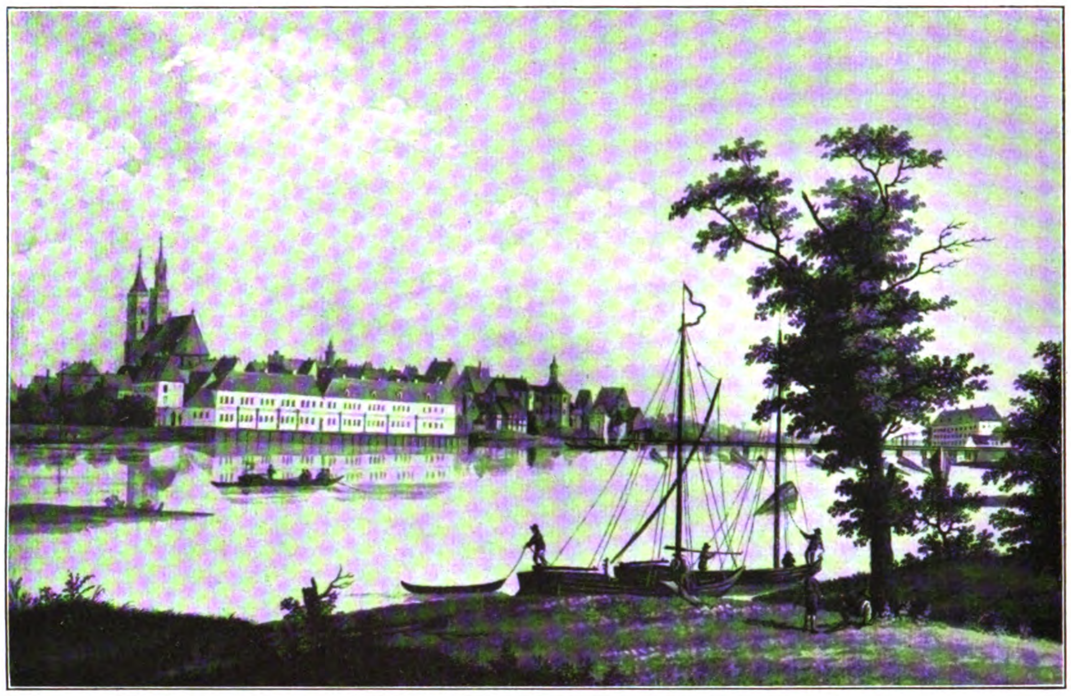
Im Anfang des 13. Jahrhunderts gründen christlich-germanische Ansiedler das alte „Vrankenvorde“ an der schmalsten Stelle des Oderstroms, über die von alters her eine vielbegangene Handelsstraße nach dem slawischen Osten führte. Das Wahrzeichen dieses offenen Marktes ist die alte Niklaskirche, dem Patron der Kaufleute und Schiffer geweiht. Da schreitet im Jahre 1253 erwachender Bürgerstolz zu einer für damalige Verhältnisse beispiellos kühnen Erweiterung und Befestigung der Stadt. Bald steigen innerhalb der fünfzigtürmigen Stadtmauer die hochgiebeligen Bürgerhäuser empor, die beiden gotischen Rathausgiebel, der stolze Bau der Marienkirche. Noch heute wird die Stadtsilhouette bestimmt durch dieses Bild der alten gotischen Stadt. Noch heute schlummern im Baukern der alten Wohnhäuser die gotisch gewölbten Keller- und Erdgeschosse, und wir empfinden beim Anblick der in altem Glanze wiedererstandenen Rathausgiebel, der reichen Sterngewölbe unserer alten Kirchen jene Steigerung des Lebensgefühls, das damals ein Geschlecht von Fischern und Krämern zu erfüllen vermochte, ehe es sich im mystischen Rausch eines himmelwärts strebenden Formenwillens entlud.

Der jungen Stadt wurde von den brandenburgischen Markgrafen das hochbedeutsame Stapelrecht verliehen, demzufolge alle hier zu Schiff oder zu Wagen anlangenden Kaufmannsgüter drei Tage lang zum Verkauf ausgelegt werden mußten. Der Handel blüht, und ein beständiger Goldstrom fließt durch die Mauern der Stadt. Die Ratsherren dürfen sich Konsuln nennen, und der Kurfürst steht bei den wohlhabenden „Gewandschneidern“ in der Kreide. Seit 1388 übt die Stadt das oberste Gericht im Lande Lebus aus, das „Halsgericht“. Das war noch eine Zeit des stolzen Bürgersinns, als sie die Raubritter, die den Straßenhandel bedrohten, fangen und auf dem Markte kurzerhand enthaupten ließ. Gericht aber hält der Stadtschulze in der alten „Gerichtslaube“, die den ältesten Teil des Rathauses bildet. Einst gemäß alten Rechtsvorschriften nach allen Seiten offen, ist sie längst in den Rathausbau einbezogen und bildet heute nach ihrer glücklichen Wiederherstellung mit ihren herrlichen gotischen Malereien eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt.

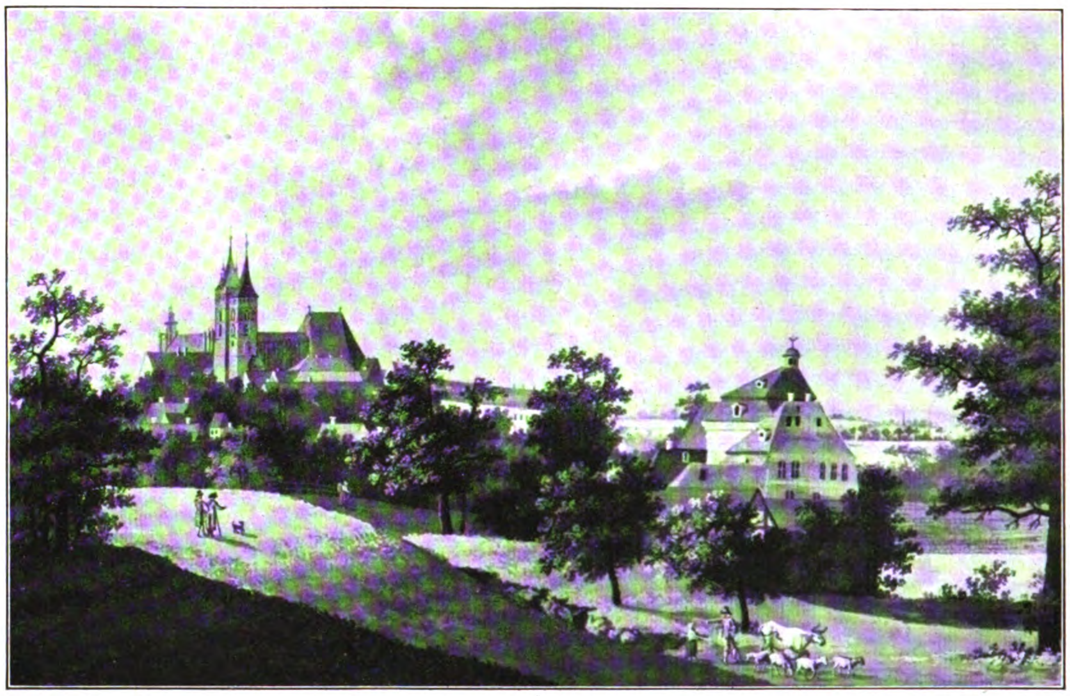
Die Blütezeit Frankfurts aber fällt zusammen mit der Blüte der Hansa; auf den Tagfahrten der Hansa in Lübeck erscheinen die Gesandten der Stadt Frankfurt, bis ihnen der Kurfürst aus landesherrlicher Gewalt dies verbietet. Noch herrscht in den Mauern der Stadt ein fast ununterbrochener Markt. Ein Heer von städtischen Beamten wacht über Markt- und Straßenverkehr. Reichliche Steuern zahlt der wohlhabende Bürger bei Zuzug und Wegzug, für Bürgerrecht und Erbschichtung, für Meistersitz und Hochzeitsschüsseln, für Garten und Hecke, ja, für jedes Fäßlein Bernauer Bier, das er sich zu eigener Labsal in den Keller legt.

In den Innungsherbergen wird freilich nur Dünnbier geschenkt; aber die zugewanderten Gesellen sind dort nicht minder lustig, ehe sie Vorspruch tun und auf Ansitz antragen bei den Zünften, deren kunstgeschmiedete Wappen über der Herbergstür im frischen Winde schaukeln, der von der Oder herüberweht. Der Rat der Stadt aber sorgt für die starken Trünke, die, weither geholt, im Ratskeller liegen, vom Ratsschreiber gut versiegelt mit dem spundgroßen Stadtsiegel, das die Inschrift trägt: „Hier hütet der Hahn den reinen Saft der fremden Rebe.“ Denn der Kurfürst und sein Kanzler, fürstliche Besucher und trinkfeste Gesandte, selbst der fromme Bischof von Lebus wissen den Malvasier und den süßen Ungar wohl zu schätzen. Ist wieder ein gutes Faß in den Ratskeller gerollt, so vergißt der Bischof von Lebus nicht, seinem Freunde, dem Kurfürsten, in einer bedeutungsvollen Nachschrift zu melden: „Item, ist ein guter ‚Welschwin‘ angelangt zu Frankfurt.“ Bald erscheint dann auch der Kurfürst als Gast im „Bischofshause“ an der Oderstraße, wo ihn der Bischof schon erwartet; denn sie wissen, daß der Rat der Stadt nicht knausert, wenn er selber einen guten Tropfen hat.

Ach, es wird aufgeräumt mit diesen Schätzen, als Gustav Adolf im April 1631 die Stadt erobert und drei Tage plündern läßt. Hatte er doch seinen Söldnern märkische Weine versprochen. Im Zeitalter der großen Kriege geht nun der Wohlstand der Stadt völlig zugrunde. Aber eine zweite Blüte bringen der Stadt die betriebsamen fünfzig Hugenottenfamilien, die im Ausgang des 17. Jahrhunderts ganz neue Gewerbe in die Oderstadt verpflanzen, wie den Stoffdruck, die Tressenweberei, die Perückenmacherkunst, die Seidenzucht und die Tabakspinnerei. Ihre Erzeugnisse bilden dann einen wichtigen Einschlag in den seit 1787 aufblühenden Messen der Stadt. Inzwischen hat auch die friderizianische Zeit einen bedeutsamen Niederschlag hinterlassen in Gestalt jener Bauten des späten bürgerlichen Barocks, dessen späteste und schönste Blüte wir heute noch bewundern im „Lienauhause“, das heute als Museum dient. Errichtet im Jahre 1788 als bürgerliches Handelshaus, ist es in seiner wohlhäbigen und geschmackvollen Schauseite schon rein äußerlich ein Wahrzeichen des mit dem Ende des 18. Jahrhunderts wiederaufsteigenden Bürgertums. Um 1825 beginnt auch der Oderhandel sich wiederzubeleben. Am Bollwerk hin erstrecken sich Kellereien und Lagerhäuser, die noch heute in ihrer breitausladenden Front das architektonische Bild des Oderufers bestimmen. Um die alten Festungswerke legt sich ein neuer Ring von Wohnvierteln im Kranze schmucker Gärten, ganz besonders vor dem alten Wallgraben an der „Halben Stadt“. Hier lustwandelnd, schauen die Bürger gern hinüber auf die alten Dächer der Stadt und zu den beiden Türmen der Marienkirche. Aus den alten Meßhäusern ergießt sich dreimal im Jahre ein reicher Handelssegen über die Einwohner der Stadt, und draußen im „Karthaus“ ist an Stelle beschaulichen Klosterlebens das fröhliche Treiben bürgerlicher Muße getreten, in der sich Schöngeisterei und romantische Schwärmerei mit derbem Sinnengenuß verbindet. Das sind die historischen Fundamente, in denen das durchaus moderne Gebilde des heutigen Frankfurt an der Oder verankert ist.



Frankfurt a. O. um 1800, von der Löweninsel aus gesehen. Altes Guaschbild eines unbekannten Künstlers.



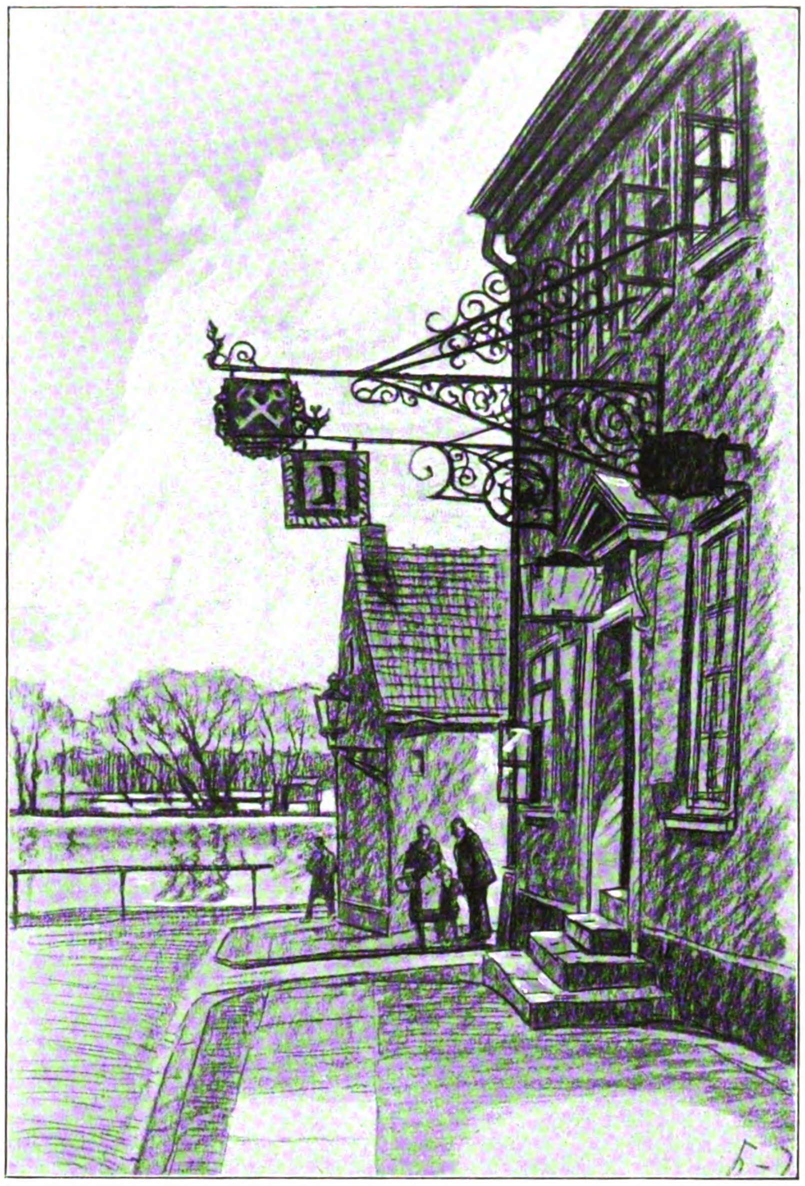
Blick auf Frankfurt a. O. von Friedrichshöhe aus. Guaschbild aus der Zeit um 1800 von einem unbekannten Künstler.



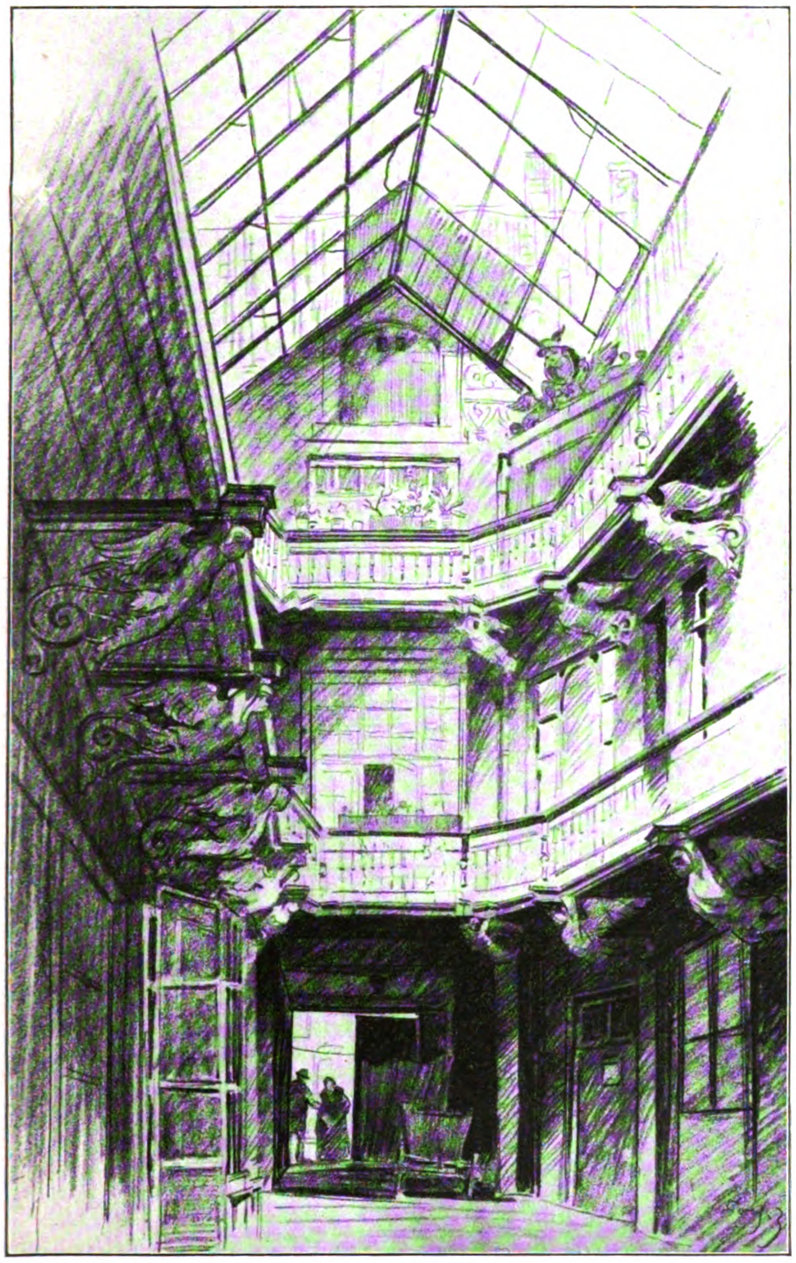
Das Karthausbad um 1820. Nach einer Lithographie von Bils.



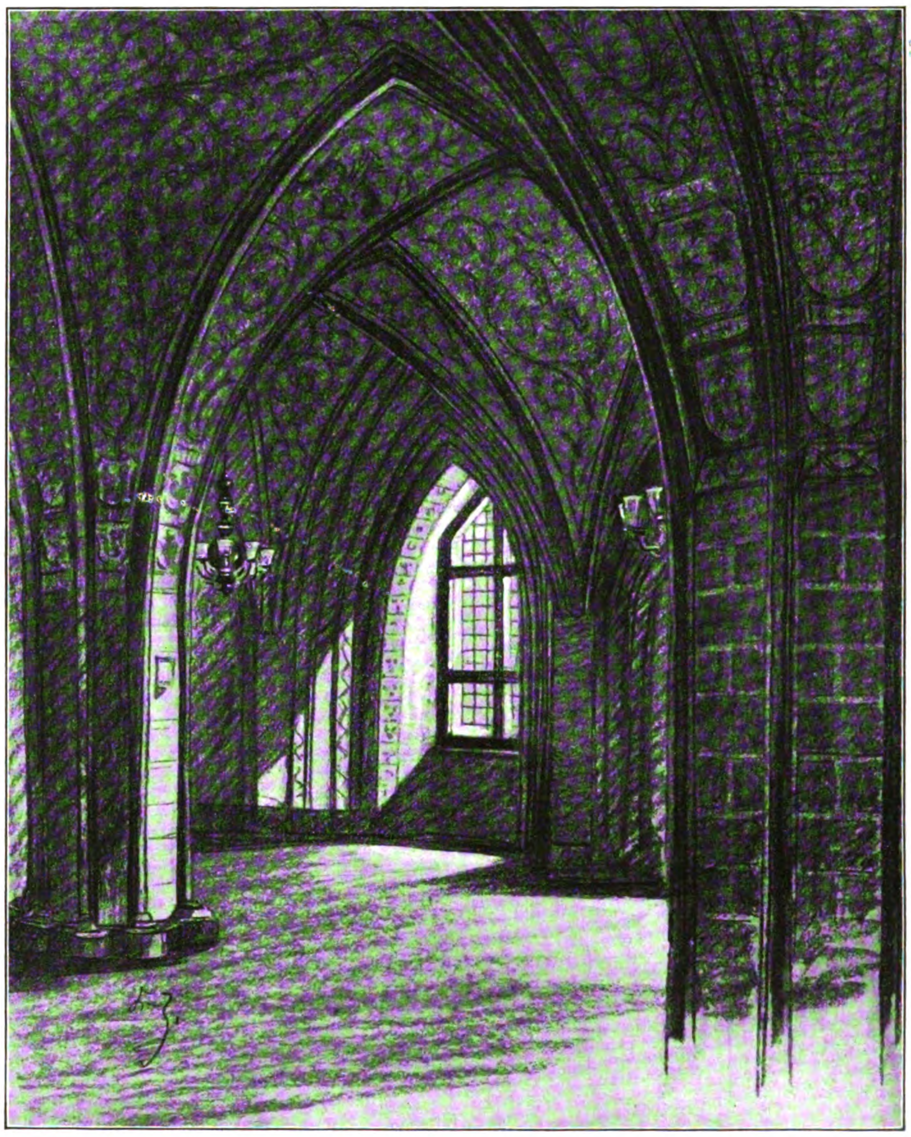
Diele in dem 1788 erbauten Lienauhaus.



Alte Herbergsschilder in der Junkerstraße.



Meßhof in der Richtstraße.

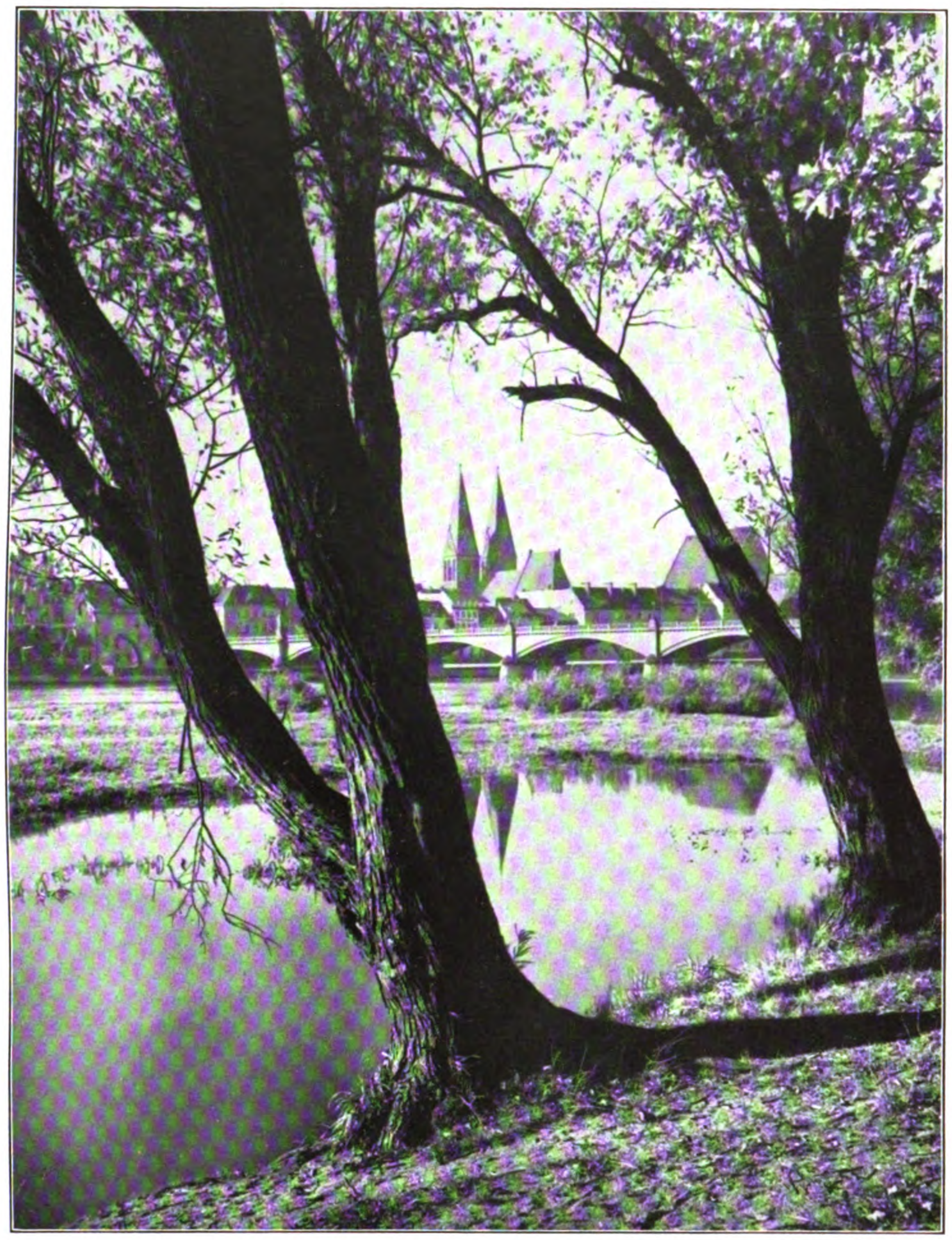


Gerichtslaube im Rathaus.

Kulturbilder aus Frankfurt a. O. Nach Zeichnungen von Reinhold Koch-Zeuthen.

Frankfurt (Oder) als östliches Kulturzentrum

VON OBERBÜRGERMEISTER DR. KINNE, FRANKFURT a. O.



Frankfurt a. O., von der Löweninsel aus gesehen. (Phot. W. John, Berlin.)



Der Barockbau der Garnisonschule, 1778 von Prinz Leopold von Braunschweig gegründet.

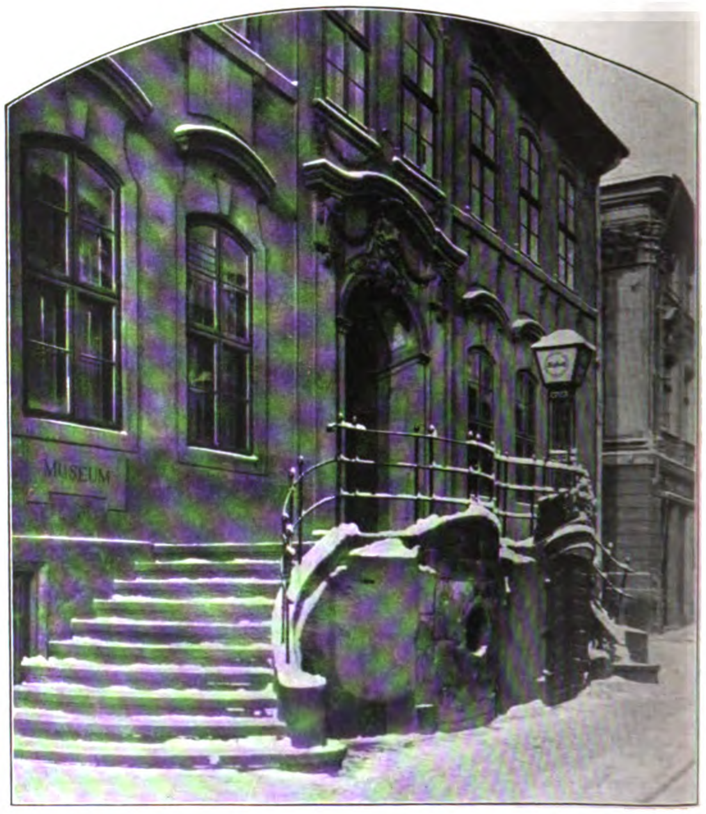
Die natürliche Lage, die Wesensart der Bewohner und die großen Geschicke des Vaterlandes sind für die Entwicklung eines Gemeinwesens entscheidend. So hat die Stadt Frankfurt a. d. Oder im 13. und 14. Jahrhundert geblüht, wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört und im Siebenjährigen Krieg schwer geschädigt. In Zeiten ihrer Macht hat Kaiser Karl IV. zweimal vor ihren starken Mauern umkehren müssen. In der Napoleonischen Zeit war sie dem Durchzug von 100000 Franzosen und deren Forderungen wehrlos preisgegeben. — Die Lage Frankfurts im Herzen der Oderlandschaft ist für die Geschicke der Stadt bestimmend gewesen. Der Weg von Breslau über Frankfurt nach Stettin von Süden nach Norden, der einzig wirklich gute Oderübergang in Norddeutschland für den Verkehr von Osten nach Westen, das Ein- und Ausströmen des Verkehrs aus allen vier Himmelsrichtungen haben Frankfurts Entwicklung zur Handelsstadt ergeben.

Bis zum 14. Jahrhundert war Frankfurt infolge seiner Lage zu einem wirtschaftlichen Mittelpunkt, einem stolzen Gliede der Hansa herangewachsen, dem seine Messen überragende Bedeutung gaben. Damals stand Frankfurt an erster Stelle unter den Gemeinwesen nicht allein der Lande Lebus und Sternberg, als deren Haupt- und Sprachstadt es auf den Landtagen galt, sondern der gesamten Mark Brandenburg. Die alte Oderstadt übertraf die Doppelstadt Berlin-Kölln an Reichtum und Bedeutung erheblich. Alljährlich brachten große Wagenzüge aus den östlichen Ländern die Erzeugnisse des Landbaues und der Viehzucht, die hier gegen die Kulturerzeugnisse des Westens: Gewebe aller Art, Materialwaren, Gewürze, Waffen usw., eingetauscht wurden. Am Ende des 18. Jahrhunderts hat der Wert der auf den drei Messen umgesetzten Waren etwa 1,5 Millionen Taler betragen, und in der Zeit der höchsten Blüte der Messen stieg der Warenumsatz auf rund 30 Millionen Taler. Der Personenverkehr wird auf 30000 Menschen geschätzt; aus aller Herren Ländern kamen die Messebesucher nach der Oderstadt. Sie war eine Metropole des Handels und Verkehrs geworden. Die Geschäftsbeziehungen der Frankfurter Kaufherren reichten weit nach Norden, Süden, Osten, Westen, bis nach Schweden, Moskau, nach dem Rhein und Italien.

Selbstbewußte Bürger und Handelsherren waren es, die hier wohnten; viele schöne Patrizier- und Handelshäuser zeugen noch heute von dem Wohlstand und der hohen Kultur des heimischen Bürgertums. Der



Das alte Kollegienhaus (Universität 1506—1811).



Eingang zum Lienauhaus. (Phot. Werner Köhler.)

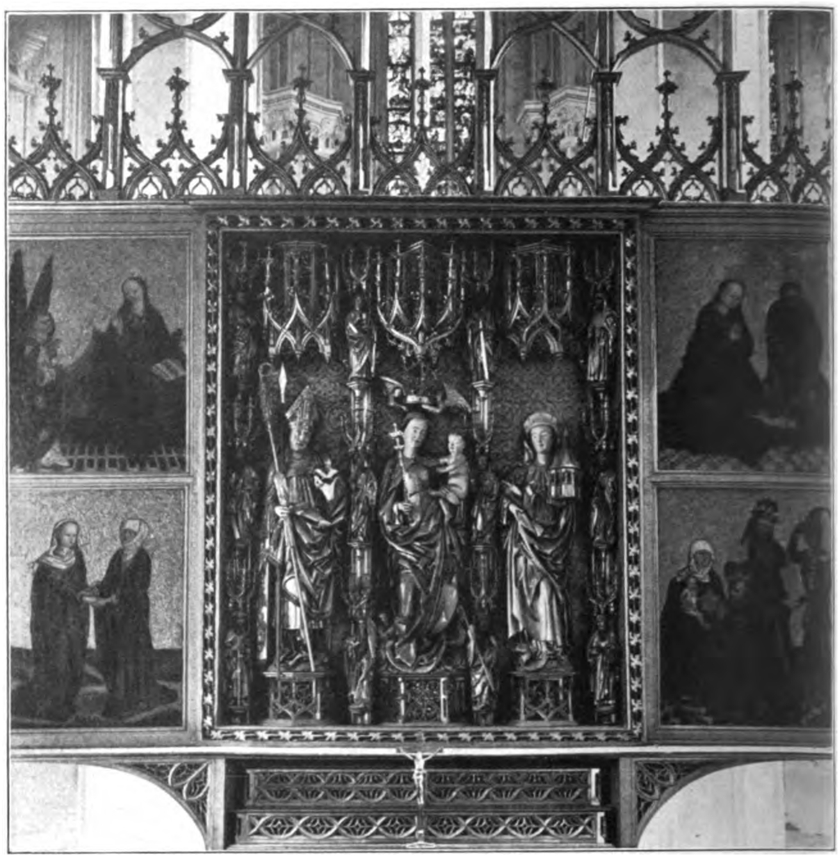


Markt in Frankfurt a. O. Vorn das Rathaus, im Hintergrund der Turm der Marienkirche.

Zeichnung von Reinhold Koch-Zeuthen.



Blick nach Osten auf Kanzel und Altar.



Schrein des Hauptaltars.

wissenschaftlichen Ausbildung der männlichen Jugend war die Schola senatoris gewidmet. Die stattliche Marienkirche, die einzige fünfschiffige Kirche der Mark, kündet noch heute von dem alten Glanze der Stadt. Kunstwerke, wie der vergoldete Bronzeleuchter, der reichgeschnitzte, ehemals sechsflügelige Altar, die herrlichen Chorfenster in dieser Kirche, geben ein anschauliches Bild von der Aufwärtsentwicklung der Kultur in der Stadt und dem gesteigerten Kunstinteresse der Bewohnerschaft. Sie sind herrliche Denkmäler gotischer Blütezeit des 14. Jahrhunderts.

Das 16. Jahrhundert war besonders bedeutungsvoll für die Stadt. Im Jahre 1506 wurde in Frankfurt durch den Kurfürsten Joachim I. die erste brandenburgische Hochschule, die Alma mater Viadrina, gegründet. Einer der ersten, die sich als Hörer immatrikulieren ließen, war Ulrich v. Hutten, der in zwei Distichen seiner 10. Elegie preist, wie herrlich Frankfurt gelegen sei. Drei Jahrhunderte lang hat die brandenburgische Landesuniversität in Frankfurt ihren Sitz gehabt. Von weither aus dem Osten, dem Baltikum, Polen, aus Ungarn, Siebenbürgen kam die nach hoher



Bronzeleuchter im Chor.

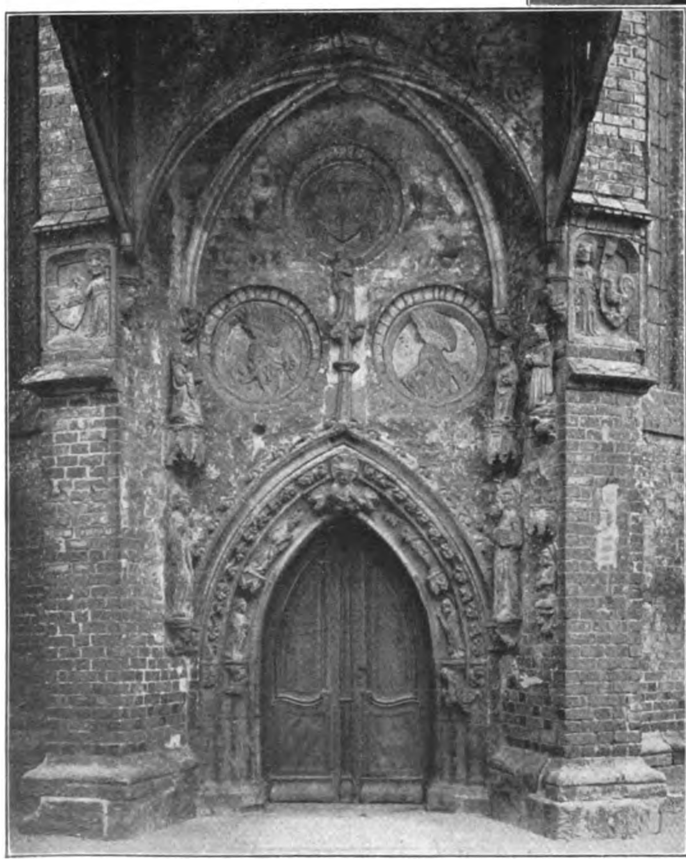
Bildung strebende Jugend, um nach Abschluß ihrer Studien als Pioniere deutscher Kultur wieder hinauszuziehen. Große Bedeutung hatte insbesondere die medizinische Fakultät. An der Spitze aber marschierte die juristisch-kameralistische Fakultät, welche die künftigen höheren Staatsbeamten vorbildete. Um die Wende des 17. Jahrhunderts waren ihr Stolz die beiden Cocceji, Vater und Sohn. Die beiden Humboldt sind hier ausgebildet worden, und Heinrich v. Kleist hat während seiner Studentenzeit auf der Frankfurter Universität vielfache Anregungen erhalten.

Nach der Gründung der Berliner Universität 1810 wurde die Frankfurter Universität im Jahre 1811 nach Breslau verlegt. Zugleich wurde die wertvolle Büchersammlung — die erste und lange Zeit einzige öffentliche Bibliothek der Mark — nach Breslau übergeführt.

Damit fiel die Oderstadt von stolzer Höhe herunter. Aber trotz des schweren Schlages hat Frankfurt seine Bestrebungen, ein geistiges und kulturelles Zentrum für den Osten zu sein, niemals aufgegeben. In aller Stille und mit zähem Fleiß wurde durch die Gründung des Historischen Vereins für Heimatkunde, durch den Naturwissenschaftlichen Verein eine wertvolle Arbeit geleistet, die die Übernahme künftiger Aufgaben wirkungsvoll vorbereitete.

Nach dem Ausscheiden Berlins und seiner Vororte aus dem Provinzialverband ist Frankfurt wieder die größte Stadt der Mark Brandenburg, wie vor 600 Jahren, infolge der neuen Grenzziehung im Osten durch den Vertrag von Versailles zugleich aber auch eine Grenzstadt mit besonderen Aufgaben, als märkische Wächterin gen Osten, als Hüterin deutscher Art.

Das kleine anmutige Theater aus der Schinkelzeit ist sich seiner Aufgaben gegenüber dem größten Sohne der Stadt, Heinrich v. Kleist, bewußt. Nicht als Geschäftstheater,



Portal zur Taufkapelle.



Nordwestportal.

Innenansichten und Portale der Marienkirche in Frankfurt a. O.



Oderbrücke in Frankfurt a. O.
Zeichnung von Martin Frost.



Der Eichwald bei Oderhochwasser. (Phot. Haase [Fricke], Frankfurt a. O.)



Oderlandschaft bei Frankfurt a. O. (Phot. Haase [Fricke], Frankfurt a. O.)

sondern als wahre Volksbildungsstätte wird hier unter tüchtiger künstlerischer Leitung echte Kunst geboten.

Die Kleist-Gesellschaft, mit dem Sitz in Frankfurt, hat weit über die Stadt hinaus ihre Mitglieder im In- und Ausland. Ihre Schriften, im Auftrag des Vorstandes von den Professoren Georg Minde-Pouet und Julius Petersen herausgegeben, sind nicht nur in den deutschen Büchereien, sondern auch in den meisten amerikanischen Universitätsbibliotheken zu finden. Die Literarische Gesellschaft läßt kein Bildungsmittel unbenutzt, dem geistigen Leben der Stadt immer neue Impulse zu geben.

Die Volks-, Mittel- und höheren Schulen sind planmäßig ausgebaut und bieten der nahen und weiteren Umgebung alle Bildungsmöglichkeiten. Das Berufsschulwesen ist in voller Entfaltung. Das Handelsschulwesen ist auf eine beachtenswerte Höhe gebracht, ist doch Frankfurt die einzige Stadt in der mittleren Ostmark, die eine anerkannte höhere Handelsschule hat.

Neben der Stadtbücherei und der Jugendbücherei hat die Stadt aus eigenen Mitteln eine wissenschaftliche Ostmarkenbücherei geschaffen; sie hat nach dem Tode Professor Bachmanns dessen wertvolle Kleist-Bibliothek erworben, und die reichhaltige prähistorische Bücherei des Altertumsforschers M. M. Lienau ist in das Eigentum der Stadt übergegangen. Ein städtisches Bilderarchiv sammelt das die Ostmark betreffende Bildmaterial aus Vergangenheit und Gegenwart. In dem Stadt- und Verwaltungsarchiv ist wertvolles Forschungsmaterial zusammengetragen worden.

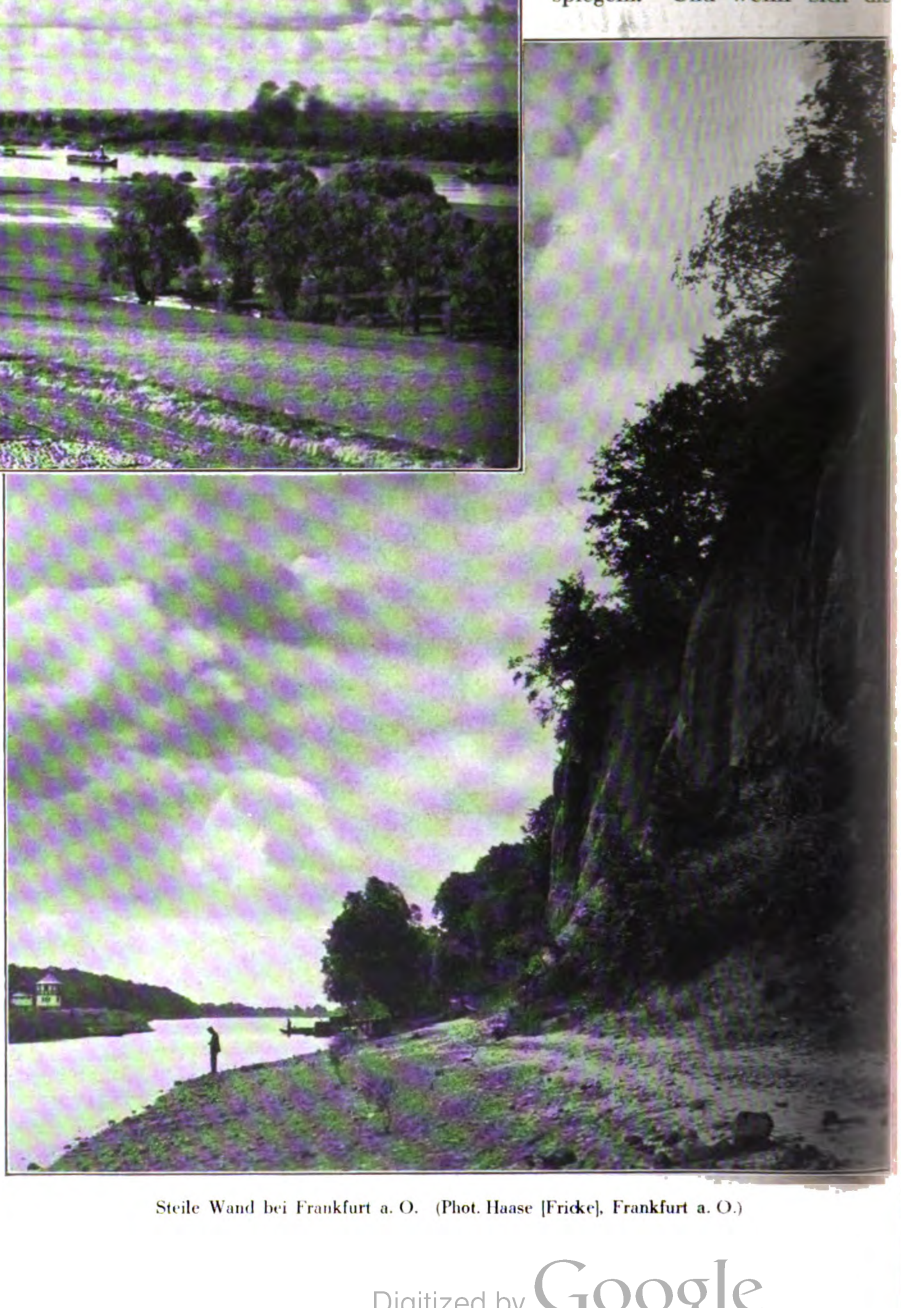
Für die ganze Provinz Brandenburg haben wir eine Verwaltungsschule eingerichtet, und seit langem bestehen Fortbildungskurse für Lehrer und Ärzte, Lehrgänge für Büchereileiter und Bildungspfleger. — Städtebaulich ganz besonders geglückte Siedlungen erwecken weit über die Provinz hinaus Interesse. Mustergültige Sportanlagen für die Ertüchtigung der Jugend sind geschaffen, die gleichzeitig Sammelpunkte des Deutschtums sein sollen.

Der erste Schritt, ein Anfang erst, zur Grenzlandarbeit: die innere Kraft des Deutschtums auf dem vorgeschobenen Posten besonders stark und rein zu entfalten, ist getan. Für uns ist Frankfurt (Oder) als östliches Kulturzentrum eine Tatsache der Vergangenheit, eine Hoffnung und Notwendigkeit für die Zukunft.

Die Frankfurter Landschaft.

VON BÜRGERMEISTER DR. HALTENHOFF, FRANKFURT

Die Oder hat unserer Stadt ihren Namen und ihre Geschichte gegeben, und sie hat auch den Charakter ihrer Umgebung geprägt. Um diese Landschaft zu beschreiben, muß ich vorweg sagen, daß die Oder ihr feminines Geschlecht ganz mit Unrecht führt. Sie ist, beim rechten Namen genannt, ein ungemein rauher, gewalttätiger Geselle. Im Herbst und im Frühling, aber auch sonst, wenn es ihr gerade paßt, überschwemmt sie das Flußtal rücksichtslos bis vor die Stadt. Frankfurt liegt in solchen Zeiten an einem See, auf dem zahllose Inseln von Büschen und Baumgruppen schwimmen, und in dem sich die Höhenzüge, die das Flußtal beiderseits der Stadt begleiten, wunderschön spiegeln. Und wenn sich die



Steile Wand bei Frankfurt a. O. (Phot. Haase [Fricke], Frankfurt a. O.)

Wässer verlaufen haben, hinterlassen sie ein Wiesengrün, wie es die schönste holländische Marschlandschaft nicht schöner kennt. In diesem Überschwemmungsgebiet hält sich von Bäumen und Pflanzen deshalb auch nur das, was von Hause stark und charakterfest ist, oder was in solchen Mengen wächst, daß es auch durch brutale Gewalt nicht auszurotten ist. Darum haben der berühmte Eichwald bei Frankfurt und die übrigen Wälder im Flußgebiet Gruppen von Eichen, Pappeln und Weiden, wie man sie sonst nur auf Ruisdaelschen Bildern sieht. Und unter den Bäumen breitet sich ein dunkelgrünes, weißes und gelbes Dickicht; denn anders läßt sich ein so unverwüstliches Pflanzengewirr nicht bezeichnen. Kein Wunder, daß sich in so urwüchsiger Umgebung alle Vögel ungemein wohl fühlen müssen; jedenfalls veranstalten sie sommertags ein Konzert, wie ich es anderswo kaum gehört habe. Auf die westlichen Uferberge haben sich die reichen Obstgärten zurückgezogen, die diesen Teil der Umgebung fast süddeutsch anmuten lassen; früher waren es Weinberge. Aber das sind Zivilisationswerke der letzten Jahrhunderte; denn das Höhenland, namentlich nach Osten hin, ist noch heute meist von großen Waldgebieten bedeckt, durchzogen von Seen und Sümpfen, und hat ein ausgesprochen östliches Wesen. Die Havellandschaft um Berlin wiederholt sich, aber in einer weit größeren Herbheit und Ursprünglichkeit, als man sie auf den Bildern bekannter märkischer Maler sieht. Geschichte und Zukunft unseres Landes weisen eben nach Osten. Wir befinden uns ja auch nicht weit von der neuen polnischen Grenze.



Eingang zur Siedlung Paulinenhof. (Phot. Werner Köhler.)

Der Siedlungsbau in Frankfurt a. d. Oder

VON STADTBAURAT MORGENSCHWEIS, FRANKFURT

Der Verlust der Grenzgebiete an Polen brachte das Zurückströmen der Optanten, deren Hauptansturm Frankfurt an der Oder auszuhalten hatte. Hierdurch ergab sich ein außerordentlich großes Siedlungsbedürfnis, dem gerecht zu werden, die Stadt sich nach Kräften bemühte, wobei ihr der eigene ausgedehnte Grundbesitz die Aufgabe erleichterte. Vor dem Kriege nannte die Stadt an altüberkommenem Grundbesitz 26000 Morgen ihr eigen, zumeist um das Stadtgebiet herum in den dieses umschließenden beiden Landkreisen, davon 18000 Morgen Wald, in vier Förstereien eingeteilt, beliebte Ausflugsziele der Bürgerschaft. Seitdem, eigentlich schon 1910 beginnend, brachten neue Landkäufe, die sich zumeist auf unbebautes Gelände im Stadtgebiet erstreckten, den Gesamtbesitz der Stadtgemeinde auf 32000 Morgen, derart, daß nunmehr von dem Stadtgebiet, das 26000 Morgen groß ist, 9000 Morgen, also mehr als ein Drittel der Fläche, stadteigener Besitz sind.



Wappen-Erker in der Elisabethstraße. (Phot. Werner Köhler.)



Siedlungshäuser am Klingefließ. (Phot. Werner Köhler.)

Die nach dem Krieg entstandenen ausgedehnten Siedlungsbauten konnten somit fast ausschließlich auf stadteigenem Boden gebaut werden, den die Stadt zu billigem Preise, 1 bis 4 Mk. für das Quadratmeter, ausnahmsweise 6 Mk., zur Verfügung stellte. So sind bis Ende 1926 2600 Wohnungen neu gebaut worden, das ist eine Wohnung auf je 28 Einwohner der Stadt. Die städtische Verwaltung hat einen nicht kleinen Teil davon selbst gebaut, aber doch das Hauptgewicht auf die Förderung des baugenossenschaftlichen und des Privatbaues gelegt. In den ersten Jahren nach dem Kriege wurde der weiträumige Flachbau mit billigen, zum Teil unkanalisierten Straßen bevorzugt. Die damit gemachten Erfahrungen führten dazu, in den letzten Jahren sich mehr dem dreigeschossigen Reihenhausbau mit sechs Wohnungen in jedem Hause zuzuwenden.

Von den verschiedenen Siedlungsgesellschaften war die bedeutendste die Ostmark G. m. b. H. (alleinige Teilhaber Reichsbahn und Stadt), die 700 Wohnungen herstellte zur Unterbringung der Beamten der Reichsbahndirektion Osten, von denen viele aus den verlorenen Gebieten Bromberg und Posen herübergenommen worden waren. Die Abbildungen zeigen Bauten dieser Gesellschaft, von dem Architekten der Eisenbahnverwaltung, Regierungsbaurat Kießling, ausgeführt.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(1. Fortsetzung.)

Er lachte mit breit verzogenem Mund, spuckte aus und stieg über die Felsen hoch. Oben kehrte er sich um, kratzte sich in den schwarzen Haaren und rief herunter:

„Gutt heiß heute. Caldo! Schwitz, schwitz! Morgen wir kriegen oben neue Köchin. Signora Breitenmoser koch oben im Tunnel. Alles gute Sack, alles gute Sack! A rivederci!“

Er griff mächtig aus, und während er der aufbrechenden Hitze entgegenging, sang er in sentimentalen Tönen:

„Ciau, ciau Morettina bella ciau!
Prima di partire
Un bacino ti voglio dare!“

Weit und ausgebreitet lag dieses Singen in der flimmernden Luft. Golm sog es ein und wurde merkwürdig benommen vom fremdländischen Duft dieser Melodie, die nun im Grenzenlosen verklang.

„Was meint er mit der neuen Signora?“

Der breite Riese, Karl Burgner, dem die Muskeln wie Klumpen an den Armen saßen, blickte von der Arbeit auf und grinste. „Die junge Frau vom Monteur Breitenmoser meint er. Sie geht rauf zum Stollen und will dort kochen. Weiß der Teufel!“

„Kochen? Warum bleibt sie nicht unten bei ihrem Mann?“

Der Riese lachte dröhnend. Seine Haut glänzte von salzigem Schweiß. Er wischte mit dem nackten Arm übers Gesicht, fuhr mit dem knotigen Daumen an die Nase und schneuzte sich: „Wird sich was verdienen wollen, denk' ich. Daß der Alte sich die Gurgel ganz absaufen kann.“

Ein anderer warf dazwischen: „Er hat sie schon halb lahm geschlagen, der Saufbold. Jetzt wird sie ihm auf spitzfindige Art ausrücken.“

„Aber Samstags muß sie abliefern, was sie verdient hat; sonst schlägt er ihr die Knochen krumm.“

Golm wandte sich ab. Ihn ekelte es an, die Gesellen so reden zu hören.

„Was sie sich nebenbei verdient, ha ha! wird er den Deuwel wissen!“ schlug noch eine spöttische Stimme um seine Ohren. Da fiel ihm plötzlich ein, sich näher zu erkundigen.

„Burgner, kommen Sie doch mal rüber.“

Der Bohrer drehte sich langsam um und schob seine Gestalt schleppend vorwärts. Mit baumelnden Armen stand er vor dem Ingenieur.

„Sagen Sie mal, ist dieser Breitenmoser wirklich ein solcher Säufer?“

„Er ist, wie soll ich sagen, er ist, möcht' ich sagen, ein rechter Lump. Der obendrein noch, na, ein großes Maul hat. Mit Verlaub, Herr Oberingenieur!“

„Aber er ist eine tüchtige Kraft, das weiß ich.“

„Mag schon sein! Aber ein Lump!“

„Und seine Frau?“

„Das ist mal so 'ne Sache. Wo er sie herhat, weiß man nicht. Schwarzes Luder! Vielleicht irgendwo aufgelesen. Ich weiß es nicht. Schwarzes, verdammtes Luder! Und noch ein Dutzend Jahre jünger als er. Potz Blitz!“

Er warf die Arme auseinander und schickte sich an, zurückzulatschen. Die harten, genagelten Schuhe schlürften über den Fels. Er zog an den Hosen, spuckte in die Hände und griff zum Pickel.

Die Sonne stieg höher. Hitze brach wie Brand über die Arbeiter herein. Bald würde der Fels glühen. Sie ließen das Wasser durch die Kehlen laufen, und dazwischen setzten sie die Schnapsflaschen an. Schnaps war zwar verboten, aber wer kümmerte sich denn um ein solches Verbot, wenn einem vor Hitze das Mark in den Knochen verdorrte!

Golm sah diese übermenschlichen Leistungen, fühlte den stechenden Brand, der vom Gletscher und Firn zurückströmte, und roch den Schweiß, der aus brauner Haut brach. War es nötig, daß solche Hundearbeit geleistet wurde, nur damit später die Trägen und Allzuvielen die Berggipfel bevölkern konnten? Mußte wirklich so viel Schweiß fließen, um einem Berg das Jahrtausende alte Vorrecht seiner Einsamkeit zu nehmen? War es nötig, daß die höchsten Zinnen besudelt wurden?

Töricht, dachte er, töricht! Und doch, dies war Entwicklung, tieferer Sinn des Geschehens: daß alles sich wandelte und immer neue Formen annahm; daß nichts anderes Bestand hatte als jener Gott, der sich verhüllte.

Golm trat zur Stütze der Materialseilbahn und gab nach unten ein Zeichen, daß er mit dem Wagen nach Stütze II fahren wollte. Er kroch in den Blechkasten und sah, wie die Arbeiter ihm nachschauten, stumm und von brütender Fremdheit überfallen. Dabei hatte er ein würgendes Gefühl, er müsse nun irgend etwas Gutes, Tröstliches sagen, und rief ihnen zu: „Wenn Stütze II steht, gibt's ein kleines Fest. Direktor Achstetter hat es versprochen.“

Sie nickten wie Tiere im Geschirr, und einer sprach: „Wohl! wohl!“

Dann fuhr Golm ab. Er schwebte über dem Abgrund, beschwingt, emporgehoben; tief unter ihm lag die Gletschermoräne. Räder rollten, und das Drahtseil stöhnte. Wenn es riß, war er ausgelöscht.

Als er auf Stütze II ausstieg, schlug ihm das Getöse des Eisens lärmend entgegen, und er wurde eingehüllt von Hammerschlag und klingendem Metall. In diesem Aufruhr stehend, nahm er das Zeißglas und suchte die Steilwände am Sifantagipfel ab. Sein Atem ging rasch, als er zwei Gestalten im Glas einfing, die am oberen Firnhang hingen und, durch das Seil verbunden, Stufe um Stufe ins Eis schlugen. Ganz umarmt von der schwermütigen Verlassenheit dieses Viertausenders, strebten sie der höchsten Zinne zu, von der das Kreuz wie ein Wahrzeichen irdischer Sehnsucht sich in den Himmel bog und vom Licht strahlend umflossen war.

Maria Dieffenbronner und ihr Vater. Sie waren ihm entrückt, standen jenseits seines Daseins und wie durch unüberbrückbare Luftleere, durch ein fließendes Nichts von ihm getrennt. Meter um Meter drangen sie aufwärts, und dann standen sie oben. Faßten das Kreuz an und verharrten aufrecht und von klingender Gottnähe umspült.

Golm senkte das Glas, brütete über einen Widersinn nach und schritt dann eilig und wie getrieben hinüber nach dem Plateau, wo die Niethämmer kläfften.

III.

Rudolf Achstetter, Direktor der Baugesellschaft, saß in einem Abteil I. Klasse des Expreßzuges und gab einem schlanken Herrn mit glattem Gesicht und einer geraden Nase allerlei Erklärungen über den Bau der größten Drahtseilbahn der Welt. Auf der gegenüberliegenden Seite saß seine Tochter Cornelie, hatte sich in die Polster gelehnt, gähnte und las in einem Hintertreppenroman, den sie in einer Bahnhofsbuchhandlung erstanden hatte.

Der glattrasierte Mensch war ein norwegischer Schriftsteller, der vielleicht aus grenzenloser Langeweile oder von irgendeinem Gespenst gejagt, die Welt bereiste, von einem Vagabundierteufel besessen war und hier ein dankbares Objekt gefunden hatte. Der Expreß gewann langsam die Steigung, mühte sich über riesige Viadukte, an Steilwänden entlang und donnerte durch lange Kehrtunnels. Die Landschaft war still und gesättigt von Müdigkeit.

Cornelie blinzelte. Dies alles hatte sie schon so oft gesehen. Es war ihr nichts Neues, es war ihr nur grenzenlos langweilig. An wen sollte sie denken? An Werner Golm, den sie liebte? Diese Liebe war zuerst heimlich gewesen und verschwiegen. Jetzt war sie fast eine öffentliche Angelegenheit, um die alle Welt wußte: die Eltern, die Verwandten und Bekannten und nicht zuletzt die Firma. Ach, diese Firma! Dieser Begriff: Firma! Alle wußten, daß Cornelie Achstetter, die Tochter des Direktors, und der Oberingenieur Werner Golm sich liebten, daß es eine Verlobung und eine Hochzeit geben würde, und daß die Firma dadurch — äh, die Firma!

Sie lehnte den Kopf gegen das Polster und dachte an eine Sommernacht im Park, wo alles noch Wunsch gewesen war und Verbot. Und gegen die gute Sitte. Und Flamme!

Dies Bild stieg in ihr auf, und sie beschäftigte sich mit mancherlei Wünschen und Vorstellungen, während ihr Vater von Drahtseilfestigkeiten, von Vernietungen und Urgestein redete. Spielerisch drehte sie an dem schmalen Brillantring, und dann fiel ihr ein Fünfuhrtee im „National“ ein, bei dem es recht amüsant zugegangen war.

„Wenn ich sage, daß ich die Fahrt unterhaltsam finde, Vater, dann mache ich euch einen ausgemachten Kohl vor.“

„Wir sind bald dort, Corni.“

„Sag' nicht Corni!“

In Wirklichkeit war sie verstimmt und schmollte, weil der junge Nordländer sie so erbärmlich vernachlässigte und mit einem furchtbaren Bleistift zwecklose Notizen über Steighöhen, Spannweiten und all diese trostlos trockenen Nichtigkeiten machte. Dabei roch er nach Abenteuer.

„Das interessiert doch keinen Kutscher bei Ihnen droben, was Sie da hinaufkabeln. Legen Sie doch den gräßlichen Bleistift fort. Mir wird übel! Äh!“

„Sie werden spitz, Fräulein Cornelie! Lesen Sie! Lesen Sie! Bücher haben Flügel — Bücher haben Siebenmeilenstiefel.“

Er grinste sie an und schlug die langen Beine übereinander.

„Ich werde nicht spitz, gar nicht! Aber Sie werden stumpf. Wie Ihr Schmierstift. Können Sie mir übrigens eine indische Göttin nennen, die hinten puh hat. Ich brauche sie für ein Silbenrätsel.“ Sie zündete eine Zigarette an und kam sich plötzlich vor wie im Film. War von kitschiger Zerfahrenheit besessen.



FRÜHLINGSSTURM. AQUARELL VON KURT VOSS.

Eigentlich ist sie ein wenig albern, stellte der Norweger fest und dachte sofort an etwas anderes.

„Das Tragseil ist 6321 Meter lang. Aus einem Stück!“ fuhr Direktor Achstetter dazwischen und schaute dabei seine Tochter mit einem flüchtig zärtlichen Blick an.

„Gott, wie schrecklich!“ spottete sie. „Muß es denn unter allen Umständen so lang sein?“

Der Norweger schrieb sich das auf; aus Überdruß. Cornelie hatte recht: Die ganze Welt war langweilig. Eine verbummelte Einrichtung.

Um 4 Uhr 10 kamen sie bei der Station Sifantagletscher an.

Die Talstation der Drahtseilbahn lag 2167 Meter hoch und war der höchste Punkt der internationalen Schnellzugslinie, über die, mit elektrischen Maschinen bespannt, der Nord-Süd-Expreß lief.

Ein Lager von zwölf Baracken war am Rande des Tannenwaldes aufgeschlagen; darunter sechs Arbeiterbaracken, das Materiallager, eine Beamtenbaracke, eine kleinere Hütte für Bureauräume und eine Kantine. Wenige Meter hangaufwärts lag die neue Kraftstation, die 20 000 Kilowatt leistete und mit acht Peltonräder-Turbinen ausgestattet war. Die Bahn wurde ausgeführt nach einer Bauart, die es ermögliche, Spannweiten bis zu 2000 Meter zu überbrücken, und dabei die technisch geringste Anzahl von Stützen erforderte.

„Diese Hitze dörrt mir noch die letzten Lebensgeister aus.“

Cornelie jammerte und fragte nach Golm. Aber da Golm 800 Meter höher bei Stütze II war, verlangte sie ihn ans Telephon, wo er sich auch schon nach kurzer Zeit meldete.

„Du, Werner? — Ich bin's! — Ich!! Wir sind eben angekommen. Ich bin knusperig gebraten, Werner. Wann kommst du? Erst heute abend? Du, ich komme hinauf. Ich fahre.“

Sie lachte und hatte eine diebische Freude, ihn so überrascht zu finden. Der Norweger stand dabei und zog Falten in sein hageres Gesicht. Achstetter hatte sich auf die Posteingänge gestürzt und versank in Papierfetzen.

„Du, Werner! Hör' mal! Ich hab' einen Eskimo mitgebracht. Einen Es—ki—mo! Was er will? Er schreibt Unsinn in ausländische Blätter. Er läßt sich dummes Zeug erzählen und schickt es nach Oslo. Ich komme rauf, du! Ich darf nicht? Ich komme einfach! Du, weißt du keine indische Göttin, die hinten puh hat?“

„Aber, Corni, laß doch den Unsinn!“ Achstetter fuhr sich durch den Spitzbart, und sein Kopf tauchte über die Korrespondenzen.

„Vater, ich gondle gleich rauf!“

„Was willst du?“

„Raufgondeln!“

„Wohin denn?“

„Na, zu Golm hinauf. Stütze II.“

Der Norweger trat einen Schritt vor und schnitt eine verzweifelte Grimasse.

„Ich gondle mit. Vielleicht erlebt man etwas. Ich erlebe nichts!“

Es gab Auseinandersetzungen. Achstetter verbot, schimpfte, ermahnte, und dann fuhr Cornelie doch. Und der Mann aus dem Norden fuhr mit. Sie gingen zur Arbeitsstelle hinüber, wo der Neubau der Talstation schon bis zum Dach fertig war.

Ein Materialwagen mit Flaschenbier und Vesper wollte gerade starten. Achstetter gab den Kampf auf und erlaubte, daß seine Tochter und der Norweger einstiegen. Dann rollten sie hoch, eng zusammengedrückt und nur mit den vergnügt lachenden Köpfen herausschauend. Als sie auf halber Höhe über dem unteren Gletscher schwebten, fiel die Hitze wie ein Tier über sie her.

„Ich glaube, mir wird übel.“ Cornelie sah den Abgrund, und das Grauen kroch ihr in die Kehle. Der Nordländer lachte, und sein Lachen war breit und behaglich. Er freute sich, weil ihr übel wurde.

„Wir reisen geradeswegs in die Hölle. Ich habe nie solche Hitze erlebt. Nicht einmal in Abessinien.“

Cornelie wurde blaß und hielt sich krampfhaft fest, denn sie hatte das Gefühl, sie würde von einer furchtbar flackernden Fackel versengt und leergesogen.

„Mir ist — so — so — schwindelig, Herr — Herr — Wie heißen Sie denn? Ich habe vergessen, wie Sie heißen.“

„Olsen! Svend Olsen! Aber was soll mein Name?“ Es kam wie Brei aus seinem Mund. Er hing ihr ein Taschentuch übers Gesicht.

Werner Golm stand oben, als der Wagen einrollte.

„Was willst du auch hier, Corni? Ich verstehe nicht, daß dein Vater es duldet —“

„Ach was! Darf ich dir Herrn Svend Olsen vorstellen?“

Golm reichte ein wenig erstaunt dem Fremden die Hand und war verwirrt ob dieser sonderbaren Überrumpelung.

Bei der Baustelle drehten sie die Köpfe und schielten herüber. Burgner stemmte die Stierschultern gegen einen Fels, lupfte ihn hoch und machte einen derben Witz, über den sie heiser lachten.

Da ging Svend Olsen hinüber und wollte ein Gespräch mit ihnen anknüpfen. Er wankte vor Hitze, und die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Aber er war froh, so in der Hölle zu sein.

„Wir fahren mit dem nächsten Wagen wieder hinunter“, sprach Golm und fuhr Cornelie über den Scheitel. „Du bist ja ganz benommen, und hier hängt man wie am Rost.“

„Sprengen!“ kam es von drüben, und die schwitzenden Gestalten schoben sich langsam über die Felsplatten nach der Steilwand, waren noch halb gebückt und triefend zäh in ihren Bewegungen, mit Augen, von Hitze und Dreck verkniffen und verquollen.

Als sie alle an der Steilwand hingen, sah Golm, daß Cornelie blaß wurde und ihre Lippen zitterten. Er schob den Arm um sie und hielt sie fest.

„Ich hasse das alles hier. Alles hasse ich: die Berge und was damit zusammenhängt!“ zischte sie, und die Angst vor der Tiefe wuchs aus ihren Augen.

Svend Olsen war mit allen vieren im Fels verkrallt und sah aus, als ob er angepappt wäre. Er war vergnügt und aufgeräumt, weil unter ihm der Abgrund gähnte.

Die Arbeiter blieben stumm und gleichgültig; dies war weiter nichts als eine Phase ihrer Arbeit, die immer wiederkehrte. Bohren, Graben, Hacken, Stemmen und dann wieder Hangen am Fels, bis der Schuß vorüber war. Und wieder bohren, wieder graben und stemmen.

Jetzt stieß es los, und die Dumpfheit der Explosion bohrte sich in die Luft. Zerrissener Fels, im Bersten noch sich wehrend, sprudelte hoch, und dann kam der Staub und setzte sich in die Luftröhre, zäh und beizend und von schleichender Widerwärtigkeit.

„Ich will hinunter!“ sprach Cornelie und hatte einen bohrenden Ingrimm, weil sie so von Schwäche und Schwindel übermannt war. Noch brütete der Spätmittag über den Bergen, aber die Sonne neigte sich und berührte den oberen Eisgrat bei der Parsennspitze. Strahlend lag die große Weite und stumm, wie in eine ferne Andacht versunken.

„Der Berg spaßt nicht, Cornelie!“ Golm schaute hinauf und sah das Kreuz; aber es war nicht lebendig, es war ihm abgekehrt und von Fremdheit überfallen.

„Warum hast du denn Rucksack und Eispickel mit, Werner?“

Er gab zuerst keine Antwort, als sie ihn aber nochmals fragte, erwiderte er zögernd und in Unlust getaucht: „Ich wollte hinauf.“

„Wohinauf. Wohin?“

„Du kennst es doch nicht, Corni, wenn ich es dir auch sage.“

„Wenn ich es aber wissen will.“ Sie sah seine Verstimmung und stampfte mit dem Fuß.

„Ich wollte auf die Silvafluh!“

„Warum sprichst du so merkwürdig? Sag', warum bist du so zu mir? Wo ist die Silvafluh? Zeig' sie mir!“

Er deutete mit ausgestrecktem Arm nach oben, wo der Firnhang im Silber der untertauchenden Sonne lag. Schon färbten sich die Hänge blau, und der Gletscher sank in die Schwermut seiner schlafenden Schatten.

„Dort oben, dort!“

Es lag weit über ihm, wohin er Blick und Gebärde richtete, weit jenseits, und er suchte nach unsichtbarem Steg, um die riesenhafte Kluft zu überbrücken.

„Warum bist du denn nicht hinauf? Du hast geahnt, daß ich komme, nicht wahr? Du hast doch immer so allerlei Ahnungen. Sag' mir, warum bist du nicht hinauf?“

Sie hing sich an ihn und wollte seine Gedanken leergraben.

„Ich — ich — weiß es nicht!“

Er wandte sich ab und ging zu den Arbeitern, mit denen er belanglose Worte redete. Sie hörten nur halb auf ihn, spien den braunen Saft von sich und waren ohne Zwiespalt und Grübelei. In ihren verschlafenen Hirnmassen schlug nur ab und zu eine Dämmerung hoch, daß sie hier eingespannt waren in Dreck und Hitze und Gefahr, und daß die Weltordnung doch irgendwo einen Haken haben müsse, denn sonst wäre solcherlei nicht möglich. Aber die Magen schrien. Wer leben wollte, wer essen wollte, der mußte in den Hexenkessel und bohren und stemmen; der mußte in beizender Staubwolke stehen und dem Berg die harten Rippen sprengen. Niemand war schuld daran. Es war Bestimmung, Gesetz, Schicksal.

„Es ist unser aller Sendung, daß wir den Kampf bestehen.“ Sie verstanden ihn nicht; denn es war töricht, was er zu ihnen sprach; sie verlachten es innerlich und dachten an Feierabend und Kantine und Frauen und Schnaps. Was für ein dummer Schwätzer ist er, dachten sie und fingen an zu husten und sich mit dicken Knollenfingern zu kratzen.

Golm ging zu den beiden zurück. Da kam der Wagen an. Sie stiegen ein und fuhren über den Abgrund. Golm war der Höhe zugewandt und sah seine Arbeiter, wie sie schwerfällig die Köpfe drehten und dem Wagen nachschauten. Bärtige, runzelige, verkniffene Gesichter starrten ihm nach, schwitzend braun und vom Staub durchsetzt; Gesichter, in denen die nassen, glänzenden Augen wie in verwitterten Höhlen lagen. Die brütende Dumpfheit dieser Stunde war unersättlich, und Golm überfiel etwas von der Sinnlosigkeit des Daseins, das ihn unsagbar quälte, und dem er unrettbar verfallen schien. Vor ihm wuchs der Berg hoch, uralt und von Zeitaltern vernarbt. Abgründe, in ihrer Versteinerung auf der Lauer liegend, schienen ihm hungrig wie Wölfe, und er sah die Augen des Berges, die ernst waren und voll verschwiegener Drohung.

„Wir alle stehen im Rätsel und sind selbst Chaos von Rätseln“, sprach plötzlich Svend Olsen, und seine Stimme kam wie aus der Ferne.

Als sie unten landeten, war Corneliens schlechte Laune verflogen. Sie spöttelte über ihre eigene Schwäche; aber der seltsame Druck im Kopf, den sie oben verspürt hatte, blieb ihr unheilvoll im Gedächtnis. Svend Olsen war für kalte Getränke und schaute sich nach der Kantine um. In Wahrheit hatte er Bedürfnis nach Einsamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

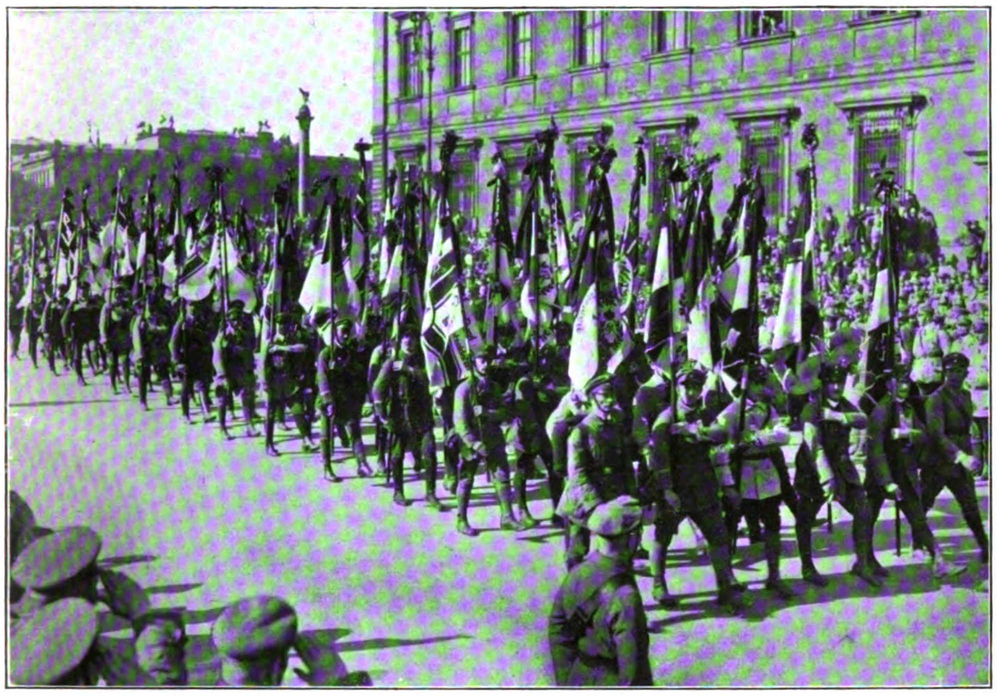
Nr.





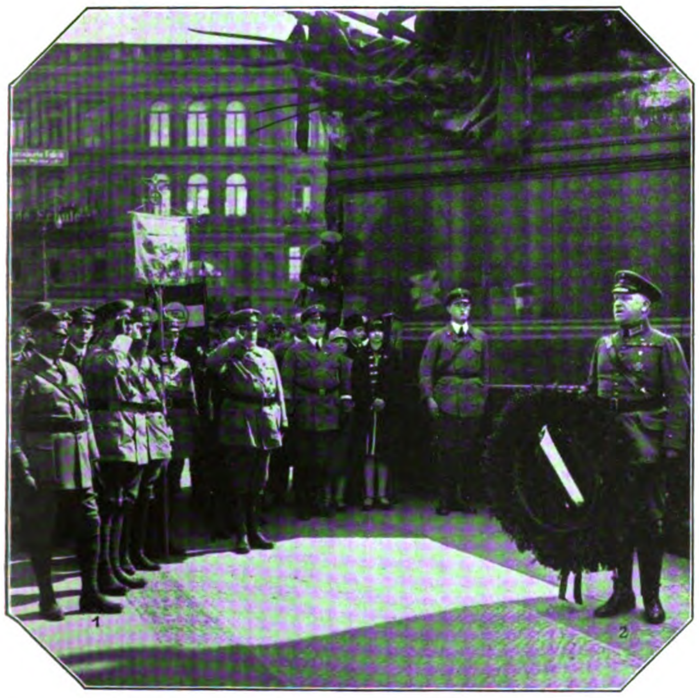


Im Oval: Der Erste Bundesführer Franz Seldte vor dem Rundfunk-Mikrophon bei seiner Ansprache von der Freitreppe des Alten Museums aus. — Rechts oben: Aufstellung der Stahlhelmleute am Alten Museum.





Vorbeimarsch der Fahnengruppen vor den Bundesführern.
Rechts nebenstehend: Senken der Fahnen bei der Gefallenen-Ehrung. Im Hintergrund der Dom

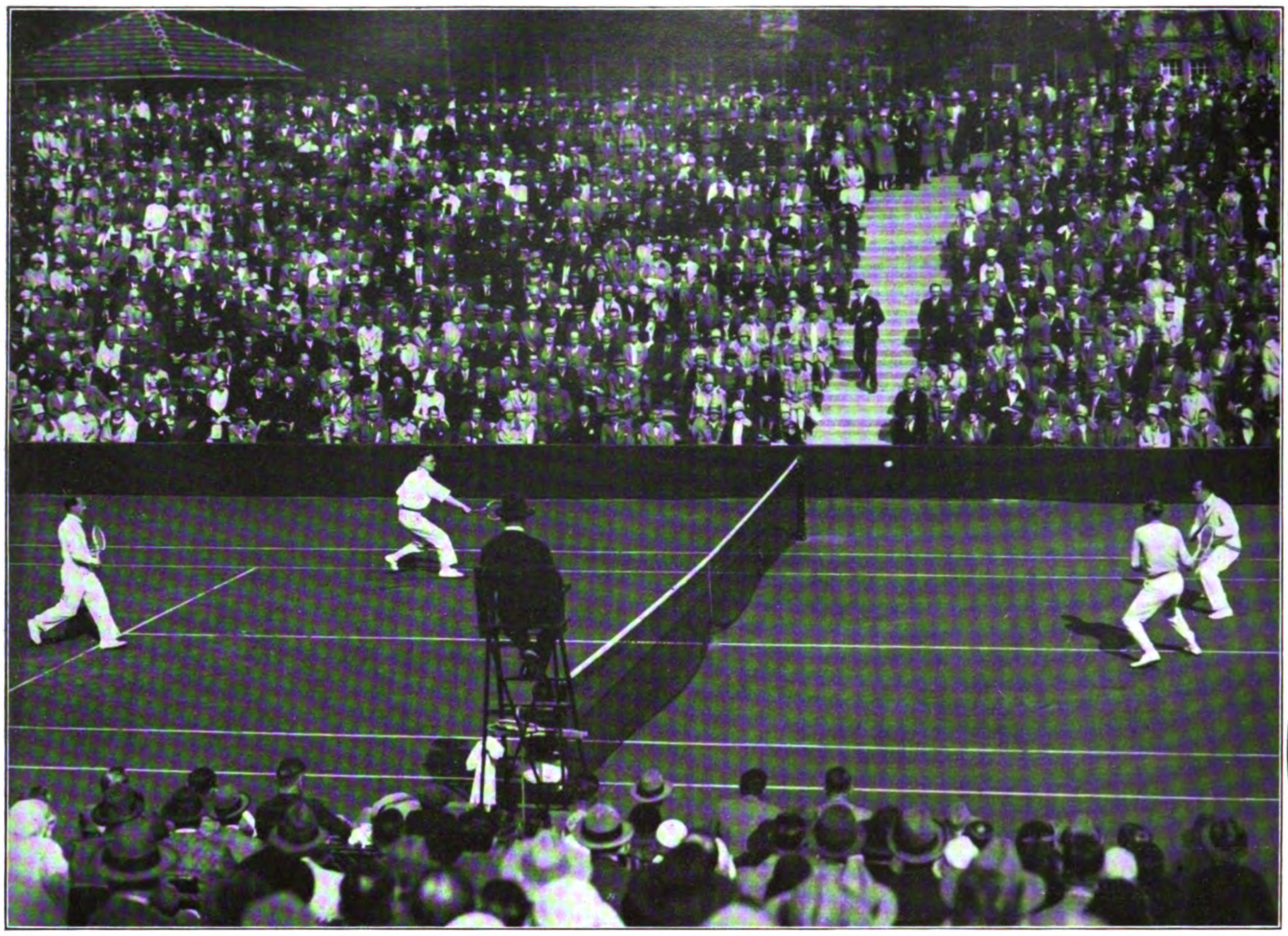


Kranzniederlegung vor dem Denkmal Friedrichs des Großen. 1 Erster Bundesführer Franz Seldte; 2 Zweiter Bundesführer Oberstleutnant a. D. Düsterberg.



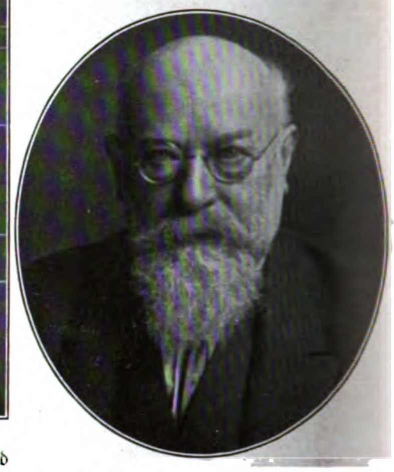
Vorbeimarschierende Stahlhelmverbände aus Oberbayern, die durch Veteranen der großen Kriege vom Balkon aus begrüßt werden, in Potsdam am 9. Mai.

VOM 8. REICHSFRONTSOLDATENTAG DES „STAHLHELM“ IN BERLIN AM 8. MAI





Prinz Karl von Bayern, † am 9. Mai in München im Alter von 53 Jahren. (Phot. Elvira, München.)



Vom Tennis-Länderkampf Deutschland—Amerika in Berlin, der am 8. Mai zum Abschluß kam: Während des Doppelspiels zwischen Dr. Kleinschroth und Dr. Landmann (links) gegen W. T. Tilden und Francis F. Hunter (rechts), das von den Amerikanern mit 6 : 3 gewonnen wurde.

Geh.-Rat Dr.-Ing. e. h. Maximil. Kempner, bedeutende Persönlichkeit des deutschen Wirtschaftslebens, Vorsitzender des Deutschen Kalisyndikates, † am 11. Mai in Amsterdam, 72 Jahre alt.

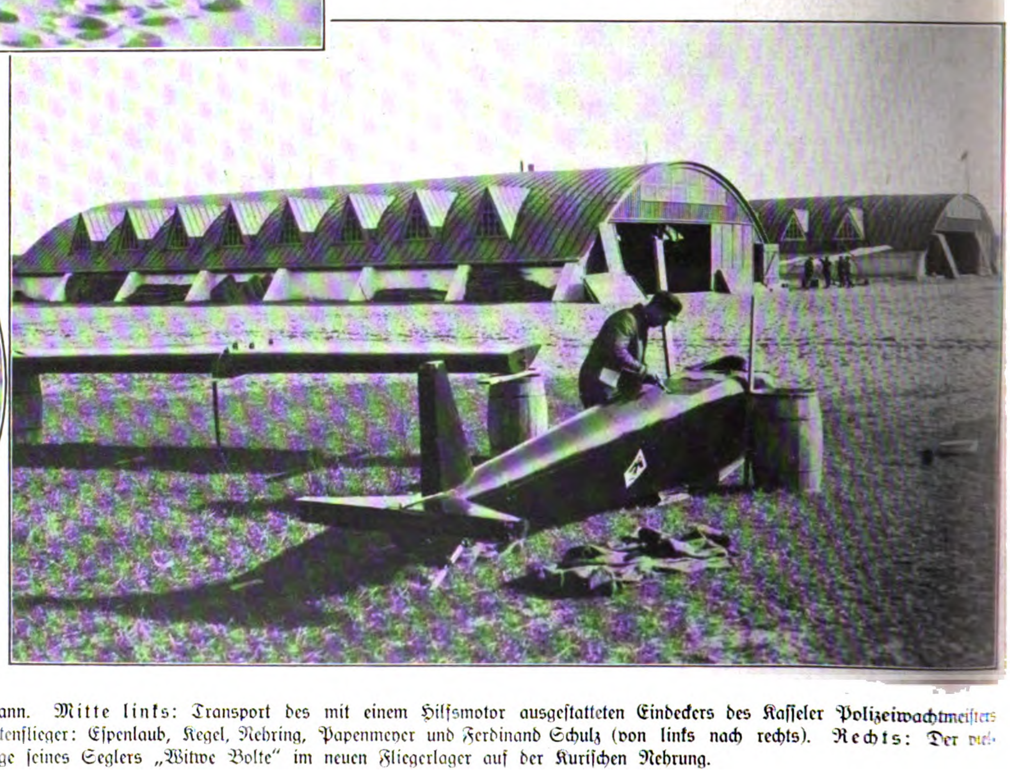


BÜHNENSCHAU

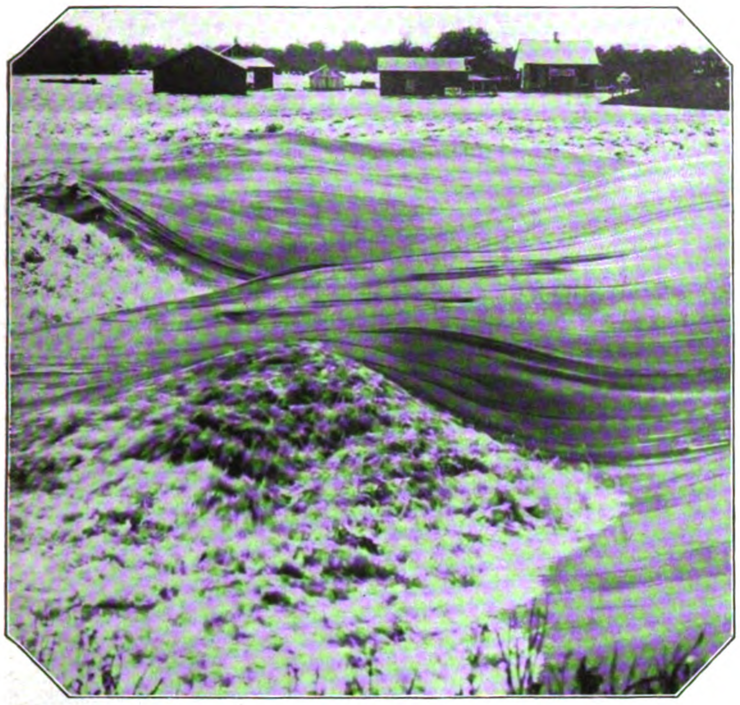
In der Leipziger Oper gelangte am 6. Mai „Das Zauberwort“ von Maurice Ravel zur deutschen Uraufführung. Dieses beinahe groteske Märchenspiel (Dichtung von Colette, ins Deutsche übertragen von Egon Bloch) weist nur eine einzige Rolle auf, ein unartiges Kind, das, zur Strafe in ein Zimmer gesperrt, dort alles zerschlägt. Sein Unrecht sieht es erst ein, als Möbel und Geschirre, Tiere und Tapetenfiguren sich zu bewegen und zu erzählen anfangen. Durch die Verwendung von Marionetten für dieses belebte Leblose und sprachkundige Stumme gewann die Aufführung sehr an Lebendigkeit. Das Publikum war mit dem Stück zufrieden. — Daneben wurde noch ein anderer Einakter zum erstenmal gegeben: Henry Rabauds „Der Ruf des Meeres“. Er schildert das traurige Los einer alten Fischersfrau, der das Meer nach und nach sämtliche Männer ihres Hauses entreißt.

Im Deutschen Nationaltheater zu Weimar spielte man am 1. Mai zum ersten Male die dreiaktige Oper „Madonna am Wiesenzaun“ (Herrn Dürers Bild) von J. G. Mraczek.





Bilder vom IV. Deutschen Küstensegelflugwettbewerb in Rossitten, der am 2. Mai begann. **Mitte links:** Transport des mit einem Hilfsmotor ausgestatteten Eindeckers des Kasseler Polizeiwachtmeisters Max Kegel auf die Höhe der Startdüne. **Im Oval:** Fünf bekannte Rhön- und Rossittenflieger: Espenlaub, Kegel, Nehring, Papenmeyer und Ferdinand Schulz (von links nach rechts). **Rechts:** Der vielgenannte Segelflieger Arthur Martens bei der Montage seines Seglers „Witwe Bolte“ im neuen Fliegerlager auf der Kurischen Nehrung.





Von der Sprengung des Mississippi-Dammes zum Schutz am Unterlauf gelegener Ortschaften bei der gewaltigen Überschwemmung des Stromes: **Links**: Die Fluten ergießen sich nach der Sprengung in die Landschaft zwischen Neuorleans und Baton Rouge. **Rechts**: Blick auf die Stadt Neuorleans, die vor allem durch das Mississippi-Hochwasser bedroht war und durch die Sprengung von der Überflutungsgefahr befreit wurde.





Von der Südtiroler Feier in Wien am 8. Mai, einer Protestkundgebung am Jahrestag der Abtrennung Südtirols von Österreich: Aufmarsch der Tiroler Vereine vor der Karlskirche. Vorn rechts Pater Innerkofler, der geistige Führer der Bewegung. (Phot. C. Seebald, Wien.)

Rechts im Oval: Die deutschen Delegierten auf der Ersten Internationalen Wirtschaftskonferenz in Genf. Von links nach rechts: sitzend: K. F. v. Siemens, Präsident des Reichswirtschaftsrates; Dr. Maria Elis. Lüders; Dr. A. Hermes, ehemal. Reichsfinanzminister; stehend: C. Lammers; Staatssekretär Dr. E. Trendelenburg; W. Eggert.







Die ehemalige österreich-ungarische Herrscherfamilie in ihrer Verbannung in Spanien: Kaiserin Zita mit ihren acht Kindern bei einem Spaziergang am Strand von Lequeitio. ✕ Kronprinz Otto, des verstorbenen Kaisers Karl ältester Sohn, der von vielen Anhängern als ungarischer Thronanwärter angesehen wird.

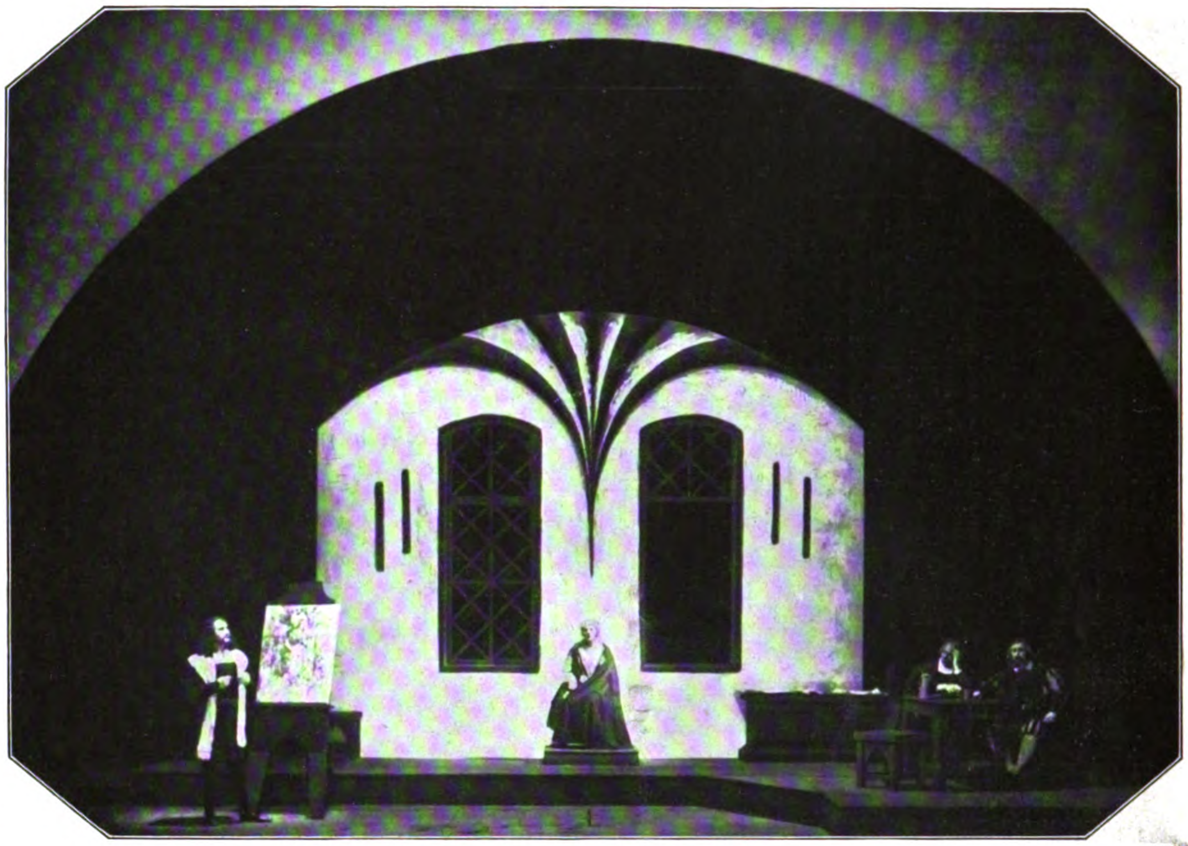
Von dem mißlungenen Transozeanflug Frankreich—Amerika zweier französischer Flieger: **Links im Oval**: Die Flieger Nungesser (links) und Coli vor ihrem Flugzeug, das als Zeichen Totenkopf und Sarg trägt. **Links nebenstehend**: Das von den Atlantikfliegern benutzte Flugzeug „L'oiseau blanc" (Weißer Vogel) vor der Abfahrt in Le Bourget bei Paris am 8. Mai.



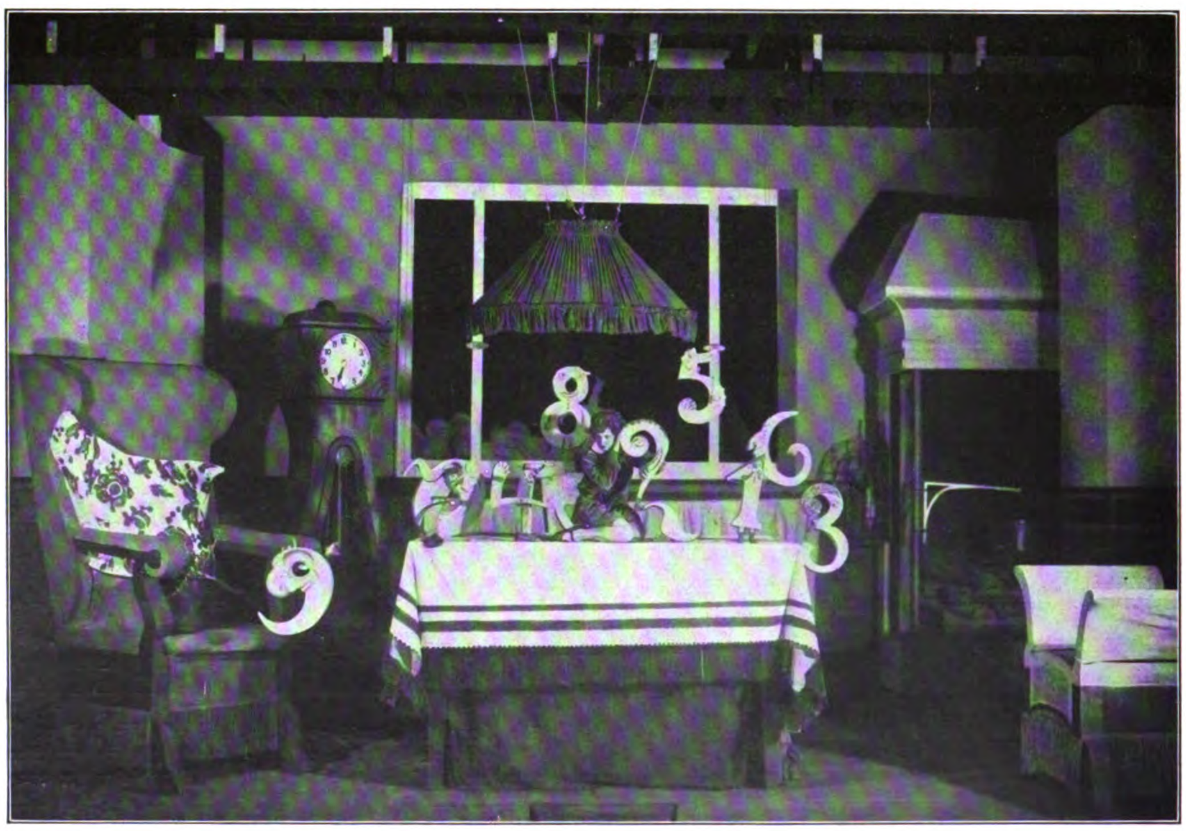
Von der Uraufführung des dreiaktigen Schwankes „Der Mann im Schlafanzug“ von Karl Ludwig und Rolf v. Menz im Braunschweigischen Landestheater zu Braunschweig am 5. Mai: Szene aus dem I. Akt. (Phot. Joseph Gebhardt.)



Ein lustiges Bild aus der Erstaufführung von George Farquhars Lustspiel „Die zwei Abenteurer“ in der Bearbeitung von Otto Zoff an der Schauburg zu Hannover am 4. Mai. (Phot. W. Hoepfner.)
Von links nach rechts: Fritz Hormann als Räuber Gibbet vor Fridel Mumme als Dorinda; links hinter dem Vorhang Hubert Endlein als Archer, ein gescheiterter Adeliger; im Bett Hermann Ahrens als Räuber Bagshot; ganz rechts Hilmar Geißler als Diener Scrub.



Szenenbild aus der Oper „Madonna am Wiesenzaun“ von J. G. Mraczek, die im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 1. Mai aufgeführt wurde. Sie behandelt ein Erlebnis des Nürnberger Meisters Albrecht Dürer.



Von der Uraufführung der Oper „Das Zauberwort“ von Maurice Ravel im Neuen Theater zu Leipzig am 6. Mai: Szene mit der einzigen menschlichen Figur, einem Knaben (Else Schulz-Dornburg). (Phot. A. Pieperhoff.)

Die Handlung spielt in Dürers Werkstatt zu Nürnberg um 1520. „Madonna am Wiesenzaun“ ist ein Bild Albrecht Dürers aus dem Jahre 1518, auf dem er die schöne Felicitas, des blinden Bänkelsängers Jörg Graff Tochter, als Madonna mit dem Kinde dargestellt hat. In der Mraczekschen Oper sitzt nun Felicitas dem Meister Modell. Ihre Schönheit schlägt ihn, der mit seiner Frau Agnes eine wenig glückliche Ehe führt, mehr und mehr in Bann. Vage Hoffnungen für eine bessere Zukunft, die auf beiden Seiten aufkeimen, überwindet Dürer schließlich kraft der Lauterkeit seines Charakters unter schweren inneren Kämpfen. Freiwilliger Verzicht und tapfere Entsagung bestimmen ihn zu dem Entschluß, das geplante Madonnenbild lieber unvollendet zu lassen. Der Bäcker Scherlin, ein eifersüchtiger Liebhaber der Felicitas, schürt in ihrem Vater Jörg mehr und mehr den blinden Haß gegen den Meister. In einem jähen Schwertstreich gegen Dürer tötet er seine Tochter Felicitas, die sich schützend vor den Maler stellt. Bei der Inszenierung des erfolgreichen Werkes (das Buch erschien im Verlag Rob. Forberg, Leipzig) wurde der Versuch gemacht, Bühnenbild und Kostüme ganz in Schwarz-Weiß zu halten. Dadurch erzielte man einen wunderbaren Effekt: die Szene wirkte wie ein Dürer-Holzschnitt.

Im Braunschweigischen Landestheater gab es einen originellen Schwank „Der Mann im Schlafanzug“ von Karl Ludwig und Rolf v. Menz (uraufgeführt am 5. Mai). Das Stück spielt sich ab wie ein moderner Kriminalroman. Schauplatz der Handlung ist der Nachtexpreßzug Berlin—Reichenhall. Ein verliebter Herr, nur mit einem Schlafanzug bekleidet, trifft in einem Abteil des D-Zuges mit seiner Angebeteten zusammen und wird inzwischen von einem gesuchten Hochstabler bestohlen. Mit Hilfe des auf der Verfolgung des Diebes begriffenen, im Zug anwesenden Kriminalbeamten — dazwischen laufen ein paar von besorgten Herzen mitgesandte Detektive herum — beginnt nun die schönste Verwechslungskomödie, bis am Ende der ganze Irrtum zutage kommt. Bei der Aufführung war die Illusion des Fahrens im Nachtexpreß-Wagen außerordentlich echt. Das Spiel mit seiner unbeschwerten Handlung ging flott und amüsant vonstatten.

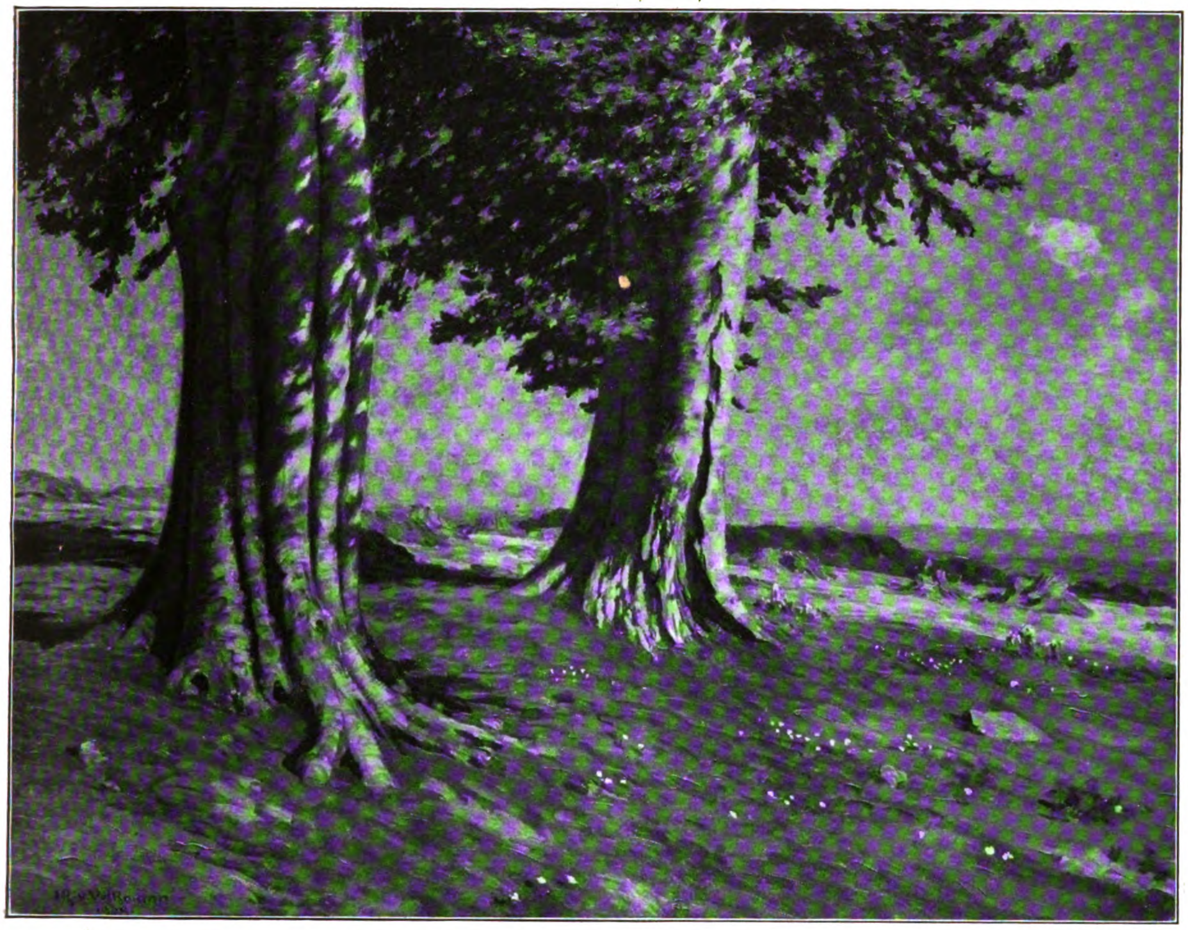
Die Schauburg in Hannover versuchte es mit einem Lustspiel von George Farquhar „Die zwei Abenteurer“ (bearbeitet von Otto Zoff) folgenden Inhalts: Zwei junge Adlige, die Hab und Gut verspielt haben, quartieren sich in einem Wirtshaus ein, wo eine Räuberclique als Gesangsquartett auftritt. Hier erfahren die Adligen von einem Überfall der Räuber aufs nahe Schloß und benachrichtigen dann die Bedrohten vorher, so daß die Räuber in gebührender Weise empfangen und festgenommen werden können. Inzwischen sind die beiden Retter in Liebe zu den zwei Schloßdamen entbrannt und finden schließlich auch Gehör. So nimmt das Stück ein gefälliges Ende. Dieses Werk des englischen Lustspieldichters Farquhar (geb. 1677, † 1707) ist recht witzig und bühnenwirksam, wenn auch der Zuschauer von heute nicht so ganz auf seine Kosten kommt.



Porträt des Künstlers.



Mecklenburgische Viehweide.



Auf der Willingshäuser Mark.
Rechts unten: Wiesenlandschaft mit lichten Bäumen.



HANS V. VOLKMANN †

Für Hans v. Volkmanns künstlerische Geltung einzutreten, erübrigt sich. Seine Werke sind, freudig aufgenommen, in weiteste Kreise des Volkes gedrungen. Dabei kamen sie still und bescheiden einher, ohne auffälliges technisches Raffinement, ohne gewollte Effekte, unter Verzicht auf bedachtsam gewählte imposante Motive, unabhängig von irgendeiner neuartigen Kunstrichtung. Aber wer so ein Landschaftsbild Volkmanns in den Händen hält, verweilt bei ihm, gibt sich gern dem unaufdringlichen Zauber der einbeschlossenen Stimmung hin und läßt das stark persönliche Leben in dieser Kunst willig auf sich wirken. Die unmittelbar einleuchtende Klarheit in seinen Landschaften aus Hessen und aus der Eifel überzeugt; das der Anspruchslosigkeit des gemalten Gegenstandes entsprechende Kolorit — Abstufungen von Grün und Braun beherrschen vorzugsweise die Farbgebung — wirkt mit sanfter Bestimmtheit; die feinfühlige Versenkung in die Natur, das liebevolle Erfassen auch des scheinbar Unwichtigen berührt den Betrachter mit einem anheimelnden lyrisch-romantischen Hauch. Fehlte dieser tiefe Stimmungsgehalt, wären diese Landschafts-„Schilderungen" bloß Produkte eines Ehrgeizes, die Natur möglichst naturgetreu abzuschreiben, niemals hätte sich Volkmanns Schaffen einen so weiten Freundeskreis erwerben können. Sonnige Helle leuchtet in seinen Bildern, feiertägliche Stille ruht über den weiten klaren Flächen seiner Landschaften. Ihre Wiesen und Wolken, ihre Bäume und Lebewesen, sanft und schlicht, sind uns wie Vertraute. Da liegt die deutsche Landschaft in ruhiger Einfachheit, ihrer volksliedhaften Süße sich kaum bewußt, echt und lebendig vor uns.

Des Künstlers Lebenslauf ist bald erzählt: Am 19. Mai 1860 in Halle a. d. S. geboren, ein Sohn des Chirurgen und Dichters Richard Volkmann-Leander, widmete er sich gleich nach Beendigung seiner Gymnasialzeit der Kunst. Drei Jahre studierte er auf der Düsseldorfer Akademie. Später wurde er an der Akademie in Karlsruhe Schüler von Schönleber, dem einflußreichen deutschen Landschafter, lebte seitdem in Karlsruhe und wirkte dort tatkräftig als Leiter und Begründer des Karlsruher Künstlerbundes. Am 29. April starb er kurz vor der Vollendung seines 67. Lebensjahres bei einem Besuch in seiner Vaterstadt.

Der Antichrist

Novelle von Alewtina Popenzewa

Wie ein unheimlich roter Feuerball hing die Sonne am Himmel, und die unausgesetzt über sie hinwehenden, dünnen Wolkenschleier vermehrten noch ihr furchterweckendes Aussehen. Und die Hitze, die über der Erde brütete, und die Dünste, die der Erde entstiegen, erfüllten die ganze Luft mit einem heißen, atemberaubenden Nebel.

Im üppigsten Knospen und Erblühen war die Natur zu todesähnlichem Schlafe erstarrt. Soweit das Auge schauen konnte, erblickte man nichts als verdorrte Felder, deren vertrocknete und verstaubte Halme wie struppige, häßliche Borsten aus der Erde ragten. Und statt des fetten, grünen Grases nur schwarze, bröckelnde Erde. Und die Bäume mit ihren kahlen Ästen schienen zu Menschen geworden, die mit Hunderten von ausgedörrten und ausgemergelten Armen den Himmel um Mitleid und Erbarmen anflehten.

Furchtbar war die Heimsuchung. Aber noch schrecklicher erschien es, daß der Glaube in Stücke gegangen war und die Hoffnung keine neuen Kräfte mehr gebar. Langsam und schwerfällig, mit verzweifelten und mürrischen Gesichtern gingen die Menschen umher. Ihr ganzes Dasein schien zu einer einzigen verständnislosen Frage geworden, und sie wußten es selber nicht, warum sie noch lebten, und warum sie sich noch bewegten.

Mit hilflosen Händen mußten sie zusehen, wie das Unheil von den Feldern in die Dörfer zog, mußten erleben, wie ihre Hühner dahinsanken, dann ihre Pferde und ihre Kühe. Und als ihre durch Hunger und Dürre ganz ermatteten Kräfte kaum noch das Notwendigste leisten konnten, da erschien das unheimlichste und widerwärtigste Schreckgespenst: die Cholera.

In mehr als zwanzig Dörfern hauste diese Seuche, die ebenso furchtbar wie ekelerregend war, mit schier unbekämpfbarer Heftigkeit. Es gab kein Haus, wo nicht Kranke oder Tote lagen. Und oft genug geschah es, daß in einem Hause sämtliche Bewohner gestorben waren und die Tiere in den Ställen vor Angst und Hunger so schauderhafte Töne von sich gaben, daß man glauben konnte, es seien Stimmen aus einer anderen und noch schrecklicheren Welt. Allein, es war niemand da, der Zeit und Kraft gehabt hätte, sich dieser armen, verlassenen Geschöpfe anzunehmen.

Die Tiere, die treuen Freunde und Ernährer des Menschen, waren ganz in den Hintergrund gerückt. Denn die Menschen hatten Wichtigeres und Dringenderes zu besorgen: sie mußten ihre Toten begraben. Und deren gab es viele, ach, so viele!

Zu Beginn der Seuche hatte man die Verstorbenen bestattet, wie es von alters her Brauch gewesen war. Das heißt: man hatte ihnen ein Totenhemd genäht, hatte sie in Särge gelegt und ihnen die Totenmesse gelesen. Und die Glocken hatten, wenngleich traurig und eintönig, so doch immerhin geläutet. Aber in der Folge konnte man auch dieses nicht mehr bewerkstelligen, denn es mangelte an Brettern, um Särge zu machen, und in vielen Fällen fehlte sogar das grobe Linnen, das an die Stelle des Totenhemdes und des Sarges getreten war.

Dann geschah es, daß in einigen Dörfern die Diener Gottes vollständig ausstarben. Und wo sie noch am Leben waren, hütete man sie, als verkörperten sie die letzte Rettung, und man ließ sie nicht mehr aus den Dörfern heraus. Und wenn Abgesandte eines anderen Dorfes dennoch den Versuch machten, sie, wenn auch nur auf einige Stunden, herüberzuholen, wurde ihnen immer ein schroff abweisender Bescheid.

„Jeder weiß jetzt nur noch eins", sagten die Bauern zu denen, die nach dem Priester kamen: „Hilf dir selbst!"

Im allgemeinen aber wußte keiner mehr recht, was gut war und was böse, denn der Selbsterhaltungstrieb war stärker als alles andere, jeder neue Tag schrieb seine neuen Gesetze.

Unter all den Dörfern, in denen die gräßliche Seuche wütete, hatte Dubinowka am meisten zu leiden. Früher war es das reichste und stolzeste Dorf im ganzen Umkreis gewesen, und seine prächtige Kirche mit den schwervergoldeten Kuppeln hatte nicht selten den Neid der Nachbarn erweckt.

Nun waren es schon vier Wochen her, daß in dem Dorfe keine Glocke mehr geläutet wurde. Die Menschen aber fielen, gerade als wären sie mit der Sense gemäht. Um aber das Unglück voll zu machen, war in der vorletzten Nacht auch noch der letzte reine Wasserspender, der alte Kirchplatzbrunnen, ausgetrocknet.

Jetzt gab es für die Niedergedrücktheit und für die Verzweiflung keine hemmenden Dämme mehr. Hand in Hand gingen sie in jede Behausung und nisteten sich in jeder Ecke ein. Und die Menschen mit ihren leeren, glanzlosen Augen wußten nicht, wohin sie die Blicke wenden sollten und von woher einen neuen Schlag erwarten: Vom Himmel oder von der Erde? —

In dem nunmehr verödeten Pfarrhaus rang die sechsjährige Schura mit dem Tode. Die junge Mutter lag neben dem Bett auf den Knien, und ihre gemarterte Seele verrichtete die allerheißesten, allerrührendsten und allerüberzeugendsten Gebete. Denn Schura war ihr letztes Kind. Außer Schura war ihr nichts und niemand geblieben.

Am Kopfende des Bettes stand der junge Lehrer des Dorfes und sah bald auf die Mutter und bald auf ihr krankes Kind. Er war erst sechsundzwanzig Jahre alt und schon ganz weiß. Sein einstmals hübsches und angenehmes Gesicht bestand nur aus Furchen und Runzeln. Dafür aber lag auf seinen vertrockneten Lippen ein eigenartig gutes Lächeln.

Die Popodja (Frau des Popen) hob für einen Augenblick den Kopf.

„Wladimir Petrowitsch!"

„Sie wünschen, Matuschka?"

„Was hätte ich in diesen schweren Wochen ohne Sie gemacht? So viel haben Sie für mich getan!"

Der Lehrer sah voll Mitleid auf ihr von Leid und Hunger vertrocknetes und ausgemergeltes Gesicht, an dessen jugendlicher Frische er sich früher nie genug satt sehen konnte.

„Ich habe sehr wenig für Sie getan", erwiderte er einfach. „Und allem Anschein nach nur sehr wenig Hilfe und Nutzen gebracht."

Die Popodja schüttelte den Kopf. Sie wußte es nur allzugut, wie viel Dank sie ihm schuldete. Allein sie wußte es auch, daß er nicht liebte, davon zu reden. So warf sie nur einen dankbaren Blick nach ihm hin und vertiefte sich von neuem in ihr stummes und heißes Gebet.

Im Zimmer war es so unheimlich still, daß jeder ohne Mühe seinen eigenen Herzschlag hören konnte. Da regte sich die Kleine im Bett und streckte ihr ausgedörrtes Händchen in die Höhe.

„Mamotschka... trinken!"

Die Mutter schnellte im Nu auf die Füße.

„Gleich, Schurotschka! Gleich, mein Engelchen!"

Wladimir Petrowitsch stürzte in die Küche. Jedoch nach einer Minute war er schon wieder zurück. Auf seinem Gesicht standen Schreck und Entsetzen. Und er zeigte auf den leeren Krug in seiner Hand.

„Wohin haben Sie das Wasser geschüttet, Matuschka?"

Die Frau sah ihn mit stumpfen Blicken an. Sie verstand ihn nicht. Und der Lehrer mußte seine Frage wiederholen, und seine Stimme zitterte vor verhaltener Angst.

„Das Wasser? Ich rührte es nicht an. Es stand in der Küche, neben dem Fenster."

Dann fiel ihr ein, daß sie unlängst ein Geräusch in der Küche gehört hatte, und sie erbleichte wie weißes Linnen.

„Die Hunde! Die Hunde!" rief sie verzweifelt. „Fremde Hunde sind durchs Fenster gesprungen. Sie allein haben das Wasser ausgetrunken."

Sie war einer Ohnmacht nahe und wankte. Allein der junge Mann hatte jetzt keine Zeit für sie. Wie ein Verfolgter rannte er zur Tür hinaus. Er wußte es nur allzugut, daß er im ganzen Dorf kaum einen Schluck Wasser finden würde. Und die Männer, die nach dem weit entfernten Flüßchen nach Wasser gefahren waren, kamen schwerlich bald zurück.

Jedoch nach zwanzig Minuten langem verzweifelten Suchen sprang er mit freudiger Genugtuung die kleine Haustreppe empor.

„Ich bringe Wasser, Matuschka", rief er noch im Flur. „Bringe eine ganze Tasse voll."

Doch kaum hatte er das Zimmer betreten, als seine Freude wie eine Kerze verlöschte. Er seufzte schwer und tief, nahm seine Mütze vom Kopf und bekreuzigte sich. Denn die kleine Schura war in seiner Abwesenheit in ein anderes Land eingegangen, in dem es kein Leid mehr geben soll und keine Tränen.

Die Mutter hatte von dem Verscheiden ihres Kindes noch nichts gemerkt. Sie lag auf den Knien und betete aus blutendem Herzen. Doch als Wladimir Petrowitsch eintrat, sprang sie auf und ergriff mit fiebrigen Händen die Kanne. Und eilfertig goß sie dem toten Mädchen Wasser in den Mund.

Der junge Mann nahm ihr entsetzt den Wasserkrug aus der Hand.

„Ja, sehen Sie es denn nicht, Matuschka? Unsere Schurotschka... sie... sie ist nicht mehr! Sie... ist... tot!"

Die Frau hob den Kopf und sah mit verzeihendem Lächeln auf den Redenden.

„Was sagten Sie? Tot?"

Und sie lachte gutherzig auf. Tot? Ihre Schura tot? Nein, das konnte nicht sein! Nein, nein, das konnte ganz gewiß nicht sein! Das ginge über die Grenzen alles Möglichen und alles Verstehbaren. Sie hatte ihren Mann verloren, ihre Mutter und zwei liebe pausbäckige Knäblein, und sie hatte sich ergeben in ihr Schicksal gefügt. Aber daß man nun auch noch das Mädchen von ihr nehmen sollte, nein, das konnte wirklich nicht sein! Denn niemand würde es wagen wollen, ihr Vertrauen zu mißbrauchen und ihren Glauben zu schänden. Das wäre ein Verbrechen, schlimmer noch als gegen den Heiligen Geist. Und sie lächelte von neuem.



Der Berliner Schauspieler Carl Ludwig Achaz als Hamlet

Nach einer Rötelzeichnung von Arthur Grunenberg

Mit der größten Vorsicht und Zärtlichkeit nahm sie ihr totes Kindchen auf den Schoß, bettete es an ihren Busen und flüsterte ihm die herzlichsten und köstlichsten Worte zu, wie sie nur je die Mutterliebe in ihrem unerschöpflichen Liebesborn ersinnen konnte.

Wladimir Petrowitsch ließ sie schweigend gewähren; er vermied es sogar, zu ihr hinzublicken. Und während er das Linnen für die kleine Entschlafene suchte, konnte er nur mit großer Anstrengung die Tränen unterdrücken.

Plötzlich hielt die Mutter im Reden inne, und ihre Augen begannen vor Grausen und Entsetzen hell zu glühen. Der kleine, zarte Körper auf ihrem Schoße hatte zu erkalten angefangen und lag nun wie ein Klumpen Eis auf ihrem heftig klopfenden heißen Herzen. Da verstand sie erst die furchtbare Wahrheit. Wie ein Pfeil schnellte sie von ihrem Sitz empor, warf das Kind auf das Bett und sah mit stieren Augen darauf nieder. Und dann schrie sie auf, daß es wie ein Schwert durch Mark und Bein ging und das Blut in den Adern stocken machte.

Wladimir Petrowitsch nahm das Kind und wickelte es stillschweigend in seine letzte Hülle. Die Mutter sah von alledem nichts. Und wenn sie es auch gesehen hätte, so würde sie es nicht verstanden haben. Denn der Schlag, der so grausam ihr Herz zermalmte, der war auch durch ihr Hirn gefahren und hatte ihre Gedanken verwirrt.

Laut weinend und schreiend drehte sie sich wie eine Besessene im Zimmer umher, rannte von einer Ecke in die andere, überall etwas suchend, überall etwas betastend und überall mit Kopf und Armen anstoßend. Und plötzlich schoß sie wie ein Kreisel auf die Straße hinaus.

Die Leute in den Straßen hörten ihr schauerliches Geschrei und traten erstaunt an die Fenster. Die aber, die auf der Straße waren, fürchteten sich und suchten eilends das Weite. So blieb sie ganz allein.

Da sah sie an einem hölzernen Gartenzaun ein mageres scheckiges Pferd stehen. Das Tier stand hier schon den dritten Tag, und niemand wußte, wie es hierhergekommen war, und was es hier wollte. Stundenlang stand es ohne jede Bewegung, und nur äußerst selten beugte es seinen schönen Kopf, um ein wenig an der trockenen Erde zu nagen, auf der sich spärliche Reste gänzlich vertrockneten Grases befanden. Vor diesem Pferde blieb die junge Frau stehen und blickte ihm eindringlich in die großen, traurigen Augen.

„Weißt du es schon, Freund?" fragte sie geheimnisvoll flüsternd. „Weißt du es schon?... Gott ist gestorben! Es geschah in der letzten Nacht. Vielleicht ist er von selbst gestorben, vielleicht hat man ihn auch umgebracht... ich weiß es nicht mehr. Aber er ist tot, ganz, ganz tot!"

Sie stand da, ein Bild unsäglichen Jammers, und blickte immerzu dem Tier in die großen, klugen Augen. Und da ereignete sich etwas ganz Merkwürdiges: das Pferd trat einen Schritt vor, streckte seine ausgetrocknete Zunge heraus und leckte der gequälten Frau über Gesicht und Haare.

„Also, du weißt es auch," sagte sie erschauernd, „du auch! Armes, armes Geschöpf. Und ganz traurig wandte sie sich wieder ab. In der nächsten Minute jedoch zog sie schon von neuem schreiend und heulend die Straßen entlang. Und an jedem Hause blieb sie stehen und klopfte an jede Tür. Und allen brachte sie ihre schreckliche Botschaft: „Gott ist tot! Man hat ihn ermordet."

Es dauerte nicht lange, da füllte sich der Platz vor der Kirche mit heftig erregten und laut redenden Menschen. Der Lehrer eilte herbei, um die Ursache dieses ungewöhnlich großen Auflaufes zu erfahren. Allein, er konnte die Bewegung nicht mehr unterdrücken. Der Same der Verzweiflung war in einen nur allzugut gepflügten Boden gefallen.

Wohl niemals war über die Erde ein ähnliches Schreien, Heulen und Wehklagen gegangen, wie es sich nun über den kleinen Platz ergoß. Das ganze Dorf schien vom Wahnsinn befallen zu sein. Die Männer redeten laut, ohne Zusammenhang, drohten nach allen Seiten mit den Fäusten und wußten selber nicht, warum und wozu. Die Frauen rissen sich gegenseitig an den Kleidern und heulten mit Stimmen, die gar nichts Menschliches mehr an sich hatten. Nur einige von ihnen bewahrten ihre Selbstbeherrschung. Sie warfen sich auf die Knie und beteten. Die Kinder schrien und trieben Unfug. Einige aber hüpften wie toll gewordene Störche auf einem Bein im Kreise herum und hatten vor Lachen Tränen in den Augen. Aber alle zusammen, Männer, Frauen und Kinder, mit ihren tief in den Höhlen liegenden Augen, mit ihren von Hunger und Elend vertrockneten und ausgemergelten Körpern, alle sahen sie aus wie Tote, die dem Grabe entstiegen waren, um der ganzen Welt ihre große Not zu künden.

Wladimir Petrowitsch mußte mit allen Kräften an sich halten, denn es packte ihn die wilde Lust, sich ebenfalls in das Gewühl zu stürzen und zu springen und zu schreien, lauter und toller als alle anderen. Seine Arme zuckten, seine Beine zuckten, und seine Zähne schlugen wie im Fieberfrost aufeinander.

„Das Ende der Welt ist da", sagte er sich voller Furcht und Grauen. Und so schrecklich alles bisher Gewesene auch war, dieses Ende erschien ihm als das Schrecklichste von allem. Allein, in dieser Minute, da der Lärm und das Getöse schier ins Unerhörte angewachsen waren, fielen seine Blicke auf das Kreuz des Kirchturms, das rot und unheimlich in der Sonne glänzte.

Er aber glaubte an dieses Kreuz, glaubte und vertraute. Und dieses Vertrauen gab ihm seine Selbstbeherrschung zurück. Mit einem begeisterten Rufe sprang er leichtfüßig auf den Deckel des Brunnens, der mitten auf dem Kirchplatz stand.

Die Menge sah mit Staunen auf seine leuchtenden Augen und seinen lächelnden Mund. Und als er schließlich die Hand erhob zum Zeichen, daß er reden wolle, da schwiegen viele still und traten zum Brunnen heran.

„Eine arme, durch das Unglück verwirrte Frau", begann er ernst, „hat euch eine falsche Botschaft gebracht."

„Warum eine falsche?" unterbrach ihn tadelnd ein Holzfäller, um den sich die meisten Männer geschart hatten. „Warum eine falsche? Die Verrückten sagen immer die Wahrheit."

„Richtig", bestätigte ein anderer. „Es gibt davon Beispiele."

„Zum Teufel mit deinen Beispielen!" rief erbost eine alte Frau. „Schweig und laß ihn reden!"

„Soll er reden! Wer stört ihn? Aber was wahr ist, bleibt wahr: Gott ist wirklich gestorben."

„Narr!"

„Selbst Narr!"

Der Lehrer sah mit ernsten, zurechtweisenden Blicken auf die Streitenden.

„Eine arme, geistesverwirrte Frau", wiederholte er eindringlich, „brachte euch eine falsche Botschaft. Und ihr? Ihr habt geglaubt! Und keiner von euch hat..."

Weiter kam er nicht in seiner Rede, denn die Frauen begannen von neuem zu weinen und zu wehklagen, daß keiner mehr sein eigenes Wort verstehen konnte.

„Wenn er nicht starb," rief klagend ein altes Mütterchen, „warum hat er uns dann vergessen? So ganz, ganz vergessen!"

„Wieviel wir auch beteten," stimmten andere bei, „es kam kein Regen. Und alles Korn vertrocknete."

„Und alle sterben wir den Hungertod."

„Oder die Seuche holt uns, die verfluchte!"

„Und keiner, keiner hilft uns!"

Der Lehrer hob wieder seine Hand. Da erbosten sich die Männer und zeigten den wimmernden Weibern ihre drohenden Fäuste.

„Laßt ihn doch ausreden, ihr Teufelspuppen, ihr verpesteten!" schrie ein Hüne, der mehr als alle anderen Lärm verursachte. „Laßt ihn doch ausreden, ehrloses Gesindel!"

Da wurde es für einen Augenblick still auf dem Platze, und der Lehrer hob frei und stolz sein Haupt.

„Es ist doch nicht zum erstenmal in unserer Gegend Trockenheit," begann er noch einmal, „nicht zum erstenmal diese unheimliche Seuche. Und wenn wir uns tapfer halten und uns gegenseitig beistehen, können wir auch dieses Mal die schwere Heimsuchung überwinden und überleben. Und dann wird Gott unsere Arbeit segnen und..."

„Welcher Gott?" fragte herausfordernd ein zahnloser Greis. „Welcher? Du hast doch auch gehört, daß er tot ist. Erst beweise uns das Gegenteil. Dann werden wir dir glauben."

Der Lehrer seufzte und schwieg. Mit größter Anstrengung suchte er nach einem Worte, das sie überzeugen sollte, und dem sie glauben würden. Allein das rettende Wort ließ sich nicht finden. Und der Tumult und der Lärm brachen von neuem los.

Da trat Grigorij, der alte Hirte, in den Kreis. Mit seiner hochaufgerichteten Gestalt, seinem ehrwürdigen Gesicht, das von einem wallenden, schneeweißen Bart umrahmt wurde, und seinen vom Hungerfieber wildglänzenden Augen war er eine Erscheinung, die alle mit sich riß. Und als er seinen Stab in die Höhe hob zum Zeichen, daß er reden wollte, herrschte augenblickliche Stille. Denn Grigorijs Worte wogen mehr als Gold, und man vertraute ihnen bedingungslos.

„Die Popodja hat recht," sagte er geheimnisvoll und blickte sich prüfend im Kreise um, „sie hat die Wahrheit gesprochen: denn Gott ist wirklich tot. Sein Feind, der Antichrist, hat ihn umgebracht."

„Wer? Der Antichrist?"

„Er selbst! Er ist geboren. Er lebt. Lebt in unserem Dorfe."

„In unserem Dorfe", wiederholte die Menge, und Grausen und Entsetzen machten sich in aller Herzen breit. Trotzdem zweifelten sie keine Sekunde lang an der Geburt und dem Vorhandensein des gefürchteten, teuflischen Geschöpfes, und alle ohne Ausnahme fühlten seine dunkle, geheimnisvolle und furchtbare Macht.

„In unserem Dorfe", wiederholte Grigorij mit Nachdruck. „Denn in unserem Dorfe ist zuerst die Seuche ausgebrochen, in unserem Dorfe starben die meisten Menschen."

Das war eine Wahrheit, die klar und überzeugend war, und darum war ihre Wirkung auch die eines einschlagenden Blitzes. Alle standen in maßloser Betroffenheit, und keiner wagte so recht zu atmen.

Da trat wieder der zahnlose Greis hervor; seine Augen glühten ebenso wild wie die des Hirten. Denn er hatte lange nichts gegessen. Und die Jugend schien es für überflüssig zu halten, daß alte Männer so lange auf der Erde weilten und den anderen den Platz und das Brot wegnahmen.

„Wer ist er?" fragte er mit heiserer Stimme. „Nenne ihn! Wir werden ihn richten."

„Wer er ist", wiederholte der Hirte nachdenklich, „das weiß ich selbst noch nicht. Aber wir wollen es gleich erfahren."

Ganz langsam drehte er sich im Kreise herum, und seine durchdringenden Blicke blieben bald an dem einen haften, bald an dem anderen. Aber als er den Dorfältesten in der Nähe des Brunnens stehen sah, schien ihm eine große innere Erleuchtung zu kommen. Und gebietend rief er den Mann zu sich heran.

(Schluß auf Seite 724.)

Heilmittel aller Jahrhunderte

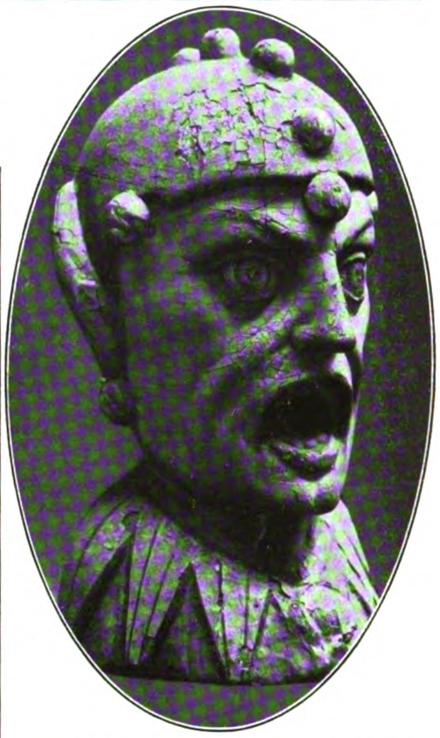


Symbolische Plastiken der Azteken: Links: Der Tod. — Rechts: Das Leben.





Links: Eine Maske aus dem Bereich der Südsee.
Rechts oben: Alraunmännchen. Geschnitten aus der Alraunwurzel, der man vielerlei Heil- und Zauberkraft zuschrieb, spielten diese Alraunmännchen in dem Aberglauben der Alten eine geheimnisvolle Rolle.



Gewerbezeichen eines Apothekers und Alchimisten.

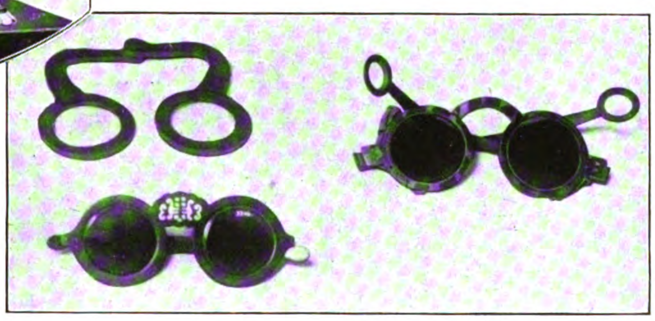


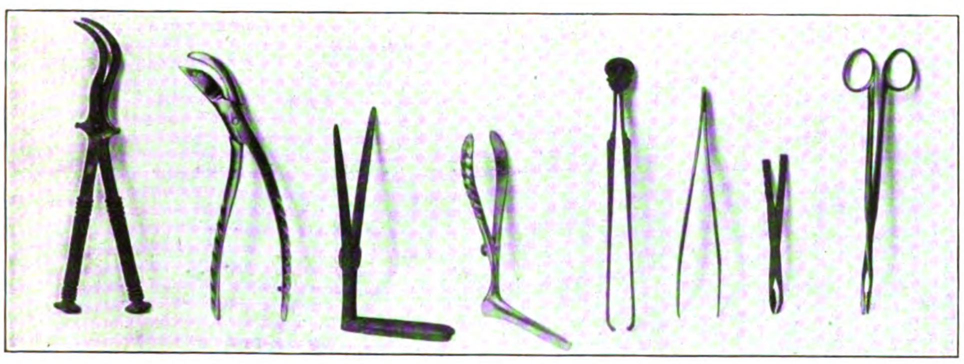
Ixtlilton, der Heilgott der Azteken.



Chinesische Drogerie.

Rechts nebenstehend:
Vorgänger unserer Hornbrillen. Rechts europäische Eisenbrille aus dem 14. Jahrhundert.





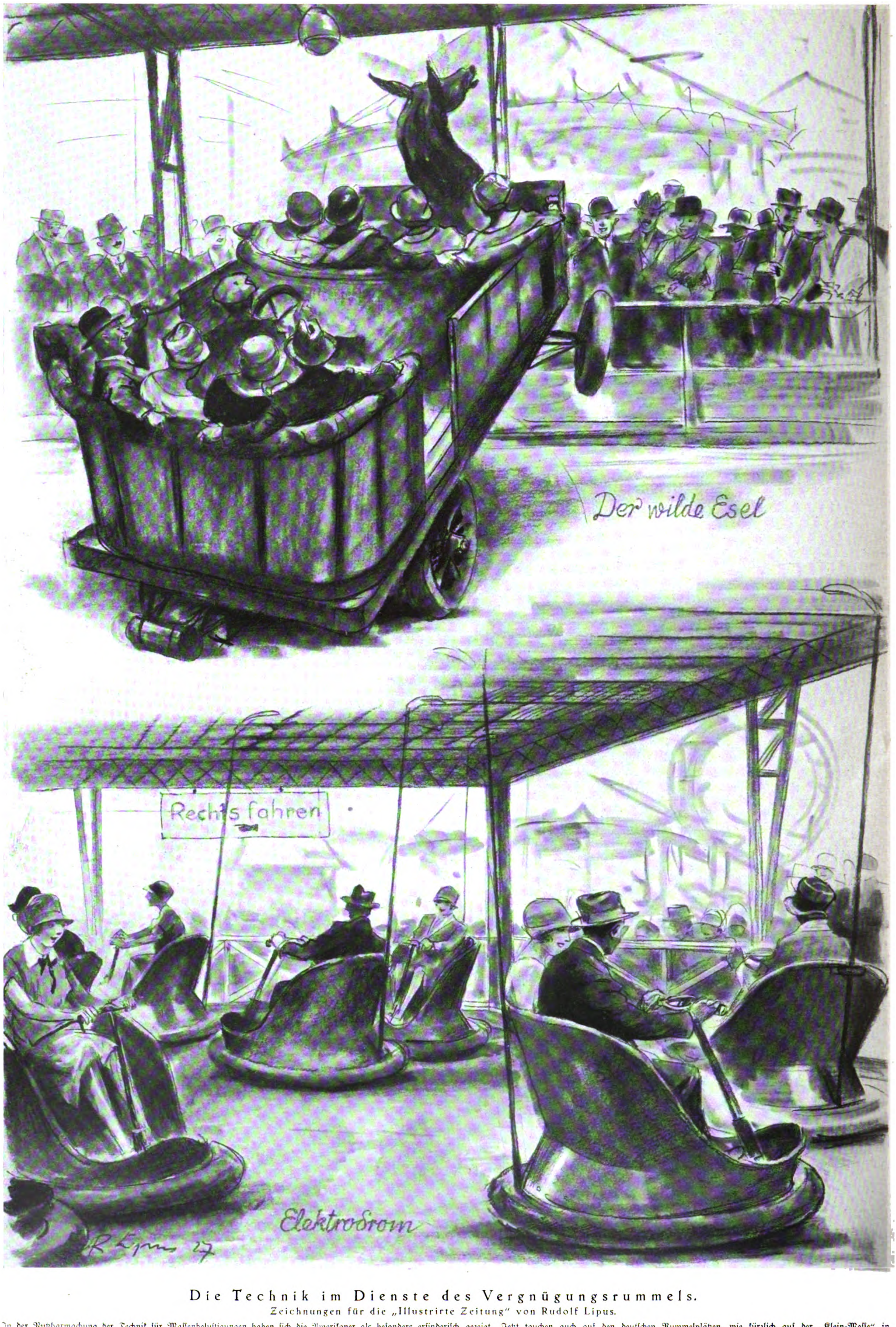
Römische und moderne chirurgische Instrumente. Ein Vergleich der jeweils nebeneinander stehenden Instrumente zeigt den geringen Fortschritt in ihrer Entwicklung.

Rechts nebenstehend: Masken, unter deren Schutz ehedem zu Pestzeiten die Ärzte die Pestkranken behandelten.



Mit Genehmigung des Wellcome Historical Medical Museum (The Wellcome Foundation Ltd.), London.

(Hierzu der Beitrag „Ein Museum für Geschichte der Medizin in London“ in „Wissen und Leben“ auf Seite 725.)



Die Technik im Dienste des Vergnügungsrummels.

Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

In der Nutzbarmachung der Technik für Massenbelustigungen haben sich die Amerikaner als besonders erfinderisch gezeigt. Jetzt tauchen auch auf den deutschen Rummelplätzen, wie kürzlich auf der „Klein-Messe" in Leipzig, höchst originelle Vergnügungsmöglichkeiten dieser Art auf. Da ist zuerst der grotesk wirkende „Wilde Esel", ein mit dem Eselskopf geziertes Fahrgestell, das von einem Automobilmotor in Bewegung gesetzt wird. Durch eigenartige Anordnung der Räder und Wechseln des Antriebs vollführt nun der losgelassene, von einem Lenker betreute „Esel" in wildem Boden die tollsten Sprünge und Wendungen zum größten Jubel der Insassen. — Die Illusion des Auto-Selbstfahrens weckt bei manchen die Bedienung eines „Elektrodrom"-Wagens, gilt es doch, dieses Gefährt mit List und Tücke im Kreise durch die Bahn zu lenken und dabei selbst mittels eines Trittbebels die Geschwindigkeit zu regulieren. Den Wagen treibt ein Elektromotor, der durch einen vom Metallfußboden über den Leitungsarm nach einer Drahtdecke laufenden Strom gespeist wird.

Wissen und Leben

Ein Museum für Geschichte der Medizin in London. Ende 1926 ist in London das 1913 gegründete „Wellcome Historical Museum“ unter großen Feierlichkeiten wiedereröffnet worden, nachdem es einem vollkommenen Umbau unterzogen worden war. Die Bildertafel auf Seite 721 gibt einen interessanten Einblick in die Schätze, die das historisch-medizinische Museum birgt. Da sehen wir Statuen aus der Zeit der Azteken, die einerseits eine medizinische Gottheit und andererseits den Tod und das Leben symbolisieren. Wellcome selbst hat auf seinen Reisen, die ihn bis in die entlegensten Länder führten, derartige Gegenstände und Darstellungen aus der primitiven und antiken Medizin gesammelt. Besonders eindrucksvoll sind die chirurgischen Instrumente aufgestellt, und dabei wird gleichzeitig gezeigt, wie ähnlich unsere modernen Instrumente den römischen sind. Eine besondere Abteilung ist auch der Entwicklung des Mikroskops und der Brillen gewidmet. Von Edward Jenner, dem Erfinder der Kuhpockenimpfung im Jahre 1796, sehen wir nicht nur zwei Skarifiziermesser aus Elfenbein und sieben Lanzetten, die er bei seinen Impfversuchen benutzte, sondern auch seinen wohlerhaltenen Medizinschrank aus seinem Nachlaß. Besonders reichhaltig ist die Sammlung der von alters her bis heute gebrauchten Drogen und Arzneimittel, und recht eindrucksvoll das Innere einer Londoner Apotheke aus dem 18. Jahrhundert sowie der chinesische Drogenladen. Man hat sogar zur Erinnerung an Lord Lister, an dessen Namen der Begriff der Antisepsis geknüpft ist, die abgebrochenen Räume aus seinem Spital in Glasgow eingebaut, in dem er seine Studien und Operationen ausgeführt hat. Diesen großartigen Sammlungen, die einen wertvollen Anschauungsunterricht nicht nur gestatten, sondern auch dem Museum den Wert eines Forschungsinstituts verleihen, ist eine große Bibliothek angegliedert, die, ebenso wie das Museum, jedem, der sich für die Geschichte der Medizin interessiert, offen steht. An dieser Stelle darf daran erinnert werden, daß wir bei uns im Germanischen Museum in Nürnberg ebenfalls solche Sammlungen besitzen, die prächtig dazu geeignet sind, in gleicher Weise nicht nur dem Studium der Heilkunde, sondern auch dem der Naturwissenschaften zu dienen. Das Deutsche Museum in München ist besonders der Entwicklung der Technik gewidmet. Wie in Nürnberg, sind auch in Leipzig und Wien den medizinhistorischen Instituten ähnliche Sammlungen angegliedert, die Unterrichtszwecken dienen.

Erich Ebstein, Leipzig.

Die größten Reedereien und größten Schiffe der Welt. Kürzlich klangen aus Amerika Stimmen der Bewunderung für Deutschlands wirtschaftlichen Wiederaufstieg aus eigener Kraft herüber. Nichts kann charakteristischer sein für die Berechtigung des Staunens der Welt als die Tatsache, daß Deutschland, das infolge des Versailler Raubes seiner gesamten hochseetüchtigen Handelsflotte vor 7 Jahren, zu Anfang 1920, unter den seefahrenden Ländern Europas an letzter Stelle stand, heute bereits wieder die größte Reederei der ganzen Welt besitzt. Nachdem die Hamburg-Amerika-Linie vor einiger Zeit schon die Levante-Linie und letzhin auch die Kosmos-Linie und die Deutsch-Australische Linie in sich aufgenommen hat, verfügt sie in der Tat wieder, wie vor dem Kriege, über einen Tonnagebestand, der alles hinter sich läßt, was irgendwo sonst auf der Welt, einschließlich England, eine große Reederei ihr eigen an Schiffsraum nennt. Zwar hat die Hamburg-Amerika-Linie ihren Vorkriegsbestand an seefahrenden Schiffen (1 102 000 Brutto-Registertonnen) noch lange nicht wiedererreicht, aber daß sie trotzdem schon wieder an der Spitze aller Reedereien der Welt marschiert, mag folgende Tabelle des Tonnagebesitzes der größten Reedereien beweisen. Zu Ende 1926 erreichte die Tonnage der führenden Reedereien in Brutto-Registertonnen folgende Werte: Hamburg-Amerika-Linie 879 000, British India Steam Co. 759 000, Furneß Withy Co. 698 000, Ellerman Lines 623 000, Norddeutscher Lloyd 613 000, Peninsular & Orient Line 600 000, Compagnie générale transatlantique 523 000, Cunard Line 445 000. Hierzu ist aber noch zu bemerken, daß der Norddeutsche Lloyd, der vor dem Kriege die zweitgrößte Reederei der Welt mit 753 000 t war, in nicht ferner Zukunft sicher wieder die dritte, wenn nicht gar die zweite Stelle unter den Reedereien einnehmen wird. Auch er hat seine jetzige Stellung durch Verschmelzung mit anderen Bremer Unternehmungen erreicht: die Roland-, die Hamburg-Bremer Afrika-Linie und die Reederei Horn sind vor einiger Zeit im Lloyd aufgegangen, wenn sie auch ihre alten Reederflaggen noch weiterführen. Darüber hinaus hat aber der Lloyd zur Zeit nicht weniger als 165 000 t im Bau, so daß er spätestens 1929 seine Vorkriegs-Tonnage übertroffen und 778 000 t erreicht haben dürfte. Diese Neubauten des Lloyd verdienen ganz besondere Aufmerksamkeit, denn es befinden sich darunter zwei Schiffe von je 46 000 t, die also nicht sehr erheblich hinter den berühmten Hapag-Riesen der Vorkriegszeit („Imperator“, 52 226; „Vaterland“, 54 822; „Bismarck“, 56 551 t) zurückstehen werden. Der Lloyd ist schon jetzt der Besitzer des größten deutschen Fahrgastdampfers, des „Columbus“ (32 354 t), des zur Zeit einzigen deutschen Schiffes, das über 21 000 t hinausgeht. Die beiden neuen Riesenschiffe, die übrigens die Namen „Europa“ und „Bremen“ erhalten sollen, werden Deutschland wieder zu Fahrzeugen verhelfen, wie sie vor dem Kriege die deutsche Flagge trugen. Bemerkenswert ist es dabei, daß jetzt in dieser Hinsicht der Lloyd die Führung ergreift, während in Deutschland vor dem Kriege nur die Hapag Schiffe über 30 000 t besaß, deren gegenwärtig größtes Fahrzeug, der „Albert Ballin“, es nur auf 20 815 t bringt. — Bis Ende 1926 hat es insgesamt erst 10 Schiffe von mehr als 30 000 t auf den Weltmeeren gegeben, die sämtlich im Verkehr zwischen Europa und Nordamerika fuhren. Einer von diesen Riesen ist am 7. Mai 1915, da er Munition geladen hatte, dem Kriege zum Opfer gefallen, die „Lusitania“. Es schwimmen daher augenblicklich noch folgende neun Schiffe von mehr als 30 000 t auf den Meeren:

Name	Reederei	Flagge	Schiffbau	Br.-R.-T.
„Majestic“ („Bismarck“)	White Star Line	englisch	deutsch	56 551
„Leviathan“ („Vaterland“)	United States Line	amerikanisch	„	54 822
„Berengaria“ („Imperator“)	Cunard Line	englisch	„	52 226
„Olympic“	White Star Line	„	englisch	46 439
„Aquitania“	Cunard Line	„	„	45 647
„Paris“	Compagnie générale transatlantique	französisch	französisch	36 558
„Homeric“ („Columbus“)	White Star Line	englisch	deutsch	34 356
„Columbus“	Norddtsch. Lloyd	deutsch	„	32 354
„Mauretania“	Cunard Line	englisch	englisch	30 704

Hierzu kommen in absehbarer Zeit die beiden obenerwähnten neuen Lloyd-Dampfer „Europa“ und „Bremen“, wahrscheinlich an 5. und 6. Stelle, und außerdem noch je ein französisches und italienisches Schiff, an denen gegenwärtig gebaut wird, so daß es in etwa zwei Jahren 13 Schiffe über 30 000 t geben dürfte. — Das schnellste unter diesen großen Schiffen ist die „Mauretania“ der Cunard Line, bei der seiner-

zeit (1906/7) aus sportlichen Gründen, auf Kosten der Wirtschaftlichkeit, bedeutende Summen staatlicher Gelder zur Erzielung einer möglichst großen Geschwindigkeit ausgegeben wurden. Während die deutschen Riesendampfer sich mit einer Fahrtschnelligkeit von 23—24 Knoten in der Stunde (= rd. 44 km) begnügen, brachte es die „Mauretania“ (und ebenso ihr Schwesterschiff „Lusitania“) auf 25,5 Knoten (rd. 47,5 km). Prof. Dr. R. Hennig.

Filtrierbare Virusse. Nachdem man die Entdeckung gemacht hatte, daß gewisse ansteckende Krankheiten durch Bakterien verursacht werden, gab man sich der Hoffnung hin, daß bald alle ansteckenden Krankheiten auf diese Weise ihre Aufklärung finden würden. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Damit ist nicht gemeint, daß einige Krankheiten, wie z. B. die Malaria und die Amöbenruhr, durch andere Mikroorganismen als Bakterien, nämlich durch sogenannte Protozoen, verursacht werden, sondern daß sich für viele Menschen- und Tierkrankheiten, wie Tollwut, Kinderlähmung, Ziegenpeter, Maul- und Klauenseuche, Schweinepest usw., trotz eifrigster Nachforschungen überhaupt kein Erreger finden ließ. Schon Pasteur war daher auf den Gedanken gekommen, daß es Lebewesen gebe, die so klein sind, daß sie selbst mit unseren besten Mikroskopen nicht wahrgenommen werden können. Im Jahre 1892 wies der russische Gelehrte Iwanowski nach, daß eine Krankheit der Tabakspflanze durch Einspritzung von geringen Mengen ihres Saftes in gesunde Pflanzen auf diese übertragen werden kann, und zwar auch dann noch, wenn man diesen Saft durch ein Steinfilter hat gehen lassen. Der Holländer Beijerinek bestätigte 1896 die Angaben Iwanowskis und zeigte, daß der geheimnisvolle Krankheitsstoff nicht nur Porzellanfilter, sondern auch dicke Lagen von Agar-Agar zu passieren imstande ist. Da dieser Stoff selbst bei Einspritzung der kleinsten Spuren ganze Serien von Pflanzen hindurch seine unverminderte Wirksamkeit beibehielt, schloß Beijerinek, daß es sich um eine unkörperliche Lebensform handeln müsse, weil man sich damals derart kleine Lebewesen noch nicht vorstellen konnte. Ebenfalls 1896 wiesen Löffler und Frosch nach, daß auch die Maul- und Klauenseuche durch einen die feinsten Steinfilter passierenden Virus verursacht wird. Auf dieser Grundlage begann eine eifrige Suche nach Krankheiten, die durch filtrierbare Virusse verursacht werden. Als solche wurde in der Tat eine große Zahl festgestellt, darunter viele Tierseuchen von großer wirtschaftlicher Bedeutung, so die Rinderpest, die Hühnerpest, verschiedene Schaf- und Ziegenkrankheiten, die Schweinecholera usw. Sogar bei der Seidenraupe und anderen Insekten wurden auf filtrierbare Virusse zurückzuführende Krankheiten gefunden. Auch bei noch anderen Pflanzen als dem schon genannten Tabak, so bei Mais, Zuckerrohr und Weizen, wurden derartige Krankheiten festgestellt. Vor ein paar Jahren entdeckte der französische Arzt d'Herelle, daß sogar die Bakterien selbst von diesen merkwürdigen Keimen, die er in diesem speziellen Falle Bakteriophagen (Bakterienfresser) nannte, befallen werden können. Inzwischen hat man Bakterien kennengelernt, die teils in gewissen Stadien ihrer Entwicklung, teils überhaupt Steinfilter zu passieren vermögen. Sie unterscheiden sich aber von den eigentlichen filtrierbaren Virussen dadurch, daß Kulturen von ihnen gezüchtet werden können, die durch das Mikroskop sichtbar sind. Von den wahren filtrierbaren Virussen dagegen hat man auch bis heute noch nicht die Spur gesehen. Bei einigen Krankheiten dieser Art hat man allerdings in den davon betroffenen Zellen Körnchen von äußerster Kleinheit entdeckt, die einige Forscher für die gesuchten Krankheitserreger halten, aber bei den meisten dieser Krankheiten fehlen auch jene. Um welche Größenmaße es sich dabei handelt, läßt sich aus der Größe der Poren der benutzten Filter bestimmen. Daraus ergibt sich, daß z. B. die Virusse der Tabaks- und Hühnerpest nur einen Durchmesser von 30 Millimikron (1 Millimikron = 1 Millionstel Millimeter) haben. Gegen so winzige Lebewesen sind die kleinsten Organismen, die wir bisher kennen, die wahren Riesen, und wenn wir daher den Begriff des Lebens überhaupt auf sie ausdehnen, so können wir das nur in einem Sinne, der diese Organismen schon als eine Zwischenstufe zwischen belebter und unbelebter Materie erscheinen läßt. Die Entdeckung derartiger Lebewesen öffnet uns zugleich den Blick in eine ganz neue Welt. Ebenso wie wir gute Gründe für die Annahme haben, daß die krankheitserregenden Bakterien nur die Minderheit der überhaupt existierenden Bakterien darstellen, werden wir vermuten dürfen, daß auch von den filtrierbaren Virussen vorläufig erst ein kleiner Teil infolge seiner zufälligen Eigenschaft, Krankheiten zu erregen, bekannt geworden ist. Wie wir die Welt der Bakterien schon heute zum Teil mit großem Nutzen in den Dienst der Menschheit gestellt haben, so wird es vielleicht jetzt, nachdem man erst einmal auf sie aufmerksam geworden ist, auch möglich sein, jene unsichtbare Welt uns dienstbar zu machen. Zunächst ist allerdings sehr fraglich, wie wir von ihr eine ausgedehntere Kenntnis erlangen sollen. Aber d'Herelle scheint bereits damit den Anfang gemacht zu haben, wenn er gefunden zu haben glaubt, daß filtrierbare Stoffe einer gewissen Schwefelquelle sich fähig erwiesen hätten, mineralischen Schwefel zu zerlegen. Allerdings wird das Studium der krankheitserregenden filtrierbaren Keime, die ja allein den Namen Virusse, d. h. Gifte, verdienen, im Vordergrund stehen müssen. Diese Studien haben in neuester Zeit dadurch einen besonderen Aufschwung genommen, daß man entdeckt hat, daß viele dieser Virusse jedenfalls nur dann zu Krankheitserregern werden, wenn noch bestimmte andere günstige Umstände, gewöhnlich die Anwesenheit bestimmter organischer oder anorganischer Stoffe, die man als Agens bezeichnet, dies ermöglichen. Auch die Krebskrankheit sind mehrere Forscher jetzt geneigt, auf das Zusammenwirken eines filtrierbaren Virus mit einem derartigen Agens zurückzuführen. Sollte es uns also so bald nicht gelingen, der filtrierbaren Virusse selbst Herr zu werden, so können wir ihre gefährliche Wirkung vielleicht in vielen Fällen durch die Bekämpfung des ihnen eigentümlichen Agens ausschalten. Prof. Dr. W. Anderssen.

Die Bruchtechnik der Fruchtstiele. Sagt man von jemand: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, so meint man damit in der Regel nichts Günstiges und Lobenswertes. In der Tat liegt es ja auch gar nicht im Interesse der Weiterverbreitung und Arterhaltung eines Baumes, wenn alle Früchte und Samen in seinen eigenen Schattenbereich fallen und daher oft zum größten Teil verkommen. Die Natur hat viele Mittel und Wege zur erfolgreichen Weiterverbreitung der Samen: durch Menschen, Tiere, abschüssiges Gelände, Winde und Niederschläge; aber alle diese Mittel würden versagen ohne die vielseitige und bewundernswerte Bruchtechnik der Fruchtstiele. Nach neueren Untersuchungen von Professor Fehér wird die eigentliche Abtrennung der reifen Früchte durch die aus einer schon früh eintretenden Zellteilung entstandene Trennungsschicht herbeigeführt, und zwar durch allmähliche Abrundung und Lockerung der betreffenden Zellwände. Bei den in zusammengesetzten Fruchtständen von Büscheln, Dolden und Trauben reifenden Früchten wird nun fast stets zunächst der Stiel der Einzelfrucht bruchreif und dann erst die gemeinsame Tragachse. Für solche Fruchtstände werden daher mindestens zwei, oft auch drei Bruchstellen vorbereitet. Der kurze Einzelstiel bleibt aber beim Abfallen der Frucht zunächst in der Regel mit dieser vereinigt, so z. B. bei Hainbuche, Ulme, Weide, Pappel, Esche, Linde, Robinie, Gleditschie und Rose. Pflaume, Roßkastanie und Ahorn werfen ihre Früchte ohne Stiel ab. Bei der Eiche, Eßkastanie und Buche lösen sich die Einzelfrüchte aus den Schalen durch deren zur Reifezeit eintretende Verholzung; nun erst reift das Trennungsgewebe des Hülsenstiels für dessen Abbruch. Bei sehr spät reifenden Fruchtarten verdicken und verholzen die Gefäßbündel derart, daß das Trennungsgewebe die Frucht nicht eher freigibt, bis Wind und Wetter ihr Machtwort sprechen. Inzwischen aber hat der Baum um die künftige Bruchstelle in seiner oberen Rindenschicht reichlich Gerbstoffe angehäuft und verschließt nach dem gewaltsamen Abbruch ungemein rasch und sorgfältig die bloßgelegte Wundstelle seiner Haut durch Verkorkung und Verholzung. Einige bei uns ursprünglich nicht ein-

heimische Baumarten, z. B. die Linden, treiben oft die Vorsicht so weit, daß sie ihre Fruchtstiele den ganzen Winter über aller rauhen Witterung zum Trotz festhalten und erst im Frühjahr durch Überwachsen der Bruchstelle freigeben. Auch bei vielen Krautgewächsen spielt die Trennungsschicht für die Weiterverbreitung der Samen eine große Rolle. Eins der merkwürdigsten Beispiele hat Dr. Markgraf neuerdings bei einer mit dem Weizen verwandten Grasart (Aegilops triaristata) in Albanien beobachtet. Die zwanzig bis dreißig Zentimeter lang werdenden Stengel tragen bereits Ende Juni fast völlig reife Ährchen. Von diesen sind die an der Spitze stehenden stets taub und ohne Samen, aber mit langen, elastisch-biegsamen Grannen versehen. Diese unfruchtbare Spitze bildet sich jedoch erst kurz vor der Reife der unteren Fruchtährchen aus. Gleichzeitig entsteht dicht unter den letzteren eine schon in der Zellenanlage vorbereitete Bruchstelle. Diese trennt haarscharf den schwachen, dünnen Stengel von der bedeutend stärkeren und schwereren Ährenachse. Jeder stärkere Windstoß ist so imstande, den ganzen Fruchtstand abzuknicken und fortzutragen. Die Bruchlinie ähnelt täuschend dem Schnitt eines scharfen Messers. Bei der Weiterverbreitung zeigt es sich nun, daß auch die unfruchtbare Grannenspitze sich nützlich macht: sie betätigt sich beim Fliegen für die unten hangenden Früchtekabinen als Fallschirm. Das seltsame Flugzeug landet meistens im Gestrüpp von allerlei Pflanzenstengeln. Zwischen deren Zweigen schiebt es sich, durch die elastisch-sperrigen Grannen immer hübsch senkrecht gehalten, langsam dem Boden zu, unterwegs seine Samen noch völlig ausreifend und sie dann allmählich hierhin und dorthin wie ein kundiger Sämann verstreuend. H. R.

Der Wärmeverbrauch der „Eisheiligen". Es war schon öfters aufgefallen, daß die Temperaturrückschläge, die in Norddeutschland durchschnittlich an den Namenstagen der Heiligen Mamertus, Pankratius und Servatius, d. h. zwischen 11. und 13. Mai eintreten, in Frankreich bereits am 8. Mai, im östlichen Österreich dagegen erst am 12. und in Rußland gar erst am 14. Mai beginnen. Dieses Fortschreiten von Westen nach Osten, von Ländern mit Ozeanklima zu solchen mit Kontinentalklima hatte man früher etwas einseitig und unzureichend immer nur mit dem dann gewöhnlich herrschenden hohen Barometerstand im Nordwesten und dem tiefen im Südosten Europas zu begründen versucht, indem auf diese Weise die Kälte bringenden Nord- und Nordwestwinde vordringen. Zwar wurde vereinzelt auch auf den starken Wärmeverbrauch hingewiesen, aber immer nur auf den der freien Atmosphäre in den oberen Luftschichten, die ja im Mai noch nicht gehörig durchwärmt sind. Die Abkühlung der unteren Luftschichten dagegen, die uns in wolkenlosen Nächten die gefürchteten Maifröste bringen, waren durch die dann stattfindende Wärmeausstrahlung des Bodens allein nicht zu erklären. Im Gegenteil, gerade der Boden ist ja durch die im Mai schon sehr dichte Vegetationsdecke vor Ausstrahlung verhältnismäßig gut geschützt. Aber wie steht es denn mit der unmittelbar über den Pflanzen herrschenden Temperatur? Sollten die Pflanzen nicht selbst etwas beitragen zur Herabsetzung der Temperatur ihrer nächsten Umgebung? Das scheint in der Tat der Fall zu sein. Bei jedem Wachstumsprozeß wird Wärme verbraucht. Die Pflanzen entnehmen ihre chemischen Baustoffe zur Herstellung von Stengeln, Blättern und Blüten teilweise der Luft. Den Hauptbaustoff, die Kohlensäure, können sie sich aber nicht zuführen ohne die sehr intensive Mitwirkung und Miteinverleibung der Sonnenwärme. Dieser Verbrauch an Wärme wird daher nach dem Einsetzen des Frühjahrswachstums gegenüber den vergangenen Wochen plötzlich außerordentlich gesteigert. Dazu kommt noch eine große Steigerung der Wasserverdunstung durch die oberen Stengel, Blätter und Blüten. Zu den großen, ihre Oberfläche durch das Graswachstum noch immer mehr vergrößernden Wiesenflächen treten ab Mitte April die weiten Kulturflächen des Getreides, der Gemüse- und Futterpflanzen, anfangs Mai die Hauptentfaltung des Laubes der Waldbäume. Während im März in der Nordwestdeutschen Tiefebene durchschnittlich nur 22 Millimeter der Gesamtfeuchtigkeit verdunsten, entweichen im April 36, im Mai 49 Millimeter in die Luft! Hieran sind nach Professor Ebermayer beteiligt: die Wiese an jedem Tage mit 5 Millimeter, die Getreidefläche täglich mit 2, der Wald täglich mit 1 Millimeter. Ein zu gleichen Teilen mit Wiese, Feld und Wald bedecktes Hektar Land vermag einen darüberstreichenden Luftraum von über zwei Milliarden Kubikmeter im Mai bereits um 1° C abzukühlen; es entweichen allein durch die Verdunstung 15 Kubikmeter Wasser von Ende April bis Mitte Mai mehr in die Luft als auf vegetationslosem Boden. Die Wachstumssteigerung muß demnach eine sehr fühlbare Wärmeverminderung herbeiführen. Da nun der Ausgleich durch zugestrahlte Sonnenwärme nur mangelhaft ist, weil Trübung und Bewölkung im Mai zwei Drittel davon gar nicht bis zum Boden gelangen lassen, so kann der Wärmeüberschuß gerade um diese kritische Zeit nach W. Peplers Berechnung so gering werden, daß er in hellen Nächten durch gesteigerte Ausstrahlung aufgebraucht wird, worauf dann Fröste eintreten. Auf diese sich hauptsächlich gegen unsere verweichlichten Kulturgewächse richtende Weise sorgt die Natur für Herstellung des Gleichgewichts, indem sie die zuviel Wärme verbrauchenden Vegetationsspitzen verstümmelt. Die von Gelehrten, wie Professor Karsten, Holdefleiß und Ney, gestützte Auffassung über das Zustandekommen der Termine der sogenannten Eisheiligen steht mit dem tatsächlichen Fortschreiten der Vegetation vom warmen westlichen Ozeanklima zum kalten östlichen Kontinentalklima während der Mitte des Monats Mai für Europa in guter Übereinstimmung. Hermann Radestock.

Seelenschwankungen im Frühjahr (Hochstimmungen und Depressionen). Der Mensch ist in hohem Grad ein Produkt des Klimas, in dem er lebt, und der Witterung, an die er gebunden ist. Der Frühling bringt eine auffallende seelische Umstellung mit sich. Charakteristisch ist das Schwanken von seelischen Hochstimmungen zu tiefen Depressionen. Diese Schwankungen des seelischen Befindens im Frühling werden mit raschen Veränderungen in Luftdruck, Luftelektrizität oder Radioaktivität der Luft in Zusammenhang gebracht, dadurch aber nicht verständlicher. Die ja auch sonst wirksamen Witterungsfaktoren stoßen vielleicht im Frühjahr auf einen periodisch geschwächten Seelenzustand. Dadurch ist ihnen ein wirksamerer Angriff möglich. Für nervöse Menschen ist es zuweilen eine große Enttäuschung, daß ihnen der Frühling nicht die erhoffte seelische Befreiung bringt. Sie warten den ganzen dunklen Winter hindurch voll Sehnsucht auf das Nahen des Frühlings; wenn er aber da ist, sind sie seinen Anforderungen an die Umstellung des ganzen Organismus oft nicht ganz gewachsen, sind voll von Unlustgefühlen und können sich diese Nichterfüllung hochgespannter Erwartungen nicht erklären. Damit steht die Zunahme der Freitode im Frühling in engem Zusammenhang. Nach den statistischen Festlegungen beginnt ihre Zahl im März zu steigen und erreicht den Höhepunkt im Juni, um dann gleichmäßig wiederabzufallen. Die nüchterne Jahreszeitenkurve der Freitodhäufigkeit ist ein erschütternder Ausdruck von der Abhängigkeit des Menschen vom Rhythmus der Jahreszeiten. Gerade die Erkennung dieser Tatsache und die Verbreitung der Erkenntnis sind von größter praktischer Bedeutung. Zahlreiche Menschen, deren Wille noch beeinflußbar ist, können sich eher zur Selbstbesinnung durchringen, wenn sie wissen, wie sehr der Frühling an ihren Depressionen schuld ist, und wenn sie hoffen können, daß in einigen Wochen mit der vorschreitenden Jahreszeit die Depressionen schwinden werden. Es gibt pathologische Naturen, auf die derartige Gedankengänge keinen Einfluß haben können. Bei zahlreichen Menschen wird aber eine solche Erkenntnis den entscheidenden Schritt zur Heilung bedeuten. Der Wechsel von Depressionen und Hochstimmungen ist bei vielen nervösen Menschen geradezu als ein Zeichen des wiederkehrenden Frühlings zu betrachten.

Dr. W. Schweisheimer.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben:
a — al — anz — ath — au — da — dam — di — e — en — enz — gan — ge — gen — go — hu — ka — li — li — ma — min — ni — ra — ta — u — u — u — weih
sind zu 10 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Bündnis, 2 Göttin, 3 Riese, 4 Kleiderstoff, 5 Vogel, 6 Straßenpflaster, 7 Zutritt, 8 afrikanisches Land, 9 Wildgehörn, 10 Stadt in Baden.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus dem II. Buch Mosis.

Mosaikrätsel.

1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3

a — art — be — del — es — gang — ginn — hoch — ka — li — na — pe — pe — raum — ro — rob — roll — se — sup — ta — ter — trus — tur — uhr — um — wand — zeit

Jede Ziffer ist durch eine der vorstehenden Silben zu ersetzen. Sowohl 1 2 als auch 2 3 müssen jeweils ein Wort ergeben. Die Anfangsbuchstaben von 1 und 3, beide von oben nach unten gelesen, nennen je eine deutsche Stadt.

Karree-Rätsel.

	1	2	3	4	5	6	7	8	
9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35	36	37	38
39	40	41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56	57	58
	59	60	61	62	63	64	65	66	

Es sind 19 Wörter von folgender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees der in der Mitte obenstehenden Zeichnung gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben ein Zitat von Goethe.

Bedeutung der Wörter: 1 Kurort in Tirol: 4 52 28 32 54 — 2 Planet: 4 65 15 43 — 3 englischer Physiker: 26 65 61 41 — 4 Stadt in Südfrankreich: 56 35 60 40 65 — 5 General Friedrichs des Großen: 60 53 38 16 27 56 — 6 Ostseeinsel: 18 46 33 10 54 — 7 Perserkönig: 1 65 11 35 49 7 — 8 Nachtvogel: 49 25 23 — 9 norwegischer Schriftsteller: 25 22 31 19 49 36 — 10 Stadt in England: 9 23 37 45 — 11 Einsiedler: 20 30 58 31 21 39 — 12 homerische Zauberin: 8 21 15 24 55 — 13 Stadt in der Schweiz: 44 62 56 12 — 14 Meergott: 13 66 21 3 — 15 Krankheit: 66 21 47 14 59 — 16 Philosoph: 48 22 63 64 — 17 Gedichtart: 42 57 17 66 21 29 — 18 Nebenfluß der Donau: 2 6 50 19 — 19 Paradies: 5 51 34 6.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Preisaufgabe Nr. 4 in Nr. 4282: Lösung.

Abkürzungen: a, b, c, d die 4 Farben; A, K, O, W, 10, 9, 8, 7 die 8 Karten.

Kartenverteilung: Vorhand: a W, a A, a 10, a K, a O, a 8, a 7, b A, b 8, c 10; Skat: b K, b 9; Mittelhand die übrigen.

Rothandspiel:		Grünhandspiel:	
1. b A. b 7, b O	(— 14)	1. c 10, c O, c A	(+ 24)
2. b 8, c O, b 10	(— 27)	2. c W, b 8, b W	(— 4)
3. d 10, d A, c 10	(— 58)	3. d 10, d A, b A	(— 36)
4. a A, a 9, c A	(+ 22)	4. a K, a 9, b 10	(+ 38)
5. c 9, a W, b W	(— 62)	5. c K, a A, b 7	(— 51)
6. bis 10. dem Spieler	(+ 58)	Nun bekommen die Gegner höchstens noch 8 Augen = 59 Augen. Entweder 6. d K, d W, a W oder 10. b O, a W, d O.	

Zu dieser Skatpreisaufgabe ist uns eine überraschend große Zahl von Lösungen zugegangen. Viele der Löser haben aber übersehen, daß die Aufgabe zwei Spiele in sich schloß. — Als Preisträger gingen aus der Urne hervor: Karl-Ernst Schrader, Griesel bei Beutnitz; Willibald Neugebauer, Breslau; Lothar Knispel, Sommerfeld (Bez. Frankfurt a. O.). Die Empfänger der Trostpreise werden brieflich benachrichtigt.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4287.

9 magische Quadrate mit 4 Kreuzworträtselecken: Die 9 magischen Quadrate: A Los, B Ode, C Sem, D Arm, E Raa, F Mai, G Tau, H Ast, I Ute, K Ton, L Ora, M Nab, N Bau, O All, P Ulm, Q Dur, R Uhu, S Rum, Sch Bär, St Ara, T Rat, U Tee, V Eli, W Eis, X Zar, Y Ale, Z Reh. Die 4 Kreuzworträtselecken: wagerecht: 2 Re, 3 lau, 5 le, 7 Mia, 8 Opa, 11 Ob, 12 Met, 14 Ur; senkrecht: 1 Leu, 2 Ra, 4 Alm, 6 Ei, 9 Po, 10 Abt, 12 Mur, 13 er.

Ergänzungsrätsel: Oranien, Portici, Parodie, Elixier, Nemesis, Habicht, Ellipse, Irawadi, Majoran. — Oppenheim, Nierstein.

Rösselsprung: Geh! gehorche meinen Winken, / Nutze deine jungen Tage, / Lerne zeitig klüger sein: / Auf des Glückes großer Wage / Steht die Zunge selten ein; / Du mußt steigen oder sinken, / Du mußt herrschen und gewinnen, / Oder dienen und verlieren, / Leiden oder triumphieren, / Amboß oder Hammer sein. W. Goethe.

Silbenrätsel: 1 Dingi, 2 Ariovist, 3 Saphir, 4 Garderobe, 5 Eparch, 6 Hydrat, 7 Tapete, 8 Neptun, 9 Irmgard, 10 Chianti, 11 Tradition, 12 Zeisig, 13 Undine, 14 Martin. — Das geht nicht zu mit rechten Dingen!

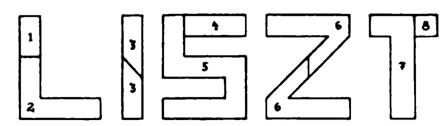
Umstellrätsel: Erlkönig, Italiener, Nemesis, Meridian, Auerbach, Nachtigall, Nauheim, Emanuel, Ispahan, Nazareth, Wieland, Oedipus, Rigoletto, Theologe. — Ein Mann ein Wort.

Bestrafte Neugier: Auflauf.

Schüttelrätsel: Palme — Lampe.

Kapselrätsel: Rüge — Prügel.

Zerlegaufgabe:



Für den Büchertisch.

Kulturgeschichte. — Für die Popularisierung der zweifellos in Mißkredit geratenen Antike bedeutet Theodor Birt ungefähr das, was Wilhelm Bode für Goethe war. Wie dieser dem großen Weimaraner, der selbst nie volkstümlich zu werden glaubte, den Weg zur Allgemeinheit bahnte, so versteht es Birt, durch seine Griechen- und Römerbücher, in denen sich gründliches Kennertum so harmonisch mit künstlerischer Gestaltungskraft paart, dem Laien das alte Hellas wieder schmackhaft zu machen. Eine Musterleistung dieser Art ist sein Buch „Von Homer bis Sokrates“ (Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig), das nunmehr in dritter, verbesserter Auflage vorliegt — ein Beweis dafür, daß es sich Geltung verschafft hat. — Durch alle Zeitalter, von der Antike bis zur Gegenwart, führt das Werk von Franz Maria Feldhaus „Ruhmesblätter der Technik“ (Friedrich Brandstetter, Leipzig). Die markanten Erfindungen, Verbesserungen und Vervollkommnungen auf dem Gebiete der Technik ziehen hier, reich illustriert, an dem Auge des Lesers vorüber. Von Dädalus bis zu Zeppelin, von den Pyramiden bis zu den modernen Hochbauten, von Dürers Entwürfen eines Kraftwagens bis zum neuesten Rennwagentyp, von Gutenbergs Handpresse bis zu der Rotationsschnellpresse sind in diesen beiden Bänden alle großen Entwicklungsstufen veranschaulicht und dabei in einer leichten, faßlichen Diktion, die nicht die geringste technische Vorbildung als Voraussetzung vom Leser verlangt. Ein höchst interessantes Kulturkaleidoskop. — Auf ein begrenztes Gebiet der Technik führt uns das reich illustrierte Büchlein von Deinhard Erich Pauls „Von der Postkutsche zum Flugzeug“ (Otto Quitzow Verlag, Lübeck). Der Verfasser, der sich schon in seinen früheren Darstellungen verklungenen deutschen Lebens als ein auf den Pulsschlag der Vergangenheit fein hinhorchender und zugleich als ein fesselnder Gestalter des Vernommenen erwies, betritt in dieser Publikation, mit der er die Folge „Deutsches Leben“ abschließt, das Reich des Verkehrs, das er in drei Kapiteln — „Mit der Postkutsche“, „Auf der Eisenbahn“, „Im Flugzeug“ — in der gleichen liebenswürdig und unterhaltend plaudernden

Im Bukarester Schnelligkeitsrennen erhielt das Kayserrad Modell 5 den ersten Preis.

In Frankfurt (Oder) ist die frühere Hübnersche Konditorecke Breite- und Richtstraße, das jetzige Café „Be-Zet“ des weit über die Grenzen dieser Stadt bestens bekannten Traiteurs Richard Uhlig, als gern besuchte Gaststätte, die mit vorzüglichem Kaffee und ebensolchen Konditoreiwaren aufwartet, unter Hinweis auf die Anzeige (Seite 694) dieser Nr. bestens zu empfehlen.



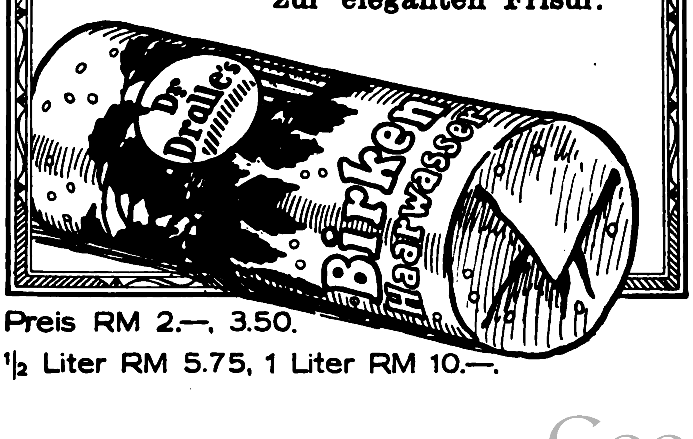












Weise bewältigt wie seine bisherigen Themata. — Die „Kultur- und Sittengeschichte Berlins“ von Hans Ostwald (Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald) ist bei ihrem Erscheinen in dieser Zeitschrift bereits rühmend gewürdigt worden. Die zweite Auflage, die das Buch in illustrativer Hinsicht verschönert, lenkt erneut die Aufmerksamkeit auf dieses hin. Man freut sich beim Durchblättern wieder über die außerordentliche Fülle charakteristischen Bildmaterials aus verschiedenen Zeiten, doch nicht minder über die gefällige Art, das Anschauliche durch die Schilderung zu beleben. So fließen Text und Bilder zu einer Einheit zusammen, aus der das intime Berlin von einst und jetzt höchst reizvoll aufersteht.

Gesamtausgaben. — Von Dichter-Gesamtausgaben liegt eine neue der sämtlichen Werke Jens Peter Jacobsens aus dem Verlag Hesse & Becker, Leipzig, vor. Bei diesem feinsinnigen lyrischen Epiker kommt es in erster Linie auf die Güte der Übersetzungen an. Namen wie Mathilde Mann, Adolf Strodtmann u. a. stehen als Bürgen auf dem Titel. Einzelne Leseproben bestätigen sie. Vor allem der Meisterroman „Niels Lyhne“, den Mathilde Mann übertrug, erscheint in einer ansprechenden deutschen Form. Auch Ella Brands Verdeutschungen der Gedichte sind lobenswert. — Theodor Fontanes gesamtes dichterisches Werk, das seit Jahren vergriffen war, ist wieder erhältlich (S. Fischer Verlag, Berlin). Lückenlos werden in den neun Bänden alle erzählenden Schriften des Dichters gebracht; auch die autobiographischen, die bei einer Gestalt wie Fontane von besonderer Wichtigkeit sind, fehlen nicht. Die Gedichte, mit denen der erste Band beginnt, sind durch Hinzufügung der im Nachlaß gefundenen bereichert worden. — Der während des Krieges gefallene Walter Flex hat viele Verehrer gefunden. Einzelne seiner Werke, wie „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ und „Vom großen Abendmahl“ haben hohe Auflageziffern erreicht. Ob es aber gerechtfertigt war, seine gesamten Werke erscheinen zu lassen, wie das die C. H. Beck’sche Verlagsbuchhandlung in München getan hat, mag dahingestellt bleiben.

Sport. — Gymnastik und Sport durchdringen heute das ganze menschliche Leben. Schon der Säugling muß sich ihnen, wenigstens der Gymnastik, unterwerfen. Wie „Säuglings-Gymnastik“ zu treiben ist, lehrt ein kleines Heft von Detleff Neumann-

---

Paris. Hört man vom Absteigequartier der „auswärtigen Delegationen“, so glaubt man, es handele sich um Orte, wo man die Fäden der Weltpolitik spinnt. Das regelmäßige Absteigequartier der deutschen Delegationen, das Hotel du Pont Royal, beweist, daß man das weltmännische Leben, den ruhigen Wohnort und das angenehme Heim in einer fremden Stadt vereint finden kann. Die Vornehmheit des Hotels, die Ruhe seiner Lage, die Bequemlichkeiten in den Zimmern, die vorzügliche Küche und der bekannt gute Keller sind Eigenschaften, die durch den liebenswürdigen Empfang der deutschen Reisenden noch unterstützt werden. Der leitende Direktor Soalhat, der in Vichy das Astoria Palace Hotel am Park, ähnlich dem Hotel Pont Royal in Paris, 37 Rue du Bac, mit der größten Umsicht leitet, dürfte so manchem deutschen Reisenden in angenehmer Erinnerung sein.

Vichy, die Königin der Heilbäder, hat die Frühjahrstoilette angelegt. Die Blütenpracht des herrlichen, großen Parkes, die prächtige Promenade, das bereits wogende Leben in den Thermen-Etablissements, abends im Kasino, erfreuen die immer zahlreicher ankommenden Gäste. Die Einsicht vieler Kurgäste veranlaßt diese, nicht nur in der Hauptkurzeit, sondern auch im Mai und Juni Vichy zu besuchen, weil in der Vorsaison gleichfalls alles vorhanden ist, was ein regelmäßiger Kurgebrauch und angenehmer Aufenthalt bieten können

Auch in Dieppe ist die Saison eröffnet, und es strömen seitdem jeden Sonnabend Scharen von Parisern und Londonern dorthin, den „week end“ zu verbringen. Es ist ja auch kein Wunder; liegt doch dieser anmutige Strand mit seinem herrlichen Kasino von Paris und London nur $2^1/_2$ bzw. $3^1/_2$ Stunden entfernt. Der Generaldirektor des Kasinos und der Direktor des Syndicat d’Initiative empfangen in liebenswürdigster Weise die zahlreichen deutschen Gäste, da beide Herren, der deutschen Sprache mächtig, Reichsdeutsche als willkommene Gäste betrachten.

Neurode (Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig). In diesem Verlag erschien von demselben Verfasser ein Büchlein „Kindersport“. Es handelt sich um Körperübungen für das Alter von 1—6 Jahren. Sie sind mit großer Vorsicht dem kindlichen Körper angepaßt, und die anschaulichen Erklärungen ermöglichen jedem Laien, ohne Besorgnis vor Gefahr, als Lehrer seiner Kinder aufzutreten. Das „Jugend-Turn- und Sportbuch“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin) beschäftigt sich mit der allgemeinen Betätigung auf diesen Gebieten und ist besonders zu empfehlen, da ein Fachkenner ersten Ranges — der Direktor der Preußischen Hochschule für Leibesübungen, Dr. E. Neuendorff — es verfaßt hat. Ein Meister der im Tanz angewandten Gymnastik, Rudolf v. Laban, zeigt uns in einem mit vielen Abbildungen geschmückten Buch „Des Kindes Gymnastik und Tanz“ (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg), zu welchen künstlerischen Ausdrucksformen rhythmische Gymnastik schon im Kindesalter zu führen vermag. Das Thema wird dann weiter in Anwendung auf Erwachsene geistvoll fortgesponnen in dem ebenfalls bei Stalling erschienenen Buch Rudolf v. Labans „Gymnastik und Tanz“. Die schönen bildlichen Beigaben wie die gediegene Ausstattung verleihen den Stallingschen Sportbüchern auch äußerlich ein ästhetisches Gepräge. Man betrachte nur die Werke „Der fliegende Mensch“ von A. Gluder, in dem das auf dem Sprung als Urelement beruhende Gymnastiksystem eingehend erörtert wird, oder Niels Bukhs „Gymnastik im Bilde“, das nur aus Abbildungen besteht und die Schönheit des Turnens in Massengruppen und in Einzelstellungen zeigen will. „Der große Sprung“ ist ja schließlich auch das Wesentliche des Skisports. Von ihm, aber auch noch von anderen Sprüngen handelt das aus eigenen Erlebnissen geschöpfte, froh und flott geschriebene und zugleich mit Photographien und eigenen Zeichnungen ausgeschmückte gleichnamige Buch des bekannten Wintersportlers und Faltbootfachmanns Carl J. Luther (Bergverlag Rudolf Rother, München). Ein gutes, empfehlenswertes Lehrbuch für die, die den großen Sprung erlernen wollen, ist „Die Ski-Schule“ von Joseph Dahinden (verlegt bei Dieck & Co. in Stuttgart), die jetzt in vierter Auflage erschien. Freunde des Rodelsports finden im „Bobsleigh“ von August Hartkopf (Grethlein & Co., Leipzig und Zürich) viele gute praktische Winke.

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN- NACHWEIS FÜR BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

DADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gut bürgerlich, fließend kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL - RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäßige Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber dem neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglicher moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALADIA. Beste Lage, günst. Pensionspreise, vorzügliche Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstklassige Verpflegung. Mäßige Pensionspreise.

BAD LIEBENSTEIN (THÜRINGEN). SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klinisch geleit. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

BAD LIEBENZELL (SCHWARZWALD). UNTERES BAD-HOTEL. Günst. Pension. Thermalbäder, schönste Lage.

BAD NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allerersten Ranges, gegenüber Bädern und Kurpark. Fließendes Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Moderner Neu- u. Erweiterungsbau. Fließendes Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vornehm. Familienhotel, erstklassiges Restaurant. Fließendes Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließend. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung, Jahresbetrieb.

BAB OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. Ersten Ranges. Beste Lage. Fließend kaltes und warmes Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vornehm. Haus. Südlage. Fließendes k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Moderne Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pension, schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstklassig, modernst. Komfort, beste Lage.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetr.

BAD STEBEN. STAATLICHES KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komfort.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf. erstklassig. Rest. Pension ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpension. Fließend. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließendes Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltberühmt. Kur- u. Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. Ersten Ranges, a. Kurplatz, Zentralheizung, Garagen, Jahresbetr.

HOTEL „CONKORDIA". Vornehm. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFER. Vornehm, bürgerlich, beste Lage. Vorzügl. Küche u. Keller.

HOTEL-PENSION „KÜHLER BRUNNEN". Gutbürgerlich, ruhige Lage, beste Verpflegung.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenommiert, feinbürgerlich, Zentralheizung, Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

HOTEL STADT WEIMAR, 100 Zimmer, neuzeitl. Komf., ruhigste Lage, beste Küche.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

FRIEDRICHSHAFEN (BODENSEE). „BUCHHORNER HOF". Prachtvolle Aussicht, mod. Zimmer. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vornehme Häuser, alle neuzeitlichen Annehmlichkeiten.

KUNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollständig renov. 100 Betten. Zentralheiz.

LINDAD (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges. Fließendes warmes u. kaltes Wasser.

RUBELAND (HARZ). BAUMANNS'HÖHLE. Selt. schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

WERNIGERODE (HARZ). „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

DEUTSCHE SEEBÄDER

DORKUM. BAHNHOFSHOTEL. Gut und preisw. Jahresbetr. Zentralh.

HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienh. a. Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führendes Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. 2 Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

DRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald und See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Moderner Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMUNDE HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Familien- u. Reisehotel. Mod. Komfort. Jahresbetr.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Moderner Komfort. Jahresbetrieb.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSDAD. Erstes Moorbad der Welt. Frauen- und Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jedem modernen Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. Erst. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

IMPERIAL-HOTEL. 320 Zimmer mit Bad. Luxusappartem. Saison Mai bis Sept.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Ranges. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Bestbekannt. Kaffee-Restaur.

HOTEL „SCHLOSS MIRAMONTE". Sonnige Waldlage, günstige Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließendes Wasser, Warmwasserheizung. Erstkl. Restaur.

SCHWEIZ

AIROLO (AM GOTTHARD). HOTEL LOMBARDI UND GOTTHARD-HOSPIZ Prima Bedienung. Pension ab Fr. 10.–

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LAUSANNE-OUCHI. HOTEL MEURICE. I. Ranges am See. Jeder Komfort. Pension ab Fr. 14.–.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehmen Familien. Moderner Komfort.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bäd. u. Kuranlag.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. M. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prosp.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT. DES ESSARTS. Komfortabl. Erziehungsinstitut u. Pensionat für junge Mädchen.

ITALIEN

ADBAZIA. HOTEL REGINA EX STEPHANIE. HOTEL QUARNERO I. u. II. KURSAAL-GRAND-CAFÉ QUARNERO. Erste Etablissements mit allem Komfort. Eigene See-Strandbäder.

HOTEL PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Ranges, neu renov., prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG (MONGUELFO) Dolomiten. HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten, prächtige Lage.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrierte Zeitung



Verlag – J. J. Weber – Leipzig

NR. 4289. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 26. MAI 1927

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe. ★ Fortsetzung auf nächster Seite.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Atlantic. Gegenüber dem Kurhaus und Theater.

Hotel Augustabad. Gutbürgerliches Haus.

Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Drei Könige. Familienhotel mit jedem modernen Komf.

Kurhotel Früh. Das erstklassige u. moderne Höhenhotel.

Hotel Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Holland Hotel. Das erstklassige Familienhotel. Jahresbetrieb.

Pension Luisenhöhe. Großes Haus in schönster Lage.

Hotel Messmer. Haus ersten Ranges gegenüber dem Kurhaus.

Hotel Müller. Nächst Kurhaus. Fließ. Wasser in den Zimmern.

Hotel Regina. Vornehmes Familienhotel mit fließ. Wasser.

Hotel-Restaurant Schweizerhof. Gutbürgerliches Haus.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

St. Blasien

800 m ü. d. M. Klimatischer Jahreskurort. Auskünfte erteilt Städtische Kurverwaltung.

Hotel Hirschen. Gutbürgerliches Haus. Anerkannt gute Küche.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk 9.— an.

Bad Ems

heilt Katarrhe, Asthma, Krippefolge, Herz- u. Gefäßerkrankungen. Unterhaltung und Sport aller Art.

Kurhotel Villa Balzer. Neuzeitlich eingerichtet, erstkl. Verpfl.

Hotel Staatl. Kurhaus. Erstes Haus a. Kurgarten, Autogaragen.

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Parkhotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Promenaden-Hotel. In allerbest. Lage, dir. bei d. Kurgarten geleg.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Hotel Kurhaus Rheingold. Feinbürgerl. Kur- u. Passantenhotel.

Kiefers Hotel, Schützenhof und Rhenania. Am Kurpark, Prospekt gratis.

Hotel Vier Jahreszeiten und Europäischer Hof. Familienh. I. R., heiß- u. kaltfl. Wass. in all. Z.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollständ. modernisiert.

Freudenstadt

im Schwarzwald.

Hotel Adler. Vorzügliche Verpflegung. Zimmer m. fließ. Wasser.

Konditorei u. Café Sackmann. Eigene Konditorei. Im Zentrum des Kurlebens.

Wald- u. Kurhotel Stokinger. Feinbürgerliches Haus. Prächtig am Hochwald gelegen.

Schwarzwald-Hotel Waldlust. Das schönstgelegene Hotel im Schwarzwald. Vorzügl. Verpfleg.

Herrenalb

Posthotel. Haus I. Ranges. Großer schattiger Garten.

Kurhotel Sonne. Bekannt für Küche und Keller.

Bad Homburg v. d. H.

Villa Meteor. Familien- und Kurpension. Gute Verpflegung.

Bad Kissingen

Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur und Verkalkung. Kurzeit März-Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.

Kurhaus Villa Altenberg. Gegenüber d. Bädern, erstkl. Verpfl.

Hotel u. Villa Bristol. Vorn. erst. Pens. (i. Rosenviertel) v. 10 M. an.

Hotel Büdel. Gegenüber dem neuerbauten staatl. Kurhausbad.

Villa Elsa. Gut empfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Staatl. Kurhaus-Hotel. Einziges Hotel mit Mineralbädern.

Haus Marquardsen. 3 Minuten von Bädern und Kurgärten.

Hotel Metropol u. Bismarckhaus. Tel. 42. Häuser I. R. m. Gar.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

Palast-Hotel Sanner. Das moderne Haus mit allem Komfort.

Hotel Vier Jahreszeiten u. Kurhaus Parkhotel. Flie. W. 100 B.

Das Weiße Haus, Kurhausstr. 11a. Nahe den Bädern.

Hotel Wittelsbacher Hof. I. R., j. m. Komf. b. mäß. Pr. fl. W. in Z.

Bad Lausick hilft Dir

gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven-, Herz-, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim

Eleonoren-Hospiz. Vornehmes Familienh. Das ganze Jahr geöff.

Bad Pyrmont

Haus Damköhler. Nahe der Trinkquellen u. Kurpark gelegen.

Großes Badehotel Fürstenhof. Garagen, Rest. dir. an Bädern.

Haus Habig. Gutbürgerl. Haus, kurgemäße Verpflegung.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Salzuflen

Hotel Fürstenhof A.-G. Haus allerersten Ranges. Direkt am Kurpark.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma.

Schönwald

Hotel Villa Sommerberg. Altbekanntes Familienhotel.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Triberg

Hotel und Pension Sonne. Das Haus der guten Küche.

Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust. Schönste, ruhigste und staubfreieste Lage.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.–.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Hotel- und Badehaus Zwei Böcke. Eigene Thermalquellen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Hotel Pension Bahnhof. Gegenüber Bahnhof und Hauptpost.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Pension Schönfeldspitze. Idealer Erholungsaufenthalt.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen

Hotel Drei Mohren. Gutbürgerliches Haus in zentraler Lage.

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Mittenwald

Pension Hoffmann. Bestbekanntes Haus. Sehr schöne Zimmer.

Hotel und Pension Karwendel. Vornehm., erstkl. empfohl. Haus, fließ. Wasser, Pens. ab Mk. 7.—.

Murnau

Café und Konditorei Andreas Herrschmann. Erstklass. Konditoreiwaren. Gemütl. Aufenthalt.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Hotel Dessauer Hof. Behaglich eingerichtet. Gasträume.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Sanatorium Dr. Rosell. In schönster Waldgebirgslage.

Blankenburg am Harz

Hotel Pension Kaiser Wilhelm. Größtes Haus am Platze.

Hotel Weißer Adler. Vornehmstes Haus am Platze.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8—10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal - Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Elbingerode

Luftkurort im Brockengebiet. Stat. d. Halberstadt-Blankenburg. Eisenbahn, ständ. Autover. z. Reichsbahnhof Wernigerode. Ausk. d. d. Magistr.

Elend bei Schierke

Witte's Hotel Waldmühle. Gute Unterkunft und Verpflegung.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Ottobad „Das Seebad i. Harz". Einziges Mineralfreischwimmbad in Deutschland. Eigen. Restaurant.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Hotel und Kurhaus. Hotel I. Ranges. Neuester Komfort.

Villa Marie. Altbekannt ruhiges, vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Hotel Braunschweiger Hof. Das führende bürgerliche Haus.

Kurhotel Juliushall. Nächst den Bädern, inmitten großen Parkes.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Löhrs-Hotel (am Park). Zimmer v. M. 2.50, Pens. v. M. 7 an. 20 Gar.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Hotel Viktoria. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Bad Lauterberg

Hotel und Pensionshaus Wiesenbekerteich. Ruhige ideale Lage. Großer Gebirgssee.

Bad Sachsa

Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort, Wintersport- u. Winterkurort.

Kurcafé u. Konditorei. Einziges Café am Platze mit groß. Garten.

Hotel Ratskeller. Alte deutsche Zimmer. Gute u. reichl. Verpfl.

Hotel Schröder. Gutbürgerliches Haus. Das ganze Jahr geöffnet.

Berghotel Ravensberg. Pensionshaus mitten im Walde.

Schierke

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hotel Fürst zu Stolberg. Zimmer mit voller bester Verpflegung Mk. 9.—. Eigentümer Georg Schwarz.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Suderode

Grauns Hotel und Pension. Altbekannt gutbürgerliches Haus.

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode

Kurhotel Lindenberg. Beste staubfreie Lage am Walde.

Hotel Weißer Hirsch am Markt. Erstes u. ältestes Haus am Platze.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberbärenburg

Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer.

THÜRINGEN

Eisenach

Der schönste Thüringer Fremdenort am Fuße der weltberühmt. Wartburg. Kurpark. Volle Pens. ab Mk. 6.-

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.

Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Städt. Hotel Kurhaus.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Inselsberg

Hotel Gotha. Großer Inselsberg. 916 m ü. M. 120 Betten. 12 Garag.

Bad Liebenstein

Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.

Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.

800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Haus in der Sonne. Pension I. R. Zimmer mit fließ. Wasser.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen

bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.

Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.

Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Kurverwaltung. 800—1250 m ü. M. Höchstgel. Wintersportpl. Preußens

Pension Brunhilde. Bestempf. Haus. Direkt im Walde.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Pension Hubertus. Bestempf. Haus. Direkt am Walde.

Pension Villa Most. Schöne staubfreie Lage, großer Garten.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Schweizerhaus. Bestempfohlenes Haus. Zentralheizung.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Pension und Konditorei Concordia. Zentral gelegen.

Dreihaupt's Hotel an der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanstalt für innerliche Krankheiten.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Josephinenhütte. Treffpunkt der vornehmen Welt.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Lucasmühle, altschles. Gaststätte, sehenswerte Bauart.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel zum Zackenfall. Gutbürgerliches Haus. Altdeutsche Bierstube. Zackenfall-Lichtspiele.

Seidorf (Riesengebirge)

Hotel und Pension Hainbergshöh. Im eigenen Wald gelegen.

NORDSEEBÄDER

Norderney

Borkum

Bahnhofshotel. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise.

Köhler's Strandhotel. Pens. ab M. 8.—, Fernsprecher 318, 349.

Wangerooge

Ruhiges Familienbad. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Strandhotel Gerken. Direkt am Strande, das ganze Jahr geöffnet.

Strandhotel Germania. I. R. Tel. 30. Besitzer I. U. Jürgens.

Strandhotel Kaiserhof. I. R. Tel. 2. Besitzer Th. Jürgens.

Strandhotel Monopol. Haus ersten Ranges, am Strande.

Zandvoort (Holland)

Pension De Uitkyk. Fließendes Wasser, direkt am See.

OSTSEEBÄDER

Ahlbeck

Hotel u. Rest. Ahlbecker Hof. Am Strande. Bequ. Bad. v. Haus aus.

Arendsee

Kurhaus mit Sieglinde. Erstklass., dir. v. d. Landungsbrücke.

Bansin

Das deutsche Familienbad.

Haus Aegier. Christl. Pension. Strandpromenade. Ecke Seestraße.

Haus Kehrwieder. Haus I. Rang. 1 Min. v. Str. Das ganze Jahr geöff.

Hotel Laetitia. Pension I. R. Auto im Hause. Tel. Heringsdorf 473.

Hotel Reichskanzler und Villa Reichshof. Altbekanntes Familienhotel. Fernruf 384.

Pension Runge. Direkt an der Strandprom. Das ganze Jahr geöff.

Binz auf Rügen

Badeprospekte d. d. Kurverwaltung.

Boltenhagen

Prachtvoll idyllisch gelegen. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Kurhaus Großherzog v. Mecklenburg. Prachtvoll im Zentrum.

Pension Ramm. Vornehme Familienpension, beste Verpflegung.

Roloffs Kurhotel. Direkt am Meer. Vorzügliche Verpflegung.

Pension W. Westphal. Gute Familienpension, vorzügl. Küche.

Brunshaupten und Arendsee

Meckl. größte und schönste Zwillingsbäder. Herrliche Waldungen. Alle neuzeitlich. Badeeinrichtungen. 1926: 27000 Kurgäste. Prospekte durch die Badeverwaltung von Brunshaupten und die Badeverwaltung von Arendsee.

Auskünfte des Verkehrsvereins Brunshaupten. Fernr. 46. Empfehlenswerte Häuser

in Brunshaupten

Pension Juwel. Direkt am Strande, Wald u. Landungsbrücke gel.

Hotel Chr. Kreins. Tel. 26. Autogaragen. (Bitte auf Firma achten.)

Hotel Krone und Pension Alt-Heidelberg. Fernruf 46.

Hotel Lindengarten. Staubfreie Lage. Mäß. Preise, dir. am Wald.

Hotel und Pension Rheinland. Altbek. Haus dir. am Walde u. See.

Hotel Rusch mit Nebenhäuser Westphalia u. Weidmannsruh'.

Schloßhotel. Beste Lage am Strande. Aller Komfort.

Hotel Westphal. Prachtvolle Lage am Park. Das ganze Jahr geöff.

Graal

Hotel und Fremdenheim Haus Grahl. Bestempfohlene Häuser.

Heringsdorf

Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.

Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

Lübeck

Hotel International. Dem Bahnhof gegenüber, neues Haus.

Sellin auf Rügen

Ostseefreibad und klimatischer Kurort. Prospekte d. d. Kurdirektion.

Hotel Kaiserhof. bestbesuchtes Haus, prachtvoll a. Meer gelegen.

Timmendorfer Strand

Timmendorfer Strand — Niedorf — Scharbeutz — Haffkrug direkte Bahnverbindung. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Travemünde

Vornehmstes Ostseebad, internationaler Flughafen. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Warnemünde

Hotel Pavillon. Volle Pension Mk. 9.50. Badegel. v. Hotel aus.

Hotel Reichshof. Feinbürgerlich. Haus. Gr. schöne Ztmm. m. Balk.

Stralendorfs Hotel. Dir. a. Meer u. Strandprom. Winter geöffnet.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4289. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. **26. Mai 1927.**

Fortsetzung von vorhergehender Seite.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung. Badeeröffnung 18. April.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhaus.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Hotel Post. I. Ranges. Zentral gelegen. Zentralheizung.

Savoy - Hotel, St. Leipzig. Gegenüber dem Kurpark. Pension von 50 Kr. aufwärts.

Spiegl's Hotel Atlantis. Restaurant rituell. Fernsprecher 114.

Karlsbad

Hotel Imperial. Das führende Etablissement am Platze.

Hotel Kroh. Haus I. Ranges. Neben dem Kurhaus und Quellen.

Grand Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bekanntes Café-Restaurant.

Hotel Egerländer. I. Ranges. Bäder und fließendes Wasser.

Hotel Esplanade. Führendes Haus. Alle Zimmer fließendes Wasser.

Palast-Hotel Fürstenhof. Hotel New York. Fließ. Wasser.

Höhencafé und Hotel Rübezahl. Großes Café. Herrl. Höhenl.

Grand-Hotel Klinger. An der Hauptpromenade mit den dazu gehörigen Häusern: **Schloß Miramare und Helvetia.**

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.

Hotel Stern. Erstklassiges Haus. Bekanntes vorzüglich. Restaurant.

Hotel Wagner. Bestbekanntes Haus. Fließendes Wasser.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig, Zentralheizung.

Grand-Hotel „GasteinerHof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

Pörtschach am Wörthersee

Europas wärmstes Alpenseebad und klimatischer Kurort. Auskünfte durch die Kurkommission.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotel-Pension Hof Arosa. Erstes vorzügl. geleg. Ferienhaus.

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Hotel Seehof. Bestbekanntes Familien- und Sporthotel.

Kurhaus Surley. IdealerAufenth.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Hotel - Metropole - Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

Hotel Kurhaus Davos. 250 Betten. 100 Südzimmer.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Stolzenfels. Pension erst. Ranges. Längste Sonnenscheindauer.

Engelberg

Hotel Belvedere - Edelweiss. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Hess. 130 Betten. Bekannt für vorzügliche Küche.

Interlaken

Hotel Beau - Rivage. Letzter Komfort. Ruhige, schöne Lage.

Hotel Schweizer Hof, Bestbekanntes deutsches Familienhotel.

Hotel Weißes Kreuz. Altbekanntes von Deutschen bevorzugtes Familienhotel.

Lausanne

Palace-Beau Site, Familienhotel allerersten Ranges. Im Zentrum.

Lausanne-Ouchy

Beau - Rivage Palace - Hotel. Idealer Aufenthalt.

Savoy-Hotel. Ganz erstklassiges Familienhaus. Groß. Park am See.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Hotel Esplanade. Sitz der Deutschen Delegation der Konferenz.

Hotel Metropol. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Grand Hotel Palace. Erstes u. grösstes Haus mit allem Komfort.

Parkhotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber. Einziges Haus in grossem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Boldt. Bekannt für prima Küche.

Cademario - Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel St. Gotthard-Terminus Bestbekanntes Fam. u. Pass. Hotel.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Minerva. Neu renoviert. Prima Küche.

Sanatorium Monte Bré. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstklassig, das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

HotelPensionZweifel amBahnh.

Lugano-Castagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel Beau-Rivage. I. Ranges am See. Fließendes Wasser in allen Zimmern. Prima Küche.

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Montreux

Hotel de Londres. Beliebter Familienaufenthalt für Deutsche.

Montreux-Glion

Grand-Hotel et Righi Vaudois. Familienhotel I. Ranges.

Parkhotel. Erstklassiges Familienhotel. Vorzügliche Küche.

Hotel Viktoria. Anerkannt vorzügl. Küche.

Montreux-Territet

Hotel Bristol. Herrlich am See gelegen. Moderner Komfort.

St. Moritz

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Savoy - Hotel. Das moderne mittelgroße Familienhotel.

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace - Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Tarasp-Vulpera Engadin.

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m ü. d. M. Weltbekannte Mineralquellen mit Engadiner Höhenluft und Sonne.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort ersten Ranges. Vorzügliche klimatische Lage. Hotels ganzjährig geöffnet.

Hotel Atlantica und Hotel Esplanade. Moderner Komfort.

Hotel Auguszt. Wiener Küche.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Kurhaus Dr. Mahler. Sonnen- und Sportanstalt. Ganzjährig.

Palast - Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingerichtet. Fließendes Wasser.

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Hotel Pension Vittoria. Prachtvolle Lage. Vorzügl. Wiener Küche.

Bordighera

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere - Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrliche Lage. Moderner Komfort. Mäßige Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Astoria. Familienhaus in herrlicher Lage mit Park.

Hotel und Pension Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb. Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Esplanade. Im Mittelpunkt des Meraner Kurlebens.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Pension Helvetia. Gutbürgerl. Haus. Mässige Preise.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Moderne Heilbehelfe. Großer Park.

Grand Hotel u. Meraner Hof. Beste Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Meran-Obermais

Kurhaus Waldpark. Für innere Krankheiten.

Gardone-Riviera

Gardasee

Grand-Hotel. Haus ersten Ranges. Direkt am See.

Malcesine

Hotel Italia. Bäder. Fließendes Wasser.

Grand Hotel Malcesine. Ruhige Lage.

Nervi bei Genua

Hotel Pension Bonera. Erstklassiges Deutsches Haus.

Riva

die Perle des Gardasee. Bade-Saison Mai—Oktober.

Hotel Bellevue. Erstkl. Familienhotel mit jedem mod. Komfort.

Hotel Central. Grosses Kaffee-Restaurant. Garagen.

Hainzls Hotel Seevilla. Altbekannte Familienpension.

Grand-Hotel Riva. Das moderne Haus am Platze.

See- u. Parkhotel. Angenehmster, beliebtester Aufenthalt.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Hotel Eden, einziges deutsches Familien-Hotel. Fließ. Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Bad Oeynhausen

Die Stadt ohne Stufen

Das ganze Jahr geöffnet!

Gegen Herz-, Nerven- und Gelenkleiden, Lähmungen, Rheuma, Ischias, Frauenleiden
Schnellzugsstation:
Berlin Köln, Dresden Amsterdam
Auskunft durch die Badeverwaltung



Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden. Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen. Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.



WILDBAD i. SCHWARZWALD

Staatl. Thermal-Bad. Weltbekannter Kur- und Badeort 430 m ü. d. M. / Linie Pforzheim-Wildbad. Glänzend bewährt bei Gicht, Rheumatismus, Nervenleiden, Unfallbeschädigungen. / Alle neuzeitlichen Kurmittel / Kursaal / Sport / Fischerei / Theater / Bergbahn a. d. 750 m hohen Sommerberg. / Auskunft durch Badeverwaltung od. Kurverein.

Für Männer „OKASA"!

Das hervorragende Sexual-Kräftigungsmittel nach Geheimrat **Dr. med. Lahusen.**

Originalpackung à 100 Tabletten **8,50 M.** zu haben in den Apotheken.

Beachten Sie genau:

Nicht die Behauptungen des Herstellers — sondern die Erfahrungen des Verbrauchers sollten Sie interessieren!

Die tausende freiwill. Anerkennungsschreiben von Aerzten und dankbaren Bestellern können wir hier nicht zum Abdruck bringen. Wir versenden diese aber kostenlos ohne jede Verpflichtung. Sie ersehen hieraus, daß „Okasa" nicht nur ein Spezial-Heilmittel gegen Impotenz ist, sondern auch hervorragend wirkt gegen nervöse Erschöpfungszustände, Unfähigkeit geistiger Konzentration, depressive Stimmungen, übermäßige Ermüdbarkeit, Verstimmungszustände usw. „Okasa" ist in seiner Wirkung hervorragend auf das allgemeine Befinden. Hochinteressante Broschüre legen wir bei. Versand gegen 20 Pf. Porto in verschloss. Doppelbrief ohne jed. Aufdruck durch den Alleinversand:

Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W. 244, Friedrichstr. 160.

Wer durch öfteren Mißerfolg mißtrauisch, verlange Probe-Packung umsonst. Probe-Packung **nur** auf **schriftl.** Bestellung diskret verschlossen gegen 20 Pf.-Marke.

KURHAUS für Nervenkranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden L.1



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr 1
Direkter Versand nach allen Weltteilen

Lebensbund?

Der vornehme Weg des Sichfindens. Str. diskr. Tausende v. Anerkenn. Bundesschr. geg. 30 Pf. Porto. Verlag **G. Bereiter, München 225,** Maximilianstr. 31. Zweigst. i. In- u. Ausl.

Bad Gleichenberg

Steiermark Oesterreich

15. April bis 15. Oktober

Katarrhe, Asthma, Emphysem, Herzleiden

Berühmte Heilquellen, natürl. kohlensaure Bäder, Inhalatorien, Pneumatische Kammern

Volle Pension von 7 S an. — Prospekte durch alle Reisebüros und durch die *Kurkommission Gleichenberg.*

Sanatorium Dr. Gossmann Cassel-Wilhelmshöhe

Kuranstalt I. Ranges für physikal.-diätet. Heilweise u. Psychotherapie. Nerven-, Stoffwechsel-, Frauenleiden.

Das ganze Jahr geöffnet. Leitender Arzt: **Dr. med. W. Gossmann.** Zweiganstalt in Constitucion (Chile).





Taschen- u. Armbanduhren, Chronometer, Sportuhren, Taschen- u. Reisewecker, Autouhren.

Nur in Fachgeschäften käuflich, wo nicht, gibt die General-Vertretung Berlin SW 19, Jerusalemer Str. 5-6, Auskunft.

Bad Flinsberg

im schlesischen Isergebirge. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Heilt Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- und Nervenleiden, Gicht. Brunnenversand. Ganzjähriger Betrieb. Wintersport.

Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Kurhaus / Führendes Hotel / Pension

AXENSTEIN

ob **Brunnen** am **Vierwaldstättersee**

Altbekannter vornehmer Höhenkurort

GRAND HOTEL — PARK HOTEL

Modernster Komfort bei mässigem Preis

Golf — Tennis — Waldpark — Orchester

Illustrierter Prospekt bereitwilligst.



Besuchen Sie Das schöne & romantische **BERN** SCHWEIZ

ILLUSTR. PROSPEKT BEIM OFFIZ. VERKEHRSBUREAU

Krankenfahrstühle



für Zimmer und Straße. Selbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.* Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

Nervosität

Von Dr. P. J. Möbius. Dritte Auflage. 1 RM.
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

PHYSIK. DIÄTET. KURHAUS SONN-MATT

LUZERN · VIERWALDST. SEE

Spezialbeh. v. Gicht, Rheumatism., Neuralgien (spez. Ischias), Gallenleid. 2 Ärzte. Pens. v. 10 Mk. an. Prosp.

TARASP-VULPERA

Unterengadin, 1250 m ü. M. Kurzeit: 10. Mai bis 20. September.

Das bedeutendste Bad der Schweiz.

Weltbekannte Mineralquellen in Verbindung mit Engadiner Höhenluft und Sonne. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- u. Tropenkrankheiten usw. Sommersport: Tennis, Golf usw. Prospekt Nr. 17 gratis durch: Badeverwaltung Kurhaus Tarasp und Verkehrsbureau Vulpera.

ST. MORITZ

Engadin — Schweiz

Strassen für Autos geöffnet.

Führende Häuser mit Garagen:

GRAND HOTEL
KULM HOTELS
SUVRETTA
PALACE
CARLTON

Das hochalpine Sports-Zentrum. Mineralbäder – Trinkkuren.

Golf 18 und 9 Holes. Internationale Tennis-Turniere.

— 2te Winter-Olympiade 1928 —

Allgemeine Notizen.

Eine Buchlotterie veranstaltet die gegenwärtige Internationale Buchkunst-Ausstellung in Leipzig (Eröffnung Ende Mai). Dieser Lotterie haben Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Thomas Mann, Walter v. Molo und Stefan Zweig je einen Beitrag zur Verfügung gestellt. Jedem der Lose wird eins dieser Werke in geschmackvoller Ausfertigung beigefügt. Der Käufer eines Loses erwirbt dadurch zugleich mit dem Kaufpreis eins dieser Bücher. Das Los bietet sicher schon dadurch Anreiz zum Kauf. Trägt es einen Gewinn, so gilt es als Anweisung auf ein beliebiges, aus einer Liste von ungefähr 500 Büchern frei auswählbares Buch in der Preishöhe seines Gewinnes. Welches Los gewinnt, wird nicht durch Ziehung bestimmt, sondern der Käufer kann sofort feststellen, ob sein Los gewonnen hat oder nicht. Zur Verteilung kommen Gewinne im Wert von 1 bis 1000 RM. Dem zeitgenössischen Charakter der Ausstellung entsprechend kommen nur Werke lebender Autoren und Buchkünstler zur Verteilung. Einer der vier ersten Hauptgewinne ist ein geschmacklich hervorragender Bücherschrank mit Büchern im Wert von 1000 RM. Die Ausstellungsleitung hat für diese Buchlotterie für insgesamt 50000 RM. Bücher zur Verlosung angekauft.

Das 15. Deutsche Bachfest, veranstaltet von der Neuen Bachgesellschaft, wird vom 28. bis zum 31. Mai d. J. in München stattfinden. Es sind drei Chorkonzerte, ein Orchesterkonzert, zwei Kammermusikveranstaltungen und sodann als Abschluß die Johannespassion vorgesehen. Die künstlerischen Leiter der Aufführungen sind: von Hausegger, Knappertsbusch, Landshoff, Döbereiner, Rohr, Berberich, Zengerle und Riemann. Das ausführliche Programm kann von der Neuen Bachgesellschaft in Leipzig C 1, Nürnbergerstraße 36 angefordert werden.

Während des „Sommers der Musik" (Internationale Ausstellung der Musik im Leben der Völker) in Frankfurt a. M. werden den zahlreichen ausländischen und inländischen Orchestern und Chören für ihre musikalischen Darbietungen ausreichende Konzerträume zur Verfügung gestellt. Vier Konzertsäle wurden auf dem Gelände der Ausstellung neu errichtet. An erster Stelle steht der Sebastian-Bach-Saal für große musikalische Aufführungen. Er faßt reichlich 2000 Personen. Der Beethoven-Saal, für kleinere und mittlere Konzerte be-

stimmt, kann mit 400 Zuhörern besetzt werden. Diese beiden größeren Säle sind in das Haus der Moden eingebaut worden. Die beiden kleineren Säle sind dagegen in der Frankfurter Festhalle untergebracht. Der größere von ihnen, der Haydn-Saal, ist mit 200 Plätzen ein idealer Vortragsraum für Kammerkonzerte. Ebenfalls für intime Musik gedacht ist der Mozart-Saal, der 150 Personen aufnehmen kann. Die Architekten, denen die Durchführung der Saalanlagen oblag, haben der akustischen Durchbildung der Räume besondere Aufmerksamkeit gewidmet. — Das Mutterland der Musik Italien wird sich in großem Umfang an der Ausstellung beteiligen.

In Franzensbad ist die am 1. Mai eröffnete Hauptkurzeit in vollem Betrieb. Allen modernen Ansprüchen wird dieser weltberühmte Kurort gerecht. Die schmuckhergerichteten gastfreundlichen Hotels, peinliche Reinlichkeit, ozonreiche, staub- und rauchfreie Luft, bequeme Straßen und Wege, die wohltuende Ruhe werden Körper und Geist, Sinn und Gemüt der Besucher mit neuem frischpulsierenden Leben erfüllen. Ärztliche Broschüre sowie Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung.

Der Gewerkschaftsbund der Angestellten (GDA), Sitz Berlin-Zehlendorf, ist ein starker Schutz und Hort für deutsche Angestellte, Techniker und Werkmeister. Er hat über 2000 Geschäftsstellen, Ortsgruppen und Zahlstellen und ist mit seinen zahlreichen leistungsfähigen Einrichtungen die schützende und helfende Standesorganisation. Allein in den Jahren 1924 bis 1926 betrugen die Leistungen an Krankenhilfe, Stellenlosengeld, Hinterbliebenengeld und Rechtsschutz über 54 Millionen Goldmark. Weitere wertvolle Bundeseinrichtungen sind seine Altersunterstützung, die Stellenvermittlung, die Erholungs-, Jugend- und Kinderheime. Mitglieder dieses Bundes sind aufs beste gegen die plötzlichen Wechselfälle des Lebens gesichert.

Die bei unsern Kleinen so beliebten Bananen finden einen Zuspruch, von dem sich so mancher keine Vorstellung machen dürfte. Für die Bananenbeförderung ab Bremerhaven wurden voriges Jahr im Oktober 10 Sonderzüge mit 428 Wagen, im November 14 Sonderzüge mit 500 Wagen und im Dezember 8 Sonderzüge mit 248 Wagen abgefertigt. Zur Erleichterung der Löschung der Bananendampfer und zur sorgsamen Behandlung der Bananen sind im Dezember in Bremerhaven Transportbänder eingebaut worden, die die Baneneinfuhr über Bremerhaven günstig beeinflussen.

Bad Ems. Das durch seine Heilquellen und seine Schönheit weltberühmte Bad wird auch im Sommer 1927 seine Aufwärtsentwicklung fortsetzen. Das beweisen schon die eben verflossenen ersten Wochen der Hauptkurzeit. Verglichen mit den entsprechenden Ziffern der Vorjahre sind die Zahlen der Kurgäste und Passanten nicht unerheblich gestiegen. Der Aufenthalt in diesem ruhigen, vornehmen, überaus gepflegten Kurort ist immer wieder gleich stärkend und unterhaltend. Besondere Erwähnung verdient das Kurorchester, das durch Darbietungen von wirklich über das Gewohnte hinausgehender Güte erfreut. Das in den vergangenen Monaten geschaffene neue große Staatliche Kurmittelhaus steht jetzt kurz vor der Vollendung. — Am 13., 14. und 15. Mai haben in Bad Ems die Frühjahrstagung der Gas-, Elektrizitäts- und Wasserfachmänner von Rheinland und Westfalen, gleichzeitig (14. und 15. Mai) eine Geschwaderfahrt des A. D. A. C., verbunden mit Schönheitswettbewerb, stattgefunden.


LEIBNIZ-
KEKS
TET
DUVE
KEKS
Pangani-
Gebäck
H·BAHLSENS
KEKS-FABRIK A·G·
HANNOVER


KALODERMA
RASIER-SEIFE
IN STANGEN
75 PF.
RASIER-CREME
IN TUBEN
M. 1.40
F· WOLFF & SOHN KARLSRUHE


Der große
Bruder
photographiert
sein Schwesterchen
nur mit
LIGNOSE
ROLLFILM
FILMPACK

Illustrirte Zeitung



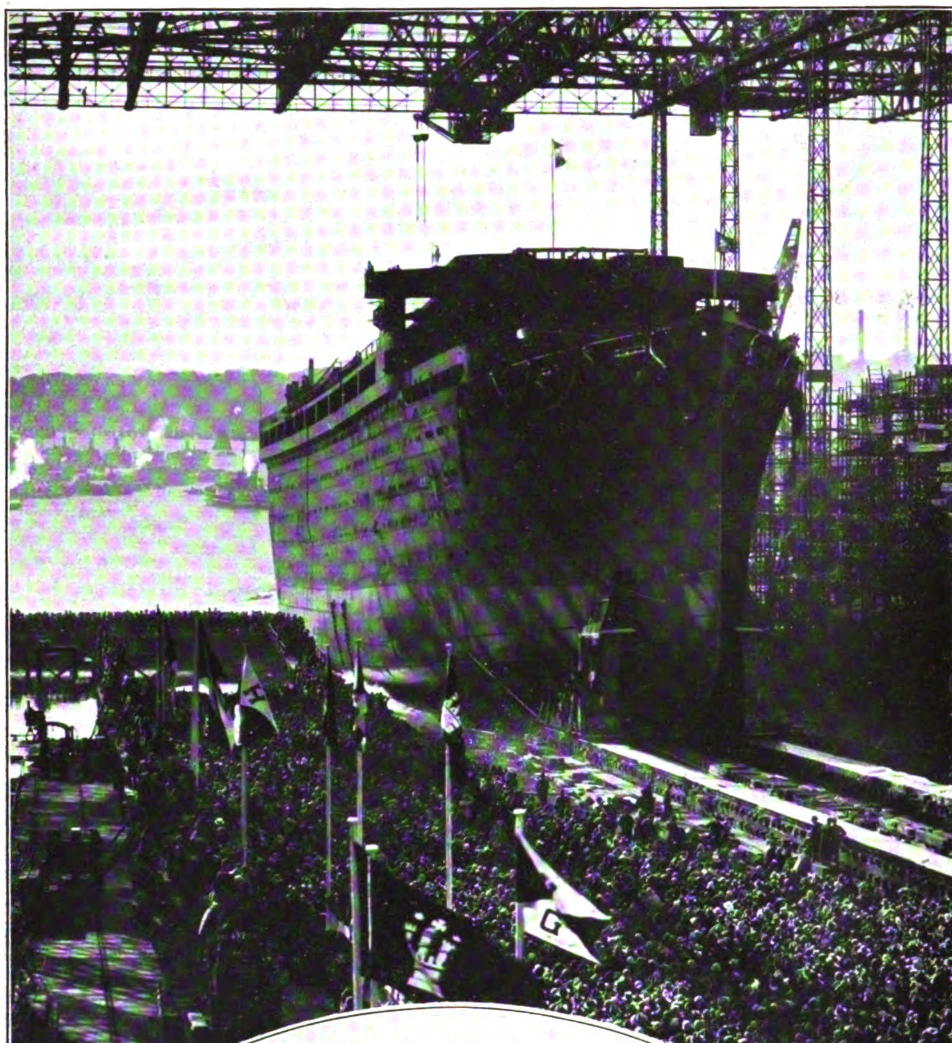
PAPST PIUS XI.

ZU SEINEM 70. GEBURTSTAG AM 31. MAI



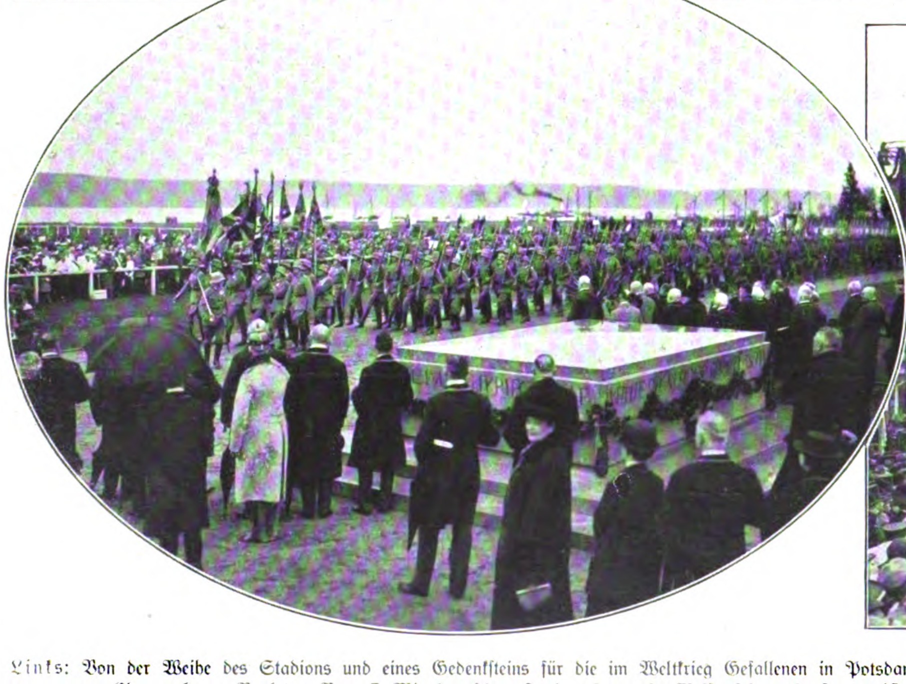


Von dem Straßenbahnunglück in Kassel-Wilhelmshöhe am 18. Mai, bei dem ein Straßenbahnwagen führerlos einen Berg hinabsauste, in der Kurve aus den Gleisen sprang und umfiel: Der zertrümmerte Wagen an der Unglücksstätte; 9 Personen kamen ums Leben. Links oben: Von der 100-Jahrfeier des Erzbistums Freiburg i. Br. am 15. Mai: Erzbischof Dr. Karl Fritz (×) bei der Prozession in den Straßen der Stadt.





Von der Eröffnung der Luftverkehrslinie Köln-Duisburg-Rotterdam am 16. Mai: Start des ersten Flugzeugs in Köln mit Vertretern der Stadt als Fluggästen. — Links nebenstehend: Vom Stapellauf des Zweischrauben-Turbinenschnelldampfers „Cap Arcona" der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Hamburg am 14. Mai: Das neue Schiff beim Hinabgleiten ins Wasser auf der Werft von Blohm & Voß.





Links: Von der Weihe des Stadions und eines Gedenksteins für die im Weltkrieg Gefallenen in Potsdam am 15. Mai: Aufmarsch der Reichswehr-Ehrenkompanie mit den alten Feldzeichen am Gefallenen-Ehrenmal. — Rechts: Vom 7. Mitteldeutschen Handwerkertag in Weißenfels a. d. S. am 15. Mai: Die Innungen mit ihren historischen Fahnen und Bannern auf dem Marktplatz.

KONTINENTALE EINIGUNGSBESTREBUNGEN

VON DR. O. LUTZ

Trotz des Gewaltfriedens von Versailles geht in unserer Zeit zweifellos ein starker Zug nach Einigung durch die Welt, der sich in dem Zusammenschluß ganzer Kontinente zu wirtschaftlichen oder geistig moralischen Einheiten äußert. Was die Bewertung dieser Bestrebungen anlangt, so darf man sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß natürliche Grundlagen, die im Sinne eines Naturzwanges wirken würden, nirgendwo vorhanden sind. Die Erdteile sind weder physikalisch noch politisch so einheitlich gestaltet, daß sie als Lebensräume für Menschen einheitlicher, „autochthoner" Rassezugehörigkeit und gleichgerichteter geschichtlich kultureller und politischer Entwicklung in Frage kämen. Europa ist eine Halbinsel Asiens, gespalten in schroff umgrenzte Nationalstaaten, Völker und Rassen, halb europäisch, halb asiatisch oder gar so unkontinental wie die Weltmacht England. Asien birgt in seinem Schoß Menschenspeicher von größter Gegensätzlichkeit: Russen, mongolische Chinesen und Japaner, Hindus, Afghanen, vorderasiatische Türken, Indogermanen u. a. Es greift über Arabien nach Afrika, wo die Urstämme der Erzväterzeit sich in tausend Äste und Zweige gegabelt haben und bis in die Dorfgemeinschaft und Dorfsprache hinein geschieden sind. Am ehesten könnte man von einer Einheit noch bei dem von der Urbevölkerung fast entblößten Australien, der früheren Sträflingskolonie Englands, mit einheitlicher Sprache und politischen wie sozialen Formen, und bei dem Kolonialgebiet der Neuen Welt reden, in dem die nordamerikanisch-angelsächsisch-europäische Mischung politisch einen strengen staatsbürgerlichen Einheitsmenschen geschaffen hat, dem gegenüber der zugewanderte Neger und die in Reservationen ihr Leben fristenden Rothäute ohne Belang sind. Auch in Mittel- und Südamerika, dem früheren spanisch-portugiesischen Kolonialreich, ist die indianische Urbevölkerung nicht zu kontinentaler Geltung gekommen. Ihre alten zentralistischen Kulturreiche sind dem Ansturm der Europäer erlegen. An ihre Stelle traten zahllose Freistaaten, deren Bevölkerung nur teilweise reinblütig romanisch, zum überwiegenden Teil jedoch einer Mischung aller Rassen der Welt entsprossen ist. Aber gerade hier zeigt sich, wie in Nordamerika, eine unverkennbare Gleichförmigkeit in Sprache, Kultur, Lebensanschauung, politischen und wirtschaftlichen Formen, die einer Vereinheitlichung allenfalls die Wege ebnen würde. Diese gemeinsamen Züge sind jedoch historisch-politischer Art und haben mit der natürlichen Gestaltung der Lebensräume nichts zu tun. Wir können demnach die in „Panismen" sich ausdrückende Bewegung nicht auf natürliche Ursachen zurückführen.

Die stärkste und wirkungsvollste all dieser kontinentalen Einigungsbestrebungen ist der Panamerikanismus. Er bedeutet an sich einen Triumph der Monroedoktrin, jener politischen Formel Nordamerikas, die ursprünglich die Forderung erhob: „Amerika den Amerikanern!" Sie sollte das ausschließliche Besitzrecht der Nordamerikaner auf ihren eigenen Boden gegenüber den auf Kolonialerwerbungen ausgehenden europäischen Staaten dartun. Später jedoch ließ sie deutlich die Absicht erkennen, daß die Politik der Union die ganze Neue Welt als ihr Feld erkoren hatte. Für einen solchen Gedanken wie die erweiterte Monroedoktrin sind die Vereinigten Staaten der denkbar günstigste Boden, um so mehr, als er getragen wird von einem Volk, dessen staatlicher Raum der Flächenausdehnung ganz Europas fast gleichkommt bei nur ein Fünftel seiner Bevölkerung, dessen Menschen, aus allen Rassen der Welt gemischt, durch geschickte Erziehungsmethoden entnationalisiert wurden, um sich dann mit größter Hingabe dem neuen staatsbürgerlichen, demokratisch verlockenden Ideal der „freiesten Nation" zu verschreiben. Auf einem so einheitlich gestalteten Lebensraum mit so gleichartig zu den Staatsaufgaben eingestellten Menschen mußte der Gedanke des Panamerikanismus mit ungleich viel stärkerer Stoßkraft sich äußern als in den Individualstaaten Europas. In der großartig geeinten und zentral geleiteten Volksmeinung in „Gottes auserwähltem Lande" bestand denn auch niemals ein Zweifel über die Notwendigkeit, die ganze angrenzende Welt Lateinamerikas von Mexiko bis zur Magelhaensstraße zu gemeinsamem Handeln unter nordamerikanischer Führung zu einen. Zwei große Völker- und Staatsgruppen wie hier finden sich leichter zusammen als Dutzende alter Nationalstaaten. An eine demokratische Gleichberechtigung im panamerikanischen Areopag hat Washington allerdings nie gedacht, nur an die Erfüllung einer fast religiösen „Mission", Führerin und Beherrscherin der Neuen Welt zu sein.

Die panamerikanische Bewegung ist seit Jahren eingeleitet und übt zum mindesten kulturell einen bedeutenden Einfluß aus. Sie einigt die akademische Jugend Lateinamerikas auf den alljährlich stattfindenden Studentenkongressen und zieht sie in immer stärkerem Maße an ihre akademischen Lehrstätten heran. Sie bemüht sich, auch im Schulwesen großen Einfluß zu gewinnen und bei Besetzung von Lehrstellen nordamerikanische Pädagogen durchzudrücken. Es liegt auf der Hand, daß mit dem geistigen Einfluß auch der wirtschaftliche und politische sich allgemach mehrt. Dabei ist diese Union nur eines der Werkzeuge des panamerikanischen Expansionsdranges, der sich in vielfacher Form auswirkt. Ihr zur Seite stehen die staatlichen Organe des Außendienstes, Gesandtschaften und Konsulate, die rücksichtslos dem Imperialismus aus dem Norden den Weg bereiten. Vom „Agent provocateur", der als harmloser Goldsucher irgendwo in Nikaragua, Honduras, Panama beiläufig kleine Unruhen anzettelt, wobei er die gekränkte Unschuld spielt, zu deren Schutz dann die mobilen Bataillone der Marine-Infanterie alsbald zur Stelle sind, bis zum Gesandtschaftsdetektiv, Spezialgesandten, Gelehrten und politischen Vortragsreisenden stehen alle im Dienste dieses Machtdranges.

Allerdings hat gegen die panamerikanischen Bestrebungen Washingtons neuerdings eine starke Gegenbewegung in Lateinamerika eingesetzt. Der Gedanke der geistigen Zugehörigkeit zu Spanien wird in Wort und Schrift, im „Tag der Rasse", in Erinnerungsfeiern u. a. rege gepflegt, namentlich in den Kreisen der lateinamerikanischen Intellektuellen, die der Allmacht des Dollars die Kraft der Geistigkeit, der künstlerischen Kultur und des reichen literarischen Erbes des früheren Mutterlandes entgegensetzen. Diese Gegenwirkung, die sich die Schaffung eigener nationaler Kulturen zum Ziele gesetzt hat, ist außerordentlich stark in Mexiko, nach dem der panamerikanische Imperialismus aus dem Norden gierig die Hände ausstreckt.

Gelegentlich wurde auch von führenden Köpfen erneut im Zusammenhang mit der Einmischung der Amerikaner in Nikaragua und Mexiko die Forderung erhoben, eine „lateinische Union" zu schaffen als Gegengewicht gegen den übermäßigen Einfluß Washingtons. An sich würde eine solche Vereinigung keine natürlichen Hindernisse durch Rasse oder kulturelle Scheidungen finden, wenn der staatliche Partikularismus oder die Eigenbrötelei der früheren spanischen Kolonialländer nicht allzuschroff ausgeprägt wäre. — Die panafrikanische Bewegung, geführt von der Oberschicht der nordamerikanischen Südstaaten-Neger ist noch nicht tiefer in die Massen des schwarzen Erdteils gedrungen. Sie ist einer der verhängnisvollsten Maßnahmen des angelsächsischen Kriegsbundes gegen Deutschland, der die schwarze Rasse auf die Schlachtfelder Europas führte, zu verdanken und wird sich in der Zukunft voraussichtlich als eine Gegenbewegung gegen die modernen Kolonisationsmethoden auswirken. Der Marokkoaufstand, ein Wetterleuchten der Gewitterspannung in der islamitischen Welt, ist unverkennbar aus dem gestärkten Selbstbewußtsein der Farbigen hervorgegangen. Der Panafrikanismus arbeitet vor allem mit den völkerbeglückenden Idealen der Entente, die in der unter dem Kolonialjoch seufzenden Welt ein besonders deutliches Echo fanden. Indes wird diese Bewegung äußerst langsam sich aus ihren Anfängen entwickeln, weil das einigende Band der Sprache und der Zivilisation fehlt. Außerdem ist das schwarze Afrika gegenüber den Kolonialmächten England und Frankreich zur Zeit völlig wehrlos.

Die panasiatische Bewegung hat ihre Ziele auf der Anfang August v. J. in Japan abgeschlossenen ersten Konferenz etwas klarer erkennen lassen. Sie ist im ganzen ergebnislos auseinandergegangen nach einem Streit zwischen den chinesischen und den japanischen Delegierten wegen der einseitigen Verträge, die Japan mit China unter Zwang abgeschlossen hatte. Auf ihr waren auch einige in Japan lebende Inder anwesend. Es wurde beschlossen, Esperanto als Sprache für die künftigen Konferenzen einzuführen und einen Völkerbund für Asien, mit anderen Worten, eine panasiatische Union nach dem Muster der panamerikanischen zu bilden. Rußland hat dabei eine Art Patenstelle versehen. Schon **1917** hatte der Rat der Volkskommissare an die Völker Asiens einen Aufruf gerichtet, sich unter dem Sowjetstern zum Befreiungskampfe zu einigen. Obgleich der Bolschewismus von den führenden asiatischen Völkern abgelehnt wurde, haben neuerdings die chinesischen Wirren, der Streit um die Konzessionen und die englische Einmischung in Ostasien deutlich erkennen lassen, daß die Mongolen nicht mehr gesonnen sind, sich die gewalttätige angelsächsische Bevormundung gefallen zu lassen. Und wenn auch die Meldungen nicht recht behielten, die behaupteten, die chinesischen Kampfparteien des Nordens und Südens hätten die Landung englischer Truppen in Schanghai mit sofortigem gemeinsamen Vorgehen gegen den äußeren Feind beantwortet, so scheint doch so viel sicher zu sein, daß die latenten Gegensätze in China selbst im Ausgleich begriffen sind. Der militärische Imperialismus Englands hat weiterhin die seit Jahren in einem ostasiatischen Bund lose zusammengeschlossenen Großmächte China, Japan und Rußland aufs neue einander nähergebracht und damit dem Panasiatismus einen mächtigen Impuls erteilt. Es ist anzunehmen, daß diese Einigungsbestrebungen in naher Zukunft auch auf die indische Unabhängigkeitsbewegung übergreifen und, wie in Sumatra und Java, die unter dem Kolonialjoch Europas seufzenden Eingeborenen zu gewaltsamer Erhebung veranlassen werden. Gegenwärtig ist jedenfalls der Panasiatismus ein Faktor, mit dem England und Nordamerika, die Vertreter des Pananglizismus, zu rechnen haben werden. Von diesem seit Jahrhunderten den Völkerfrieden gefährdenden Pan-Angelsachsentum schweigt die Welt. Es ist keine platonische Idee, sondern eine gottgewollte, historische Notwendigkeit, unter deren Zwang die Gewaltmenschen an der Themse ebenso unerbittlich stehen wie die Führer des neuweltlichen Angelsachsentums im Weißen Haus und die großmächtigen Geldleute in der Wall-Street.

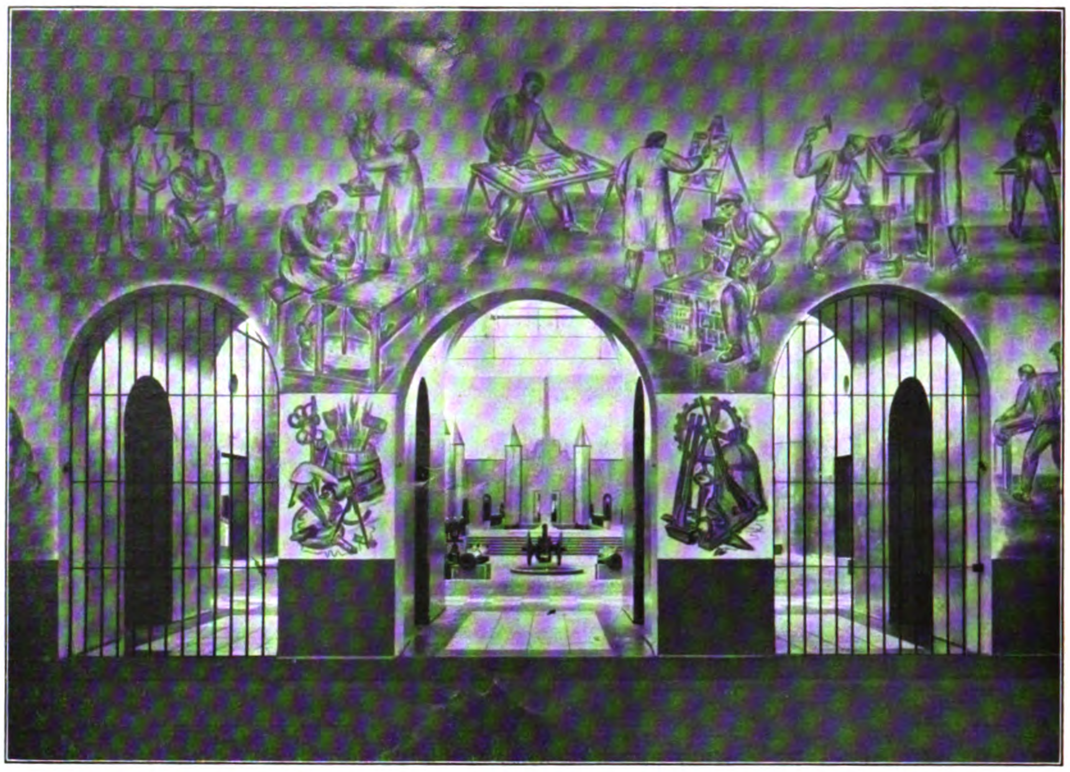
Die Bemühungen, die „Vereinigten Staaten von Europa" wieder einmal ins Leben zu rufen, sind neuerdings in der Presse stark erörtert worden. Der vom **3.** bis zum **6. Oktober 1926** in Wien tagende erste paneuropäische Kongreß gab einer Anzahl europäischer Pazifisten Gelegenheit, sich über die moralischen Grundlagen auszusprechen. Es kam zu einer belanglosen Kundgebung des Willens zur Arbeit an europäischer Einigkeit, der Befriedung Europas durch die Völker selbst, nicht durch ihre Regierungen. Angesichts eines Europas indessen, das noch auf den rauchenden Trümmern des Weltbrandes von ausgeprägten National- und teilweise scharfumrissenen Rassestaaten strotzt, die den Völkerbund, bislang ein Zerrbild einer internationalen Instanz, nur insofern anerkennen, als er ihren Siegerinteressen Vorschub leistet, erscheinen diese gewiß wohlgemeinten Bestrebungen fast als Utopie. Die idealen Gedanken aber, die ihnen zugrunde liegen, sind keineswegs zu verkennen. Ein Bund gleichberechtigter Völker europäischer Herkunft und Geschichte, die, entsprechend ihrer kulturellen und nationalen Eigenart, dem universalen Gedanken einer übervölkischen, durch Rassecharaktere nicht geschiedenen, die kontinentale Wesenheit Europas in Kultur, Wirtschaft und Handel ausdrückenden Organisation sich ein- und unterordnen würden, könnte Europas Wunden schneller heilen als die unheilvolle Politik des Gewaltfriedens von Versailles.

Weit bedeutungsvoller aber ist die Aufgabe, die europäische Wirtschaft und Produktion so zum Zusammenschluß zu bringen, daß sie der weltbeherrschenden Konkurrenz der Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber sich wird behaupten können. Die Wege dazu sind angebahnt durch das festländische Eisenkartell, das zwischen Deutschland, Frankreich, Belgien und Luxemburg abgeschlossen wurde. Es betrifft nicht die Preisbildung, sondern die Regelung der Stahlproduktionsmengen und gliedert sich in ein Abkommen über internationale Rohstahlgemeinschaft und die Kontingentierung der Einfuhr aus Luxemburg und Lothringen. Jedem Teilnehmer wird eine bestimmte Erzeugungsmenge zugemessen. Deutschland z. B. **42** Proz., d. h. **70** Proz. seiner Gesamterzeugung. Für jede Tonne Rohstahl soll als Gegenwert **1** Dollar in einer gemeinsamen Ausgleichskasse zur Verrechnung hinterlegt werden. Damit läßt sich die Stahlerzeugung auf ein erträgliches Maß eindämmen. Dieses Produktionskartell, eine Art paneuropäischer Trust unter Ausschluß Englands, hat bereits nach dem Osten übergegriffen und zu Kartellabschlüssen mit österreichischen, tschechischen, rumänischen und ungarischen Eisenindustrien geführt. Bedenklich bleibt nur, daß es nicht gelungen ist, die mächtige englische Stahlproduktion einzubegreifen und Deutschland eine seiner Leistung noch mehr entsprechende Quote zuzuweisen. Solange England abseits steht, ist dieses Übereinkommen zwar einigermaßen kontinental, aber nicht paneuropäisch und bildet hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Kraft kein Gegengewicht gegen die gewaltige nordamerikanische Eisen- und Stahlindustrie. Der Weg kontinentaler Einigung aber ist damit wenigstens auf dem Boden der Erzeugung eines der wichtigsten Rohstoffe beschritten. Ob dadurch sich das Adernetz der europäischen Wirtschaft überhaupt in ein gemeinsames übervölkisches Strombett wird leiten lassen, bleibt der Zukunft überlassen. Erfüllen sich die Hoffnungen der Freunde Paneuropas, so wäre unser aus tausend Wunden blutender Kontinent vor dem sicheren wirtschaftlichen und kulturellen Untergang gerettet. Einstweilen aber pocht noch die Gefahr nordamerikanischer Überfremdung hart an die Tore Europas.

Tagesgeschichte

Die Deutsche Theater-Ausstellung in Magdeburg wurde am 14. Mai mit einer Feier eröffnet. Stadtverordneter Karl Miller sprach zuerst ein paar einführende Worte, dann begrüßte Oberbürgermeister Beims die Erschienenen im Namen der Stadt Magdeburg. Darauf gab der preußische Kultusminister Dr. Becker einen Überblick über das Werden des Deutschen Theaters. Ferner sprachen Staatsrat Dr. Korn, München, für den Deutschen Bühnenverein, für die Bühnengenossenschaft Präsident G. Rickelt, für den Volksbühnenverein Staatssekretär K. Baake und Staatsminister a. D. Dr. Bölitz für den Bühnenvolksbund. Als erstes Hauptstück der Ausstellung findet sich zunächst die Kulturabteilung, die vor allem den großen Theaterorganisationen gehört. Dann folgt die künstlerische Abteilung, die die Entwicklung des Bühnenausstattungsstils zeigt. Die historische Abteilung, die dritte Hauptgruppe, bringt bedeutungsvolle Ereignisse aus der Theatergeschichte. In einer Kunsthalle hängen Bilder von Schauspielern und Schauspielerinnen und Theatermotiven. Weitere Räume sind von der Theater-Industrie und -Architektur belegt.

Gleichfalls am 14. Mai fand in München die Eröffnungsfeier der Ausstellung „Das Bayerische Handwerk“ statt. Zuerst wurde in der „Goldenen Stadt“ des Handwerks, einem in der großen Halle I errichteten burgenartigen Ehrenraum, ein Festspiel in mittelalterlichen Trachten aufgeführt. Darauf wurde dem Ministerpräsidenten Dr. Held der Ehrentrunk kredenzt, und der Präsident der Ausstellung, Geheimer Landes-Gewerberat Würz, begrüßte im Namen des bayerischen Handwerks die Festversammlung. Dann sprach noch der Münchener Oberbürgermeister Scharnagl Begrüßungsworte, und Ministerpräsident Dr. Held überbrachte den Gruß der Staatsregierung. — In dem historischen Teil sind die altehrwürdigen Erinnerungsstücke aus der Blütezeit des Handwerks vereinigt, während der betriebstechnische und praktische Teil der Ausstellung das lebendige Handwerk in seinem gegenwärtigen Stand vor Augen führt.



Eingang in die „Goldene Stadt“ des Handwerks in der Haupthalle, wo zur Eröffnung der Festakt abgehalten wurde.



Blick in die „Goldene Stadt“. Die Tore zu beiden Seiten führen in die historische Abteilung der Ausstellung.

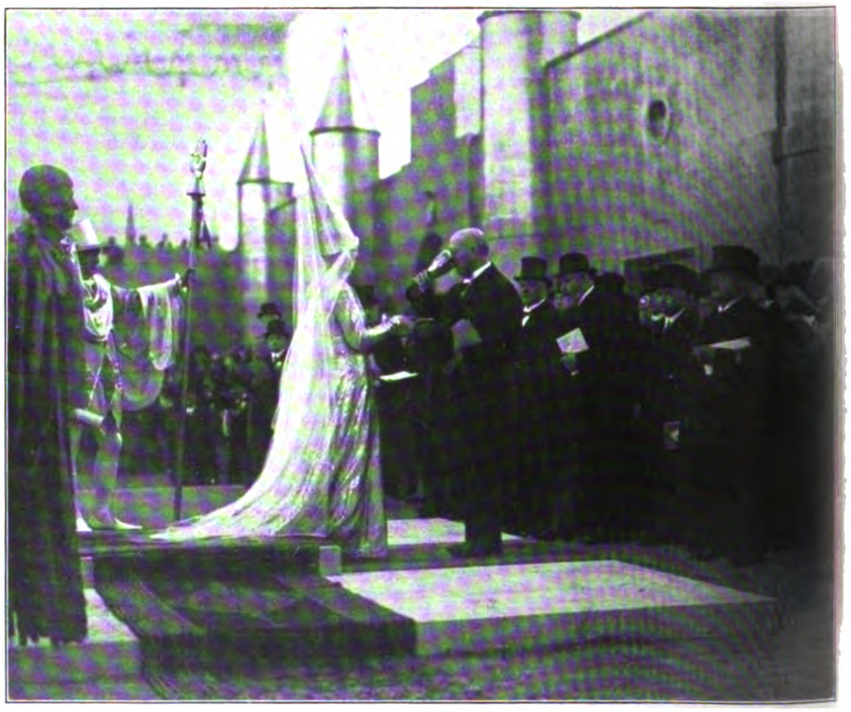
Auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg lief am 14. Mai der neue Zweischrauben-Turbinenschnelldampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Cap Arcona“ vom Stapel. Das Schiff, das im November seinen Dienst aufnehmen soll, wird das größte und schnellste der deutschen Handelsflotte im Verkehr nach Südamerika sein. Sein Rauminhalt beträgt 27000 Bruttoregistertonnen, seine Länge 206 m. Der Antrieb erfolgt durch Dampfturbinen, die 24000 P. S. erzeugen (20 Seemeilen Std.-Geschwindigkeit).

In Potsdam wurden am 15. Mai ein neues Stadion und ein Ehrenmal zum Gedächtnis der 1700 gefallenen Söhne der Stadt eingeweiht. Generalsuperintendent D. Dr. Dibelius hielt die Weiherede, und Dr. Rauscher, Oberbürgermeister von Potsdam, übergab dann der Jugend die Anlage. Danach zogen die Reichswehrehrenkompanie, die vaterländischen Vereine und Verbände an der Denkmalsstätte vorüber.

Der Präsident der französischen Republik, Doumergue, begab sich am 16. Mai in Begleitung des Außenministers Briand zu einem Staatsbesuch nach England. Von Dover wurden die französischen Gäste durch den Prinzen von Wales nach London begleitet, wo König Georg mit Baldwin, Chamberlain und zahlreichen ausländischen Diplomaten sie erwartete. Am selben Abend fand dann ein Staatsbankett im Buckinghampalast zu Ehren Doumergues statt. Den Tag darauf begaben sich die beiden Gäste nach Oxford, wo ihnen der Titel eines Ehrendoktors für Zivilrecht verliehen wurde; am Abend wurde dann ein Bankett zu Ehren des englischen Königs in der französischen Botschaft veranstaltet. Am 18. Mai begaben sich Doumergue und Briand in großer Staatsprozession nach der Guildhall, wo sie durch den Oberbürgermeister und die Stadt London empfangen wurden. Sie verließen am nächsten Tage England wieder mit der Überzeugung, die Entente cordiale der beiden Länder neu befestigt zu haben.



Der riesige Lederschuh, ein Geschenk der Münchener Schuhmacher an König Ludwig I. aus dem Jahre 1850.



Der bayrische Ministerpräsident Dr. Held empfängt nach Beendigung des Festspiels den Ehrentrunk der Zünfte

Von der am 14. Mai eröffneten Ausstellung „Das Bayerische Handwerk“ in München.





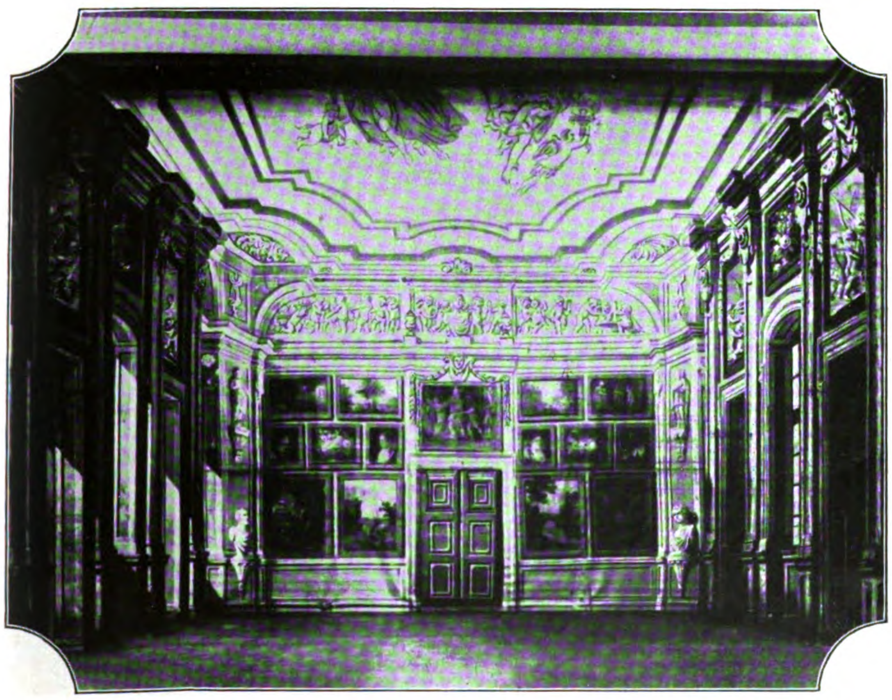
Blick auf das Forum der Theaterausstellung. Links: Die Kunsthalle; rechts hinten: Die Versuchsbühne, davor eine der eigenartigen Leuchtsäulen. — Links oben: Das Eingangstor zum Festpark der Ausstellung.

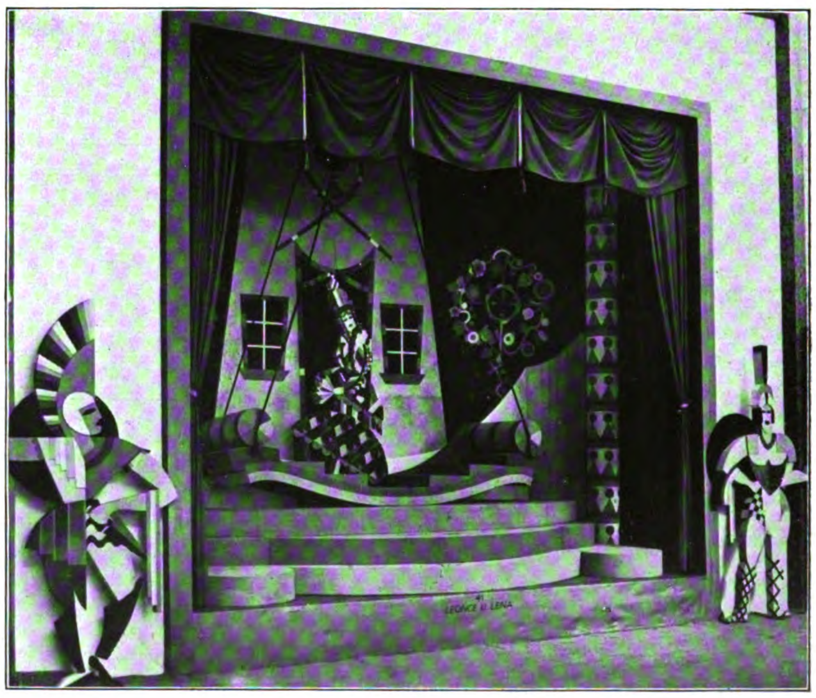




Oberbürgermeister Beims, Magdeburg, bei der Eröffnungsrede.

Links nebenstehend:
Das Ausstellungsgelände mit dem Aussichtsturm und der neuen Stadthalle (rechts).
Erbauer der gesamten Anlagen ist Prof. Albinmüller, Darmstadt.





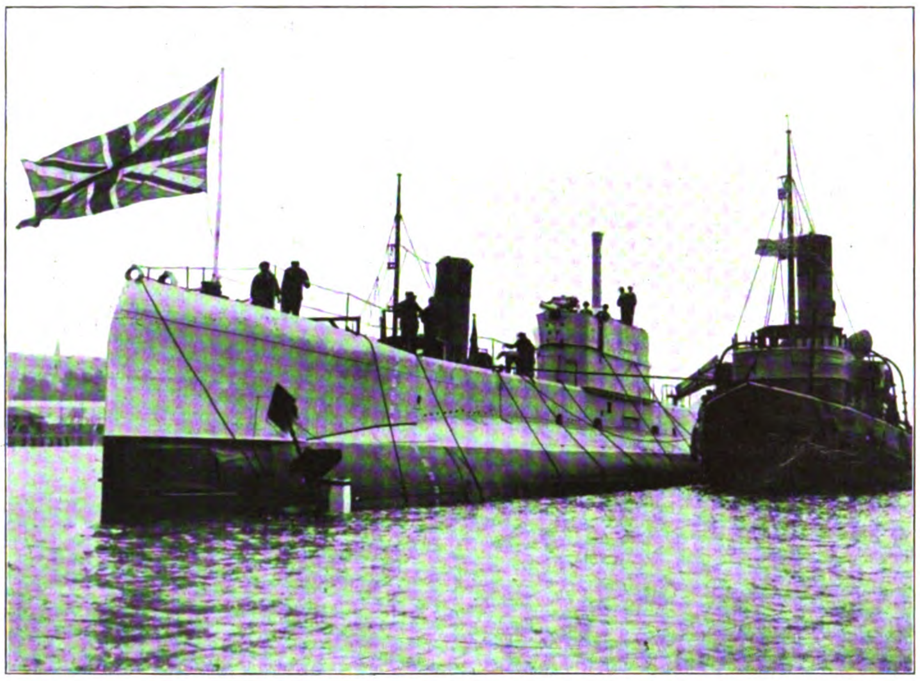
Links: Ein Glanzstück der historischen Abteilung: Die Originaldekoration der Uraufführung von Schillers „Räubern“ (IV. Akt, 2. Szene: Gemäldegalerie im Moorschen Schlosse) im Mannheimer Hoftheater (1782).
Rechts: Ein Beispiel moderner Bühnendekoration: Szenenbildentwurf für Büchners „Leonce und Lena“ von der Bühnenkunstklasse der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf.

Von der Deutschen Theaterausstellung in Magdeburg, die am 14. Mai eröffnet wurde.





Von der Konferenz der Kleinen Entente in Joachimsthal (Böhmen) vom 13. bis zum 15. Mai: Die Außenminister der Staaten Rumänien, Tschechoslowakei und Südslawien: Mitilineu, Dr. Benesch und Dr. Marinkowitsch (von links nach rechts). — **Links oben:** Eine Bergbahn auf den Watzmann, den zweithöchsten deutschen Berg (2714 m), geplant: Blick von Berchtesgaden auf den Watzmann. Die Arbeiten zum Bau der Schwebebahn sollen demnächst beginnen.

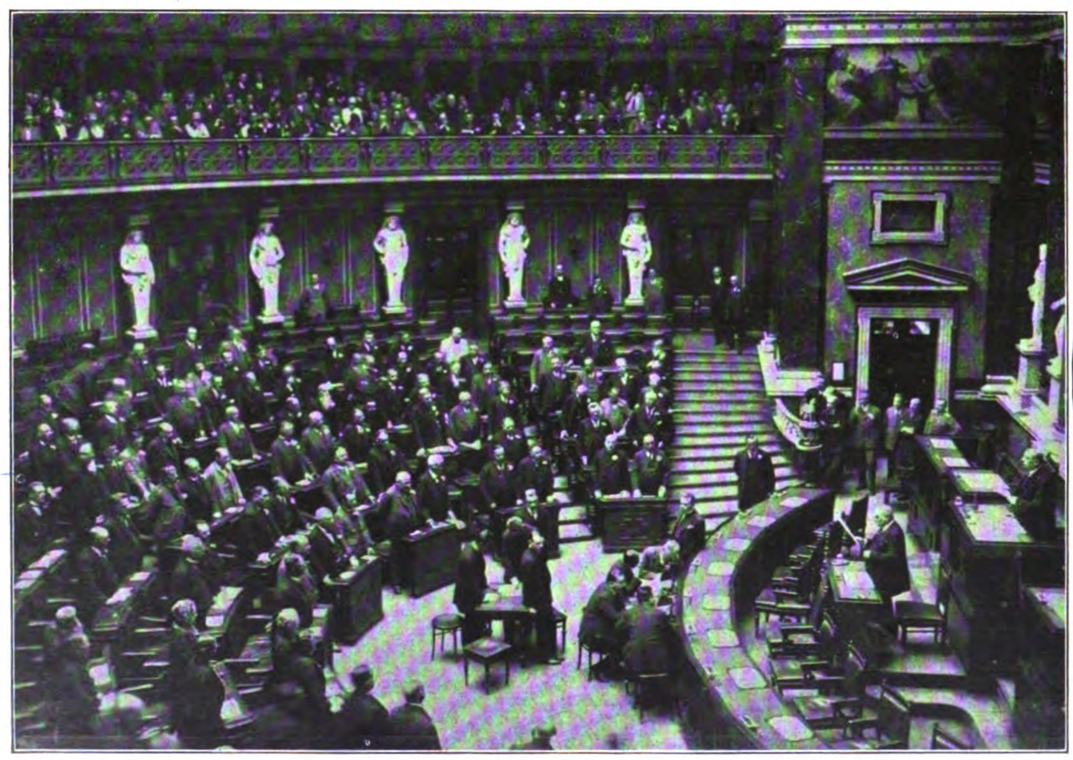


Marinerüstungen im Ausland: Das neue englische Unterseeboot „Oberon", das mit den modernsten Kriegswaffen ausgerüstet ist.

Rechts nebenstehend:

Französischer Staatsbesuch in England: König Georg (rechts) und der Präsident von Frankreich, Doumergue, in der Staatskarosse auf dem Wege zum Buckinghampalast in London am 16. Mai.







Links: Von der Eröffnungssitzung des neugewählten österreichischen Nationalrats am 18. Mai: Die Vereidigung der neuen Abgeordneten. (Phot. C. Seebald, Wien.) — **Rechts:** König Alfons XIII., dessen 25 jähriges Regierungsjubiläum am 17. Mai unter großen Feierlichkeiten begangen wurde.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(2. Fortsetzung.)

Golm ging mit Cornelie nach dem nahen Tannenwald. Sie setzten sich auf einen übermoosten Stein, und Golm fühlte ein nagendes Bedürfnis nach Ausruhen. Sie erzählte ihm allerlei Nichtigkeiten aus der Stadt, war wie ein Springbrunnen, der unaufhörlich im Überschäumen ist und sich tausendfältig überschlägt. Aber er hörte nur halb auf ihre Stimme, denn er sog die wohltätige Kühle ein, die zwischen den Hochwaldtannen lag. Er war fern von ihr.

Als er dann, noch ganz zerfahren und abwesend, Cornelie langsam zu sich zog und sie küßte, und als er fühlte, wie sie sich in diesen Kuß mit einer fessellosen Leidenschaftlichkeit hineinwühlte, wußte er undeutlich, daß er dieses Wesen lieben müsse, das hier in seinen Armen lag und so voll blühender Wärme war. Aber die Gewißheit war nicht zwingend; denn das Fremde stand zwischen ihnen, das formlos Fremde, für das er keine Erklärung fand, das ihn aber mutlos machte mitten in der Liebkosung.

Sie kam seinem Grübeln auf die Spur und forschte nach Bedeutung und Ursprung. Ihre unbekümmerte Art fand keinen Weg zu seinem Zwiespalt, und so gab sie sich der Seligkeit der Umarmungen hin.

Als sie eine Weile still saßen und vor sich hinschauten, hatte Golm den unterdrückten Wunsch, sie möchte fort von ihm sein, weit fort; und er allein in einem mächtigen Wald oder in einem wogenden Kornfeld, wo um ihn nur Halm an Halm stand und über ihm die blaue Inbrunst des Himmels lag.

Als er solches dachte und diesen Wunsch sehnsüchtig zerkleinerte, wurden am Waldrand Schritte vernehmbar. Von Angst getrieben, schaute er auf und sah, daß Klaus Dieffenbronner und Maria vorüberkamen. Waren wie stummes Bild, das vorbeizog und fast unwirklich schien und wie Spiegelung. — Sie kommen von oben, dachte er, und es packte ihn wie wehe Erschütterung, als sie näher kamen und er die stummen Gesichter sah, in denen noch das Abenteuer der Höhe stand. Er sprang vom Stein auf und schaute hinüber, als sie langsam und mit schweren Schritten vorübergingen.

Maria wandte den Kopf, und ihr Blick drang durch die Dämmerung des Waldes und traf seine Augen. Er senkte die Lider vor diesem forschenden Schauen, das ihn groß und weit dünkte, wie eine Sehnsucht, die jenseits aller Wünsche stand.

„Wer sind diese?“ fragte Cornelie, die eine argwöhnische Witterung einsog und ihr Gesicht nahe an Golm heranbrachte. „Warum schaust du ihnen so merkwürdig nach? Wer sind sie? Warum sagst du nichts?“

Er fuhr mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte er dieses Netz zerreißen, das vor seinem Denken hing. Dann entriß es sich ihm: „Es ist Dieffenbronner. Klaus Dieffenbronner und seine Tochter — Maria!“

Sie wollte aber alle Einzelheiten wissen und fing an, ihn ungestüm zu quälen, so daß er ihre Nähe fast wie Belästigung empfand.

„Er ist ein Bildschnitzer. Er ist der berühmteste Bergsteiger dieser Gegend. Ich habe früher viel bei ihm gewohnt. Er war mein bester Lehrer. Er ist drunten in Ponthilara zu Hause, eine Stunde von hier. Laß uns jetzt gehen!“

Sie zwang ihn auf den Stein nieder, und er sah, wie ihre Augen unheilvoll flackerten.

„Und sie? Sie? Du sagst nichts von ihr!“

„Was soll ich von ihr sagen! Es ist Maria, seine Tochter.“

Er schaute zwischen den Stämmen hindurch und sah, wie die Gestalten langsam im Dunst des aufbrechenden Abends versanken. Cornelie dachte eine Weile nach und wurde von allerlei Zweifeln angenagt. Beide Arme schlang sie um Golm, brachte ihren Mund nahe an seinen und sprach schmeichlerisch und voll Ingrimm:

„Du liebst sie? Sag' mir, daß du sie liebst!“

Er wurde hart betroffen von diesen Worten, wehrte sich gegen das Unbehagen, das sie in ihm wachriefen, und fand keine Erwiderung.

„Du sprichst Torheiten, Corni! Torheiten!“

Da warf sie sich über ihn, aufschäumend in ihrer Jugendlichkeit und mit jagendem Ungestüm. Ihr Blick wurde verwildert und fessellos, und er fühlte ihre Zähne. — Wildnis und Wirrnis, dachte er und hatte Lust, zu versinken. Und doch war alles so voll inniger Zügellosigkeit, und der Abend, der in den Wald schlich, war werbend und wie ein Kuppler. Ohne Kampf sein, dachte er, ach! einmal ohne Kampf sein!

Als nach einer Weile jene gesättigte Ruhe eintrat, erhob sich Werner Golm, lehnte sich gegen einen Stamm und sprach müde: „Oft bin ich ohne Ausweg, Cornelie.“

IV.

Um diese Stunde brach oben der Südwind über das Joch. Er heulte aus Kaminen, und an Steilhängen löste sich der firnige Schnee los. Der Tag war verblutet, und im Osten wölbte sich ein grüner Schein über den Himmel. Der Sprengschacht, der bei Punkt 3696 einmündete, spie die italienische Arbeiterkolonne aus. Schwarzen, gebückten Tieren ähnlich, quoll dies Dutzend Menschen aus der engen Höhle. Der Letzte trug noch die brennende Fackel, in deren qualmiges Feuer der Wind stieß. Mit zusammengekniffenen Augen, die rötlich entzündet waren und dem weißen Tageslicht fremd, plienten sie über die weißen Schneeflächen, husteten Dreck und Pulverschmutz aus den Kehlen und stolperten langsam nach den Baracken zu, während sie die roten Leibbinden höher zogen und von Müdigkeit und Überdruß befallen waren.

Im Küchenraum der Baracke stand Lilla, Breitenmosers Frau, am rauchenden Ofen und rührte in einer brodelnden Suppe. Hitze und Geruch des Essens lagen aufdringlich in dem engen Raum. Sie war schlampig gekleidet, in bunte Fetzen gehüllt, und trug ein rotes Tuch um den Kopf. Als die schmierigen Gestalten sich durch die Tür zwängten und polternd mit den Nagelschuhen aufstießen, lachte sie breit, daß ihre großen Zähne sichtbar wurden. Sie war jung und voll feuriger Üppigkeit. Sie rollten die Augen nach ihr und schmunzelten aus den verschmutzten Gesichtern. Auf dem klobigen Holztisch standen Teller bereit. Verbogene Blechlöffel lagen umher, und in der Mitte stand eine alte Konservenbüchse, die mit Salz gefüllt war. Der Vorarbeiter Giacomelli trat zum Ofen und schaute dem Weib über die Schultern. Dann griff er nach dessen Arm; derb und mit harten Fingern.

„Gut gekocht, Signora? Alles gutt! Niente brauch su hungern!“

Sie quietschte wie eine Magd und rollte die schwarzen Augen. Die anderen schoben sich auf die Bänke und ließen die Köpfe hangen. Und waren alle voll Gier nach diesem Frauenzimmer, das im kurzen Rock dort am Ofen stand und so voll lüsterner Begehrlichkeit war. Von unten heraus lauerten sie auf ihre Bewegungen; sie waren aber noch zu müde und abgespannt. Die lichtlose Höhle, in der sie tagsüber auf allen vieren krochen, lag noch in ihrem Hirn, und so sprachen sie nur wenig und warteten auf das Essen. Einer wachte aus seiner Dämmerung auf und machte einen zotigen Witz, über den sie kurz lachten. Aber dies war kein Lachen, es war mehr wie ein rauhes Bellen und menschlichem Laut fast fremd.

Lilla verstand sie nicht, da sie italienisch sprachen; aber sie hatte ein reifes Gefühl, dies könne ja nur etwas Gemeines gewesen sein, und so lachte sie mit und machte eine alberne Bemerkung, wobei sie den Körper kokett drehte, daß die Röcke flogen. — Tausendmal besser hier oben, dachte sie und war voll raffinierter Abenteuerlust; tausendmal besser hier oben in dreieinhalbtausend Meter Höhe als unten bei dem Lumpen und Saufbold. Sie fühlte eine behagliche Zufriedenheit und war nur von ziellosen und formlosen Wünschen beseelt.

Sie aßen schmatzend und mit vorgebeugten Oberkörpern. Die Arme lagen wuchtig breit auf der Tischplatte, und die Köpfe in ihrer malerischen Verwilderung hingen über den hochgefüllten Tellern, die sie langsam und mit behaglichem Brummen leerlöffelten. Als sie satt waren, lehnten sie sich träge zurück und wurden redseliger. Ihre Witze wurden zahlreicher; sie fingen an zu rauchen und Schnaps zu trinken.

Schnaps war die große Seligkeit. Und jetzt dieses Weibstück, das mitten unter den Wölfen umherlief, die verflucht kurzen Röcke trug und so mit den Augen rollen konnte. Hol's der Teufel! dachte Buccalini, der in der Ecke saß und schweigend vor sich hinbrütete. Aber Giacomelli! Giacomelli! Er tat so, als habe er ein Vorrecht auf diese Frau; keiner durfte die Hand nach ihr ausstrecken als er; denn er war der Vorarbeiter. Und hatte Muskeln wie ein Gaul.

Hol's der Teufel! dachte Buccalini und soff den Schnaps. Es gab ein rechtes Fest an diesem Abend. Merkwürdig aufgeräumt wurden die Burschen, und die Tollheit raste durch ihr Blut. Sie würfelten und wurden wie ausgelassene Hunde. Ihre Stimmen wuchsen lauter, wenn sie den Becher auf den Tisch hieben. Um was würfelten sie? Um Geld, um Pfennige? Sie würfelten um Lilla, ganz im geheimen, und waren von ihren robusten Wünschen gestochen.

Zuletzt saß Lilla in ihrer Mitte an Giacomellis Seite, und sie fingen an zu singen, während die Schnapsflaschen sich mehr und mehr leerten. Ihre Stimmen klangen wild und ungezügelt, während sie ein sentimentales Volkslied sangen, das ungeschlacht aus ihren rostigen Kehlen kam und in die helle Nacht hinausklang, die angefüllt war mit den Stimmen des Südwindes.

Da faßte Giacomelli die Frau und wollte sie grinsend an sich ziehen; plump und derb, ein patschiger Bär, griff er nach ihr und umklammerte sie wie ein Schraubstock. Andere hielten im Würfeln inne, schauten zu, und das Blut klopfte in ihren Adern. Er wollte sie küssen, aber sie schlug ihm mit der Hand lachend ins Gesicht, kreischte auf und wollte ihm entwischen. Er hielt sie fest, und sein Gesicht lief rot an. Buccalini war aufgestanden und lehnte am Türpfosten. Die Hände in den Taschen der verschabten Manchesterhosen, stand er da und starrte finster vor sich hin. Sein Gesicht war grimmig verzogen, und er wälzte

die tierhaften Vorstellungen in seinem Hirn, während das grobderbe Spiel auf der Bank sich vor seinen glimmenden Augen entrollte.

Giacomelli hatte Lilla freigegeben und hieb nun mit der Faust mächtig auf die Tischplatte, wobei er brüllend hinauslachte, um seinen Überschuß an Angriffslust zu verströmen. Sie mußte Schnaps trinken, sie hingen ihr die Flasche an den Hals. Besser Schnaps als Prügel, dachte sie und trank den Fusel.

Der enge Raum stak in Qualm und Dunst. Es roch nach Branntwein und alten Kleidern. Der Ofen blies einen beizenden, quälenden Odem aus.

„Signora, tanz! Sie muß tanz, Signora!" rief ein kleiner Kerl, der am Ende der Bank saß und eine alte Mundharmonika hervorzog. Er klopfte den Schmutz heraus und fing an zu spielen.

Lilla sprang über den Tisch, daß die Röcke flogen und die Gesellen nach ihren Beinen schielten. Buccalini, der immer noch am Türpfosten stand, kam mit einem Satz auf sie zu und umschlang sie. Die Mundharmonika rasselte; Füße stampften auf, und Buccalini tanzte mit der leichtsinnigen Lilla, die den Kopf zurückwarf und die Kette ihrer blitzenden Zähne zeigte. Giacomelli saß am Tisch und brütete. Da stand er auf, kam mit breiten Schritten hinterm Tisch vor und fuhr in den tanzenden Knäuel. Eine Weile standen die beiden Südländer einander finster gegenüber, dann griff der Vorarbeiter zu und drehte sich mit Lilla wirbelnd im Kreise. Alle tanzten mit ihr, nur der Kleine nicht, der die Mundharmonika spielte und von der Gewißheit besessen war, dies sei nichts für ihn; er sei zu wenig, zu unscheinbar, zu verkrüppelt gewachsen, um diese junge Schöne in den klobigen Armen zu halten. Zuletzt waren sie von den Ketten los. Halb betrunken trotteten sie über den roh gezimmerten Hüttenboden.

„Signora, fort! Su gefährlich, Signora! Blutt und Mordschlag. Signora, fort!" Der Kleine, den Kopf in das steife Genick gezogen, flüsterte es Lilla zu, während das Feuer in seinen Augen sehnsüchtig brannte. Ihr Schlafraum war drüben in der kleinen Baracke.

Sie entschlüpfte durch die Tür, und draußen schlug ihr die Nacht entgegen, die von unendlicher Weite war. Durch verschmutzten Firnschnee stapfte sie hinüber nach der kleinen Bretterbude, trat in den kahlen Raum, in dem weiter nichts als ein wackeliges Feldbett stand, und öffnete das Fenster.

Der Lärm stampfender Nagelschuhe und rauher Stimmen brandete herüber. Sie fühlte das furchtbar jagende Hämmern in ihren Schläfen und beugte sich weit zum Fenster hinaus. Da sah sie, wie sich drüben die Tür öffnete und Buccalini ins Freie trat. Er schaute sich um, schnüffelnd und spähend, zog die Schultern hoch und kam vorsichtig schleichend auf die kleine Baracke zu. Lilla schloß das Fenster und wurde nun mit einem Male von Furcht gepackt. Den Körper hoch aufgerichtet, die flachen Hände platt an die Wand gedrückt, stand sie im lauernden Dunkel und lauschte auf das Geräusch schleichender Schritte. Nun war es vor ihrer Tür. Sie stand zitternd und hatte Angst vor einem wilden Angriff, sah ein Bild, das ihr grausig war und voll furchtbarer Tierheit.

Er klopfte, aber sie verhielt sich still.

„Signora! Signora Lilla!"

Keine Antwort. Der Südwind jaulte um die Bretterbude.

„Signora Lilla! Sin in camera ich weiß! In camera. Mach Si auf!" Die Stimme wurde drohend. „Immediatamente!"

Lilla schlich zum Fenster und nahm sich vor, hinauszuspringen.

„Ich mack porta kaputt! Drück sie porta susammen!"

Als keine Antwort kam, stemmte er sich von draußen gegen die Bretter. Nägel knirschten, und Fugen stöhnten, aber der Weg wollte nicht frei werden. Da packte den Draußenstehenden die blinde Wut. Mit furchtbarem Anprall warf er sich gegen die Tür und sprengte das Schloß. Krachend barsten die Bretter, und Buccalini, von einem ziellosen Trieb gehetzt, polterte ins Zimmer.

Lilla, von Angst geschüttelt, sah noch sein wildes Gesicht mit den aufgerissenen Augen, hörte noch den Atem, den er durch die Nase stieß, dann sprang sie durchs Fenster und tappte in die Nacht, wo der Schnee sie aufnahm und ihre Schritte lautlos wurden. Bis zu den Knien sank sie ein, als sie sich mühevoll vorwärtstastete und auf allen vieren einen steilen Hang hochkroch. Immer weiter kroch sie, Kreatur auf der Flucht; der Schnee drang ihr in die Haut, und die Firnkristalle rissen ihre Hände blutig. Nichts war um sie als Nacht und Stern und überall Schnee, der tief war und ohne Ende. Als sie innehielt und sich umschaute, war sie allein, und vor ihr wuchs plötzlich schwarz der Fels hoch. Mit den Händen konnte sie den feuchten Stein berühren, und es war, als würde er bis ins Unendliche hinauf sich recken.

Halb vergraben im Schnee, wurde sie von grenzenloser Furcht gepackt. Ein nimmersattes Heulen lag in der Luft, und ihr war, als würde irgendwo Donner gegen sie anrollen. Sie duckte sich in den Schnee wie in ein Nest und war ohne Sinn und Ausweg. Drunten der Lump und oben die Bestien, stieß es durch ihr verwirrtes Denken. Was sollte sie beginnen! Die Nacht lag auf ihr wie eine schwere Faust, und die Einsamkeit, die sie ringsum gefahrvoll anstarrte, schien ihr mit einem Male viel schlimmer als der Trubel betrunkener Gestalten, die nach ihrem Leib griffen.

Schrecklich, wie dieser Stein vor ihr sich aufbäumte und wie im Stürzen über ihr hing! Immer tiefer versank sie im Schnee. Sie würde sterben hier und von Eis und Schnee bedeckt werden. Aber sie wollte nicht sterben, nein, leben, leben, immer leben, und wenn es auch noch so erbärmlich wäre! Nur nicht in dieser grausigen Wüste umkommen. Mit Händen und Füßen arbeitete sie sich aus dem Schnee. Sie fand keinen Weg mehr, kein Zurück. Wo waren die Baracken? Vor ihr war ein Abgrund und sperrte seinen gurgelnden Rachen auf, hielt die Zähne offen wie ein hungriges Tier, das bereit ist zum Fraß. Sie quälte sich zurück, und ihr Atem stieß in das Dunkel. Dann war sie ohne Ausweg und vom Grauen ganz umarmt. Da schrie sie in die Nacht. Und dieser Schrei kreiste wie ein Vogel mit gebreiteten Schwingen über den Bergen. Giacomelli fand sie. Er hatte den Schrei gehört und stöberte mit der flackernden Laterne durch die Nacht, um sie zu suchen und sich zu eigen zu machen. Sie hing überm Abgrund, an nackten Fels gekrallt. Steil stürzte die Wand ab, und tief unten schimmerten die Eisblöcke des oberen Sifantagletschers.

Ein Stück Wegs trug er sie wie eine seltene Beute, bis er sicheren Boden unter den Füßen hatte.

„O Lilla! Jo ti amo tanto e caldo, mio cuore mio carö cuore!" Die Worte quollen wie Qual von seinen Lippen, als sie sich, in Schnee und Firn vergraben, an seine Wildheit verschenkte.

Dann blieb es stumm und lag wie Tod über ihnen. Der Wind jagte singend um die Felsen, und in langen Funkenstraßen fielen die Sterne vom Himmel. Von weither, von den Baracken kam gedehntes Singen und war wie tragende Melodie im Stimmenmeer des Föhns. Dort saß der kleine Italiener am Fenster und sang seine kümmerliche Sehnsucht in die Nacht. Der Natur mißraten, gedrückt gewachsen und mit schiefen Schultern, blieb er ohne Hoffnung und wie ein Narr behängt mit abgestorbenen Wünschen.

> „Che me ne importa
> Se non son bella,
> Ho l'amante mio che fa il pittore,
> Mi faro tingere
> Come una stella."

Welt blieb in kreisender Bewegung. Irgendwo wurde getanzt, gelacht, getollt. Irgendwo starben Tiere, verröchelten Menschen. Irgendwo sang ein Vogel, blutete ein Herz, erfüllte sich ein Gesetz.

> „Ho l'amante mio che fa il pittore,
> Mi faro tingere
> Come una stella."

V.

Klaus Dieffenbronner öffnete die Friedhofspforte und schritt mit Maria schweigend die Gräber entlang. An der hinteren Mauer, über deren verwitterte Steine breit die hangenden Äste der Tannen fielen, stand ein geschnitztes Holzkreuz mit der Inschrift: „Magdalena Dieffenbronner, geb. am 14. März 18..., gestorben im August 18... Gott schenk' ihr die ewige Seligkeit."

Maria trug einen kleinen Kranz von Immergrün, den hing sie über das Kreuz, und dann blieben beide in einer stillen Versunkenheit vor dem Grab stehen und ließen die Köpfe hangen.

Der Morgen war noch frisch und frei von quälender Hitze, und von den Bäumen klang der helle Ruf der Meisen. Das Land ringsum war still, und die weißen Gipfel stachen flimmernd in das Blau des Himmels. Grüner Glanz lag überm Gletscher, und das Kreuz auf der Sifantaspitze schien groß und von Lebendigkeit umflammt.

„Heute sind es dreiundzwanzig Jahre, daß ich deine Mutter verlor. Hörst du, Maria?"

„Ich weiß es, Vater."

„Wenn ich dich hier stehen sehe, dann bist du ihr so ähnlich, daß ich dich mit ihr verwechseln könnte. Nur bist du jung, und ich bin alt geworden."

Er schaute sie an und rang mit einem Entschluß. In seiner Brust wurde ein Kampf ausgefochten, und dieser Kampf blieb Maria nicht verborgen.

„Du willst mir etwas sagen, Vater. Du quälst dich schon viele Jahre lang, ich weiß das bestimmt. Ich bin so alt, daß du mir Vertrauen schenken darfst."

Er war betroffen und schaute zu Boden. Dann wandte er sich ihr zu und blieb mit hangenden Armen stehen. Etwas unsagbar Schweres bahnte sich krampfhaft einen Weg. Er schluckte und wurde von einem Zittern befallen. Wann hatte Klaus Dieffenbronner gezittert! Langsam und zäh, wie eine Mühsal, rang es sich von seinen Lippen, und seine Worte waren von Heiserkeit gedämpft: „Deine Mutter, Maria — deine Mutter — liegt nicht — unter diesem Kreuz!" Er sank fast in sich zusammen, als er es aussprach. Sie blieb stumm, um seinen Kampf nicht zu stören, und fuhr nur mit der Hand über seinen entblößten Scheitel. Diese demütige Geste gab ihm Kraft. Er richtete sich hoch an ihr und schaute seiner Tochter in die Augen. Sein Blick war gütig und doch ernst und abgewandt und wie von Schuld getrübt. Er legte den Arm um ihre Schultern, selbst fremd berührt von dieser Zärtlichkeit, und ging mit ihr zu einer Steinbank, die nahe unter einer Tanne stand.

„Deine Mutter liegt oben im Gletscher. Ich habe es all die Jahre vor dir verheimlicht und weiß nicht, warum. Ich konnte es dir nicht sagen; denn es lastet eine Schuld auf mir, Maria. Alle Menschen im Umkreis habe ich beeinflußt, daß sie es dir verschweigen, denn ich hatte Furcht vor dieser Enthüllung. Aber einmal mußt du es doch wissen. Deine Mutter schläft dreiundzwanzig Jahre im grünen Sarg." (Fortsetzung folgt.)



Das Lied / Nach einem Gemälde von Harry Detert

Die Gummikultur an Sumatras Ostküste.



Ziehen von Gräben zwischen den Baumreihen einer Gummipflanzung.

Diese zur Verhinderung des Abspülens von Humus angelegten, 60 cm breiten und tiefen Gräben füllen sich in ungefähr einem Jahr mit abgespülter Erde und Laub sowie mit abgeschnittenen Leguminosen (Gründünger) und dienen so zur Verbesserung des Kulturbodens. Jedes Jahr werden alte Gräben geschlossen und neue in unmittelbarer Nähe gezogen. Einmal in nord-südlicher Richtung, dann das folgende Jahr in ost-westlicher Richtung.

Durch das Aufblühen der Autoindustrie entstand eine große Nachfrage nach Gummi. Die alten Gummipflanzungen in Britisch- und Holländisch-Indien waren nicht mehr imstande, den Bedarf zu decken. Überall wurden neue Gummipflanzungen angelegt, so auch an Sumatras Ostküste. Durch Regen- und Witterungsverhältnisse ist der dortige Boden ganz besonders für diese Kultur geeignet. Die Gummikultur braucht nicht so viele geschulte Kräfte, was der Arbeiter wegen in Sumatra sehr erwünscht ist, im Gegensatz zur Tabakkultur, die Spezialarbeiter erfordert. Schon vor dem Weltkriege legten auch deutsche Gesellschaften einige Pflanzungen an, die meist aus gemengten Kulturen, und zwar Gummi als Hauptkultur und Robustakaffee als Nebenkultur, bestanden, bis der Kaffee dem Gummi Platz machen mußte. Durch das Zwischenpflanzen von Kaffee werden die Betriebskosten einer Pflanzung bedeutend verringert, da der Kaffee bereits nach zwei Jahren eine kleine Ernte gibt, während der Gummi erst nach vier bis fünf Jahren gezapft werden kann. Nachdem das Land urbar gemacht ist, werden die jungen Pflänzchen aus den Beeten in das offene Feld gesetzt. Nun erfordert eine Gummipflanzung verhältnismäßig wenig Arbeit, da der Boden ganz mit kriechenden Leguminosen (Gründünger) bepflanzt wird, der das Unkraut nicht aufkommen läßt. Die Kosten für Unkrautjäten werden so auf ein Minimum beschränkt. Auch die älteren Gummipflanzen, die gut unter Leguminosen stehen, erfordern wenig Arbeit. Die Gräben, die gezogen werden müssen, um das Abspülen des Bodens zu verhindern, sind zwar kostspielig, aber das ist auch fast die einzige Arbeit, mit Ausnahme der Instandhaltung der Wege und der Bekämpfung von Krankheiten, die eine ältere Gummipflanzung erfordert. Gezapft wird der Gummi in den frühen Morgenstunden, gewöhnlich alle zwei Tage; gegen 10 Uhr morgens ist die Arbeit beendet. Der Latex (Gummisaft) wird nun durch die Zapfer in den Empfangshäusern auf den verschiedenen Abteilungen abgeliefert und dort gemessen oder gewogen. Die Abstände auf den großen Pflanzungen sind zu groß, und die Arbeiter würden oft stundenlang laufen müssen, wenn sie ihren Latex an die Zentrale abliefern müßten. Deshalb hat man auf jeder Abteilung Latex-Empfangsstationen gebaut, von wo aus der Latex in Tankwagen nach der Zentralfabrik geschafft wird. Die Verarbeitung des Gummisaftes ist verhältnismäßig einfach. Nachdem der Latex morgens nach 10 Uhr in der Empfangsstation gewogen ist, kommt er sofort in die Fabrik, um hier verarbeitet zu werden. Die Zapfer reinigen dann ihre Eimer und Gefäße und sind bis zum anderen Morgen frei. Der Latex kommt in der Fabrik in große, mit weißen Kacheln ausgelegte Zementbehälter und wird mit Säuren gemengt, um ihn so schnell wie möglich zu verdicken. Je dünner der Latex, desto mehr Säure wird gebraucht, je trockner die Witterung, desto dicker der Latex. Der fertige dicke Teig wird durch die Walzen zu Platten geformt, und diese gehen in die Räucherhäuser zum Trocknen und Räuchern. Morgens gezapfter Gummi hängt am Abend schon im Rauchhaus. Die nach dem Kriege neu erbauten Fabriken entsprechen den höchsten Anforderungen und sind mit allerbesten, meist deutschen Maschinen versehen, die es möglich machen, ein erstklassiges Produkt zu erzielen. Verpackt wird der Gummi noch sehr viel in Kisten. Die neue Verpackung in Sackleinwand hat fast nur auf amerikanischen Pflanzungen Verwendung gefunden. Der meiste Gummi wird direkt nach den Vereinigten Staaten von Amerika von dem Hafen Belawan aus verschifft.

Carl Ettling, Pflanzungsdirektor a. D.



Auslegen der Saat in Keimbeeten in der Trockenzeit.



Saatbeete.

Bei Beginn der Regenzeit werden die Keimlinge ausgepflanzt in offenen Saatbeeten, um ein stärkeres Wurzelsystem zu erhalten. Dann erst werden sie als sogenannte „stumps“ (das sind abgeschnittene, drei Viertelmeter hohe Pflanzen mit starken Wurzeln) ins offene Feld ausgepflanzt.

Rechts nebenstehend: Im Gummiwald.





Abzapfen des Gummisaftes (Latex).

Gewöhnlich wird der Baum auf ein Viertel seines Umfangs an jedem zweiten Tag gezapft, indem man mit einem das Zellengewebe des Baumes nicht verletzenden Zapfmesser einen ganz kleinen Streifen Rinde entfernt. Der Saft läuft in einen kleinen Glasbecher. Bei günstiger Witterung beträgt die Produktion eines älteren Baumes 100 g Latex je Zapftag. Ein guter Arbeiter zapft ungefähr 200 Bäume am Morgen.



Feldbahn für den Transport des Saftes von der Latexempfangsstation einer Pflanzung zur Fabrik.

Ist das Terrain bergig, so transportiert man mittels Tankwagen, die entweder mit Pferden oder Ochsen bespannt sind. Zum Transport des Latex werden aber auch schon sehr viel elektrische Wagen gebraucht.





Blick in den Saal der Fabrik für die Weiterverarbeitung des Latex.

Der frische Latex wird in der Fabrik durch Hinzufügen von verschiedenen Säuren verdickt. Diese Masse wird dann durch elektrisch angetriebene Walzen zu etwa 2 cm dicken Platten verarbeitet, die hierauf im Rauchhaus zum Räuchern und Trocknen aufgehängt werden. Das Räuchern verhindert ein Schimmeln des Gummis.

Links nebenstehend:

Abwiegen des Latex auf einer Empfangsstation.

Das Abwiegen des Latex geschieht in kleinen Gebäuden auf den verschiedenen Abteilungen einer Pflanzung durch europäische Assistenten. Von hier aus geht der Latex in Tankwagen in die Fabrik.

Rechts im Oval:

Das Rauchhaus einer Fabrik zur Gummisaftverarbeitung.







Blick in ein Rauchhaus: Links: Trockenraum. — Rechts nebenstehend: Verpacken der Gummiplatten.

Im Rauchhaus trocknen die langen weißgelblichen Gummiplatten im Laufe einiger Tage an und werden dann durch Rauch dunkelbraun gefärbt. Sobald der Gummi trocken ist und durchgeräuchert, wird er in ungefähr 2 m lange Platten geschnitten und in dünnen Holzkisten verpackt.



Die Kürsinger Hütte mit Neubau (rechts). Dahinter der Geiger und die Maurerkeesköpfe.



Steigende Schatten am Gipfel des Großvenedigers

Frühlings-Skifahrt zum Großvenediger

Aus wildzerklüfteten Gletschern, meilenweiten Firnfeldern ragt 3660 m hoch der Großvenediger im Kreise seiner Trabanten, formvollendete Linien, majestätische Gestalten. Wenn im Tal schon die Bäume blühen, herrscht in dieser Höhe immer noch der Winter. Aber nunmehr ist die schönste Zeit zu den großzügigsten Skifahrten, wie sie z. B. die Venedigergruppe im Umkreis der Kürsinger Hütte bietet.

In wunderbarer Mondnacht kamen wir von Neukirchen im Pinzgau durch das Obersulzbachtal zur Kürsinger Hütte. Acht Stunden währte der Marsch, kann man doch um diese Jahreszeit nicht dem kürzeren Sommerweg folgen, sondern muß durch die Türkische Zeltstadt, wie der großartige Eisbruch des Obersulzbachkeeses (Kees in den Hohen Tauern gleichbedeutend mit Gletscher) heißt.

Anderntags ein schneidend kalter Morgen, die stolzen Gipfel blendend überstrahlt vom Frühlicht. Auf beinhartem Harscht klappern die Skier hinunter zum Obersulzbachkees. Stundenlang ziehen wir da unsere Spur, zur Rechten über wilden Eisbrüchen der Venediger — der Herrscher der Gruppe — zur Linken ein formenschöner Berg mit weniger schönem Namen — Keeskogel. Rückblickend über unsere Spur die Gipfel der Sonntags- und Schlieferspitze, bis wir nach dem Zwischensulzbachtörl (Scharte zwischen Ober- und Untersulzbachkees) den Kleinen Venediger und die spaltengefährliche, tückisch verschneite Venedigerscharte erblicken. Zwei Stunden später klappern unsere Skier über den verblasenen Schnee der Scharte, den Blick uns eröffnend auf zwei wundervolle Firnkuppen, Kristallwand und Rainerhorn. Nach kurzer Rast geht's dann in einer Stunde hinauf zur Gipfelwächte des Großvenedigers. Am langen Seil gesichert, trat von uns einer nach dem andern auf die Wächte. Grenzenlos ist hier der Blick. Im Osten in kühner Form der Großglockner und seine Vasallen — im Süden die Dolomiten (Pelmo, Tofanen, Drei Zinnen, Antelao, Civetta, Marmolata usw.). Im Westen die Berge der Reichenspitzgruppe, der Zillertaler, Stubaier und Ötztaler Alpen, kaum kenntlich in schimmernder Ferne sogar Ortler und Bernina, und im Norden die Kalkalpen vom Wetterstein bis zum fernen Gesäuse im Osten. Und fast noch grandioser der Nahblick über die großartige Gletscherwelt. — Schneidend kalter Wind ließ uns nicht lange weilen. Schon nach kurzer Zeit fuhren wir angeseilt über das Schlattenkees zur Venedigerscharte, von hier in vorsichtigen Bogen über spaltengefährliches Gelände zum ungefährlichen Obersulzbachkees. Hier nun, vom Seil befreit, Schuß! Mächtige Schneefahnen löst die rasende Fahrt (wohl 70—80 km Tempo), der Körper kauert sich zu tiefster Hocke, ein paar kurze Minuten, und stundenlange Aufstiegsstrecken liegen hinter uns. Hinter den Schlieferspitzen sinkt die Sonne, noch schimmernde Streiflichter auf weiter Gletscherfläche, in wundervoller Beleuchtung steht der Wilde Geiger, dann steigen die Schatten der Nacht höher und höher zum Gipfel des Großvenedigers.

Wieder stehen die Berge im Morgenlicht. Unvergleichlich stolz die Pyramide des Geigers, wohl des schönsten Berges der Gruppe, die uns noch lange nachblicken wird durch das lange Obersulzbachtal, und wieder klappern die Bretter am Harscht hinunter zum Obersulzbachkees, aber unsere Spur geht talaus. Die in der Sonne glitzernden Eistürme der Türkischen Zeltstadt liegen leider zu bald hinter uns. Wiederholt halten wir Rast, ziehen an der dürftigen Obersulzbachhütte und der Postalm unsere Spuren vorbei, bis dann nach der Berndl-Alm uns der Hochwald aufnimmt und wir unsere treuen Brettln abschnallen müssen, die uns so mühelos von den stolzen Höhen herabgetragen haben.

Im Pinzgau blühen die Bäume, steht alles im frischen Grün, und wie uns der Zug am Talausgang des Untersulzbachtales vorbeifährt, grüßt uns zum letztenmal in fleckenlosem Weiß der Gipfel des Großvenedigers. Ernst Baumann.



Rast im oberen Obersulzbachtal. Im Hintergrund die Türkische Zeltstadt und der Geiger.

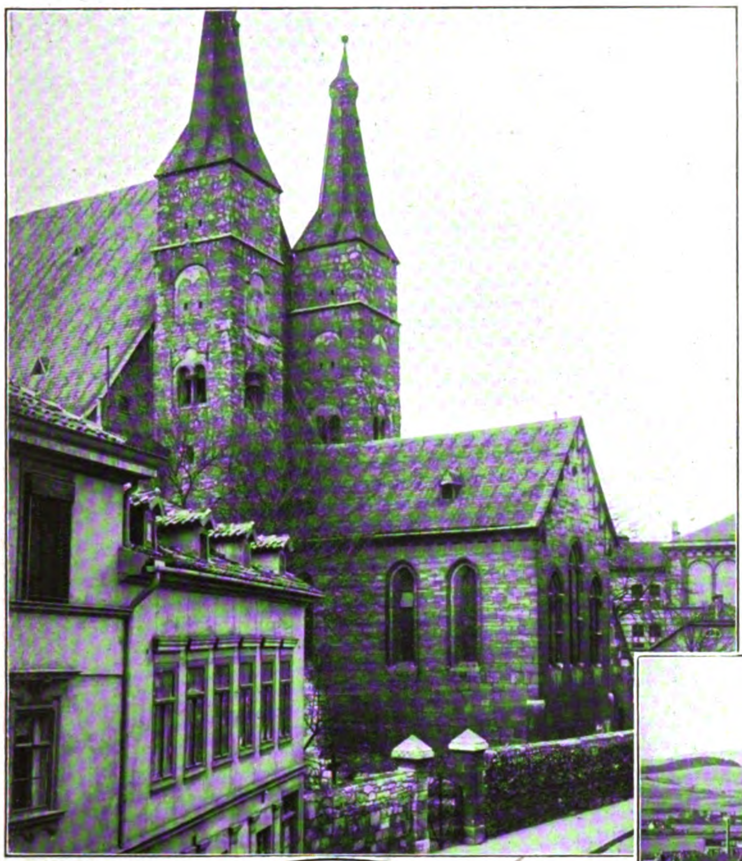


Hinauf zur Gipfelwächte des Großvenedigers.



Nebenstehend: Die Eistürme der Türkischen Zeltstadt im Sonnenglanz.

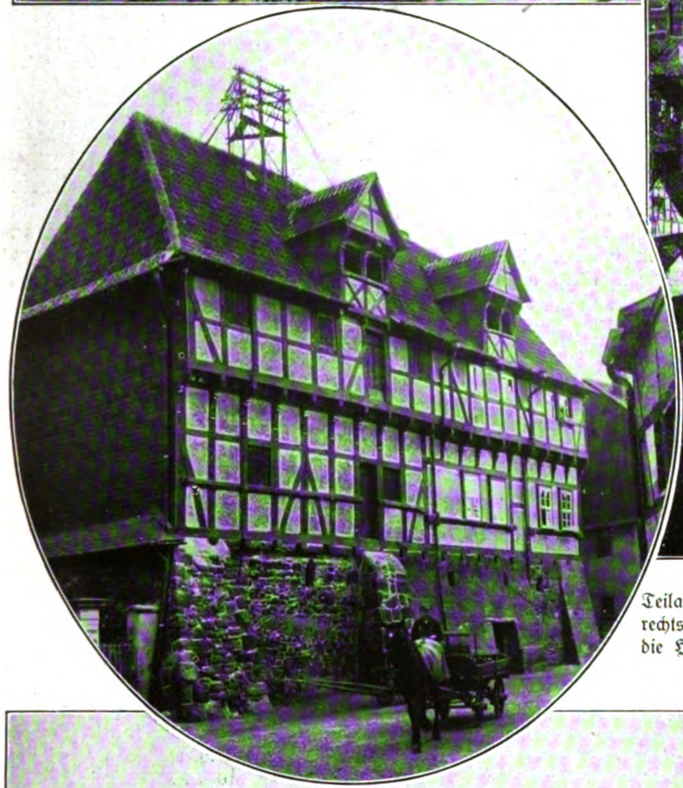
Das 1000jährige Nordhausen





Links nebenstehend: Die Doppeltürme des Domes. — Oben: Das Rathaus mit dem hölzernen Roland.





Teilansicht von Nordhausen: Links der Dom, rechts die St.-Blasien-Kirche, im Hintergrund die Harzberge. — Im Oval: Das um 1500 erbaute Frauenberg-Kloster.





Links: Der Neptunbrunnen auf dem Kornmarkt. — Rechts: Die Wassertreppe, eine der vielen, eine Eigenart Nordhausens bildenden Treppenstraßen, mit noch erhaltener Befestigungsanlage.

Vom 27. bis zum 29. Mai begeht die Stadt Nordhausen am Harz die Feier ihres tausendjährigen Bestehens durch eine Reihe von Veranstaltungen, unter denen der historische Festzug in der breiteren Öffentlichkeit die Erinnerung an große Tage wachrufen wird. In der Urkunde Heinrichs I. vom Jahre 927, mit der dieser Sachsenkönig und Städtegründer Nordhausen seiner Gemahlin Mathilde schenkte, das erstemal genannt, kam die Stadt 1220 ans Reich und war bis 1803 Freie Reichsstadt. Neben manchen anderen überkommenen Zeugen gemahnen vor allem Reste der alten Stadtmauer an jene Zeit städtischer Wehrhaftigkeit und Blüte. Seit 1815 gehört Nordhausen endgültig zu Preußen. Den alten Ruf als Herstellungsort des „Nordhäusers" und des Kautabaks hat sich die Stadt bis auf heute zu wahren gewußt.

ALTE DEUTSCHE HERBARIEN



Weißwurz oder Salomonssiegel.



Tomate, der „Liebesapfel" der Alten.

Über die deutschen Herbarien des 16. Jahrhunderts ist wenig bekannt, so daß der Versuch einer zusammenfassenden Arbeit weiteren Kreisen willkommen sein dürfte. Die alten Pflanzensammlungen sind für die Geschichte der Botanik von großer Wichtigkeit, weil sie die volkstümlichen und alten Pflanzenbezeichnungen zum Vergleich mit den heutigen wissenschaftlichen Namen vermitteln, Aufschluß über frühere Verbreitungsgebiete gewisser Pflanzen geben können und anderes mehr. Aber auch in kulturhistorischer Hinsicht gewinnen wir einen außerordentlich interessanten Einblick in die Methoden der alten Heilkunst und Volksmedizin, denn die Pflanzen sind vielfach in bezug auf ihre Verwendung zu Heilzwecken betrachtet und nach ihrer „Krafft und Würkung" eingeschätzt.

Die ersten Herbarien, das sind zwischen Papier getrocknete Pflanzensammlungen, entstanden in der Mitte des 16. Jahrhunderts; die aus dieser Zeit genannten englischen Herbarien sind nicht erhalten geblieben. Das älteste Herbarium ist von Ulysses Aldrovandi (1554) in der Bibliothek des Botanischen Gartens in Bologna; ein etwa gleichaltriges Herbarium von Cherardo Cibo befindet sich in der Angelica-Bibliothek zu Rom. Herbarien in Paris (1558) und Florenz (1563) schließen sich den vorgenannten an. Dann folgt das Herbarium des Augsburger Arztes Leonhard Rauwolff (1573 bis 1575), das, ursprünglich im Besitz des bayerischen Kurfürsten, wahrscheinlich im Dreißigjährigen Kriege verschleppt wurde und heute im Rijks-Museum zu Leyden sich befindet. In der Reihe der Herbarien folgen nun die vier des Hieronymus Harder und die zwei von Caspar Ratzenberger; sie sind deutschen Landen erhalten geblieben.

Ratzenberger legte zwei Herbarien an; das erste aus dem Jahre 1592 im Museum zu Kassel galt als das älteste deutsche Herbarium. Ratzenbergers zweites Herbarium, aus dem Jahre 1598, war lange Zeit verschollen und wird jetzt in der Bibliothek zu Gotha aufbewahrt.

Ratzenberger muß nun nach der heutigen Kenntnis der erhaltenen Herbarien als erster deutscher „Herbarius" zurücktreten, da der „Schulmeister und Simplicist Hieronymus Harder zu uberchingen" sein erstes Herbarium bereits in den Jahren 1574 bis 1576 angelegt hat. Harder widmete dieses Herbarium dem Herzog Albrecht V. von Bayern. Albrecht V. hatte 1561 die Bayerische Hof- und Staatsbibliothek gegründet, und im Katalog dieser Bibliothek ist das Herbarium auch eingetragen (1583). Das Werk fehlt seit 1632 in der Bibliothek. Da die Schweden vom 17. Mai bis zum 7. Juni jenes Jahres München besetzt hatten und aus der kurfürstlichen Kunstkammer und Bibliothek bei ihrem Wegzug so manches mit wegführten, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß auch das Herbarium annektiert wurde. Dann war es verschollen bis zum Jahre 1870. Von einem Apotheker Back in Tharandt wurde das vom Vater geerbte Werk der Forstakademie in Tharandt geschenkt. Durch das Exlibris wurde es als das dem Herzog Albrecht V. gewidmete Herbarium identifiziert. Aber auch in der Tharandter Bibliothek ward das Herbarium noch zu einem vierzigjährigen Dornröschenschlaf verwahrt, so daß das Ratzenbergersche Herbarium stets als das älteste angegeben wurde. Im Jahre 1911 wurde das Herbarium von der Forstakademie seinem einstigen Besitzer, dem bayerischen Staate, zurückgegeben, kam aber nicht in die Staatsbibliothek, sondern an das Deutsche Museum.

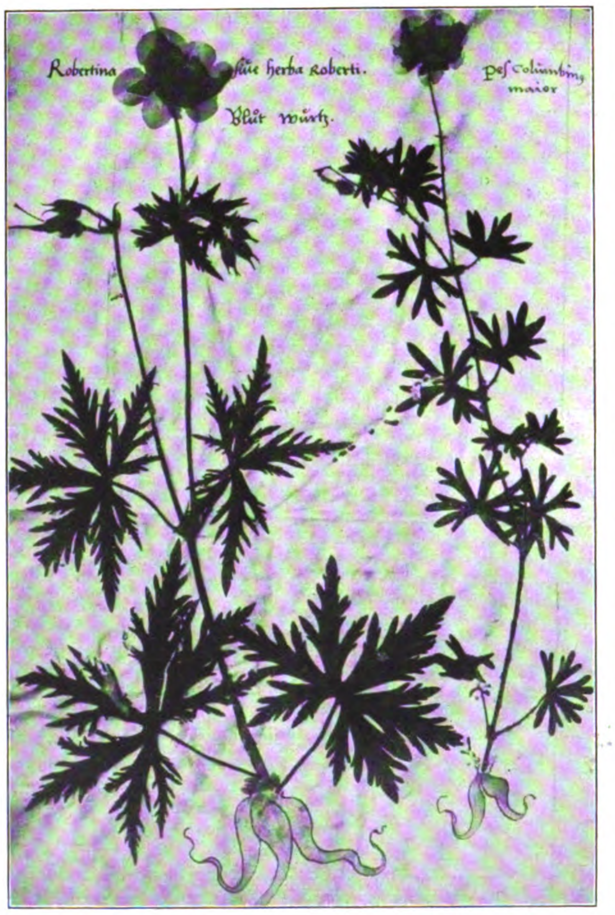
Ein weiteres Hardersches Herbarium aus dem Jahre 1594 ist in der Bibliothek der Stadt Ulm, und ein solches von 1599 befindet sich im Naturhistorischen Hofmuseum in Wien.

Bei den Nachforschungen über das Schicksal der wiedergefundenen ersten Harderschen Sammlung wurde in der Stadtbibliothek zu München auch das Herbarium aus den Jahren 1576 bis 1594 entdeckt, das also mit dem Ulmer Exemplar gleichaltrig ist. Es ist das umfangreichste der Harderschen Herbarien und wohl auch die reichhaltigste Sammlung aus dem 16. Jahrhundert. Dieses Herbarium hat sehr gut erhaltene Pflanzen und meist von Harders Hand stammende schriftliche Einträge, die sich vorwiegend auf Anwendung und Heilkraft der Pflanzen beziehen. Der Folioband besteht aus 340 starken Papierblättern, auf die meist beiderseitig die Pflanzen mit der ganzen Fläche geklebt sind. Dicke Pflanzenteile, wie Wurzeln, Zwiebeln, Stengel und Früchte, die sich nicht pressen ließen, sind von Harders Hand durch kolorierte Zeichnungen ergänzt worden. Auch der Standort, Mauern, moosbedeckte Steinblöcke, Wasser (mitunter die dazugehörige Fauna), ist zeichnerisch angedeutet. In der Regel stehen bei jeder Pflanze der lateinische und der deutsche Name, oft auch Synonyma. Im allgemeinen haben die deutschen Pflanzennamen eine Änderung bis heute nicht erfahren, während die wissenschaftlichen Gattungs- und Artbezeichnungen heute vielfach andere sind.

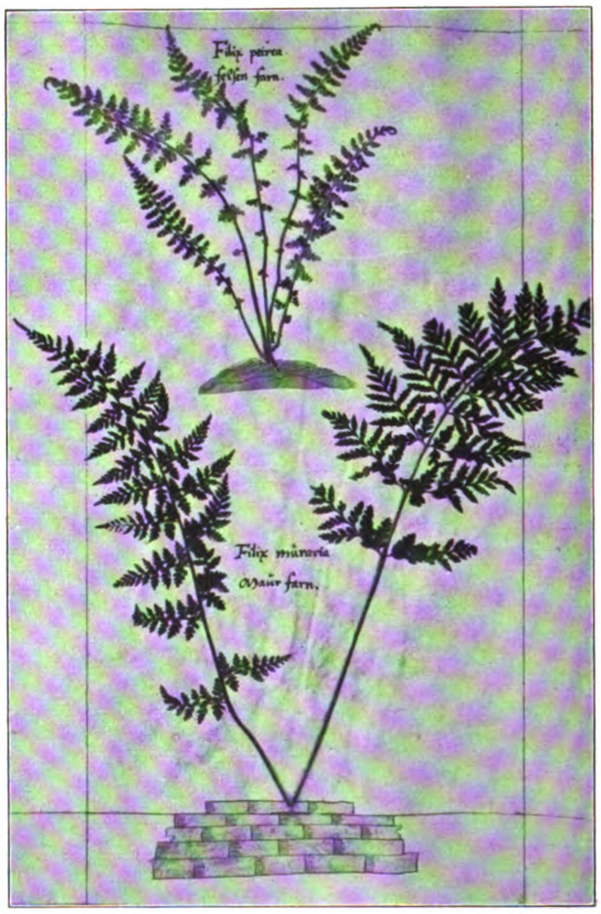
Die in den Harderschen Herbarien enthaltenen Pflanzen sind meist allgemein verbreitet; sie dürften aus der Umgebung von Überchingen, dem damaligen Aufenthaltsort Harders, stammen. Neben einer Anzahl kultivierter Gartenpflanzen und ausländischer Gewächse finden sich auch Pflanzen, die an den Nordrand der Alpen (Bodensee) verweisen. Entweder waren diese früher weiter verbreitet, oder man muß annehmen, daß Harder auch auf Reisen gesammelt hat, wenn er nicht diese Exemplare von Bekannten erhielt, was vielleicht auf Grund des oben angeführten Eintrags im Katalog der Bayerischen Staatsbibliothek angenommen werden darf. Jedenfalls hat Harder mit großem Scharfblick gesammelt, so das Farnkraut Asplenium fontanum, das bei Überchingen auch heute noch, aber nur an einer Stelle, vorkommen soll, sonst aber als sehr selten gilt.

Von den Gartenpflanzen ist die Tomate, Solanum Lycopersicum *L.*, interessant und in sehr schöner Anordnung gut erhalten. Harder nennt sie „Solanum marinum, Portugalischer nachtschatt". Die Tomate wird zuerst 1560 von einem Italiener Anquillara erwähnt und von Geßner 1561 (Horti Germaniae) beschrieben. Nach Geßner wurde sie in Nürnberg, Torgau und Breslau kultiviert, scheint sich aber rasch ausgebreitet zu haben, da Harder sie in seinen Herbarien hat und 1588 „diese Oepfel in den Gärten gemein worden seyn".

Hermann Schoepf.

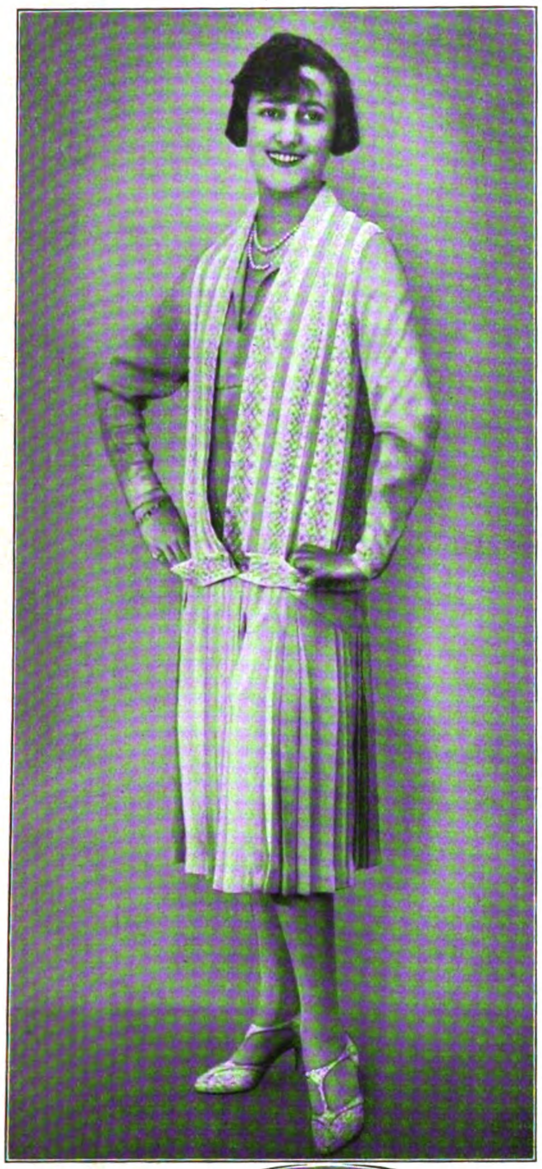


Storchschnabelgewächse.

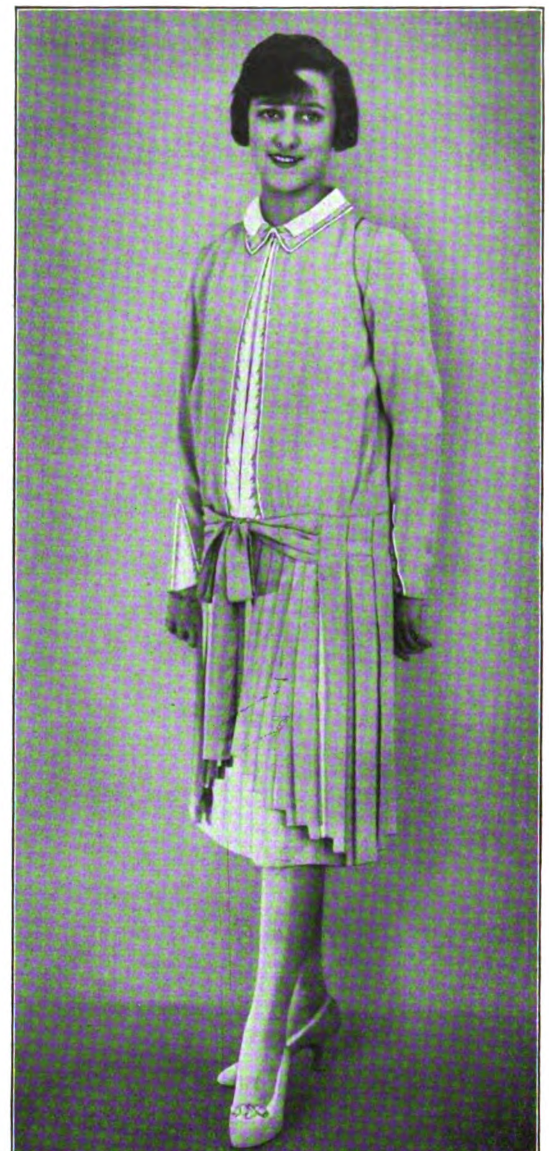


Felsenfarn (oben) und Mauerfarn.

Die Pariser Sommermode











Oben links:

Kaschakleid mit gemusterter Weste. (Modell: Béchoff.)

Oben Mitte:

Grün und silber durchwirkter, mit Hermelin besetzter Abendmantel in Cape-Form. (Modell: Béchoff.)

Oben rechts:

Malvenfarbenes Nachmittagskleid. (Modell: Béchoff.)

Im Kreis:

Beigefarbener Filzhut mit Ekrüspitze. (Modell: Béchoff.)

Unten links:

Komplet aus königsblauem Charmelaine und kariertem Crêpe flamenga. (Modell: Joseph Paquin.)

Unten rechts:

Abendkleid aus Crêpe Georgette und rosa Spitzen, mit rosa Taftrüschen besetzt. (Modell: Joseph Paquin.)





Märkischer See

Nach einem Gemälde von Reinhold Dieffenbacher

Herrn Edikos Abend

NOVELLE VON ELISABETH BRAUNHOFF

Sie kamen von der Jagd. Derbe Rosse dampften in der Nachtkühle, hier und dort klirrte riemenumhülltes Gewaffen, auf groben Karren türmte sich Beute, hin und her geworfen vom plumpen Stoß der eichenen Scheibenräder, daß Bär und Hirsch noch zu leben schienen unterm qualmigen Fackellicht. Geschorene Knechte stemmten sich schwitzend gegen die Hunde, die Meute blaffte aufgeregt dem Hof entgegen. Herr Ediko, Herzog im Alpengau, weiland Kaiser Karls des Reichen Getreuer, ritt im dichtesten Schwarm. Sein graues Haar wehte lang aus im Winde, er schlug sich klatschend auf die Schenkel, ins frohe Gewirr der Zurufe schütterte sein Lachen breit und gewaltig wie polterndes Gestein.

Der Weg bog sich, der stattliche Saalbau kam in Sicht. In raschen Sätzen sprang der Maurenläufer dem Zuge voraus, die Ankunft zu melden. Die schweren Balkentore knarrten auf, Feuerschein erhellte den Hof. Aus dunklen Türbogen, von schmalen Stiegen, aus Stall und Waffenkammer eilten die Haussassen, es drängte sich quirlend im flackernden Halblicht, im rauhen Lärm von Karren, Rossen, Männergestampf. Um die Beute wirkten schon geschäftig die Küchenknechte, der dicke Meister blähte sich in Wichtigkeit. Über die breite Treppe, zwischen bunt gemalten hölzernen Hallenbogen, kam die Herzogin herab mit ihren Frauen.

Herr Ediko setzte den mächtigen Bierkrug ab, winkte hinauf, rief zurück in den Haufen. Sie schleppten mühsam auf Stangen den gewaltigen Bären herbei. Herr Ediko stieß fröhlich den Fuß in den zottigen Pelz: „Hiltrudis! Wie gefällt dir der?"

Frau Hiltrud stand in dunklen Mantel gehüllt, schwere Zöpfe fielen gerade an den Schläfen nieder, ihr Gesicht, stark und sanft zugleich, war unbewegt: „Lob sei Jesus, daß du zurück bist!"

Von Edikos Zügen glitt das Lachen weg wie ein Tuch. Er sah im Grunde ihres Auges gramvolle Angst — er legte die heiße Faust auf ihre Schulter: „Noch kein Bote?"

„Keiner."

Er lächelte, es sah kindlich aus in dem harten Gesicht: „Was eine Mutter sich sorgen kann! Heinrich wird ein wenig tiefer in Pannonien kundschaften, als er sollte."

„Wenn aber die Hungern..."

„Frau, sei beruhigt. Der Hunne rührt sich nicht, sonst hätte Welf mich vom Jagen heimgerufen. Wir sind dies Jahr schon länger im Gebirg als sonst."

Die Herzogin zog den Mantel fester um sich. Sie schwieg. Herr Ediko wandte sich schroff. Die Lust war ihm genommen. Dunkel saß nun auch auf ihm wie ein Alp das Denken an den jüngsten Sohn: Herbst und Winter waren vergangen, seit der junge Heinrich nach der unruhigen Grenze ritt. Nun ging schon längst der Föhn im Gebirge, Täler und Almen ergrünten...

Ediko warf den Kopf zurück, daß der wilde Bart flog — wie es seine Gewohnheit war, Schlimmem zu begegnen. Da sah er den Mönch Hugbert. Wie der dastand, den mageren Kopf vorgebeugt, die blassen Hände übereinander in den Ärmeln der Kutte verborgen, wußte Ediko, der Schreiber hatte arge Botschaft.

Da neigte sich schon der Mönch: „Herr, in der Frühe ritt ein Bote ein vom König. Erlaubst du...?"

Ediko stieß den Speer so jäh auf die Stufen, daß der Mönch zusammenknickte: „König? — Nennst du den Bastard so vor mir?"

Der Mönch hob sänftigend die Hand: „Herr, Arnulf von Kärnten hat die Macht in deutschen Landen. Und er ist eines Karolingers Sohn. Wollt Ihr nicht...?"

„Aber ein unechter! Der mit einem falschen Kanzler seinen Herrn verriet, daß des großen Karl Nachfahr mußt krank und schambeladen landflüchtig werden! Schweig, Mönch, daß ich nicht denk, du hast mit dem Thronräuber dein Spiel wider mich, wie Luitward von Vercelli gegen Herrn Karl!"

Hugbert kannte seinen Herrn. Er schluckte schwer und sagte sanft: „So wollt Ihr den Boten nicht empfangen?"

„Nein!" schrie Ediko zornrot. Er wandte sich. Aber plötzlich lachte er grimmig. Die Stierhörner und Geweihe tanzten, so schlug er mit der Faust an den Pfeiler: „Ja, wenn ich satt bin von Hirschfleisch und Bier und die Lustigmacher mich freuen, dann soll der Bote des Magdsohns vor mich kommen, hörst du, dann!"

Der junge Graf, den König Arnulf den gefährlichen Weg zu Ediko, dem mächtigen, noch immer die Huldigung weigernden Welfen gesandt hatte, lächelte nur spöttisch, als Hugbert zaghaft die schmähliche Ladung vorbrachte. Aber er gürtete heimlich unter das leinene Wams sein italisches Panzerhemd.

Während die Mägde Herrn Ediko mit glühheißem Wasser wuschen, sprangen Beschließer, Keller- und Küchenmeister, von seinem raschen Befehl gescheucht, wie flatternde Vögel durch das abenddunkle Haus. In der großen Halle brannten mächtige Feuer, die lange Tafel glänzte unter weißem Festtuch mit Purpursaum, aus Truhen und Laden stieg Gold- und Silbergeschirr, Reichtum des Hauses. Die Fensterbogen wurden verhangen mit griechischem Samt, weiße Felle deckten die lehnenlosen Sitze, in Wandringen leuchteten wohlriechende Fackeln.

Herr Ediko trug sein Feierkleid aus morgenländischer Seide, den schweren Kronreif, das breite, kurze Schwert in edelsteinbesetzter Lederscheide. Die Herzogin saß still unterm farbigen Goldschmuck aus Byzanz, ein wenig gebeugt, als laste er zu schwer. Die Edelfreien, die mit Herrn Ediko zur Jagd geritten waren, tauschten Blicke ob der seltenen Pracht, das Ingesinde am Tafelende flüsterte mit roten Köpfen. Sie wußten, das Welfenhaus holte den fremden Prunk nur bei großem Anlaß aus den Schreinen.

Aber die Küchenknechte trugen auf weißen Lindenholzplatten triefende Braten um die Tafel, daß jeder mit gebogenem Messer sein Teil herunterschneiden mochte, und die Tafelmägde boten das süße Brot. Aus schweren Kannen floß roter Wein in geschmiedete Becher, und immer noch schwieg Herr Ediko über die feierliche Zurüstung.

Da begannen sie munter von mancherlei Jagderlebnis zu reden, ungewohnter Wein löste die Zungen, bald dröhnte die Balkendecke wider von rauhem Stimmklang und Becherhall. Der Herzog selber sah den Reichtum seines Hauses mit Behagen an, und wie er so saß, mit hundert Fältchen im braunroten Gesicht, immer noch der mächtigsten einer unter den Männern, hatte er den bösen Anlaß vergessen, um deswillen er den Prunk befohlen — er warf derben Scherz in die Runde.

Hugbert, der Mönch, prüfte mit scheuen Blicken die steigende Heiterkeit. Er erhob sich endlich und flüsterte hinter seines Herrn Stuhl. Ediko furchte die Stirn, jäh wie ein Stoß fuhr ihm der alte Zorn wieder ins Herz, er krampfte die Fäuste: „Ja! — Laß ihn kommen!"

In das Schweigen, das plötzlich über die Trinkfrohen fiel wie Reif, trat der Königsbote: „Herzog Ediko, dir bietet Gruß und Gnade König Arnulf, unser Herr..."

Dem Boten zerbrach das Wort. Ediko war langsam aufgestanden. Es war so still, daß Knistern der Feuer wie Getöse schien. Eriko begann zu sprechen, schwer und grollend, wie aus tiefem Schacht, drang sein begrabener Gram herauf:

„Mann, laß dir sagen: Der m e i n Herr ist, heißt Kaiser Karl, des deutschen Ludwigs Sohn. Und daß du weißt, zu wem du sprichst, eh deine glatte Rede weiterplätschert: Ich, Ediko, bin mit Herrn Karl ein Leben lang geritten, gegen Papst und Normannen, Heiden und Römer. Ich war bei ihm, als er in Zweifeln rang, weil Luitward, der Kluge, ihm drängend anlag, er solle mit Gold statt mit Blut den Normannenfrieden erkaufen. Ich sah seine Not, als er sein Weib Richardis im Ehebruch wußte mit jenem Luitward, des welschen Hufschmieds Sohn, den er in endloser Güte von Ehre zu Ehre bis zum Kanzler gehoben hat. Und endlich, Knabe: Ich stand neben ihm auf dem Reichstag zu Speyer, als jener geflohene Luitward wiedererschien mit seinem neuen Beschützer Arnulf, Karls Bastardneffen, und mit der welschen Giftzunge hetzte, log und belferte gegen ebenden Frieden, den er selber geraten, bis den deutschen Fürsten allesamt Hirn und Treue zerbrach! Und als in der furchtbaren Stunde den Kaiser die alte Krankheit wieder packte, daß er unmächtig hinsank, hab ich ihn auf meinen Armen aus dem Saale getragen, unter dem Gebrüll der Bosheit, die ihn vom Throne stieß. Nächtlicherweile bin ich mit ihm aus Speyer geritten, südwärts, daß meine Hofstatt ihn berge, da ist er mir jählings entwichen, während ich schlief — niemand weiß, wohin."

Ediko atmete hoch auf: „Jetzt sage, was jener Arnulf an m i c h für Botschaft haben kann!"

Der junge Graf blickte zu Boden: „Herr, Kaiser Karl ist tot. Wollt Ihr nicht...?"

Ediko fuhr auf: „Niemals! Ich bin gen Neidingen geritten, als es hieß, der Kaiser sei dort plötzlich verschieden. Seinen Sarg hab ich gesehen, da wußt ich, daß in der schmalen Truhe der mächtige Mann nicht liegen konnt. Die Lüge hat ausgesprengt, der Ruhe haben will auf geraubtem Thron! — Ich warte auf den Kaiser."

Der Bote sagte, noch immer beherrscht: „Herr, ich soll Euch König Arnulfs Freundschaft und Gnade melden. Kein Groll und Hader soll Deutschland mehr zerreißen, er will Euch das Herzogtum Schwaben verleihen. Ihr sollt ihm der Nächste sein, so Ihr diesen Sommer kommt zu Reichstag und Huldigung."

Ediko sagte, wieder ruhig: „Was Deutschland! So wollt Ihr nur die Treulosigkeit abwaschen! Sieh dich gut um, Mann. Was du erblickst, Reichtum meines Hauses, kommt alles aus Karls gütiger Hand. Ich halte Treue um Treue, Eid um Eid. Schimpf und Schande ist's vor mir, dem Magdsohn zu dienen."

Dem Boten schoß das Blut ins Gesicht: „Ist's Schande, dem Deutschen König zu dienen, Herzog, dann trifft sie dein Haus zuerst! Denn Heinrich, dein zweiter Sohn, ist statt nach Pannonien, spornstreichs zu Hofe geritten..."

„Heinrich!“ Die Herzogin hob die Arme.

„Lüge! Arnulfs Lüge!“ Ediko stand keuchend, Fäuste auf die Brust gepreßt, Kopf geneigt, wie der Stier zum Angriff: „Aus dem Saale, eidbrüchiger Lästerer!“

Aber der Graf stieß das Schwert breit auf den Estrich: „Bei Gottes Tod, Herzog, erst höre! Dein landloser Sohn hat den Lehnseid geschworen für die reichen Gaue, die Königs Gnade ihm schenkte! Nun bietet Arnulf auch dir die Hand in Güte — aber folge oder bleibe, es gilt uns gleich! Ein Welfe dient uns — den Alten brauchen wir nicht mehr!“

Ein Pergament flog auf den Tisch, dran hingen König Arnulfs und des jungen Heinrich Siegel. Herzog Ediko tastete danach, vor seinen gewaltigen Händen, die flogen wie Äste im Wind, stürzten Becher und Kannen, und plötzlich stürzte er selber, breithin über den Tisch, lautlos, wie gefällt.

Die Männer duckten die Köpfe, als striche des Schnitters Sense drüber hin. Einer wollte zu Hilfe eilen. Da stand die Herzogin dazwischen. Indessen regte sich Ediko, er zog sich mühsam hoch, sein rotes Auge stierte, wüst in die Stirn hing das graue, plötzlich nasse Haar. Er hob den Mantel zur Stirn, das zerstörte Antlitz verhüllend — so wandte er sich zur Tür wie ein Blinder, zwischen den Männern hindurch, indes die lustigen Feuer zu brausen schienen in der tödlichen Stille. Die Herzogin folgte, sie schien kleiner geworden, sie ging schleifend, wie eine alte Frau. Der Saal war plötzlich öde, wie die Stelle, darauf ein Mord geschah.

Frau Hiltrud pochte vergeblich an Edikos Kammertür. Sie hörte seinen Tritt, ruhelos hin und her, und sein ungefüges Stöhnen. Da hockte sie nieder auf der Schwelle.

Als gegen Morgen Ediko den Riegel hob, fand er sie so. Er nahm sie sanft auf, aber ihr schien, als rühre ein Toter sie an. Sie zitterte vor Grauen.

„Frau, ich gehe, die Männer zu rufen. Du fasse dich zum Abschied. Denn ich muß von hinnen.“

Sie sah im grauen Zwielicht sein Gesicht, das sie so freudig kannte, fremd und leer von Härte, und sie begriff. So senkte sie nur den Kopf. Ihr wundes Schluchzen, im Schleier erstickt, hörte er nicht mehr. Als sie zu gehen anfing, fiel von ihrer Schläfe der Byzantiner Goldschmuck, er blieb liegen, wie fortgeworfene Hülse.

In der bunten Halle trat Ediko vor die Männer. Er trug noch den Kronreif, den Mantel, das fürstliche Schwert. Aber wie er da stand, mit wirrem Haar, vergrautem Gesicht, und langsam den Reif von der Stirn hob, wußten sie alle, was kam. Sie drängten herzu, Schreck und Erschütterung barst in lärmende Zurufe, aufrührerisch klirrten die Schilde. Aber wie er sie nun der Reihe nach ansah, fiel aus diesem fahlen, leeren Gesicht etwas wie Kälte und Schauer in die einfachen Herzen, wie es sie manchmal beschlichen hatte, droben vor der großen Öde im Eisgebirg. Sie standen mutlos, gelähmt, und es war in der Stille einer Totenkammer, daß Ediko zu sprechen anhob mit einer Stimme, die gleichsam verrostet aus der Tiefe sich losrang:

„Nehmt das“, und er legte zum Goldreif Mantel und Schwert, „und bringt's meinem Sohne Welf — denn ich bin unwürdig worden seit gestern. Ich bin besudelt mit Schande von Kopf zu Fuß, denn ich habe... jenen... gezeugt. Jenen, der auf mein reines Haus geladen hat: Treubruch, Verrat und die Schande, einem Bastard zu dienen. So will ich in die Wildnis gehen, daß kein Mensch mehr mir ins Gesicht sieht. Vielleicht, daß ich so mit meiner Sühne die Schande abwaschen kann von meinem Geschlecht. Keiner soll mir folgen, keiner mich suchen. Dank für Treue — mich seht ihr nicht mehr.“

Er wandte sich. Sie ließen ihn gehen, als schritte ein Gespenst vorbei. Wie aber der Mönch Hugbert ins Knie sank und laut zu beten anhob, weinte ein Alter; die anderen preßten die Fäuste vors Gesicht.

Als die Sonne hochstand, war der Auszug bereit. Im Hofe stand ein Maultier, beladen mit dürftigstem Gerät, nötigster Zehrung. Ediko stieg herab im kurzen Wams der Berghirten, den groben Kapuzenmantel am Riemen über die Schulter gehängt, die Beine mit Fellen umschnürt. Er legte die Hand an den Zaum, da trat aus dem Schatten die Herzogin, auch sie magdhaft geschürzt zu weiter Wanderung. Ediko sah sie an wie eine Fremde. Da sagte sie leise: „Ich habe ihn geboren.“

Ediko fühlte ihr Recht. Er bewegte kaum die Lippen: „Komm.“ Und wandte sich zum Ausgang.

Öde wie gestorben lag der Hof. Die Ediko liebten, standen unsichtbar hinter Tür und Laden, von seinem letzten Befehl gehalten, zähneknirschend, fluchend, weinend. Der Knecht im Stall verhielt dem Roß die Nüstern, der Küchenmeister löschte sein Feuer. Nur die weiße Sonne flimmerte so grell auf der lautlosen Leere, daß Treppen, Mauern, Läden fast schaurig standen wie bleiches Totengebein.

Draußen im Brückenschatten hockte tief versteckt, den Auszug zu sehen, der kleine Falknersbub, dem Herr Ediko oftmals spaßhafte Klapse ausgeteilt hatte. Aber als auf den Holzplanken der langsame Maultiertrott, die vier groben Schuhe erklangen, wühlte der Bub jäh den Kopf ins hohe Gras, von unbegriffenem Schrecken zitternd, und wagte erst die Augen zu heben, als schon fern im Blauen der armselige Zug klein und verloren in die unermeßlichen Wälder tauchte.

Sie wanderten stumm, bis der Tag erlosch. Der Morgen kam, und sie wanderten stumm. Sie schmeckten nicht, was sie aßen; sie wußten nicht, daß sie aus springendem Rinnsal tranken; sie ruhten dort, wo gerade die Nacht einfiel — die Frau an der Flanke des Tieres, denn sie fror im Mark; Ediko abseits am Baum. So sah die wachende Frau ihn Nacht für Nacht sitzen in ragendem Umriß, Wildes, Dunkles, Uferloses brütend. Sie hatte kein tröstliches Wort. Denn sie wußte, ihn fraß jene Scham, für die es von Menschen keine Hilfe gibt. Hiltrud sah ihn am Tage vor sich gehen, mit diesem kurzen, stoßenden Schritt, der den ganzen Mann vorzureißen schien, und sie fühlte den tobenden Aufruhr hinter seiner gesenkten Stirn, in der keuchenden Brust, als müsse einmal die beißende Qual berstend ausfahren aus dem Schweigen mit einem endlosen Schrei...

Ihr Herz wurde matt in ohnmächtigem Schmerz um Mann und Sohn, um alles Verlorene, die Füße schleppten im Staube, die Augen waren blind, die Adern vertrocknet von zielloser Hoffnungslosigkeit. Kindlich klammernd hing ihr letztes Besinnen an dem Bilde des Gekreuzigten, wie es starr zwischen Gold und Steinen in der Kapelle der Pfalz stand. War er nicht allmächtig und allen Erbarmens voll? —

In der letzten Siedlung tauschte Ediko das Maultier um ein paar Ziegen. Nun trug er selber das arme Gerät. Sie stiegen aufwärts ins Unwegsame. Gefallene Stämme, gespaltene Felsen hemmten den Schritt, der Fuß versank unter Moos und Farn in Wurzeln, Löchern, Sumpf. Plötzlich stürzte Ediko schwer. Lag unter der Last, wie niedergebrochener Knecht in der Fron, lag wie erschlagen.

In diesem Augenblick fühlte Hiltrud — betäubt, ermattet, schmerzgequält, wie sie war — etwas in sich aufbrechen wie ein heißes Licht. Sie eilte um Wasser, springend wie ein Mädchen, sie wusch Edikos Stirn von Blut und Schmutz. Er schlug die Augen auf und sah in ihr ganz leuchtendes Gesicht. Sie stammelte überströmend nur seinen Namen. Da wandte er stöhnend den Kopf ab, als könne er ihren Blick nicht tragen.

Aber die pulsende Quelle in ihr war nicht mehr zu hemmen, sie hob wortlos die halbe Last auf ihren Rücken, mit Armen, die im Sturm der Liebe plötzlich nervig hielten wie die einer Magd. Spannkraft der Jugend stieg in ihr mit jedem Schritt. Sie sah die Sonne helle Kreise malen, sie hörte Vögel zwitschern, atmete den herben Ruch von Moos und Tannen. Sie wußte nicht, was es war, das sie so jäh vom Tode der Verzweiflung fortriß; sie fühlte nur dumpf erschauernd Erlösung wachsen wie ein Wunder.

Sie traten jetzt zwischen Felsen, die starr und doch bewegt sie umringten — gefrorenes Meer. Es ging durch gewundene Schlüfte. Dann plötzlich standen sie in der Sonne. Eine flache Wiese lag da, kniehoch wuchernd mit tausend wilden Blumen, funkelnder Bach sprang mitten hindurch, gewaltiger Urwald ragte still und schwarz im Kreise. Über seinen ausgespannten Armen standen ringsum steinerne Gipfel golden im Abendlicht.

Hiltrud ließ die Last zu Boden gleiten, ging langsam, fast feierlichen Schritts zum Bach und trank aus hohlen Händen. Zur Seite, wo ein Felsdach halbe Höhle schuf, pflockte sie die Ziegen an. Sie hob die Sichel aus dem Gerät und begann auf den Knien das duftende Gras zum ersten Lager zu schneiden.

Ediko begriff sie nicht. Dumpfe Erbitterung stieg in ihm gegen sie, die da so hirnlos und fühllos dies Neue, Ungeheure begann, als sei sie immer Magd gewesen, als habe nie reiche Verbundenheit mit Menschlichem sie vor dem Grauen der Einsamkeit bewahrt. Er wandte sich ab, stieg hinauf zum Joch, wo er von fröhlicher Steinbockjagd den Blick ins Weite wußte.

Dort stand er lange, sah die blauen Schatten in die Ebene sinken, daraus hier und da Schein einsamen Herdfeuers aufglomm, und hassende Verachtung alles Gelebten, alles Geliebten würgte ihn in der Kehle. Dort saßen sie in Höfen und Hütten, fraßen, lachten, tranken, logen, verrieten einander, Knecht den Herrn, Weib den Mann, Sohn den Vater. Da bauten sie sich bunte Häuser, Wälle, Kirchen, da werkten sie um seidenes Gewand, Gold, Kronen und Reiche ein Leben lang, bis eines Tages das große Lachen aus dem Nichts drüber gellte, davor alles wie Staub zerflog... Karls Heiliges Reich? Tummelplatz für Wölfe und Hunde! Mannesleben in eisenharter Treu, schlichtem Glauben, ehrlicher Tat? Schmutz und stinkendes Geschwür am Ende, daraus Sohnesspott — eignes Blut, eignes Hirn — aufbricht über Nacht wie Gift und Eiter...

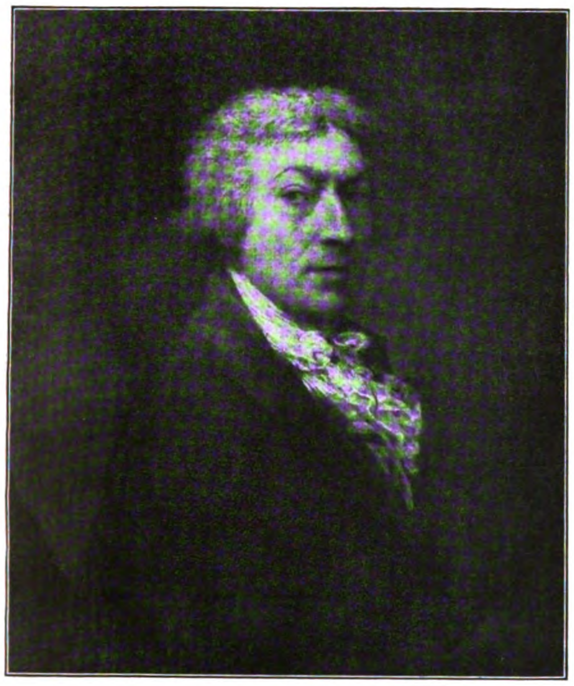
Es war dunkel geworden. Aus dem Tale herauf stieß jäher Sturm wie mit Krallen in Edikos graues Haar. Wolken jagten vor dem Mond, der blutrot überm Berge hing. Krüppelfichten bogen und wanden sich in gespenstischem Tanz, finsteres Knieholz, vom Sturme gezerrt, schien bergan zu wogen wie verknäulte Schlangen. Geballter Nebel flog heran, zerriß in wirbelnde Gestalten, fuhr auf wie Rauch in schwarzen Himmel, stieß mit wilden Schwingen wieder zu Tal. Es heulte in Lüften, ächzte aus Wald und Fels. Ediko stand an feuchten Stein geklammert, in den Aufruhr der Erde stürzte sich rasend sein eigner Aufruhr, weit fort über alles Gelebte, Gekannte... Dunkel stieg in ihm begrabenes Wissen von Wode, dem Nachtreiter, der ein Gott gewesen. Ritt er nicht in diesem Umsturz alles Seins? Weiß und glänzend fegte Sleipner daher, grau schleppte der Mantel, rot wehte der Bart... „Wode, Wode!“ Der Alte brach in die Knie, reckte die Arme in die brausende, lichtdurchzuckte Wirrnis, Wodes Raben schlugen mit großen Flügeln dicht über seiner Stirn, Wodes Wölfe kreisten mit glühenden Augen... So rief er den gestürzten Herrn der Erde zur Schlacht: „Wode! Hör mich! Fahr aus, jag deine Blitze, zerschlag alles, was lügen, heucheln, schachern kann...“ (Schluß siehe Seite [illegible])





Fräulein Hippesley.

Der Erntewagen. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.)



Selbstporträt Gainsboroughs.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.)

THOMAS GAINSBOROUGH

Zu seinem 200. Geburtstag am 14. Mai.

Thomas Gainsborough, der Maler englischer Frauen und Landschaften, ist am 14. Mai 1727 zu Sudbury in Suffolk (England) geboren. Schon im Kindesalter zeigte sich seine künstlerische Begabung. Sein Vater, ein würdiger Tuchmacher, widersetzte sich den Neigungen seines Sohnes nicht und schickte ihn nach London in die Lehre. Hier wurde er Schüler des Kupferstechers Hubert Gravelot und des Malers Francis Hayman. Aber systematisches Lernen lag ihm wenig, im wesentlichen ist er immer Autodidakt geblieben. Bald eröffnete er also ein eigenes Atelier und malte Porträte und Landschaften. Aber leider, die Aufträge blieben aus. So kehrte er kurz entschlossen in die Heimat



Rechts nebenstehend:
Bildnis der Frau Graham. Nationalgalerie Edinburg. (Mit Genehmigung des Photographieverlags Franz Hanfstaengl, München.)





Links: August Friedrich, Herzog von Sussex. Königl. Galerie in Schloß Windsor. -- **Rechts:** Damengesellschaft im Freien. (Mit Genehmigung des Photographieverlags Franz Hanfstaengl, München.)

zurück und trieb hier weiter eifrig Studien nach der Natur. Dann verheiratete er sich, neunzehnjährig, mit einem achtzehn Jahre alten Mädchen von nicht ganz klarer Herkunft. Sie bekam nämlich von unbekannter Seite eine Rente von 200 Pfund, die nun dem jungen Paar eine sorgenfreie Existenz sicherte. Vierzehn Jahre wohnte Gainsborough mit seiner Frau in Ipswich. Dann zog er auf Veranlassung eines Gönners, des Gouverneurs Thicknesse, nach Bath, einem beliebten Modebadeort jener Zeit. Hier bekam er nun reichlich Arbeit. Die vornehme Welt fand Gefallen an seiner Art und wollte von ihm gemalt sein.

Im Jahre 1774 siedelte Gainsborough nach London über. Hier bezog er eine prächtige Wohnung in vornehmster Lage der Hauptstadt. Und nun wurde er bald der gesuchteste Porträtist der Londoner großen Welt. Er malte Mitglieder des Hofes und des hohen Adels, bedeutende Staatsmänner, Militärs und Künstler. Die Porträtarbeiten häuften sich schließlich so, daß Gainsborough sie als drükkende Last empfand, wenn auch die Erträgnisse daraus seinen Wohlstand gewaltig hoben. Neben Romney und Reynolds galt er als der Lieblingsmaler der vornehmen Gesellschaft Londons. Dabei wußte er sich doch eine gewisse Freiheit stets zu wahren: Unsympathische Auftraggeber hielt er sich bisweilen auf recht unverblümte Weise fern. Seiner echten Künstlernatur war bedächtiges Rechnen, pedantisches Ausklügeln und Erwägen, überhaupt alles scharfe Reflektieren nicht gegeben; er handelte nach Eingebung und Einfällen, und so arbeitete er auch. — In der Nacht zum 2. August 1788 ist er gestorben.

*

Als großer englischer Bildnismaler, im besonderen als Meister des Damenbildnisses, lebt Thomas Gainsborough im Bewußtsein der Nachwelt. Und zuerst denkt man immer, wenn sein Name genannt wird, an sein berühmtestes Gemälde, an den „Blauen Knaben“ („The blue Boy“), die Darstellung eines jungen, ganz in Blau gekleideten Burschen. Freilich hat ja selbst dieses Gemälde in der ganzen Haltung und Gebärde des Knaben etwas überaus Zartes, Graziles, Frauenhaftes und verrät so untrügerisch den berühmten Maler von Frauenporträten. Zwar hat er auch zahlreiche, durch Geburt oder Leistung hervorragende Männer seiner Zeit gemalt. Aber diese Bildnisse zeigen nicht so überzeugend Gainsboroughs Meisterschaft als Porträtist, zu dem er dank seinem lebendigen, unmittelbaren Empfinden, seiner behenden Auffassung und seinem findigen Blick geboren war. Die zarten, matten, diskreten Farben, die er anwendet, geben den Gemälden einen aparten Schimmer und helfen mit, die aristokratische Noblesse der Gestalten zu betonen.

Wie es einem Künstler so oft geschieht: was er in seinem Schaffen besonders schätzt, wird von den anderen nicht gebührend beachtet — das wurde auch Gainsboroughs Schicksal. Er war ursprünglich und eigentlich dem Zuge seines Herzens nach Landschafter und nur um des Geldes willen Porträtist. Der Porträtist reüssierte, der Landschafter mußte zurücktreten. Seine Landschaften, meist ländliche Idyllen mit romantischem Hintergrund, sind indes trotzdem von hohem Werte. Sie haben etwas Einheitliches und Geschlossenes und tragen in sich einen sicheren Rhythmus. Ja, Gainsboroughs Schaffen auf diesem Gebiet ist, so seltsam es klingt, für die Entwicklung der englischen Kunst, deren Boden seinerzeit noch recht jungfräulich war, vielleicht bedeutungsvoller gewesen als seine Porträtmalerei.



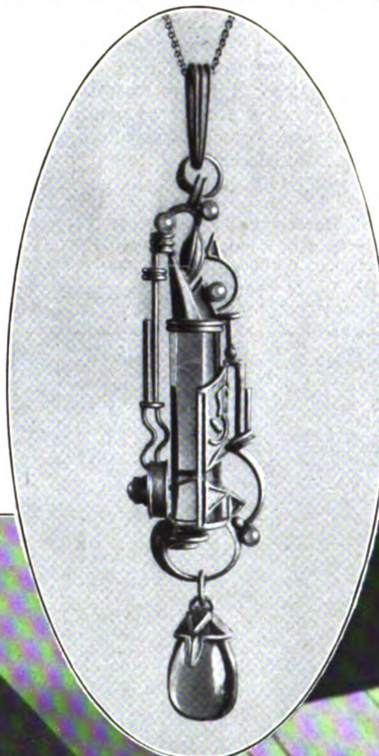
Morgenspaziergang.

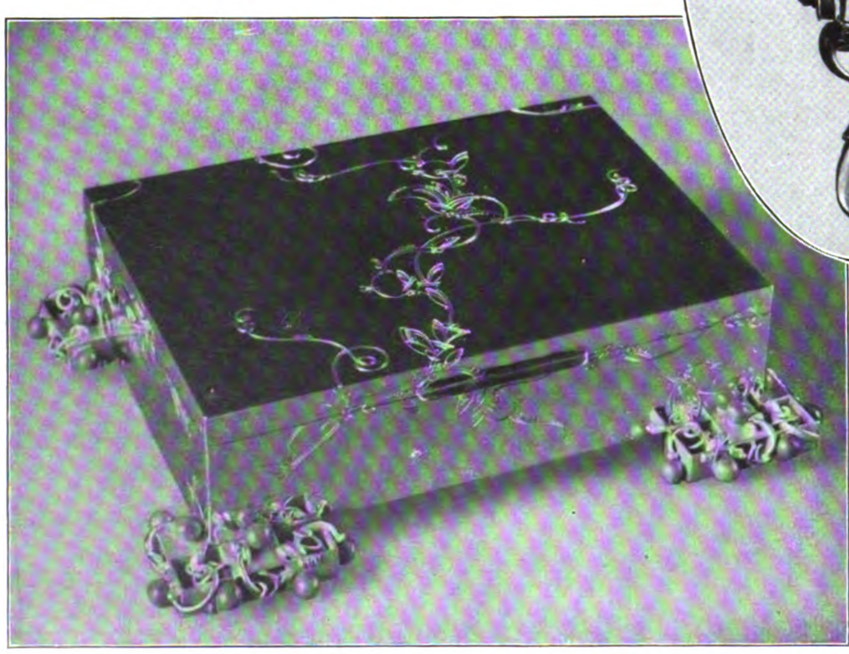
ZUM 200. GEBURTSTAG DES ENGLISCHEN MALERS THOMAS GAINSBOROUGH AM 14. MAI

MODERNES DEUTSCHES KUNSTGEWERBE IN JAPAN

Die jüngste europäische Kunst findet in Japan stärkstes Interesse, junge japanische Architektur- und Kunststudierende werden nach Europa geschickt, und der fortschrittlich gesinnte Japaner umgibt sich gern mit neuzeitlichen europäischen Kunstwerken. Die Franzosen und Italiener haben es verstanden, aus diesem Interesse Nutzen zu ziehen, und haben in den letzten Jahren verschiedene Kunstausstellungen in Japan veranstaltet, deren finanzielle Erfolge nicht unbedeutend waren. Nun ist im vorigen Jahr das Deutsche Reich offiziell eingeladen worden, im Oktober 1926 in dem neuerbauten Kunstpalast in Tokio eine deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung zu zeigen. Die Durchführung hatte die Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes übernommen.

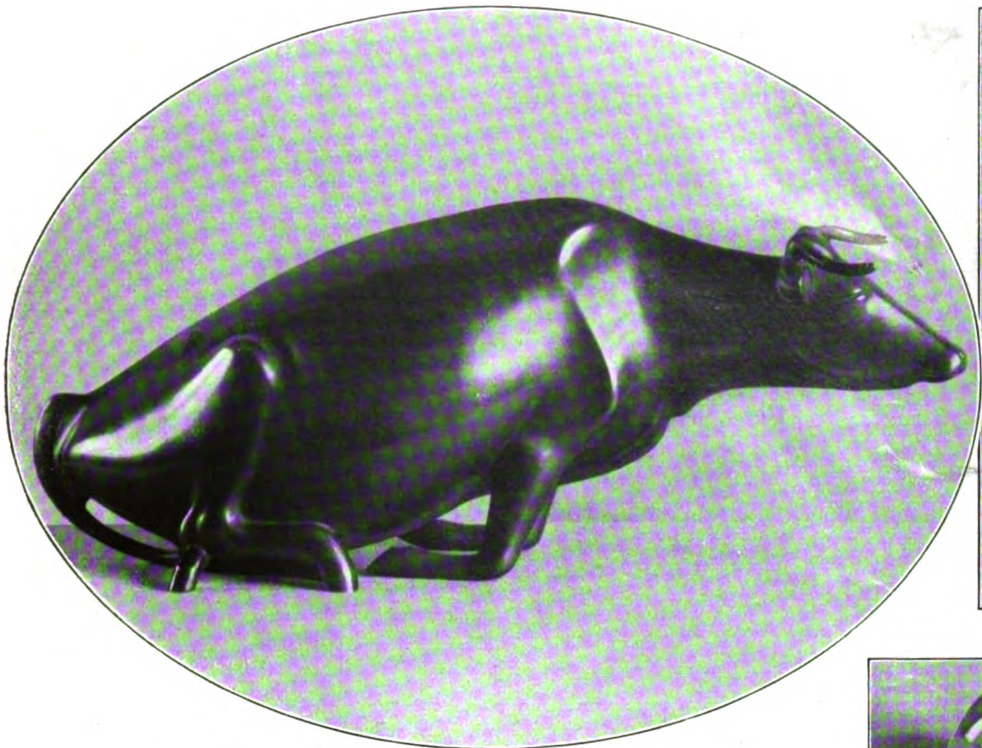
Die Herren Museumsdirektor Dr. Riezler und Architekt Baur vom Deutschen Werkbund, die die Auswahl der kunstgewerblichen Abteilung besorgten, haben vor allen Dingen Gegenstände von ausgesprochen schmückendem Charakter in neuzeitlichen Formen ausgesucht, weil den Japaner das Moderne und Allerneueste am stärksten interessiert. Die Ausstellung in Tokio wurde sehr gut besucht, und die japanischen Zeitungen waren voll des Lobes über die Schönheit der deutschen Erzeugnisse. Die große Zeitung „Osaka Asahi Shimbun“ hat die ganze Ausstellung noch einmal im Dezember vorigen Jahres in ihrem eben fertiggestellten neuen Gebäude in Osaka gezeigt. Fast ein Viertel des gesamten kunstgewerblichen Materials ist auf diesen Ausstellungen verkauft worden, wobei zu berücksichtigen ist, daß ein Teil der Gegenstände unverkäuflich war. Gerade auf den Gebieten, auf denen unser Kunsthandwerk Führendes leistet, war die Nachfrage besonders stark, und oft sind weitere Exemplare verkaufter Stücke verlangt worden. Von den Glasbläsereien und geschliffenen Ziergläsern sowie den schönen modernen Emailarbeiten ist kein einziges Stück zurückgekommen. Auch von den Handwebereien, der Keramik und dem Porzellan ist der größte Teil in die Hände japanischer Käufer gewandert. Es ist von japanischer Seite der Wunsch geäußert worden, in den nächsten Jahren neue Ausstellungen deutschen Kunstgewerbes zu veranstalten, und man hat bereits Schritte getan, um die angeknüpften Beziehungen aufrechtzuerhalten. Dr. L.







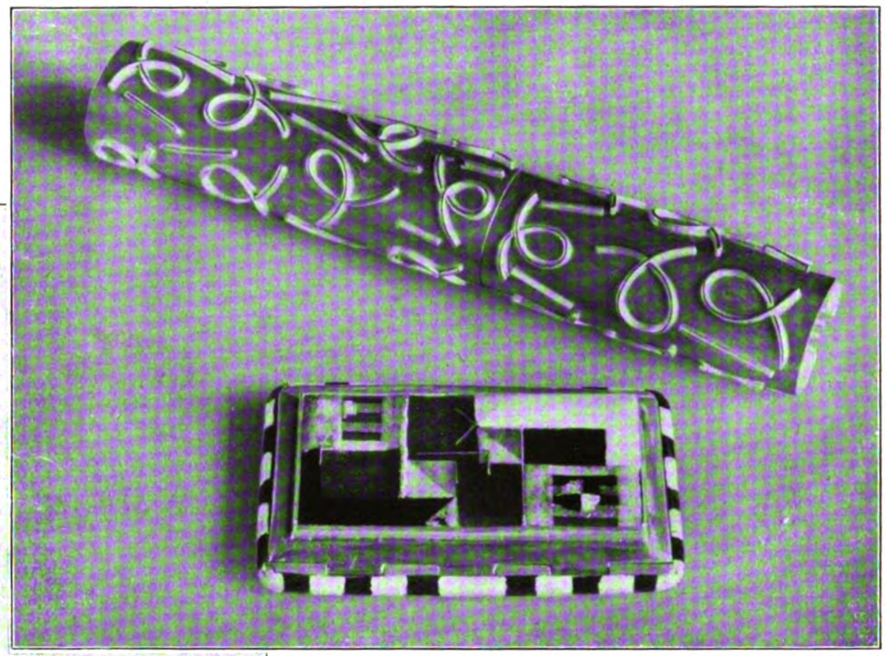
Links: Zigarettenbehälter, Silber mit Korallen. (Ernst Schmidt, Berlin.) — Rechts: Zierköpfchen aus Elfenbein, Malachit und Silber; Zierdose aus Silber und Achat; große Silberdose. (Kurt Baer, Frankfurt a. M.) — Im Oval: Silberner Anhänger mit Amethysten. (Staatliche Zeichenakademie, Hanau.)

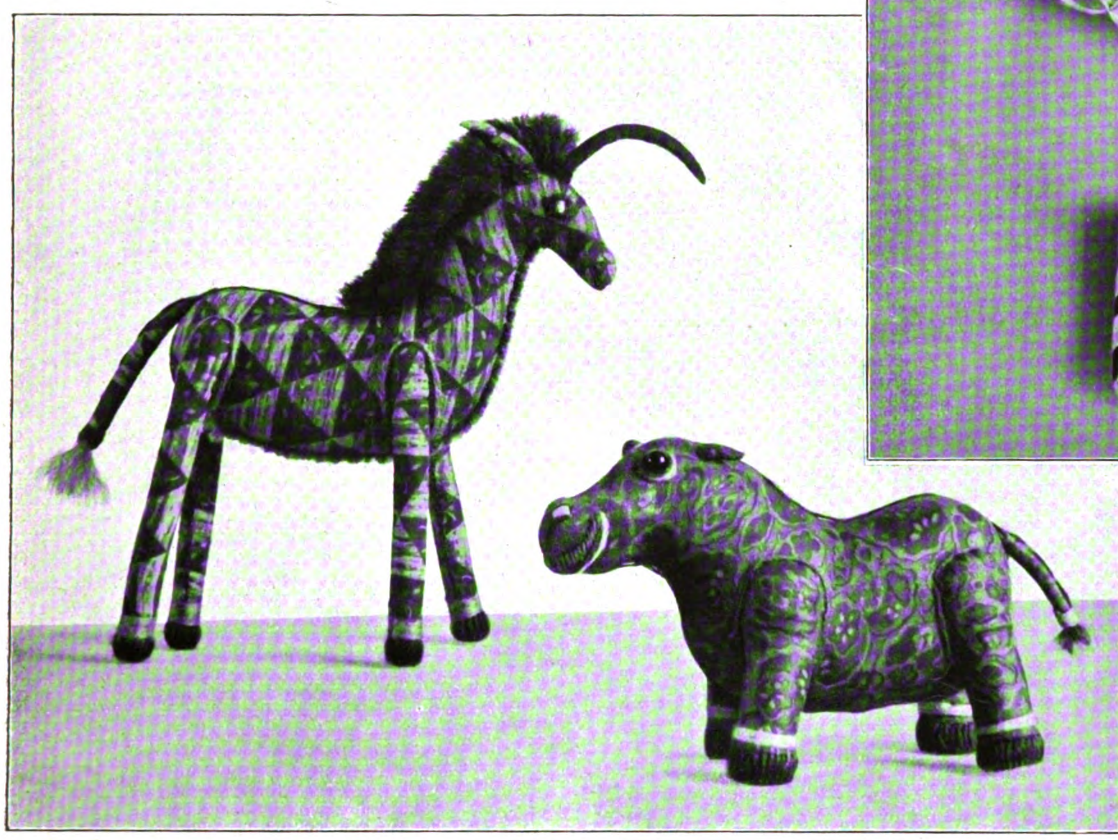




Bronzekuh. (Prof. Sauter, Kunstgewerbeschule Pforzheim.)

Rechts oben: Becher in farbigem Email. (K. Warnecke, E. Habermann, Frankfurt a. M.)

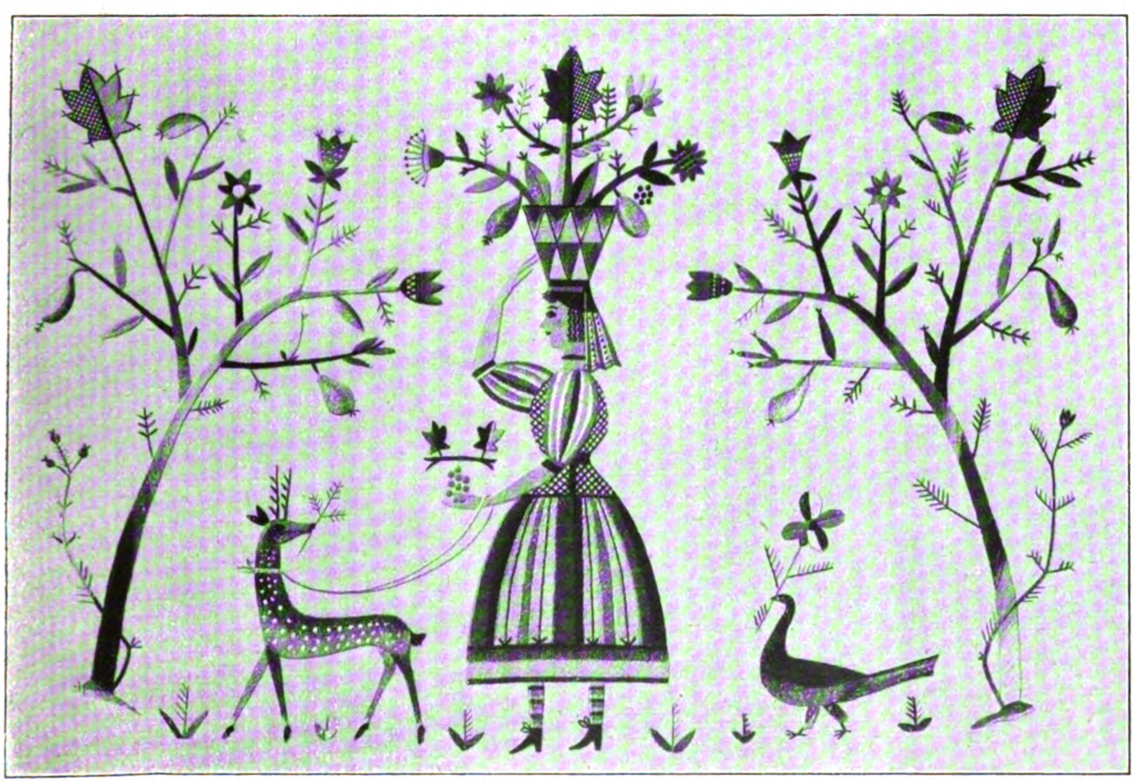




(Oben) Silberne Schreibhülse (Entwurf: Karl Müller) und Zigaretten-Etui (Entwurf: Lili Schultz) aus den Werkstätten Burg Giebichenstein, Kunstgewerbeschule Halle a. S.

Links nebenstehend: Stofftiere. (Theresa-Werkstatt, Berlin.)





Bronzemaske mit Ätzfiguren. (Otto Cöster, Barmen.)

Links nebenstehend: Stickerei auf Seide. (Klasse Böhm der Staatlichen Kunstschule für freie und angewandte Kunst, Berlin.)

Wissen und Leben

Aus der Tiefe zur Höhe. Der Tag der Geburt Katharinas I. ist nicht genau festgestellt; früher wurde der 6. April 1686 genannt, nach neueren Forschungen soll der 15. April 1679 das richtigere Datum sein. Wunderbar ist die Laufbahn dieser Frau, die als Witwe Peters des Großen, als Kaiserin und Alleinherrscherin am 17. Mai 1727 starb. Es war zu Ende des 17. Jahrhunderts, da lebte auf einem litauischen Gute eines Grafen Sapieha ein leibeigener Bauer Samuel. Um den Peinigungen seitens seines grausamen Herrn zu entgehen, entflieht er eines Tages mit Weib, Sohn und drei Töchtern nach Dorpat. Hier aber herrscht die Pest. Sie rafft Samuel und seine Frau hinweg, und die vier Waisen werden in alle Winde zerstreut. Martha, das jüngste Kind, wird von einem lutherischen Geistlichen aufgenommen. Aber auch in diesem Haus hält die Seuche ihren Einzug; alle sterben, nur Martha bleibt am Leben. Halbverhungert wird sie inmitten der Leichen von Propst Glück aus Marienburg aufgefunden. Er bringt die Kleine seiner Frau, die das anstellige hübsche Mädchen behält, um es als Magd für Haus und Stall zu erziehen. Einige Jahre vergehen, da ist aus dem Findling eine berückende Schönheit geworden, an die der Sohn des Propstes sein Herz verliert. Um eine „Mesalliance" zu verhüten, verheiratet Frau Propst Glück die erst 16jährige Martha mit dem schwedischen Soldaten Johann Rabin. Aber drei Tage nach der Hochzeit muß der Ehemann in den Krieg und ist bald verschollen. Die Russen kommen herangezogen und belagern Marienburg; Propst Glück, begleitet von seiner Magd Martha, geht den Russen entgegen, um den grimmigen Befehlshaber der Feinde, General Scheremetjew, um Gnade für den Ort anzuflehen. Scheremetjew hört nicht auf den Propst, starrt nur Martha an. „Ich gewähre den Marienburgern Gnade", sagte er endlich, „um dieser Magd willen." Glück geht; Martha bleibt. Sechs Monate lang ist Martha bei Scheremetjew. Da erscheint in Livland Menschikow, der Bäckerjunge von einst, jetzt Fürst und allmächtiger Günstling Peters des Großen. Scheremetjew gibt dem mächtigen Manne zu Ehren ein Festessen. Martha bedient den hohen Gast bei Tische. Kaum hat Menschikow sie erblickt, da neigt er sich flüsternd zum Ohre Scheremetjews — und Martha hat in derselben Minute den Besitzer gewechselt. Menschikow ist vorsichtiger als Scheremetjew: er hält seinen Schatz geheim, behütet die schöne Sklavin vor den begehrlichen Augen der anderen. Aber eines Tages kommt der Kaiser zum Günstling zu Gaste, und wie gewöhnlich fließt da der Branntwein in Strömen. Und in der Schnapslaune rühmt sich Menschikow, das schönste aller weiblichen Wesen sein eigen zu nennen. Stolz läßt er endlich die Schöne erscheinen. Peter flüstert dem Günstling etwas ins Ohr, Menschikow erblaßt — aber Martha hat wieder den Besitzer gewechselt. Als Menschikow die Gewißheit fühlt, daß er verspielt hat, packt er Marthas Habseligkeiten zusammen und schickt sie in das Haus des Kaisers; und fügt einen kostbaren Diamantschmuck hinzu. Martha weist die Kostbarkeiten zurück und erbittet nur einen simplen Ring als Andenken. Doch Menschikows noble Geste war nicht umsonst. Martha bleibt dem Freunde dankbar und treu, und durch sie erst soll er bald die stärkste Macht über den Kaiser haben. Nun geht es schnell aufwärts, von der untersten Stufe zur höchsten. Zuerst ist Martha nichts als Dienerin, dann wird sie Hofdame. Ursprünglich war sie katholisch, in Marienburg wurde sie lutherisch, jetzt wird sie griechisch-orthodox. Peters Halbschwester Katharina ist die Taufmutter; Peters Sohn und Thronfolger Alexei, der später als Opfer der Machtgier Marthas eines gewaltsamen Todes stirbt, ist der Taufvater, und daher ihr Name fortan: Katharina Alexejewna. Mit der Religion wechselt sie auch die Sprache; sie erlernt das Russische, verlernt aber vollständig das Estnische und Deutsche. Lesen und Schreiben hat sie nie gekonnt, und das vermag man ihr auch nie mehr beizubringen. Als sie später mit Peter, schon als Kaiserin, nach Berlin kommt, ist sie nicht imstande, sich mit der Königin von Preußen deutsch zu verständigen. Als sie nach Peters Tod Alleinherrscherin geworden ist, muß statt ihrer ihre Tochter Elisabeth alle Ukase unterschreiben. Auch von der Rechenkunst hat sie keine Ahnung. Der Mangel an Bildung wird bei ihr wettgemacht durch Energie und Schlauheit. Sie besticht den Pastor Brüning von Riga, und der Genügsame bringt aus dem Stadtarchiv eine Urkunde zum Vorschein, die die Prophezeiung enthält, derjenige werde Livland erobern, der eine Tochter des Landes heirate. Peter ist nicht abergläubisch, aber der Witz gefällt ihm, und der Wink paßt ihm. Die Gattin Jewdokia wird ins Kloster verbannt, und am 28. Oktober 1707 wird in der Kathedrale der Dreifaltigkeit in Moskau „die Tochter Livlands", die Magd von Marienburg, dem Zaren aller Reußen kirchlich angetraut. Zuerst ist es eine heimliche Ehe, erst nach dreieinhalb Jahren erfolgt die öffentliche Proklamierung, die Erklärung, daß Katharina „die wahre und rechtmäßige Gemahlin des Kaisers" und ihre Kinder seine Kinder, Prinzen und Prinzessinnen seien. Jetzt begleitet Katharina den Zaren auch auf seinen neuen Auslandsreisen, und so kommt sie am 8. September 1717 nach Berlin, wo die Markgräfin von Baireuth in ihren Memoiren eine keineswegs schmeichelhafte Schilderung des „Mädchens von Marienburg" entwirft: „Klein und untersetzt ist die Zarin, sehr braun und ohne Hoheit und Anmut; man braucht sie nur zu sehen, um ihre niedere Herkunft zu erraten. Nach ihrem Aufputz eine deutsche Komödiantin. Ihr Kleid wie auf dem Trödelmarkt gekauft, ganz altmodisch und mit Silber- und Metallschaum überladen, der Vorderteil ihres Leibchens mit Edelsteinen geschmückt. Sonderbar die Anordnung der Juwelen, darstellend einen Doppeladler, dessen Flügel mit kleinen, sehr schlecht gefaßten Brillanten besetzt ist. Längs des Aufschlags des Kleides ein Dutzend Orden und ebensoviele Heiligenbilder und Reliquien heruntergeheftet, so daß es bei jedem Schritt klingt wie das Behänge eines Maulesels." Der Briefwechsel Peters und Katharinas zeigt das Verhältnis des Paares in einem guten Licht. Die Analphabetin Katharina kann natürlich nicht selber schreiben, sondern diktiert ihren Hofdamen. Der Ton in allen Briefen ist immer scherzhaft, obwohl auch von der Last der Geschäfte, von den Gefahren der Politik die Rede ist. Diese Ungebildete hat Verständnis für alle Klagen und Fragen, ermutigt den Kaiser, wenn er verzagt, feiert jeden seiner Siege, folgt klug allen Einzelheiten, würdigt geschickt seine Lieblingsschöpfung, die Flotte, interessiert sich für den Bau des geringsten Schiffes, ist stets heiter, liebenswürdig, schmeichelnd, die sich allezeit gleichbleibende Liebende, niemals aufdringlich, bekommt keinen roten Kopf, wenn er eine Extratour mit einer Rivalin tanzt, und erhält sich gerade dadurch so sehr in seiner Gunst, daß er nach jeder Untreue desto gefesselter an ihr hängt. Der Zivilisator Rußlands, der gleichzeitig einer der grausamsten seiner Beherrscher war, wird in den Briefen an Katharina sanft wie ein Lamm, zärtlich und vorsorglich. Ist er fern von ihr, und beruft er sie zu sich, dann gibt er ihr genau alle Wege an, warnt er vor Strapazen. In seinen Anreden nennt er sie am liebsten Matka, Mutterchen, Katharinuschka, mein Freund und Herzensfreundchen. Sie ist anfangs ehrfurchtsvoller: Ew. Gnaden, Ew. Majestät, lautet die Anrede. Erst später wagt sie es mit Väterchen, Herzensfreundchen und dann mit kuriosen Spielereien: Vizeadmiral, Erlauchtester und Ausgezeichnetster, Herr Oberfürst, Oberaufseher und Kavalier des Zirkus; und wenn sie ganz besonders hoch hinaus will: Exzellenz! Mit den Briefen von ihm kommen auch immer kleine Geschenke: Stoffe für Kleider, Zitronen, eine Uhr „nach der neuen Mode, inwendig mit einem Glase, so daß kein Staub einzudringen vermag", ein Petschaft mit dem Namen Katharinas, Austern, Ungarwein, „die schönsten belgischen Spitzen, wie solche nirgends in ganz Europa so schön gemacht werden können". Sie erwidert mit Gegengeschenken, besonders mit Branntwein, Nüssen, Heringen. Zuweilen wagt sie in diesen Briefen einen Abstecher ins Frivole, wird sie erotisch, grobsinnlich. Aber sie ist dabei vorsichtig, hütet sich vor Eifersüchteleien. Von den Kindern ist viel die Rede. Der Kinder Geburtstage und Namenstage werden nie vergessen. Bis ins kleinste, so verlangt es Peter, muß ihm alles von den Kindern berichtet werden. Die höchste Sprosse in der Gunst des Gemahls erklimmt Katharina nach dem Vorfall am Pruth, wo sie den von den Türken eingeschlossenen Zaren und die Armee durch ihre Entschlossenheit und Klugheit rettet. Sie rafft alle ihre Juwelen zusammen, sammelt, von Zelt zu Zelt gehend, alle Wertsachen der Offiziere und Soldaten und begibt sich ins feindliche Lager, besticht den Großwesir mit ihrer Schönheit und ihrem Gold, und die Russen können frei abziehen. Peter kennt keine Grenze für die Belohnung ihrer Tat, beschließt, sie feierlich als Zarin zu krönen, sie mit Übergehung der Kinder zur Nachfolgerin auf dem Thron zu ernennen. Die Großen murren ob dieser unerhörten Neuerung. Aber Peter beruft sich auf die Beispiele mehrerer oströmischer Kaiser, führt die Geschichte vom Pruth ins Treffen und setzt seinen Willen durch. Die noch zu widersprechen wagen, werden in die Saftenniki, die Folterkammer, geworfen. Und am 18. Mai 1724 vollzieht sich das große Ereignis. Eine eigene Krone, die erste Zarinkrone, ist von einem russischen Meister geschmiedet worden, aus purem Gold, fünf Pfund schwer. Der Krönungsmantel, schwer von Stoff, Gold und Edelsteinen, wiegt 150 Pfund, muß von vier Personen nachgetragen werden und wird von einer brillantenbesetzten, unschätzbaren Agraffe, einem Geschenk Peters, zusammengehalten. Mit ihrer Krönung zur Zarin und Nachfolgerin hatte Katharina den Gipfel ihrer Macht erreicht. Sie näherte sich dem fünfundvierzigsten Jahre ihres Lebens, und es wurde auch für sie das gefährliche Alter. Unter den Ausländern, die Peter an seinen Hof gezogen hatte, befand sich der schöne Mons de la Croix. Katharina entbrannte in heißer Leidenschaft zu ihm, und auf ihr Verlangen machte der ahnungslose Zar den Günstling der Zarin zu ihrem Kammerjunker, dann zu ihrem Kammerherrn. Aber das Geheimnis wurde bald entdeckt. Und wie früher Peters Liebe, so kennt jetzt Peters Wut keine Grenzen. Er stürzt ans Bett der Zarin, um sie zu töten. Der Hofmarschall Repnin fällt ihm in die Arme, führt ihm zu Gemüte, daß das Schicksal der ersten Zarengattin, der eingekerkerten Jewdokia Lopuchin, dann die Ermordung des Thronfolgers Alexei noch unvergessen seien; würde Peter jetzt die zweite Gemahlin ermorden, so hätte Europa recht, ihn, der als Reformator gelten wolle, als Barbaren zu brandmarken. Die Eitelkeit erweist sich stärker als der Zorn. Katharina wird geschont. Aber Mons de la Croix muß fallen. Um den Skandal zu bemänteln, nicht die Wahrheit in die Öffentlichkeit zu tragen, beschuldigt man ihn, nicht das Herz, sondern die Kasse der Kaiserin gestohlen zu haben. Anklage und Urteil geschehen zugleich, und Mons de la Croix ist dem Schwerte des Henkers verfallen. Zar Peter wohnt der Hinrichtung bei, und an seiner Seite Katharina. Doch Peter hofft vergebens auf ihren Zusammenbruch, sie beherrscht sich wunderbar und gibt keinen Laut von sich.



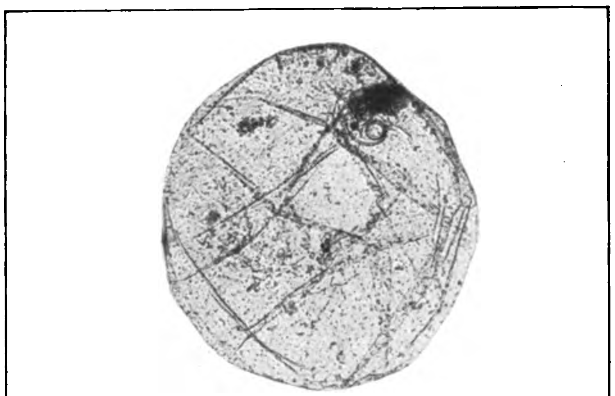
Peter der Große.
Stich von J. F. Bause nach dem Gemälde von J. Roy.



Katharina I.
Stich von J. Mécou nach dem Gemälde von H. Benner.

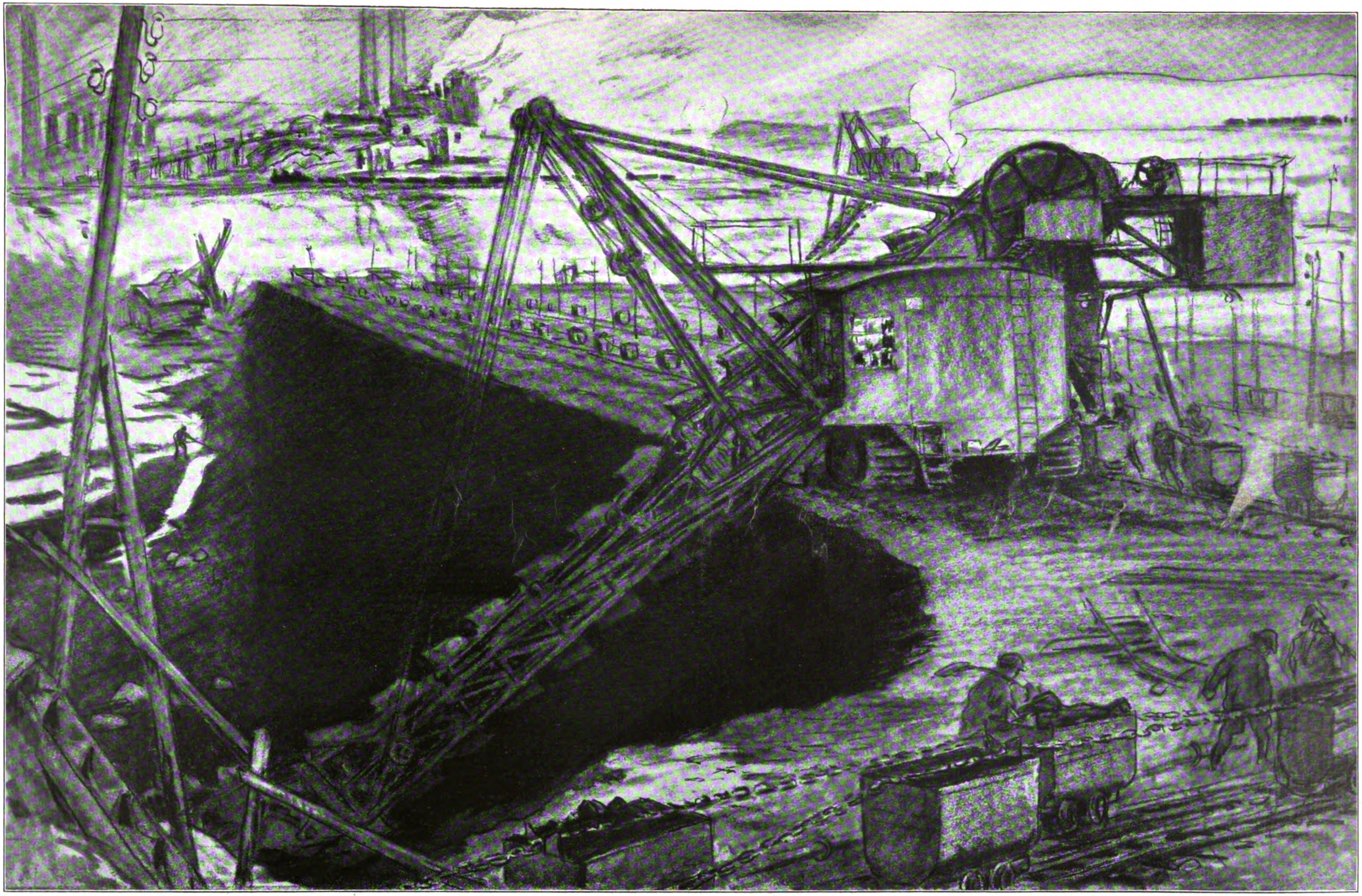
Zum 200. Todestag der Kaiserin Katharina I., der Gemahlin Peters des Großen.

(Vgl. nebenstehenden Beitrag „Aus der Tiefe zur Höhe".)



Meerleuchte (60fach vergrößert). Unten: Im Stadium der Zweiteilung.

(Hierzu der Beitrag auf Seite 764.)



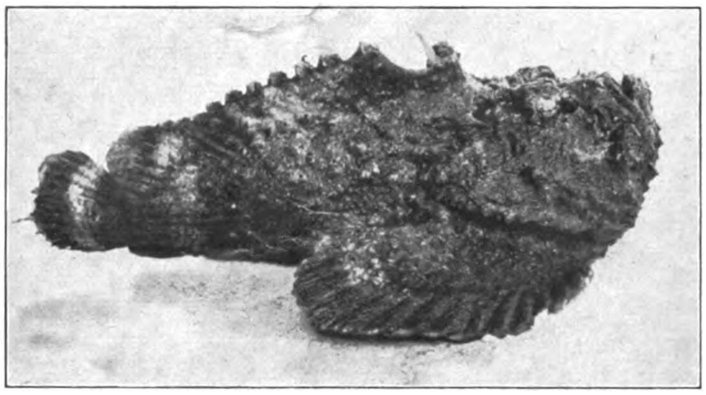
Braunkohlentagebau mit Bagger auf Raupenketten im Senftenberger Kohlengebiet. Im Hintergrunde Brikettfabriken. Zeichnung von Walter Zeising.

Die in den großen Gruben des mitteldeutschen Braunkohlengebiets arbeitenden Bagger standen bisher auf Schienen. Sie bewegten sich auf den Gleisen in dem Maße entlang, wie die Arbeit vorwärts schritt. War die seitlich vom Bagger befindliche Kohle abgeschaufelt, so mußten die Gleise seitwärts verschoben werden, was entweder mit der Hand oder neuerdings mit besonderen Gleisverschiebungsmaschinen geschah. Der Schienenstrang machte also die Arbeit umständlich und verteuerte sie. Man hat deshalb jetzt eine neue Art von Bagger, die Raupenkettenbagger, in Dienst gestellt, bei denen die Gleisanlage überflüssig wird. Der Bagger ist nach Art der im Kriege verwendeten Tanks gebaut. Er steht nicht auf Rädern, sondern wird durch breite Raupenketten fortbewegt. Der Vorteil bei der Verwendung von Raupenketten an Stelle von Rädern liegt darin, daß Unebenheiten des Bodens, große Steine, tiefe Löcher usw., glatt überwunden werden. Der Bagger fährt an der Grube entlang und kann, wenn es nötig ist, überall da leicht seitlich gelenkt werden, wo früher eine Gleisverschiebung nötig war. Die geförderte Kohle wird den in der Nähe errichteten Werken zugeführt, in denen ihre Verarbeitung zu Briketten erfolgt.

Am andern Tag macht der Zar mit der Zarin eine Spazierfahrt zum Platz der Hinrichtung, wo Körper und Kopf des Enthaupteten auf Pfählen ausgestellt sind. Er lenkt das Gefährt selbst an diesen Pfählen so nahe vorbei, daß das Kleid der Zarin die Leiche streift. Sie zittert vielleicht innerlich, aber äußerlich bleibt sie still. Und in der Nacht öffnet sich dann die Tür des Schlafgemachs Katharinas: der Zar erscheint, bringt den Kopf des Gerichteten und stellt ihn auf den Nachttisch der Zarin. Und da muß er bleiben, mehrere Tage und Nächte lang. Und die Zarin schweigt. Aber einmal, da sie nicht bewacht wird, entschlüpft sie und pflegt Rat mit Menschikow. Sie geben sich keinen Täuschungen hin. Sie wissen, daß Peter nicht verzeiht, daß er schon die Proklamation bereit hält, die Katharina vernichtet, daß er der Gekrönten die Krone wieder vom Haupte schlagen wird. Und der Fall der Kaiserin könnte auch der Fall Menschikows sein. Es gilt die Wahl. Die Würfel sind gefallen. Aber Peter selbst besorgt ihre Arbeit. Seit langem schwer krank, tut er ihnen den Gefallen, am 8. Februar (28. Januar alten Stils) 1725 eines schnellen Todes zu sterben. Katharina besteigt den Thron als Alleinherrscherin. Ihr Meister und Werkzeug zugleich, Menschikow, will jetzt seinen Anteil haben. Er wird ihr lästig. Nach einem heftigen Streit versöhnt er sie mit Bonbons. Und tags darauf ist Katharina verschieden, ist früh und jäh ein Leben erloschen, das von Anfang bis zu Ende erfüllt war von Märchen und Wundern, von lieblichen Idyllen und grauenhaften Tragödien, von Liebe und Mord. Bernhard Szana.

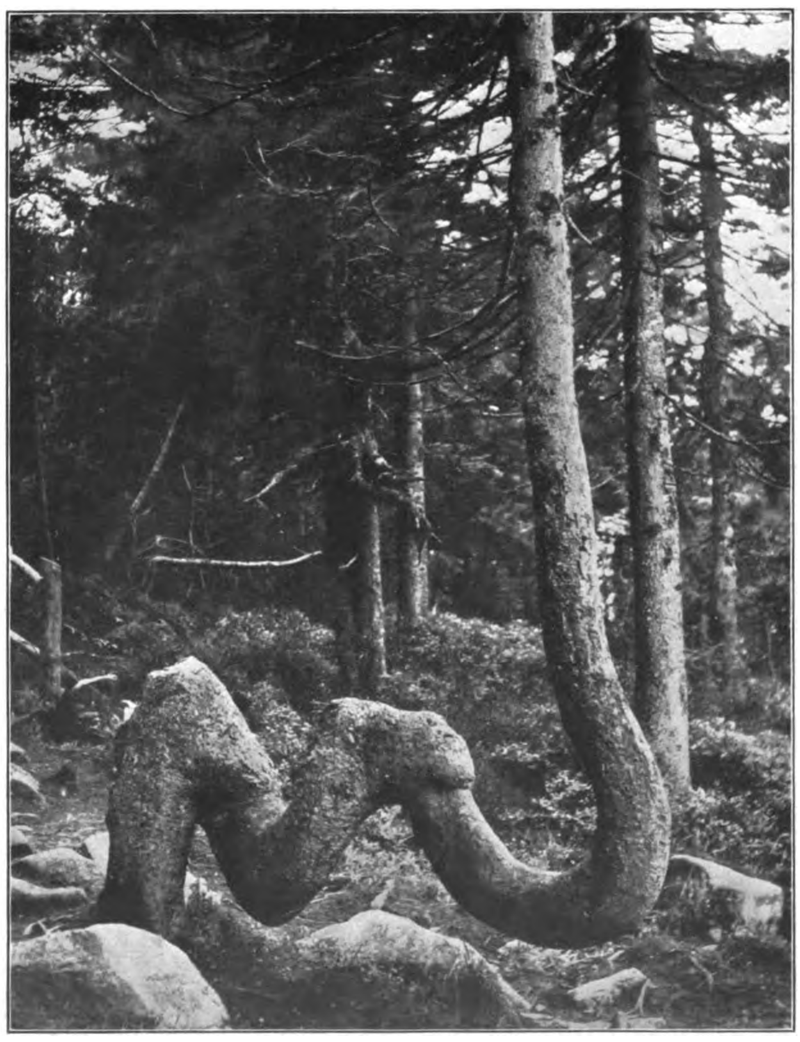
Die Meerleuchte (Noctiluca miliaris). Wenn die Farbenpracht der letzten Sonnenstrahlen in die schnell dunkelnde Nacht des Ozeans hinabgetaucht ist, zeigt sich zuweilen auf der vom Winde bewegten Wasserfläche das herrliche und geheimnisvolle Schauspiel des Meerleuchtens. Die gekräuselten Wellenkämme, das an die Schiffswand schlagende Wasser, die Umgebung des in die Flut tauchenden Ruders sprühen aus der oft über weite Strecken hin magisch sanft leuchtenden oberen Schicht der Wasserfläche, die bei genauerem Zusehen aus unzähligen Lichtpunkten besteht. — Aus noctis, lucere, miliaris entstand der wissenschaftliche Name eines in der „Nacht leuchtenden, tausendfach“ aus der Tiefe an der Meeresoberfläche erscheinenden einzelligen Urtieres, dem wir in erster Linie die prachtvolle Erscheinung des Meerleuchtens verdanken. Noctiluca, ein marines Geißeltierchen, findet sich als Kosmopolit in den Meeren. Der pfirsichförmige Körper von etwa 1 mm Durchmesser ist einzellig und besteht in der Hauptmasse aus einem flüssigen Zellsaft, dessen Oberfläche von einer sehr dünnen, bei konserviertem Material und nach stürmischem Wetter auch bei lebenden Tierchen, oft gefalteten Plasmaschicht (Pellicula) umgeben ist. Am oberen Pol hat der winzige Pfirsich eine Einsenkung, hier liegen die Mundöffnung und eine Reihe differenzierter Zellteile (Organellen); die zu letzteren zählende kleine Fadengeißel und das Ringelschwänzel des quergestreiften Tentakels spielen bei der Fortbewegung keine Rolle, erstere — auf unseren Bildern nicht sichtbar — liegt meist ruhig, dagegen bewirkt der Tentakel eine schwache Rotation des Kugelkörperchens, das ohne eigenes Zutun bei geringerem spezifischen Gewicht im Wasser von der Strömung getrieben wird. Unter dem Mundfelde liegt eine dichtere Ansammlung von Protoplasma, das auch den Zellkern umschließt. Von diesem Zentralplasma aus ziehen viele, bisweilen stark lichtbrechende Stränge durch die Kugel, deren Plasmamasse endlich noch von zahlreichen Pünktchen erfüllt ist. Man erklärt diese für eine Fettanspeicherung, die bei Mangel anderer Nahrung aufgebraucht wird. Aber in der Oxydation dieser fettartigen Substanzen glaubt man die Ursache des Leuchtens zu sehen, das besonders von den Stellen größerer Ansammlung der Fettpunkte am Zentralplasma ausgeht; dieses intensivere Licht wird mit dem schwächeren der im Protoplasma des Körpers fein verteilten Pünktchen von dem im Zellinneren ausgespannten Plasmanetz und von der äußeren Zellhülle reflektiert, somit diffus über die Oberfläche der Kugel verteilt. Ganz geklärt sind die Bedingungen des Leuchtens, das wohl nur auf Reize erfolgt, noch nicht. Unsere Abbildung (S. 762) zeigt eine Noctiluca, sechzigfach vergrößert im Mikroskop photographiert; lediglich die Einzelheiten der Organellen in der Einsenkung des Mundes sind wegen der dichten Plasmahäufung um den Kern nicht zu erkennen. Die Fortpflanzung von Noctiluca geschieht in der Regel durch Teilung, der eine Rückbildung der differenzierten Organellen vorausgeht; außerdem gibt es eine multiple Teilung durch Knospung einer großen Anzahl von Schwärmsprößlingen. Wir bringen eine Abbildung eines Zweiteilungsstadiums, die Tochtertiere hängen noch zusammen, die Neubildung der aufgelösten Organellen in der Nähe der beiden Kerne scheint sich eben anzubahnen. Die Vergrößerung auch dieses Bildes ist sechzigfach. H. E.

Giftige Fische. Die Wissenschaft kennt eine ganze Reihe von Fischen, die mit Recht als Giftfische bezeichnet werden können. Teilweise besitzen Fleisch, Blut oder Geschlechtsprodukte der Tiere giftige Eigenschaften, teilweise sind es wieder ausgesprochene Giftwaffen, wie Stacheln oder Zähne, mit denen sie ausgestattet sind. Bekannt wegen der Giftigkeit ihrer Geschlechtsprodukte ist unsere Barbe. So treten beispielsweise beim Menschen nach dem Genusse ihres Rogens (innerhalb der Laichzeit!) Vergiftungserscheinungen auf. Durchfall und Erbrechen sind im allgemeinen die Hauptsymptome dieser Form der Fischvergiftung. Bei anderen Fischen, wie beim Aal oder der Muräne, weist wieder das Blut giftige Eigenheiten auf. Durch besondere Giftigkeit zeichnen sich einige Kugelfischarten aus. Bezeichnend für diese Fischgruppe ist die Verschiedenheit in der Stärke der Giftwirkung bei nahe verwandten Arten. So ist beispielsweise eine bestimmte Art stark, eine ihr nahestehende Verwandte weniger stark, ja selbst, nach den Untersuchungsergebnissen japanischer Forscher, ungiftig. Bei diesen Fischen ist es hauptsächlich das Fleisch, das sich durch seine Giftigkeit auszeichnet, und dessen Genuß bisweilen schwere gesundheitliche Schädigungen, wenn nicht gar den Tod zur Folge hat. Eine besondere Wertschätzung genießt das Gift der Kugelfische bei japanischen Selbstmördern. Nach den amtlichen Statistiken sind 50 Proz. der Todesfälle in Japan auf Vergiftung mit Fougou (japanische Bezeichnung für das Kugelfischgift) zurückzuführen. Aus diesem Grunde ist auch der Verkauf von Kugelfischen in vielen japanischen und auch anderen Hafenorten verboten. Kugelfische werden fortlaufend aus den überseeischen Ländern nach Europa eingeführt. Hier sind es vor allem Zoologische Gärten, die die Tiere ankaufen und in Schauaquarien ausstellen. Aber auch in den Becken der Aquarienfreunde findet man sie oft. Obwohl sie sich nicht gerade durch ihre Beweglichkeit oder durch besondere Farbenpracht auszeichnen, besitzen sie doch eine Eigenheit, derentwegen sie von Naturfreunden vielfach gehalten werden. Die Tiere haben nämlich die Fähigkeit, sich kugelförmig aufzublasen, eine Besonderheit, der sie ihren Namen verdanken. Es gibt weiter noch eine ganze Reihe von Fischen, die imstande sind, dem Menschen mit Hilfe der Stacheln ihrer Rückenflosse, die wieder mit Giftdrüsen in Verbindung stehen, Verletzungen zuzufügen, die in der Folge ausgesprochene Vergiftungssymptome auslösen. In dieser Hinsicht besonders berüchtigt ist nach Dr. F. Kopstein (Java) der Zauberfisch (Synanceia verrucosa) des Malaiischen Archipels. Diese Tiere liegen mit besonderer Vorliebe vollkommen ruhig im Sande der seichten Ufergewässer vergraben und bleiben durch ihre vortreffliche Schutzfarbe vielfach selbst dem scharfen Auge der Eingeborenen verborgen. Auf diese Art kann es natürlich leicht vorkommen, daß sowohl Einheimische als auch Fremde, unter ihnen wieder badende Europäer, den Tieren, nichts ahnend, auf den Rücken treten. Im nächsten Augenblick haben aber auch schon einige Stacheln sich in die Haut der Fußsohlen gebohrt und auf diese Art dem Gifte eine Eingangspforte in den Körper des Menschen eröffnet. Diese Form der Verwundung ist die weitaus häufigere. Viel seltener kommt es vor, daß eingeborene Fischer beim Fangen von den Tieren verletzt werden. Als Vergiftungssymptome treten heftige lokale Schmerzen, Durchfall, Erbrechen und Ohnmachtsanfälle auf. Dem Tode, der mitunter, natürlich nicht in der Regel, eintritt, gehen tetanische Krämpfe voran. Zu den Fischen, die, analog den Schlangen, durch ihren Biß vergiften können, gehört die Muräne. Bei ihr stecken nämlich einige der großen Hakenzähne in einer Gaumenschleimhauttasche, in der Drüsenzellen sitzen, die auf Druck, der ja beim Zubeißen automatisch auf sie ausgeübt wird, mit Abgabe eines giftigen Sekrets reagieren. Von Bissen, die schwere gesundheitliche Schädigungen im Gefolge hatten, ist bisher noch nichts bekannt geworden. Dessenungeachtet ist der Biß der Tiere bei Fischern sehr gefürchtet. Mit der Beschreibung vorliegender Formen ist selbstverständlich noch lange nicht die Zahl der bekannten giftigen Fische erschöpft, trotzdem können wir aus den angeführten Fällen sehr deutlich ersehen, daß verschiedene Fische imstande sind, den Menschen zumindest gesundheitlich schwer zu schädigen, ganz abgesehen von jenen Fällen, die einen tödlichen Ausgang nehmen. Karl Kronecker.



Ein häßliches und gefährliches Wassertier: Der im Malaiischen Archipel lebende Zauberfisch (Synanceia verrucosa). (Vgl. den Beitrag „Giftige Fische“.)

Die Kamelfichte. Am Fuße der Achtermannshöhe, nördlich von Braunlage im Harz, steht in einem Bestand weit über 100 Jahre alter Fichten eine, deren untere Stammpartie eine verblüffende Ähnlichkeit mit den zwei Höckern und dem weitgeschwungenen Halse eines Kamels besitzt. „Kamelfichte“ wird sie aus diesem Grunde genannt. — Wie ist dieser Baum zu solch höchst eigenartiger Gestalt gekommen? Jene alten Baumrecken, die „Kamelfichte“ mit ihren Gefährten, haben ein bewegtes Dasein hinter sich. Schutzlos stehen sie oben auf freier Bergeshöhe. Die in allen Jahreszeiten hier häufigen Winde zerzausen sie aufs unbarmherzigste. Besonders mitgenommen werden sie im kalten Herst und Winter, wenn die Niederschläge sich auf und an ihnen als Schnee, Rauhreif und Eis ansetzen. Dann brachen bei Stürmen vielfach unter Krachen Äste und Stämme zusammen. Doch die geschlagenen Wunden heilten wieder. Eine unbezwingliche Lebenskraft ließ die niedergebrochenen Bäume sich von neuem aufrichten und dem Lichte entgegenstreben. Ein solcher mehrfach durch Windbruch zum Krüppel geschlagener Veteran ist die Kamelfichte. — Wahrscheinlich ist die auffallende Form des Baumes dadurch entstanden, daß das Fichtenstämmchen in seiner Jugend zweimal hintereinander — in einem Zeitabstand von schätzungsweise zehn Jahren — durch Schneebruch etwa in der Mitte umgeknickt wurde. Dabei blieb der Zusammenhang zwischen der stehenbleibenden unteren und der niedergebrochenen oberen Hälfte des Bäumchens auf einem Teile des Stammquerschnitts gewahrt. Die Säftezufuhr von den Wurzeln her konnte also hierdurch weiter erfolgen, und allmählich wuchs der durch den Bruch niedergedrückte Baum wieder zum Himmel empor. Fichten, die nach einem solchen Einknicken ihres Spitzenteils durch Schneebruch unter Bildung eines weit ausholenden Bogens sich wiederaufrichteten, trifft man öfters in den weiten Harzwäldern an. Das Bemerkenswerte an der Kamelfichte ist, daß hier derselbe schwere Schicksalsschlag ein und denselben Baum nach verhältnismäßig kurzer Frist ein zweites Mal betroffen hat, und daß dieser imstande war, sich noch einmal aufzurichten und dem Sonnenlicht entgegenzuwachsen. Noch immer grünt der alte merkwürdige Baum hier weiter. Prof. Baumgärtel.



Ein Sinnbild unverwüstlicher, immer wieder sich durchsetzender Naturkraft: Die Kamelfichte an der Achtermannshöhe im Harz. (Vgl. nebenstehenden Beitrag.)

(Schluß der Novelle „Herrn Edikos Abend".)

Vorüber. Verweht. Fern schon erglänzte das weiße Roß. Den Schmachbeladnen hörte kein Gott. Ediko taumelte auf, stöhnend dem Abgrund entgegen. Da kam es von neuem heran, Gestalten über Gestalten. Es blitzte, es klirrte von Waffen und Gold, und plötzlich lachte es von allen Seiten. Da lachte der kluge Arnulf und hob keck die erraubte Krone, da lachte Luitward der Schwarze, und Heinrich lachte, der Welfensohn, das geliebteste, das zärtliche Kind; er lachte und wies den lachenden Fratzen ringsum mit beiden Händen den alten Narren: „Narr, Narr! Narr der Treue, Narr der Ehre, Narr deines Glaubens!" Sie wiesen alle mit Fingern, und aus den Lüften fiel ihr dröhnendes Gelächter auf den Zerbrechenden wie Schmutz und Steine. Da wandte der irre Mann sich zu besinnungsloser Flucht, ins Dunkle, in die schwarzblauen Schatten hinab — stolpernd, taumelnd, sinkend, bis ihn gnädig die Sinne verließen.

So fand die suchende Hiltrud ihn im Morgengrauen, nicht weit vom Bach. Sie war wie entbrannt von diesem Neuen, das sie in sich erlebte, dem Liebe-üben-Dürfen. Sie war hellsichtig und stark wie ein Held. So weckte sie ihn nur leise: „Ediko, die Sonne kommt. Auf, schaff uns ein Haus."

Rückkehrend aus dem Grauen seines Erliegens, sah er die Wiese silbern glänzen vom Tau, den Wald von letzten Nebelbändern umhangen, die bleichen Wände lila übergossen, den zarten Himmel klar und hoch. Er sah sein Weib — das grausame Frühlicht zeigte ihr Gesicht durchfurcht und abgemagert, ihre Hände waren blutig gerissen. Da kniete sie im feuchten Gras, entstellt und armselig wie ein Köhlerweib — und sah ihn an wie eine Braut. Ediko erhob sich, schwer, wie einer aufsteht mit einer Bürde. Er legte die Hand auf ihren Scheitel: „Ja, komm, ich will dir eine Hütte bauen, daß du nicht frierst."

Nun klang die Axt im Urwald. Sie schleppten Balken und Pfähle, dichteten Ritzen mit Erde und Moos, stampften den Estrich, wälzten Steine zur Herdstatt. Ihr gelang, sie wußte selbst kaum wie, die Ziegen zu melken, bald Butter und Käse zu bereiten, mit Rinde, die sie zwischen flachen Steinen zerrieb, kargen Mehlvorrat zu strecken, wenn sie in der Asche dünne Fladen buk. In ungebundener Kindheit bei Bauern und Gesinde aufgefangene Künste fielen ihr ein: erlegtes Wildbret mit Waldkräutern zu würzen, Felle zu schaben, in Wasser und Rinden zu gerben, bis sie weich wurden für Bett und Fensterbehang. Bald war die Hütte wohnlich, mit Bank und Tisch, Vorratsbord und weichem Lager. Hiltrud werkte die Stunden des Tages mit einer Hingabe, als gelte es, eines Lebens versäumte Arbeit nachzuholen und eines Lebens versäumtes Glück. Sie sprach kaum, denn Edikos Starre bannte auch sie. Aber manchmal, wenn der Abend köstlich frisch den heißen Tag verwehte und über lichtgrünen Himmel letzte Wölkchen langsam glitten wie goldene Segel nach verheißener Küste, fühlte sie die Quellen ihres Lebens steigen. Als habe sie — die Mägden gebot, doch nicht selber den Leib ermüden durfte in Sorge für ein Geliebtes, die Kinder gebar, doch nach wenig Jahren sie von sich lassen mußte in ein fremdes, wildes Mannesleben, die Gattin war, doch, in die Kemenate gebannt, nur von Ferne ihres Herrn Tage gleiten sah — bis jetzt gelebt an ihrem Fürstenhof wie ein Tier in dunklem Stall, wie eine Pflanze auf Steinboden. Als stünde sie nun, in Liebe für einzelnes dienend, sorgend, verschwenderisch sich verströmend, wie ein Baum verwurzelt in endlich gefundenem Heimatboden.

Ediko schaffte, aß, schlief wie ein Knecht, schweigsam, fühllos und ohne Besinnen. Er raste nicht mehr gegen den Einsturz des stolzen Tempels der Rechtlichkeit, dem er ein Leben lang gedient hatte. Doch sah er auch keinen Ausweg aus den grauenhaften Trümmern, und er litt wie ein Tier in seiner vermeinten Entwürdigung. Er sah den blauen Duft des Sommers nicht, den Adlerflug in Lüften, die zarte Spiegelung des Hochsees droben, darin die starren Gipfel lieblich auszuruhen schienen. Wenn er Hiltrud vor dem roh gebundenen Kreuze im Hüttenwinkel knien sah, kindlich erfüllt, überkam ihn fast Verachtung solcher Hingabe an das dienende Leiden, die sanfte Ergebenheitslehre des Gekreuzigten. Dann riß Ediko Spieß und Jagdgerät von der Wand und stieg noch zur Nacht hinauf in die Öde, wo Wasser, Wind und Sonne ihr wildes Spiel trieben mit Nebel, Sand und Stein, bis er nach Tagen, ruhig, doch tot wie jene, niederstieg zu seiner Menschenhütte.

Immer öfter riß es ihn so in die Wildnis, als der Herbst kam, das Wildheu für die Ziegen geborgen war, der Rauchfang voller Hirschkeulen hing, gespaltenes Holz sich meterweit um die Hütte schichtete. Die Wiese ward gelb, im Walde brannten Birken wie Fackeln, alle Quellen rauschten stärker, durchdringendes Licht tat die Weite zauberisch auf in dunkel glühenden Farben. Um die Gipfel war es so still, daß einer tief und schmerzlos ruhen mochte über der unermeßlichen Bläue, wie im Mantel der Ewigkeit gewiegt. Tage kamen, indes im Tale der Frost schon stieg, Tage von so unsagbar süßer Ruhe, daß scheues Wild großäugig stehen blieb vor dem Menschengesicht, daß Baum und Fels und Wasserlauf den Atem zu verhalten schienen, die müde Erde im Entschlafen nicht zu stören. In diesen Tagen geschah es zum erstenmal, daß der einsame Jäger sein menschlich Tun, Last und Elend vergaß und, hingeschmiegt an warme Felsenbrust, bewußtlos und tief atmend die Seele der stummen Welt in sich sog — noch unbegriffene Verheißung.

Doch es kam der Winter. Begraben lag die Hütte, Bach und Baum, erstickt und erstorben unter weißer Last. Gelbes Licht färbte den Schnee,

schwarze Wolkenwände drohten am matten Himmel, Schneesturm raste, und in eisigen Nächten, wenn das helle Feuer auf der Herdstatt in karge Glut gesunken war, hörten sie schauernd die Wölfe heulen. In solchen Nächten kamen Gesichte über Ediko wie das wilde Heer. Er ritt mit dem Kaiser, geehrt und umglänzt, ihm folgte ein Land, sein Wort war Schaffen oder Vernichtung — Freunde, Frauen, Mannen hoben die Stimmen, seine Kinder spielten in der prunkenden Halle — Heinrich — Heinrich lachte...

Nach solchen Nächten war Edikos graues Haar schweißverklebt, wenn er im kalten Zwielicht aufstand, taumelnd wie ein Trunkener. Nach solchen Nächten kämpfte er sich durch den Schnee, wild und wahnsinngetrieben, gleichviel, wohin... Gleißte ihn dann jäh vom Ausblick in die Ebene das Kloster an, satt und breit gelagert in grellem Sonnenglast, konnte es geschehen, daß er zügellos die Fäuste hob...

Doch war es seltsam: Wenn die hellen Tage kamen, Rauhreif an jedem Ästchen klirrte, abertausend bunte Funken glitzerten, leuchtend blau die Schatten in der Weiße lagen und der reine Bogen des Jochs schimmernd sich hinschwang vor dunkelstrahlendem Himmel, schien plötzlich alles voller Geheimnis, als wolle sich in jedem Augenblick ein Wunderbares enthüllen. Und er mußte oft den Atem verhalten...

Was den Streifenden trieb, begriff Hiltrud nicht. Doch löste sich ihr in diesen Wintertagen, wenn sie einsam vor knisterndem Feuer saß, das eigene Leben wie ein sanfter Akkord. Ihr sanken oft die Hände, die neues Gewand nestelten aus Fell und Häuten. Müdigkeit rann süß durch alle Adern, sie sah in die stiebenden Funken und ging träumend, suchend die Wege ihres Lebens zurück. Sie rief die verlorenen Söhne zu sich, doch war es seltsam, sie traten nur wie Schattenbilder zu ihr. Wie alles, das jene umgab, so ganz versunken war — Lautheit und vieler Menschen Unruhe, Jagdlust, Streit und Herrenwerk. Hiltrud sah sich selber, zuschauend vom Fenster, einsam unter ihren schwatzenden Frauen, selten gesucht, niemals gebraucht. Hiltrud schüttelte den Kopf. Wie umschnürt war sie gewesen unter Gold und Seide. Was ihr als Tod erschienen war, hatte jetzt erst, am Abend ihrer Tage, Entfaltung geschenkt — ihr heimlichstes, ihr ureigenstes Glück... Kälte machte ihre Hände steif, Rauch beizte ihre Augen. Die Ziege rieb den klugen Kopf mahnend am Knie der alten Herzogin. Da wachte sie auf, schlang den Arm um den zottigen Tierhals und stand auf, das Futter zu rüsten.

Der warme Südwind heulte um die Hütte, es troff von Baum und Fels, die Ferner spiegelten vor Nässe wie Silber. Unter der ungestümen Sonne brachen aus halbgetautem Schnee weiße und blaue Kelche, tausend zart gefranste lila Glöckchen. Um diese Zeit schob Hiltrud mit dem scheuen Lächeln, das Ediko nie begriff, die grobe Nahrung von sich. Ediko sah sie sehr langsam über die Wiese gehen, die gelben Flecke suchend, wo das Gras schon frei lag, als wolle sie den müden Fuß zärtlich an die bloße Erde schmiegen. Da stieg Ediko eines Tages zum Joch hinauf, um von jenseits, aus den Klosterkammern, Mehl und Salz zu tauschen gegen Felle.

Ediko saß auf der Bank im Pförtnerraum, die Kapuze deckte sein Gesicht. Übermächtig erschütterte ihn die Rückkehr in gewohnten Menschenkreis. Hier war er oft beim Jagen eingekehrt, da waren sie ihm segnend entgegengezogen und hatten Teppiche vor ihm gelegt. Nun ließen sie ihn warten — nach seinem Hunger fragte keiner. Es herrschte Unruhe in den Gängen — draußen im Hof hatte Ediko fremde Reiter gesehen. Die Brüder liefend schwitzend hin und her, sie redeten viel und stritten noch mehr untereinander, sie dampften von Wein und fetter Kost, und ihre Augen waren hart von Eifer und Achtlosigkeit.

Als endlich einer schlau feilschend die Felle besah, gab Ediko sie rasch um ein schmales Säckchen Mehl. Doch hielt er den Kuttenmann plötzlich am Ärmel. Der riß sich unwirsch los: „He, Kerl, was willst du noch?"

Ediko murmelte stockend: „Aus der Wildnis komm ich... Wüßt gern, was Herzog Welf tat dies Jahr..."

„Herzog Welf? Der ist nicht zu Haus geblieben in der Hunnenschlacht..."

„Hunnenschlacht?"

Da lachte der Mönch: „He, Brüder, hier ist einer, der weiß nichts vom Hunnensieg!"

Sie drängten sich grinsend um den Waldmenschen, schrien alle zugleich. So hörte Ediko von Arnulfs großer Tat, wie er alle fremden Räuber, Hunnen und Normannen, ausgefegt habe aus deutschen Landen, die Fürsten geeint, die Kräfte gesammelt, die Ehre diesseits und jenseits der Alpen blank gehalten habe, wie zu Zeiten des großen Karl...

Hunnen verjagt, Normannen vernichtet... Es wirbelte in Edikos Hirn. So hatte der Thronräuber erfüllt, um das, den kranken Kaiser stützend, Ediko die Kraft seiner Jahre hingegeben hatte — umsonst. Schwer ging ihm die Brust. Altes stürzte, Haß zerrann. Freude brach auf wie ein Strom im März...

Haltsuchend tat er noch einmal die Frage: „Und Welf? Der Herzog?"

Da zog der Mönch ein finsteres Gesicht: „Ist großer Herr beim König, seit er mitstritt gegen die Hunnen und so den Ausschlag gab zum Siege. Ist vor lauter Königsfreundschaft taub und blind für anderes. Drum suchen wir ja den Alten!"

Ediko bog den Kopf auf die Brust: „Den Alten? Sucht den der König?"

„Dummkopf! Der hat den König gehaßt wie Gift und Tod. Drum eben suchen wir… Was geht's dich an!" Der Mönch wandte sich. Aber plötzlich kehrte er um: „In der Wildnis lebst du? Hör, ist dir da niemals einer begegnet…"

In diesem Augenblick trat ein Weib durchs Tor, blond, hochgewachsen, mit dem festen Kinn der Karolinger. Die Mönche sanken in Verneigung. Sie rief herrisch: „Den Abt! Wann endlich ziehen Eure Boten auf die Suche? So langsam werdet Ihr nicht sein, wenn's Euch später gelten wird, meine Güter in Schwaben zu besetzen!"

Die Mönche stoben davon. Ediko stand im Schatten, die Fürstin sah ihn nicht. Er wollte rasch entweichen, denn er kannte sie gut von manchem Hofritt: Hildegardis, Ludwigs des Jüngeren Tochter, Kaiser Karls Nichte; er kannte auch den Mann hinter ihr: Egildeo, den Bayerngrafen, den ewig unzufriedenen Ruhestörer. Da bannte ihn ihr Wort: „Ich muß den Alten haben!" Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Der Zuzug ist zu schwach. Wer weiß, wie bald wir an Arnulf verraten sind! Ja, wenn ich jetzt, jetzt losschlagen könnte!"

Der Graf beugte sich schmeichelnd: „Tu's, Fürstin! Dein Thronrecht ist so unbestreitbar — beginne keck, und alle deutschen Gaue fallen dir zu!"

Sie warf heftig den Kopf auf: „Nein, nein, es geht nicht! Aber Ediko, Ediko! Wenn **der** den Heerbann aufriefe, morgen wären wir stark genug."

Sie schrak zusammen. Denn plötzlich trat aus dem Schatten der Waldmensch; drohend hob er die Hand, bewegte die Lippen — doch blieb er stumm. Er starrte in die beiden Gesichter. Sie bleckten ihn an wie fremde Masken — eine dunkle Kluft gähnte zwischen ihm und jenen. Darein stürzte in Augenblicken schwindelnd sein früheres Leben, Wollen, Erinnern. Die ungeheure Fremdheit würgte ihm den Atem ab.

Der Graf fuhr auf: „Knecht, stehst du vor der Fürstin ungebeugt!"

Da tat Ediko eine einzige Gebärde, wie man ekles Ding wegschiebt. Die Kapuze war ihm vom Haupt gefallen, er merkte es nicht. Er ging mit geradem Nacken, mit starkem Schritt, die Augen starr ins Ferne gerichtet, aus dem Raum.

Der Graf wollte seinen Zorn hinterherhetzen. Aber Hildegard hielt ihn plötzlich am Arm: „Still! Sieh doch, sieh!" Wie jener dort ging, zwischen Reitern, Mönchen, Hoffassen hindurch, unbeirrt und groß, der starke Kopf in der Sonne leuchtete. „Ist das nicht…? Torheit. — Der Wunsch zaubert."

Der Abt kam. Da schüttelte sie unmutig den Kopf. Bald saßen sie alle, klein und zornmütig, gierig und eitel, in heißer Beratung.

Ediko stieg bergan, wie gepeitscht von dieser Stunde. Es gärte chaotisch in ihm. Er suchte sein Vergangenes — und fand ein Nichts, davor ihm graußte. Erschöpft und schweißbedeckt erreichte er das Joch, warf sich nieder am Ufer des Hochsees, den die stillen Felshäupter umstanden. Mählich kam er zu sich. Sonne lag auf ihm wie ein warmes Tuch. Fern hinterm Uferwall glänzten die nie betretenen Gletscher. Seidig blau lag das Wasser, darüber schaukelte ein kleiner Falter hin und her. Es war so still, daß von den Wänden herab das sanfte Rieseln zermürbten Sandes klang.

Und plötzlich hörte der eine einzige Mensch aus der vollkommenen Stille den unendlichen Gesang der Einsamkeit, die ihn zu sich rief.

Klingend strömte das weiße Licht der Höhe in ihn ein, trug das begrenzte Ich aus ihm fort — jede Last, jede Wirrnis. Warm und tief umfangen vom Schoße der stummen Welt, ruhte er, atmete bewußtlos, ganz erlöst, zugleich mit der atmenden Erde. Wie Plunder entschwand ihm die Wichtigkeit seines Lebens.

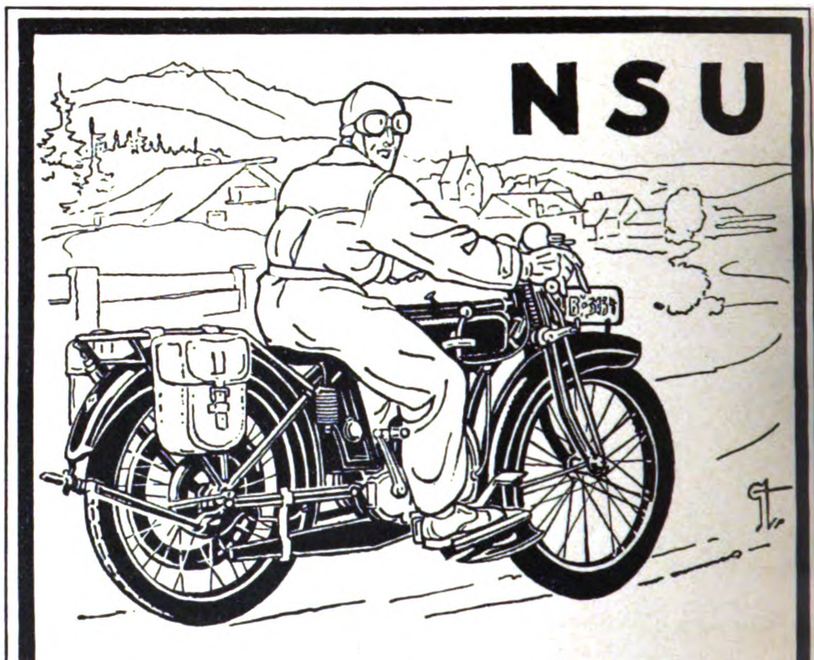
Ein kühler Wind weckte ihn. Es wollte Abend werden. Er stand auf. Sein braunes Gesicht war ganz entspannt, hell von einer neuen Freiheit. Ohne Haß sah er zum Kloster hinunter, dann schritt er rasch bergab. Es drängte ihn, der Frau, die allein ihn noch an menschlich Gewohntes band, zu sagen, daß er sie nun erkannte, und ihr Abend, sie in Liebe dem Begrenzten, er im Erkennen dem Grenzenlosen verbunden, solle nun leise hingehen wie ein Lied…

Schon von weitem sah er sie sitzen. Sie lehnte am Fichtenstamm, ihre Hände lagen geöffnet in ihrem Schoß, unendlich müde; ihr Gesicht ruhte ein wenig zurück. Er rief sie — sein Schritt wurde leiser — dann sah er, daß sie tot war.

Er fühlte keinen Schmerz. Sie schien ihm beglückt — nichts mehr. Er saß bei ihr die Nacht hindurch und sah die Sterne wandern. Am Morgen grub er sie ein am Wiesenrande, wo die Sonne am längsten lag. Dann ließ er die Ziegen frei und stieß das brennende Kienholz in alle Winkel der Hütte. Er stand dabei, bis sie in Schutt zerfiel. Dann stieg er, auf den Speer gestützt, bergauf, den Höhen zu, die ihn riefen. Über das Grab der Herzogin in Bayern wucherten die Frühlingsblumen, gelbe Glocken, blaue Kelche, weiße Schalen, rosa Sterne, so quellend reich und üppig froh, daß in wenigen Tagen die Stätte nicht mehr zu finden war.

In späten Jahren noch, als Kaiser Arnulf längst gestorben war, will ein verstiegener Hirt in der blauen Stunde zwischen Nacht und Morgen, da noch die Sterne im grünen Himmel hingen und die unzählbaren Gipfel rings aus weißem Taldampf dunkelblau wie Inseln ragten, ein Etwas gesehen haben, davor er laut die Heiligen anrief: einen mächtigen Greis, nackt auf der Bergspitze stehend, wundersam beschienen vom steigenden Licht. Als der das bleiche Menschengesicht gewahrte, hatte er laut gelacht und war dann, sicherer als die Gemse, rasch und ruhig in die Felsen entstiegen.





ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ah — an — bam — be — bel — bus — de — den — do — ei — er — fe — füh — gel — gel — gnaz — green — i — i — i — ke — ken — la — lie — mer — nef — ni — no — pok — rer — ro — sa — sas — sic — sol — tel — thea — ti — wich — win

sollen Wörter von nachstehender Bedeutung gebildet werden. Die Anfangs- und die dritten Buchstaben der gefundenen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Gedichtes von Goethe. 1 Hautausschlag, 2 Begleiter, 3 Säugetier, 4 Verwandter, 5 Stadt in England, 6 persische Königsdynastie, 7 Standesbezeichnung, 8 Männername, 9 alttestamentlicher Name, 10 Frauenname, 11 Fischereigerät, 12 Person aus Goethes „Faust“, 13 Heringsbrühe, 14 Gestalt aus einer Oper Wagners, 15 Gefäß, 16 Rohr, 17 seelische Zuneigung, 18 Männername.

Magische Silbenquadrate.

1

kom	ma	me
ne	ne	o
o	ro	ro

2

ba	ba	bet
kab	la	la
ran	te	te

3

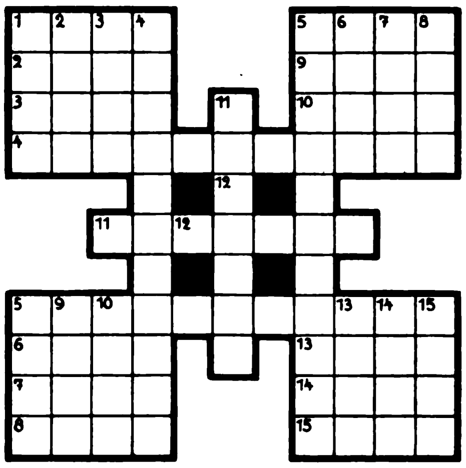
de	de	ja
na	na	so
te	te	um

4

e	ka	ka
le	le	ri
ri	sche	va

Die Silben eines jeden Quadrats sind so zu ordnen, daß sich drei Wörter ergeben, die wagrecht wie senkrecht bedeuten: 1 Frucht, Gestalt aus einer Tragödie von Shakespeare, Erdschicht; 2 Geheimlehre, weibl. Vorname, Kirche in Rom; 3 Musikstück, Quellgöttin, bekanntes Kirchenlied; 4 Pflanze, Gegner, Fahrzeug.

Magisches Kreuzworträtsel.



Es sind Wörter zu suchen von folgender Bedeutung: Wagerecht und senkrecht: 1 Adelstitel, 2 Krankheit, 3 Schuhmacherwerkzeug, 4 Oper, 5 (links unten senkrecht, rechts oben wagerecht) neugeborene Vögel und (unten wagerecht, oben senkrecht) Angestellter des Braugewerbes, 6 Blume, 7 deutscher Kampfflieger, 8 Jugendbelustigung, 9 Nilinsel bei Kairo, 10 Göttergeschlecht, 11 Insekten, 12 Hilfszeitwort, 13 Stadt in Rußland, 14 Hirschart, 15 Teil des Theaters.

Rasch gefunden.

Wie heißt Herr Bartel mit Vornamen nur?
Verstell' ihn, dann kommst du rasch auf die Spur.

Einsetzrätsel.

Rohr — Horn, Tanz — Mahl, Hirsch — Hund, Wal — Baum, Krebs — Art, Stein — Faß, Werk — Bau, Wald — Tag, Fall — Baum, Sand — Bruch, Frucht — Zeit.

Zwischen die obenstehenden Wörter ist je ein Hauptwort zu setzen, das dem ersten Worte als Schluß-, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, eine Blume.

Palindrom.

A	A	A	A
G	G	M	M
O	O	R	R
R	R	S	S

Nach richtiger Ordnung der Buchstaben erhält man Wörter von nachstehender Bedeutung, die, wagerecht und senkrecht gelesen, gleich lauten, wobei es sich gleichbleibt, ob man die Reihen von links oben oder von rechts unten zu lesen beginnt. — Die Wörter bedeuten der Reihe nach: 1 Pflanze und Viehfutter, 2 Hauptstadt des Altertums, 3 Liebesgott, 4 letzte Behausung des Menschen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4288.

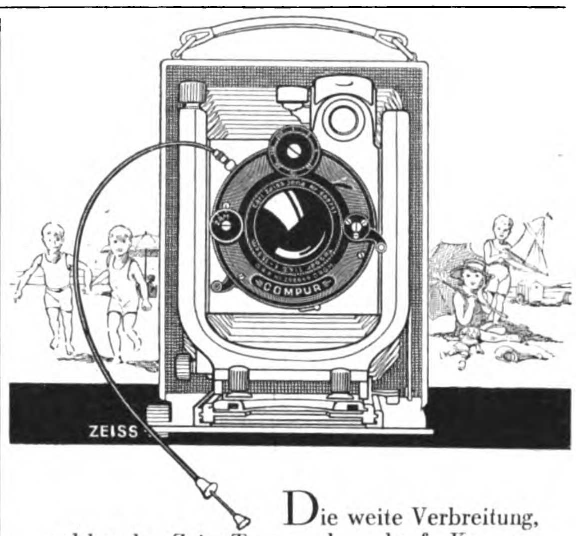
Silbenrätsel: 1 Allianz, 2 Urania, 3 Goliath, 4 Etamin, 5 Uhu, 6 Makadam, 7 Audienz, 8 Uganda, 9 Geweih, 10 Engen. — Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Mosaikrätsel: ka—ro—se, a—del—ta, roll—wand—uhr, li—na—tur, sup—pe—trus, rob—be—ginn, um—gang—art, hoch—zeit—raum, es—pe—ter. — Karlsruhe—Stuttgart.

Karree-Rätsel: 1 Meran, 2 Mars, 3 Watt, 4 Nizza, 5 Zieten, 6 Rügen, 7 Darius, 8 Uhu, 9 Hamsun, 10 Hull, 11 Eremit, 12 Circe, 13 Genf, 14 Ägir, 15 Gicht, 16 Kant, 17 Elegie, 18 Enns, 19 Eden. — Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, / Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

















Bad Brambach, stärkstes Radium-Mineralbad der Welt.

Von Dr. med. Leopold Schliep, Bad Brambach.

Fern von dem Getriebe der Welt, inmitten der meilenweiten Hochwälder des südlichen Vogtlandes, wo noch Auerhahn und Uhu horsten, liegt in 600 m Höhe Bad Brambach, das stärkste Radium-Mineralbad der Welt.

Dank seiner Lage und seines nebelfreien, subalpinen Klimas und seiner natürlichen Heilmittel hat sich Bad Brambach in den Jahren nach dem Kriege zum bevorzugten Heilbad für Kranke mit Gicht, chronischem Muskel- und Gelenkrheumatismus, Ischias, Neuralgien, Arteriosklerose und gewissen Alterserscheinungen entwickelt.

Während andere schwächere Radiumwässer, wie Gastein, St. Joachimsthal und Oberschlema nur Radium-Emanation enthalten, weisen die Brambacher Quellen außerdem einen erheblichen Gehalt an freier Kohlensäure und wertvollen Mineralien auf. Es genügt der Hinweis auf die Wirkung der Nauheimer natürlichen Kohlensäure-Bäder bei erhöhtem Blutdruck um die therapeutische Bedeutung dieses Heilfaktors unserer Quellen verständlich zu machen. Kohlensäure und Mineral-Salze der Brambacher Radium-Quellen geben dem Wasser einen köstlichen Wohlgeschmack, während alle anderen Radium-Wässer geradezu fad schmecken. Neben der Radioaktivität verleiht aber nach neueren Untersuchungen die Mineralisierung unseren Radium-Quellen ihren einzigartigen, überragenden und nicht zum zweiten Male auf dieser Erde vorkommenden Heilwert.

Das Eisen unserer Quellen hat die wichtige Funktion, als Katalysator bei den Oxydationsvorgängen zu wirken und steht in Beziehung zu den Oxydationsfermenten der Zelle. Zum Ersatz dieses Fermenteisens ist das „aktive Eisen“, wie es in den Brambacher Radium-Quellen enthalten ist, besonders geeignet. Das Geheimnis der besonderen Wirkungen der tief aus dem Erdinnern dringenden Mineralquellen an Ort und Stelle ist dadurch zu erklären, daß sie die gelösten Salze in einem besonders labilem Molekularzustand enthalten und daß unter Abgabe von Energie aus diesen aktiven Salzen inaktive gebildet werden (Baudisch & Welo). Die katalytische Wirksamkeit ist in erster Linie an das Vorhandensein bestimmter Eisen- und Manganverbindungen, wie sie die Brambacher Radiumquellen enthalten, geknüpft und ist künstlich nicht nachahmbar. (Fresenius.)

Vergegenwärtigen wir uns, daß die Radium-Emanation auf Blutbildung, endokrine Drüsen, auf das Wachstum jugendlicher Zellen, auf fermentative Prozesse anregend wirkt und den Eiweiß-Zucker- und Harnsäurestoffwechsel steigert, so können wir den Wert der katalytischen Eigenschaften unseres Brambacher Radium-Mineralwassers, das nicht seinesgleichen hat, ermessen.

Endlich noch ein Wort über die Verwendung künstlicher Aktivität, welche von einer Anzahl industrieller Unternehmungen propagiert wird: Hier stellt die künstliche Aktivität den alleinigen Heilfaktor dar, während bei der Verwendung der natürlichen Brambacher Heilquellen, wie wir gesehen haben, noch andere Heilfaktoren zur Wirkung gelangen. Nach Falta haben die Apparate zur Erzeugung künstlicher Emanation große Nachteile, die Dosierung wird ungenau und da sich die Poren des Tonzylinders bzw. der Membran dieser Apparate allmählich verstopfen, so werden dieselben leicht unbrauchbar und büßen ihre Aktivität ein.

Abgesehen davon, daß eine Kur erfahrungsgemäß einen weit größeren Erfolg aufweist, wenn der Patient aus seiner gewöhnten Umgebung entfernt ist, und in einem Kurort nur seiner Kur lebt, ist es von Wichtigkeit, daß die Emanation, im Gegensatz zu künstlichem Radiumwasser in unseren Radium-Quellen ganz gleichmäßig verteilt ist. Endlich kann die katalytische Wirkung der Eisen- und Manganverbindungen der Brambacher Radium-Quellen künstlich nicht nachgeahmt werden.

Ein großer Vorzug Brambachs besteht darin, daß alle Kurhäuser die Radiumbäder im Hause haben. Auch das Wettinquellen-Emanatorium ist im Kurhotel untergebracht und verfügt über etwa 3 500 000 Macheeinheiten.

Bei den einzigartigen Erfolgen Bad Brambachs kann es nicht Wunder nehmen, daß der Zustrom von Heilungsuchenden sich von Jahr zu Jahr steigert, so daß das neuerbaute Kurhotel demnächst durch einen Anbau vergrößert werden muß.

Aufruf für die Deutsche Olympia-Spende

Die 9. Olympischen Spiele werden im Sommer 1928 in Amsterdam abgehalten, die Winterspiele im Februar in St. Moritz. Die Jugend nahezu aller Nationen der Erde nimmt an ihnen teil, die deutsche zum ersten Male nach sechzehnjähriger Pause. Die Kämpfe auf grünem Rasen, auf der Aschenbahn oder in und auf dem Wasser werden der Prüfstein dafür sein, wessen Landes Jugend ihren Körper am besten gestählt, ihren Willen zur Selbstbehauptung am stärksten gehärtet, Geschick und Geschmeidigkeit, Ausdauer und Siegesfreudigkeit am höchsten entwickelt hat. Die Augen der ganzen Welt sind darauf gerichtet, ob Deutschland trotz Kriegs- und Nachkriegselend die alten Kräfte bewahrt, neue errungen hat, um ehrenvoll in diesem Wettstreit der Völker zu bestehen. In deutschen Erfolgen wird man den Wiederaufstieg Deutschlands erkennen. So geht es um eine nationale Aufgabe großer Bedeutung bei der Olympiade Amsterdam. Aus breiter Masse unserer Jugend müssen die Besten ausgewählt und vortrefflich ausgerüstet in den Kampf gesandt werden. Große Mittel sind hierfür erforderlich. Die von Reich und privater Seite bisher bereitgestellten reichen für diese Aufgaben nicht aus. Die Unterzeichneten wenden sich daher an alle Freunde der in der Turn- und Sportbewegung geeinten deutschen Jugend mit der Bitte, zu dem Olympia-Fonds des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen einen Beitrag gewähren zu wollen.

Spenden über 10 Reichsmark werden durch Überreichung der Olympia-Nadel ausgezeichnet, die in Gestalt eines kleinen vergoldeten Abzeichens einer antiken Gemme nachgebildet ist.

Der Vorstand des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen. Der Deutsche Olympische Ausschuß

gez. Dr. Adenauer-Köln, Dr. Berger-Berlin, Dr. W. Binner-Breslau, Böß-Berlin, Professor Broßmer-Karlsruhe, Fr. Burger-Berlin, Dr. Diem-Berlin, Dominicus-Berlin, Dr. Peter Frey-Frankfurt a. M., Dr. Frisch-Berlin, Fr. Gruber-Berlin, G. Hax-Berlin, Dr. Jarres-Duisburg, H. Jürst-Berlin, Kampmann-Kassel, K. Kielich-Berlin, Koennecke-Berlin, F. P. Lang-München, Dr. Th. Lewald-Berlin, F. Linnemann-Berlin, Dr. Martin-Berlin, Adolf Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Schwerin-Doberan, Pauli-Potsdam, G. Nau-Berlin, Dr. Reinhardt-Berlin, Dr. Ruperti-Bochum, J. Schmitz-Berlin, W. Seck-Berlin, Dr. Sydow-Eichwalde, H. Wendt-Berlin, Wolker-München.

Beiträge für die Deutsche Olympia-Spende nehmen alle Reichsbankanstalten, die Kassen aller großen Banken, außerdem das Postscheckkonto Nr. 12890 Berlin entgegen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J·J·Weber, Leipzig

NR. 4290. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 2. JUNI 1927

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BAD ALTHEIDE KUR-PENSION VIKTORIA. Erstkl., best. Lage.

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gut bürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALADIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD KUDOWA HAUS HOFBURG. Gedieg. Heim in best. Lage.

VILLA „LOHENGRIN". Gutgeführtes Haus, günstige Lage.

KURPENSION SAN REMO. Gemütl. Aufenthalt, mäßige Preise.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD LIEBENSTEIN (Thür.). SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung, Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

PARK-HOTEL, Ersten Ranges, in bester Lage. Jahresbetrieb.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant. Pens. ab M. 7.50. Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens.. Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz., Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTEL-PENSION „KÖHLERBRUNNEN". Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

FRIEDRICHRODA (THÜR.). CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

FRIEDRICHSHAFEN. (BODENSEE). „BUCHHORNER HOF" Prachtv. Aussicht, mod. Zimmer. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus., alle neuzeitl. Annehmlichkeiten.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges. Fließend warm. u. kalt. Wasser.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

TABARZ (THÜR.). Vielbesuchter Erholungsort im Thüringer Wald.

KURHAUS TABARZ dir. a. Hochwald.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.- u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde gelegen. Der Neuzeit entsprech. eingerichtet.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horeska G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

GERNRODE WIRD **MODE.** HOTEL BRAUNER HIRSCH. Besitzer F. Morgenroth.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. H. Brettschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

MÄGDESPRUNG. KURHAUS MEVES. Der Luftkurort für Überarbeitete.

RÜBELAND. BAUMANNSHÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Volle Pens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

SANATORIUM HOHENSTEIN f. Leicht-Lungenkranke. Prosp. d. d. Verw.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG. Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt. Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

IMPERIAL-HOTEL. 320 Zimm. m. Bad. Luxusappart. Saison Mai b. Sept.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Bestbekannt. Kaffee-Restaurant.

HOTEL „SCHLOSS MIRAMONTE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

SCHWEIZ

AIROLO (AM GOTTHARD), HOTEL LOMBARDI U. GOTTHARD-HOSPIZ. Prima Bedieng. Pens. ab Fr. 10.—

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LAUSANNE-OUCHI. HOTEL MEURICE. I. Ranges am See. Jeder Komfort. Pension ab Fr. 14.—.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

WALZENHAUSEN (STATION RHEIN-ECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL REGINA EX STEPHANIE. HOTEL QUARNERO I. u. II. KURSAAL-GRAND-CAFÉ QUARNERO. Erste Etablissements mit allem Komfort. Eigene See-Strandbäder.

HOTEL PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Ranges, neu renoviert. prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten. prächtige Lage.



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4290. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 2. Juni 1927.

Ferien in der Schweiz

Orell Füssli-Annoncen, Zürich.

ZÜRICH
Familien-Hotel Waldhaus Dolder
Wundervolle Fernsicht! Fließendes Wasser, Privatbäder, Tennis, Golf. Pension ab Fr. 14.—.
DOLDER GRAND HOTEL
Pension ab Fr. 19.—.

AROSA der Kurort und Sommersportplatz auf 1800 m Höhe. Näheres durch die Kurverwaltung.

AROSA / Alexandra-Hotel
Erstklassig. Das ganze Jahr offen. Pensionspreis von Fr. 13.- an. Tennis, Orchester. Gratisprospekte durch Besitzer u. Leiter **E. Bellick.**

Hotel Piora am Ritomsee (Tessin). 1840 m üb. d. M. Prachtvolle, geschützte, ruhige, milde Lage. Bestempfohlenes Kur-, Touristen- und Passantenhotel. Elektr. Licht. Bahnstation Ambri-Piotta. Piotta-Piora mit elektr. Seilbahn Ritom. Prospekte durch **Severino Lombardi.**

BADEN (SCHWEIZ)
Hotel Verenahof und Hotel Ochsen
Sämtliche Kurmittel und Thermalbäder im Hause selbst. Volle Pension im Hotel Verenahof von Fr. 12.- und mit fließendem Kalt- und Warmwasser von Fr. 15.- an, Hotel Ochsen von Fr. 11.- bis Fr. 12.-. Große Parkanlagen. **F. X. Markwalder,** Eigentümer.

BADEN / Bad-Hotel Limmathof
Unübertroffene Heilbäder **im Hotel** für Rheuma, Gicht, Ischias, Frauenleiden. Pension Fr. 12.50 bis 15.-. Prospekte durch **B. Gölden,** Bes.

BASEL / Hotel Drei Könige
Erstes Haus am Platze, ruhigst am Rhein gelegen.
Letzter Komfort. Zimmer von Fr. 8.— an. Pension von Fr. 18. – an.

MEIRINGEN Berner Oberland.
Kur- und Exkursionszentrum. —— 14 Hotels. ——

Appenzellerland (Bodenseegebiet). Beliebte Kur- u. Touristenlandschaft. Mäß. Preise. Prosp. durch die Verkehrsbüros: Appenzell, Gais, Heiden, Herisau, Hundwil, Rehetobel, Schwellbrunn, Speicher, Stein, Teufen, Trogen, Waldstatt, Walzenhausen, Wolfhalden, Wienacht, Urnäsch.

LUGANO-PARADISO (Südschweiz)
Pension Villa Sonneck. Behaglich, neu eingericht. Familienhaus in einzig schöner erhöhter Lage. Großer schattiger Garten. Moderner Komfort. Garage. **Frl. Schneider & Gremmel,** Bes.

GIESSBACH am Brienzersee **Grand-Hotel**
Schönste, erhöhte Lage gegenüber den berühmten Wasserfällen mit Aussicht über die Seen. Beste Verpflegung. Pensionspreis Fr. 12.- bis 15.-. Prospekt durch die Direktion **J. Kleiner.**

Heiden ob dem Bodensee. 810 m ü. d. M. [illegible] radbahn a. Rorschach. Herz[illegible] Schlaflosigkeit, Bleichsucht, [illegible] Überanstrengung, Asthma de[illegible] Alters werden geheilt, 4 Kurärzte, Kasino. Kurorchester. Verk[illegible]

AIROLO (Kanton Tessin, Schweiz).
Hotel Lombardi 1150 Meter über dem Meer. **Gotthard-Hospiz, Hotel** 2100 Meter über dem Meer. Altbekannte, komfortable und gut bürgerliche Häuser. Mäßige Preise. Prospekte.

ACQUAROSSA Ital. Schweiz. **Fango u. Mineralbad.** Rheumatismus, Gicht, Lumbago, Ischias, Exsudate in Muskeln, Gelenken, Rippen und Bauchfell. Kontrakturen, Ankylose, Blutanomalien, Frauenleiden, Unterernährung und deren Folgezustände. Pension Fr. 9.- bis 13.-. **H. Herzig,** Prop.

Höhenkurort BEATENBERG
Schönstes Panorama des Berner Oberlandes 1150 m über dem Meere. Illustrierter Führer und Hotelverzeichnisse durch den **Kurverein Beatenberg** und die Agenturen der Schweizer Bundesbahnen.

BAD PASSU[illegible]
830 m über dem Meer, vereinigt Heilwirkung von Karlsbad und Vichy mit kräftigem Gebirgsklima. Diät-Tische für Diabetes, Magen- und Nierenkrankheiten. Prospekte durch Badeverwaltung Passugg—Graubünden. **Eröffnet am 25. Mai.**

Vierwaldstättersee

BECKENRIED am Vierwaldstättersee. Ärztl. empfohlen. Luftkurort.
Hotels: **Park-Nidwaldnerhof, Sonne, Mond.**
Pensionspreis Fr. 8.- bis 12.-. Prospekte durch das **Verkehrsbüro.**

BRUNNEN anerkannt schönste Lage am Vierwaldstättersee.
Reichste Auswahl schöner und bequemer Spaziergänge und Ausflüge. Kursaal. Prospekte durch das **Verkehrsbüro Brunnen.**

GERSAU Unvergleichlich geschützte Lage am Südfuße der Rigi.
Zentrum schönster Touren auf See und Gebirge. Gut geführte Hotels. Prospekte versendet das Verkehrsbureau.

Buochs / Hotel Krone
Park, Tennis, eig. Seebadehaus. Pens. v. 8—10 Fr. **Fam. Odermatt.**

BECKENRIED / Hotel-Pension Sonne.
Gutbürgerliche Ferienpension in prachtvoller, sonniger Lage am See. Tagespreis bei guter reichlicher Verpflegung von 6 RM. an. Prospekt.

KÜSSNACHT am Rigi. Hotel Seehof.
Ruhige, staubfreie Lage direkt am See. Wunderschöne Fernsicht, herrliche Spaziergänge. Berg-, Ruder- und Angelsport. Vorzügliche Küche. Pension 7 bis 9 Fr. Näheres durch Prospekt.

Unterschächen Kurhaus Klausen.
1000 m ü. M. Alp. Lage. Id. Ferienaufenth. Mietauto. 40 Min. v. See. Gleich. Haus: **Schwanen, Altdorf.**

HIMMELREICH ob Luzern (730 m ü. d. M.) Komfortabl. Kurhaus. Rundblick Vierwaldstättersee. Orchester. Vorzügliche Küche. Pension Fr. 8.— bis Fr. 10.—. Prospekte. **A. Limacher.**

WEGGIS Hotel du Lac-Seehof.
Bestrenoviertes Haus. — Bekannt gute Küche. — Pensionspreis von Fr. 9.— an. — Bitte Prospekt verlangen.

BUOCHS Exkursionszentrum **Hotel Rigiblick.**
Neuestes Haus am See. Lift. Orchester. Strandbad. Wassersport. Forellenfischerei. Pension von Fr. 9.— an. Illustrierter Prospekt.

Schimberg-Bad 1425 m ü. M. Wunderbare Lage. Auto ab Station Entlebuch. Altberühmte Schwefelquelle. Pension von Fr. 8.50 an. — Prospekte.

Das imposanteste **Hochalpen-Panorama** der Mittelschweiz.
STANSERHORN bei Luzern 1900 m ü. M.
Genußreiche Bergbahnfahrt
Hotel Stanserhorn-Kulm (100 Betten) Kombin. Billette für Bahn und Kulmhotel.

Göschenen Hotel u. Pens. Weißes Rößli.
Erstes u. ältestes Haus am Platze, das ganze Jahr geöffnet. Autogarage. **Familie Z'graggen.**

THERMALKURBAD BADEN
BEI ZÜRICH, SCHWEIZ.
Radioaktive Schwefelthermen von 48°.
Unvergl. Heilerfolge bei Rheumatismus, Gicht, Ischias, Frauenleiden.
Diagnostisch-Therapeutisches Institut. Inhalatorium.
Kursaal / Konzerte / Bälle / Theater / Tennis.
Prospekte durch die Kurverwaltung und J. Danneberg, Berlin, Unter den Linden 5.

TARASP-VULPERA
Unterengadin, 1250 m ü. M. Kurzeit: 10. Mai bis 20. September.
Das bedeutendste Bad der Schweiz.
Weltbekannte Mineralquellen in Verbindung mit Engadiner Höhenluft und Sonne. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- u. Tropenkrankheiten usw. Sommersport: Tennis, Golf usw. Prospekt Nr. 17 gratis durch:
Badeverwaltung Kurhaus Tarasp und Verkehrsbureau Vulpera.

Grindelwald
1052 M. ü./M.
an der Jungfraubahn
Auto-Strasse
Sommer- und Wintersport.

Bär Grand Hotel
führendes Haus am Platze
200 Zimmer — 60 Bäder
Neue Direktion:
L. J. Baroni, (vorm. Palace Mürren).

KURHAUS für Nervenkranke Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Haut, Haare, Nägel.
Von Dr. med. H. Schultz. 5. Aufl. geb. 2 RM. J. J. Weber, Leipzig C 1.

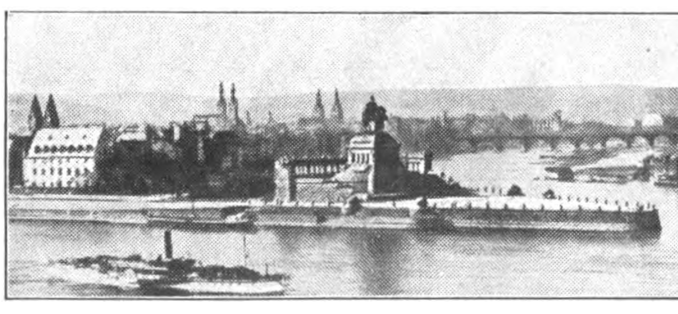
Villa – Park – Dubochet
Clarens-Montreux
Zu vermieten, monatlich oder jährlich schön möblierte Villen, herrlich am Ufer des Genfersees gelegen.
Wenden Sie sich gefl. an die Direktion.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prosp. Preise ab M. 13.-
DAVOS-Platz 3: Platzsanatorium. Prosp. Preise ab M. 14.-

Sanatorium Lindenbrunn b. Coppenbrügge i. Hann. (Kreis Hameln).
Physikal.-diätet. Heilanstalt. Gebirgslage. Luft- und Sonnenbäder. Schwefelbäder eig. Quellen. Schwefelbrunnentrinkhalle. Prosp. **Dr. Netter.**

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

FRANZENSBAD
Das erste Moorbad der Welt. Hervorragendes Frauen- und Herzheilbad.
Grösste Heilerfolge bei Herz- u. Frauenleiden, Kinderlosigkeit, Gicht, Rheumatismus u. chron. Stuhlverstopfung. Aerztliche Broschüre sowie Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung.
Bäder eröffnet. Zimmer mit Verpflegung von č. K. 42.— aufwärts.



Koblenz: „Das Deutsche Eck" (Zusammenfluß von Rhein und Mosel)

Ausstellung
Juli—August
1927
KOBLENZ
„Der Rhein, sein Werden und Wirken"
Große Schau der Natur, Kultur und Wirtschaft des Rheinstromgebietes von der Quelle bis zur Mündung
Standort für den Nürburg-Ring
Großes Winzerfest im Weindorf
Alle Auskunft durch
das Städt. Verkehrsamt, Goebenplatz 20

Allgemeine Notizen.

Der Weltkatalog wissenschaftlicher Zeitschriften, eine der umfassendsten Leistungen wissenschaftlicher Bibliographie, ist jetzt in seinem zweiten Band von der Oxforder University Preß vollendet worden. In alphabetischer Reihenfolge werden hier sämtliche Zeitschriften aufgeführt, die die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung enthalten und in den Jahren 1900 bis 1921 erschienen. Der erste Band, der 1925 veröffentlicht wurde, verzeichnete die erstaunliche Zahl von über 24 000 verschiedenen Zeitschriften. Die Liste war aber noch nicht vollständig, und der zweite Band bringt noch einen Nachtrag von über 600 Zeitschriften, so daß im ganzen etwa 25 000 periodische Erscheinungen zusammengestellt sind. Die Bibliotheken von 21 englischen und irischen Orten werden verzeichnet, um anzugeben, wo sich seltene Zeitschriften finden. Doch es gibt manche Zeitschriften überhaupt nicht in Großbritannien, selbst nicht in London, das allein 27 wichtige wissenschaftliche Büchereien besitzt.

Ein interessantes und lohnendes Reiseziel ist Dänemark, das Land des Meeres. Badeorte, wie Fanö und Skagen an der Nordsee, mit gewaltiger Brandung und stärkender Seeluft, die liebliche Küste Seelands mit rauschenden Buchenwäldern, Bornholm mit schroffen Felsenklippen, die herrliche Hauptstadt des Landes Kopenhagen mit ihrer jahrhundertealten Kultur, dies und noch vieles andere mehr laden namentlich in der wärmeren Jahreszeit zu einem Besuch Dänemarks ein. Näheres in der Anzeige auf nächster Seite der vorliegenden Nummer.

„Tirolerland, Reise — Unterkunft — Verpflegung", mit Hotelbuch, betitelt sich das neue vom Tiroler Landesverkehrsamt herausgegebene Tiroler Verkehrsbuch. Das 128 Seiten starke, reich bebilderte Büchlein gibt zunächst einen geschichtlichen und geographischen Überblick über sämtliche Tiroler Verkehrsgebiete, dem eine geordnete Beschreibung der verschiedenen Täler und Orte folgt. Die Angaben bei den einzelnen Orten enthalten außer den wichtigsten Sehenswürdigkeiten ausführlich alles Wissenswerte. Das Buch enthält überdies fünf Übersichtskarten von Freytag & Berndt im Maßstab 1 : 350 000. Der Einband ist mit einem sehr geschmackvollen, einladenden Titelbild, einen Tiroler Alpengasthof darstellend, versehen. Verkehrs- und Hotelbuch sind unentbehrliche Wegweiser für jeden Fremden. Beide Bücher sind

gegen Postgebührenersatz von zusammen 30 Pfg. vom Verlag Tiroler Landesverkehrsamt, Innsbruck, Landhaus I. Stock und durch alle größeren Reisebüros zu beziehen.

Das Thermalbad Baden in der Schweiz (388 m ü. M.), an der Hauptlinie gelegen, ist von Zürich in 20 Minuten, von Basel in einer Stunde erreichbar. In reizender Lage am Limmatfluß, umrahmt von bewaldeten Höhenzügen, zeichnet sich dieser schon seit Römerzeiten beliebte Kurort durch sehr milde klimatische und windgeschützte Verhältnisse aus. Die radioaktive, chlornatriumhaltige Schwefeltherme von 48° C liefert aus 17 Quellen täglich über 1 Mill. Liter Thermalwasser. 650 Badebassins, die sich in den für Kurgebrauch bestens angepaßten Hotels befinden, ermöglichen dessen zweckmäßigste Ausnützung. Außer den Thermalbädern sind an Kurmitteln vorhanden: Elektrische Bäder, natürliche Gasdampfbäder, feuchte und gasförmige Inhalationen, Radium- und elektrische Kuren, Diathermie, Vibrationsmassage, Hydrotherapie, Sol- und Kohlensäurebäder, Milchkuren. Erfolgreich bei Stoffwechselkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Muskel-, Knochen- und Gelenkerkrankungen, Ischias, Neuralgien, Katarrhe der Luftwege (Tuberkulose ausgeschlossen), Frauenkrankheiten und Folgekrankheiten nach Influenza und Grippe. Hauptkurzeit bis November.

Rheinsalm und Spargel. In den letzten Jahren war die Rheinsalmfischerei stark zurückgegangen. Im vergangenen Winter und auch noch in diesem Frühjahr war der Fang dieser schmackhaften Fische eine Seltenheit. Nun scheinen seit einigen Wochen wieder größere Salmschwärme den Weg in den Rhein gefunden zu haben; am Niederrhein wurden wieder gute Salmfänge getätigt. Es ist zu erwarten, daß auf den Speisekarten besonders der rheinischen Gaststätten diese begehrte Spezialität des Rheins wieder ständig zu finden sein wird. Da zum Rheinsalm nach dem Urteil erfahrener Feinschmecker frischer Spargel ausgezeichnet paßt, veranstaltet das durch die Schönheit seines Schloßgartens und durch seinen Spargelbau weltbekannte Schwetzingen, ehemalige Sommerresidenz der Kurfürsten von der Pfalz, vom 11. bis zum 13. Juni d. J. ein großes Spargelfest. Sportliche Wettkämpfe, Konzerte und die Aufführung von Hans-Sachs-Spielen werden neben einem glanzvollen historischen Festzug die Schwetzinger Jubeltage der Spargelreise verschönern. Dem ganzen Spargelfest soll das Gepräge eines großen Volksfestes der Kurpfalz gegeben werden.

Ein Konservierungsverfahren, mit dem man am sichersten und saubersten arbeitet, wird man immer anderen vorziehen. Es gibt nichts Einfacheres als das Einlegen der Eier in Garantol. Die Eier sind tadellos sauber, wenn man sie aus der Garantolflüssigkeit nimmt, was bei dem gallertartigen Wasserglas nicht der Fall ist. Sie haben keinen beißenden Geruch wie Kalkeier, werden auch nicht wie diese wässerig, sondern verändern ihre Beschaffenheit in keiner Weise. Dotter und Eiweiß sondern sich glatt von einander ab, so daß man den für Torten und Kuchen nötigen Schnee, ohne den kein Zuckerbäcker arbeiten kann, jederzeit herstellen kann, wenn man Garantoleier zur Verfügung hat. Annie Kehl-Kehrmann, Kochschriftstellerin.



Alte und neue Feste an der Lagune. Wer im Vorjahr am Lido war, weiß von Feenhaftigkeiten zu erzählen. Das heurige Jahr wird alle Erwartungen übertreffen. Das Excelsior Palace am Lido trifft Vorbereitungen, die die Sommergäste in ein Meer von Freude tauchen werden. Und die Wellen dieses Meeres werden weit an alle Küsten schlagen. Da werden sein: ein Modenfest, das internationalen Charakter tragen wird und blendend die Pyjamas, die Abendtoiletten, die intimen Toiletten, Peignoirs usw. „bestimmen" wird; vier Gala-Feste, worunter das eine ein Edelstein-Fest sein wird; „Pompejanische Nächte" werden die Pracht von kaiserlicher Herrlichkeit wieder hervorzaubern, und es wird sich das „Halali" mit Hörnerklang in das Festprogramm glänzend einreihen. Die Sportsleute, die Träger von Gesundheit und Kraft, werden in Segelregatten, in Motorbootrennen und in vier internationalen Tennisturnieren ihre Genugtuung finden. Besonders interessant wird der Tag sein, der die Reihe der Feste mit dem Wasserflugzeugwettbewerb um den „Ehrenkelch Schneider" krönen wird. In den stillen Nächten aber wird die „Galleggiante" tausendfarbige Lichter entzünden, langsam unter dem Klang der Geigen über die Lagune ziehen.

Illustrirte Zeitung

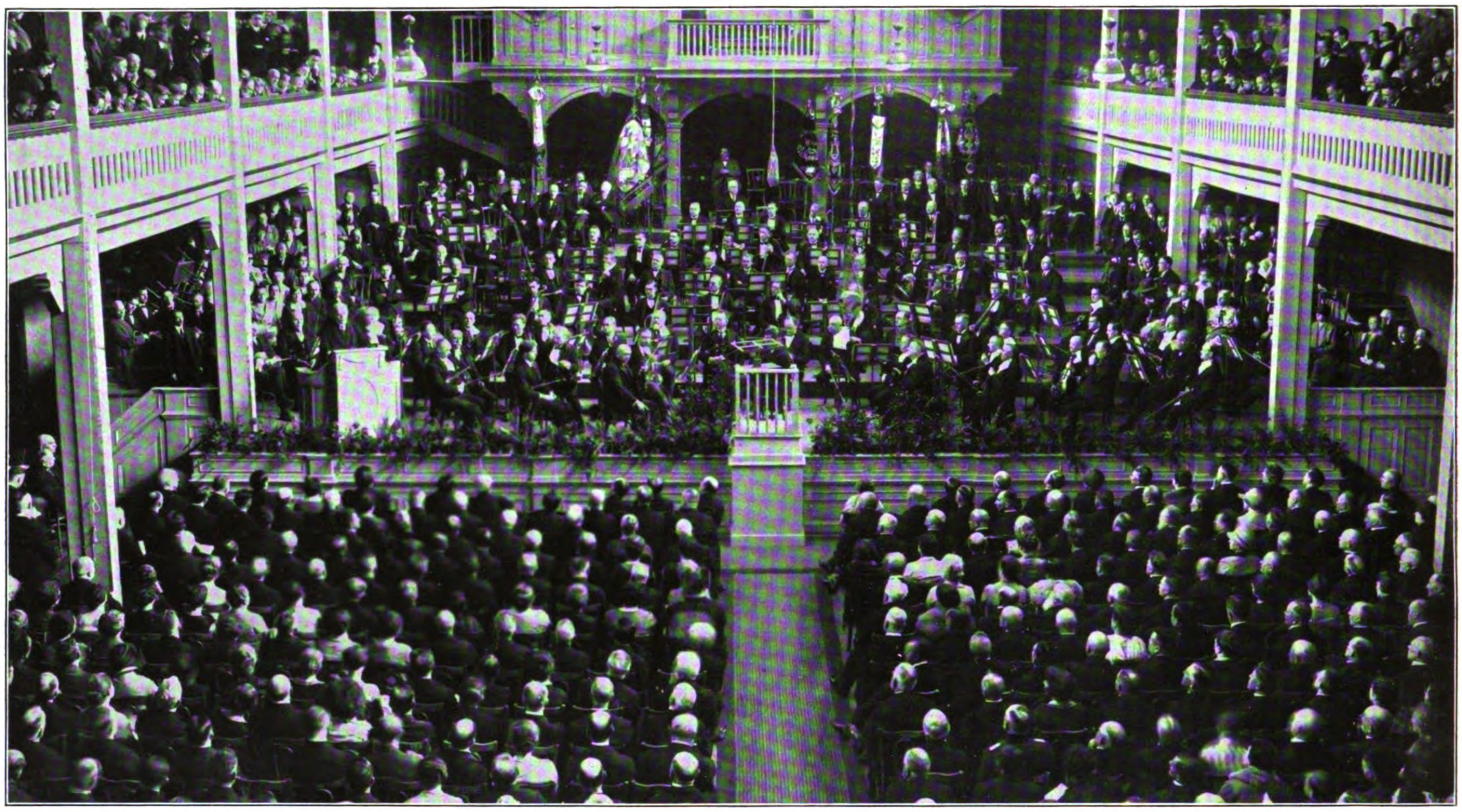


Für die Festtage: Verkauf von Pfingstmaien in der Großstadt.
Zeichnung von Rudolf Lipus.

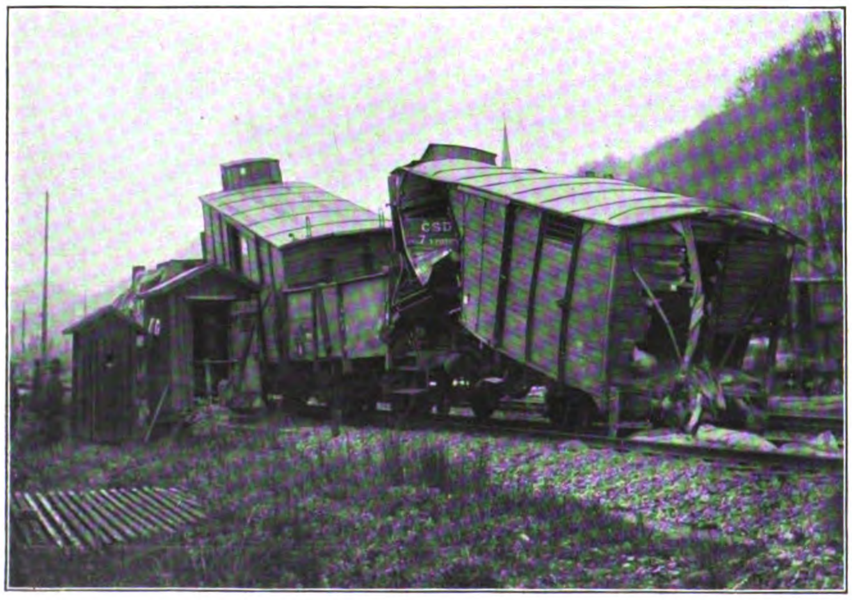




Links: Von der Weihe des Ehrenmals für die 3000 dem Kadettenkorps entstammenden gefallenen Offiziere in der ehemaligen Kadetten-Anstalt in Berlin-Lichterfelde am 22. Mai: Reichspräsident v. Hindenburg vor dem Denkmal bei der Kranzniederlegung. — Rechts: Von der Konferenz der Finanzminister der Länder in Berlin am 18. Mai: Die Teilnehmer der Tagung. Von links nach rechts: Stehend: Senator Cohn (Hamburg); Vortragender Rat Müllershausen (Bremen); Staatsrat Steinbrecher (Schaumburg-Lippe); Finanzminister Dr. Willers (Oldenburg); Finanzminister Henrich (Hessen); Finanzminister Dr. Schmitt (Baden); Finanzminister Toelle (Thüringen); Staatsrat Drake (Lippe-Detmold); Senator Kalkbrenner (Lübeck). Sitzend: Finanzminister Dehlinger (Württemberg); Finanzminister Dr. Höpker-Aschoff (Preußen); Reichsfinanzminister Dr. Köhler; Finanzminister Dr. Weber (Sachsen); Ministerpräsident Deist (Anhalt).



Vom Deutschen Beethoven-Fest in Bonn, das vom 21. bis zum 30. Mai veranstaltet wurde: Während des Festaktes in der Beethoven-Halle.





Links: Das Eisenbahnunglück auf dem Bahnhof in Sulz am Neckar am 21. Mai: Die ineinandergeschobenen Wagen an der Unglücksstätte. — Rechts: Bayerntag in Hausham bei Schliersee am 22. Mai: Kronprinz Rupprecht von Bayern (1), umgeben von Mitgliedern des Schlierseer Schützenkorps, während der Versammlung. 2 Oskar v. Miller, der Erbauer des Deutschen Museums in München.

BEVÖLKERUNGS- UND KULTURBEWEGUNGEN IN LATEINISCH-AMERIKA

Wer vor dem Kriege in der Neuen Welt war, kennt heute das Bild von einst kaum wieder. Schon der erste äußerliche Eindruck zeigt die ungeheure Veränderung: das Verkehrsleben hat sich, besonders durch Henry Ford, grundstürzend umgewandelt, und die Städtebilder beginnen auch in den Großstädten Südamerikas den Wolkenkratzer zu zeigen, dergestalt, daß ihre Silhouetten dem unteren Kinnbacken eines Leviathans gleichen, eines zuschnappenden Alligators. Überhaupt prägt sich in Rio, São Paulo und Buenos Aires der plutokratische Charakter immer deutlicher aus. Woher kommt dieser Zug? Aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Alles, was Zivilisation ist, was Handel und Wandel angeht, was insonderheit auf Gelderwerb abzielt, ist Yankee-Import, was dagegen mit Kultur zusammenhängt, stammt zur größeren Hälfte aus Europa. Man muß da sorgfältig unterscheiden. Die führenden Schichten benehmen sich restlos europäisch oder bemühen sich wenigstens darum; die unteren Schichten aber zehren in ihrer ganzen Lebensgebarung noch stark vom Erbe der Indianer und Neger. Entgegen den 12 Millionen Negern in den Vereinigten Staaten von Amerika, die in der Hauptsache auf den verhältnismäßig nicht allzu großen Gürtel zwischen unterem Mississippi und Atlantischem Ozean beschränkt sind, haben die in dem etwas ausgedehnteren romanischen Amerika lebenden 14 Millionen Neger von Südmexiko bis nach Paraguay ihr Blut so ziemlich allen Schichten mitgeteilt. Es gilt denn auch für sehr schlechten Ton, nach der Herkunft irgendeines Mannes zu fragen; obwohl durch Gesetz und Sitte alle Rassen sämtlicher latein-amerikanischen Republiken gleich sind, wird das schwarze Blut doch als weniger erwünscht empfunden. Umgekehrt erfreut sich das indianische Blut einer von Jahr zu Jahr steigenden Anerkennung und Wertschätzung. Mit der Umwertung der Werte hat Mexiko den Anfang gemacht. Es hat seit zwei Menschenaltern ein bewußtes, ja, geradezu angriffslustiges Selbstgefühl der Rothäute geweckt. Als Urheber des neu erwachenden Rassegefühls kann Juarez gelten, der als General der Aufständigen den Kaiser Maximilian besiegte und hinrichten ließ. Auch Porfirio Diaz, der 35 Jahre lang die Geschicke seines Landes erfolgreich leitete, war Halbblut, seine Frau Carmencita sogar Vollblut. Zwei der jüngsten Präsidenten, Obregon und Calles, haben sich geradezu auf die Indianer, die Yaqui Sonoras, gestützt. Freilich ging es ihnen nicht selten wie dem Zauberlehrling: die Geister, die sie riefen, wurden sie nicht los, und diese Geister hausten mit Brand und Mord und Plünderung. Erst kürzlich mußte Calles einen Feldherrn aussenden, um seine Freunde, die übermütig und zuchtlos gewordenen Yaqui, zu dämpfen. Die Hervorhebung des Indianischen verquickt sich mit einer erbitterten, im Laufe der Jahre vertieften Abneigung gegen alles Europäische. Von den Spaniern will man in Spanisch-Amerika schon seit 120 Jahren nichts mehr wissen. Man redet noch jetzt gern von der unerträglichen Tyrannei der Spanier und erhält die Erinnerung an die Befreiungskämpfe lebendig. Der Spanier, der Vater der Sprachen, der Urheber einer mit ungeminderter Fruchtbarkeit weiterwirkenden Kultur, ist in Spanisch-Amerika keineswegs beliebt; so wenig übrigens wie der Portugiese in Brasilien, wie der Pariser bei den französischen Kanadieren, wie der „Neudeutsche" bei den Altdeutschen in Santa Katharina und Rio Grande oder wie einst der Holländer bei den Buren. Von den Europäern wird allein der Baske überall geschätzt, allenfalls noch der Deutsche, den man seiner Tüchtigkeit wegen achtet, ohne ihn noch wie früher gefährlich zu finden.

Aber noch mehr! Man besinnt sich nicht nur wieder auf die Indianer als die besten Ahnen, sondern man behauptet auch die eigentümliche Kultur Amerikas, auf der man jetzt weiteraufbauen müsse, sei die der Azteken, der Mayas, der Inkas. Sonderbarerweise greifen selbst Männer rein europäischer Abstammung wie der Staatsmann, Volkswirt und Polyhistor Ernesto Quessada ebenfalls auf die indianischen Ursprünge zurück, schwelgen in der Überzeugung (oder dem Wahne?), daß die älteste Bevölkerung und nicht minder die älteste Kultur der ganzen Welt — vor vielleicht 15000 Jahren — von Amerika ausgegangen sei. Eine Theorie, die in den Lehren von Frobenius eine bedeutsame Stütze findet. Quessada hielt jüngst in der Hauptstadt Boliviens einen vielbeachteten Vortrag, in dem er unter Berufung auf das Spenglersche System ausführte, eine große Kulturepoche, die von den Europäern getragene, sei vorüber, eine neue hebe an, und die werde in Amerika einheimischer Art sein, werde an die Ruinen von Tihuanacu und an das Kunstgewerbe der Rothäute anknüpfen müssen. Kein Zweifel, es geht eine indianische Restauration durch ganz Romanisch-Amerika. Das wirkt sich auch politisch aus. Die Peruaner sind stolzer auf ihren Quechua-Ursprung und die Chilenen auf ihr araukanisches Blut als auf die Verbindungen, die nach Spanien weisen.

Ein gesunder Kern ist in der Restauration. Man wehrt sich instinktiv gegen die Überschwemmung von Ausländern, die man als Fremde empfindet, aus Europa und Nordamerika. Man kämpft, um seine Seele zu retten, gegen die verheerende Zivilisationswalze der Eisenbahnen, Kraftwagen, Wolkenkratzer und Gefrierhäuser an und zugleich gegen die Eintönigkeit der abendländischen Technik. Man wird ferner gewahr, daß die Einwanderung aus der Alten Welt immer mehr anschwillt, und schaut nach Mitteln aus, um die heranflutenden Millionen zu nationalisieren, sie zu guten einheimischen Amerikanern zu machen.

Das Problem ist nicht leicht. Während im Norden des Erdteils, dessen selbständige Entwicklung ein halbes Jahrhundert älter ist, sich bereits ein gewisser Einheitstyp herausgebildet hat, brodelt im Süden die Menschenflut noch wie in einem Hexenkessel. Alle Rassen Europas haben sich dort ein Stelldichein gegeben, dazu schon zahlreiche Vertreter des Orients, Türken, Syrer, Tscherkessen, Afghanen und vor allen Dingen Japaner und Chinesen. Man kann die Zahl der Japaner auf 150000 annehmen; ihre Hauptsitze sind Mexiko, Brasilien und Peru. Die Ostasiaten werden beinahe als Verwandte begrüßt; man glaubt, daß Indianer und Asiaten von demselben Urstoff stammen. Als einst Porfirio Diaz nach dem Russisch-Japanischen Krieg als Freundschaftszeichen vom Mikado ein Album erhielt, das mit Bildern japanischer Generale und Staatsmänner geschmückt war, äußerte er zu einem deutschen Freunde: „Lauter Gesichter wie bei uns!" Und zu jedem Porträt aus dem Sonnenaufgangslande wußte er einen mexikanischen General oder Staatsmann als Gegenstück zu nennen. Wer vermöchte zu sagen, ob nicht in der zukünftigen Weltpolitik die japanische Frage in Amerika eine größere Rolle spielen wird, als es jemals die deutsche getan hat?

Die Kulturbewegungen sind ohne weiteres von den Bevölkerungsverschiebungen abhängig. So machen die Bahn- und Straßenbauten, die augenblicklich mit ungeheurem Nachdruck gefördert werden, einen gewaltigen Einschnitt. Überall, wo die Engländer Eisenbahnen bauen, ziehen sie englische Ingenieure und Arbeiter heran. Ähnliches gilt, wenn auch in schwächerem Maße, von den Yankees.

In jüngster Zeit hat Albrecht Penk die Aufmerksamkeit auf die Tropen gelenkt. Er meint, Ende des nächsten Jahrhunderts werde die Menschheit nicht weniger als sieben Milliarden Köpfe umfassen. Wohin aber mit diesem erschreckenden Überfluß? Der Berliner Professor meint: In die Tropen! Nur sie könnten solche Riesenmengen aufnehmen. Dazu ist aber eines nötig: nämlich eine Verbesserung des Klimas. Bisher hielt man das für aussichtslos. Gerade in jüngster Zeit jedoch haben Männer, deren Namen in der Wissenschaft den höchsten Klang haben, das seltsame Unternehmen für denkbar und ausführbar erklärt. Die Wärmetheoretiker glauben, den Temperaturunterschied zwischen den Wassern des Weltmeeres 100 bis 200 m unter der Oberfläche gegenüber dem 20 Grad heißeren Wasser oben krafttechnisch ausnutzen zu können. Wird so in größten Mengen eine Kühlung in die brütende und siedende Tropenluft gebracht, so werden Brasilien und Venezuela, der Kongostaat, Ceylon und Sumatra für Weiße dauernd bewohnbar. Das klingt phantastisch. Allein, klang nicht die Kunde vom Tauchboot und vom „Zeppelin" genau so? Könnte der Plan wirklich ins Leben treten, so wäre mit einem Schlage das Übergewicht Europas gesichert. So aber muß man vorläufig damit rechnen, daß farbige Rassen und ihre Nachfahren die Äquatorialgegenden für ihre eigene Domäne halten und sich dort allein, mit Ausschluß der Weißen, behaupten. Heutzutage steht denn auch die Bevölkerungslage so, daß in manchen Freistaaten des mittleren und des nördlichsten Südamerikas nur ein Hundertstel der Bewohner rein weißes Blut hat.

Man muß sorgfältig zwischen den Großstädten und ihrer Kultur auf der einen Seite, dem platten Lande oder Kamp und Urwald auf der anderen Seite unterscheiden. Die Großstädte weisen unverkennbar und, man kann ruhig sagen, zu neun Zehnteln die Merkmale der abendländischen Zivilisation auf; alles Land dagegen, das von den Eisenbahnen nicht berührt wird, also weitaus der größte Teil von Süd- und Mittelamerika, steht den Vorbildern von Madrid und Neuyork fern oder verhält sich geradezu feindselig. Auch von Neuyork! Seit der Wende des Jahrhunderts, besonders aber seit dem Weltkriege dringt nicht nur der wirtschaftliche, sondern auch der kulturelle Einfluß der Nordamerikaner in der Mitte und im Süden des Erdteils immer mehr durch. Seit zwei bis drei Jahren ist Buenos Aires drauf und dran, das argentinische Abbild von Neuyork und Chicago zu werden, und Rio de Janeiro scheint von einem ähnlichen Ehrgeiz beseelt. Mit der Yankee-Erwerbsjagd kommt ganz von selbst auch die Lebensgebarung der Wolkenkratzer-Insassen. Nicht minder kann man in dem sehr entwickelten Sportsleben Lateinisch-Amerikas deutliche Spuren des Yankee-Vorbildes erblicken. In Lateinisch-Amerika treffen mithin nicht weniger als vier Welten aufeinander: die europäisch-nordamerikanische, die afrikanische, die ostasiatische und die Welt der einheimischen Indianer. Man kann gespannt darauf sein, zu welchen Neubildungen die geschilderten Kreuzungen von Rassen und Kulturen führen werden.

Wirth.

TAGESGESCHICHTE

Die Internationale Automobil-Ausstellung für Lastwagen und Spezialfahrzeuge in Köln begann am 20. Mai (Dauer bis 31. Mai). Oberbürgermeister Dr. Adenauer sprach die Begrüßungsworte. Nach Reden mehrerer Vertreter von Körperschaften des Automobilzweigs eröffnete Reichsverkehrsminister Dr. Koch die Ausstellung. Diese gewaltige Lastwagenschau, bei der zum erstenmal in Deutschland heimische und fremde Erzeugnisse gegenüberstehen, läßt die hohe Leistungskraft der deutschen Lastwagenindustrie und ihre Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland deutlich erkennen.

Im Großen Ring in Dortmund eröffnete am 24. Mai Freiherr v. Ledebour-Crollage, der Vorsitzende der westfälischen Landwirtschaftskammer, mit einer Begrüßungsansprache die 33. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Darauf sprach Reichsernährungsminister Schiele als Vertreter der Reichsregierung über die gegenwärtige Lage der Landwirtschaft und ihre Stellung innerhalb der deutschen Volkswirtschaft. — Die Ausstellung gliedert sich in drei große Teile: Tiere, Erzeugnisse und Maschinen. Die dritte Abteilung nimmt ein Gelände von 70000 qm ein und vereinigt mit etwa 7000 Maschinen die gesamte deutsche Landwirtschaftsmaschinen-Industrie. Der „Elektrohof", eine von den Vereinigten Elektrizitätswerken Westfalens ausgeführte Musteranlage, zeigt in und an einem alten westfälischen Bauernhaus, welch vielseitige Verwendungsmöglichkeiten die Elektrizität im Landwirtschaftsbetrieb aufweist.

Die Hauptfeier des deutschen Beethoven-Festes, das anläßlich des 100. Todestages des Komponisten in dessen Geburtsstadt, Bonn, vom 21. bis zum 30. Mai stattfand, stellte die Veranstaltung am 23. Mai dar. Nachdem die kirchlichen Feierlichkeiten vorausgegangen waren, begrüßte — bei einer Feier vor dem Beethoven-Denkmal — Oberbürgermeister Falk die Festgäste. Hierauf fand in der Beethoven-Halle eine Feier mit musikalischen Vorträgen statt, bei der Reichskanzler Dr. Marx im Namen der Reichsregierung das Wort ergriff. Danach sprachen der preußische Kultusminister Dr. Becker und der österreichische Gesandte in Berlin, Dr. F. Frank.

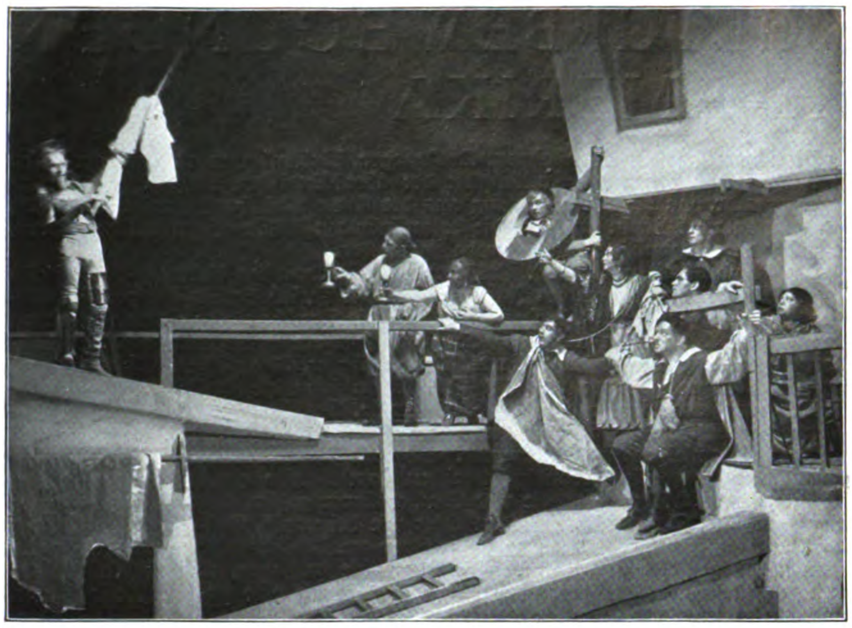
In Berlin-Lichterfelde wurde am 22. Mai in der ehemaligen Kadetten-Anstalt ein Ehrenmal für die 3000 im Weltkrieg gefallenen Offiziere, die aus dem Kadettenkorps hervorgegangen sind, geweiht. Auf eine Feier in der katholischen Kirche folgte die in der evangelischen, bei der auch Reichspräsident v. Hindenburg zugegen war und Konsistorialrat Grühl der Toten gedachte. Hierauf wurde im Park der alten Kadetten-Anstalt der Gedenkstein enthüllt. Dabei hielten die Vorsitzenden des Reichsbundes ehemaliger Kadetten, die Generale Altrock und Kempe, Ansprachen. Ein Vorbeimarsch der alten Kadetten und der vaterländischen Vereine vor Hindenburg auf dem früheren Exerzierplatz beendete die Feier.

Auf dem Gelände des Sportforums im Grunewald bei Berlin erfolgte am 21. Mai die feierliche Grundsteinlegung zur Deutschen Turnschule der Deutschen Turnerschaft. Sämtliche achtzehn Turnkreise hatten Abordnungen entsandt, und alle Groß-Berliner Vereine waren mit ihren Fahnen vertreten. Nach der Festansprache des Ersten Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, Oberstudiendirektor Prof. Dr. O. Bergers, tat Reichspräsident v. Hindenburg den ersten Hammerschlag, darauf führten noch Minister Dr. v. Keudell, Minister Hirtsiefer, Reichstagsabgeordneter Schulze (Frankfurt a. d. O.), Dr. v. Kries, Erster Vizepräsident des preußischen Landtags, Bürgermeister Scholz (Berlin) und Staatssekretär z. D. Dr. v. Lewald, der Erste Vorsitzende des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, Hammerschläge aus. — Aufgabe der Deutschen Turnschule ist es, Turnwarte heranzubilden und damit dem Mangel an Turnführern in allen Teilen des Reichs und in den deutschen Siedlungen außerhalb der Grenzen abzuhelfen.

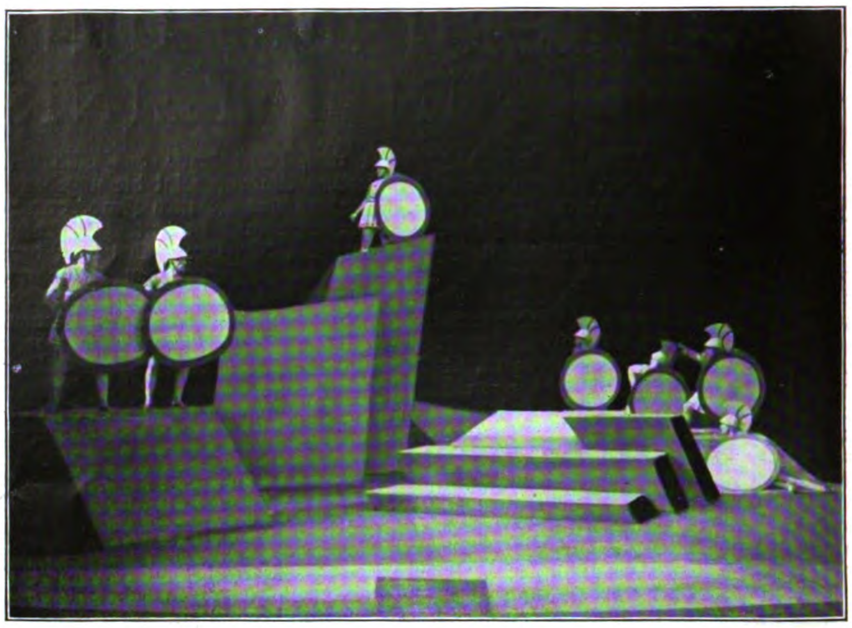
Der Bayerische Heimat- und Königsbund veranstaltete am 22. Mai einen Bayerntag in Hausham bei Schliersee. Auf der Festwiese sprach nach Beendigung der kirchlichen Handlung Universitätsprofessor Dr. Müller, Erlangen, dann hielt Kronprinz Rupprecht von Bayern eine längere Ansprache.

Am 18. Mai fand in Berlin unter dem Vorsitz des Reichsfinanzministers Dr. Köhler im Reichsfinanzministerium eine Zusammenkunft der Finanzminister der Länder statt. Gegenstand der Besprechung war hauptsächlich der zur Zeit dem Reichskabinett vorliegende Entwurf des Steuervereinheitlichungsgesetzes, sein Aufbau und sein Inhalt.

Nach dem Mißerfolg der französischen Flieger bei ihrem Versuch der Überquerung des Atlantischen Ozeans hatte es den Anschein, als ob der Wagemut der übrigen Bewerber etwas gelähmt worden wäre. Aber am 20. Mai startete der amerikanische Flieger Charles Lindbergh zu seinem Flug Neuyork—Paris auf dem Flugplatz Curtiß Fields. Nach einer Dauer von 33 Stunden 28 Minuten landete er am nächsten Tage auf dem Flugplatz Le Bourget bei Paris. Die



Von der Uraufführung des Dramas „Ein Narr macht viele“ von F. Peter Buch am Staatlichen Schauspielhaus in Dresden am 19. Mai: Szene aus dem II. Akt. (Phot. Ursula Richter.)



Szenenbild von der kürzlich erfolgten Uraufführung der Oper „Penthesilea“ von Rudo Ritter am Stadttheater in Würzburg. Oben: Heinz Hamer als Achill.

Durchschnittsgeschwindigkeit betrug auf der 6000 km langen Strecke etwa 176 km. Besonders bemerkenswert an dieser Leistung ist die Tatsache, daß Lindbergh ohne jede Begleitung und Hilfe mit einem nur einmotorigen Eindecker den langen, ungewissen Flug durchführte.

Die alte Elbestadt Leitmeritz feiert in diesem Jahre das 700jährige Jubiläum ihrer Gründung. An der Stelle einer alten Siedlung, die bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückweist, schufen deutsche Einwanderer aus dem Rheinischen, Hildesheimer, Meißnischen und Magdeburgischen Lande die neue Stadt, der vor sieben Jahrhunderten das Magdeburger Stadtrecht verliehen wurde. Diese lange Spanne hat schicksalsreiche Zeiten des Aufstiegs, Wohlstandes und Unglücks zu verzeichnen. Die Hussitenjahre, die Reformationsjahre und vor allem der Dreißigjährige Krieg brachten Elend und Zerstörung. Erst zum Ausgang des 17. Jahrhunderts kam neues Aufblühen. Heute steht die Stadt wieder als Bollwerk des Deutschtums auf schwerem Posten, geht aber ungebrochener Hoffnung in das neue Jahrhundert. — Bereits im April begannen die Veranstaltungen und Feierlichkeiten anläßlich des Jubeljahres. Den Höhepunkt wird das große Heimatfest in den Tagen um Pfingsten (3. bis 7. Juni) bilden.

Bühnenschau.

Nach dem unsterblichen Abenteuerroman „Don Quichotte“ von Cervantes hat Fritz Peter Buch, Regisseur in Frankfurt a. M., eine Komödie „Ein Narr macht viele“ geschrieben, die am 19. Mai im Staatlichen Schauspielhaus in Dresden zur Uraufführung gelangte. Der Ritter von der traurigen Gestalt und sein treuer Knappe Sancho Pansa erleben in einer kastilischen Schenke ein trübes Abenteuer. Wenn das Stück auch einige Mängel trägt, so teilweise eine undramatische Breite, kann man doch von seinem Autor noch etwas erwarten.

Im Breslauer Opernhaus erfolgte am 22. Mai die szenische Uraufführung des aus dem Jahre 1744 stammenden Oratoriums „Belsazar“ von Händel. Die Mitwirkung der Breslauer Singakademie und einer Reihe von führenden Chor- und Gymnastikvereinigungen trug mit zum Gelingen der gewaltigen Veranstaltung bei.

Im Würzburger Stadttheater wurde die Oper „Penthesilea“ von Rudo Ritter uraufgeführt. Das Textbuch behandelt in freier Anlehnung an Kleists gleichnamige Tragödie den Kampf zwischen dem Griechenhelden Achill und der Amazonenkönigin Penthesilea, ihre Liebe zu ihm und seinen Tod durch ihre Hand.



Von der szenischen Uraufführung von Händels „Belsazar“ am Stadttheater in Breslau am 22. Mai: Szene aus dem 5. Bild.



Marie Diers,

bekannte Schriftstellerin, Verfasserin von vielgelesenen Romanen und Novellen, kann am 10. Juni ihr 60. Lebensjahr vollenden.



Szenenbild aus der Neuinszenierung von Schillers „Jungfrau von Orleans“ im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg am 17. Mai. Von links nach rechts: Fritta Brod als Johanna; Carola Wagner als Agnes Sorel; Hans Otto als König; Konrad Gebhard als Herzog von Burgund.

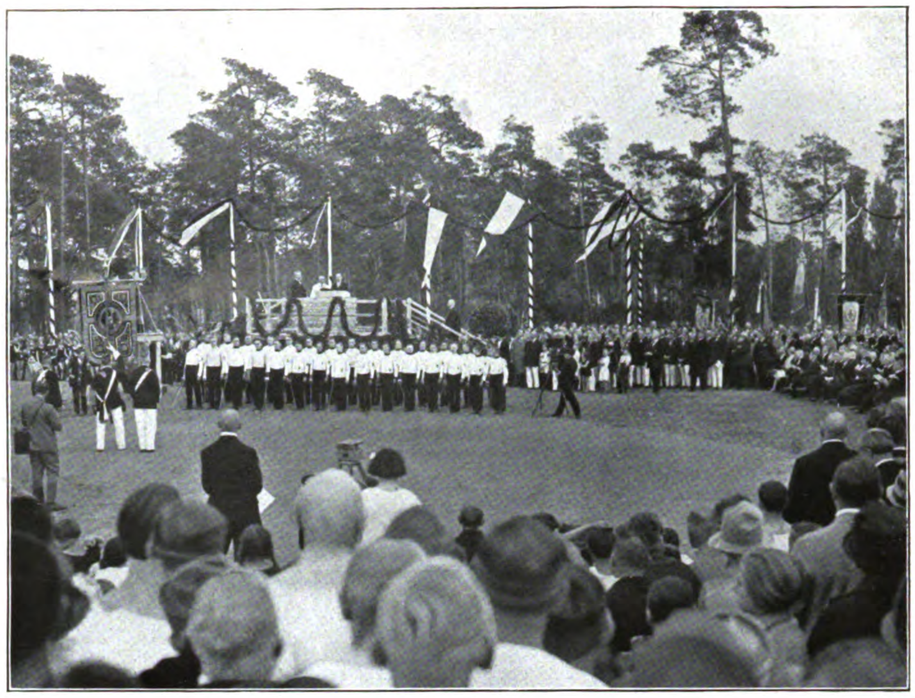


General der Artillerie Dr. v. Stein,

ehemaliger preußischer Kriegsminister, zu Anfang des Krieges General-Quartiermeister und Verfasser der Heeresberichte, † in der Nacht zum 26. Mai, 72 Jahre alt.



Familienfeier im Hause des ehemaligen deutschen Kronprinzen: Die Kronprinzenfamilie vor dem Schloß Cecilienhof in Potsdam nach der Einsegnung der beiden jüngsten Söhne Hubertus (neben der Kronprinzessin) und Friedrich (neben dem Kronprinzen) am 25. Mai. (Phot. Selle & Kuntze.)



Die Grundsteinlegung der Deutschen Turnschule auf dem Gelände des Sportforums im Grunewald bei Berlin am 21. Mai: Während der Festveranstaltungen in der Sportarena (mit dem Grundstein im Hintergrund) im Beisein des Reichspräsidenten v. Hindenburg.

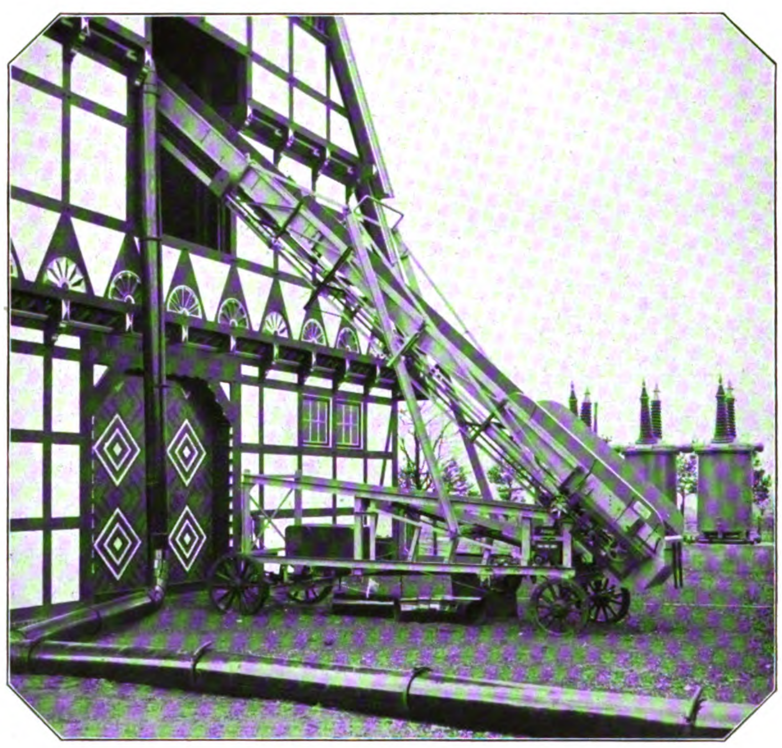


Von der 600-Jahrfeier der Stadt Friesack in Brandenburg: Der Wagen der Müller-Innung im historischen Festzug, der am 26. Mai die Feierlichkeiten abschloß.



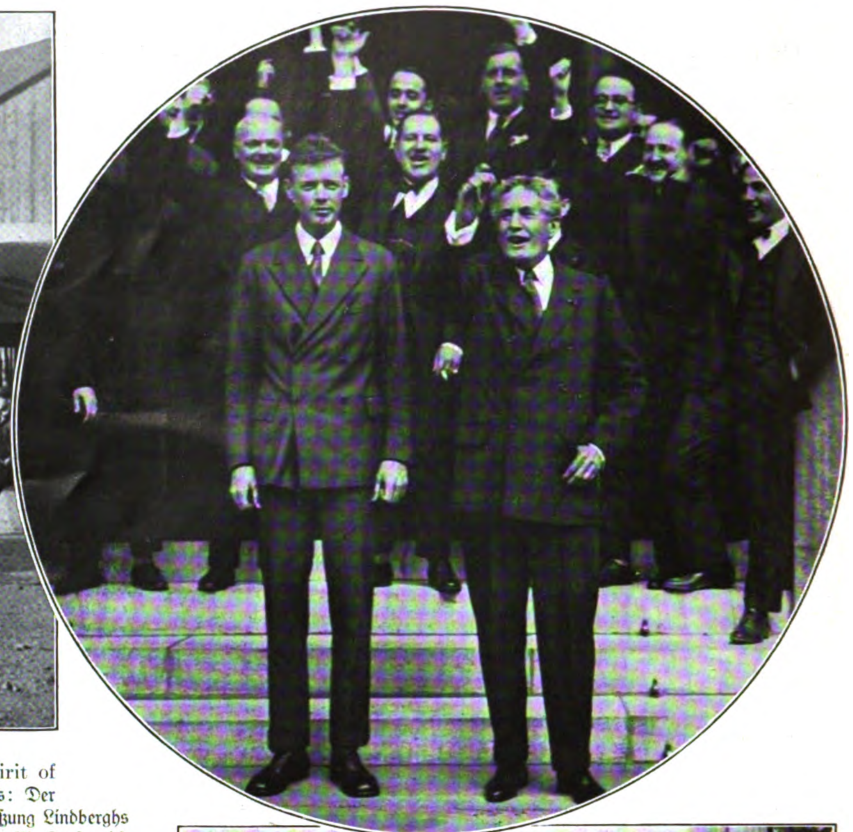
Von der Internationalen Automobilausstellung für Lastwagen und Spezialfahrzeuge in Köln (20. bis 31. Mai): Blick in eine der Ausstellungshallen.





Von der am 24. Mai eröffneten 33. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Dortmund: Zweifache Fördervorrichtung für Heu, Stroh und Getreide (Elevator und Gebläserohr) vor dem alten westfälischen Bauernhaus auf dem Elektrohof, einer Musteranlage für die Elektrizitätsverwendung in der Landwirtschaft. Links nebenstehend: Vorführung von Gespannen. Auf der Tribüne (Mitte) Reichsernährungsminister Schiele.





Von dem kühnen Flug des Amerikaners Lindbergh von Neuyork nach Paris: Der Ryan-Eindecker „Spirit of St. Louis“ („Der Geist von St. Louis“), mit dem Lindbergh am 20. Mai von Neuyork abflog. Im Kreis: Der begeisterte Empfang des Fliegers in Paris, wo er am 21. Mai auf dem Flugplatz Le Bourget landete: Begrüßung Lindberghs durch die Mitglieder der amerikanischen Botschaft in Paris. Rechts neben Lindbergh der amerikanische Gesandte M. T. Herrick.





Links: Die feierliche Einsegnung der königlichen Familie in der Kirche des Schlosses in Madrid zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs Alfons XIII. von Spanien. Von links nach rechts: Infant Gonzalo; Infantin Beatriz; Thronfolger Infant Alfons, Fürst von Asturien; Königin Victoria Eugenia; König Alfons; Königinmutter Maria Christine; Infant Jaime; Infantin Christina; Infant Juan Carlos. — Rechts: Wiederaufnahme der Ausgrabungen in Herkulanum, der im Jahre 79 n. Chr. beim Vesuvausbruch verschütteten römischen Stadt: König Viktor Emanuel von Italien eröffnet die neue Ausgrabungsära durch den ersten symbolischen Hieb mit der Hacke auf die Lavaschicht.



Zum Gastspiel Berliner Schauspieler in Konstantinopel: Die unter Führung von Direktor H. Brockmann stehende Künstlergesellschaft bei einer Spazierfahrt im Bosporus in dem Motorboot der Deutschen Botschaft. (Phot. J. Weinberg, Konstantinopel.)



Rechts nebenstehend: Von der Gedächtnisfeier für den englischen Maler Thomas Gainsborough anläßlich seines 200. Geburtstages am 14. Mai in Sudbury, Suffolk: Während der Feier auf dem Marktplatz.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(3. Fortsetzung.)

Maria blickte still über die Gräber und wurde von Wehmut erfaßt, als sie ihren Vater so mutlos reden hörte.

„Ich habe es gewußt, Vater." Sie sprach das vor sich hin und war von Qual erfüllt ob dieser Stunde, die so voll Schwere war.

„Du hast es gewußt?"

„Ich habe es gewußt — und weiß nicht, woher."

Da wollte es fast wie Erleichterung über ihn kommen. Er atmete tief und fühlte sich beschwingter, als ob Gewichte von ihm abgefallen wären. Die Vergangenheit wurde ihm maßlos lebendig, und er trat in ihre Dämmerung wie in eine Kirche.

„Heute vor dreiundzwanzig Jahren bestiegen wir die Ostwand der Weißen Frau. Deine Mutter und ich. Sie war streng geschult und hart und ohne Furcht vor der Höhe. Es war die erste Besteigung der Ostwand. Du weißt, daß diese Trasse heute in der Karte eingezeichnet ist. Der Kamin, durch den wir uns stemmten, heißt heute Magdalenenkamin. Zum Andenken an deine Mutter, der dieser Tag zum Verhängnis wurde. Wir vollbrachten die Tat, die du in allen Bergsteigerzeitungen beschrieben findest, und waren beim Abstieg. Nachts war Neuschnee gefallen. Mit den Pickeln fuhren wir über den Sifantafirn zum Gletscher hinab, wo wir eine kurze Rast machten. Da ging Magdalena plötzlich, als würde sie gerufen, ein Stück Wegs auf den Gletscher hinüber, mit merkwürdiger Starrheit, und so, als würde sie ihrem Schicksal mit geschlossenen Augen entgegenlaufen. Ich rief nach ihr, da versank sie, seltsam steil aufgerichtet, vor meinen Augen. Keinen Laut vernahm ich mehr. Sie war wie ausgelöscht. Ich kroch zum Rand der Eiskluft, die sie verschlungen hatte, und schaute in die lautlose Tiefe."

Er hielt eine Weile inne, wie um aus der düsteren Landschaft, die er greifbar vor sich sah, herauszutreten und den Boden der Wirklichkeit zu gewinnen. Maria saß schweigend, und der Kopf war ihr auf die Brust gesunken. Dieffenbronner sprach weiter, und seine Worte waren halb nach innen gekehrt und klangen wie ein stockendes Selbstgespräch.

„Wir haben vierzehn Tage nach ihr gesucht und sie nicht gefunden. Ich habe noch viele Jahre nach ihr gesucht und blieb ohne Spur. Wer ist schuld, daß sie so jung gehen mußte? Ist es meine Schuld, weil ich sie mit hinaufgenommen habe? Wäre es nicht besser gewesen, im Tal zu bleiben, wo der Tod nicht an allen Ecken lauert? Ich weiß es nicht. Es gibt Menschen, die dem Berg verschworen sind, schon von Anbeginn. Der Berg hat deine Mutter heimgeholt. An diesem Trost hielt ich mich aufrecht. Wir alle, Maria, auch du und ich, sind dem Berg verschworen."

Als er aufschaute, sah er, daß Maria weinte. Und ihr Weinen war still und abseits. Sie wurde eingehüllt von diesen Tränen, die stumm aus den Augen brachen und ihr die Worte verwehrten. Die Erzählung ihres Vaters, ein Geständnis, das er von sich abwarf, lastete auf ihr, und sie überließ sich ganz der Erinnerung dieser Stunde. Als sie nach langer Zeit aufschaute, stand ihr Vater vorm Kreuz und war reglos wie eine Statue. Den alten Bergsteigerhut zwischen den gefalteten Händen, verharrte er in müdem Gedenken, und seine sehnige und robuste Gestalt stand hell und plastisch im aufbrechenden Tag. Sie trat an seine Seite und bat ihn, daß er nun mit ihr den Friedhof und alle Traurigkeit verlassen möchte. Er nahm sie bei der Hand, und so gingen sie durch die Reihen der Kreuze dem Ausgang zu. Draußen blieb er stehen und richtete den Blick nach oben, wo Firn und Gletscher im Feuerstrom der hochsteigenden Sonne lagen.

„Dieser Berg dort war immer mein Heiligtum. Ich sah ihn wie eine unheimlich gigantische Kirche. Mein einsamster Berg war dieser. Jetzt wird auch er gemordet."

Werner Golms Bild tauchte vor Maria auf, und sie suchte den Verräter in ihm. Aber da war ein Gefühl, das tiefer saß und unverstandener und Hand in Hand ging mit einem verborgenen Verzeihen.

„Vielleicht, daß er nicht weiß, was er tut; daß ihm das Verständnis fehlt für das, was uns so lebhaft bewegt. Wir sind dem Berg verschworen, Vater. Hast du nicht so gesagt? Aber er? Vielleicht gehört er nicht zu uns."

Dieffenbronner machte eine mürrisch abweisende Handbewegung. „Laß ihn aus dem Spiel! Niemand kann diesen Bahnbau wehren, es ist der Lauf der Zeit. Aber daß er kommt, gerade er, und unsere Welt besudelt, das kann ich ihm nicht verzeihen."

„Vater!"

Er richtete einen fragenden Blick auf sie, spürte dem schmerzlichen Klang dieses einen Wortes nach und wurde von einer Ahnung erfaßt.

„Was will er mit uns, Maria? Lösche ihn aus! Er ist nicht für uns; er war ein Trugbild. Er war eine Hoffnung, die zuschanden wurde!"

„Wer war die Frau, die bei ihm war, als wir ihn neulich im Walde sahen?"

„Warum fragst du nach ihr? Sie ist die Tochter des Direktors der Seilbahnfabrik. Eine praktische und nützliche Verbindung. Er hat die Direktorenstelle mit ihr in der Tasche. Was soll uns das alles? Komm, du bist ein starkes Mädel. Wie viele Viertausender hast du auf deinem Konto, na? Wie viele? Wirst dich um solche Bagatellen kümmern!"

Er lachte gezwungen, um die Traurigkeit zu verscheuchen, die über dem Morgen lag, aber sein Lachen war so, daß Maria erschrak, denn sie hörte seinen Schmerz aus diesem Lachen. Solches Lachen blutete, es quoll wie aus einer Wunde. — Sie machten sich auf den Heimweg und gingen das Tal hinab nach Ponthilara. Ein Zug, mit elektrischen Maschinen bespannt, zwang sich die Steigung hinauf. Über den Wald rollte dumpf ein Sprengschuß.

„Ich bin froh, daß dies zu Ende ist", sprach Dieffenbronner, als sie zu Hause waren. „Das lag die Jahre über auf meinem Herzen. Nun steht nichts mehr zwischen uns, Maria. Deine Ähnlichkeit ist mir jetzt wie ein Geschenk, und ich habe die Gewißheit, daß wir ewig fortleben, und daß alles sich wiederholt in diesem Dasein. Nur ist es schattenhaft und unserem Wissen halb verborgen." Er schaute sie an, als sie hoch aufgerichtet vor ihm stand und zu lächeln versuchte. „Ein Kleid trug sie oft, aus geblümtem Stoff mit einer weißen Krause, es liegt noch drüben in der Truhe. Wenn du dieses Kleid noch auf dem Leibe hättest, dann wäre die Ähnlichkeit vollkommen. Rätselhaft, wie solches möglich ist."

Er schüttelte den Kopf und ging hinüber nach der Werkstätte, in der allerlei geschnitztes Bildwerk umherlag und an den Wänden hing. Wo Hölzer, sorgsam gewählt, geschichtet waren und auf Tischen und Gestellen mancherlei krause Figuren standen: Madonnen und Kruzifixe, auch Teile zu Holzuhren mit Blatt und Rankwerk und kleine humorvolle Gestalten, Weiblein und Männlein, in grotesk komischen Stellungen und in derber Holzschnitzmanier gefertigt. Er setzte sich auf den Schemel und schnitzte an einem gekreuzigten Jesus, dessen Gesichtszüge herb waren und von einem bizarren Schmerz verzerrt. In einer Ecke stand ein großes und meisterhaft gefertigtes Bildwerk. Eine Madonna in sitzender Haltung mit vorgebeugtem Oberkörper, das fein herausgearbeitete Gesicht aber vorgeschoben und wie in eine weite, raumlose Ferne gerichtet. Die Augen weitgeöffnet, war ihr Blick allem Irdischen abgewandt und schien die Grenze des Ewigen zu streifen.

Dieser Tag zog still über das Land, war ein verträumter Wanderer, der ohne Ziel auf ein dunkles, Schlaf gebärendes Ende zustrebte.

Als der Abend aus dem Osten kam, saßen Dieffenbronner und Maria noch lange zusammen vor dem Haus, und er fing an, allerlei Episoden aus seiner Bergsteigervergangenheit zu erzählen. Es war, als ob sich ein Schacht geöffnet hätte, aus dem nun unaufhörlich das quellende Wasser sprudelte. War er bisher meist schweigsam gewesen, so drängten sich jetzt die Ereignisse mit geschäftiger Eile aus der Vergangenheit heran und bevölkerten in ihrer Buntheit und abenteuerlichen Lebendigkeit die erwachende Nacht.

Als Maria in ihr Zimmer trat und sich langsam auskleidete, war sie von Vergangenheit umhüllt. Im Bett lag sie mit offenen Augen und konnte keine Ruhe finden, denn ihr Inneres war wach und brannte wie eine Fackel, und die Stunde wurde hell und klingend. Ihre Augen waren glimmende Lichter, die durchs Zimmer wanderten und die Winkel durchstöberten, aus denen des Gedenkens stille Gestalten traten.

Da kam auch Werner Golm und war ein weniges vornübergebückt und stand wie in Zerknirschung. Sie erschrak, weil er ihr so lebendig wurde, und weil sie nun mit solch weher Bitterkeit an ihn dachte. Der Abend oben in der Sifantahütte wurde wach, und sie grübelte jedem der Worte nach, die damals gesprochen worden waren, suchte mit zähem Sinnieren nach Bedeutung und tieferem Sinn und quälte sich mit der Nutzlosigkeit solchen Beginnens. Ihre Worte hatten ihn aus der Hütte gewiesen; sie hatte ihn verjagt, und er war gegangen, wortlos und wie ein Kranker. Das alles war geschehen und nicht mehr zu ändern.

Als Maria an die Frau dachte, die bei ihm unter den Bäumen gestanden hatte, brach die Nacht endlos und ohne Licht über sie herein, und sie fühlte, wie es nach ihrem Herzen griff. Als Maria an die Frau dachte, mußte sie weinen und fand keine Kraft gegen diese Tränen, denen sie sich wehrlos überließ. — Mitten im Weinen schlief sie ein, und im Traum trat ihre junge Mutter vor sie hin und sprach zu ihr. Sie verstand aber nicht, was sie sprach, und suchte nach ihren Worten. Da wurde sie wach und richtete sich im Bett hoch, von einem sehnsüchtigen Glanz überfallen, den sie mit geweiteten Augen wie eine Gnade empfing.

Seltsam getrieben, stieg sie langsam aus dem Bett, blieb im langen Nachtgewand hoch aufgerichtet im Zimmer stehen und ging einer Vor-

stellung nach, die von Innigkeit und Liebe gesättigt war, und der sie fast willenlos folgen mußte. Sie zündete eine Kerze an, schritt in den hinteren Winkel und zog die alte Truhe vor, die dort seit vielen Jahren stand, und die sie so lange nicht geöffnet hatte. Vorsichtig schlug sie den Deckel hoch und wühlte in dem weichen Inhalt mit zärtlicher Hast, bis sie zuletzt ein dünnes und einfaches Kleid hervorzog und gegen das Licht der Kerze hielt. Es war das Gewand ihrer Mutter, von dem der Vater gesprochen hatte. Sie ging damit zurück ins Zimmer, trat vor den Spiegel und fing nun an, sich wie eine Prinzessin zu kleiden. Der Stoff des Kleides war mit bäurischen Blumen gemustert und die Halskrause schon ein wenig gelb und zerschlissen.

Als sie fertig war, steckte sie das Haar auf und drehte sich vor dem Spiegel. Und als sie sich so stehen sah, schlank und mit blassem Gesicht, erkannte sie in ihrem Spiegelbild die Traumerscheinung ihrer Mutter und erschrak vor solcher Übereinstimmung. Sie brachte ihr Gesicht nahe an die Spiegelscheibe und schaute lange in die schwarzen Höhlen ihrer eigenen Pupillen, als könnte sie darin eine beglückende Antwort finden.

Von Furcht angeweht ob ihrer Zwiespältigkeit, trat sie vom Spiegel zurück und schlich zum Fenster, durch dessen kleine Scheiben gelber Schein drang. Da sah sie zu ihrem Erstaunen, daß in der Werkstätte noch Licht brannte. Es war weit nach Mitternacht und das Grau des Morgens schon im Anzug. Von Unruhe getrieben, schlüpfte sie in die Schuhe und ging leise hinüber nach ihres Vaters Werkstätte. Vor der Tür blieb sie mit klopfendem Herzen stehen und lauschte. Es war Licht in der Kammer, und die Nacht, die ringsum schwelte, war ohne Laut und Stimme.

Maria drückte vorsichtig auf die Klinke und öffnete die Tür. Da sah sie ein seltsames Bild. Zu beiden Seiten der großen Madonnenfigur brannten zwei Kerzen, deren gelbe Flammen steil aufzüngelten, und davor saß ihr Vater, reglos und wie in einer Andacht erstarrt. Das Bild hatte etwas düster Totenhaftes und war doch wie Ausruhen nach Kampf, wie Symbol friedvollen Gedenkens.

„Vater!" sprach Maria, und ihre Stimme zitterte, weil die Ereignisse dieser Nacht so endlos waren.

Der Mann vor der Madonna wandte langsam den Kopf, und sie sah, wie er aus weiter Ferne sich in die Stunde zurücktastete. Als er die Gestalt in der Tür erblickte, kam ein Schrei von seinen Lippen, der die Stille wild zerriß und sich aufbäumte gegen die Erscheinung, die im Rahmen der Tür stand und in Furcht und Entsetzen zu lächeln versuchte.

„Magdalena!" rief er. „Maria Magdalena!"

Aufgerichtet und wie in Versteinerung standen sie einander gegenüber, bis er nach schweifender Irrfahrt erkannte, daß seine Tochter in dem alten Kleid mit der weißen Krause vor ihm stand. Da sank Klaus Dieffenbronner auf einen Stuhl, beugte das Haupt auf die Knie, und ein trockenes Aufschluchzen quälte sich in heftigen Stößen aus seiner Brust. Sie eilte auf ihn zu und umschlang ihn gierig und wild.

„Vater, warum ist diese Nacht so lang! Will diese Nacht kein Ende nehmen!"

Er richtete den Kopf hoch und liebkoste sein Kind mit einer unbeholfenen Zärtlichkeit. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, und die Stimme klang heiser und von großer Not gerührt.

„Warum schläfst du nicht, Kind? Es ist spät, du solltest lange schlafen. Es muß wohl bald Tag werden. Warum schläfst du nicht?"

„Ich habe geschlafen und geträumt. Und Mutter war bei mir, in diesem Kleid. Aber es ist alles so wirr in mir. Und von Werner Golm habe ich geträumt. Immer muß ich an ihn denken. Ich komme nicht los von ihm, Vater, immer wieder muß ich an ihn denken, weil er uns verlassen hat."

„Du sollst ihn vergessen. Lösche die Kerzen aus!"

Sie erhob sich und blies in die gelben Flammen, daß sie rauchend versanken. Er wußte aber um ihre Qual und ging auf die Suche nach Trost, den er nicht finden konnte. Als sie vor ihm stand in dem alten Kleid, mit dem engen Mieder und dem weiten Faltenrock, umfing er sie liebevoll mit den Blicken.

„Alles wendet sich von selbst. Alles findet zuletzt Ausweg und Lösung. Man darf nur nicht verzweifeln."

Sie lächelte unter Tränen und wollte an diese Worte nicht glauben; denn sie sollten nur Trost sein, und Trost lag ihr zu fern und zu abseitig. Sie war zu jung für diesen Trost. Sie beugte sich vor ihrem Vater nieder, drückte den Kopf gegen seine Brust und sprach mit geschlossenen Augen: „Ich quäle mich so, Vater! Ich quäle mich so!"

Er fuhr mit der flachen Hand über das Kleid, das vergraben modrig roch und einen alten Hauch vergangener Jahre ausatmete. „Wir alle," sprach er, „wir alle sind verurteilt und begnadet und tragen unsere Sehnsucht wie ein blühendes Kreuz." Er schaute nach dem Fenster und sah, daß der Morgen die grauen Augen öffnete.

VI.

Der Bau der größten Seilbahn der Welt machte von Tag zu Tag Fortschritte. Zweihundert Arbeiter, in Fels und Eisen und Schweiß stehend, führten in zäher Muskelarbeit und schon fast verwachsen mit dem Odem der Berge das gigantische Werk der Vollendung entgegen. Unaufhörlich dröhnten die Sprengschüsse, und der Schrei des Eisens wollte nicht verstummen. Ein Dunst von Kampf und Krieg mit stumm sich wehrender Erde lag in der flimmernden Höhenluft, und nur des Nachts, wenn die Müdigkeit todähnlich über das Land hereinbrach, schwieg die stählerne Symphonie.

Riesige Pfeiler, grotesk in ihrem netzartigen Gitterwerk, wuchsen aus dem Fels, düstere Fremdlinge, die ihre schmiedeeisernen Senkwurzeln in die Muskeln des Gesteins schlugen. Eine Fünftausendvoltleitung lief hinauf zum Plateau II, in eine Höhe von 3700 Meter, und drang in den langen Schacht, der von den Italienern in das Urgestein des Silberkamms gesprengt wurde. Die acht Peltonräder der Kraftstation waren unersättlich und ohne Schlaf, und der weittragende Gesang der Generatoren wälzte sich wie ein Strom durch die tiefsten Nächte.

Der Berg wurde gemordet. Den Tag über rollten die Materialwagen; plumpen Vögeln ähnlich, die schwer in der Luft hingen, überwanden sie langsam und in gleichförmiger Bewegung die schwierigsten Steigungen, zogen unbehindert über Schlucht und Abgrund und fürchteten weder Sturm noch Wettersturz. Nichts hielt diesem Ansturm der Menschen stand.

Isla Silva, einsamste Königin, jahrtausendelang aus dem Gletscher ragend und von Einsamkeit umflossen, wurde ausgebohrt und angesprengt; Wunden wurden ihr gerissen, und bald würde ein Stützträger, mit tausend Nieten und Bändern zu einem Koloß getürmt, seine Fundamentanker in das Herz der sterbenden Göttin senken. Höher und höher steigend, durch den großen Tunnel beim Silberkamm sich zwängend, den oberen Sifantafirn, bisher nur von den Starken, von den Bergbeheimateten mit Seil und Pickel und Todesgefahr betreten, überbrückend und hart am berüchtigten Todesgrat ansteigend, würde das Eisen bis auf die höchste Spitze des Viertausenders wie eine fressende Krankheit kriechen und seine glühende, zusammengeschweißte und vernietete Hand nach dem letzten Fluchtpunkt des Berges strecken.

Nichts hielt diesem Ansturm der Menschen stand. Der Berg wurde gemordet. Werner Golm, leitender Ingenieur des großen Projekts, Werner Golm mordete den Berg.

In einer Juliwoche des ersten Baujahres brüllte der letzte Sprengschuß beim Plateau I auf. Der gewaltige Träger war verankert, die Terrasse geebnet und mit zyklopenhaften Schutzmauern umgeben. Eine Etappe der Arbeit war vollendet. Es schien an der Zeit, die Propaganda und Reklame in Tätigkeit zu setzen. Die Rotationspressen lauerten auf sensationelle Nachrichten. Sie waren hungrig auf Außergewöhnliches.

Die Vollendung des Plateaus I nahm Direktor Achstetter im Verein mit den leitenden Männern der Seilbahngesellschaft zum Anlaß, ein kleines Fest zu veranstalten, zu dem in der Hauptsache Vertreter der in- und ausländischen Presse und Illustrationsphotographen eingeladen wurden. Trommeln sollten gerührt werden.

Da die Hitze immer noch unerträglich war, bauten sie auf Plateau I ein Sonnenzelt. Achstetter stellte das Programm zusammen. Svend Olsen, von Langeweile geplagt, übernahm den Vergnügungsausschuß.

Cornelie war eifrig beim Programm, und ihr Herz schlug der Tanzkapelle entgegen. Sie war mit allen Fasern ein Kind ihrer zerfahrenen Zeit und fühlte keinen Fehlgriff in den menschlichen Einrichtungen; ja, sie fand solches Dasein entzückend und hatte kein Verständnis für Menschen, die ein so farbiges Zeitalter verhöhnten, vertrauerten oder still belächelten.

„Eine Tänzerin zum Abschluß!" schlug Svend Olsen vor und war ernst wie am Grabe. „Eine Tänzerin, die alle Schleier von sich wirft."

Sie lachte und wußte nicht, ob dies Spott war oder ernsthafter Vorschlag. Er warf sein Netz aus und wollte ihre graziöse Torheit einfangen.

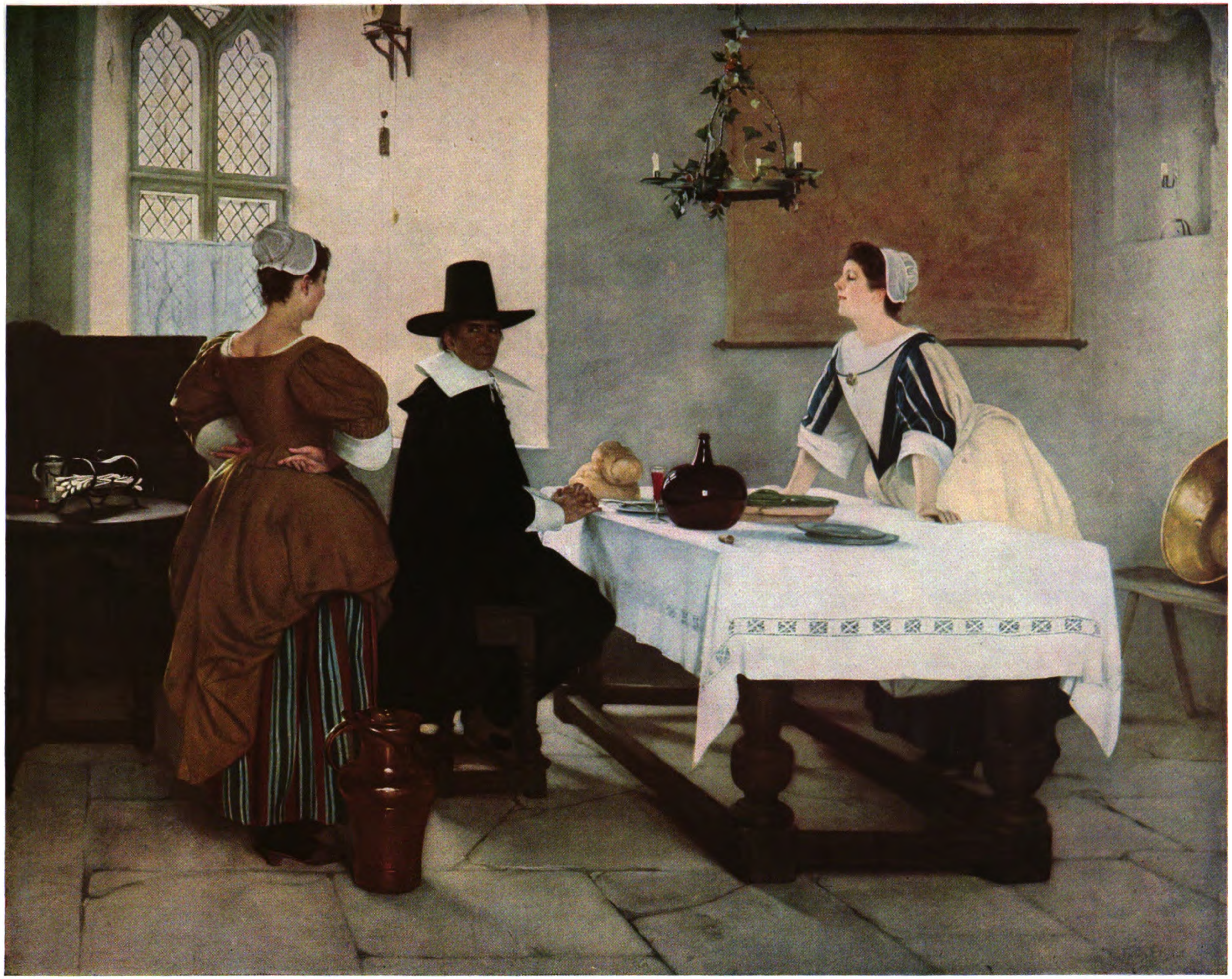
„Warum nicht entkleiden! Unsere Seelen sollten nackt sein, aber wir haben sie mit Fetzen und Lappen drapiert und tragen die hinterste Rumpelkammer einer uralten Theatergarderobe auf dem reinlichen Leib. Wir sind entstellt, zugepappt mit Schminke und Fett. Ein Bad täte uns not. Oh, wir sollten uns schämen, weil wir so im Dreck stecken."

„Sie sind verrückt. Gehen Sie mit Ihren Phrasen nach Norwegen, wo die Leute Fischtran trinken und Walroßspeck verzehren. Damit können Sie mich nicht locken. Was wollen Sie hier? Sie sind langweilig. Äh! Immer dieses Philosophieren, es wächst mir zum Halse heraus. Wann reisen Sie eigentlich ab?"

Sie verließ ihn, und er lachte hinter ihr her, fand sie ungemein reizvoll und voll weiblicher Delikatesse. Und so bezaubernd geistlos. Ich könnte mich in sie verlieben, dachte er.

Achstetter schlug vor, man sollte noch eine elektrische Lichtleitung legen und mehrere hundert Lampions anschließen, die, im Umkreis der ersten Bahnstrecke verteilt, abends ihr buntkugeliges Leuchten ausstrahlen sollten. „Wir müssen etwas tun!" meinte er und wollte sein Beginnen fast entschuldigen. „Ohne Reklame ist kein Unternehmen zu führen, und ich habe ein Interesse daran, daß die Massen einmal wieder erfahren, daß hier die kühnste Seilbahn der Welt gebaut wird. Denken Sie, wir überbrücken Spannweiten von 2600 Meter. Das ist ein Wort. Im Vertrauen: Was kümmert uns die Naturschönheit! Wir können uns dafür kein Pfund Salz kaufen."

(Fortsetzung folgt.)



Zwischen zwei Feuern / Nach einem Gemälde von F. D. Millet





Links: Die Lange Straße mit der Stadtpfarrkirche. — Rechts: Das aus dem 15. Jahrhundert stammende Rathaus, das nach dem Einsturz des Mittelteiles im Jahre 1916 vollständig erneuert worden ist.

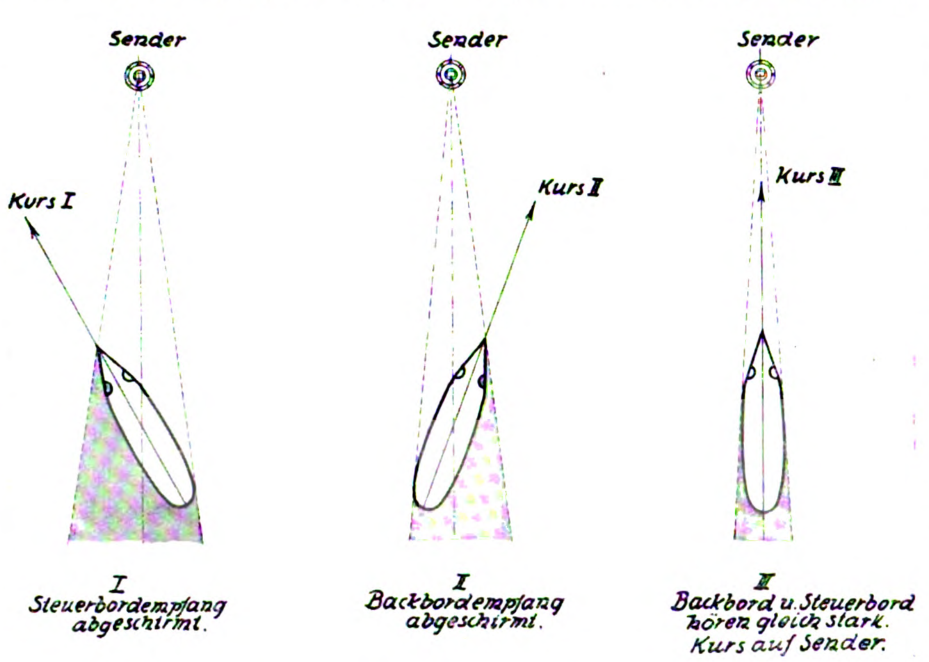
Zur 700-Jahrfeier der Stadt Leitmeritz in Böhmen (3.–7. Juni).

NEUZEITLICHE SCHIFFSFÜHRUNG DURCH UNTERWASSERSCHALL- UND FUNKSIGNALE

VON ING. DR. GÜNTHER BANDAT, WIEN

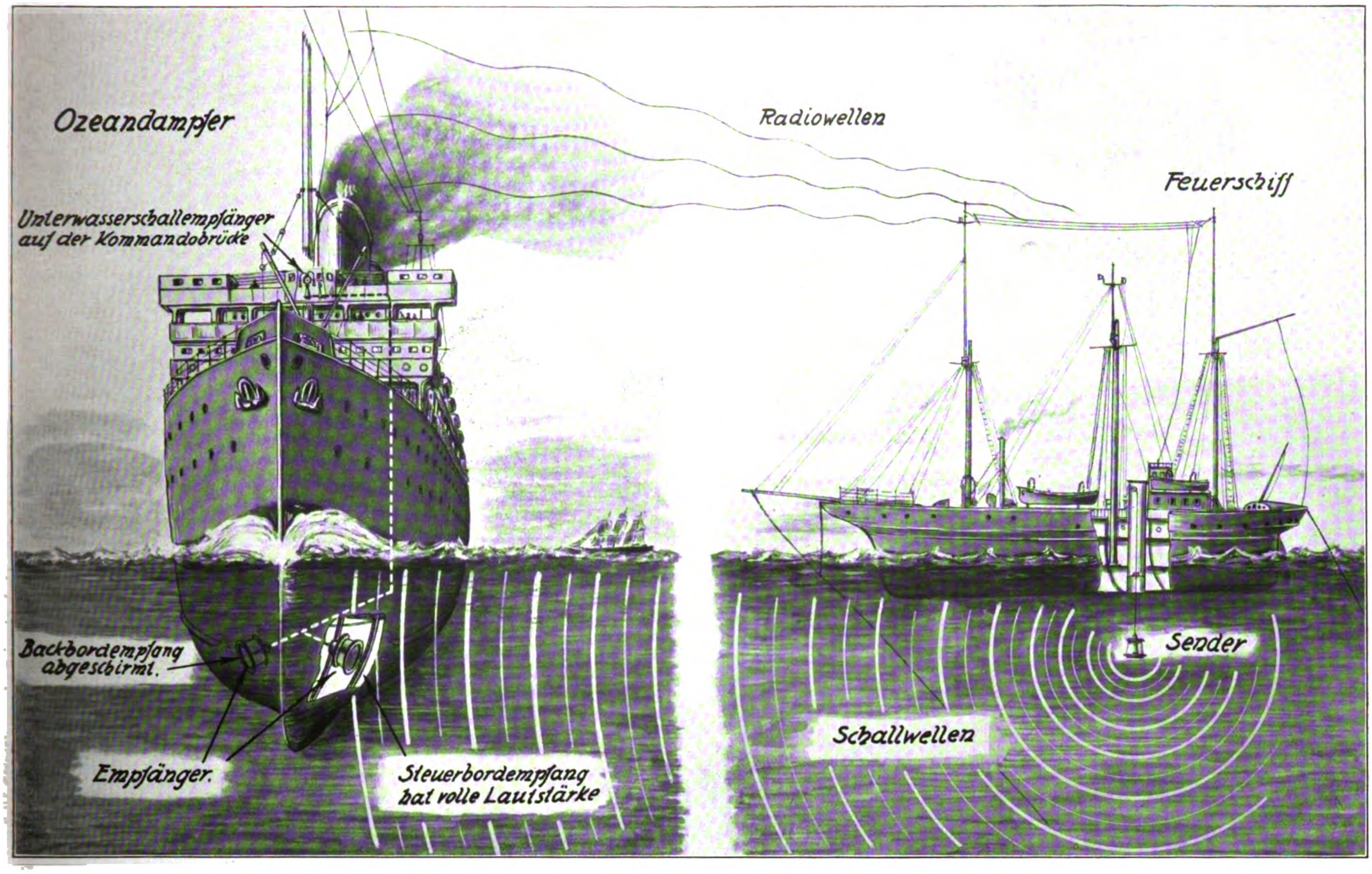
Eine der edelsten Aufgaben der Technik ist es jederzeit, für die Sicherheit der Personen und Sachgüter zu sorgen, die unseren Verkehrsmitteln anvertraut sind. Insbesondere auf dem Gebiete der Seeschiffahrt sind stets neue Aufgaben zu lösen, um zweckmäßige Einrichtungen zu ersinnen, die eine möglichst große Sicherheit des Verkehrs gewährleisten.

Solche Einrichtungen, die zur Erhöhung der Verkehrssicherheit zur See dienen sollten, finden wir schon im Altertum. Bekannt ist der Turm Pharus zu Alexandria, den wir als eines der sieben Weltwunder kennen, und der ungefähr 300 v. Chr. errichtet wurde. Die fortschreitende Technik im Bauwesen, in der Optik und in der Erzeugung künstlichen Lichtes führte zu den heutigen modernen Leuchttürmen und Befeuerungseinrichtungen. Doch versagen selbst die besten und lichtstärksten optischen Signale in den schweren, grauen Nebelschwaden, die sich allzuhäufig dem Seeverkehr hindernd in den Weg stellen. Die moderne Technik fand auch hierfür einen Ausweg; sie verwendet die vom Radiosender ausgesendeten elektromagnetischen Wellen zur Kursweisung; die Rahmenempfangsantenne hat sich in jüngster Zeit als ein hervorragendes Mittel zur Radiopeilung, d. h. zur Richtungsbestimmung mit Hilfe der vom Peilsender ausgesandten Radiowellen bewährt. Neben der drahtlosen Telegraphie, die schon heute zu einem unerläßlichen Hilfsmittel für die Schiffsführung geworden ist, werden seit neuerer Zeit für die Navigation auch Unterwasserschallsignale verwendet. Schon vor dem Weltkriege standen Unterwasserschallsignale in praktischer Verwendung. Die Zahl der Schiffe, die mit Empfangsanlagen für Unterwasserschallsignale ausgerüstet sind, ist nach dem Kriege bedeutend gestiegen; eine Statistik vom Jahre 1920 verzeichnet 3500 mit derartigen Empfangsanlagen ausgerüstete Schiffe. Vorzugsweise sind die Sender für Unterwasserschallzeichen auf den Feuerschiffen, den Trägern verschiedener Arten von nautischen Signalen, untergebracht. Durch geeignete Verbindung der Unterwasserschallsignale mit drahtlosen Signalen läßt sich nicht bloß eine einwandfreie Richtungsbestimmung, sondern auch eine Abstandsbestimmung vornehmen.



Verfahren zur Richtungsbestimmung bei Unterwasserschallsendung.
Bei abgeschirmtem Steuerbordempfang hat der Backbordempfang volle Lautstärke, und umgekehrt. Fährt das Schiff auf den Sender zu, dann haben Steuerbord- und Backbordempfang gleiche Lautstärke.

Zur Ermittlung des Abstandes zwischen dem signalbeobachtenden Seeschiff und dem zeichengebenden Feuerschiff dient der Unterschied zwischen der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Schallwellen im Meereswasser und jener der elektrischen Wellen im Äther. Während sich der Wasserschall mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 1450 Meter in der Sekunde im Seewasser fortpflanzt, legen die elektrischen Wellen in der gleichen Zeit 300000 km zurück. Werden beide Wellen vom Feuerschiff aus im gleichen Augenblick abgesandt, so kann man aus der Zeitdifferenz, die zwischen den Beobachtungszeiten beider Zeichen liegt, leicht den gesuchten Abstand des Beobachters vom signalgebenden Schiff ermitteln. In der Praxis wird der Schiffskapitän, dessen Schiff mit Unterwasserschallempfängern ausgerüstet ist, zunächst die Richtung zum Unterwasserschallsender feststellen, er wird also z. B. das Feuerschiff ansteuern. Zu diesem Zweck ist das Seeschiff sowohl an Backbord als auch an Steuerbord mit je einer Empfangsanlage (Mikrophon mit Telephonhörern) ausgerüstet. Der Kapitän kann durch einen Hebelschalter die Kopfhörer mit dem Backbord- oder dem Steuerbordmikrophon verbinden und wird den Kurs des Schiffes so lange ändern, bis er den Empfangston des Unterwasserschallsenders in den Kopfhörern bei beiden Schalterstellungen gleich stark wahrnimmt. Die in neuerer Zeit konstruierten Richtungs-Hörapparate gestatten die Ermittlung der Richtung einer Schallquelle auch ohne Kursänderungen des eigenen Schiffes. Hat man nun die besagte gleiche Lautstärke des Empfanges erreicht, so weiß man, daß der Schiffskurs in der Richtung zum Schallsender, also hier zum Feuerschiff, führt. Um aber außer der Richtungsbestimmung auch eine Entfernungsbestimmung zu dem Schallsender durchführen zu können — der Kurs des Seeschiffes führt ja oft am Feuerschiff vorbei — so werden von der Station, die Unterwasserschallsignale (U.T.-Signale) abgibt, gleichzeitig drahtlose Signale (F.T.-Signale) im bekannten Morserhythmus abgeschickt. Das F.T.-Signal trifft infolge der großen Fortpflanzungsgeschwindigkeit der drahtlosen Wellen von 300000 Kilometer in der Sekunde fast augenblicklich beim Empfänger des beobachtenden Schiffes



Unterwasserschall- und Funksignale vom Feuerschiff aus und Empfang der Signale auf einem Ozeandampfer.

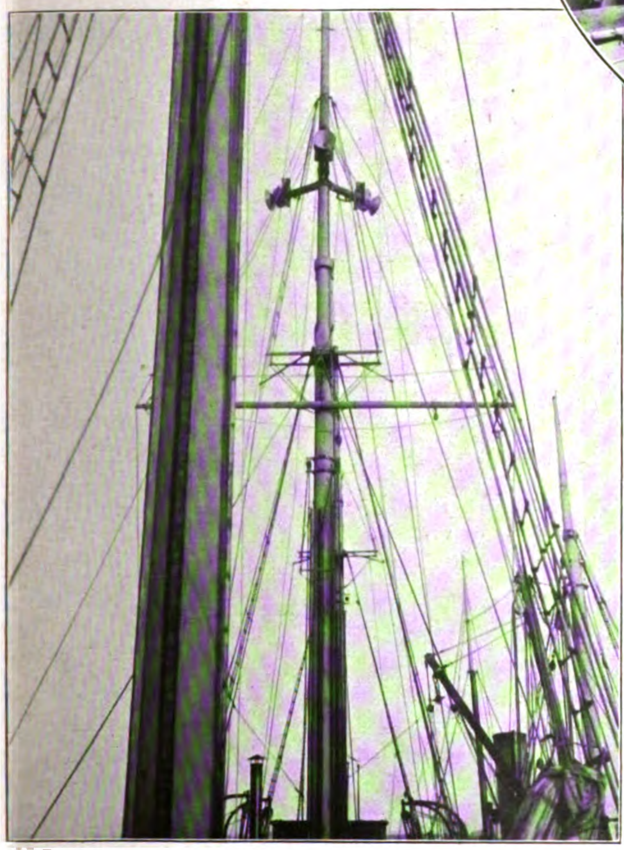
ein, dagegen vergeht je nach der beiderseitigen Entfernung einige Zeit, bis die von der Membran des Wasserschallsenders erzeugten Schallwellen zu den in der Bordwand des beobachtenden Schiffs eingebauten Mikrophonen gelangen und dort vom Navigationsoffizier gehört werden. Diese Zeitdifferenz, die mit einer gewöhnlichen Stoppuhr festgestellt werden kann, ergibt, multipliziert mit der sekundlichen Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Wasserschalls, den Abstand von der Schallquelle. Um die Abstandsbestimmung zu vereinfachen und das Abstoppen der Zeitdifferenz zu ersparen, geht das Zusammenarbeiten zwischen F. T.- und U. T.-Signalen folgendermaßen vor sich: Da eine Zeitdifferenz von etwa 1,3 Sekunden (genau 1,253 Sekunden für die Wasserverhältnisse der Nordsee) einem Abstand von einer Seemeile zwischen Sender und Empfänger entspricht, folgen einem gleichzeitig abgegebenen F. T.- und U. T.-Signal eine Anzahl (z. B. 15) F. T.-Signale, und zwar Morsestriche. Hört der Navigationsoffizier z. B. das F. T.-Signal des Feuerschiffs und zählt darauf folgend acht F. T.-Striche, bis er das U. T.-Signal vernimmt, so weiß er, daß er acht Seemeilen von der Schallquelle entfernt ist. Zur Vermeidung, daß die Signale der Feuerschiffe der nächsten Umgebung sich überdecken, geben die Feuerschiffe, die zu einzelnen Gruppen zusammengefaßt sind, ihre Signale zu genau bestimmten Zeiten; außerdem geben sie die F. T.-Signale mit einer für diese Zwecke genau bestimmten Wellenlänge. Um ein einwandfreies Zusammenarbeiten zwischen F. T.- und U. T.-Signalen zu gewährleisten und die Zeitpunkte der Sendung genau einzuhalten, werden die Sender von einer eigenen Kontaktuhr gesteuert, deren Gangzeit stets nach dem drahtlosen Zeitzeichen richtiggestellt werden kann.

Zu den Funk- und Unterwasserschallsignalen kommen noch die Luftschallsignale hinzu, die ebenfalls in die besprochene Organisation eingereiht wurden. Ähnlich wie beim Unterwasserschallsender schwingt eine Stahlmembran, sobald ihr Magnet mit Wechselstrom erregt wird, und versetzt die umgebende Luft in Schwingungen. Die Membransender, die hier verwendet werden, haben vor den sonst üblichen Sirenen und Nebelhörnern den Vorzug, daß mit ihnen eine klare, scharf abgegrenzte Kennungsgebung im Morsesystem möglich ist.

Es wäre nur zu wünschen, daß die hier von den reichsdeutschen Stellen getroffene, mustergültige Organisation der Zeichengebung auf See, die sich auch beim schlechtesten und widrigsten Wetter bewährt, im Interesse der Sicherheit und Zuverlässigkeit der Seeschiffahrt bald in anderen seefahrenden Ländern Nachahmung finden möge.



Hörapparat für Unterwasserschallsignale auf der Kommandobrücke.



Luftschallsender mit drei Sendern am Mast eines Feuerschiffs.



Unterwasserschallsender mit Führung und Schacht an Bord eines Feuerschiffs.

Der schwankende Tempel

Von Prof. Dr. H. Reck, Berlin



Uns kurzlebigen Menschen ist es nicht vergönnt, die gewaltigen Bewegungsvorgänge schauend zu erfassen, in denen die Kruste unseres Planeten, in unzählige Schollen geborsten, auf und nieder schwingt. Allzu vergänglich ist dazu unser Sein, allzu weitspannend in Raum und Zeit das Werden der Erde. Nur viel zeitumfassendere Beobachtungsreihen, als ein Menschenleben sie liefern kann, und geologische Erkenntnisse geben uns die Mittel an die Hand, jene Bewegungen im Bilde der gegenwärtigen Gestaltung als markanten Zug ihres Antlitzes zu erkennen und zu fixieren. Damit aber zerstört erdhistorisches Wissen eine Grundvorstellung der Menschheit. Für sie ist der Boden, auf dem sie lebt und aufgewachsen ist, der Inbegriff alles Festen. Und ebendarum ist der größte Schrecken lokalen, felsrüttelnden Erdbebens die nervenerschütternde Unsicherheit menschlicher Sinne, wenn der Körper plötzlich diese am gesichertsten geglaubte Stütze seines Seins sich entzogen fühlt. Aber wie einerseits selbst bei menschenvernichtenden Beben in der Mehrzahl der Fälle eine bleibende, augenfällige Bodenverschiebung nicht stattfindet, so vollziehen sich andererseits lokale Niveauveränderungen oft ohne derart schreckhafte Begleiterscheinungen in längerer Zeitspanne und wechselvollem Auf und Nieder als Einzelglieder des größeren Rhythmus regionaler Entwicklung.

1. Der Serapistempel von Pozzuoli. Nach einem Stich von Hackert aus dem Jahre 1789. Der ausgegrabene Tempel lag zu jener Zeit trocken.



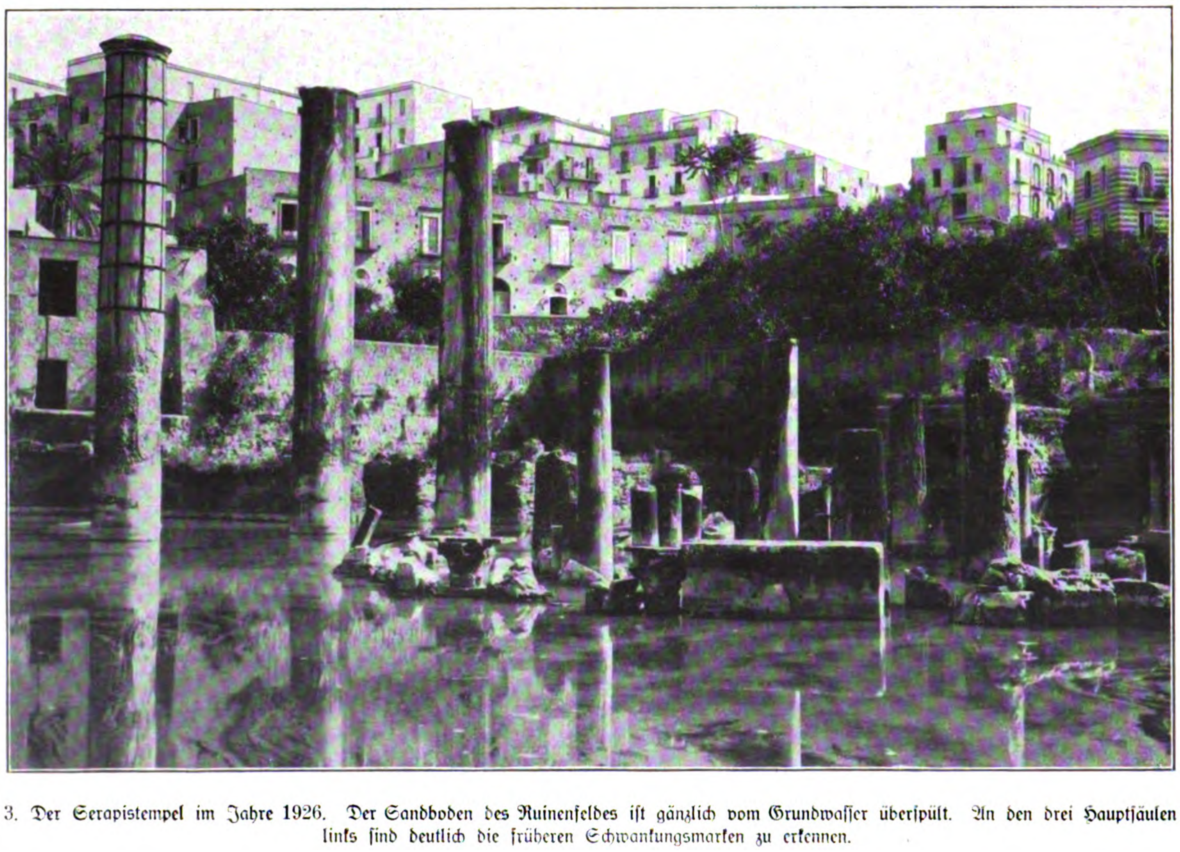
2. Das Serapeum in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der wiederholt aufgeschüttete Tempelboden trägt noch Vegetationsinseln, zeigt aber auch bereits eindringendes Grundwasser.

Eines der berühmtesten Beispiele solcher Bewegungen kündet mit untrüglichen Merkmalen das Serapeum von Pozzuoli bei Neapel. Die ursprüngliche Bestimmung des Baues ist nicht endgültig festgestellt. Viele sehen in ihm einen Serapistempel, andere eine Thermenanlage, wieder andere ein Macelleum, eine altrömische Markthalle. Was auch immer sein Zweck gewesen sein mag, jedenfalls war der Grund, auf dem es gebaut wurde, festes Land.

Im Laufe der Jahrhunderte sank es unbeachtet, allmählich in die Fluten des Mittelländischen Meeres. Die drei noch stehenden Säulenpfeiler der Vorhalle des alten Baues sind Zeugen dieses Geschehens. Ein rauhes, auf dem Bilde dunkel erscheinendes Band, das oben in scharfer, heute 5,70 m über dem Meere gelegener Linie abschneidet, umgibt breit den unteren Teil der Säulen. Er ist von Bohrmuscheln angefressen und kennzeichnet dadurch mit seiner Oberkante die Höhe des einstigen Meeresspiegels. Nur der tiefste Säulenfuß blieb hell und rein, denn um ihn hatte sich schützender Schlamm und Schlick am Grunde des Wassers abgesetzt, bis neu einsetzende Hebung den Rückgang des Meeres bedingte und den Tempelbau abermals auf trockenes Land erhob.

Das Intermezzo submariner Versenkung war vorbei. Und als man im 18. Jahrhundert von neuem begann, für die Denkmäler des Altertums Interesse zu zeigen, wurde auch der einst versunkene Tempel von Pozzuoli wiederausgegraben (Abbild. 1). Auf trockenem Grunde ruhte damals das Ruinenfeld. Doch alsbald begann das Land abermals zu sinken. Das Meer drang wieder erobernd gegen die Küste vor, vor seiner Front stieg der Grundwasserspiegel des Landes und versumpfte, überflutete schließlich erneut den alten Tempelboden. Lange hatte man durch Sandschüttungen den Grund trocken zu halten versucht im Kampfe gegen das Wasser, doch ohne nachhaltigen Erfolg (Abbild. 2).

Sehen wir ab von sporadisch-wechselvollen Schwankungen des Grundwassers, die der Wechsel der Jahreszeit, der Wind und die Meeresflut bedingen, so hebt sich im Vergleich der Bilddarstellungen des letzten Jahrhunderts doch eine Gesamtbewegung heraus, deren einheitlich gerichtete Tendenz das derzeitige Sinken des Tempelgrundes und seiner Ruinenlast aus innerem, geotektonischem Antrieb unverkennbar macht. Noch ist es nicht das Meer selbst, das an den Säulenstümpfen leckt, sondern erst das vor ihm hergeschobene Grundwasser des Landes. Aber schon steht heute wieder geschlossen sein Spiegel über der ganzen Bodenfläche des Tempelhofes (Abbild. 3). Und wenn nicht alle Zeichen trügen, rückt das Meer unaufhaltsam heran, um aufs neue seine Beute zu verschlingen. So ist hier in dem schwankenden, von Gebirgsbau und Vulkantätigkeit zerrütteten Gebiet der glückselig-schönen Gefilde des neapolitanischen Golfes der Mensch am Maßstab seiner eigenen Werke Zeuge der wechselvoll werdenden und vergehenden Züge im Antlitz unserer Mutter Erde.



3. Der Serapistempel im Jahre 1926. Der Sandboden des Ruinenfeldes ist gänzlich vom Grundwasser überspült. An den drei Hauptsäulen links sind deutlich die früheren Schwankungsmarken zu erkennen.



Zur Kur-saison

Links nebenstehend:
Kleid aus grauem Crêpe de Chine mit blau-grauer Stickerei, dazu ärmelloser Mantel und grauer bestickter Filzhut. Trägerin: Die Filmschauspielerin Marion Mill.

Rechts nebenstehend:
Adele Krausenecker, Solotänzerin der Wiener Staatsoper, trägt ein rotes besticktes Crêpe-Georgette-Kleid und Strohhut mit Spitzenrand.

Links unten:
Schwarz-rotes Imprimékleid mit kurzem Jäckchen. (Marion Mill.)

Rechts unten:
Die beliebte Zusammenstellung von Schwarz und Weiß: Marion Mill zeigt hier ein besonders reizvolles Beispiel.

Unten Mitte:
Weiß-rot-blaues Imprimékleid mit Cape; dazu bestickter Florentinerhut. (Marion Mill.)

Modelle: S. Steins Söhne (Kleider) und Berteaux (Hüte), Wien.



SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK (PHOT. KITTY HOFFMANN)







LUDWIG ADAM KUNZ

ZU SEINEM 70. GEBURTSTAG AM 3. JUNI



Apfelzweig.



Porträt des Künstlers.



Zwetschenzweig.

Die Zeiten und mit ihnen der Kunstgeschmack mögen sich ändern, so oft und so gründlich sie wollen: es wird doch immer eine bestimmte Art von Malerei geben, die sich in allem Wesentlichen gleichbleibt und gewissermaßen den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht darstellt. Man errät leicht, daß damit die Wirklichkeitsmalerei gemeint ist. Das Volk von heute versteht unter Malerei noch dasselbe, was es zur Zeit des Zeuxis im klassischen Griechenland darunter verstanden hat. Für die unverbildete Menge, der ästhetische Auseinandersetzungen und Stilfragen immer fremd bleiben werden, ist eben nur der ein guter Maler und echter Künstler, der mit den Mitteln der Malerei der Natur so nahe wie nur irgend möglich kommt. Wer Trauben oder Birnen, Silbergeschirr oder das Gefieder von Vögeln so malt, daß man sie für wirklich halten könnte und versucht ist, sie anzufassen, gilt dem größten Teil des Publikums auch heute noch ganz allein als Meister. Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß das Volk mit dieser Einschätzung der Kunst als eines virtuos ausgeübten Handwerks einen guten, vielleicht sogar den allein richtigen Instinkt beweist. Und aus dem gleichen Grunde hat nicht der historisch eingestellte Theoretiker recht, wenn er dem Münchner Professor Ludwig Adam Kunz altertümelnde Tendenzen vorwirft und ihn deshalb nicht als Künstler unserer Zeit gelten lassen möchte; sondern recht hat der Genießer, der Gegenwarts- und Sinnenmensch, der sagt, es gäbe heute nicht viele Maler mehr, die, auf Grund eines absolut gekonnten Handwerks, die schönen Dinge dieses Lebens so schön, so naturgetreu und darum so lockend und beglückend zu malen verstünden wie Kunz. Gewiß, wenn man den rückwärts gerichteten Blick hat, wird man sagen müssen, daß Kunz ein Nachfahr der großen Stillebenmaler des Barocks ist. Kunz bemüht sich nicht, seine Herkunft zu verbergen. Wie sollte er das auch, da doch die Üppigkeit des Barocks nun einmal sein künstlerisches Ideal ist! Er gibt sich aber nicht damit zufrieden, die Alten schlankweg zu kopieren, sie sind ihm nur Anreger und Lehrmeister gewesen. Aber was er dann im einzelnen aus seinen Motiven gemacht hat, ist nicht mehr Barockmalerei, sondern Kunst unserer Zeit, wenn wir dieses Wort nicht als Bezeichnung einer Richtung, sondern als die Summe alles dessen verstehen, was in der Gegenwart als lebendige, d. h. Herz und Sinne erfreuende Kunst empfunden wird. Daß aber Kunz, ungeachtet seines Verwurzeltseins im prunkliebenden 17. Jahrhundert, solche lebendige Kunst schafft, hat darin seinen Grund, daß seine größte Lehrmeisterin nicht irgendeine vergangene Kunst, sondern die ewig gegenwärtige Natur gewesen ist und noch ist. Man muß, um das zu begreifen, die unvergleichlichen Naturstudien von Kunz kennenlernen, muß sehen, wie er mit einer Liebe und einer Hingebung, die heute schon fast legendär geworden ist, einen Zweig mit Blättern und Früchten, einige Blumen oder ein paar tote Rebhühner malt. Und da er bei seinen Kompositionen nie von einem toten Schema, sondern immer direkt von der Natur ausgeht, so erreicht er in seinen Bildern jene Harmonie aus Naturwahrheit und Stil, die allein ein vollkommenes, zeitloses Kunstwerk verbürgt und auch das Geheimnis der unmittelbaren, lebendigen Gegenwartswirkung der Kunst dieses Spätlings des Barocks ist. Das Leben von Kunz ist auch ein Beweis dafür, daß nichts von ungefähr kommt und jede Wirkung ihre Ursache hat. Wenn nämlich Kunz heute, gleich den Malerfürten von einst, Prunk- und Schmuckstücke für die Wohnräume der Reichen malt, so haben seine Herkunft und sein künstlerischer Werdegang den Grund dazu gelegt. Geboren in Wien am 3. Juni 1857, also vor 70 Jahren, hat er den ersten Zeichenunterricht von seinem Paten, dem berühmten Bildhauer V. Tilgner, erhalten. Später kam er zu einem Wiener Maler aus dem Makartkreis, Josef Fux, in die „Lehre". Und nachdem er 1878 nach München übergesiedelt war, sind seine Patrone Fr. A. v. Kaulbach und vor allem Lenbach geworden, welch letzterer der einzige Münchner Lehrer von Kunz gewesen ist. Da haben wir also die Quellen seiner ganz auf das Dekorative und auf Glanz und Fülle eingestellten Kunst. Wer möchte es ihm verübeln, daß er ihr treu geblieben ist? Haben nicht wir alle, die wir Freunde des Schönen sind, den Nutzen davon? Wie harmonisch übrigens Kunz, in dem uns einer der wenigen Repräsentanten einer fast ausgestorbenen Generation von Künstlern erhalten ist, sein Leben gestaltet hat, wird uns mit besonderer Eindringlichkeit bei einem Besuch in seinem Atelier offenbar. Wir finden es in dem ziemlich isoliert stehenden alten Wirtshaus in Maria Einsiedel im Isartal, das durch seine schönen Barockwandmalereien jedem Spaziergänger auffällt. In diesem Haus hat einst der bedeutendste bayerische Kirchenmaler und Stukkateur um die Wende des 17. Jahrhunderts, Cosmas Damian Asam, gelebt und gemalt. Und heute schafft Ludwig Adam Kunz in dem hohen Atelier, das selbst ein Kunstwerk ist. Richard Braungart.



Blumenstück.



Pfau und Indian.



Blumenkorb mit Papageien.



Stilleben.

ZUM 70. GEBURTSTAG DES MÜNCHNER MALERS PROF. LUDWIG ADAM KUNZ AM 3. JUNI: WERKE DES KÜNSTLERS



Kirche in Füssen

Nach einem Temperagemälde von Ludwig Danziger

Über die Gasse

Novelle von Karl Federn

Der Kaufmann und Stadtverordnete Richard Muth kam von seinem in der unteren Stadt gelegenen Geschäft nach Hause. Er wohnte auf dem Schloßberg, wo längst kein Schloß mehr stand, und wo um einen kleinen Platz uralte stattliche Häuser, nur von einem mächtigen viereckigen Uhrturm überragt, sich mit ihren Seitenteilen in dunkle, enge Gassen zogen. Eine nicht allzu breite Straße ging in Windungen den Berg hinab, sonst führten nur Treppenwege oder im Zickzack laufende schmale gepflasterte Gassen mit merkwürdigen Durchgängen durch alte Häuser und Höfe, in denen hier und da ein einsamer Baum stand, hinunter.

Als Muth seine Wohnung betrat, fand er Frau und Kinder noch nicht zu Hause, und er ging in mancherlei Gedanken durch die dämmernden Zimmer. Er war am Mittag besonders gut gelaunt gewesen und war jetzt verstimmt; irgendein Eindruck des Geschäftstags, eine halbbewußte Erinnerung, vielleicht der Mann im Lederanzug, den er am Bahnhof gesehen, war die Ursache.

Allein in der Wohnung, öffnete er die Tür zu einer der meist unbenutzten Prunkstuben auf der Westseite. Durch die Fenster sah er über Dächer und Gärten in die weite, im letzten Abendschein verdämmernde Ebene mit grünen, violetten und rötlichen Lichtern, fernen Kirchtürmen in gelbem oder silberblassem Duft. Schritt er nach der andern Seite des Hauses, so blickte er in düstere, bereits halb nächtliche Gassen, die schnell von den Häusern am Platz, wo ansehnliche Leute von sauberem Ruf und in sauberem Tuch gleich ihm wohnten, in eine üble, viel zu nahe Gegend und in üble Erinnerungen führten.

Öfters in letzter Zeit, wenn der Spiegel ihm ein verdrossenes Gesicht zeigte, wenn er die zu früh ergrauenden Spitzen in seinem dichten braunen Bart sah, fragte er sich, ob das Leben schön oder nicht schön gewesen, und die Antwort fiel verschieden aus, je nachdem er sich an einem sonnigen Morgen oder in schlaflosen Nächten fragte, oder je nachdem er gerade einen Erfolg oder einen Verdruß hinter sich hatte. Eine Buchführung, in der die Saldi nie stimmten! Daß er gescheiter war als mancher andere und die Dinge sah, wie sie waren, nicht, wie man sie darstellte, gab man im Stadthaus wie in den Geschäftsstuben zu. Das meiste, was er sich gewünscht, hatte er erreicht, aber, wie bei gewissen Käufen, nie ganz so, wie er es sich gewünscht hatte; zu spät, entwertet oder mit zuviel Mühe erkauft. Das Leben war ein unverläßlicher Lieferant.

Er blickte auf die Uhr und fragte sich, wozu er mit inneren Bilanzen die Zeit verlor. Manches war gut im Leben. Er brauchte nur an die Kinder zu denken. Und wenn die Sache mit den Grundstücken, die er zusammen mit Jakob Cortier erworben hatte, gelang, dann konnte Charlotte sich einen Wagen halten, reisen und Brokatkleider kaufen, wie Frau Roos sie trug. Ob sie sich nicht zu jung anzog?... Sie war reichlich zehn Jahre älter als Frau Roos. Sie war voller geworden, aber noch immer hübsch; sie konnte noch sehr jung aussehen...

So umhergehend, dies und jenes zurechtrückend, denn er liebte eine vollkommene Ordnung, war er in die kleine Stube gekommen, die neben dem Wohnzimmer lag, und hatte sich in dem breiten alten Lederstuhl unter dem runden Spiegel niedergelassen. Durchs Fenster zwischen den offenen Vorhängen konnte er in dem geringen Licht, das von der trüben Laterne unten in der Gasse heraufkam, dicht gegenüber die großen dunklen Fenster der alten Tanzschule sehen, wo der Justizrat Madrich seine Bureaustuben hatte. Wo jetzt Registraturen und Aktenschränke in staubiger Finsternis standen, hatten die Hängelampen gebrannt und die Paare sich gedreht, als er, als sie alle jung gewesen waren... Und nun wußte er plötzlich, an wen der Mann im Lederanzug ihn erinnerte, der an dem Auto vor dem Bahnhofshotel gestanden und ihn, als er neugierig nach dem Auto geblickt, so scharf gemustert hatte. Es waren dieselben kalten blauen Augen mit dem starren, angreiferischen Blick, dieselbe Art, den Kopf langsam auf dem Halse zu wenden, wenn er jemanden ansah, wobei er Kinn und Unterlippe höhnisch vorschob. Jedenfalls sah er jetzt dieses Gesicht, und die Erinnerung jagte den Ärger, der seit der Begegnung heute nachmittag in ihm gegärt hatte, klar empor.

Die alte Zeit stieg herauf. Die Lampen brannten drüben, und die Paare drehten sich. Er sah seine Frau als Mädchen und sah, wie ihre Augen leuchteten, wenn Lütke — der Kranich, wie die anderen ihn hießen, seit ein Lehrer ihn so genannt hatte — auf sie zukam, um mit ihr zu tanzen. Alle Mädchen waren mehr oder weniger in ihn verliebt gewesen. In Neters Konditorei, im Stadtgarten, an den Haustüren in der Dämmerung waren sie mit ihm gesehen worden, die Schwestern den Brüdern entwertet, die Angebeteten den Bürgersöhnen weggelockt, von einem, aus dem nichts geworden war als ein elender Advokaturschreiber, der zuletzt die Stadt verlassen mußte. Daran dachte er mit einer gewissen Befriedigung. Die Mädchen hatten ihre Liebeleien vergessen und eine nach der andern geheiratet. So war er zuletzt der Sieger gewesen und hatte zur Frau bekommen, die er von Anfang an begehrt hatte. In der Erinnerung winzig verkürzt, zogen die achtzehn Jahre seiner Ehe an ihm vorüber. Eine tüchtige, eine gut aussehende, eine angenehme Frau. In manchen Dingen zog man an den entgegengesetzten Enden eines unsichtbaren Stranges; und sie wußte ihn still, aber unnachgiebig nach ihrer Seite zu ziehen. Ihre Stimme konnte hart klingen, wenn sie gereizt war. Und nie hatten ihre Augen ihm so geleuchtet, wie er sie dem — dem Kranich entgegenleuchten gesehen, drüben in der alten Tanzschule, jenseits der Gasse. In gewissen Stunden kehrte der peinliche Gedanke wieder, der nie ausgesprochen wurde.

Die Zimmer drüben waren jetzt hell, und zwischen den Schränken mit den blauen und braunen Bündeln vergilbten Papiers drehten sich die Paare; deutlich hörte er die Musik. Da war Grete Hüskind, deren weiße Haut so verführerisch aus dem armseligen Kattunkleidchen hervorsah, und deren dunkle Augen beständig sprachen. Er, Richard Muth, führte sie und bot ihr Kuchen an; er ging mit ihr die dunkle Gasse hinab, die immer enger wurde...

Er war wirklich eingenickt. Und was er geträumt, war vorgekommen; er hatte Grete Hüskind geküßt, als sie gerade von Lütke enttäuscht war, aber das zählte nicht. Er war heute in einer der engen Gassen an dem Branntweinladen Max Hollsiefers vorübergekommen, den die Grete geheiratet hatte; er hatte im Fenster die bunten Flaschen und drinnen ihren Mann stehen sehen, gedunsen, Bartstoppeln unter den trüben, geröteten Augen. Von der Frau sprach man schlecht. Der Weg der beiden Hollsiefers und der Lütkes waren abwärts gegangen, seiner aufwärts. Und so war es recht. Es konnten nicht alle Menschen in klaren und geordneten Verhältnissen leben, wie es richtig und maßgebend war. „Sauberes Tuch und sauberer Ruf", wie sein Schwiegervater, der verstorbene Stadtrat Weihlich, zu sagen pflegte. Um den Schloßhof, hinter dem Dom, am Rathausplatz oder in einzelnen alten Häusern abseits wohnten die Cortier, die Madrich, Weihlich, die Bernecker und andere altsässige Familien, zu denen er mit Stolz die seine zählte.

„Da bist du, Richard, im Dunkeln?" sagte eine Stimme, als die Tür aufging. Er drehte rasch das Licht an. Seine hübsche Frau im schwarzen Federhut stand vor ihm und, wie aus den unangenehmen Traumbildern in angenehmste Wirklichkeit getreten, neben ihr seine blonde siebzehnjährige Tochter, die genau so aussah wie einst seine Frau, und die jetzt liebevoll die Arme um seinen Hals legte. Sein Sohn trat mit einem Scherzwort ein; das Mädchen rief zum Abendbrot, und um den weißgedeckten Eßtisch, hinter den hüllenden Vorhängen, saß er gutgelaunt inmitten seiner zufriedenen, fröhlichen Familie.

Zwei Stunden später stand er mit seiner Frau unten auf dem Platz, um mit ihr, wie sie es allwöchentlich an diesem Abend zu tun pflegten, zu seinem Schwager Weihlich zu gehen. Da tönte ein Prusten und Rattern, ein heller Schein glitt blendend über den Platz, der dunkle große Wagen kam an ihnen vorbei, wendete und hielt im bescheideneren Licht der Laterne vor dem Haus des Justizrats Madrich. In dem Wagen saß, wie er sofort erkannte, neben dem Fremden vom Bahnhof der Bürgermeister Roos. In unwillkürlicher Neugier traten Muth und seine Frau näher, als die beiden ausstiegen. Der Fremde sprach mit dem Chauffeur; seine kalten blauen Augen fielen auf das Paar; er schritt um das Auto herum, trat näher. „Herr Muth?" sagte er herzlich, und Muth fühlte seine Hand so heftig gepreßt, daß er fast geschrien hätte. „Ich bin Heinz Lütke. — Gnädige Frau!", und er beugte sich küssend über ihre Hand, die er emporhob, und die sie fast erschreckt zurückzuziehen suchte. „Wir sehen uns noch", fügte er hinzu und folgte dem Bürgermeister, der, den Hut lüftend, herübergegrüßt hatte, ins Haus.

„Das ist doch merkwürdig", sagte Muth — nicht mehr, und seine Frau kein Wort. Sie hatten nur zwei Straßen zu ihres Schwagers Haus, das, alt und giebelig, mit schmaler Fensterfront, am Uhrturm lag. Und obwohl sie solch eine Neuigkeit mitbrachten, erwähnte keines von ihnen diese erstaunliche Wiederkehr. Sie hörten aber auch schon in dem niedern Vorzimmer des Schwagers laute Stimmen aus dem Innern und fanden alle in einem heftigen Gespräch darüber, daß der neue Stadtbaumeister Krenger behauptet hatte, die alten Häuser auf dem Schloßberg wären baufällig oder würden es in kurzem sein. Er bewies es aus Veränderungen im Gestein oder Rutschungen im Erdboden. Der Stadtbaumeister war von draußen gekommen, ein Fremder, und wollte zu tun haben oder sich wichtig machen. Die alten Häuser der untern Stadt waren feucht und brachten ihren Bewohnern Rheumatismus, hier oben wohnte man gesund, und keinem Hausbesitzer konnte solche Gefahr gefallen oder einleuchten, die einen völligen Umsturz in ihrem Leben bedeuten mußte. Noch auf dem Heimweg sprachen sie darüber.

Auf dem Platz vor ihrem Hause, der jetzt in völliger Nacht lag, verstummten sie. „Diese Wiederkehr ist ja sehr merkwürdig", sagte Muth an der gleichen Stelle wie vordem, und es lag eine Art Urteil in seinen Worten.

„Ja", sagte seine Frau, aber ihr Ton war sanft und nachdenklich. Sie stiegen die Treppe hinauf. „Er scheint es zu etwas gebracht zu haben, wenn es nicht eben Schein ist", bemerkte er, während er die Wohnungstür aufschloß.

„Wir wollen nicht gleich das Schlimme denken", erwiderte Charlotte, und es verdroß ihn. Vor Jahren hatte er sich oft und scharf über den Niedergang dieses Burschen geäußert; seine Frau hatte nie etwas Wesentliches darauf erwidert und das Gespräch gleichsam erlöschen lassen, und auch das hatte ihn geärgert. Es war eine wunde Stelle; die Zeit hatte den Flugsand ihrer Alltäglichkeit darübergebreitet, aber was unter Sand begraben ist, wird leicht bloßgelegt.

Es war dunkel im Zimmer, und lange wußten beide, daß keines schlief. Der Mond schien durch die Gardinen, als Muth erwachte und das gleichmäßige Atmen seiner Frau hörte; er stützte sich auf den Ellbogen und beobachtete sie. Unter seinem Blick wurde sie unruhig und fuhr mit dem Wort „Bist du's?" auf, ohne zu erwachen. „Du!" sagte sie nochmals und warf sich auf die andere Seite. Er grübelte, aber seine Gedanken nahmen eine neue Richtung: er fragte sich, warum der Bürgermeister im Auto gewesen, und was beide so spät bei Madrich wollten. Darüber sann er fruchtlos, bis er wiedereinschlief.

Am nächsten Tag hörte er mit mißtrauischem Lächeln Gerüchte und Erklärungen; dann scholl und hallte das Ereignis durch die Stadt wie eine Fanfare. Bürgermeister Roos gab dem Heimgekehrten ein Abendessen, zu dem Muth und seine Frau geladen waren. Beim Betreten des Empfangssaals im Rathaus sah er Jakob Cortier, den reichsten Mann der Stadt, mit seinem kahlen eiförmigen Kopf neben dem kleinen breitschultrigen Justizrat Madrich stehen, der den schwarzgeränderten Kneifer über der großen Nase zwischen den ergrauenden Cotelettes befestigte, die außer ihm niemand mehr trug, während der Stadtbaumeister Krenger, gleich ihnen im Frack, Haar und Bart seines blonden Künstlerkopfs vorgesträubt, mit großen Armbewegungen auf sie einsprach. Beide suchten sich von ihm zu lösen und nach der Mitte zu kommen, wo der Bürgermeister mit dem Ehrengast des Abends sprach. Bürgermeister Roos war ein Fremder und noch sehr jung, aber so tüchtig und beliebt und angesehen, daß die Stadt ihn zu verlieren fürchtete. Seine Frau war nicht eigentlich schön, aber anmutig und von gewinnender Liebenswürdigkeit, besonders gegen die Damen der Stadt, ohne je intim zu werden. Die Damen achteten darauf, wie ihr Tisch gedeckt und geschmückt, wie serviert wurde, wann und wie sie empfing, und wie sie sich anzog. Die Jacken wurden lang und die Ärmel breit, weil sie es so trug; die Schneiderinnen mußten sich danach richten oder beriefen sich auf sie.

Lütke führte Frau Roos zu Tisch. Er sah sofort, daß sie die einzige tadellos gekleidete, wirkliche Dame hier war; sagte es ihr mit seinem ersten Blick. Sie war überaus liebenswürdig gegen ihn, ließ ihn aber nicht nahekommen. Man erfuhr später, daß sie gesagt hatte: „Das ist ein sehr interessanter Mensch und eigentlich schön, aber ich möchte nicht mit ihm allein sein!" Er war Mittelpunkt der Neugier. Alle Herren hatten sich ihm vorstellen lassen; niemand schien ihn zu kennen... Keine Brücke führte von dem vergessenen Advokaturschreiber zu dem Fremden, der heute gefeiert wurde. Die es noch nicht wußten, erfuhren aus der Rede des Bürgermeisters auf seinen Gast, daß er einer der Direktoren einer der größten Banken des Reichs war; die unwiderstehliche Gewalt des Geldes stand hinter ihm. Aber die kalten blauen Augen hatten das gleiche Lächeln, das jetzt das einer selbstbewußten Liebenswürdigkeit zu sein schien. Er machte den Damen den Hof, „oder vielmehr sie ihm", wie Muth ingrimmig bemerkte; in den witzigen, scheinbar ergebenen Worten, die er an sie richtete, blitzte eine aufreizende Überlegenheit. Durch ihre kleinstädtische Eleganz, die er mit einem Blick abtat, sah er ihre verhüllten Formen unverhüllt, und sie fühlten beides, verletzt oder geschmeichelt. Als man vom Essen aufstand, wendete er sich sehr freundlich an Richard Muth, der karg und trocken antwortete und nicht zu gewinnen war. In seiner Erwiderung auf die Rede des Bürgermeisters hatte Lütke nur Allgemeines gesagt, dem Bürgermeister gedankt, sein Wirken hervorgehoben, von den Aussichten und Möglichkeiten gesprochen, die sich dieser Stadt, seiner Vaterstadt, böten, die einzige Anspielung, die er auf die Vergangenheit machte. Als Muth seinerseits halb ironisch zu forschen suchte, sah der andere ihn rasch und scharf an und bat, daß er ihn in seinem Hotel aufsuchen möge. Unwillkürlich, unter seinem Blick, bestimmte Muth die Zeit, und mit einer Entschuldigung wendete sich Heinz Lütke zu Frau Muth, die geduldig neben ihrem Manne gestanden und gewartet hatte. Er sprach lange mit ihr, und ihre Stimme schien leise zu zittern. Sie trug ihr bestes Abendkleid, das die volle schöne Büste frei ließ, und sie hatte sich anders frisiert, so daß heute, was sie sonst nicht zu kümmern schien, kein graues Haar zu sehen war. Ihrem Manne war es nicht aufgefallen, aber die Frau des Schwagers hatte es sogleich gesehen und unterließ es nicht, eine Bemerkung darüber zu machen.

Man brach beim Bürgermeister früh auf, und die meisten gingen noch in den Ratskeller. Muth, der eigentlich nach Hause gewollt, sah sich mitgezogen. An dem Holztisch des Bürgermeisterstübchens bei dem berühmten Deidesheimer des Kellers sprach Lütke fast allein; die anderen lauschten gespannt, wenn sie auch hinter den weinfröhlichen Gesichtern eine gewisse innere Zurückhaltung und das Bewußtsein eigener Schlauheit und patrizischen Mehrwerts bewahrten. Das Abenteurerleben in drei Weltteilen, das er andeutete, imponierte und galt doch als minderwertig. Er war in Marokko, in den niederländischen Kolonien, in Amerika gewesen; hatte Stürme auf dem Meer erlebt und nächtliche Einbrecher im Hotel, war gefährlichen Tieren und noch gefährlicheren Menschen begegnet; er erzählte kurz und kühl, ohne zu prahlen; er ließ nur das Ungewöhnliche ahnen. „Wenn man drin ist," sagte er, „ist es wie ein Traum, und wenn es vorbei ist, wundert man sich, daß man noch am Leben ist." Und ganz plötzlich kam er auf seine Jugend zurück und auf das liebe Städtchen, und wie überrascht er gewesen sei, als er gestern mit seinem Automobil angekommen und durch die Straßen gerattert, die ihm so winzig und eng erschienen, und er „an allen Fenstern seine alten Flammen gesehen, bis er begriffen, daß es die Töchter waren, die inzwischen das Ebenbild der Anmut ihrer Mütter geworden".

Man lächelte oder lachte. Die Uhr stand auf eins. Muth zog die Beine, die eine gewisse Schwere hatten, unter dem Tisch hervor und mahnte ans Nachhausegehen. Irgendwo knurrte ein Ärger in ihm, der in seiner Stimme und in seinen Worten nicht zum Ausdruck kam, die höflich und heiter blieben.

Die kleine elektrische Straßenbahn, die bis zur halben Höhe des Schloßbergs führte, ging längst nicht mehr. Muth nahm eine Droschke, die langsam die gewundene Straße hinauffuhr, deren niedrige Dächer in der kühlen, klaren Nacht dunkle Schatten warfen. Charlotte lehnte schweigend in der Ecke des Wagens, während Muth durch die müde Weinstimmung hindurch zu denken suchte. Zu Hause angekommen, sagte seine Frau: „Es freut mich doch, daß etwas aus ihm geworden ist."

„Du hast ja einmal so viel von ihm gehalten", erwiderte ihr Mann.

„Ach, laß doch die Kindereien, Richard", sagte sie müde.

„Aber ja. Gewiß", murmelte er, und sie sprachen nicht weiter.

Zwei Tage später wußte Muth, daß Lütke und seine Bank eine städtische Anleihe vermitteln sollten. Nicht nur die langgewünschte Verlegung des Bahnhofs, auch große Umbauten auf dem Schloßberg, ein neues Villenviertel und wichtige Verkehrsanlagen sollten geplant sein. Muth war geneigt, an allem zu zweifeln und jedenfalls nur einen Teil zu glauben. Er wußte, daß Krenger verschiedene Entwürfe ausgearbeitet und vorgelegt hatte, die er im Grunde überflüssig und phantastisch fand. Aber er hielt sehr viel vom Bürgermeister Roos. Wenn solche Pläne ernst wurden, konnten sie für ihn Vorteil und Nachteil bedeuten, konnten sie ihn sein schönes altes Haus auf der Höhe der Stadt kosten, konnten sie den Wert der Grundstücke, die er und Cortier gekauft hatten, unendlich erhöhen.

Er besuchte Lütke. Er traf ihn in seinem Hotelzimmer in einem grauen Anzug, der ihn sehr gut kleidete. Daß er den Kranich, oder doch den, der einst der Kranich gewesen und mit den Mädchen in Neters Konditorei gesessen, nicht ohne eine widerwillige innere Achtung „Herr Direktor" ansprach, das hatte ihn schon im Rathaus gewundert. Lütke schien in Gedanken. Er war erstaunlich jung geblieben; das Haar, an Stirn und Schläfen ein wenig gelichtet, schien so blond wie einst. Er schrieb zwei Telegramme, klingelte und schickte sie fort, dann wendete er sich zu seinem steif dasitzenden Besucher und sprach von seiner Bank und was in anderen Städten mit ihrer Hilfe geschaffen worden, Dinge, die zu hören, Muth nicht gekommen war. Erst als er gehen wollte, fragte Lütke ihn plötzlich und nebenbei, ob, wenn die neue städtische Bank hier gegründet und von ihm finanziert werden sollte, Muth sich irgendwie beteiligen würde? Es konnte sich um die Übernahme von Aktien, möglicherweise um eine Aufsichtsratsstelle handeln.

Muth erwiderte, daß er es sich überlegen müsse.

„Selbstverständlich," sagte der andere, „soweit ist es ja auch noch nicht", und bat, der Frau Gemahlin seinen Handkuß zu bestellen.

Muth ging in tiefen Gedanken. Er war nicht der Kaufmann, der sich einen Vorteil entgehen ließ, und das Wort „Aufsichtsrat" wirkte wie ein schöner Stern. Es bedeutete eine vornehmere Stellung in der Geschäftswelt und ein müheloses Nebeneinkommen. Jakob Cortier war der einzige Mann in der Stadt, der irgendwo Aufsichtsrat war. Was mit dem Menschen, der so plötzlich wiedererschienen war, zusammenhing, war ihm zuwider, und doch konnte er nicht außerhalb der Dinge bleiben, die sich in der Stadt vorbereiteten, und kam immer wieder mit jenem zusammen, traf ihn bei Sitzungen im Rathaus, an Frühstückstischen und bewirtete ihn mit anderen in seinem eigenen Hause. Ausflüge in die Umgegend wurden unternommen, wo es Kaffeeparks an Teichen und grünen Wiesen gab; die Damen und die Jugend nahmen daran teil, wobei die Bevorzugtesten auf Lütkes Einladung in seinem Automobil mitfuhren. Die Damen waren entzückt von seiner Liebenswürdigkeit, und er hatte nun, wie Klara Weihlich, Muths Schwägerin, sagte, Gelegenheit, die „alten Flammen mit ihren Töchtern zu vergleichen".

Auf dem Rathaus lagen in großen Mappen die sauber gezeichneten Pläne des Stadtbaumeisters, die Grundrisse und Aufrisse und auch — wie er selbst zugab, noch halb Phantasie — in leichten Farben hingeworfene Bilder, die die künftigen Gebäude und Stadtteile zeigten. Muth selbst begann zu glauben, daß es Wirklichkeit werden könnte. Die alten Häuser auf dem Schloßberg sollten fallen und breite Terrassen aufgeführt werden, mit neuen Häusern und grünen Anlagen, bequemen Zufahrten und Verbindungswegen, die dennoch, wie Krenger betonte, an das alte Stadtbild erinnern sollten. Einige davon waren auch in der Röberschen Buchhandlung zu sehen. Die Leute standen davor und trugen ihre erregten Gedanken über solche Veränderungen bis in die kleinsten Werkstätten und Dachkammern.

Indessen blieb das hohe und steile Häuserwirrsal oben vorläufig, wie es gewesen; der alte Uhrturm sah in die engen, finsteren Gassen mit ihren kleinen Höfen und Brunnen, in denen blasse, schlecht gekleidete Kinder spielten. An Feiertagen saßen, neben einem gähnenden Hund oder einer stillen Katze, alte Frauen vor dunklen kleinen Türen. Der Schloßhof lag vornehm verborgen zwischen den Giebelhäusern, und immer noch konnte Richard Muth aus den Fenstern der Seitenfront in die der alten Tanzschule hinübersehen. Aber er zog die Vorhänge zu, und die säuerlich strenge Miene des Geschäftstags, die er nach Hause brachte, fiel rasch von ihm ab, wenn die Kinder mit ihm am Tische saßen. Sie kam nur wieder, wenn er sie erzog, oder wenn eine Sorge ihn verfolgte. Sohn und Tochter waren jetzt ganz von dem Gedanken beschäftigt, daß ihr Haus niedergerissen und eine neue Stadt erstehen sollte. Mit der Freude der Jugend an großen Veränderungen sprachen sie davon, den Mann bewundernd, der es zuwege gebracht. „Bürgermeister Roos hat diese Ideen zuerst gehabt; seit mehr als einem Jahr wird das meiste im Rathaus erörtert", unterbrach sie der Vater, mit dem zwiespältigen Gefühl, das diese Fragen in ihm wachriefen. Er sah sich im Sitzungssaal des Rathauses, wo ein gedämpftes Licht durch die hohen gotischen Fenster fiel, Fragen stellen und die Pläne bemängeln. Einen „Nörgler" hatte der Stadtbaumeister ihn genannt, und er hatte es sich erregt verbeten, der Bürgermeister beide freundlich beruhigt. Als ob es nicht um das Geld der Stadt ginge, dachte er, unser aller Geld ... ich muß mit Cortier über die Grundstücke reden. — Die Kinder, ohne auf seinen Einwurf zu achten, sprachen weiter über Lütke. Sie hatten ihn vom Fenster aus beobachtet, als er zuerst ins Haus gekommen war, die eleganten Bewegungen bemerkt, mit denen er Mantel und Handschuhe im Vorraum ablegte. Das Mädchen war ihm wiederholt begegnet, wenn sie in ihre, die neue Lieser'sche Tanzschule in der unteren Stadt ging.

„Ihr habt ihn schon früher gekannt?" fragte sie plötzlich. Es war eine der Fragen, mit denen Kinder Räume in den Seelen ihrer Eltern streifen, wo Menschen und Dinge eine ganz andere Rolle spielen als die, in der die Kinder sie kennen; vergangene Wirklichkeit, die gleichsam in den Boden versunken ist, auf dem sie wandeln, und dort ein unterirdisches, halb gespenstisches Leben führt.

Mit einem Achselzucken, einem hingeworfenen „Jawohl" tat der Vater die Frage ab.

„Und du, Mutter?"

Aber die Mutter hatte das Zimmer verlassen. Das Mädchen richtete sich die Zöpfe vor dem Spiegel. Sie ist wirklich Charlottens Ebenbild, dachte Muth, und der säuerliche Geschmack kam wieder in seine Empfindung. Der andere hatte im Ratskeller diese Worte gebraucht. Aber er und der Sohn sahen belustigt zu, wie die Tochter Tanzschritte durch das Zimmer machte. „Da drüben lag doch eure alte Tanzschule?" fragte sie, stehen bleibend, und hob einen Zopf in der Hand, gerade wie Charlotte es oft getan hatte. „Wo ist denn Mutter eigentlich?" fuhr sie fort. „Sie war doch gerade da."

Trude öffnete die Tür zu dem kleinen Nebenzimmer, in dem Muth an jenem Abend gesessen, und legte den Finger auf den Mund. An dem Fenster, im matten Licht der Straßenlaterne, stand die Mutter, ein Schatten, und sah nach den dunklen Fenstern auf der andern Seite hinüber, und als sie sich umwandte, fiel der Lichtschein durch die geöffnete Tür auf ihr rot werdendes Gesicht.

Sie kam wieder ins Wohnzimmer, beugte sich über die Tochter, die eine Arbeit vorgenommen hatte, setzte sich selbst und begann ein Gespräch über ein Kleid, das sie ändern lassen wollte. Sie fragte auch ihren Mann, der eisig antwortete. Er nahm die Zeitung vor, um seine Stimmung den Kindern zu verbergen. Eine Stunde vorher war er in einer der nahen dunklen Gassen an Hollsiefers Branntweinladen vorübergekommen. Der Laden war erleuchtet, und grölende Stimmen tönten aus dem Innern. Neben den matten, undurchsichtigen Scheiben stand eine Frau. Blaß, vergrämt, mit ungepflegtem schwarzen Haar und doch Spuren der einstigen Schönheit in den Zügen, lehnte Grete Hollsiefer an der Tür. Sie kannten einander, aber er grüßte sie schon lange nicht mehr. Mit einem Blick auf sie war er schweigend vorübergegangen. Jetzt wußte er plötzlich, daß das Weib da unten in der übeln Gasse vor dem Branntweinladen und seine Frau hier am Fenster der freundlich erleuchteten Wohnung, beide an denselben Mann gedacht hatten, von den gleichen Erinnerungen erfüllt waren. Und im Geist gab er allen Weibern einen bösen Namen.

Er begann seine Frau schärfer zu beobachten. Wenige Tage vorher waren Lütke und Roos und andere in einem der schönen Zimmer an der andern Seite des Hauses, wo man den weiten sonnigen Blick auf die Ebene hinaus hatte, seine Tischgäste gewesen. Charlotte, heiterer, gesprächiger, anmutiger als je, hatte, neben ihrer Tochter stehend, wie die älter Schwester ausgesehen, und ein seltsames Lächeln war in ihrem Antlitz gewesen, als Lütkes Blick gleichfalls unter Lächeln über beide glitt. Aber für all dies konnte er ihr keine Vorwürfe machen, und den tastenden Fragen, die er bisweilen stellte, wich sie spöttisch oder geärgert aus.

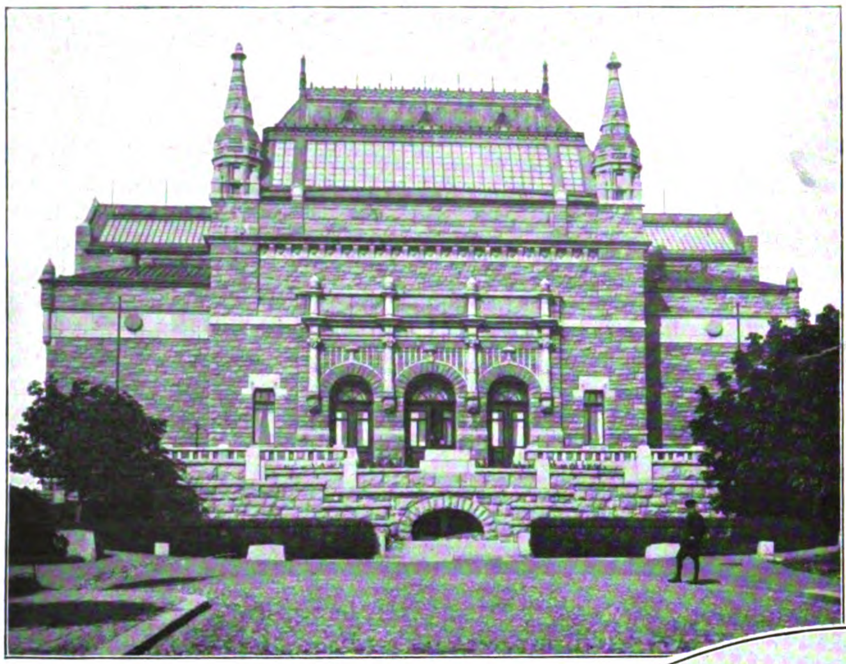
Er ging zu Jakob Cortier. Dieser wohnte in einem Hause mitten in einem großen parkähnlichen Garten am Rande der Stadt. Seine Zimmer waren reich und üppig eingerichtet, mit alten, guten Bildern, kostbaren Möbeln und wertvollen, aus aller Welt gesammelten Stücken, eingelegten Tischen und alten Schränken, Vasen, Figürchen, nickenden, aus Elfenbein geschnitzten chinesischen Männchen, leuchtenden Kirchenstoffen u. Spitzenfächern, buntem Porzellan, fremdartigen Musikgeräten und indischen Waffen; Dingen, für die Muth wenig Sinn hatte.

(Schluß folgt.)

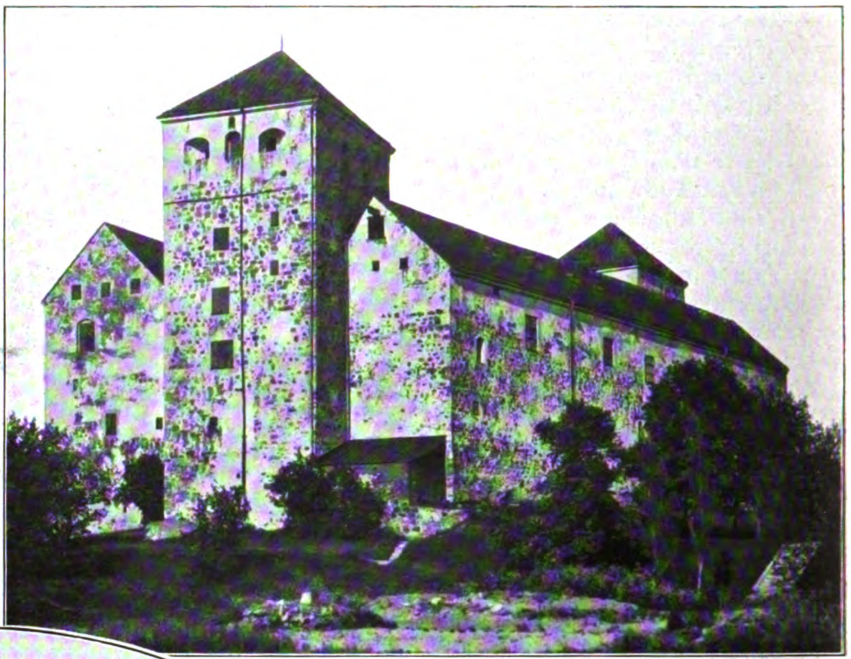


Maienflug. Aquarell von Kurt Voß.

Die Universität Turku, die erste rein finnische Hochschule



Das Museum der Künste in Turku.



Das alte Schloß, jetzt als historisches Museum eingerichtet.



Die neue finnische Universität Turku.



Der feierliche Zug zur Einweihung der finnischen Universität vor dem Dom in Turku.

Am 12. Mai wurde in Turku (Åbo) die dritte finnische Hochschule, die „Turun Yliopisto“, feierlich eingeweiht, die gleichzeitig die erste rein finnische Universität ist.

Finnland, zwischen dem Bottnischen und dem Finnischen Meerbusen gelegen und bis zum Eismeer sich erstreckend, ist eifrig bemüht, seine nationale Entwicklung nach eigenen Zielen zu lenken, nachdem es erst von der schwedischen und dann von der russischen Herrschaft befreit ist. Obwohl Finnland staatlich schon über 100 Jahre von Schweden unabhängig ist, nämlich seit dem Jahre 1809, als die Russen das Land einnahmen, hat das Schwedentum doch bis in die letzte Zeit hinein seinen alten kulturellen Einfluß zu wahren gewußt, besonders weil die gebildete Klasse seine Sprache pflegte. Während der russischen Herrschaft hatte Finnland unter dem Druck der Russifizierung sehr zu leiden und vermochte nur schwer zu seinem Recht zu kommen. Aber seitdem nun das finnische Volk vor zehn Jahren seine Angelegenheiten selbst in die Hand genommen hat, beginnt jetzt der hundertjährige Traum der Finnen, die neun Zehntel der ganzen Bevölkerung ausmachen, sich zu verwirklichen. Die Eröffnung der neuen finnischen Universität in Turku ist ein sichtbares Zeichen dieser Bestrebungen.

Die allererste Universität Finnlands wurde im Jahre 1640 in Turku, der damaligen finnischen Hauptstadt, gegründet. Von den elf seinerzeit dozierenden Professoren stammten nur zwei aus dem eigenen Lande, die anderen kamen aus Schweden. Die Hochschule zählte damals 249 Studierende, von denen auch ein Teil Schweden waren. Das neue Universitätsgebäude wurde 1817 fertig, also während der Zeit der russischen Herrschaft, aber bereits 1827 kam der Befehl, die Universität nach Helsinki (Helsingfors) überzuführen, da am 4. und 5. September fast die ganze Stadt durch Feuer eingeäschert wurde. Helsingfors war bereits 1819 die Hauptstadt des Landes geworden. Zu jener Zeit arbeitete hier der in Deutschland geborene Architekt C. L. Engel, der auch beauftragt wurde, den Bau des Universitätsgebäudes zu übernehmen. Dieses errichtete man im Zentrum der Stadt, am Markt, neben der Nikolaikirche und dem Staatsgebäude. Im Jahre 1832 fand dann die Einweihung statt. In diesem Gebäude befindet sich auch heute noch die staatliche Universität „Helsingin Yliopisto“, auf der etwa 4000 Studenten gegenwärtig ihre Studien treiben. 200 Jahre lang blieb die Unterrichtssprache Schwedisch, und erst in der Mitte des letzten Jahrhunderts ist ein Lehrstuhl für finnische Sprache gegründet worden. Daraufhin blühte die nationale Wissenschaft mächtig auf, die Geschichte des eigenen Landes, finnische und finnisch-ugrische Archäologie sowie die Erforschung der finnischen Volksdichtung und Sprache fanden eifrige Pflege.

Aufopferungsvolle Arbeit für die Idee des Finnentums brachte es schließlich so weit, daß im Jahre 1860 ein Fonds gegründet wurde, um eine finnische Universität in Jyväskylä, einer kleinen Stadt im Innern des Landes, ins Leben rufen zu können. Aber erst im Sommer 1912 war es möglich, die ersten Vorlesungen abzuhalten, die von 500 Hörern besucht wurden. Diese Vorlesungen sind fortgesetzt worden unter dem Namen „Sommer-Universität“. Im Jahre 1913 kam man auf den Gedanken, in Turku eine rein finnische Voll-Universität zu gründen, und nach der russischen Revolution, im Jahre 1917, wurde endlich diese Idee verwirklicht. Damals gründete man unter dem Namen „Turun Suomalainen Yliopistoseura“ einen Verein, der diese Universität zu organisieren hatte. Ihre Lehrtätigkeit nahm sie dann im Jahre 1922 auf. Als Gegengewicht gegen diese finnische Universität errichteten die Vorkämpfer des Schwedentums in Turku eine schwedische Universität; im Jahre 1918 wurden die Grundsätze der „Åbo Akademi“ bestätigt, und die Hochschule ward im Oktober 1919 feierlich eingeweiht.

Die finnische Bevölkerung hatte schon lange den Mangel an einer rein finnischen Universität gefühlt und deswegen mit gemeinsamen Kräften sich eine eigene Hochschule zu sichern gesucht. Nachdem das Land selbständig geworden war, wuchs im Volke die Begeisterung für diesen Plan so stark, daß 22000 Stifter, von denen die Hälfte Landwirte waren, eine Spende von 60 Millionen finnische Mark (1½ Millionen Dollar) aufbrachten. Diese Summe ist als sehr groß zu bezeichnen in Anbetracht dessen, daß die Bevölkerung im ganzen nur etwas über 3 Millionen Menschen zählt. Und in diesen Tagen wurde nun, wie schon erwähnt, die vom finnischen Volke gestiftete Universität feierlich eingeweiht. Sie hat zwei Fakultäten, eine humanistische und eine naturwissenschaftliche. Jetzt sind 14 Professuren und etwa 20 andere Lehrämter vorhanden, und die Anzahl der Studierenden beträgt etwa 250.

Zu den Einweihungsfeierlichkeiten der Universität waren alle Stifter, die Vertreter der ausländischen Universitäten, Diplomaten, die Vertreter der eigenen Hochschulen und die Staatsbehörden eingeladen. Die Hauptfeier wurde im alten Dom abgehalten, der auf eine lange Geschichte zurückblickt und Finnlands wechselvolles Schicksal miterlebte. — „Turun Yliopisto“ stellt eine bedeutende Bereicherung des gesamten finnischen Hochschulwesens dar, das eine technische Hochschule, eine Handelshochschule, eine Kriegshochschule und die schon erwähnte „Helsingin Yliopisto“ umfaßt.

Mietti Nykänen.



Trollblumen in den Bergen bei St. Moritz.



Dotterblumen am Inn bei Celerina.

FRÜHLING IM OBERENGADIN

(Phot. Albert Steiner, St. Moritz.)

Maien-, Pfingst- und Johannisbräuche

Die Walpurgisnacht ist vorüber. Die Hexen zogen wieder einmal zum Blocksberg. Mit Peitschenknallen und Schießen, mit Glockenläuten und Hörnerblasen, durch schwelenden Feuerbrand wurden sie von Feld, Stall und Wohnhaus verscheucht. Nun ist dem König Mai die Bahn frei gemacht; nun kann er seine Herrschaft antreten.

„Der Mai ist gekommen." Noch ist er aber im Walde versteckt. Auf, laßt uns ihn suchen! Noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde an der sächsisch-preußischen Grenze folgender Brauch geübt: Ein Bursche und ein Mädchen versteckten sich außerhalb des Dorfes im Gebüsch oder im hohen Grase. Das ganze Dorf zog unter Musik aus, um das „Maipaar" zu suchen. Wenn es gefunden war, wurde es von der Gemeinde umringt. Die Musikanten spielten eins auf, und unter allgemeinem Jubel wurde das Paar nach dem Dorfe geführt, wo am Abend gezecht und getanzt wurde. In vielen Gegenden Deutschlands suchten die Burschen am 1. Mai oder zu Pfingsten — denn die Kirche hat viele dieser Bräuche klugerweise auf dieses Fest verlegt — das schönste Mädchen aus und führten es, bekränzt als Maien- oder Pfingstkönigin, in feierlichem Zuge aus dem nahen Walde ins Dorf. Sie ist die Verkörperung des Natursegens, der im Dorf einziehen soll, denn „alles neu macht der Mai". Was am 1. Mai besonders genossen wird, bringt Segen für das ganze Jahr. Darum wird an diesem Tage in der bayerischen Oberpfalz ein fetter Eierkuchen verzehrt, von dem jeder Hausgenosse etwas erhält.



Johannisfest. Holzschnitt von Ludwig Richter.

Die Pfingstkönigin wird an manchen Orten auf eigenartige Weise erwählt, nämlich durch das „Mailehen". Die ledigen Mädchen werden von der Burschenschaft zur Versteigerung ausgerufen. Wer das höchste Angebot bekommt, wird Maikönigin. Die versteigerten Mädchen treten zu den Burschen, denen sie zugesagt werden, für kürzere oder längere Zeit in ein näheres Verhältnis. Sie gehen bei allen Festlichkeiten miteinander. In anderen Gegenden trat an die Stelle der Maikönigin eine männliche Person, der Mai- oder Pfingstkönig, der Comes aestivus des 16. Jahrhunderts, unter dem man ebenso wie unter jener einen Wachstumsgeist zu verstehen hat. Es handelte sich fast immer um einen in dichtes Laub gehüllten Burschen, der oft auch noch einen Kranz von Frühlingsblumen auf dem Kopfe trug und auch noch unter anderen Namen — Maimännchen, Pfingstl, Pfingstlümmel, Pfingstbutz, Graskönig — im Dorf herumgeführt wurde. In der Isargegend sagt der Pfingstl: „Pfingstl ha, Pfingstl ha! Der Pfingstl is da. Nehmt's a Krüagl voll Wasser und schütt's eahm brav a! . . ." und wird von der Frau oder den Mädchen des Hauses mit Wasser begossen oder gar ins Wasser getaucht. Man hat es bei diesen Bräuchen sicher mit einem Regenzauber zu tun; denn „Mai kühl und naß, füllt dem Bauer Scheuer und Faß". Später wurde aus diesem Maikönig eine Karikatur; eine Strohpuppe, mit grünem Laub geschmückt, wurde unter allerlei Kurzweil umhergetragen. In den Städten haben sich die ländlichen Bräuche vielfach in die Zunft- und andere bürgerliche Feste gerettet, und wir werden kaum irregehen, wenn wir in dem Schützenkönig der Schützenfeste — die vielfach in der Pfingstzeit abgehalten werden — der oft unter allerlei Zeremonien in feierlichem Zuge abgeholt wird, den „Pfingstkönig" vermuten. — Eine ganz andere Figur spielt der sogenannte „Pfingstlümmel" in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. im Erzgebirge. Am Pfingstmorgen entspann sich hier ein allgemeiner Wettstreit unter den Hirten, die Weide möglichst früh zu erreichen; nach der Reihenfolge ihres Austreibens erhielten die Hirten eine besondere Bezeichnung. Bei dem ersten vor allem galt diese als Ehrenname, und sein Leittier wurde, festlich bekränzt, als „Pfingstochse" durch die Straßen geführt. Den letzten Hirten nannte man den „Pfingstlümmel". Mit ihm und seinem Tier zog man unter allerlei Spott und Neckereien durch das Dorf. Dabei wurden Gaben eingesammelt. In Steiermark legte man den Langschläferinnen unter den Mädchen, den „Pfingstlucken", während sie noch schliefen, Kränze aus Brennesseln ins Bett, ja, man trug sie wohl gar im Bett an den nahen Bach und bespritzte sie dort; man tanzte dabei den Pfingstluckentanz, bei dem man sang: „Pfingstlucken steh auf — Reck die Guggn auf d'Höh auf, — Reckst die Guggn nit in d'Höh — Wachsen dir im Bett die Flöh".

Schönheit und Fruchtbarkeit, die der Mai bringt, suchte man auch auf den Menschen zu übertragen. Die Mädchen wuschen sich das Gesicht im Maientau. In Form von Blumen, Kränzen, Zweigen und Bäumchen trug man den Segen in Dorf und Stadt, und die Burschen setzten ihren Mädchen buntgeschmückte Maien — oft ein schönes Tännlein — vors Fenster. Bescholtenen Mädchen aber wurde eine „Schandmaie", ein dürres Reisigbündel oder ein Strohmann, aufs Dach oder vors Haus gestellt. Für das ganze Dorf aber wird, heute noch besonders in Thüringen, ein großer Pfingstbaum aufgestellt, der unter ähnlichen Zeremonien eingeholt wird wie der Maikönig, und unter dem sich alle Frühlingslust des Dorfes während der Pfingsttage in Spiel und Trunk und Tanz abspielt. Meist ist es eine große Birke oder Tanne, an der man nur den obersten Teil des Wipfels stehen läßt. Im österreichischen und bayerischen Alpengebiet ist der geschälte Stamm oft reich geschmückt mit Kranzgewinden, bunten Bändern und einer langen Reihe von Bildern und Gegenständen: Pflug, Wagen, Rechen, Heugabeln, Dreschflegel und Sense, Handwerksgeräten, Haus und Kirche, Mann und Frau, Bildern Christi und den für ihn gebrauchten Marterwerkzeugen.

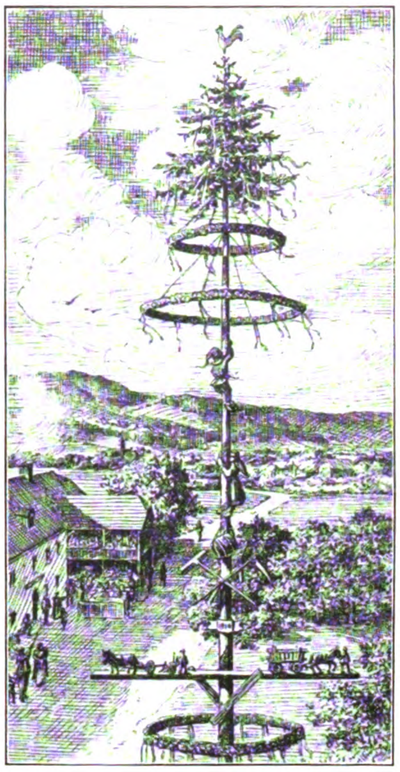


Pfingstlucken, ein Pfingstbrauch im steirischen Oberland. Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung" von F. Schlegel.

In Sachsen hat sich der Pfingstbaum als Kletterstange auf die Schützenfeste gerettet, an der barfüßige Buben ihre Turnkünste erproben und einen oben hangenden Preis erringen können. Überall war in den Pfingsttagen eitel Lust und Freude; die „Pfingstbiere", oft sehr ausartende, mehrere Tage dauernde Zechereien, die „Ringreiten", „Gänsereiten" und ähnliche Festlichkeiten, bei denen die jungen Burschen ihre Gewandtheit zeigen konnten, sind nicht nur in den süddeutschen Ländern, sondern sogar in der Leipziger Pflege heute noch üblich. — Kirchlich gewendete Pfingst- und Maienbräuche sind selten; man könnte an die Flurumgänge mancher Gegenden zu Himmelfahrt denken. Der eigenartigste kirchliche Brauch ist die „Echternacher Springprozession", die am Pfingst-

dienstag stattfindet, und an der oft gegen 10000 Wallfahrer teilnahmen.

Pfingsten ist vorüber. In wenigen Wochen hat die Sonne ihren Höhepunkt erreicht. Die Saaten reifen; aber es drohen auch allerlei Gefahren, Gewitter und Hagel. Nach altem Glauben des Volkes aber verpesteten böse Geister, Drachen und Hexen, die Luft und erzeugten Seuchen und brachten Unwetter. Sie gilt es zu bannen; dazu ist der Johannistag der geeignete Tag. An ihm ist die Mittagsstunde besonders geheimnisvoll. Wer an diesem Tag um Mittag geboren ist, kann alles sehen. Und wer kennt sie nicht, die Wunder und die Zauberkräfte der Johannisnacht, das geheimnisvolle Walten von allerlei Wesen zum Segen oder Unheil des Erdensohnes? Wundertätige Pflanzen, die zu Johanni gepflückt und geweiht werden, Johanniskraut und Bärlapp, Rittersporn und Lattich, Beifuß und andere Kräuter, auch Kornähren, werden zu Kränzen und Kronen gewunden und von den Kindern umhergetragen; solche Kränze hängt man noch heute in manchen Dörfern Sachsens an den Giebel des Bauernhauses. Sie schützen vor Krankheit und andrem Übel, behüten das Haus vor Wetterschaden und Feuersgefahr. In Leipzig bekränzte man bis weit in unsere Zeit hinein das im alten Johannishospital aufgestellte Johannismännchen mit



Nebenstehend: Maibaum im Salzburger Vorland.



Pfingstbräuche: Oben: Pfingstochse und Pfingstbraut (rechts). Unten: Ringstechen. Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung“ von G. Knapp.



Vor Pfingsten: Bittgang und Feldersegnen in Steiermark kurz vor dem Himmelfahrtstag. Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung“ von F. Schlegel.

Links unten: Sonnwendfeier. Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung“ von A. Reich.

einem solchen Kranz und ging dann hinaus zum Gesundbrunnen oder Marienborn, um sein „heilkräftiges“ Wasser zu trinken. Heute ist in Leipzig der Johannistag das Blumenfest der Toten. — Besonders schützende und reinigende Kraft haben die Johannisfeuer, die hier und da mittags entzündet werden, meist aber am Vorabend zum Himmel lodern. Kinder, Burschen mit ihren Schätzen springen durch das Feuer; selbst die Alten machen wieder mit. Wird doch dann der Flachs gut geraten, wenn man den Sprung wagt; wird man doch von Kreuzschmerzen befreit und unverwundbar. Kränkliche Kinder werden hier und da über das Feuer gehalten, die Haustiere hindurchgetrieben. Im Johannisfeuer angekohlte Scheite bringen Fruchtbarkeit, wenn sie in den Acker gestellt werden; unter das Dach gesteckt oder neben dem Haus vergraben, schützen sie vor Feuersgefahr. In den sudetendeutschen Ländern sind die Johannisfeuer zum völkischen Brauch geworden. Schutz dem Deutschtum! Das ist auch eine gar sinnige Gepflogenheit

Freude über das Gedeihen und die Fortpflanzung im Frühling, Furcht vor bösen Geistern, die diese Entwicklung stören, und die es daher abzuwehren gilt, das ist auch wieder der Sinn der alten Pfingst- und Johannisbräuche.

Dr. Paul Zinck.





Nebenstehend: Der Pfingstl in Oberbayern. Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung“ von G. Knapp.

Wissen und Leben

„Die verschwundene Insel." Vor kurzem machte die Notiz „Eine Insel verschwunden" in den Tageszeitungen die Runde. Es handelte sich um die Thompson-Insel der Bouvet-Gruppe im südlichen Atlantischen Ozean, an der Grenze der Antarktis, deren Existenz bereits von der „Valdivia" stark bezweifelt, trotzdem aber in den englischen Seekarten hartnäckig an ihrer fraglichen Stelle belassen wurde. Die Bouvet-Insel hat seit ihrer Entdeckung viel von sich reden gemacht, sie verdient wohl geographisches, keineswegs aber wirtschaftliches Interesse. Im Zeitalter der großen Entdeckungen suchten die damaligen Geographen mit kühnen, phantastischen Behauptungen, die Abenteuerlust der Seefahrer aufzustacheln. So war der „Terra australis incognita", dem großen unbekannten Land im fernen Süden, schon seit dem grauen Altertum eine besondere Rolle zugeteilt worden. Das Streben nach dem Ruhm der Entdeckung eines Landes südlich Afrikas mit guten Häfen und reichen Schätzen ließ nun in dem Franzosen Lozier Bouvet den Plan reifen, eine Expedition mit Staatshilfe auszurüsten, um das gesegnete Land der Erben „Gonnevilles" zu suchen und für seine Regierung in Besitz zu nehmen. So entdeckte er an Bord des „l'Aigle" bei seinem Vordringen in die Antarktis am 1. Januar 1739 eine Insel, die er für das Vorgebirge der „Terra australis incognita" hielt und nach dem Kalendertag der Entdeckung „Cap de la Circoncision" taufte. 35 Jahre später beabsichtigte der englische Kapitän Cook auf seiner zweiten Weltreise 1772—1775, das rätselhafte Land Bouvets zu untersuchen, fand es trotz eifrigen Kreuzens aber nicht, weil er zu weit östlich mit der Suche begonnen hatte. Aber im Oktober 1808 stellte J. Lindsay, Kapitän des „Snow-Swan", fest, daß es sich nicht, wie Bouvet glaubte, um das Vorgebirge eines großen Kontinents handle, sondern nur um eine kleine unwirtliche Insel; sie wurde nach ihm „Lindsay-Insel" genannt. Am 10. Dezember 1825 besuchte der Walfänger Norris die Lindsay-Insel. Er nannte sie „Liverpool-Insel" und nahm sie für König Georg IV. von England in Besitz. Außer dieser Liverpool-Insel will Norris noch eine weitere Insel mit vorgelagerten Felsen (Chimneys), gesichtet haben, die er Thompson-Insel taufte. Die Thompson-Insel ist bisher nicht wieder gesichtet worden. Sie ist auch nicht „verschwunden", sie existiert, wie jetzt feststeht, einfach nicht. Norris hat sich durch Eisberge oder Wolkenbildungen, wie sie in der Antarktis häufig zu treffen sind, täuschen lassen. Seither galt die Bouvet-Gruppe als verschollen, und man nahm an, daß sie einer vulkanischen Eruption zum Opfer gefallen sei, denn im März 1843 versuchte der Seefahrer und Entdecker James Clark Roß auf der Rückfahrt von seiner magnetischen Expedition die Bouvet-Gruppe wiederzufinden, setzte aber seinen Kurs zu nördlich und fuhr daher an ihr vorbei. Ebenso suchte zwei Jahre später der Amerikaner Moore vergeblich nach der Bouvet-Insel. Wieder waren 43 Jahre nach der letzten Sichtung vergangen, als sich die erste Deutsche Tiefsee-Expedition an Bord der „Valdivia" auf ihrem Vorstoß in die Antarktis entschloß, die Wiederauffindung der Insel in ihr Programm aufzunehmen. Da offensichtlich die Lage der Inselgruppe in den Seekarten von den früheren Nautikern nicht richtig angegeben war, so suchte „Valdivia" systematisch die Breitengrade der verschieden angegebenen Positionen der Insel ab, in der richtigen Voraussetzung, daß die Breitenbestimmung wohl den größten Anspruch auf Richtigkeit haben würde. Und so fand „Valdivia" nach längerem Suchen am 25. November 1898 die Insel wieder, der zu Ehren ihres ersten Entdeckers der Name Bouvet-Insel belassen wurde. Es war ein steiles, wildes Felseneiland, das da vor uns lag. Schroff erhoben sich die starren, schneebedeckten Felswände, an denen die schäumenden Wogen des Ozeans hoch emporbrandeten, während sich die hohen Gebirgszüge in den Wolken verloren. So war der erste Anblick, den wir von dem ersehnten Land erhielten. Leider gestattete die stürmische Witterung keine Landung, zumal bei dem Umfahren der Insel in etwa 4 Seemeilen Abstand weder eine schützende Bucht noch ein Ankerplatz entdeckt wurde. Gegen Morgen hatte der Sturm etwas nachgelassen, die Wolken, die bis dahin die höheren Teile der Insel unseren Blicken verhüllt hatten, lüfteten sich und ließen für wenige kostbare Minuten sämtliche Umrisse des Eilands klar erkennen. Es gelang dem Verfasser, in aller Eile eine photographische Aufnahme der Insel zu machen. Sie ist bis heute die einzig existierende, welche Kunde von der Insel in ihrer ganzen Gestalt gibt. Die Insel besteht sozusagen aus einem einzigen, 935 m hohen Berg, der im Profil den unverkennbaren Charakter eines Vulkans trägt. Das Land ist bis zu den jäh abfallenden, 124 m hohen Felswänden, an denen zahlreiche Eisberge gestrandet sind, vollständig mit Schnee bedeckt. Mächtige Gletscher, unter denen der Posadowski-Gletscher der wichtigste ist, senken sich ins Meer hinab und vervollkommnen das Bild dieser wilden antarktischen Landschaft. Obgleich wir uns der Insel bis auf 2 Seemeilen (3,6 km) näherten, konnten wir keine Vegetation entdecken, entgegen Lindsay, der Bäume und Sträucher gesehen haben wollte. Kein lebendes Wesen war in dieser einsamen, trostlosen Wüste zu sehen, mit Ausnahme einiger Seevögel, die hier ihre Brutstätten zu haben schienen. Die Insel liegt auf 54° 26,4' südlicher Breite und 30° 24,2' östlicher Länge. Die größte Ausdehnung beträgt 5,1 Seemeilen (9,3 km), ihr Flächeninhalt ungefähr 80 qkm. „Valdivia" suchte nun nach der Thompson-Insel, sie wurde aber trotz eifrigen Suchens bei klarem, sonnigem Wetter weder gefunden, noch wurden durch das Lot in der für sie vermuteten Gegend Bodenerhebungen festgestellt. Am 22. Januar 1916 lief das amerikanische Forschungsschiff „Carnegie" die Bouvet-Insel an. Die Amerikaner bestätigten die Angaben der „Valdivia" über Lage, Größe und Ausdehnung der Insel. Aber sie bezeichneten die Insel irrtümlicherweise wieder mit Lindsay-Insel und vermuteten neben ihr eine Bouvet-Insel alias Thompson-Insel. Den letzten Zweifel über das Bestehen oder vielmehr Nichtbestehen der Thompson-Insel hat nun endlich vor kurzem das erfolgreiche deutsche Vermessungsschiff „Meteor" beseitigt, das vor $1\frac{1}{2}$ Jahren zu einer groß angelegten deutschen atlantischen Expedition, ausgerüstet mit modernsten Apparaten zur Meeresforschung, ausgelaufen ist. Kapitän W. Sachse.



Ansicht der Bouvet-Insel in der Antarktis. Nach der einzigen bestehenden photographischen Gesamtaufnahme von Kapitän W. Sachse, ehemals Navigationsoffizier der ersten Deutschen Tiefsee-Expedition an Bord der „Valdivia". (Hierzu der nebenstehende Beitrag „Die verschwundene Insel".)

Diagnoskopie. Das von dem ukrainischen Arzt Dr. Bißky entdeckte Verfahren der sogenannten „Diagnoskopie" versucht, organische und seelische Eigenschaften sowie kriminelle Veranlagungen bei der Versuchsperson festzustellen. Durch Einwirkung eines besonderen Wechselstroms auf bestimmte Punkte der Schädeloberfläche werden an entsprechenden Reizstellen Reaktionen hervorgerufen. Diese äußern sich in den Empfindungen Vibration, Druck oder stechender Schmerz und stellen zugleich die drei Abstufungen der Reaktionsstärke dar. Der Erfinder will nun festgestellt haben, daß eine stärkere Reaktion bei Einwirkung gleicher Stromstärke an dieser oder jener Reizstelle auf eine stärker entwickelte Fähigkeit oder Eigenschaft, einen größeren organischen Defekt oder eine ausgesprochene Anlage zu schließen erlaubt. Untersuchte Bißky Personen mit gesteigerter Sensibilität, d. h. unterwarf er sie elektrischer Einwirkung, so gelang es, durch Berührung irgendeiner Reizstelle der Schädeloberfläche eine Reflexbewegung hervorzurufen. Schließlich führten derartige Untersuchungen zu einer exakten Lokalisation verschiedener Reizstellen.

Die Diagnoskopie, das von dem ukrainischen Arzt Dr. Bißky erfundene Verfahren zur Feststellung der Veranlagungen beim Menschen.
(Vgl. hierzu nebenstehenden Beitrag.)



Nebenstehend:
Schädel mit bestimmt lokalisierten Reizstellen.
Bißky unterscheidet 73 Reizstellen, die je eine bestimmte Eigenschaft kennzeichnen. So sind unter anderm 1—7 Reizstellen für Gedächtnis und allgemeine Intelligenz; 53—57 für Philosophie, 48—52 für Idealismus, Traurigkeit, Heiterkeit, Pessimismus, Optimismus; die linke und rechte Reizstelle 1 bestimmt das Sprechvermögen.



Untenstehend: Dr. Bißky bei einer Untersuchung mit seinem Diagnoskop.
Prüfling und Untersucher sind in den Stromkreis eingeschaltet. Der Untersucher trägt einen Hörer, in dem je nach Ausbildung der Fähigkeiten, leise, mittel- und sehr starke Töne laut werden. Die Ton- bzw. Reaktionsstärke einer bestimmten Reizstelle wird in einer Tabelle vermerkt, die fünf Stärken unterscheidet. Die Berührung der Reizstellen erfolgt mit einem kleinen Metallstab, der ebenfalls mit dem Apparat verbunden ist.

So fand Bißky z. B. zwei Reizstellen für die sprachliche Befähigung, und zwar auf der rechten und linken Schädelseite. Es zeigte sich, daß bei Personen ohne Rednerbegabung nur die Reizstelle rechts, bei solchen mit einer derartigen Begabung dagegen die Reizstelle links reagierte, und zwar um so lebhafter, je stärker diese Begabung war. Der mittels der Elektrode des Apparats erzeugte Reiz läßt die Versuchsperson ständig lebhafter und rascher reden, und oft bei einem Reiz auf der rechten Seite wird die langsame, normale Sprechweise wiedererzielt. Reizt man wiederum z. B. bei Punkt 30 (siehe Abbildung), so fängt die Versuchsperson zu singen an, auch wenn keine besondere Begabung vorliegt. Die ganze Zuordnung von bestimmten Reizpunkten hat der Entdecker durchaus erfahrungsgemäß vorgenommen. Wird eine durch ihre Werke bekannte Persönlichkeit mittels des Apparats als bedeutender Maler, Musiker, Organisator u. dgl. m. sofort erkannt, so sind Zweifel an der Richtigkeit der Feststellung in der Regel ausgeschlossen. Schwieriger gestaltet sich die Diagnose, sobald der Apparat bei einem Menschen Fähigkeiten entwickelt, die ihm selbst oder anderen unbekannt sind. Immerhin ist es allem Anscheine nach wohl möglich, über besondere Charaktereigenschaften und geistige Fähigkeiten eines Menschen Aufschluß zu gewinnen. Wer seine Begabungen überschätzte, kann sich durch eine sachkundige Untersuchung ebenso belehren lassen wie jemand, der seine Kräfte unterschätzte. Da die Methode angeborene und erworbene Eigenschaften unterscheidet, möchte sie in der Lage sein, Eltern und Lehrern wichtige Anhaltspunkte für die Behandlung von Kindern zu geben. Nach Bißky sollen sich die angeborenen Fähigkeiten und die weniger guten Eigenschaften auf der rechten Gehirnhälfte, die erworbenen Fähigkeiten und sonderlich guten Anlagen auf der linken Gehirnhälfte lokalisieren. Infolge dieser getrennten Verteilung angeborener und erworbener Eigenschaften wird sich feststellen lassen, ob eine Vererbung vorliegt oder nicht. Der Kriminalistik wäre es dann möglich, zu unterscheiden, ob ein Verbrechen durch angeborene Abnormitäten oder erworbene Bedingungen zustande kam, und die Beurteilung eines Verbrechers würde davon abhängig sein. Manche Mediziner behaupten gegenwärtig, daß der Bißky-Apparat zum mindesten den Ort einer Krankheit festzustellen vermag, und daß seine Bedeutung für den frühzeitigen Nachweis eines Krankheitsherdes nicht zu unterschätzen sei. Dann soll der Apparat eine Kontrolle darüber ermöglichen, ob ein bestimmtes Organ endgültig geheilt ist. Wenn z. B. bei einer Gelenkverletzung die Behandlung erfolgreich war, wird an der entsprechenden Reizstelle nur eine Vibration zu spüren sein. Eine stärkere Reaktion dagegen würde darauf hindeuten, daß die Krankheitserscheinungen noch nicht behoben sind. Ob es mit Hilfe dieser Methode nun wirklich gelingt, den Umfang und die Grenzen einer Gesamtpersönlichkeit völlig zu enträtseln, mögen erst weitere Nachprüfungen ergeben. Eine Forderung, die zusammen mit Prof. A. A. Friedländer viele Forscher erheben, die nicht gesonnen sind, achtlos an dieser vielversprechenden Entdeckung vorbeizusehen. H. W. B.

Nützliche Waldbrände. Das großzügigste Mittel zur Erhaltung eines gut gemischten Baumbestandes besitzt die sich selbst überlassene Natur im Waldbrand. Unter den Nadelhölzern der Urwälder gibt es bestimmte Arten, die durch Unterdrückung der übrigen Baumarten nach der Alleinherrschaft streben. Dieser gewaltsamen Ausbreitung wirken die Waldbrände entgegen. Wie in unseren Forsten das massenhafte und ausschließliche Anpflanzen von Kiefern und Fichten nicht nur die Ausbreitung der Nonne und Forleule, sondern auch die Waldbrände begünstigt, so erzeugen sich derartige Waldteile auch im Urwald selbst die Brandgefahr. Da aber der Urwaldboden stets sehr feucht ist, so dringt die meist durch Blitzschlag angefachte Feuersglut nicht in den Wurzelbereich und läßt die im Boden ruhenden Samen von allerlei Gewächsen unversehrt. Sobald nun die frühere Beschattung und Lichtentziehung durch das Abbrennen der Bäume behoben ist, beginnen alle diese Samen um die Wette zu keimen und zu wachsen. Binnen zehn Jahren spätestens bedeckt ein tadelloser Mischwald die kahle Fläche. Fand doch Forstmeister Dr. Schenck neuerdings, daß die großartigen Douglastannenwälder in den Küstenstaaten am Stillen Ozean sämtlich auf der Brandasche ihrer Vorfahren wachsen. Aber sie erfreuen sich nun nicht mehr wie diese einer alleinigen Herrschaft, sondern haben sie mit verschiedenen Fichten-, Tannen-, Kiefern-, Lebensbaum- und Laubbaumarten zu teilen. Diese eingestreuten Arten halten bei neuen Bränden das Feuer auf und beschränken es meistens ganz von selbst auf kleinere Herde. Wie schon das üppige Wachstum des neuen Waldes verrät, gewinnt der Boden durch die reichliche Düngung mit Asche eine ungemeine Auffrischung. Diese ist, wie neuere Versuche gezeigt haben, durch kein Mittel besser zu erreichen als durch das vom Boden erzeugte und ihm nun aufgelöst zurückgegebene Holzmaterial. Da man nun auf solchem Urwaldbrandboden zunächst die rasch wachsenden Gräser und Kräuter das Übergewicht erlangen sah, hat der Mensch sich diesen Umstand für seine Kulturgewächse schon früh zunutze gemacht. Im nördlichen europäischen Rußland, in Schweden und in Finnland läßt man noch heute in vielen Gegenden ein bestimmtes Stück Wald immer 20 bis 35 Jahre wachsen, dann brennt man es nieder, um nun 10 bis 12 Jahre lang auf dieser Fläche Landwirtschaft zu treiben. Man baut in den ersten zwei Jahren Roggen, im dritten Hafer, im vierten Gerste, im fünften Rüben und die folgenden Jahre Buchweizen. Schließlich verwandelt sich der Acker in Wiesen-, Weide- und Buschland. Vielfach treiben die noch im Boden steckenden Wurzeln wieder aus, im übrigen sorgen die benachbarten Wechselbrand-Waldteile für Rückeroberung des ihnen geraubten Bodens. Sie besamen die Fläche hauptsächlich im Winter, wo die Früchte der Erle, Birke, Kiefer und Zitterpappel leicht vom Wind über die gefrorene glatte Schneedecke getrieben werden. Bei uns wird diese interessante Brandwirtschaft meines Wissens nur noch im Bayrischen Wald ausnahmsweise einmal betrieben. Hermann Radestock.

Empfinden Tiere Schmerz? So merkwürdig es klingen mag; wir sind keineswegs imstande, die Frage: Empfinden Tiere Schmerz? mit einem sicheren Ja zu beantworten. Der Mensch ist es gewohnt, in der Beurteilung der Außenwelt alles auf sein eigenes Denken und Fühlen zu beziehen, und da er den Schmerz als Erbgut seit urdenklichen Zeiten besessen hat, schreibt er ihn ohne weiteres jeglicher Kreatur zu. Unsere Tierschutzbestrebungen und die Gesetze gegen die Tierquälerei geben zwar ein gutes Zeugnis von unserem menschlichen Mitgefühl mit den Leiden der Tiere, sie sind jedoch, vom Standpunkt der nüchternen Wissenschaft aus betrachtet, nicht mit Sicherheit begründet. Wir sind uns keineswegs endgültig im klaren darüber, ob die Empfindungen der Tiere und die des Menschen identisch oder auch nur ähnlich sind. Was ist nun überhaupt Schmerz? Ist er nur ein Übel, das die schuldbeladene Menschheit zur Sühne durch ihr ganzes Erdendasein schleppen muß, oder ist er eine Einrichtung der Natur, die zum Heile ihrer Kinder ausgedacht wurde? Eine einfache Überlegung führt uns unbedingt zu dem Schluß, daß das letztere richtig ist. Bei allen Verletzungen und Schädigungen des Körpers, sowohl von außen, z. B. durch Wunden, als auch von innen, durch Störungen in den Organen, Eindringen von Bakterien in unseren Organismus, empfinden wir Schmerz. Er ist das Zeichen, daß etwas im normalen Ablauf der Lebensfunktionen gestört ist, und mahnt mit eindringlicher Stimme zur Abwehr und Hilfe. Die biologische Bedeutung des Schmerzes erkennt man ja auch an einer Krankheit, welche die Eigentümlichkeit hat, ohne Schmerz einherzugehen, der Syphilis. Nicht selten wird eine Infektion gar nicht bemerkt, und die Krankheit breitet sich viele Jahre hindurch ohne sichtbare Erscheinungen im Organismus aus, um vielleicht nach Jahrzehnten mit einmal schwere Störungen hervorzurufen. Es ist aber selbstverständlich, daß die Einrichtung der Natur, Schmerz zu empfinden, einsichtiges Handeln voraussetzt und nur bei Tieren, die ein gewisses Maß von Intelligenz besitzen, Sinn und Bedeutung hat. Nun gibt es aber ganze Tierstämme, von denen man schwer

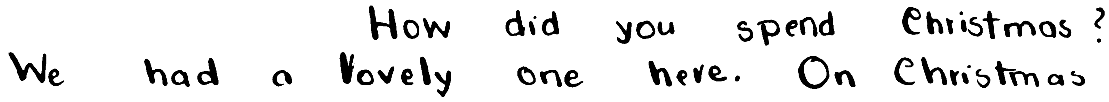
annehmen kann, daß sie ihre Lebenstätigkeit nach Erfahrungstatsachen und Intelligenz bestimmen, so alle niederen Tiere, wie die einzelligen Urtierchen, die Hohltiere, Würmer, Mollusken, Stachelhäuter und Gliederfüßler. Vor allem hat man keinen Beweis dafür, daß bei wirbellosen Tieren eine Schmerzempfindung vorhanden ist. Hingegen gibt es Gründe genug, die ihr Vorhandensein ausschließen. Schneidet man einer laufenden Fliege durch einen raschen Schnitt ein Bein ab, so läuft sie ruhig weiter. Ein Spinnenmännchen, das bei der Kopulation von dem kannibalischen Weibchen angefressen wird, setzt die Begattung weiter fort, ein Strudelwurm, den man der Quere nach mit der Schere entzweigeschnitten hat, läßt den hinteren Teil zurück und kriecht weiter, ohne auch nur einen Augenblick seine Bewegung einzustellen. Es ist also, wie ein bekannter Zoologe, Professor Ziegler, behauptet, sehr wahrscheinlich, daß es bei wirbellosen Tieren keine Schmerzempfindung gibt, und daß bei ihnen nur von Reflexen und Instinkten, also Vorgängen, die nicht mit dem Bewußtsein verknüpft sind, die Rede sein kann. Anders ist die Sachlage bei den Wirbeltieren. Wir können annehmen, daß diese Tiere ein gewisses Maß von Intelligenz besitzen und infolgedessen auch Schmerzeindrücke in ihrem Bewußtsein zu Erfahrungen verwerten können. Allerdings ist auch bei niederen Wirbeltieren (Fischen und Amphibien) die Schmerzempfindlichkeit noch sehr fraglich und bei Reptilien nach der Ansicht von Professor Ziegler auch noch zweifelhaft. Die Vögel jedoch, die ja schon ziemlich hohe geistige Fähigkeiten besitzen, empfinden wahrscheinlich Schmerz und wissen sich auch erduldeter Mißhandlungen zu erinnern, wie man es z. B. oft von Papageien berichtet hat. Nur bei Säugetieren, die in bezug auf ihr Nervensystem grundsätzliche Übereinstimmung mit dem Menschen aufweisen, kann man ohne weiteres auf Schmerzempfindlichkeit schließen. Aber auch hier scheint sie in verschieden starker Weise ausgebildet zu sein. Die Tatsache, daß Marder und Füchse, wenn sie in Fallen gefangen werden, häufig die eingeklemmten Pfoten abbeißen, deutet darauf hin, daß die Schmerzempfindlichkeit in den Extremitäten entschieden geringer sein muß als beim Menschen. Außer den angeführten Beispielen gibt es noch eine weitere Stütze der Auffassung, daß nur bei Wirbeltieren auf eine Schmerzempfindung geschlossen werden darf. Als Organ der Schmerzempfindung gelten im allgemeinen die sogenannten freien Nervenendigungen; diese treten aber bloß bei Wirbeltieren auf und gehen den niederen Tiergruppen ganz ab. Dr. J. Seide.

Vom Träger des Lebens. Was hat man sich wohl zu denken bei dem allbekannten Schlagwort, daß das Blut der „Träger des Lebens“ sei? Kurz gesagt: es vermittelt die stofflichen Beziehungen der einzelnen Organe des Körpers untereinander. In der Lunge und im Magendarmkanal nimmt es die für die Lebensvorgänge nötigen Stoffe, nämlich Sauerstoff und Nahrungsstoffe, auf und trägt sie den Organen zu. Das ist aber nur eine Hälfte seiner Aufgabe; zum andern nimmt es den Organen die in ihnen entstandenen Stoffwechselprodukte ab und führt sie den Ausscheidungsorganen zu — der Lunge, der Haut und der Niere. Zum Teil sind diese in den Organen gebildeten „Schlacken“ schon Endprodukte des Stoffwechsels und können ohne weiteres ausgeschieden werden, zum Teil bedürfen sie noch weiterer Bearbeitung — in diesem Falle gelangen sie mit dem Blut von ihrem Ursprungsorgan in ein anderes, in dem sie endgültig umgebaut und zur Ausscheidung „reif“ gemacht werden. So werden, um ein Beispiel zu nennen, in den Organen entstandene Kohlensäure und Ammoniak, soweit sie mit dem Blute der Leber zugeleitet werden, hier in Harnstoff umgewandelt; dieser kommt dann auf dem Blutweg zur Niere und wird durch den Harn ausgeschieden. Endlich dient das Blut noch als Transportmittel für die Stoffe, die, in einem Organ gebildet, in einem oder mehreren anderen wichtige Funktionen auszuüben haben — für die sogenannten Hormone (z. B. das Produkt der Schilddrüse). Besonders bemerkenswert ist die Fähigkeit des Blutes, sich hinsichtlich seiner verschiedenen Eigenschaften annähernd konstant zu erhalten, trotz den vielen Einflüssen, die dauernd auf seine Zusammensetzung einwirken. Jede beginnende Änderung in der normalen Zusammensetzung des Blutes bedingt nämlich im gesunden Körper sofort eine erhöhte Tätigkeit der Ausscheidungsorgane, die in kürzester Zeit die normalen Verhältnisse wiederherstellt. Genügt wirklich zuzeiten die Tätigkeit der Ausscheidungsorgane nicht, um erheblichere Änderungen sofort auszugleichen, so tritt ein Austausch zwischen Blut und Gewebeflüssigkeit ein; es können dann abnorme Bestandteile des Blutes zeitweilig in den Geweben aufgespeichert und dafür Flüssigkeit aus den Geweben in das Blut aufgenommen werden. Ein wichtiger Faktor für die Gleichmäßigkeit der Blutzusammensetzung ist endlich die Geschwindigkeit, mit der sich das Blut bewegt. Die Stromgeschwindigkeit beträgt in den Arterien etwa 10 bis 50 cm in der Sekunde, in den Venen 20 cm, in den kleinen Gefäßen, den sogenannten Kapillaren, 0,05 bis 0,08 cm; in etwa 45 Sekunden hat das Blut einmal seinen Kreislauf in unserem Körper beendet! Stoffwechselprodukte, die im Laufe eines Tages in beträchtlichen Mengen im Körper gebildet werden, finden sich daher in einem bestimmten Augenblick oft in sehr geringer Menge nur im Blute, da es bei dem schnellen Transport zu den Ausscheidungsorganen normalerweise gar nicht zur Anhäufung kommen kann. — Die Blutmenge des gesunden Erwachsenen beträgt nach den Feststellungen zahlreicher Autoren ungefähr 8 Proz. des Körpergewichts, also etwa 5 Liter. Im Hungerzustand nimmt die Blutmenge ab, ob dabei das erwähnte Prozentverhältnis erhalten bleibt, steht noch nicht fest. Das Blut ist nun durchaus nicht gleichmäßig im ganzen Körper verbreitet. Es wurde z. B. festgestellt, daß sich beim ruhenden Kaninchen ein Viertel der Gesamtmasse in den ruhenden Muskeln, ein Viertel in der Leber, ein Viertel in den Kreislaufsorganen (Herz und große Gefäße) und ein Viertel in allen übrigen Organen zusammen befand; freilich werden diese Ergebnisse für den Menschen nur annäherungsweise gelten. Den wichtigsten Einfluß auf die Blutfüllung der verschiedenen Organe hat jedenfalls deren Tätigkeit — der Blutgehalt eines arbeitenden Organs kann um 30 bis 45 Proz. zunehmen. Der vermehrte Blutzustrom ist dadurch zu erklären, daß sich die Blutgefäße der arbeitenden Bezirke erweitern und so eine größere Blutmenge aufnehmen können; diese sogenannte funktionelle Gefäßerweiterung beruht zum Teil auf der Wirkung von gefäßerweiternden Nerven, zum Teil auf der Bildung von Stoffwechselprodukten, die imstande sind, am Ort ihrer Entstehung die Gefäße durch Herabminderung ihrer Wandspannung (Tonus) zu erweitern. Einige solcher spezifisch wirkenden Abbauprodukte des Organstoffwechsels sind Kohlensäure, Milchsäure und das Histamin, ein Eiweißabkömmling. Die Gefäßerweiterung mittels chemischer Substanzen ist deshalb besonders „zweckmäßig“, weil sie noch eine Zeitlang anhält, nachdem schon die nervöse Erregung des arbeitenden Organe abgeklungen ist, und ihm noch reichlich Blut zur Erholung sichert. Während der erhöhten Tätigkeit eines Organs ruhen aus ökonomischen Gründen vielfach die anderen. So herrschen während der Verdauung infolge der relativen Blutarmut in Gehirn und Muskeln geistige Abspannung und Muskelmüdigkeit (die physiologische Grundlage des Sprichworts: Ein voller Bauch studiert nicht gern); bei starker Muskeltätigkeit verzögert sich die Verdauung, und bei starker Absonderung der Haut ist die Tätigkeit der Nieren herabgesetzt (freilich noch aus weiteren, hier nicht zu erörternden Gründen). Eine Verminderung der Blutmenge muß nach all dem Gesagten ernste Folgen haben; Neugeborenen kann schon ein Blutverlust von einigen Kubikzentimetern, Erwachsenen der Verlust der halben Blutmenge lebensgefährlich werden. Frauen überstehen im allgemeinen selbst erhebliche Blutungen leichter als Männer; es scheint bei ihnen wegen der periodisch zu leistenden Ersetzung des Menstrualblutes die Blutneubildung leichter und schneller zu erfolgen. Nach dem Blutverlust tritt sehr bald Gewebeflüssigkeit ins Blut über, und auch die Neubildung der roten Blutkörperchen pflegt rasch einzusetzen, so daß etwa 16 bis 20 Tage nach mittelstarkem Blutverluste die Regeneration beendet ist. E. Hupfer.

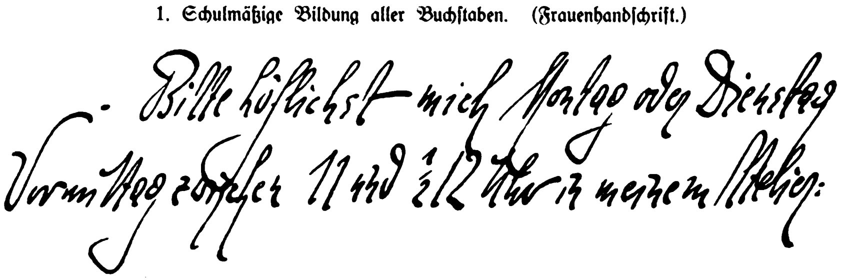
DIE STILISIERTE HANDSCHRIFT

Die Motive, die zu einer Stilisierung der Schrift Anlaß geben können, sind verschiedener Art. Im positiven Sinne können sie dem Bedürfnisse nach ästhetischer Formengestaltung entspringen, im negativen der Verstellung, also etwa der Eitelkeit, der Mode; jedenfalls will der betreffende Schreiber anders, besser, hochwertiger erscheinen, als er tatsächlich ist. Es taucht nun die Frage auf: Wie erkennt man die Angemessenheit oder Unangemessenheit der stilisierten Schrift? Wann entspringt sie künstlerischem Erleben, innerer Fülle, und in welchem Falle will sie solche nur vortäuschen? — In allen jenen Fällen, wo die eigenartige Formenbildung den Charakter des Ungewollten trägt und der Gesamtduktus der Schrift Festigkeit und Rhythmus zeigt, müssen wir annehmen, daß die ungewöhnliche Gestaltung der Schriftzüge Ausdruck eines inneren Reichtums, seelischer Fülle ist. Ein künstlerischer Charakter muß ein in sich gefestigter sein, der sich kraft seiner Energie und Zähigkeit zu einer Weltanschauung durchgerungen hat, und dessen Lebensvorgang, an dieser Linie gemessen, einen rhythmischen Ablauf zeigt. Wo dies nicht zutreffend ist, müssen wir auf Gekünsteltheit, Unechtheit und einen Zwiespalt zwischen Wollen und Können, auf vorgetäuschte Ideale schließen. Es handelt sich hierbei vielfach um Ibsensche Charaktere, die sich in eine Welt des Scheins und Trugs hineinleben.

An dieser Stelle mag darauf hingewiesen werden, daß das Formniveau einer Handschrift, für dessen Bestimmung Eigenart und Rhythmus maßgebend sind, sich in der stilisierten Schrift keineswegs verleugnen läßt, daß also eine banale Kursivschrift auch in der versuchten Eigenart einer Stilisierung wieder banale Züge aufweisen wird. Da bei diesen Feststellungen vielfach Empfindungs- und Gefühlsmomente, die sogenannte „Intuition“ des Schriftendeuters, maßgebend sind, möge an einigen Beispielen versucht werden, das Ausgeführte zu verdeutlichen.



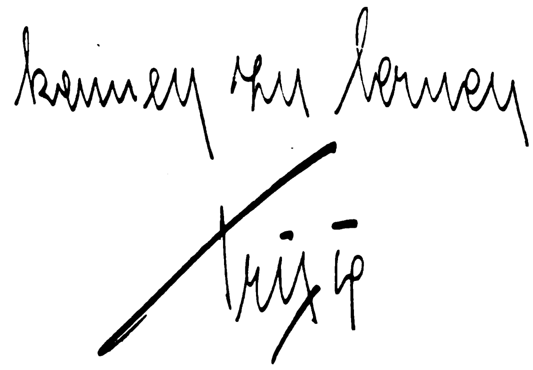
1. Schulmäßige Bildung aller Buchstaben. (Frauenhandschrift.)



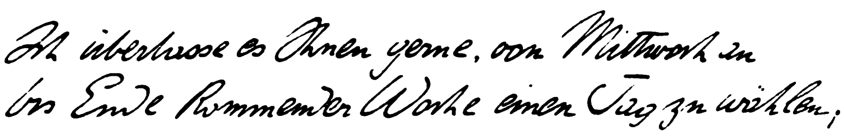
2. Rhythmische Männerhandschrift mit phantasievollen Schleifen.

Betrachten wir die Frauenhandschrift in Abbildung 1. Da wird uns vor allem die sogenannte schulmäßige Bildung aller Buchstaben auffallen, die für Phantasie- und Originalitätsmangel ziemlich beredt Zeugnis ablegt, und wir werden a priori der Schrifturheberin die Berechtigung zur Wahl dieser Buchstaben absprechen müssen. Diese Schrift will dem Laien eine Eigenart vortäuschen, die nicht vorhanden ist, womit das Moment der Eitelkeit bereits gegeben erscheint. Aber untersuchen wir die für eine graphologische Analyse scheinbar unergiebige Druckschrift auf weitere charakteristische Merkmale. Da fällt uns weiter die linksschräge Lage der Buchstaben auf, die offenbart, daß die Schreiberin von äußeren Eindrücken abhängig ist, daß sie nicht wie bei der rechtsschrägen Schriftlage aktiv auf die Welt einwirkt, sondern passiv von ihr beeinflußt wird. Sie will sich nicht geben und zeigen, wie sie tatsächlich veranlagt ist, sondern hinter Unnahbarkeit ihre Lebhaftigkeit, Leidenschaftlichkeit und vielfach hervortretende Unbesonnenheit verdecken, für welche letztere Eigenschaften die unregelmäßige Druckverteilung (die in den Vertikalelementen der Schrift Festigkeit vorspiegeln will, in den Horizontalelementen aber versagt), ferner die Höhenunterschiede der einzelnen Buchstaben wie auch die unregelmäßigen Wortabstände sprechen. Die Schrifturheberin will also ihr impulsives, häufig unbedachtes Wesen hinter kühler Zurückhaltung verbergen und durch äußere Förmlichkeit und Gekünsteltheit die innere Schalheit vertuschen.

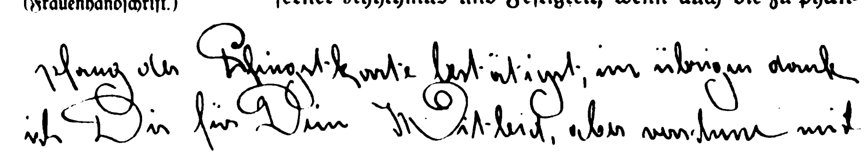
Die Männerhandschrift in Abbildung 2 spricht uns ungleich sympathischer an. Sie zeigt selbständige Formen in der Bildung der Großbuchstaben B, M, D, V und A, ferner Rhythmus und Festigkeit, wenn auch die zu phan-



3. Typische Modeschrift. (Frauenhandschrift.)



4. Rhythmische Frauenhandschrift mit eigenartiger Bildung der Großbuchstaben.



5. Bizarre Schriftbildung. (Frauenhandschrift.)

tasievollen Schleifen der Unterlängen das Ebenmaß dieser Schrift stark beeinträchtigen. Sie weisen auf Realismus und Wirklichkeitssinn hin, setzen sich damit in Gegensatz zu dem unverbundenen Charakter der Schrift, der für Intuition zeugt, und gewähren uns Einblick in eine Zwiespältigkeit seelischer Veranlagung. Das Formniveau wird uns verständlich werden, wenn wir erwähnen, daß es sich um die Schrift eines Malers handelt.

Abbildung 3 (Frauenhandschrift) ist ein Beispiel für die typische „Modeschrift". Zu der senkrechten, teilweise nach links geneigten Schriftlage, die für Kühle und Zurückhaltung sprechen soll, stehen die lebhaften Endstriche, vor allem aber der nach oben kühn gerichtete Querstrich des Großbuchstaben T wie auch die als Strich gebildeten I-Punkte, als Zeichen der Eile und Lebhaftigkeit, in krassem Widerspruche. Speziell an dieser Schriftprobe erhellt deutlich, wie leicht das Gekünstelte, Gezierte einer Handschrift bei nur einiger Erfahrung nachgewiesen zu werden vermag, wogegen dies im persönlichen Verkehr vielleicht erst nach langer Zeit hervortritt.

Hinter dieser Schrift bleibt Schriftprobe 4 (Frauenhandschrift) zurück. Sie zielt auf Größe, neben eigenartiger Bildung der Großbuchstaben W und E (wenn letzterer Buchstabe auch wenig Schwung aufweist und gleichsam in „Großzügigkeit steckengeblieben ist"), doch finden wir eine schulmäßige Bildung der Großbuchstaben M und T, die nahezu als banal angesprochen werden muß. Auch die Kleinbuchstaben verraten wenig Eigenart. Immerhin zeigt auch diese Schrift Rhythmus und eine gewisse Festigkeit. Wir werden also von der Schrifturheberin sagen können, daß sie in geistiger Hinsicht nach Größe und ästhetischem Ausdrucke ringt, hierin aber vornehmlich durch ihr anspruchsvolles Geltungsbedürfnis, ihren Selbstschätzungstrieb und geistigen Dünkel (Eigenschaften, die sich vor allem in der Übergröße der Anfangsbuchstaben kundtun) gehemmt wird.

Die Formen der Schriftprobe 5 (Frauenhandschrift) sind bizarr gebildet. Neben den phantasievollen, ungelenken Zügen der Großbuchstaben sowie den Schleifen in den Unterlängen der Buchstaben begegnen wir nahezu verkümmerter Schleifenbildung. Der Rhythmus fehlt, gleichwie Festigkeit. Unter Berücksichtigung der linksschrägen Lage der Schrift sowie der unregelmäßigen Bindungsweise müssen wir auf eine Träumernatur schließen, innerlich nicht gefestigt und sprunghaft in ihren Entschlüssen, die sich vor der seelischen Starre in das Reich weltflüchtiger Phantasie retten will.

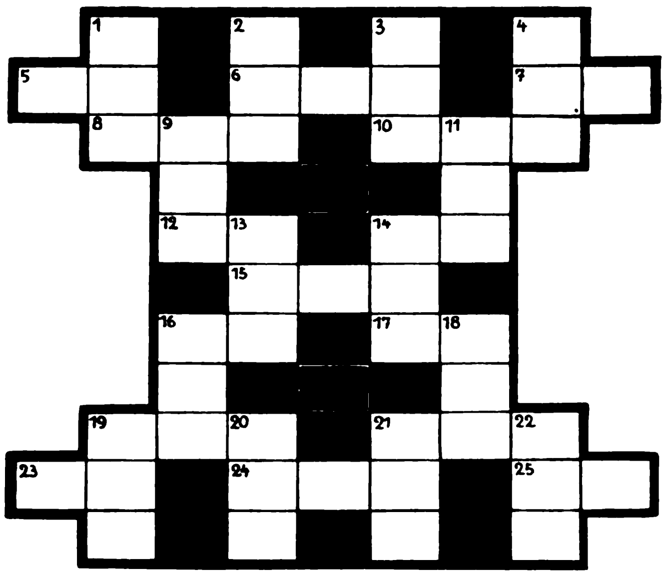
Wenn sich unter den hier reproduzierten fünf Handschriftproben nur eine männliche gefunden hat, so ist dies keineswegs auf einen Zufall oder auf Unzulänglichkeit des zur Verfügung stehenden Materials zurückzuführen, sondern in der psychischen Veranlagung begründet. Das Weib ist von Natur aus mehr der Eitelkeit zugänglich als der Mann, wenn auch zugegeben werden muß, daß dieser nicht immer frei von jener Eigenschaft ist. Es handelt sich aber hier in der Mehrzahl der Fälle mehr um ein gesteigertes Selbstbewußtsein, das sich durch andere Zeichen in der Handschrift äußert, deren Erörterung an dieser Stelle zu weit führen würde, und die das Schriftbild nicht so wesentlich verändern. Bei Handschriften von Männern finden wir weit mehr die „Zuchtschrift" vertreten, die nicht streng zu den stilisierten Handschriften zu zählen ist.

Fritz Hocke, Wien.

ZUM NACHDENKEN

Silben-Kreuzworträtsel.

Die Silben **a — a — a — ba — de — de — do — e — gal — gi — go — ka — ka — ko — le — li — ma — ma — mä — me — mo — men — na — ne — ne — ne — ni — nis — no — no — o — o — or — pa — pa — re — ren — ri — ro — ro — se — ta — ti — tra — va — va — vi — wil — zel** sind so in die leeren Felder der Figur einzusetzen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: Wagerecht: 5 Stadt in Polen, 6 Angehöriger eines türkisch-mongolischen Volksstamms, 7 deutscher Maler, 8 eßbare Kastanie, 10 italienischer Geigenbauer, 12 rechter Nebenfluß der Wolga, 14 Stadt in Nordspanien, 15 Geschütz, 16 Name verschiedener Päpste, 17 Name zweier Gebirgszüge der Karpathen, 19 Drama von Grillparzer, 21 Fremdwort für „der Ältere", 23 Stadt in Süditalien, 24 Staatsgut, 25 banktechnischer Ausdruck; senkrecht: 1 mittelamerikanischer Staat, 2 Schlingpflanze, 3 ostasiatische Halbinsel, 4 Widerruf, 9 Held eines Dramas von Shakespeare, 11 bekannter oberitalienischer Schlachtort der Koalitionskriege, 13 Genuß- und Nahrungsmittel, 14 sagenhaft versunkene Stadt, 16 Bäumen des Pferdes, 18 Stadt auf Sizilien, 19 Schafrasse, 20 Idealgestalt männlicher Schönheit, 21 Fluß in Nordafrika, 22 Gelage.



Silben-Kreuzworträtsel.

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben **al — an — as — beck — bie — brich — che — chri — co — da — da — dam — dee — der — dun — e — eh — ei — er — es — es — fort — gis — gon — heim — i — im — ki — ko — la — li — lind — lo — ma — me — me — mi — nas — nau — ne — ne — ne — ne — ni — o — pa — pre — preis — ral — re — ren — ri — ri — ri — rie — ro — sa — sa — sa — sau — schö — seur — sti — stip — stra — sur — ta — tar — tor — u — wer** sind zu 24 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 schottische Hafenstadt, 2 Stadt in Italien, 3 Stadt in Griechenland, 4 Pflanze, 5 Stadt in Frankreich, 6 Hirseart, 7 Schwiegersohn, 8 deutscher Badeort, 9 leichtes italienisches Segelschiff, 10 Bühnenleiter, 11 weiblicher Vorname, 12 Konzertunternehmer, 13 Stadt am Rhein, 14 Gewürzpflanze, 15 preußische Provinz, 16 Flußinsel, 17 Stadt auf dem Balkan, 18 spanisches Königsschloß, 19 spanischer Tanz, 20 Stadt in Deutschland, 21 weiblicher Vorname, 22 Thronräuber, 23 weiblicher Vorname, 24 Wurstart.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust II."

Stufenrätsel.

Die Buchstaben: a a a a a a b e e e e e e m n n n n n n o o p p r r r r r s s u sind so in die Figur einzuordnen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleich lauten und Wörter nachstehender Bedeutung ergeben: 1 arabischer Volksstamm, 2 Holzteil, 3 schwarzer Vogel, 4 Frühlingsblume, 5 musikalisches Bühnenstück, 6 Zahl, 7 Mädchenname.

Versteckrätsel.

Reichsgericht, Kunsttischler, Bürgersteig, Knotenpunkt, Spiegelglas, Polterabend, Wetterhorn, Abenteurer, Prometheus, Edeltanne, Erinnerung, Gesellschaftsspiel, Schriftsteller, Augentrost, Klassenlotterie, Beglaubigung, Baldachin, Shakespeare, Marseille, Verschwiegenheit, Werkmeister, Thüringen, Mathematik.

In jedem Wort ist ein anderes Hauptwort versteckt. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter ergeben, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort.

Kammrätsel.

In die rechts stehende Figur richtig eingeordnet, ergeben die Buchstaben: a a a a a a b d d e e e e e e e e g g g h h i k l l m m n o o r r r r r r r s s t t t t t u wagerecht: deutsche Badestadt; senkrecht: 1 deutsche Universitätsstadt, 2 Stadt in Baden, 3 Schiffsgeschwader, 4 männl. Vorname, 5 Bücherbrett, 6 Sauerkirsche.

1	2	3	4	5	6

Arithmogriph.

1 3 5 6 7 7 4 12	griech. Held vor Troja
3 5 10 11 1 7	Kirchenlied
5 6 8 2 4 4 11 4	Strauchfrucht
1 9 4 8 10 9 4	Frühlingsblume
13 1 11 1 9 13 4 7	Spinnentier

Wenn an Stelle der Zahlen die richtigen Buchstaben gesetzt werden, ergeben sich die vorstehenden Wortbegriffe. Außerdem bezeichnet die erste senkrechte Reihe eine wertvolle Gesteinsmasse, die zweite ein Land in Asien und die dritte einen antiken klassischen Dichter.

Silbenkreuzrätsel.

1	2
3	4
5	6

Jede Zahl entspricht einer Silbe. Die aus ihnen zusammengesetzten Wörter bedeuten: 1—2 Raubtier, 3—4 inneres Organ, 5—6 Gefäß, 1—4 Fluß in Italien, 2—4 Handwerker, 4—4 Volksstamm an der nordafrikanischen Küste, 5—1—6 Wirtschaftsbetrieb, 5—1—3—6 heiteres Tonstück, 6—2 Menschenrasse.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4289.

Silbenrätsel: 1 **Po**cken, 2 **Füh**rer, 3 **Ig**el, 4 **Ne**ffe, 5 **Gree**nwich, 6 **Sa**ssaniden, 7 **Ti**tel, 8 **Erw**in, 9 **No**ah, 10 **Do**rothea, 11 **Ang**el, 12 **Sie**bel, 13 **La**ke, 14 **Is**olde, 15 **Eim**er, 16 **Bam**bus, 17 **Lie**be, 18 **Ign**az. — Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen.

Magische Silbenquadrate: 1 Marone, Romeo, Neokom; 2 Kabbala, Babette, Lateran; 3 Sonate, Najade, Tedeum; 4 Erika, Rivale, Kalesche.

Magisches Kreuzworträtsel: Wagerecht und senkrecht: 1 Graf, 2 Ruhr, 3 Ahle, 4 Freischütz, 5 Brut — Braumeister, 6 Rose, 7 Udet, 8 Tanz, 9 Roda, 10 Asen, 11 Schaben, 12 haben, 13 Tula, 14 Elen, 15 Rang.

Rasch gefunden: Albert.

Einsetzrätsel: **P**ost, **F**est, **J**agd, **N**uß, **G**ang, **S**alz, **T**ag, **R**ast, **O**bst, **S**tein, **E**is. — Pfingstrose.

Palindrom: Gras, Roma, Amor, Sarg.

Friedrichroda (Thüringen). Im Waldsanatorium Tannenhof des Sanitätsrats Dr. med. Bieling werden innere, insbesondere Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten sowie Nervenleiden zu klinischer Untersuchung, Beobachtung und Behandlung aufgenommen. Als zweiter Arzt ist speziell für die Behandlung von Magen- und Darmkrankheiten Dr. med. Spalke tätig. Das Sanatorium verfügt über alle erforderlichen diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen, insbesondere auch über ein gut eingerichtetes Laboratorium und Stoffwechsellaboratorium, so daß die sachgemäße Diätbehandlung der dafür geeigneten Krankheitsfälle auf Grund eingehender Stoffwechsel-Kontrolle stattfinden kann. Die Erzielung der guten Heilerfolge wird wirksam gefördert durch das günstige Klima von Friedrichroda. Die herrliche Umgebung bietet die beste Gelegenheit für die Vornahme von Terrainkuren bei gewissen Herzerkrankungen. Näheres ergibt sich aus dem neu erschienenen Prospekt, der Interessenten gern zugestellt wird.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



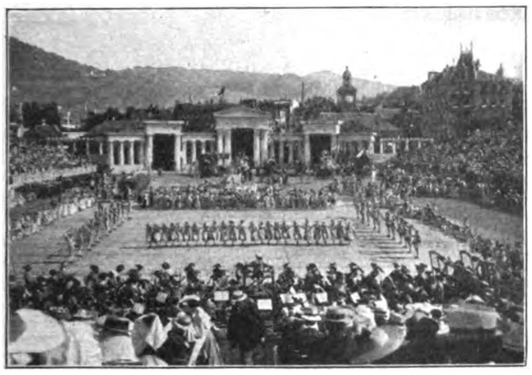
VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4291. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 9. JUNI 1927

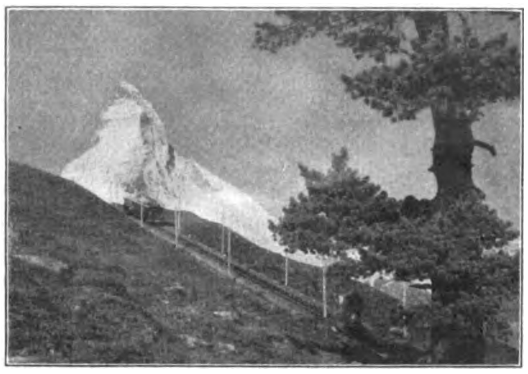
Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

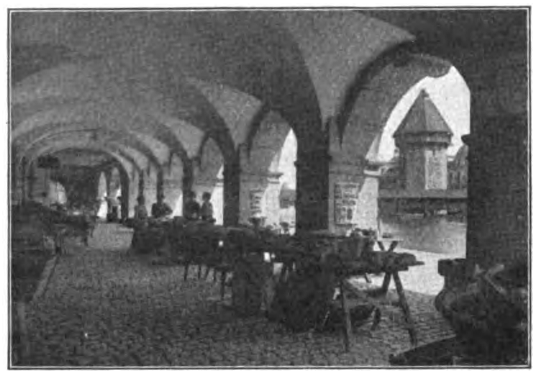
Nr. 4291. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 9. Juni 1927.



Winzerfest in Vevey.



Gornergratbahn mit Matterhorn.



Straße in Luzern

Phot. J. Gaberell, Thalwil (Zürich).

SOMMER IN DER SCHWEIZ

Zahlreiche Höhenkurorte, wundervolle Ausflüge und Spaziergänge, Hochtouren, Radsport, Automobilsport usw.

Für Auskünfte jeder Art über Reisen, Fahrkarten, Kurorte, Heilbäder und Sanatorien, sportliche und künstlerische Veranstaltungen, sowie öffentliche und private Erziehungsanstalten, Sehenswürdigkeiten usw. wende man sich an die Schweizerische Verkehrszentrale Zürich und Lausanne, Schweizer Verkehrsbureau, Berlin NW 7, Unter den Linden 57/58 und alle Reiseagenturen, sowie alle Verkehrsbureaux der untenstehenden Kurorte.



Die Felsenburg an der Loetschberglinie.

Photoglob, Zurich.

GRAUBÜNDEN

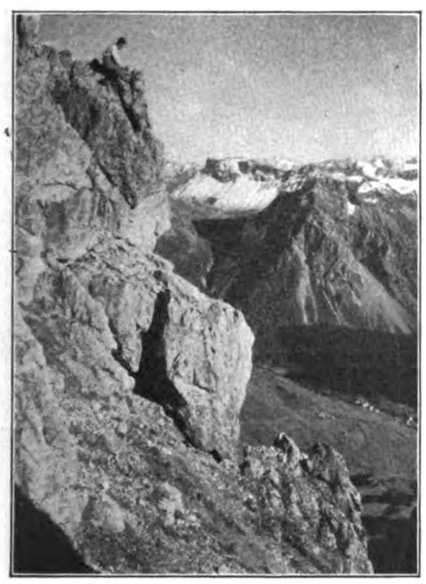
Arosa 1800 m ü. M. Erstklassiges Kur- und Sportzentrum. 2200 Gastbetten. Am schönsten im Sommer und Herbst. **Davos** 1550 bis 1850 m ü. M. Hochgebirgskurort 1. Ranges. Alle Sporte. Mäßige Preise. **Flims** 1150 m ü. M. Luftkurort mit alpinem Seebad inmitten der schönsten Gebirgswälder der Schweiz. **Klosters** 1250 m ü. M. Das Strandbad im Hochgebirge. Prächtige Waldspaziergänge und Hochtouren. Tennis. Standquartier für Autotouren.

OSTSCHWEIZ

Zürich. Metropole der Schweiz, an einem lieblichen See am Fuße der Alpen.

ZENTRALSCHWEIZ

Luzern am Vierwaldstättersee. Sommer- und Herbstkurort. Casino. Sport. Ausflüge per Auto, Dampfer und Bergbahnen. Prospekte durch das offizielle Verkehrsbureau Luzern. **Engelberg** 1020 m ü. M. Weltberühmter Sommerkurort. Heilkräftiges Klima. Orchester. Bälle. Tennis. Golf. Schwebebahn 1800 m ü. M. 21 Hotels. **Andermatt** 1444 m ü. M. Ausgangspunkt der Gotthard-Furka und Oberalpstraße.



Hochgebirge bei Arosa.

Phot C. Brandt, Arosa.

BERNER OBERLAND

Eine Fahrt mit der **Bern-Loetschberg-Bahn,** der hochinteressanten, internationalen Nord-Süd Transitlinie mit vorzüglichen Verbindungen und direkten Wagen, ist ein seltener Hochgenuß. **Interlaken** das unerreichte Ausflugszentrum ist das Ziel aller Besucher der Schweiz. Kursaal, täglich 3 Konzerte und 2 Tanzanlässe. **Grindelwald** 1057 m ü. M. **Lauterbrunnen** 800 m ü. M. **Mürren** 1650 m ü. M. **Wengen** 1277 m ü. M., die sonnigen Sommerfrischen im Jungfraugebiet. Diese Plätze sind unter sich und mit den Aussichtspunkten **Schynige Platte** 2000 m ü. M., **Allmendhubel** 1938 m ü. M., **Kleine Scheidegg** 2064 m ü. M. und **Jungfraujoch** 3457 m ü. M. durch elektrische Bergbahnen verbunden. Bestgeeignetes Ferien- und Wandergebiet.

GENFERSEE

Genf. Internationales Zentrum. Idealer Aufenthaltsort. Zahlreiche und bekannte Pensionate. Wunderschöne Autofahrten. Golf 18 Löcher. **Vevey** am Genfersee. Ausflugszentrum. Bekannte Hotels. 1. 2. 4. 5. 8. 9. August Winzerfest. Chöre. Ballette. Festzüge. 2000 Mitwirkende. Estraden mit 14000 Plätzen. **Montreux.** Idealer Aufenthaltsort in jeder Jahreszeit. Alle gesellschaftlichen Unterhaltungen. Alle Sports. Strandbad. Wunderschöne Fahrten mit den **Montreux-Berner Oberland-** (direkte Verbindungen mit Interlaken) und **Glion-Caux-Rochers de Naye-Bahnen. Caux** o/Montreux 1126 m ü. M. Wunderschöne Aussicht auf den Genfersee und die Alpen. Großer Park. Hotel Caux Palace 230 Betten; Hotel Regina 150 Betten. Autogaragen. **Villars-Chesieres-Arveyes** 1300 m ü. M. Sportzentrum der romanischen Schweiz. Golf.

WALLIS

Champery 1052 m ü. M. Wunderschönes Ausflugszentrum. Hochgebirgstouren. Tennis. **Martigny-Chamonix** die kühne elektrische Bahn zwischen der Simplonlinie und dem Mont Blanc-Gebiet, inmitten von wunderbaren Schluchten. **Zermatt** 1620 m ü. M. Touristenzentrum 1. Ranges inmitten der höchsten Schweizeralpen mit der weltberühmten **Gornergratbahn** (3136 m ü. M.) **Furka-Oberalp-Bahn:** die neue, unvergleichliche Alpenbahn von der Rhone zum Rhein.



Der Kursaal am Abend

OSTENDE

die Königin der Seebäder!
der herrliche Strand
der prachtvolle Kursaal

Theater — Sport — Wettrennen — Dancing
im eleganten Rahmen
des altbekannten Weltbades!

Grindelwald

1052 M. ü./M.
an der Jungfraubahn
Auto-Strasse
Sommer- und Wintersport.

Bär Grand Hotel
führendes Haus am Platze
200 Zimmer — 60 Bäder
Neue Direktion:
L. J. Baroni, (vorm. Palace Mürren).

Die Sommersaison
in der
Schweiz
1927.
Verzeichnis der sportlichen und geselligen Veranstaltungen, erhältlich von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich und Lausanne.

AXENSTEIN

ob **Brunnen** am **Vierwaldstättersee**
Altbekannter vornehmer Höhenkurort
GRAND HOTEL — PARK HOTEL
Modernster Komfort bei mässigem Preis
Golf — Tennis — Waldpark — Orchester
Illustrierter Prospekt bereitwilligst.

Kurhaus Monte Brè Lugano Süd-Schweiz
Phys.-diät. Kuranst. u. Erholungsh. Ärztl. Leitg. Deutsches Haus, für **Sommerkur** vorzügl. geeig. Luft- u. Sonnenbäder. Pens. v Mk. 8.- an. Prosp. frei.



Der herrlichste Sandstrand auf der Französischen Riviera.
Der amüsanteste Sommeraufenthalt. Viele Badeetablissements. Attraktionen. Feste. Yacht. Sport. **KASINO.** Auf Verlangen sendet illustr. Broschüre: das Syndicat d'Initiative Cannes.

HOTEL CANISY, Route de Fréjus. Das ganze Jahr geöffnet. Höchster Komfort. Zimmer und Appartements mit Bad. Prachtvolle Aussicht auf das Meer, die Berge und Inseln. Erstklassiges Familienhaus.

HOTEL GONNET & DE LA REINE Prachtvolle Lage am Boulevard de la Croisette. In unmittelbarer Nähe des Kasino. Terrasse am Meer. Gr. Hall. Neues Restaurant. 140 Zimmer mit Bad. Man spricht deutsch.

RESTAURANT DU CAFÉ DE PARIS Hotel Eduard VII. Promenade de la Croisette. Beide allererstklassig. Mit prachtvoller Lage am Strand. Das ganze Jahr offen. W. Kovács, Besitzer.

HOTEL REGINA im Quartier Californie. Im großen Garten. Beim Tennisklub. Höchster Komfort. Familienhaus allererster Ordre. Vorzügliche Küche und Weine. Bei längerem Aufenthalt entsprechende Ermäßigung. Dellozcour, Besitzer.

EVIAN Frankreich / Genfer See
HOTEL ROYAL
Gruppe der Hotelgesellschaft Ritz-Carlton, London
FRANZÖSISCHES LUXUS-RESTAURANT
HOTEL DER BESTEN KREISE
Herrliche Parkanlagen und Golf (18 Löcher)
Führung: HENRI EMERY



In Paris

findet man unsere „Illustrirte Zeitung" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 26 Avenue de l'Opéra, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird spesenfrei erteilt.

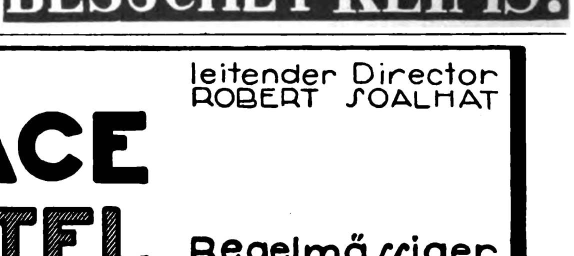
Hotel Lion d'Or Reims

150 Zimmer
80 Badezimmer

Vornehmes Restaurant

Grill Room

Grosse Garage



BESUCHET REIMS!

PARIS HOTEL DU LONDRES ET NEWYORK
15 Place de Havre gegenüber Abfahrtbahnhof für Plagen — Gute Küche und Keller — Bürgerliche Preise — Grosser Komfort — **man spricht deutsch.**

LYON GLOBE & CECIL HOTEL
21 Rue Gasparin — Modernster Komfort — Grosse Hall — Garage — Vorzügliche Küche. J. Primat, Besitzer.

HOTEL CHATEAUBRIAND
11, Rue Balzac,
in der Nähe des Étoile Paris.

PARIS HOTEL FRANCIA 100 Rue Lafayette
Mod. Comfort. Mäss. Preise — Gute Küche, Grill Room, Bar
Nächst West- u. Nordbahn — Nächst Stadtzentrum



HOTEL DE PARIS
und seine Cancannière
TROUVILLE
Treffpunkt der eleganten Welt.
Geöffnet vom 1. Juni bis Ende September.
Unter gleicher Leitung:
HOTEL CHAMBORD, Paris, Champs Elysées

Paris, Little Savoy Hotel 8 Rue du Mont-Doré
Restaurant — Pension — Grösster Komfort — Mässige Preise.

PARIS am Montmartre das neueröffnete Hotel ein Palace bei bürgerlichen Preisen. 64, Bd. Clichy, Teladr.: Hotradio 90 Paris **RADIO**

„Le Coup de fusil" 28 Avenue Victor Emanuel ✻ „Chez Marianne" am Montmartre. Bd. Clichy.
Zwei gute Pariser Restaurants

VERSAILLES — Luftkur!
HOTEL ROYAL — bei dem Park.
65 Zimmer. — Mod. Komfort — Restaurant mit Pension und à la Carte.
Besitzer: V. Petersen.



TROUVILLE
HOTEL DES ROCHES NOIRES, das vornehme Heim.
HOTEL BELLEVUE, am Kasino-Platz.
In beiden der höchste Komfort
ALA SOLE NORMANDE, das gute Restaurant.

VICHY — am Park gelegen — **ASTORIA-PALACE**
leitender Director ROBERT SOALHAT

PARIS — **PONT-ROYAL-HOTEL**
37 & 39 rue du Bac
Regelmässiger Wohnort der deutschen Delegationen

NIZZA „L'Ensoléillée", Hotel-Pension
Avenue Cernuschi Moderner Komfort
Herrliche Aussicht — Vorzügliche Küche — Eigener Autodienst — Mässige Preise.

NIZZA HOTEL CHATHAM — REST. MAXIM
beide allererstklassig.

NIZZA HOTEL VAUBAN
25 Av. G. Clemenceau, ohne Pension. — 60 elegante Zimmer mit Bad. — Größter Komfort. — Neu eingerichtet. — Garten. — Garage. — Prachtvolle Lage, neben Meer und Bahnhof. — Man spricht deutsch.

Vichy-Hotel Albert I. & Notre-Dame
Erstklassiges Familienhotel. Beste Küche. Aller Komfort.

VICHY — Hotel d'Amérique
in schönem Garten, moderner Komfort. Beste Küche und Getränke.

VICHY — HOTEL DE GRIGNAN
Ganz neu mit allem Komfort. — Beste Küche und Keller. Grosse Terrasse. — Moderne Hall. — Man spricht deutsch.

LYON ROYAL HOTEL
130 Zimmer — 60 Badezimmer — Höchster Komfort — Garage — Bürgerliche Preise. — Telegramm-Adresse: ROYALTEL-LYON.

MARSEILLE LE GRAND HOTEL
66—68 Rue Cannebière — Allererstklassig — Höchster Komfort — Appartements — Grosse Hall — Viele Salons — Renom. Küche und Keller. — Telegr.-Adr.: Granotel-Marseille. Ch. Bory, Eigent.

PARAMÉ (St. Malo) Bretagne **Sonia-Pension nebst Kasino**
herrliche Meeraussicht — beste französ. Küche — Bürgerliche Preise — bestempf. Mme. Gallet, Dir. Man spricht deutsch.


Deauville
das Blumenmeer
am Meeresstrand
der Strand der Eleganz
Hotels:
ROYAL
und
NORMANDY
900 Zimmer mit Badezimmer
Casino:
Theater mit ersten Künstlern
Das Orchester Billy Arnold's
Sports:
28 Wettrenntage im Juli-August
4.000 000 Frs. Preise
Tennis – Die ganze Saison
Golf – " " "
Yachting 14. Juli – 19. Juli
Taubenschießen vom 15. Juli
Reservieren Sie sich Zimmer: brieflich oder telegr.
bei den Hoteldirektionen in Deauville telefonisch
in Paris: Gutenberg 0002, 0003
Alle Auskünfte, Prospekte bei:
Scherl Reisebüro, Berlin
bei: Agence de Publ. de l'Europe Centrale
26 Avenue de l'Opéra, Paris
bei: Syndicat d'Initiative,
Deauville

Allgemeine Notizen.

Auszeichnungen. Die Firma Julius Feurich, Hofpianofortefabrik in Leipzig, erhielt auf der Internationalen Musikfach-Ausstellung in Genf die höchste Auszeichnung, den Grand Prix, für ihre Instrumente zuerkannt. Diese höchste Auszeichnung erhielt für ihre rühmlichst bekannten Phonola-, Tri-Phonola-Pianos und Flügel auch die Hupfeld-Gebr. Zimmermann A.-G. in Leipzig.

Dreitausend Figuren auf einem Gemälde. Der Saal des großartigen königlichen Schlosses Windsor Castle, der der Königin Puppenhaus enthält, ist für das Publikum geöffnet worden. Er ist mit einem Friesgemälde der Königlichen Krönungs-Prozession geschmückt. Dieser Fries ist etwa zweiundvierzig Meter lang und zeigt 300 Pferde und 3000 menschliche Figuren. Die Leinwand für den Fries ist aus einem einzigen Stück gewebt worden. Der Maler, Kennedy North, hat drei Jahre an dem Bild gearbeitet. Alle Einzelheiten des Frieses entsprechen der Wirklichkeit des historischen Vorganges.

Englischer Besuch der Heidelberger Festspiele. Wie aus Heidelberg berichtet wird, hat die „Poetry Society London“ ihren Besuch für die Heidelberger Festspiele im Spätsommer d. J. beschlossen. Der Besuch wird voraussichtlich in mehreren Gruppen stattfinden. Die Reise wird völlig unter der Devise „Shakespeare und Alt-Heidelberg“, beides wirksame Anziehungspunkte für die Engländer, vor sich gehen. Nach einer Mitteilung dieser englischen Gesellschaft wird sich auch die „Wayfarers Travel Agency“ an der Durchführung der Reiselbeteiligen.

Zahlreicher Besuch der Amerikaner in Europa steht nach den Berichten der Schiffahrtsagenturen in Southampton in diesem Sommer bevor. Die amerikanischen Touristen, die im Lauf dieses Sommers nach Europa kommen, übertreffen an Zahl alles, was selbst im Kriege von Amerika an Soldaten herübergekommen ist. Während der Sommersaison werden nicht weniger als 359 Passagierdampfer von Neuyork nach Europa unterwegs sein. Bei den Agenturen sind die Passagen für einen größeren Zeitraum vorausgebucht. An manchen Tagen verlassen gleichzeitig 15 Dampfer den Neuyorker Hafen.

Bad Flinsberg, ringsum von Fichten- und Tannenwäldern bis in große Fernen umgeben, ist das Herz- und Nervenheilbad mit natürlichem Arsen, hoch-radioaktiven, kohlensäurereichen Stahlquellen für Frauen-

Zum Gelingen aller Backwerke, vornehmlich der Torten und Kuchen, spricht die Beschaffenheit der Eier mit. Sie sollen von bestem Geschmack sein, Eigelb und Eiweiß müssen sich gut trennen, damit man den luftigen Schnee schlagen kann, der das Backwerk leicht macht. Für diesen Zweck lassen sich Garantoleier wie frische Eier verwenden (sie sind den Kalkeiern, die wässerig werden, bei weitem vorzuziehen.) Feinstes Biskuit, Hefengebäck und Backpulverkuchen werden, mit Garantoleiern hergestellt, tadellos.

Annie Kehl-Kehrmann, Kochschriftstellerin.

leiden, Bleichsucht und Herzkranke. Fichtenrindenbäder, eine Spezialiät von Flinsberg, dienen auch zur Stärkung der Nerven. Die Moorbäder, hergestellt aus Hochmoor des hohen Iserkammes, haben große Erfolge auch bei Gicht und Rheumatismus; das völlig neu eingerichtete Inhalatorium bewährt sich vortrefflich bei allen katarrhalischen Erscheinungen. Das im Kurgarten gelegene Kurhaus besitzt alle Vorzüge eines anheimelnden Großstadthotels. Für gesellige Unterhaltung ist bestens gesorgt.

Das zehnte Deutsche Sängerbundesfest 1928 in Wien scheint ein Riesenfest werden zu wollen. Die Festausschüsse in Wien sind im Verein mit dem Hauptausschuß des Deutschen Sängerbundes in eifriger Arbeit bestrebt, dem Fest einen Höhepunkt über die bisherigen Bundesfeste hinaus zu geben. Bis jetzt sind schon gemeldet: 3315 Vereine, 92120 Sänger, dazu 2685 Banner und Fahnen, verschiedene Festwagen und Festgruppen. Vorgesehen sind 71 Konzerte und eine Reihe von Festzeitungen. Ferner sind zu Alpenreisen für die Festteilnehmer bisjetzt 1320 Vereine sowie 2061 mitreisende Damen vorgemerkt.

Fön Son. Die gewaltige Verbreitung des Original-Fön wird jetzt noch eine weitere wesentliche Steigerung erfahren, nachdem die Herstellerin dieses weltbekannten Apparates, die Electricitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N 24 neben der bisherigen normalen Type auch noch eine kleinere, etwas einfacher gehaltene Type dieses Apparates unter dem Namen „Fön Son" für den Preis von 20 RM. in den Handel gebracht hat. Der Fön Son ist das Produkt einer zwanzigjährigen Erfahrung in der Fön-Fabrikation und im Preis erheblich billiger als der Original-Fön, seine Anschaffung ist daher nun auch allen jenen Kreisen möglich, die sich eine solche praktische, in Haushalt und Gewerbe vielseitig verwendbare und geradezu unentbehrliche elektrische Heißluftdusche wegen der Preislage bisher nicht hatten zulegen können. Daß der Fön Son genau wie der Original-Fön mit dem bewährten Dreifachschalter „Kalt—Heiß—Aus" versehen ist, also ebenfalls durch ein einfaches Drehen des Schalters je nach Bedarf sofort kalte oder heiße Luft gibt, verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Ebenso wie der Original-Fön ist auch der Fön Son in allen einschlägigen Geschäften erhältlich. Man achte jedoch beim Einkauf genau auf die in das Gehäuse eingeprägte Schutzmarke Fön bezw. Fön Son, weil man nur dann die Gewähr hat, den allein echten Fön-Apparat zu erhalten.

Illustrirte Zeitung

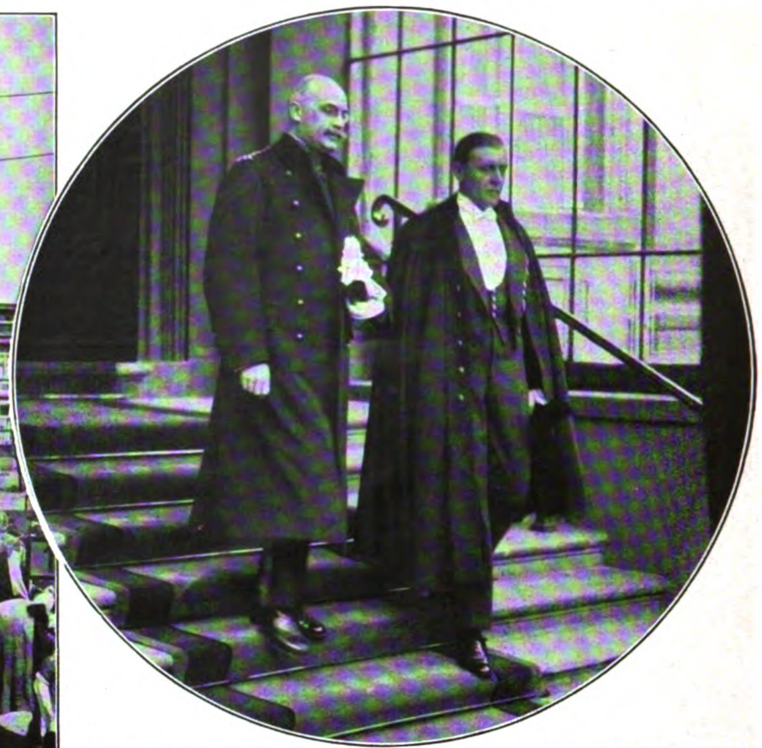


Nachmittagstee über London: Zur Teestunde im Fluggästeraum eines Flugzeugs während der Fahrt über Englands Hauptstadt.

Zeichnung von C. E. Turner.

Den Nachmittagstee in den Lüften einzunehmen, ist die jüngste Sensation der Londoner. Neue in den London—Paris-Dienst eingestellte Verkehrsflugzeuge führen am Nachmittag auch Rundflüge über London aus, bei denen Tee serviert wird. Man sitzt in bequemen Sesseln, schaut aus der Vogelperspektive auf das Treiben der Weltstadt hinab und nimmt geruhsam den Tee — ein liebenswürdiger Zeitvertreib. (Links durch das Fenster Blick auf Trafalgar Square und Nelson-Denkmal.)







Von der 1000-Jahrfeier der Stadt Nordhausen: Die Landsknechte 1532, eine Abteilung aus dem historischen Festzug am 29. Mai, zur Erinnerung an das von der Stadt während des Türkenkrieges gestellte Landsknechtkontingent.

Rechts oben:

Vom Empfang des neuen spanischen Botschafters in Berlin beim Reichspräsidenten am 28. Mai: Botschafter Dr. Fernando Espinosa de los Monteros y Bermejillo (links) beim Verlassen des Reichspräsidentenhauses nach Entgegennahme seines Beglaubigungsschreibens.

Links nebenstehend:

Weihe der neuen Glocken des Prämonstratenserklosters Wilten bei Innsbruck: Der Bischof salbt die Glocken im Beisein der Stifterinnen.

Rechts nebenstehend:

Von der Feier des 50jährigen Militärjubiläums, zugleich des 62. Geburtstages des ehemaligen Königs Friedrich August III. von Sachsen in Sibyllenort (Schlesien) am 25. Mai: Der König im Gespräch mit den zur Feier erschienenen Abgeordneten des Sächsischen Militärvereinsbundes.







Von der Eröffnung der Internationalen Buchkunst-Ausstellung in Leipzig am 28. Mai: **Links: Während des Festaktes in der Aula der Universität. Oberbürgermeister Dr. Rothe (1) und die Protektoren der** Ausstellung: Geheimrat Adolf v. Harnack (2) und Gerhart Hauptmann (3). **Rechts: Blick in einen Saal der deutschen Abteilung.**

FREUNDSCHAFT UND FEINDSCHAFT ZWISCHEN BRITEN UND RUSSEN

Das Auf-und-Ab der Völker spiegelt sich ganz besonders in ihren diplomatischen Beziehungen wider. Es gibt jedoch noch kein einziges Buch, das die Wechselwirkungen zwischen England und Rußland erschöpfend und im gehörigen Zusammenhange darstellte. Wir pflegen in unserer Geschichtschreibung eben immer noch zu sehr das Schachtelsystem, obschon doch Weltgeschichte viel eher einem System kommunizierender Röhren zu vergleichen wäre. So ziehen wir eine Schachtel Deutschland hervor, eine Schachtel Frankreich, Schachtel Amerika, Schachtel China. Wir müssen die zahlreichen und häufig schwankenden Beziehungen Großbritanniens zu Rußland erst mühselig aus den verschiedensten Quellen zusammensuchen. Der Überblick, den man so gewinnt, läßt mit Verwunderung erkennen, wie oft schon Freundschaft und Feindschaft zwischen London und dem einstigen Zarenreiche gewechselt haben.

Eine Freundschaft beginnt im Jahre 1553. Damals gingen drei Schiffe unter Willoughby ab. Eigentlich wollten sie die nordöstliche Durchfahrt finden, eine Hoffnung, die erst 1897 durch Nordenskiöld verwirklicht wurde. Zwei der Schiffe verunglückten; das dritte, das Richard Chancelor kommandierte, fuhr ins Weiße Meer und geriet an einen Landungsplatz, wo sich jetzt Archangel erhebt. Über Wologda reiste nun Chancelor nach Moskau, wo ihn Iwan der Schreckliche mit einem bei diesem Zaren seltenen Wohlwollen aufnahm. Iwan, der entschieden ein staatsmännischer Kopf war, versprach den britischen Kaufleuten, zumal sie Moskau zugleich als Umschlagsplatz für Persien, Indien und China benutzen wollten, Zollfreiheit für alle Zeiten, nach dem Muster des Stahlhofs und anderer Hansahöfe einen privilegierten Kaufhof in Moskau, kurz, jede Begünstigung. Nach Moskau gelangte, ebenfalls in englischen Diensten, hierauf Sebastian Cabot, ein Enkel des berühmten Amerikaforschers. Im Wettstreit mit den Holländern drang Steffen Burrough durch die Straße von Waigatsch zwischen dem Festland und Nowaja Semlja bis zur Mündung des Ob vor. Das war eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Tat. Mit einem Male war der Schleier gehoben, der bislang die Küsten Nordeuropas und Nordasiens den Seefahrern und Entdeckern entzogen hatte. Iwan schickte seinerseits einen Gesandten nach London; dazu erkor er den Statthalter von Wologda, Ossip Gregorjewitsch Nepeja. Der obengenannte Chancelor rüstete weitere Expeditionen aus und besuchte Moskau noch zweimal. Nun entstand die Russia Company. Sie setzte es sich zur Aufgabe, auf dem Wege über das Weiße Meer Handel in Rußland sowie im Orient, dessen Mittelmeer-Zugang durch die Türken versperrt wurde, zu treiben. Mit dem ersten Vertreter der Company, Anthony Jenkinson, kam eine Anzahl von britischen Ärzten, Apothekern, Künstlern, Handwerkern und, was für die allzeit nach Minenkonzessionen lüsternen Briten recht bezeichnend ist, von Bergleuten. Alle diese Leute vermittelten den noch halb barbarischen Russen die Kulturerrungenschaften des Abendlandes. Achtzig Jahre vor ihnen waren allerdings schon deutsche Handwerker und Soldaten nach Moskau gezogen. Auf allen seinen vier Reisen, 1557—1571, fuhr Jenkinson auf der Wolga ins Kaspische Meer hinab und besuchte Persien und Buchara. Das bekundete einen erstaunlichen Wagemut. Die Briten legten an mehreren Plätzen Faktoreien an. Sie gründeten die ersten russischen Fabriken, Apotheken, Briefposten und Polizeianstalten. Um Archangel herum entstanden Kupfergruben, Eisenbergwerke und Salzsiedereien. Archangeler Kaufleute, durch englischen Unternehmungsgeist befruchtet, handelten mit Sibirien bis nach den Grenzen Chinas. Das war noch, bevor der Räuberhauptmann Jermack die Eroberung Sibiriens begann, war zu einer Zeit, als Stadt und Reich Sibir noch in den Händen mohammedanischer Tataren war.

Jahrzehntelang dauerte das gute Verhältnis zwischen London und Moskau, bis Oliver Cromwell auftrat. Er plante, die Küsten der spanischen Niederlande zu erobern, und besetzte auch wirklich Dünkirchen und Mardyck; er wollte ferner die Haupthäfen an Nord- und Ostsee nehmen. Ein Bündnis mit Schweden, das Cromwell 1657 abschloß, sollte ihm die Pläne ermöglichen. Cromwell versprach dem kriegerischen König Karl X. seine Hilfe gegen Polen und Dänemark und wünschte für sich selber Bremen, Helsingör und Danzig. So hob mit Rußland ein Ringen um die Ostsee an. Die Entwürfe Peters des Großen zielten deutlich auf eine Niederzwingung Schwedens und Dänemarks, daher auf ein Übergewicht in der Ostsee hin. Das konnte nicht ohne Rückwirkung auf Großbritannien bleiben. Trotzdem finden wir im Nordischen Kriege die Briten auf seiten Rußlands gegen die Schweden. Kaum aber war Karl XII. gefallen, im Dezember 1718, da vollzogen die Engländer eine überraschende Schwenkung und traten als Vermittler des Friedens gegen Rußland auf. Die Freundschaft der Briten mußten die Schweden teuer bezahlen: ihre Küsten wurden von den Flotten des Zaren schrecklich verwüstet. Dann änderte die Londoner Regierung abermals ihre Haltung, da die Siege Peters des Großen seinem Reiche einen gewaltigen Aufschwung brachten, da ferner dies Reich sich als guter Lieferant von Rohstoffen erwies, z. B. Holz und Hanf für den Schiffbau reichlich besaß. Man hielt den russischen Markt für unentbehrlich und bahnte ein gutes Verhältnis zu ihm an. Zugleich ward das Bedürfnis immer größer, die Bourbonen zu dämpfen. Der Lieblingsplan von Walpole war es, einen Vielverband mit Rußland, Österreich und Preußen abzuschließen. Daraus ist freilich nichts geworden. Wohl aber kam viel später, 1748, ein Bund zwischen Österreich, Rußland, Holland und Großbritannien zustande. Man erlebte das seltene Schauspiel, daß ein russisches Heer an den Rhein kam. Das ist bloß noch zweimal in der Weltgeschichte wieder vorgekommen, gegen Napoleon, 1813/14, und im Weltkriege, als Streitkräfte aus den Russen, die in Frankreich 1914 lebten, gebildet wurden.

Gegen Friedrich den Großen bildete sich ein Vielverband, der aus Mächten Festlandeuropas bestand. Die Teilnehmer waren Frankreich, Rußland, Österreich, Spanien und Sachsen. Dazu kam ein außerhalb Österreichs zusammengeschartes Reichsaufgebot. Der Siebenjährige Krieg kann so als Vorläufer des Weltkrieges angesehen werden, war jedoch insofern noch bedrohlicher für Preußen, und demgemäß für die ganze deutsche Nation, als auch deutsche Staaten gegen andere deutsche anrannten. Diese innere Uneinigkeit ist wenigstens 1914 vermieden worden; immerhin haben unter nordamerikanischer und russischer Flagge Hunderttausende von Deutschen gegen die Mittelmächte gefochten. Der einzige Bundesgenosse, den Friedrich der Große hatte, war der Britenkönig, der infolgedessen Feind Rußlands wurde.

Nun geriet Katharina II. in einen folgenschweren Krieg mit der Türkei. Sie schickte ihren Liebhaber, den schönen Alexei Orlow, mit einer Flotte um Gibraltar vor die Dardanellen. Die Engländer stellten der Zarin den Konteradmiral Elphinstone und verschiedene britische Seeoffiziere zur Verfügung. Bei dem Sieg über die Türken bei Tschesme, gegenüber den uralten Schlachtfeldern von Troja, haben die Engländer 1770 das Beste getan. Es gelang jedoch der Flotte nicht, die Dardanellen zu forcieren.

Weit folgenschwerer noch war die Erhebung der Vereinigten Staaten von Amerika. Durch sie wurde ein Weltkrieg entfesselt, der bis zur Ostsee, ja, bis Südafrika ging. Frankreich, Spanien und Holland verbündeten sich, um die britische Seegeltung zu brechen. Ihnen trat zwar Katharina nicht ohne weiteres bei, allein, sie stiftete 1781 gegen die englische Seeherrschaft die bewaffnete Neutralität, der sich dann auch die nordischen Mächte und Portugal anschlossen. Es handelte sich um den berühmten Grundsatz: Frei Schiff! Frei Gut! Der Handel flüchtete sich unter eine neutrale Flagge. Die Engländer wollten indes eine solche Neutralität nicht anerkennen. Daher der Schritt der Zarin. Neue Zwistmöglichkeiten ergaben sich in Nordwestamerika. Dort stießen russische, englische, nordamerikanische und sogar spanische Ausdehnungsbestrebungen gegeneinander. Es wäre darüber 1789 beinahe zu einem Kriege gekommen, wenn nicht die Französische Revolution ausgebrochen wäre und die Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung gelenkt hätte. Bald nach ihrem Ausbruch besetzten die Russen Alaska und zogen die Sandwichinseln in ihren Einflußkreis. Überdies sandte Petersburg eine ganze Reihe von Entdeckungs- und Weltumsegelungs-Expeditionen aus. Durch derartige Unternehmungen mußte sich England in seiner Seegeltung bedroht fühlen. Einstweilen jedoch waren Petersburg und London durch das gemeinsame Bestreben, die Sansculotten zu unterdrücken, eine Zeitlang verknüpft. Der Nachfolger Katharinas, Paul I., nahm sehr rege an den Händeln des Westens teil. Er schickte ein Heer nach Italien, wurde unter englischer Beihilfe Großmeister des Malteser Ordens und Herr der Ionischen Inseln. Er nahm von London Subsidiengelder an und unterstützte gemeinsam mit den Briten den Sultan. Sehr bald jedoch verwandelte sich die Freundschaft Pauls für England in das Gegenteil. Der Streit, ob Neutralität der Flagge ausreiche, die Ladung zu decken, spielte hier wiederum eine Rolle. Paul ging aber noch weiter und beschlagnahmte in russischen Häfen Schiffe der Engländer, weil diese jenen Grundsatz nicht gelten lassen wollten. Noch heftiger wurde die Spannung, nachdem die Briten das neutrale Dänemark überfallen und seiner Flotte beraubt hatten. Es heißt, daß die Ermordung Pauls durch englische Agenten veranlaßt wurde. Mit Alexander I. stellte sich dagegen England freundlich. Das dauerte so lange, bis der Zar sich mit Napoleon versöhnte, 1807, und mit ihm die Teilung der Welt verabredete. Dadurch ward ganz von selbst Großbritannien gezwungen, den Russen entgegenzutreten. Das tat es zunächst in Persien. Seit der Wende des Jahrhunderts hatten russische Heere Transkaukasien, das bislang unter persischer Oberhoheit gewesen, besetzt und drangen jetzt in Persien selbst ein. Der Schah, obwohl ein tüchtiger Mann aus dem kriegerischen Stamme der Kadscharen, war viel zu schwach, sich ihrer allein zu erwehren. Die Engländer schickten ihm von Indien aus Generale und Offiziere, um die persischen Streitkräfte einzudrillen und gegen die Heere des Zaren zu führen. Indien wurde immer mehr der Ausgangspunkt britischer Eroberungslust. Schon im Jahre 1807 spricht ein anglo-indischer Offizier den Wunsch aus, seine Landsleute möchten Sibirien besetzen. Zwar gingen noch einmal, bei dem Endkampfe gegen Napoleon, Russen und Engländer zusammen; seitdem aber waltet mehr oder weniger verhüllte Gegnerschaft. Der weite Orient, vom Balkan bis nach Japan, ward der Hauptzankapfel zwischen Bär und Walfisch. In der Frühzeit europäischer Kolonisationspolitik, als der Orient noch allen Mächten des Abendlandes einen schier unbegrenzten Spielraum bot, da wäre eine grundsätzliche Feindschaft unzweckmäßig und lächerlich gewesen. Wie wir sahen, arbeiteten sich sogar gelegentlich London und Petersburg insofern in die Hände, als beide den Sultan gegen Napoleon unterstützten. Das mußte sich ändern, sobald die Engländer in Indien zielbewußt um sich griffen und die Russen ihr Herrschaftsgebiet in Sibirien und Turkistan südwärts ausdehnten. Seitdem war Todfeindschaft zwischen ihnen gegeben. Sie hat denn auch ein ganzes Jahrhundert durchdauert, von ganz kurzfristigen Unterbrechungen abgesehen.

Die Spannung entlud sich 1853 im Krimkriege. Er spielte nicht nur im vorderen Orient, sondern eine englisch-französische Flotte erschien auch an der Mündung des Amur, und sehr bald treten die ostasiatischen Fragen in den Vordergrund. Als der letzte russisch-türkische Krieg entbrannte, der von 1877—1878, sandten die Engländer, um eine Besetzung Konstantinopels durch den Zaren zu verhüten, eine Flotte nach dem Bosporus. Die Hochspannung erhielt sich und wuchs noch. Sie wuchs in dem Maße, als durch unaufhörliche Einverleibungen und Angliederungen Engländer und Russen von Indien einerseits, Turkistan und Sibirien andererseits beständig einander näher rückten, dergestalt, daß auf dem Pamir die beiderseitigen Posten aufeinanderstießen. Erst der Boxerkrieg fand die Nebenbuhler wieder im selben Lager. Das war jedoch nur scheinbar und dauerte in jedem Falle nur ganz kurze Zeit. Alle Welt erwartete einen Krieg zwischen England und Rußland, der lediglich eine Frage der Zeit schien. Gemäß ihrer längst beobachteten Gewohnheit und Übung, durch andere Völker die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, schickten jedoch die Briten Japan vor, um den nordischen Bären zu bestehen. Im mandschurischen Kriege von 1904—1905 wurde der Zar im englischen Auftrage durch den Mikado geschwächt. Nun war Rußland reif für ein Bündnis. Ein Ereignis trat ein, das die Welt in Erstaunen setzte, das aber durchaus folgerichtig war: die Verständigung zwischen London und Petersburg. Im August 1907 wurde ein Teilungs- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen, der die beiderseitigen Einflußkreise in Asien abgrenzte. So war Rußland eingefangen, war in den Vielverband zur Niederwerfung und Zerstörung Deutschlands eingefügt. Im Weltkriege fochten denn auch Engländer und Russen Schulter an Schulter.

Seit 1917 ist eine neue Entfremdung eingetreten. Die Bolschewiki stürzten alles, was kulturell und politisch vor ihnen gewesen, verneinten alle Vergangenheit. So konnten sich die Engländer, als sie sich neuerdings gegen Rußland wandten, des gleichen schönen Vorwandes bedienen, den einst Talleyrand mit so wundersamem Erfolge beim Wiener Kongreß gebraucht hatte. Der französische Staatsmann verteidigte den Grundsatz der Legitimität und führte die Bourbonen zurück. Gleichermaßen behaupteten die Engländer, daß sie für Ordnung und Recht gegen den bolschewistischen Umsturz kämpften. Sie unterstützten die Zaristen oder zum mindesten die Antibolschewisten gegen Sowjet. Tatsächlich versuchten sie, ihre asiatische Herrschaft gegen die Russen auszudehnen. Sie eroberten Baku und Tiflis und lieferten der Sowjetflotte, deren Flaggschiff „Karl Liebknecht“ hieß, eine Seeschlacht in den Kaspischen Gewässern. Sie eroberten zeitweilig mit anglo-indischen Truppen den Südwesten Turkistans. Des weiteren unterhielten sie Streitkräfte in Archangel und schickten britische Offiziere nach Ostsibirien, um gemeinsam mit Zaristen, Japanern und der tschechoslowakischen Legion Sowjet zu befehden. Es wurmte sie tief, daß alle diese Anstrengungen umsonst waren, und daß die von englischen Truppen besetzten Gebiete Rußlands ihnen wieder verlorengingen. Diese Gesamthaltung hat in ihrer folgerichtigen Auswirkung zu dem kürzlichen Abbruch aller Beziehungen mit Moskau geführt.

Aus diesem kurzen Überblick kann man ersehen, wie schwankend und wechselvoll die britische Politik gegenüber dem Russischen Reiche in den vergangenen Jahrhunderten gewesen ist. Daher ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß später einmal, sobald die britischen Zwecke erreicht sind, wiederum Freundschaft zwischen den beiden Nationen eintritt.

Dr. Albrecht Wirth.





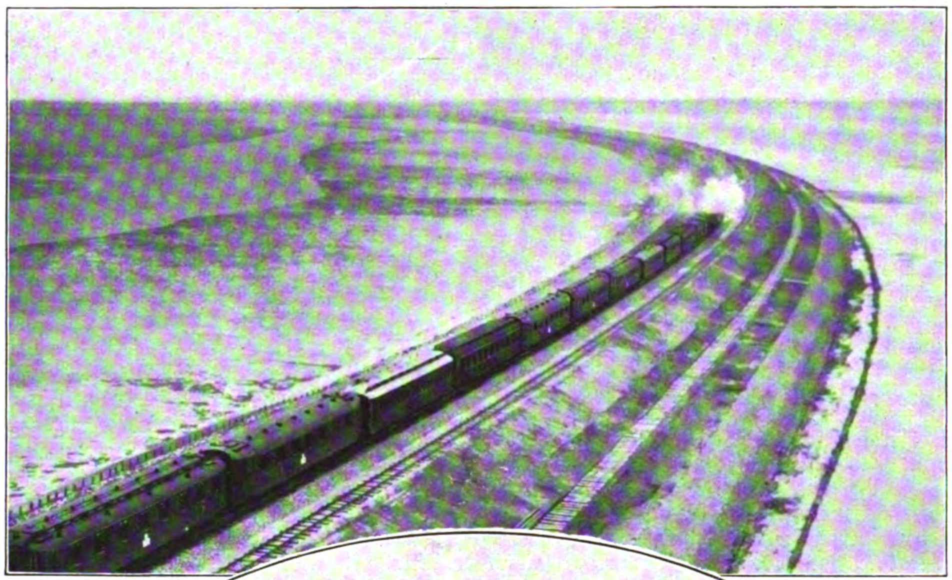
Von der Wirbelsturmkatastrophe in Lingen (Emsgebiet) am 1. Juni: Links: Durch die Windhose entwurzelte Bäume. Rechts: Ein furchtbar verwüstetes Gebäude.

Tagesgeschichte.

Der Besuch der Nordmark durch den Reichspräsidenten hatte Hamburg zum Ausgangspunkt. Am 29. Mai traf v. Hindenburg in der Freien Hansestadt ein, wo er dem Rennen in Groß-Borstel beiwohnte, und begab sich darauf nach Kiel. Hier nahm er am folgenden Tage eine Parade in der Wiker Kaserne ab und besichtigte den Hafen. Nach einem Besuch in der Universität und im Rathaus ging v. Hindenburg an Bord des Linienschiffes „Schesien“ und fuhr in der Nacht nach Mürwik an der Flensburger Föhrde. Hier weilte er in der Marineschule und wurde dann im Flensburger Rathaus empfangen. Einer Besuchsfahrt durch die Umgebung nahe der Grenze folgte die mehrmals unterbrochene Weiterreise nach Schleswig, wo er feierlich begrüßt wurde. Am 1. Juni ging die Fahrt nach Klanxbüll, hier rollte der Eröffnungszug auf den neuen Sylter Damm hinaus. In Westerland, dem Endpunkt der Strecke, nahm v. Hindenburg an einem im Kurhaus ihm zu Ehren gegebenen Frühstück teil, bei dem der Generaldirektor der Deutschen Reichsbahngesellschaft, Dorpmüller, den Sylter Damm auf den Namen „Hindenburgdamm“ taufte. — Das Bedürfnis, die Verbindung der Insel Sylt mit dem Festland unabhängig von der Durchquerung des im Jahre 1920 dänisch gewordenen nordschleswigschen Gebiets zu machen, hat vor allem den schon vor dem Weltkrieg geplanten Bau des Dammes gefördert und beschleunigt. Im Frühjahr 1923 wurde mit den Vorarbeiten begonnen; zweimal bedrohten schwere Sturmfluten den Bau. Die nunmehr dem Verkehr übergebene Linie ist die erste Eisenbahnstrecke in Deutschland, die über ein bisher dem Meer angehörendes Gelände (in 12 km Länge) führt.

In Leipzig wurde am 28. Mai die Internationale Buchkunst-Ausstellung mit einem Festakt in der Universität eröffnet. Die vom Verein deutscher Buchkünstler veranstaltete Ausstellung zeigt die jüngste Entwicklung der Buchkunst. Mehr als 1000 Künstler und Buchgewerbler aus 20 Staaten sind mit etwa 12000 Büchern beteiligt. Als Ausstellungsräume dienen elf Säle des Museums der bildenden Künste am Augustusplatz.

Am 1. Juni fand in Dresden die Eröffnung der VI. Jahresschau deutscher Arbeit „Das Papier“ statt. Die Ausstellung gibt einen großartigen Überblick über die Entstehung und die materielle und geistige Verwertung des Papiers. Außer dem die Halle der Presse krönenden „Sprechenden Turm“, dessen gewaltige Lautsprecher-Stimme Tagesnachrichten und Musikdarbietungen über das Gelände trägt, beherrschen die Ausstellung vier fast 30 m hohe, architektonisch schön wirkende Türme, von denen der Turm der „Illustrirten Zeitung“, errichtet über den Ausstellungsräumen des Verlags J. J. Weber, mit seiner einprägsamen, weithin sichtbaren Aufschrift in würdiger Weise die „Illustrirte Zeitung“ repräsentiert.









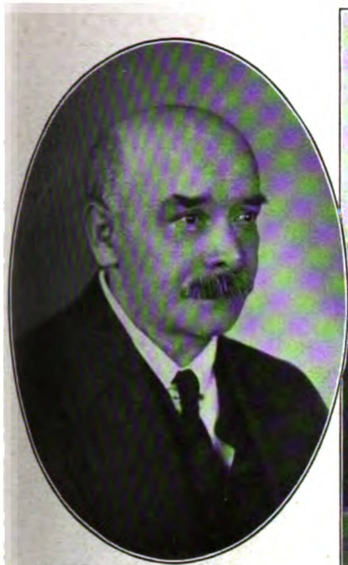
Hindenburg mit dem Bürgermeister von Westerland, Kapp, nach der Ankunft auf dem Hauptbahnhof in Westerland auf Sylt.

Oben:
Der Eröffnungszug auf der Fahrt über den Sylt mit dem Festland verbindenden Damm.
(Phot. Pförtner, Westerland a. Sylt.)

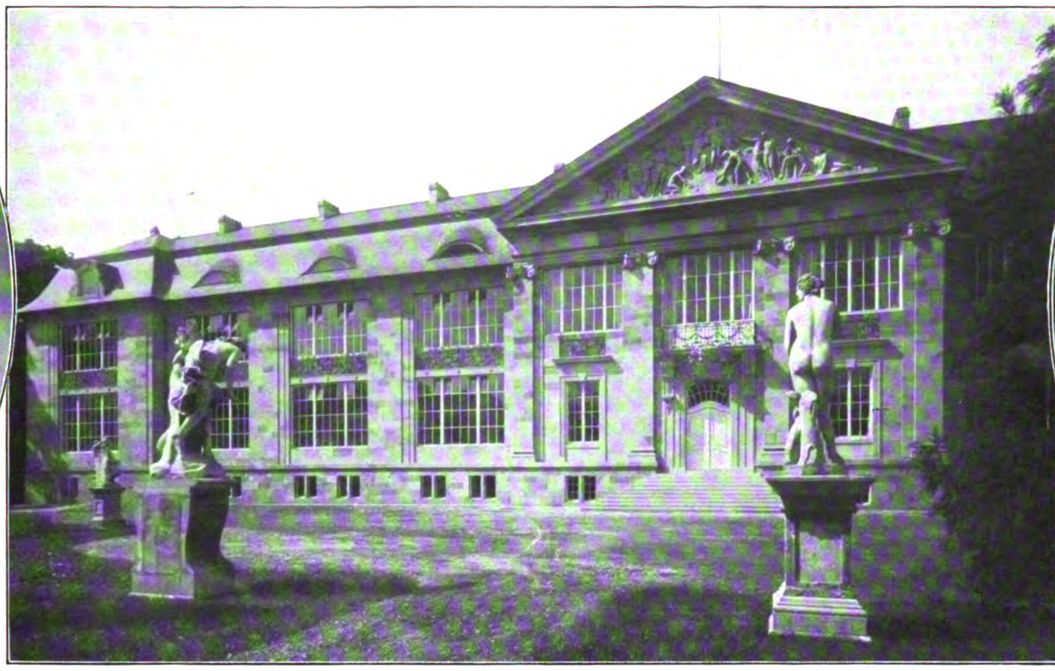
Unten links:
Hindenburg begrüßt bei seiner Nordmarkfahrt die Schwestern vom Roten Kreuz in Kiel.

Unten rechts:
Stürmische Begrüßung des Eröffnungszuges, mit dem Hindenburg fuhr, in Klanxbüll, der letzten Station des Festlandes.

Hindenburgs Reise in die Nordmark und die Eröffnung des Sylter Dammes.



Fritz Freiherr v. Ostini, namhafter Novellist und Kunstschriftsteller, Mitbegründer und langjähriger Hauptschriftleiter der „Jugend“, † am 1. Juni **im 66. Lebensjahre.**



Zum 150jährigen Jubiläum der Staatlichen Kunstakademie in Kassel am 1. Juni: Das neue Gebäude der Kunstakademie. (Phot. Eberth, Kassel.)



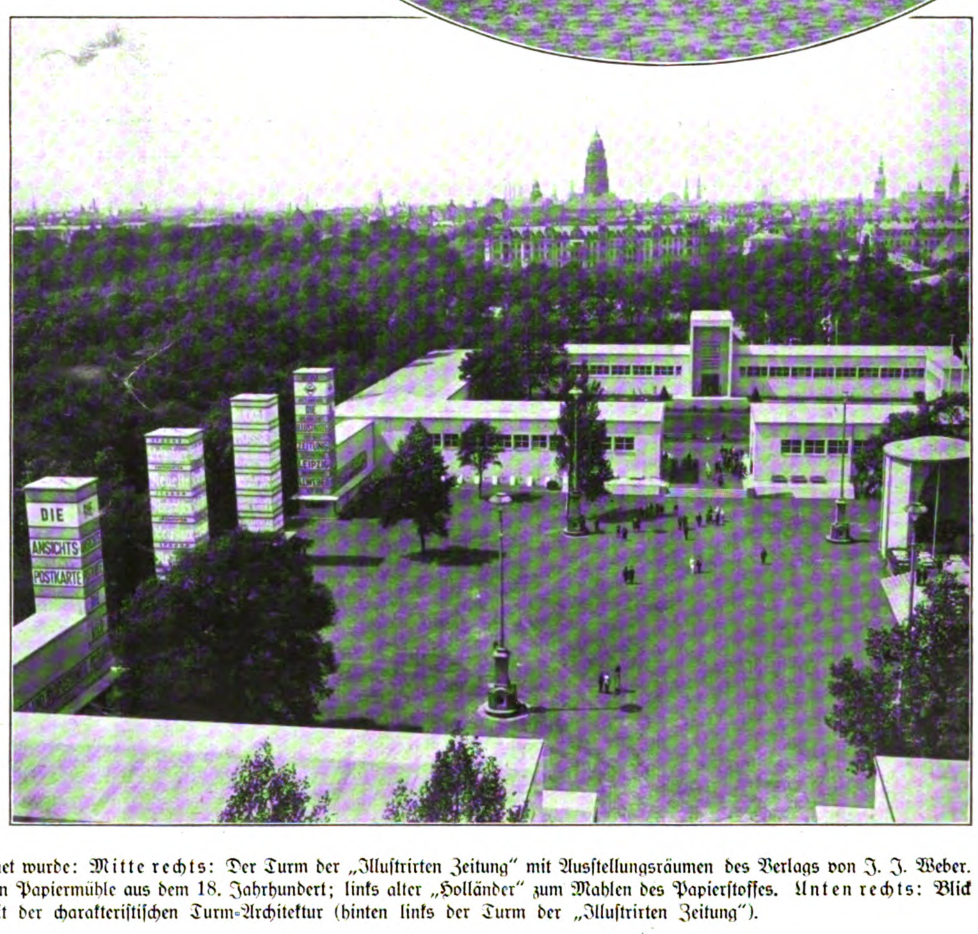
Dr.-Ing. e. h. Karl Hinckeldeyn, Wirklicher Geheimer Regierungsrat, Ministerialdirektor a. D., bekannter Architekt und früherer Präsident der Bauakademie in **Berlin, † im 81. Lebensjahre am 23. Mai.**



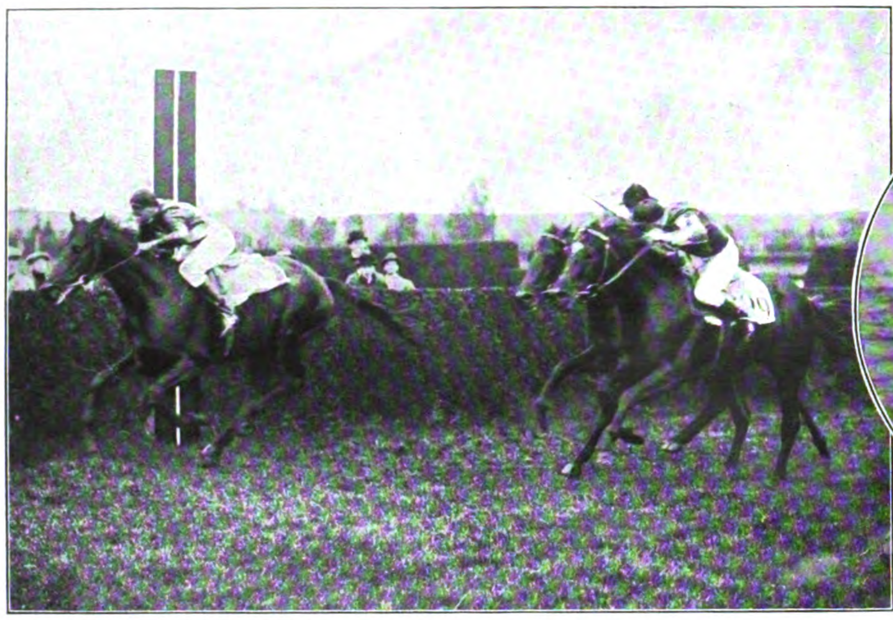
Die Rückkehr des Vermessungsschiffes „Meteor“ von seiner Weltreise in den Heimatshafen Wilhelmshaven am 30. Mai: Reichswehrminister Dr. Geßler (auf dem Steg) und Admiral Zenker, Chef der Marineleitung, beim Verlassen des Schiffes nach der Begrüßungsfeier.

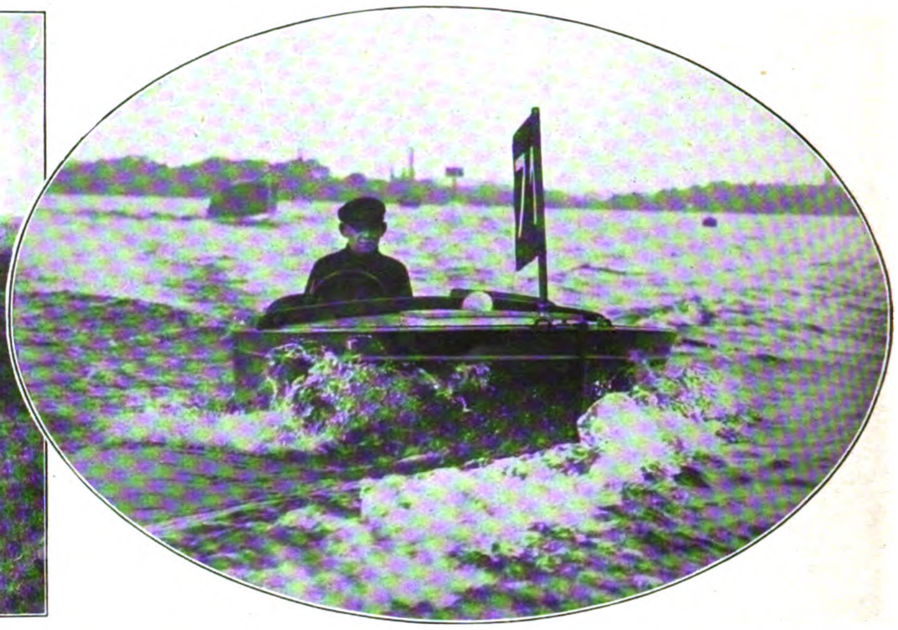




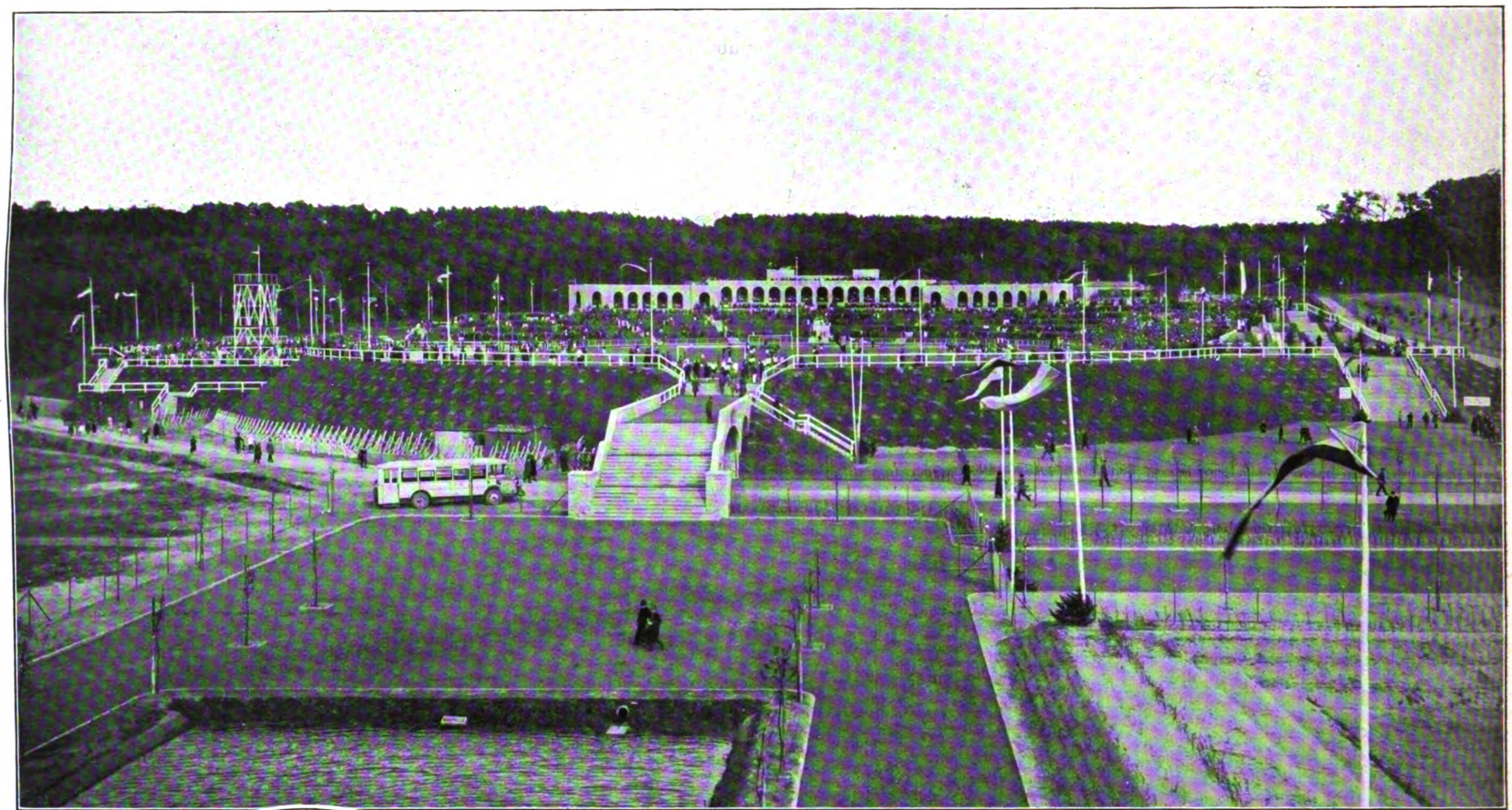


Von der VI. Jahresschau Deutscher Arbeit „Das Papier“ in Dresden, die am 1. Juni eröffnet wurde: **Mitte rechts:** Der Turm der „Illustrirten Zeitung“ mit Ausstellungsräumen des Verlags von J. J. Weber. **Unten links:** Aus der „Geschichtlich-wissenschaftlichen Abteilung“: Im Innern einer deutschen Papiermühle aus dem 18. Jahrhundert; links alter „Holländer“ zum Mahlen des Papierstoffes. **Unten rechts:** Blick vom „Sprechenden Turm“ herab auf das Ausstellungsgelände mit der charakteristischen Turm-Architektur (hinten links der Turm der „Illustrirten Zeitung“).





Links: Vom Rennen um den Großen Preis von Hamburg in Groß-Borstel bei Hamburg am 29. Mai: Marcellus geht vor Patrizier durchs Ziel. — Rechts: Von der Motorboot-Regatta des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs auf dem Templiner See bei Potsdam am 29. Mai: Der Sieger im Rennen der 2500-Mark-Serienboote während der Fahrt.



Die Einweihung des Ostmark-Stadions in Frankfurt a. d. O. (26.—29. Mai): Blick auf die Sportanlage während der Feier.





Vom Deutschen Traber-Derby in Ruhleben bei Berlin am 29. Mai: Louisiana (ganz vorn), dahinter Ehrenberg und daraufolgend der Sieger Aga (mit Jauß jun.) während des Rennens.

Links nebenstehend: Von den Endspielen um die Handballmeisterschaft der Deutschen Sportbehörde in Berlin am 29. Mai: Ein lebhafter Kampf um den Ball während des Damenendspiels, bei dem S. C. Charlottenburg (Brandenburgischer Damenmeister) von Guts-Muths, Dresden (Mitteldeutscher Meister) 3 : 4 geschlagen wurde.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(4. Fortsetzung)

„Naturschönheit!" Olsen machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ein relativer Begriff. Außerdem für veraltete Menschen. Naturschönheit, das gab es früher einmal. Bald wird die ganze Erde unterjocht sein. Eine Bahn auf den Everest ist nur noch eine Frage weniger Jahre. Was soll uns Einsamkeit! Der Mensch versauert, wenn er einsam ist. Es wird bald nichts mehr geben für die sogenannten einsamen Naturen. Man wird ihnen einen Schutzpark schaffen und sie wie seltene Affen einsperren. Dort werden sie auf den Felsen umherklettern und in die Gipfel der Bäume steigen wie die Anthropoiden. Es werden ihnen langsam wieder Haare wachsen, und man wird sie gegen Eintritt besichtigen können. Wir aber wollen keine Haare! Was sollen wir auf Bäumen und Felsen! Es wäre interessant, einen Roman zu schreiben, worin ein solcher Naturmensch die Hauptrolle spielt. Von Stahl und Eisen umgeben, mitten im Gewitter der Hämmer und Maschinen stehend, von Qualm und Ruß und Hochöfen schier erdrückt, vegetiert er auf dem letzten Baum und wird als Kuriosum zur Schau gestellt. Sie pilgern zu ihm hin, er wird ein Wundertätiger."

„Ein komischer Heiliger!" erwiderte Achstetter und rieb sich vergnügt die Hände. Was für Einfälle ein solcher Dichter hatte! Merkwürdige Menschen überhaupt, diese Schreiber, die ihren Beruf darin sahen, Worte zu Sätzen zusammenzuflicken, aus denen sich dann ein unglaublich grotesker Sinn ergab.

„Bald wird die letzte Lawine donnern!" Olsen sprach es wie einen Witz und wurde innerlich vom Ernst seiner Worte geschüttelt. Etwas wie Ekel stieg hoch in ihm, dem er nicht widerstreben konnte. Er reichte dem Industriellen die Hand und ging mit lächelnder Maske. Draußen blieb er stehen und schaute in die Höhe. Und wurde von Unbehagen durchsetzt.

Die schwarzen, plumpen Eisenvögel hingen in der Luft, und überall floß Blut aus den Wunden der Erde.

VII.

Lautlos und ingrimmig schlug die Nacht über dem Trubel des Festes zusammen. Noch war ein Leuchten am Himmel, trüb wie milchiges Glas, dann brach das Schwarz herein, und Zinne und Joch verhüllten sich.

Lampen blitzten auf, farbige Kugeln, zerrend geschaukelt, hingen wie ärmliche Sonnen in der Luft, und auf dem Plateau wurde der Rausch des Feierns ungezügelt. Ein Häuflein lärmender Menschen, vom Alkohol erhitzt, in sprühender Laune, hing wie auf einer bestrahlten Insel an der Felswand, während ringsum das Dunkel braute und nur die farbigen Papiersonnen einen glimmenden Schein warfen und wie eine Schar Wanderer waren, die in langem Zug nach der Höhe strebten.

Das Gewirr der Stimmen schien in dieser verlassenen, schlafenden Weite ins Maßlose gesteigert und lag über der Landschaft wie bacchantischer Schrei einer Welt, die im Versinken ist und, auf engem Eiland zusammengepfercht, das letzte Leben verströmt. Auf rohen, notdürftig gezimmerten Holzbänken saßen sie bunt durcheinander, Männer und Frauen, selig beschwingt, jubilierend und mit erhobenen Gläsern. Ach, dieses nimmersatte Leben! Sekt floß durch die Kehlen, die heiser waren von Hitze und Reden und berauschendem Getränk. Blut kreiste sieghaft durch geschwellte Adern, und wo das Dunkel hinter Felsen brütete, dort sank manche Schöne in die Arme ihres Tänzers und trank diese Küsse, die voll fremder Süße waren und von sträflichem Leichtsinn durchsetzt. Mit klappernden Akkorden setzte die Tanzkapelle ein. Da warfen sie sich in den Tanz, eng verschlungen, mit glühenden Gesichtern und vom Schauer des Außergewöhnlichen durchrieselt. Furchtbar ingrimmig aber lag die Nacht über ihnen.

Direktor Achstetter saß am Tisch und fühlte die Schwere seiner Glieder. Aber er lächelte zufrieden; denn das Fest war glänzend gelungen. Hing man hier nicht in einem steinernen Nest, mitten in der alpinen Welt, zwischen Abgrund und Himmel, und feierte eine delikate Soiree, wie sie kein Großstadtprogramm sich leisten konnte! Er war noch mit einer ungehaltenen Rede belastet, aber seine Zunge war schwer vom Sekt und Burgunder. Man wünschte auch keine Rede mehr. Man wünschte starkes Getränk und weiche Frauenarme.

Achstetter griff nach dem Sekt und fühlte es kühl durch die Kehle rinnen. Da tanzte seine Tochter vorüber, hart und trocken schleifend auf rauhem Stein. Sie lag in den Armen eines Amerikaners und war wie hingegossen und von Weichheit überwältigt. In Gottes Namen, dachte er, heute laßt der Jugend, was der Jugend ist. Golm würde schon ein wachsames Auge haben.

Jetzt kam der Refrain, und sie fielen mit leiernden Stimmen ein:

> „Ich hab' ein Rendezvous
> Mit dem Schatz, mit dem Spatz, mit der Erika,
> Heute nacht um halber vier
> Im Hotel zum Gürteltier."

„Zum Brüllen komisch!" rief ein dicker Berliner Herr. „Zum Brüllen! Hotel zum Gürteltier!" Er rückte weiter zu Achstetter heran und wurde furchtbar vom Asthma gewürgt. Sein Gesicht mit den glatten Hängebacken lief blau an. „Wenn man nur auch noch könnte! Was, Herr Direktor! Aber unsere Knochen sind mal verkalkt. Wir können uns nur noch den Bauch mit Spirituosen füllen. Häh hi! Der Alkohol ist unser Liebchen!"

Er hustete fürchterlich und schob die Weste über den Bauch. Da kam Svend Olsen und setzte sich dazu. Seine Bewegungen waren müde.

„Sind sie nicht alle wie aus der Rakete geschossen? Man kommt so weit, daß man selbst einen Hechtsprung in den quirlenden Haufen macht. Sehen Sie nur diese Kraft und Stärke ringsum! Nie wird die Menschheit aussterben. Wir werden alles übervölkern, wir werden zahlreich wie Bakterien. Über alles der Mensch! Genialischster Schöpfergedanke. Artistische Häufung von Zellen."

„Was quasseln Sie bloß?" Der Dicke goß ihm Sekt ein und bot ihm ein Schmollis an. Olsen ekelte sich vorm Trinken.

Paare, eng gedrängt und wie kochendes Wasser gestaut, wirbelten vorüber. Es roch nach Frauen, nach Seligkeit und Parfümeriefabriken. Die Musik donnerte in große Trommel und Cinellen. Krähende Töne schrien aus den Instrumenten, und die Holzklappern setzten aufdringlich meckernd ein. Teufelsspuk quoll aus Disharmonie und musikalischer Gesetzlosigkeit. Nur der Rhythmus blieb als letztes, was an Musik erinnerte.

Cornelie kam vorüber, tief erhitzt und mit glühenden Wangen. Ihre Augen brannten wie Kohlen. Der Pagenkopf war dunkel aufgebauscht. „Ist sie nicht eine Schönheit?" polterte Achstetter und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf sie, als sie sich im Glanz der elektrischen Lampe vorüberdrehte. Ihre wundervollen Beine waren bis zum Knie sichtbar.

„Sie ist eine Schönheit!" würgte der Dicke hervor. Dann fiel ihm etwas ein. Er zog den Notizblock und kritzelte Aufzeichnungen, wobei es ihm schwerfiel, den Bleistift zwischen den aufgedunsenen Fingern zu halten. „Sie ist eine Schönheit!" sprach er nochmals und dachte an etwas anderes, das ihm gerade lebhaft eingefallen war. Er schrieb und stieß dabei Luft durch die Nase wie eine verstopfte Pumpe.

Mit einem furchtbaren Hieb brach die Musik ab. Sie strömten an die Tische und brachten Wolken von Geruch mit. Sie stießen an, tranken, lachten und waren besessen von der Gnade dieser lärmenden Stunde.

„Vater, wo ist Golm? Er hat schon vier Tänze nicht mit mir getanzt. Golm kümmert sich nicht um mich."

Cornelie sprang das Feuer aus den Poren; ihre Haut war rötlich überhaucht und trug den Glanz aufreifender Jugend. Sie schäumte vor Lust und ungebändigter Sehnsucht.

„Ich weiß nicht, wo Golm ist."

Golm war ins Dunkel getreten. Aus dem Lichtkreis der elektrischen Lampen hatte er einen Vorstoß in die schwarze Fläche gemacht, die ringsum drohend stand. Über glatten Fels kletterte er hoch und blieb auf einem Vorsprung stehen. Lust nach Ausruhen und Alleinsein hatte ihn plötzlich gepackt. Eine Hand hatte nach ihm gegriffen, unsichtbar aus dem Dunkel. — Der Lärm polternder Stimmen drang zu ihm herauf. Er sah das Licht. Es war wie eine rötlich milchige Kugel, in der sich seltsam gespenstisch das flatternde Treiben abspielte. Die Nacht lag mit entsetzlicher Schwere auf ihm. Er schaute hinauf und suchte Gipfel und Firnhang, aber es war leer um ihn, und die beleuchtete Kugel wurde nun qualmig verschwommen. Hoch richtete er sich auf und suchte nach einem Stern. Über ihm mußte die Kapella stehen, aber er fand nicht ihr strahlendes Auge. Deutlich hörte er Stimmen, die hart klangen und ohne klingende Resonanz wie Schläge an sein Ohr stießen. Er sah Cornelie an ihres Vaters Seite sitzen und lebhaft auf ihn einreden. Sie war von einer stürmenden Begehrlichkeit, und der Wunsch regte sich in ihm, sie allein und abseits von allem Hexensabbat in die Arme zu pressen und alle Wünsche und Sehnsüchte leer zu trinken.

„Wir vergiften den Erdball", hörte er eine Stimme in der Nähe. Das war Svend Olsen. Er stand mit einer unbekannten Schönen im Halbdunkel und warf ihr seine Schlagwörter hin. Sie war schlank aufgeschossen und trug das blonde Haar kurz geschnitten, so daß es wie ein gebleichtes Grasbüschel über ihren Scheitel fiel. „Mein Mann ist Redakteur!" sprach sie. „Sehen Sie dort den Dicken? Der Bleistift ist seine wahre Geliebte. Sagen Sie selbst, was soll mir ein Mann,

der immer den Bleistift in der Hand hat! Sehen Sie nur, jetzt zieht er schon wieder den grauslichen Notizblock."

Olsen antwortete mit Belanglosigkeiten; er betäubte sie mit Redensarten, und sie schwamm förmlich in seinem philosophisch zerfahrenen Gerede, das wie Wasser aus einer Röhre schoß. Er tat es absichtlich, um sie zu verwirren; denn er spielte mit ihrer Lüsternheit, die voll zügelloser Angriffslust war.

Golm schien es übel zu werden, und er wollte schon einen bärenhaften Brüllton ausstoßen, da brach die Tanzmusik los und heulte wie eine Explosion in das Gewoge der Stimmen. Er stieg in den beleuchteten Dunst wie in ein schäumendes Rad. Da kam Cornelie auf ihn zu und riß ihn, zornig aufgebracht und von hundert Teufeln gestachelt, in den Tanz.

„Wann findet denn das Feuerwerk statt?" brüllte eine Stimme.

„Nicht vor Mitternacht!"

Im Augenblick, da diese Worte im siedenden Strudel untergingen, im gleichen Augenblick spie die Finsternis ein tiefes Grollen aus, das heftig anwuchs, wie Donner an den Wänden entlang kam und von so atemraubender Dumpfheit war, daß sie im Tanze innehielten und, von einem Zittern befallen, sich gegenseitig anschauten, als müsse ein unbekanntes Schicksal über sie hereinbrechen. Wie eine urhafte Raubtierstimme kam dieser Schrei aus dem Rachen der Nacht.

Ein Gewitter, dachten viele und versuchten, in den Himmel zu schauen, der aber schwarz verhüllt war durch das scharfe Licht der Lampen. Der Schrei war verklungen, aber sie lauschten ihm noch nach, scheu und furchtsam benommen, als müsse er stärker und gefahrvoller wiederkehren. Svend Olsen wußte es. Er kannte diesen Ton. „Der Gletscher hat gebrüllt", sprach er und lachte verwegen. Ja, es war der Gletscher; auch Werner Golm wußte es. Das Eis war geborsten; grün schillernd würde ein neuer Spalt klaffen. Der Berg hatte sich geregt, mit einer tiefen, inbrünstigen Bitterkeit. Vergrabener Groll war unterirdisch aufgewacht.

Die Stimme des Berges, dachte Golm und wurde düster bewegt, während die Verblüffung ringsum sich langsam löste.

„Warum starrst du so vor dich hin?"

Cornelie stieß ihn an, und er stieg wie aus einem Schacht hoch. Es hatte nach ihm gerufen. Er blickte sich scheu um und sah, daß schon wieder getanzt wurde.

Der Berg! zuckte es durch die Wirrnis seiner Gedanken.

VIII.

Um diese Stunde kam der alte Bergführer Zacharias Job von Ponthilara herauf. Er ging schwerfällig und mit langsamen Schritten, war etwas gebeugt und trug den grobgeschnitzten Kopf mit den strähnigen Haaren gesenkt. Wie ein Tier, das auf müder Heimkehr ist, schob er sich trottend in das Land. Man sah diesem Manne nicht an, daß er einer der bekanntesten Bergführer war, der schon über vierzig Jahre hinaufstieg mit Pickel und Seil und Tausende von Fremden auf die Gipfel geführt hatte. Man sah diesem Manne, über den langsam das Alter kam, nicht an, daß er in der Bergsteigerwelt ein Pfadfinder war, der allein eine Reihe der kühnsten Bergfahrten unternommen und sein halbes Leben zwischen Firn und Fels und an Eishängen klebend verbracht hatte. Wer unter den alten Bergsteigern kennt Zacharias Job nicht? Er war der erste, der als Alleingänger sich über den Todesgrat wagte; der erste, der durch den Kamin einen grauenhaften Weg auf den Gipfel des Weißzahns fand! Wer unter euch kennt Zacharias Job nicht, der über vierundzwanzig Stunden mit gebrochenen Oberschenkeln in der Lawine lag und seine Rettung nur dem Umstand zu verdanken hatte, daß er, gegen Felsen gepreßt, durch einen Spalt im Gestein mit Luft versorgt wurde? Wer kennt Job nicht, der sich über zwanzigmal am pendelnden Seil in die wahnwitzigen Tiefen des zerrissenen Gletschers hinabließ, um nach Dieffenbronners Frau zu suchen, die das Eis verschluckt hatte? Sein Name kann nicht untergehen.

Als er gegen die Gletscherstation hinaufkam, schlug ihm der Lärm wüster Stimmen entgegen. Die Kantinenbaracke war hell erleuchtet, und er hörte ein brausendes Gewirr grölender Stimmen. Da fiel ihm das Fest ein. Er blieb stehen und schaute gegen die erleuchteten Fenster, hinter denen das lärmende Leben sich schattenhaft abspielte. Unbeweglich stand er und pliente mit seinen grauen Augen in den gelben Schein, der in die schweigsame Landschaft stach und wie lästiger Fremdkörper wirkte, der die flutende Stille des Landes zerbrach. „Gesindel!" Job spuckte aus und suchte nach seiner Pfeife. Er setzte sie langsam in Brand, zog dunkle, bösartige Wolken und sank ein wenig in sich zusammen, stand lauernd mit vorgeneigtem Kopf und nährte den Haß, der in seinem Blut kreiste und nicht zur Ruhe kommen wollte. Riesengroß war sein Haß und sorgsam gepflegt; wie eine Pflanze aufgezüchtet, die nun alle anderen Regungen tödlich überwucherte.

Diese Bahn war Jobs Untergang; sie saugte ihm das Leben aus dem Herzen; er wurde alt, weil die Bahn seine Seele fraß; weil sie ihn leer plünderte und ihm nichts anderes mehr ließ als die grauen Haare und den ingrimmigen Haß. In der Bahn, vermummt und verhüllt, griff sein Schicksal nach ihm.

„Gesindel! Gesindel!"

Er ging hinüber und schaute vorgebeugt durch eine trübe Fensterscheibe. Da sah er sie, wie sie schmutzig und verdreckt um die rohen Holztische hockten und tranken. Auch sie hatten ihr Fest. Nur ohne Weiber und ohne Sekt. Bier, Tabak und einen Waschkorb voll Knoblauchwürste.

Es fiel ihm ein, hineinzugehen, mitten unter die Pest zu treten und den Gestank zu atmen. Es trieb ihn hinein, er wußte nicht, warum. Mit festem Griff öffnete er die Tür und schob sich langsam mit seinen schweren Nagelschuhen in den Tabakqualm, der in schwelenden Vorhängen an der Decke hing. Es sah wüst aus in dieser Spelunke, bei Gott! Bierdunst, Tabakdunst; Geruch alter Kleider, vollgesogen mit Schweiß und Staub. Bierlachen, häßlich breit und beschmiert, Reste von Essen, auf dem Boden Zigarrenstummel und verschrumpfte Wursthäute und Lehmklumpen, die von schweren Arbeiterstiefeln gefallen waren.

Wüst sah es aus, bei Gott! Es trieb Job, hier einmal mitzuheulen und die Wölfe auszuhorchen. Jetzt waren sie gesprächig, denn der Dampf des Alkohols hatte ihren Verstand umnebelt. Man konnte vielleicht manches erfahren, wie es stand um diesen verfluchten Bahnbau, der wie Gift in allen Poren des Landes hing und seine Heimat langsam erwürgte.

Dreimal verflucht, Gott verzeih mir die Sünde, dachte Job, als er im Knäuel der grobschlächtigen Gesellen stand und sie ihm entgegenbrüllten, daß er ihre aufgerissenen Mäuler sah und die gelben Zähne, die in vorgeschobenen Kiefern wie Pfähle saßen.

„Komm ran, Herzgeliebter, komm ran, oder ich quetsch' dir die mageren Rippen kaputt."

Karl Burgner stand vor ihm und hielt den Krug hin, breit und stämmig; er wankte kaum merklich, spreizte die Beine und war wie ein Baum im Wind. Den Kopf ins Genick gedreht, brach ein schallendes Lachen aus seinem Mund; er hob die schwielige Tatze und ließ sie klatschend auf Jobs Schulter fallen.

„Komm ran, alte Bergratte, und laß dir's gut gehen. Heut feiern wir, heut feiern wir! Alles feiert, hol' mich der Teufel!"

„Ich will euer Gesüff nicht; ich hab' keine Lust, mich auf Kosten dieser Herren Industriellen zu betrinken."

„Industriellen, jawohl, Industriellen!" grölte ein junger Kerl, der braun wie ein Mulatte war, und dem der Krawall aus allen Fingerspitzen zuckte. „Die Industriellen! Man sollte sie alle — hupp! — kaputt machen. Ratsch!"

„Mach' dich hinter die Bank und stör' uns nicht, du Lausekerl, sonst papp' ich dich wie ein Abziehbild an die Wand."

„Ohoo!" rief er und wankte davon. Und knurrte wie ein Hund.

„In eurer Höhle stinkt's wie bei des Teufels Großmutter."

Job reckte sich und warf einen Blick über die lärmende Gesellschaft. Die meisten hingen in ihren Arbeiterfetzen, in den zerschabten Manchesterhosen und geflickten Röcken, die hart waren von Dreck und Fett. Nur manche hatten sich herausgeputzt, trugen weiße Hemdeinsätze, bunte Krawatten und hatten sich nasse Scheitel gekämmt. In der Ecke stand ein gewaltiges Faß. Bier lief in breiten Rinnsalen über den Boden. Er sah, wie sie vorm Faß standen und die Krüge vollaufen ließen. Schaum quoll blasig auf und klatschte flockig auf die beschmutzten Holzdielen.

Sie saßen in die Bänke gequetscht und waren voll derben, wilden Aufruhrs und voll benebelter Urwüchsigkeit. Einige würfelten, andere spielten mit schmierigen Karten, lausten sich gegenseitig die Kupferstücke ab und hieben mit ihren furchtbaren Fäusten die Karten auf den Tisch.

„Wir sind die Biergurgeln, die Schnapsseelen und Wurstmägen. Oben spülen sie sich mit Sekt aus. Oben sind die feinen Herren. Die mit den weißen Stärkehemden, oha ha! Und Weiber! Komm, Bergratte, und setz' dich!" Burgner griff den Bergführer am Arm und drängte ihn gewaltsam in die Bank. „Wenn du auch auf uns schimpfst wie ein flügger Rohrspatz, hää! Wenn du uns auch die Kränk in den Leib wünschst, komm nur, wir sind doch alle deine Schbezel! Was? Hää!" Er hing einen Krug an den Hals und trank in großen Schlücken, daß der Gurgelknoten wie ein Ball am sehnigen Hals auf und ab hüpfte. Wüst lachend stieß er den Krug hoch, und der Schaum hing naß und triefend an seiner Oberlippe.

Es kamen einige der Gesellen dazu und scharten sich um den Sohn der Berge, der ihnen kein Neuling war, weil sie von seinem Grimm wußten und sich ihm fern verwandt fühlten, da auch in ihnen der Haß brannte gegen das verpfuschte System der Weltordnung.

„Ist es eine Art von mir, daß ich mich unter meine Henker setze!" lachte Zacharias Job, und seine Heiterkeit war blinzelnde Maske, denn er wurde vom Ekel gewürgt, als er die trostlose Knechtschaft dieser kraftstrotzenden Menschen sah, die um des Brotes willen von morgens bis abends im Geschirr standen, um ein Werk des Fluches zu vollenden. Sie waren schuldlos daran, das wußte er; denn sie waren nur Werkzeug, waren nur Masse, die Ausgeburten des Hirns in die Tat umsetzte. Es waren Menschen, rauh und ungeschlacht und in muskulöser Wildheit aufgewachsen, die bis zum Hals in ihrer harten Pflicht standen. War es ein Wunder, wenn sie überschäumten und in ihrer aufbrechenden Lebensgier die Grenzen der Ordnung verwischten? Job wies den Trank nicht mehr zurück; er nahm den gefüllten Krug, den sie ihm reichten, und stieß mit ihnen an. Der Lärm wuchs bei diesem Toast, und dann rann ihnen das Bier aus den Mundwinkeln.

„Bergratte! Alter Gletscherfloh! Er haut noch die Bahn in Scherben!"

(Fortsetzung folgt.)



Reiter in Nordmongolien / Nach einem Gemälde von Sergei Kolesnikoff

LEVANTE IM ALLTAG

VON DR. H. v. ENGELMANN, MIT ZEICHNUNGEN VON RICHARD MAYNITZ

Wenn der Dampfer Anker auf gegangen ist und das kubisch moderne Gemälde Peras, die Moscheen des leicht mit dem Orient kokettierenden Stambul im Marmarameer untertauchen, macht der Tourist erleichtert und befriedigt einen Strich in seinem Reiseplan: er kennt nun Konstantinopel, die Türkei — bildet er sich ein. Zwei Tage Fahrt in einer endlosen Kette von Autos, blechern heruntergeleierte, erklären sollende Worte des „Guide“ haben ihm diese Kenntnis vermittelt, und deshalb sah er eigentlich nichts. Nicht jeder hat ja das Glück, Aga Bej, dem einzigen Führer, der diesen Namen mit Recht verdient, „in die Hände zu fallen“ und so unter Fahnenflucht aus der großen Karawane und abseits



Im Großen Basar.



Hamal, der Lastenträger.

der Heerstraße einen Ausschnitt des wirklichen Lebens zu sehen zu bekommen.

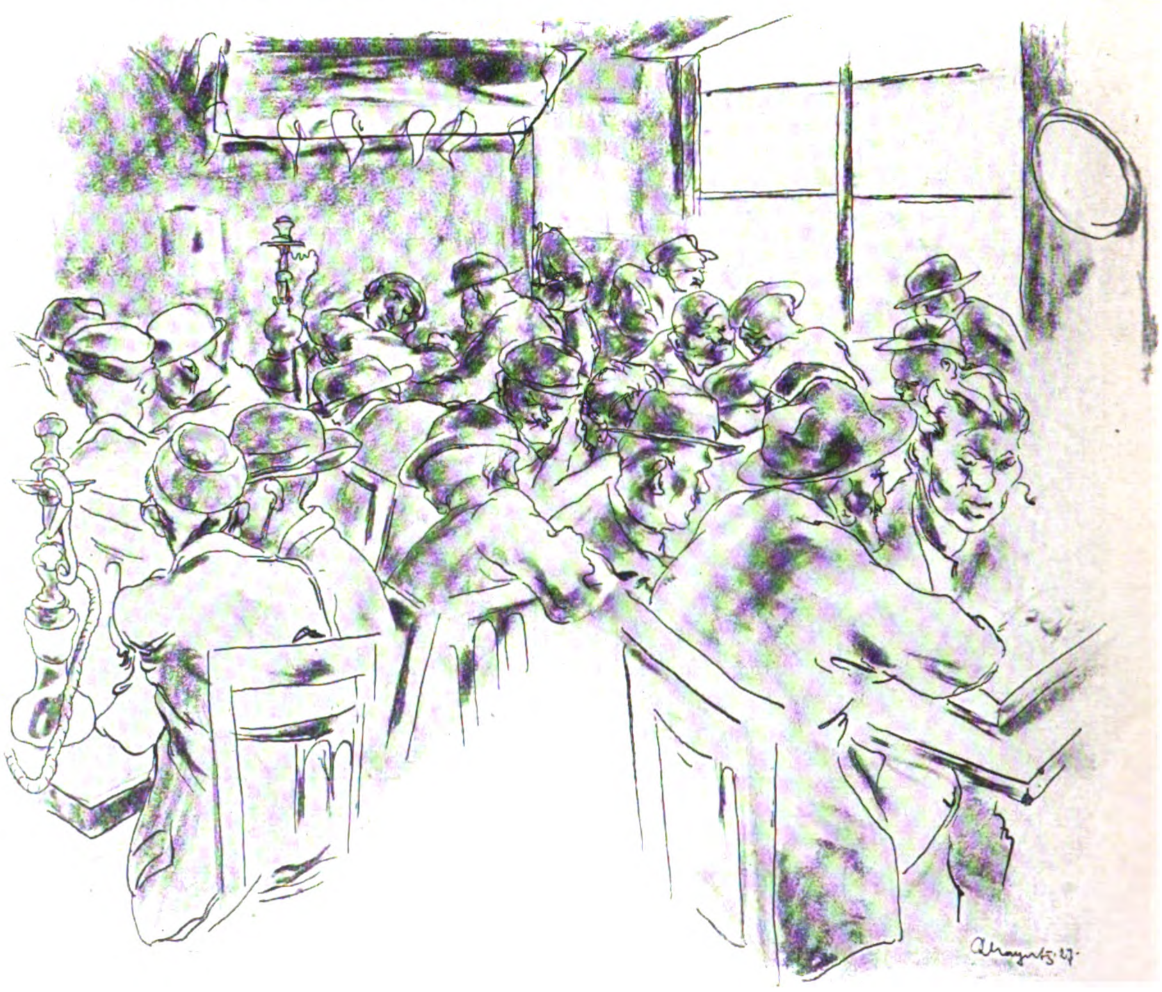
Levante im Alltag, an der die Herde vorbeirast, blicklos das vielgestaltige Leben an sich vorüberziehen lassend, das Leben, das einerseits zu pulsieren scheint in unerhörtem Tempo und doch wieder träge dahinfließt im seichten, versandeten Strome jahrhundertelanger Gewöhnung.

Wild braust Betriebsamkeit durch die Geschäftsstraßen und Bureauhäuser mit Stimmenaufwand und Gesten unerhörter Lebendigkeit, trotzdem: „Yarin“ — „morgen!“ ist die Losung, „jawasch, jawasch“ — „langsam, langsam!“ das Feldgeschrei. Im Grunde ist es der in moderne Bauten verpflanzte „Große Basar“, in dessen stets dämmeriger Kühle das Feilschen und Übervorteilen fast Körperlichkeit angenommen hat und alles, alles aufsaugt. Nur das einmalige Geschäft gilt; bei ihm möglichst viel herauszuschlagen, ist brennender Ehrgeiz, wütendes Verlangen. Was „dauernde, angenehme Geschäftsverbindung“! Verständnislos steht der Levantiner diesem Begriff gegenüber.

Ein menschlicher Lastkran, schleppt der Hamal rechtwinklig gebeugten Körpers ungeheuerliche Bürden von Speicher zu Speicher, anzusehen wie ein stets unterdrücktes, getretenes Wesen der menschlichen Gesellschaft, und gehört doch einer uralten, mächtigen Gilde an, die, ihrer Macht sich wohlbewußt, durchzusetzen weiß, was sie will, und gar sanft behandelt wird von dem Police Bej.

Auch die Barken- und Leichterführer des Hafens bilden eine solche Organisation, mit der nicht gut Kirschen essen ist. Neulich noch beförderten sie kurzerhand gelegentlich eines Streikes einige mißliebige Hafenpolizisten in des Goldenen Horns übel duftende Flut. Zwar besteht eine moderne Hafenmonopolgesellschaft mit Vorstand und Aufsichtsrat, aber trotzdem dauert es oft Wochen und Monate, bis der Empfänger seine Waren gefunden hat und endlich erhält, denn die Zollbehörde erstickt in einem Wust von petrefakten Vorschriften und Papieren, genau wie in alter Zeit. Im Hafen liegen Ozeanriesen und scheinen die Verbindung herzustellen mit der tätigen Welt des Westens, doch eine Verbindung nur für einige wenige. Der Konstantinopeler darf nicht an Bord gehen ohne besondere Erlaubnis, und die wird fast nie erteilt. Die gläserne Mauer ist allüberall aufgerichtet zwischen Ost und West, Halbmond und Europa.

In der kalt-ungemütlichen Atmosphäre liebloser Kaffeehäuser sitzen stundenlang die Männer beim beliebten „Kef“, dem absoluten Nichtstun, oder spielen Tricktrack und Domino; melancholisch glucksen die Wasserpfeifen, und erhebt sich wirklich irgendwo eine Unterhaltung, so dreht sie sich sicher um Geld, Geld und noch einmal Geld. Im Streit um „Jüß para“ — „fünf Pfennig“ werden alle Register gezogen, in der halb verfallenen Bude Stambuls so gut wie hinter der modernen Spiegelglasscheibe des „europäischen“ Kaffeehauses in Pera.



Nebenstehend: Türkisches Kaffeehaus.

Der Prophet verbot den Wein, und er wußte, warum, doch er kannte nicht den Schnaps, und daher konnte er ihn auch nicht verbieten. So steht seinem Anhänger — vom Giaur, dem Ungläubigen, ganz zu schweigen — als Trost für trübe und zur Verklärung froher Tage der Raki offen, und er muß sich öfters trösten oder verklären. Des Abends sitzen dann in all den kleinen Wirtschaften fidele Runden um die Tische, auf denen, pyramidenförmig getürmt, Tellerchen mit all den kleinen pikanten Speisen, den Mezées, stehen, ohne welche Trinken unmöglich ist. Prächtige Typen aus dem Volke unterhalten sich da laut und fröhlich, absolute Harmonie herrscht in dem bunten Gemisch der Völker. Türken und Armenier, Griechen, spaniolische Juden und Perser geben sich einträchtig dem Genusse des Monopolschnapses — in Ermangelung eines besseren — hin, und lautes, freies Lachen belohnt jeden Scherz. Auch der Koch hinter dem Warmbüfett in seinem Glasverschlag nimmt teil an der Unterhaltung und belohnt ein Glas Raki mit besonders reichlichen Mezées. Ab und zu ein kleines Intermezzo, ein blitzendes Messer des eifersüchtigen Galans irgendeiner Schönen, sonst trübt nichts die Eintracht der Konviven. Und wenn Hassan oder Ali einmal von seiner ob der ausgedehnten Sitzung wütenden Alten nach Hause „begleitet“ wird — auch so ein Zeichen der neuen Zeit, Maschallah! — schwillt die Welle der Fröhlichkeit — bei den anderen.



In der Rakikneipe.



Der Skembedschi (Gekrösekoch).

Ja, die Frau ist frei geworden; viele meinen, allzu frei. Nachmittags ergeht sich die Dame der Gesellschaft in einem der wenigen für Levantinerbegriffe eleganten Teehäuser. Und entzückend sind sie, die Türkinnen der oberen Zehntausend. Ungezwungen und natürlich bewegen sie sich im Rahmen der fast europäischen Gesellschaft, erfüllen die Luft mit einem Fluidum unverhüllter, fast naiver Erotik. Unablässig wandern die großen, ausdrucksvollen Augen umher, alle Mittel der Zeichensprache werden unausgesetzt angewendet, und ohne daß ein Wort gewechselt wird, hat Feriha mit dem vier Tische entfernt sitzenden Freund ein Rendezvous für den nächsten Tag verabredet, seine Huldigung für ihr neues Kopftuch entgegengenommen. Oberflächliches Vergnügen ist das Leben, ist ihr Recht — so faßt sie die neue Zeit auf. Pflichten? Nein, das ist unbequem. Die Kinder werden vergöttert, aber man kümmert sich möglichst wenig um sie; Haushalt ist Sache der Dienstboten.



Bettlerin.

Ein Bild von trüben, lasterdurchwirkten Farben bietet das Leben in den Hafenkneipen mit den Nachtschmetterlingen jeder Farbe und Schattierung. Hat der Matrose die Nacht durchlärmt, sich ausgetollt nach großer Fahrt, so endet er beim Skembedschi, dem Gekrösekoch, um mit einem Teller säuerlichen Kuttelflecks das seelische Gleichgewicht wiederherzustellen, während oben im talmieleganten Nachtlokal Peras eine schlanke Russin zu einer weiteren Flasche Sekt animiert.

Levante im Alltag, farbenfrohe Palette buntschillernden Lebens, gegensätzlich zerrissen, doch innerlich wesensgleich und sich treu bleibend trotz modernen Anstrichs, gestern, heute und übermorgen.

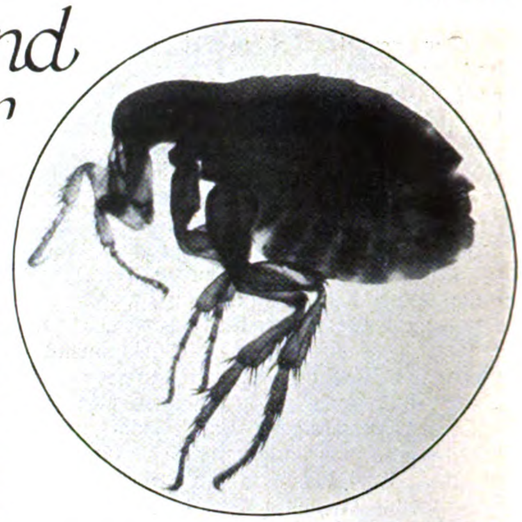


Links nebenstehend: Beim Fünfuhrtee.

Insekten als Blutsauger und Krankheitsüberträger

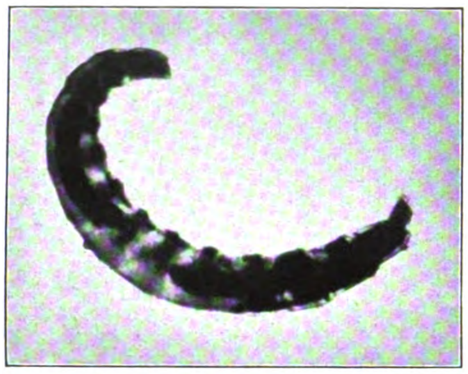


Der sog. Hundefloh,
der sich durch Stachelkränze am Kopf und am Hals-Hinterrand (Pfeilrichtung) vom sog. Menschenfloh unterscheidet (vergrößert).



Der sog. Menschenfloh,
der aber nicht nur beim Menschen, sondern auch auf dem Hunde vorkommt (vergrößert).

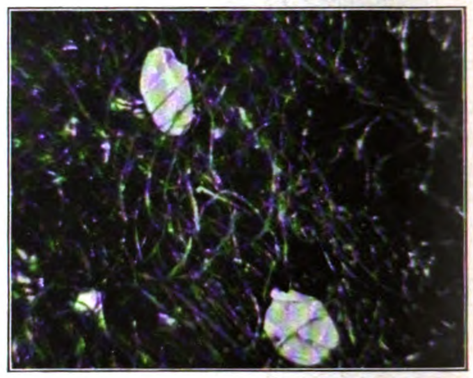
Eine ganze Anzahl von Insekten hat sich an eine blutsaugende Lebensweise angepaßt. Ihre Mundwerkzeuge sind dementsprechend zu mehr oder weniger vollendeten Stech-, Bohr- oder Saugapparaten umgewandelt, mit deren Hilfe die Tiere in die Haut ihrer Wirte eindringen können, um an das für ihre Ernährung notwendige Blut zu gelangen. Man weiß, daß in einigen Fällen das Weibchen erst geschlechtsreif wird, nachdem es Blut aufgenommen hat. Die bekanntesten Blutsauger gehören zu den Mücken, Fliegen, Wanzen und Flöhen. Sie alle können zu unerträglichen Quälgeistern von Mensch und Tier werden. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen aber zahlreiche Arten, weil sie äußerst gefährliche, in der Regel seuchenartig auftretende Krankheiten bei den Menschen und seinen Haustieren übertragen. Die Krankheitserreger selbst sind mikroskopisch kleine einzellige Lebewesen, Einzeller oder Protozoen, die beim Saugakt aus dem Körper des Kerbtieres in das Blut des Wirtes gelangen, sich dort außerordentlich stark vermehren und zerstörend und vergiftend auf das Blut einwirken. Am bekanntesten dürften die zu den Stechmücken gehörigen Anopheles-Arten sein, die die verschiedenen Malaria-Erkrankungen hervorrufen. Die bei uns weitverbreiteten gewöhnlichen Stechmücken sind dagegen keine Malaria-Überträger. Desto lästiger werden sie aber durch die juckenden Hautquaddeln, die als Folgeerscheinung ihrer Stiche auftreten. In die unmittelbare Verwandtschaft der Mücken gehören die Tsetsefliegen, von denen mehrere Arten bekannt sind, deren eine die berüchtigte Schlafkrankheit des Menschen im tropischen Afrika durch ihren Stich überträgt. Ebenfalls Tsetsefliegen sind es, die die Naganaseuche den Haustieren einimpfen, und zwar in denselben geographischen Bezirken, in denen die menschliche Schlafkrankheit herrscht. Die Erreger dieser Seuchen sind gestreckte, etwa lanzettförmig gestaltete Geißeltierchen, die Trypanosomen. Der Name „Nagana" ist ein Sammelbegriff. Die so bezeichnete Krankheit kann von drei verschiedenen Erregern hervorgerufen werden. Pferde, Esel, Rinder und Hunde erliegen der Seuche. Auch im Blute der im äquatorialen Afrika wildlebenden Zebras, Antilopen, Hyänen und anderer Säugetiere hat man Trypanosomen entdeckt und glaubt daher, daß von diesen durch Vermittlung der Stechfliegen die Erreger in das Blut der Haustiere gelangen. In anderen Tropenländern tritt die Surra auf, eine ebenfalls durch eine Trypanosoma-Art verursachte Seuche der Pferde, Esel, Maultiere, Kamele, Büffel und Rinder. Als Überträger hat man gewisse Bremsen und die gleichfalls zu den fliegenartigen Insekten gehörigen „Wadenstecher", auch im engeren Sinne Stechfliegen genannt, im Verdacht. Auch bei uns kommt der Wadenstecher vor. Er sieht einer gewöhnlichen Stubenfliege zum Verwechseln ähnlich, besitzt jedoch im Gegensatz zu ihr einen kräftigen Stechrüssel. In die Nähe der Fliegen stellt der Systematiker die gänzlich flügellosen Flöhe. Im sogenannten Hundefloh haben wir eine Art vor uns, deren Kopf und Halsrand zum Unterschied vom Menschenfloh mit reihenweise angeordneten schwarzen Dörnchen versehen ist. Man darf sich jedoch durch die Namen dieser blutsaugenden Plagegeister nicht etwa in der Richtung beeinflussen lassen, daß man annimmt, der Hundefloh sei auf unsere vierbeinigen Hausgenossen beschränkt. Der Hundefloh geht auch auf den Menschen über. In manchen Gegenden strafen die beiden Floharten ihren Namen geradezu Lügen, weil dort nämlich der Menschenfloh auf dem Hunde und der Hundefloh auf dem Menschen vorkommt. Der Floh legt an unsauberen Orten Eier ab, aus denen sich weißliche, langgestreckte Larven entwickeln, die sich in allen möglichen Verstecken verpuppen. Ein sehr merkwürdiger Verwandter der genannten Flöhe ist der Sandfloh, der aus seiner südamerikanischen Heimat nach Afrika gelangt und dort zu einer Geißel der Neger geworden ist. Das Weibchen dieses Flohes bohrt sich mit Vorliebe in die Zehenhaut der nacktfüßigen Schwarzen ein und verursacht schmerzhafte Entzündungen.



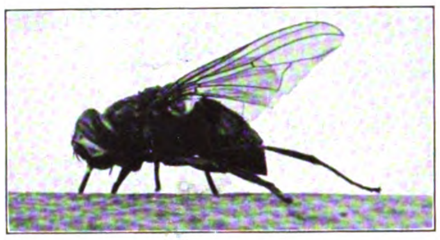
Eine Flohlarve (vergrößert).



Eine Tsetsefliege,
auf Tierhaut sitzend (vergrößert). Der am Kopf vorragende Stechrüssel ist deutlich sichtbar. Tsetsefliegen übertragen die Schlafkrankheit auf den Menschen und die Naganaseuche auf Haustiere.



Eihäute von Floheiern,
die auf einem unsauberen Stofflappen abgelegt waren (vergrößert). Die Flohlarven sind bereits geschlüpft.

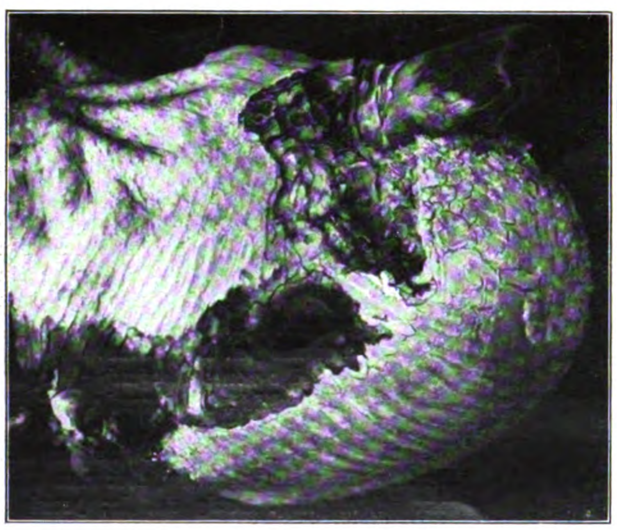


Der „Wadenstecher",
eine auch bei uns vorkommende Stechfliege, auf der Haut saugend (vergrößert). Das Tier steht im Verdacht, die tropische Surraseuche auf Haustiere zu übertragen.



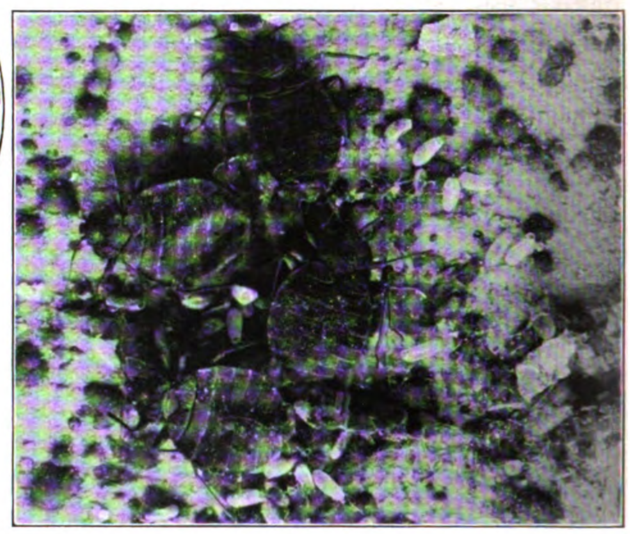
Eihäute und Larvenhaut der Kleiderlaus auf einem Kleidungsstück (vergrößert).
Die Kleiderlaus gilt als Überträger des Fleckfiebers.

Unten rechts: Eine erwachsene Kleiderlaus (nach Hase); vergrößert.

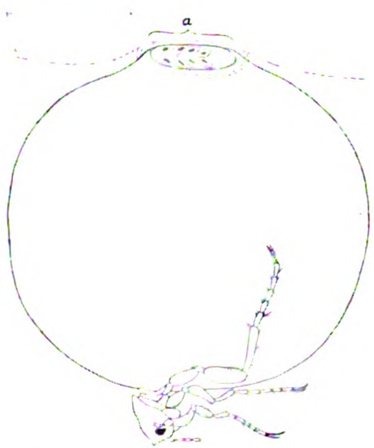


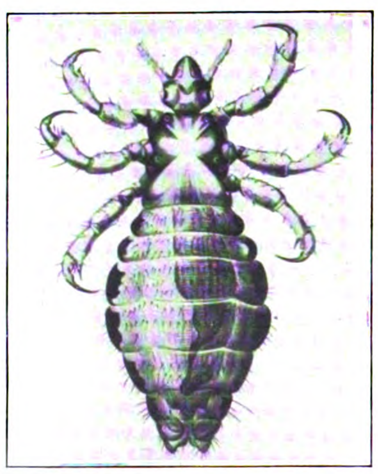
Negerzehe mit zahlreichen Sandflöhen,
die sich in die Haut eingebohrt und diese stark beschädigt haben (vergrößert). Die Schmarotzer sitzen in den schwarzen Stellen der Aufnahme.

Unten links: Zeichnung eines weiblichen Sandflohs.
Der Leib des völlig in die menschliche Haut eingebohrten weiblichen Sandflohs ist zu einer erbsengroßen Platte angeschwollen. Nur die Atemplatte a ragt hervor. Die Haut ist durch eine gestrichelte Linie angedeutet.



Ein Stück Tapete mit einer Gruppe von Bettwanzen nebst Eiern und Kot (vergrößert).

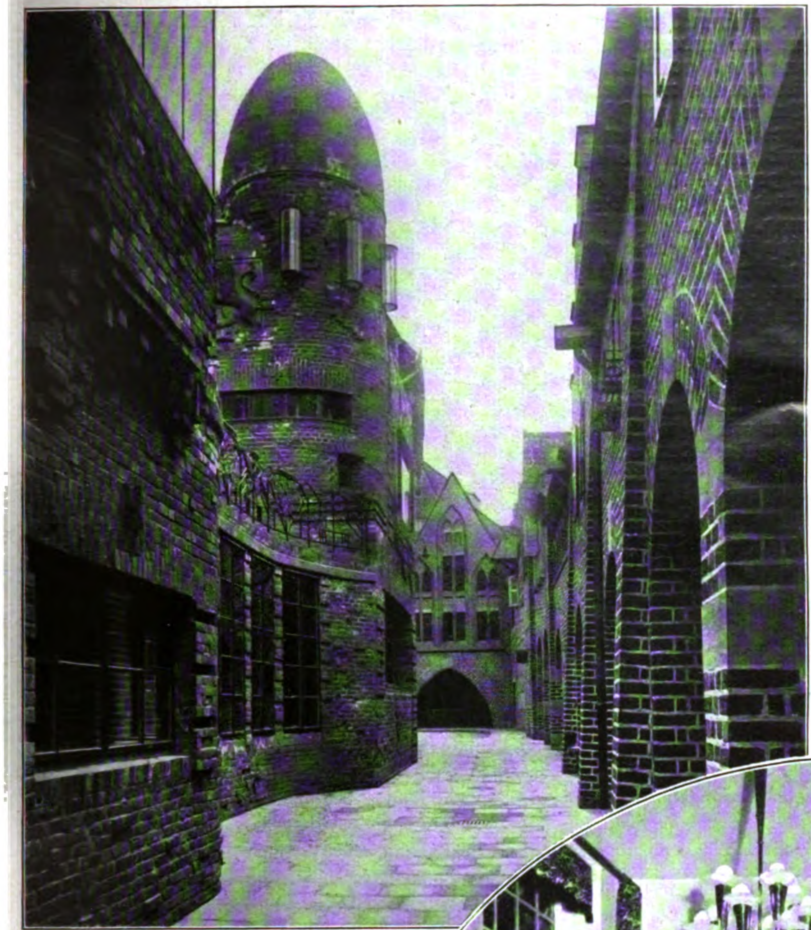




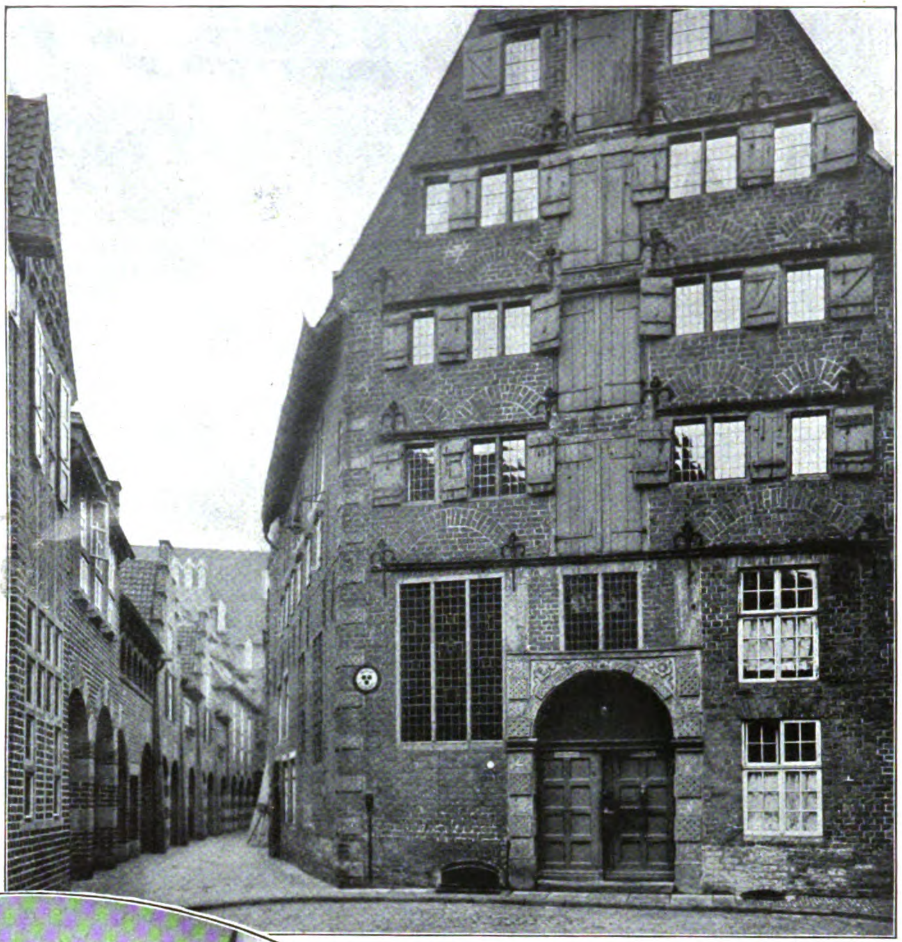
Das reife Weibchen ist völlig in die Haut eingegraben und ragt nur mit seiner am Hinterleibsende liegenden Atemplatte aus der Haut des Wirtes hervor. Oft sitzen mehrere solcher erbsengroßen Sandflohweibchen, oder gar ihrer viele, in der Haut einer Zehe. Die ausschlüpfenden Larven vergrößern das Übel noch. Die gleichfalls blutsaugende Kleiderlaus, die den Soldaten des Weltkrieges in lebhafter Erinnerung ist, gehört zu den echten Läusen. Sie gilt als Überträger des Flecktyphus. Zum Schluß nennen wir noch die international verbreitete Bettwanze, die infolge parasitärer Lebensweise flügellos geworden ist.

Prof. Dr. v. Lengerken, Berlin.

Die Böttcherstraße in Bremen,
EINE REIZVOLLE ARCHITEKTONISCHE NEUGESTALTUNG



Das am 2. Juni eingeweihte Paula-Becker-Modersohn-Haus, der frühverstorbenen Worpsweder Malerin gewidmet.

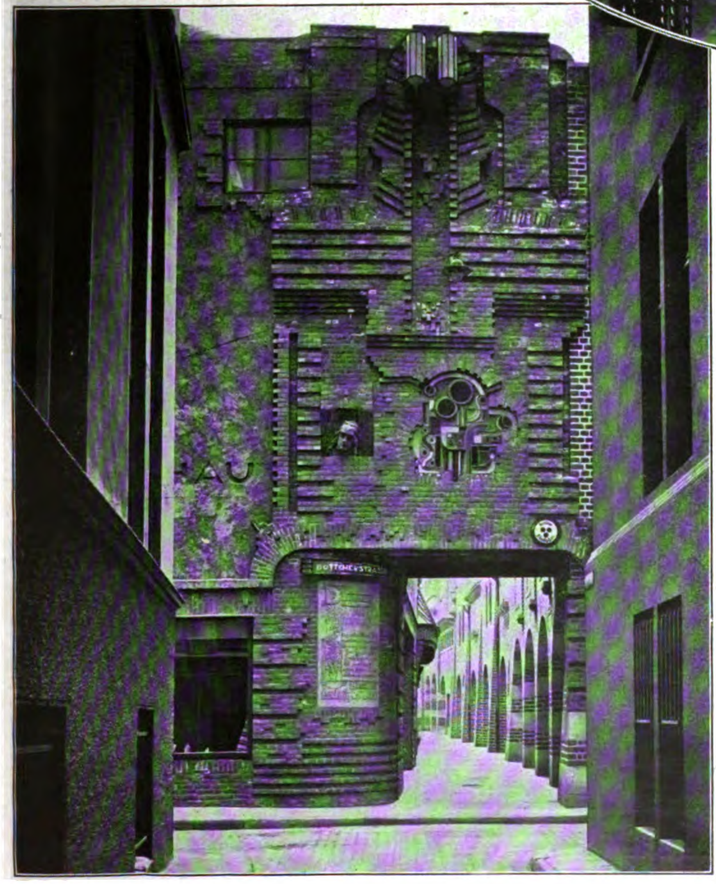


Das wiederhergestellte Roselius-Haus mit Blick in die Böttcherstraße vom Süden aus.

Eine schmale Gasse in Bremen, im Herzen der Stadt, die Böttcherstraße, vom ehrwürdig-berühmten Marktplatz beginnend und an der alten Martinistraße an der Weser endigend, ist in höchst eigenartigem Gewand neu erstanden. Sie verdankt ihre bauliche Umgestaltung dem Bremer Großkaufmann Generalkonsul Dr. Ludwig Roselius. Dieser erwarb vor etwa 20 Jahren das schöne alte Patrizierhaus Nr. 6, ein Gebäude aus der Blütezeit der bremischen Renaissance. Allmählich kaufte Roselius dann fast alle Grundstücke der Ostseite an. Nun errichtete nun Ludwig Roselius an Stelle der alten baufälligen Kleinbürgerhäuser einen Neubau, der dem Gedächtnis der bedeutenden, jung verstorbenen Worpsweder Malerin Paula Becker-Modersohn gewidmet ist. Die Ausführung des Gebäudes wurde dem bekannten Worpsweder Bildhauer Professor Bernhard Hoetger übertragen. Am 2. Juni fand die feierliche Einweihung statt. Um eine Verbindung mit dem Hag-Hause herzustellen, schuf Hoetger am Eingang der Straße eine geschlossene, zweigeschossige Überbrückung, wodurch der nördliche Teil der Böttcherstraße mehr den Charakter eines Hofes erhielt.



Kaffee-Küche mit alten ostfriesischen Kacheln im Hag-Haus. Links: Eingang zur Böttcherstraße vom Markt aus, mit vorderem Teil des Paula-Becker-Modersohn-Hauses.



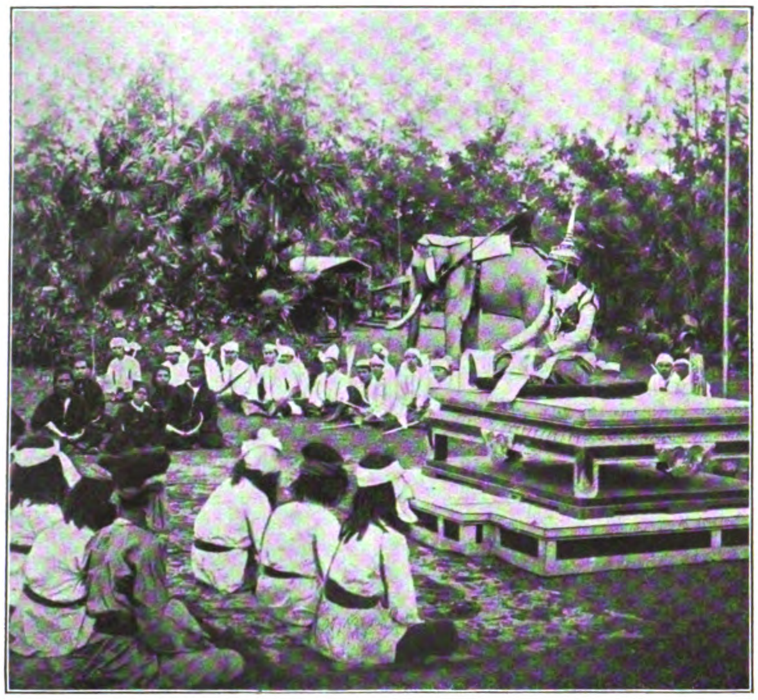
Vom Markt aus umfaßt diese Gebäudeflucht ein Propagandahaus von Kaffee-Hag, anschließend eine Reihe kleiner Läden für kunstgewerbliche Erzeugnisse und darüber, in den Dachraum hineinragend, den „Väterkundesaal", dann die Klubräume der Bremer Gesellschaft von 1914, ferner das große Restaurant „Flett" und das St.-Petri-Wein- und Fischhaus. Da die Straße sehr schmal war, zogen die Architekten (Runge und Scotland) den Bürgersteig an der Westseite mit in die Gebäude hinein, um einen ungestörten Verkehr der Fußgänger zu ermöglichen, und kamen so zu dem schönen Motiv des offenen Arkadenganges. Dem Hag-Hause gegenüber er-



Aufgang zum Festsaal im Hag-Haus mit den Bremer Stadtmusikanten.

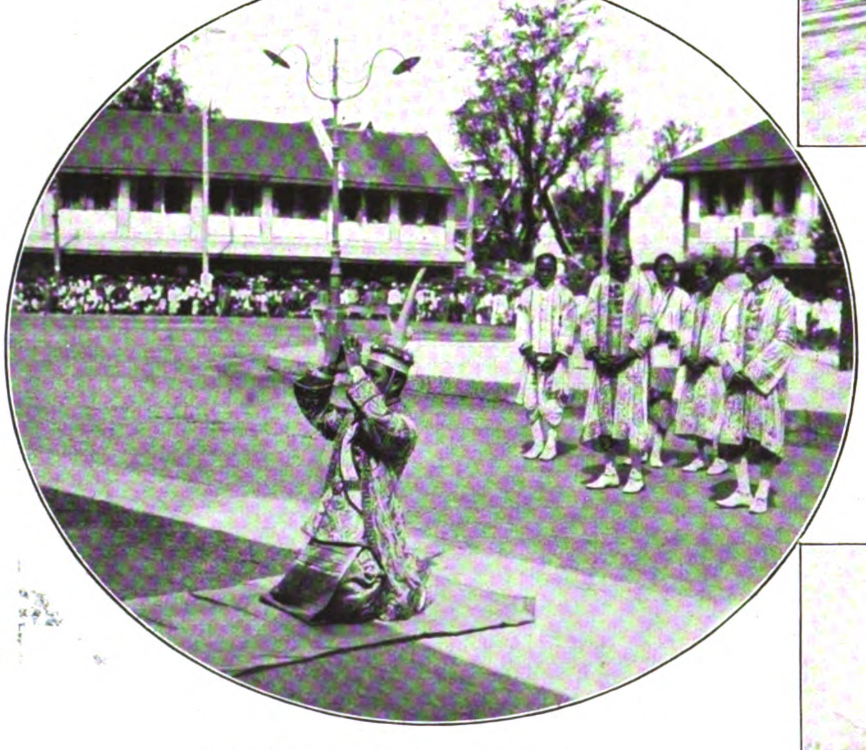
DIE PFLUG-ZEREMONIE IN SIAM.

Von Franz Otto Koch. Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Der Auftakt zur Pflug-Zeremonie: Siamesen vor dem Altar im Gebet, das die ganze Nacht vor der Festlichkeit andauert. Links die Musikkapelle mit ihren eigenartigen Instrumenten.

Die siamesische „Pflug“-Zeremonie findet alljährlich beim Beginn der Regenzeit, im sechsten siamesischen Monat, d. h. während der ersten Hälfte des Mai, statt. Sie bestand ursprünglich darin, daß der König eigenhändig ein Stück Land pflügte und somit die landwirtschaftlichen Verrichtungen des folgenden Jahres feierlich eröffnete, um die vielen die Landwirtschaft überwachenden Geister auszusöhnen. Vorausgesetzt, daß sich die Geister in heiterer Stimmung befanden, empfing er von ihnen nach siamesischem Glauben sofort gewisse Zeichen, aus denen die Güte und Art der bevorstehenden Erntezeit ersichtlich war. Der Rek Na

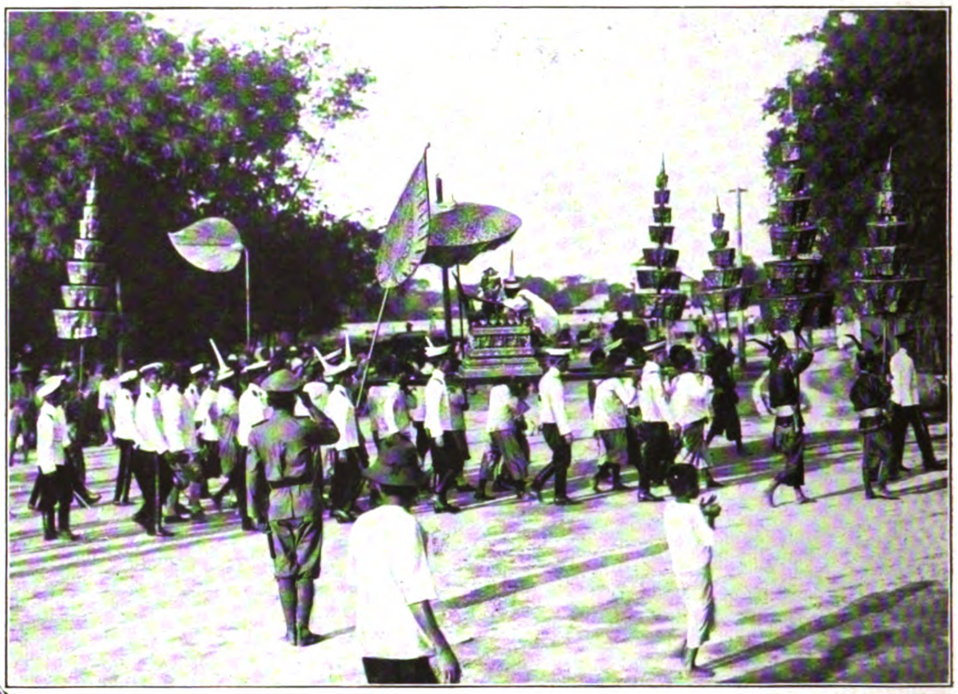


Der Festkönig beim Gebet zum Landesherrn.

ist wahrscheinlich eine der ältesten bestehenden Religionsfeierlichkeiten. Er wurde zuerst vor siebenhundert Jahren am chinesischen Kaiserhof eingeführt.

Nach den Erzählungen früherer Reisender hat sich die Feierlichkeit der Pflug-Zeremonie in Siam während der letzten drei oder vier Jahrhunderte wenig verändert. Früher war die persönliche Teilnahme des Königs unerläßlich, während jetzt einer der höchsten Staatsbeamten, der Ackerbauminister, ihn vertritt. Dieser hohe siamesische Beamte ist wegen seines Amtes durchaus nicht zu beneiden, um so weniger, als irgendein Fehlschlag der Ernte einer schlechten Aufführung bei der Feierlichkeit zugeschrieben wird. Der unglückliche Minister ist jedoch nicht nur für die materielle Lage des Ackerbaues im Lande, sondern auch für das launische Wesen oder boshafte Betragen eines oder aller bei dieser Zeremonie beteiligten Geister der Erde, der Luft und des Wassers verantwortlich.

Sehr oft ist auch der König als Zuschauer bei dieser interessanten Feierlichkeit zugegen. Sie findet auf einem für diesen Zweck reservierten Felde statt, das außerhalb der Stadt gelegen ist und an den königlichen Park grenzt. Der Erdboden ist sorgfältig von allem Gras und Unkraut gereinigt, drei von Osten nach Westen eingeschlagene Bambuspfähle, die Ecken des Feldes und kleine Einfriedigungen von Bambusgittern markieren das Feld und sollen gleichzeitig das Eindringen der bösen Geister verhindern. Ein hoher, aus Bambus errichteter und überwölbter Gang, das „Dschungel-Tor“ genannt, wirkt imponierend. In einer mit Stroh gedeckten Hütte an der einen Ecke des Platzes ist ein Altar mit den Bronzebildern von Schiwa, Ganesch, Lakschmi und anderen brahmanischen Gottheiten errichtet. Von diesem Altar läuft eine weiße Schnur nach verschiedenen Richtungen und verbindet das „Dschungel-Tor“ mit der Ecke des Gitterwerkes und den drei Bambuspfählen. Die Nacht vor der Feierlichkeit wird von den Brahmanen zu Füßen des Altars in Gebet und Andacht verbracht in dem Glauben, daß ihre Gebete an der Schnur nach allen Richtungen entlanglaufen, das Feld heiligen und damit den bösen Geistern den Zutritt versperren. Dem „Dschungel-Tor“ gegenüber steht der aufgeputzte königliche Thron, von den Sitzen der Adligen umgeben, während in der Nähe oft noch ein Zelt für die Hofdamen errichtet ist. Am festgesetzten Tage versammelt sich die Bevölkerung, angetan mit ihren besten Kleidern, zu früher Stunde an der geheiligten Stelle. Die königliche Leibgarde nimmt an der Ecke des Feldes Aufstellung. Bald darauf betritt der König sein Zelt. Plötzlich geht eine Bewegung durch die sich dichter und dichter zur Ecke des Feldes drängende Menge. Die unregelmäßigen Schläge der Militärmusik brechen ab, der Hauptschauspieler erscheint. Eine wehmütige Weise wird auf einem Flageolett gespielt, und dreimal wiederholt die alte siamesische Musik. Eine Prozession Dreizackträger, Speerwerfer und Bogenträger nähert sich. Als letzter folgt der Minister für Ackerbau auf einem von mehreren Männern getragenen Thron, während die ganze Prozession dem „Dschungel-Tor“ zustrebt. Der Minister steigt von seinem Thron und verrichtet ein Gebet vor dem Altar. Unterdessen wird ein Paar mit rotem Samt und goldenem Geschirr aufgeputzter Ochsen vor einen glänzenden und gleißenden Pflug gespannt. Gleich darauf erscheint der Minister in seinem prächtigen Gewande mit der Krone der alten siamesischen Könige auf dem



Die Prozession zum Festplatz. Der Ackerbauminister kniet hierbei auf der Tragbahre zum Gebet nieder.

Haupt, verbeugt sich vor dem König, um dann die Pflugsterze in die Hand zu nehmen. Die Begleiter treiben die Ochsen an und führen sie mit dem Pfluge rund um das Feld, schmale Furchen ziehend. In Anbetracht der von dem würdigen Minister verlangten ungewohnten Arbeit trägt dieser leichte gestickte Kleider. Er muß sehr vorsichtig sein, damit er mit seiner Kleidung nicht irgendwo hangenbleibt, da in diesem Falle die Bevölkerung ihm alle Schuld an dem Mißraten der Ernte zuschreiben würde. Nach dreimaligem Rundpflug überreichen zwei alte Damen dem Minister Körbchen mit Reiskörnern, die dieser aussäen muß. Dann stürzt das ganze Volk wie auf Verabredung mit ungestümem Geschrei auf das Feld, um die kostbare Saat aufzulesen. Der Minister und die alten Damen werden von dem nachstürmenden Volk umringt und unter Gelächtersalven nach Körnern durchsucht. Denn mit Rücksicht auf ihre Heiligkeit sollen diese nach siamesischem Glauben, mit dem eigenen Saatkorn vermischt, eine ganz hervorragende Ernte gewährleisten.

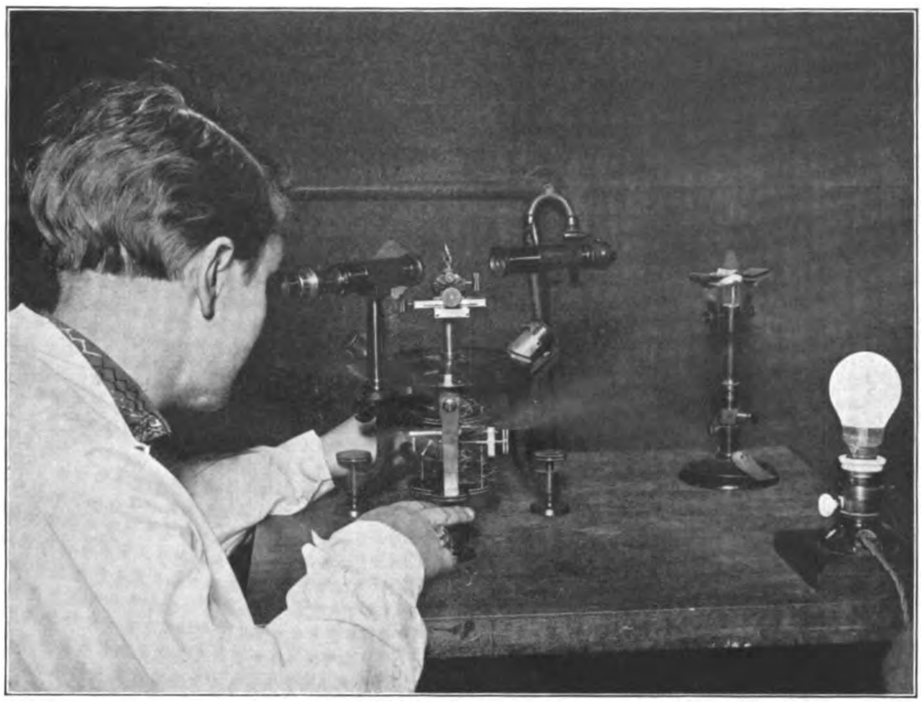


Der Ackerbauminister als Vertreter des Königs von Siam beim Pflügen eines Stückchen Feldes. Erst danach beginnt im Lande das allgemeine Pflügen der Reisfelder.

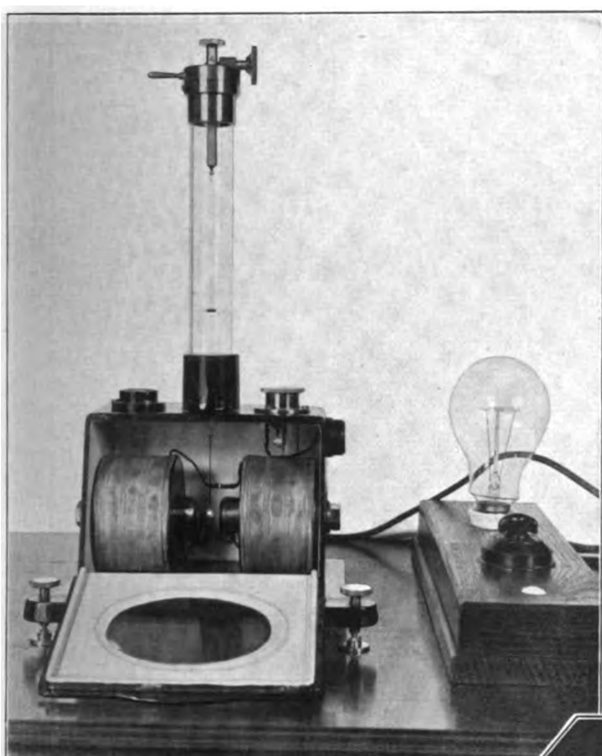
Untersuchungsmethoden für Edelsteine und Perlen

Solange auf Erden Edelsteine als Schmuck von den Menschen getragen werden, so lange ist man auch bemüht, diese kostbaren Wertgegenstände durch einfach und billig herzustellende Imitationen zu ersetzen, die den echten Stücken nach Möglichkeit gleichen sollen. Es ist natürlich, daß die Wissenschaft auf Mittel und Wege sinnen mußte, wie man diese Nachbildungen sicher von den echten Edelsteinen unterscheiden könnte.

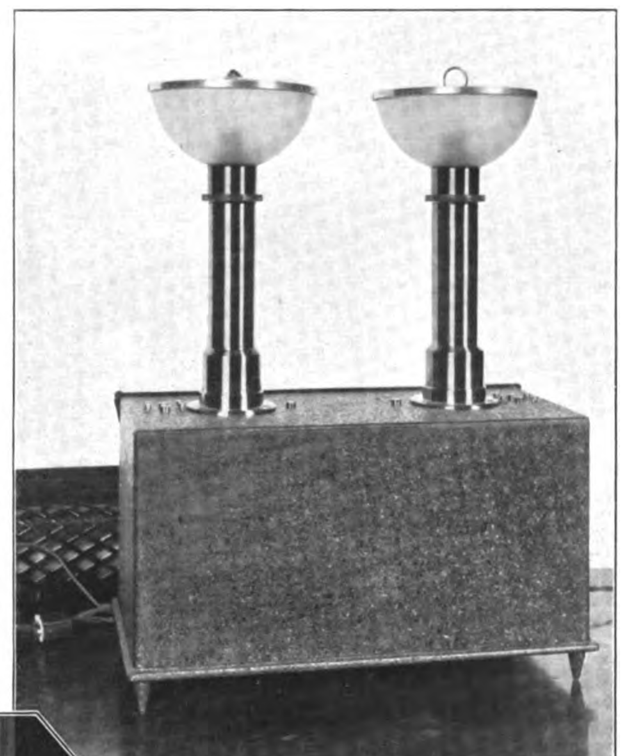
Eines der schon länger gebräuchlichen Instrumente, die diesem Zweck dienen, ist das Reflexionsgoniometer (Abbild. 1). Es gestattet, durch Messung von Winkeln an einem Kristall die Größe seines Brechungsindex zu bestimmen. Man läßt monochromatisches, d. h. einfarbiges Licht, etwa das durch Natriumsalze gefärbte Licht einer Gasflamme, auf einen feinen Spalt fallen. Durch den Kollimator (in der Abbildung links) wird das von dem Spalt kommende Licht parallel gemacht und fällt auf den in der Mitte drehbar angeordneten Kristall. Beim Durchgang durch den Kristall wird dieses Licht in bestimmter Weise gebrochen und gelangt durch das Fernrohr in das Auge des Beobachters, wo es das Bild des Spaltes hervorruft. Durch einfache Ablesung mehrerer Winkelstellungen an dem Teilkreis läßt sich leicht der Brechungsindex berechnen, wodurch dann meist einwandfrei das Material bestimmt ist, aus dem der Kristall besteht. Für die Untersuchung von geschliffenen Edelsteinen, besonders Brillanten, läßt sich dieser Apparat ebenfalls gut verwenden. Das Feuer der Brillanten hängt ja, abgesehen von dem hohen Brechungsindex des Diamanten, in der Hauptsache von der Art des Schliffes ab, und hierbei ist wieder die Größe der Winkel, die die einzelnen Flächen miteinander bilden, von hoher Bedeutung. Diese lassen sich auf einfache Weise mit Hilfe des Reflexionsgoniometers messen, so daß man ein Urteil über den Wert des Steines abgeben kann.



1. Reflexionsgoniometer zur Bestimmung des Brechungsindex von Kristallen.



2. Elektromagnetischer Perlenprüfer.



3. Brillantoskop zur Prüfung von Edelsteinen und Perlen.

Ein zweiter Apparat, der zur Beurteilung der Güte von Brillanten sehr gut brauchbar ist, ist das von Professor Johnsen in Berlin konstruierte Brillantoskop (Abbild. 3). Es besteht aus zwei hohlen, mattierten Glashalbkugeln, die von unten her durch einen starken Lichtstrahl beleuchtet werden. Legt man auf die eine der Kugeln einen guten Brillanten und auf die andere das zu untersuchende Objekt, so kann man leicht aus der Art der Reflexion des Lichtes einen Schluß auf die Güte des Brillanten ziehen.

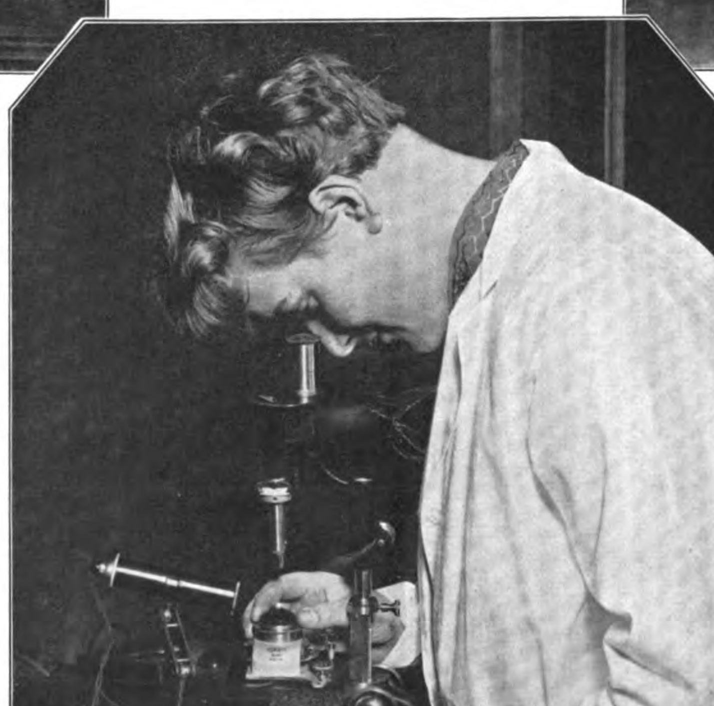
Auch bei den Perlen ist die Möglichkeit einer Unterscheidung der echten von den Nachahmungen sehr wesentlich. Die heute so außerordentlich verbreiteten künstlich hergestellten Imitationen sind von dem Fachmann und dem gebildeten Laien leicht als solche zu erkennen. Viel schwieriger ist es jedoch bei den in Japan künstlich gezüchteten Perlen. Um die Apparate zu ihrer Unterscheidung verstehen zu können, muß man sich jedoch erst mit der Entstehungsweise der Perlen vertraut machen.

Die echte Perle entsteht in der Perlmuschel — andere Muschelarten liefern ebenfalls Perlen, die aber ziemlich selten und meist nicht schön sind — dadurch, daß ein winzig kleiner Fremdkörper in das Innere des Tieres gelangt. Die Muschel sucht sich des Eindringlings zu entledigen, indem sie ihn mit Perlsubstanz umgibt und vollkommen abschließt. Die so entstandene Perle besitzt also einen kleinen Kern und eine dicke Schale. Anders dagegen die Zucht- oder Japanperle. Zu ihrer Erzeugung bringt man eine Perlmutterkugel, die aus einem Stück einer Muschelschale gedreht ist, in das Innere einer Perlmuschel und läßt das Tier dann etwa sieben bis acht Jahre in einem Gitterkorb im Meer. Während dieser Zeit scheidet die Muschel um die Kugel Perlsubstanz aus, und man findet beim Öffnen des Tieres in seinem Innern eine Perle, die man ihrem Aussehen und spezifischen Gewicht nach nicht von einer echten Perle unterscheiden kann.

Etwaige Methoden zur Unterscheidung solcher Zuchtperlen von Naturperlen müssen also darauf hinzielen, festzustellen, ob die Perle einen Perlmutterkern enthält oder nicht. Ein für durchbohrte Perlen mitunter recht brauchbarer Apparat ist das von Professor Michel in Wien gebaute Perlenmikroskop mit Kernmeßapparat (Abbild. 4). Durch Einführung feiner Spiegel in den Bohrkanal der Perle kann man dessen Inneres genau beobachten und in vielen Fällen die Grenze zwischen dem Perlmutterkern und der äußeren Perlschale feststellen.

Ein Nachteil des Apparats ist aber, daß er sich nur bei gebohrten Perlen benutzen läßt, und daß man leicht durch irgendwelche Grenzschichten, die auch in der echten Perle vorkommen können, getäuscht werden kann. Diesem Übelstand hilft der von Professor Nacken in Frankfurt a. M. konstruierte Apparat ab (Abbild. 2). Er beruht auf dem Verhalten einer Perlmutterkugel im magnetischen Feld. Perlmutter besteht aus parallelgeschichteten Aragonitblättchen, die in bezug auf die kristallographischen Achsen verschieden diamagnetisch sind. Infolgedessen stellen sie sich zwischen den Polen eines Elektromagneten in ganz bestimmter Richtung ein. Hängt man nun eine Perle, die in ihrem Innern einen solchen Perlmutterkern besitzt, also eine künstlich gezüchtete Japanperle, an einem Kokonfaden so in den Apparat, daß sie zwischen die Pole des Elektromagneten kommt, so sucht sie sich nach Einschalten des Stromes so lange zu drehen, bis die Schichten des Perlmutterkerns den Kraftlinien des Magnetfeldes parallel laufen. Eine echte Perle, die ja vollkommen konzentrisch aufgebaut ist, wird sich dagegen gänzlich ruhig verhalten.

Karl Fill.



4. Am Michelschen Perlenmikroskop.



Blumenstrauß

Nach einem Gemälde von Prof. Theodor Hummel

Über die Gasse

NOVELLE VON KARL FEDERN

(Schluß.)

Jakob Cortier wohnte allein, seitdem er von seiner Frau geschieden war. Eine Hausdame stand der Wirtschaft würdig vor und empfing, wenn er Gäste hatte, sonst war sie nie zu sehen, und über Cortiers Lebensführung wurde manches erzählt. Er erhob sich, als Muth eintrat, halb aus einem tiefen Klubsessel, in dem er lesend gesessen hatte; er trug einen feinen Hausanzug, und die Füße staken in bequemen Schuhen aus weichem Leder. Auf einem Tischchen standen Zigarren sowie eine Whisky- und eine Sodaflasche. Aus dem blassen, eirunden, kahlen Kopf sahen die ein wenig müden Augen dem Besucher entgegen. Whisky und Soda lehnte Muth ab; er kam über die Grundstücke zu sprechen.

Darüber sei schwer etwas zu sagen, meinte Cortier, noch schwerer, heute schon zu wissen, was man tun sollte. Ihr Wert hing davon ab, in welcher Weise die Verlegung des Bahnhofs und die Anlage des neuen Stadtteils erfolgten. Krenger hatte zwei Projekte eingereicht; es kam darauf an, welches von der Stadt, und mehr noch, welches von der Eisenbahndirektion genehmigt wurde. Eine Minderheit unter den Stadtverordneten vertrat einen dritten Plan und drohte mit Beschwerden; aber darin konnte man sich auf Roos verlassen. Schlimmstenfalls wählte man den Ingenieur Knoll, der sie führte, in eine Kommission oder beteiligte ihn. All dies, obwohl sie es beide wußten, sagten sie einander und betrachteten und erwogen die Möglichkeiten von allen Seiten. „Unter Umständen wird es gut sein, noch mehr Grund zu kaufen", meinte Cortier mit seiner ein wenig gebrochenen Stimme, die einschmeichelnd klingen konnte. „Die Preise werden jetzt natürlich höher sein, denn jeder hofft weit über den Wert zu verdienen. Die Leute schlafen ja nicht mehr vor unsinnigen Hoffnungen."

„Ja, man muß es sich überlegen", sagte Muth, dem dieser Gedanke neu war.

„Man muß im rechten Augenblick handeln", sagte Cortier und legte sich im Stuhl zurück, „und bares Geld anlegen können."

Muth saß eine Weile schweigend, dann stand er auf und verabschiedete sich. Cortier stand gleichfalls auf und begleitete ihn hinaus. „Meine Empfehlung an die Frau Gemahlin", sagte er.

Während Muth zwischen den im Herbstwind rauschenden Bäumen des Gartens ging, von denen das gelbe Laub niederwehte, und als das Gitter sich hinter ihm geschlossen hatte und er durch die windigen Straßen seinem Bureau zuschritt, dachte er angespannt nach. Zweieinhalb Monate waren seit Lütkes erster Ankunft vergangen — denn er war je nach dem Wetter bald im Auto, bald mit dem Zuge fortgefahren und wiedergekommen. Es war nicht so schnell gegangen, wie der Kranich sich das vorgestellt hatte, dachte Muth befriedigt. Für eine Anleihe waren die Stadtverordneten nicht zu haben gewesen; Zinsen und Tilgung schreckten sie. Aber wenn eine Bank und eine Baugesellschaft gegründet wurden, gab es für die einzelnen soviel zu verdienen, und allen anderen, Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitern, konnte man Aussicht auf Gewinn und Beschäftigung machen, das war durchzusetzen. Des Bürgermeisters Hände blieben rein; er ließ die anderen Geschäfte machen und führte seine Pläne aus. Sein Vorteil war, daß man den Bürgermeister rühmte, dem die Stadt solche Anlagen und Verbesserungen dankte. Muth blieb stehen und lachte säuerlich: er durchschaute das Spiel, wie gewöhnlich.

Statt nach seinem Bureau zu gehen, ging er nach dem Rathaus. Er traf den Bürgermeister allein; alle anderen Beamten waren schon zum Mittagessen gegangen. Er fragte, wie die Dinge lägen.

„Ich sehe auch noch nicht klar," sagte Roos, „aber wir werden es erreichen. Wir müssen nur dafür sorgen, daß die Spekulation nicht zu wüst wird", und er sah Muth mit seinen klugen hellen Augen aus dem vollen, von Hiebnarben durchquerten Gesicht an.

Muth schwieg; dann sprachen sie über die entscheidenden Sitzungen, die bevorstanden; es gab so viele Parteien-, Personen- und sachliche Fragen, Bahn, Gemeinderat, Ministerium und Kreisverwaltung, Sachverständige, Kommissionen und Straßenzüge, Hausbesitzer, Wasserleitungen und viel anderes mehr; man konnte von jedem Gegenstand abweichen und sich in alle verlieren. Der Bürgermeister schloß sein Zimmer ab, und Muth begleitete ihn über Treppen und Gänge des Rathauses nach seiner Amtswohnung. Sie standen vor der Tür; die anmutige Frau Roos kam eben nach Hause, mit frischen Wangen; ihre Augen leuchteten ihrem Gatten zu, und dieses Leuchten gab Muth einen Stich.

Der Herbst ging in den Winter über. Eines Tages — in den Straßen war Nebel; in Häusern und Läden brannte das Licht; Muth, der erkältet war, stand, in einen Wollschal gehüllt, vor einer Apotheke, in deren Schaufenster schräg ein Spiegel hing. Muth überlegte, ob er eintreten und sich ein Mittel besorgen sollte, als er in dem Spiegel Grete Hollsiefer in einem Umhängtuch, einen Korb am Arm, kommen sah. Sie stieß fast mit einem Herrn im Pelz zusammen, der von der andern Seite kam.

„Guten Tag, Heinz Lütke", sagte Grete Hollsiefer kokett. Bei dem Düster, das das Schicksal ihren Zügen aufgeprägt hatte, fiel dies sonderbar auf.

„Guten Tag, Grete", antwortete Heinz Lütke freundlich.

Sie hatten Muth nicht bemerkt; er ging weiter, und der Nebel nahm ihn auf, er kehrte aber wieder um, so daß er abermals an den beiden vorüberkam, die noch vor der Apotheke standen. „Ich bin euch allen heute noch gut", hörte er Heinz Lütke sagen, in dessen Augen ein milderer und wärmerer Ausdruck als sonst war.

„Was hilft mir das?" gab die Frau mit den verhärmten Zügen zurück.

„Kann ich dir helfen?" fragte Lütke eindringlich. Da sah Grete Hollsiefer den bärtigen Stadtverordneten in Mantel und Schal und wies mit den Augen nach ihm, so daß Lütke sich umsah und grüßte. Muth grüßte zurück und verschwand endgültig im Nebel. Kopfschüttelnd ging er weiter seinem Hause zu. Im Spiegel des Apothekers war ihm aufgefallen, daß sein Haar und Bart zu lang gewachsen waren, und so trat er in den Friseurladen in der Breiten Gasse, der gerade unterhalb seines Hauses lag, dessen Fenster hoch oben darüber wegsahen. Er setzte sich in einen der schwarzen Lederstühle vor dem Spiegel. Er war der einzige Kunde im Laden. Der Lehrling drehte die Gasflamme über ihm auf. Muth fand sein Gesicht im Spiegel recht alt für seine siebenundvierzig Jahre. Der Friseur band ihm den weißen Mantel um. „Die Frau Gemahlin war heute auch schon da", sagte er, nach dem Damensalon weisend, „Herr Stadtrat besuchen heute eine Gesellschaft?"

Muth nickte; die Worte mahnten ihn an eine Sorge. Die Art, wie Cortier bei jenem Besuch gesprochen, war ihm nachträglich sonderbar vorgekommen. Seitdem hatte er ihn vergeblich zu erreichen gesucht, denn Cortier war verreist gewesen und erst wieder zurückgekommen. Muth ahnte, warum er heute abend die Gesellschaft gab. Alles kam, wie er es vorausgesehen; er hatte das Spiel durchschaut und gewarnt und sich zuletzt nur zögernd und widerwillig der Mehrheit angeschlossen. Bei jedem Schritt hatte er gesagt, daß man ihn überlegen müsse. Aber seit diesen drei Tagen seiner Erkältung hatte er in der Seele ein fröstelndes Gefühl, ob er nicht zuviel überlegt hatte. Daß es für die Eingeweihten außerordentlich zu verdienen gab, war klar. Aber gehörte er noch zu den Eingeweihten? Die plötzliche Einladung für heute abend gab ihm zu denken. Man konnte ihn seiner ehrlichen Warnungen halber doch nicht ausschließen wollen? Während seine Gedanken sich in all dies verloren, war der Friseur mit dem Haarschneiden zu Ende gekommen und hielt ihm einen Handspiegel an den Hinterkopf, so daß er im Glase gegenüber seine eigene Glatze sah. Gleichzeitig fragte er ihn, was der Herr Stadtrat meine, was er für sein Haus bekommen werde. Muth starrte ihn an. Erst allmählich, da der Friseur, während er ihm den Bart kämmte und stutzte, von den Hoffnungen des Bäckers gegenüber sprach, begriff er, daß der Mann die Entschädigung für sein kleines Häuschen meinte. Er zuckte die Achseln. „Das werden die Sachverständigen bestimmen", antwortete er. Er möge nur nicht zuviel erwarten und vor allem nicht spekulieren. Cortier hatte recht: die Leute schliefen nicht mehr vor unsinnigen Hoffnungen. Sein eigenes Haus war ein Objekt, das man abschätzen, von dem man sprechen konnte, aber diese Katen hier!

Der Friseur nahm ihm mit einer Verbeugung den Mantel ab, und Muth stand mit verkürztem Haar und Bart und mit verjüngtem Aussehen vom Lederstuhl auf. Die grauen Spitzen waren verschwunden. Auch seine Erkältung schien leichter geworden. Er trat in die neblige, fast dunkle Straße hinaus und schritt den kurzen steilen Weg um die Ecke nach seinem Hause, sich festlich anzuziehen.

Eine Gesellschaft bei Cortier war etwas Ungewöhnliches. Nach allem, was man sah und wußte, war er von höchster Korrektheit, und niemand hatte abgelehnt. Aber die unterirdischen Gerüchte über ihn, was die Waschfrauen und die Hausschneiderinnen erzählten, sowie die

wollüstige Einrichtung seiner Wohnung ließen die Damen sich mit gespannter Neugier umsehen. Die grauhaarige, schwarzgekleidete Hausdame überwachte stumm bescheiden, unscheinbar und beflissen die Dienerschaft und die Vorbereitungen. Die Herren kamen sofort in geschäftliche Gespräche. Daß das Bankstatut genehmigt war, wußte Muth; er hatte selbst eine Anzahl Aktien gezeichnet. Ebenso klar war, daß Cortier erster Aufsichtsrat wurde. Ihm selbst war bis jetzt keine Stelle angeboten worden. Eben traten Herr und Frau Roos zugleich mit Krenger ein. Ein Telegramm ging von Hand zu Hand: die Eisenbahndirektion hatte das eine der beiden Projekte genehmigt. Muths Hand zitterte leicht, als er es las. Es war nicht der Plan, der für seine Spekulationen günstig war. Aber er fand keine Gelegenheit, mit Cortier allein zu sprechen: die Diener öffneten schon die Türen zum Speisesaal. Das Eis, die Weine, der Sekt waren vortrefflich. Reden wurden gehalten. Zuletzt sprach Cortier auf die Damen; die Bedeutung des Tages, das Gelingen der Pläne wurde nur gestreift.

Nach dem Essen teilte sich die Gesellschaft. Die Herren gingen ins Rauchzimmer. Hier fand Muth Gelegenheit, den Hausherrn in eine Ecke zu ziehen und zu fragen, was mit den Grundstücken sei. Cortier zuckte die Achseln. „Wir können sie behalten oder verkaufen", antwortete er und entzog sich ihm rasch, um dem weißbärtigen alten Bernecker Zigarren anzubieten.

Muth begriff, daß Cortier das Ergebnis gewußt oder vorausgesehen und Boden auf der andern Seite der Stadt gekauft hatte, ohne ihn zu beteiligen. Er hatte keinen großen Verlust, aber daß der andere und alle hier vermutlich ungeheure Gewinne einsteckten und er nicht, ärgerte ihn unsagbar.

Man setzte sich an die Spieltische; er wollte erst nicht, tat es dann doch, spielte schlecht und verlor. Er stand wieder auf und ging durch die Zimmer. Die strengeren Damen saßen in dem hellen Salon, in dem der Flügel stand; unter ihnen schlank, liebenswürdig, mit feiner Zurückhaltung die Bürgermeisterin. Die kühneren, unter ihnen natürlich auch seine Frau, hatten sich in das halbdunkle türkische Zimmer gewagt, wo man unter farbig umhüllten Lampen auf niedrigen Sofas saß, von winzigen runden, mit Perlmutter eingelegten Tischchen Kaffee und Likör trank. Alle waren erregt und vergnügt. Einige wenige Herren waren unter ihnen. Lütke saß auf einem Sofa, Cortier auf einem Kissen beinah auf der Erde. „Ich bin allen heute noch gut," hörte Muth Lütke sagen, die gleichen Worte, die er auf der Straße zu Grete Hollsiefer gesprochen hatte, „ihr Frauen seid arme Dinger!"

„Oh! oh!" tönte es zurück.

„Die Frauen? Wir sind arme Dinger!" sagte Cortier mit seiner weichen, gebrochenen Stimme, und in seinem blassen Gesicht war ein seltsames, fast verzerrtes Lächeln.

Jetzt erzählte Lütke etwas, und aus dem Halbdunkel tönte das helle Frauenlachen.

Muth fühlte sich allein, bedeutungslos, überall zurückgewiesen. Er fragte sich, warum einem Menschen alle Erfolge zufielen und andere um alle gebracht wurden. Er wollte nach Hause und sagte es seiner Frau, aber sie hatte keine Lust zu gehen; sie unterhielt sich glänzend und fand es unschicklich, früher aufzubrechen als alle anderen. Ihre leise Stimme hatte den gereizten Ton, den er kannte; die Worte, die er in ihr Ohr sprach, waren hart und bitter.

Er kehrte ins Rauchzimmer zurück. „Die Enteignungsanträge sind schon ausgefertigt", sagte der Bürgermeister eben, und da er Muth mit gleichsam erstarrten Zügen vor sich stehen sah, fügte er hinzu: „Um Ihr schönes Haus tut es uns aufrichtig leid, aber es ist ohnedies gefährdet und hat böse Mängel. Das ganze Viertel erinnert zu sehr an Folter und Blutgerüst. — Und heute", sagte er halblaut, „dient die ganze Gegend mit ihren Schnapsläden der geheimen Prostitution. Sie werden froh sein, wegzukommen und in die neuen schönen Häuser zu ziehen, die wir bauen werden."

Als sie endlich aufbrachen, Cortier ihm freundlich die Hand reichte und er ihm, konnte er das Wort „Gemeiner Schwindler" nur schwer unterdrücken. Das waren die Leute mit sauberem Ruf und sauberem Tuch, Cortier, der von geflüchteten Hugenotten stammte, dessen Urgroßmutter, wie er erzählte, eine Baronin Latour war! Welche Ruchlosigkeiten sagte man ihm nach! Den alten Bernecker, den weißhaarigen Patriarchen, der nächst Cortier die meisten Aktien zeichnete, hatte man vor zehn Jahren mit einer jungen Magd überrascht. Die Weihlich selbst hatten einen geisteskranken Bruder bei der Erbschaft übervorteilt. Das Wohl der Stadt lag in guten Händen.

„Sie reisen übermorgen?" sagte neben ihm der Bürgermeister zu Heinz Lütke. Frau Roos im Spitzenschal und schwarz und weißem Pelz stieg dann mit ihrem Gatten in Lütkes Automobil ein. Muth und seine Frau dagegen nahmen eine alte Droschke, die auf Fahrgäste wartete.

Als sie durch den kristallenen Schnee, der leise zu fallen begann, heimfuhren, lehnten Muth und seine Frau getrennt in den Ecken des Wagens. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, auf die sie nur die Achseln gezuckt hatte, und jetzt dachte er nach. Er mußte mit Madrich sprechen, die Rechtslage prüfen. Madrich hatte mit ihm die gleichen Interessen; sein Haus stand gegenüber; mit allen, die dort oben ihren gefährdeten Besitz hatten, zusammen, konnte man etwas ausrichten, und wenn man nur mit Beschwerden und Instanzen drohte.

Am andern Tage sagte er sich bei Madrich an, aber der war zu einer Gerichtsverhandlung in die nächste Stadt gefahren und sollte erst nach fünf Uhr zurückkommen. Um fünf Uhr trat Muth in das alte Wartezimmer. Die Schreiber waren im Gehen; nur einer, der in einer kleinen Kammer neben dem Bureau des Justizrats saß, sollte auf diesen warten. Muth schloß die Tür hinter sich und setzte sich in dem dämmernden Raum, der rasch dunkel wurde. Er saß trübe da, am Fenster der alten Tanzschule, mitten in der Vergangenheit, als hätte er dort, vergessen, zwanzig Jahre verbracht, in Qual und Unruhe, wie einst. An der Wand mit ihrer schadhaften Tapete standen die Aktenschränke mit Papierbündeln und Mappen. Ein Lichtschein fiel ins Zimmer. Er kam aus dem Fenster gegenüber, und Muth konnte über die Gasse in seine eigene Wohnung sehen. Seine Frau und Heinz Lütke saßen im Gespräch im Wohnzimmer; sie hatten offenbar eben das Licht angedreht. Charlotte saß, die beiden Hände auf den Stuhllehnen, mit dem Fuße wippend da, wie sie gern tat. Beide bewegten sich, sprachen und lachten sichtbar, aber lautlos hinter dem Glas, wie in einem Traumspiel. Einmal sah er, daß sie ein wenig rot wurde. Jetzt stand seine Frau auf, ging ans Fenster, aber sie zog den Vorhang nicht zu. Den Zuschauer, der einsam im Dunkeln saß, konnten sie freilich nicht sehen, während für ihn die Glaswände hell und durchsichtig waren.

Charlotte war am Fenster vorübergegangen; er sah sie nicht mehr. Lütke schien allein zu sein, denn er nahm etwas zur Hand und sah darauf. Jetzt aber lächelte er und sprach; offenbar war Charlotte wieder eingetreten. Eine ganze Weile redete er lebhaft, aber mit völlig verändertem Ausdruck in den nicht sichtbaren Teil des Zimmers. Und jetzt sah Muth, sich den Tisch entlang schiebend, mit der einen Hand eine offene Haarsträhne hebend, das Ebenbild Charlottens in der Vergangenheit, seine Tochter Trude, blutrot, ein wenig bestürzt, die Augen zu dem Mann emporgehoben. Der beugte sich vor, faßte ihre beiden Hände, zog sie an sich und küßte die Erglühte innig und lange auf den Mund.

Es wurde dunkel vor Muths Augen; er hatte mit der Faust in die Scheibe geschlagen; drüben hörten sie das Klirren und Splittern nicht. Er selbst hörte es nicht. Die Häuser, die Stadt, sein Leben, alles brach, wie bei einem Erdbeben zu Schutt rollend, über ihm zusammen. Allmählich kam er zur Besinnung. Der Mann und das Kind hatten sich jäh getrennt; seine Frau war wieder im Zimmer.

Eine Tür ging. Justizrat Madrich war eingetreten. „Was? Sie sind im Finstern?" fragte er. „Wer hat Sie denn im Finstern gelassen? Das ist ja unerhört!" Er drehte das Licht auf. „Was haben Sie denn? Ja, was ist denn das?" Muth fühlte Nässe und einen scharfen Schmerz. Überall war Blut; große Splitter staken noch in seiner Hand.

„Ihre Leute haben mich wohl vergessen? Ich hatte einen Schwindelanfall und schlug gegen die Scheibe. Mir ist schon einige Tage nicht wohl." Er legte den Finger auf den Mund: „Nichts davon!" Er versuchte das Taschentuch an die Hand zu halten, das sich von Blut rötete, und die Splitter zu entfernen.

„Kommen Sie zu meiner Frau!" sagte Madrich. „Oder noch besser, ich telephoniere nach dem Doktor."

Als Muth sich noch einmal umsah, waren drüben die Vorhänge zugezogen. Eine Wutwelle stieg in ihm auf, und er fiel wirklich hin.

Als er aufwachte, war der Arzt bereits da. Er nähte die Wunde und verband ihn. Eine Magd wusch den Boden auf. Die Unterredung wurde verschoben.

Er kam nach Hause, gab die gleiche Erklärung und sprach fast nichts. Am andern Tag hatte er leichtes Fieber und blieb zu Bett, ließ aber niemanden zu sich. „Was man auch tut, nützt nichts", sagte er vor sich hin. „Charlotte, Grete, Trude... es ist alles das gleiche."

Am zweiten Tage ging er wieder ins Geschäft und blieb über Mittag dort.

Als er des Abends den Schloßberg hinauf nach Hause ging, traf ein Schein seine Augen: um die Ecke kam das Automobil, das durch die schlecht beleuchtete Gasse rasch abwärts fuhr. Muth trat geblendet zur Seite. An der Mauer neben ihm lehnten Eisenstangen. Er hatte das Gefühl, er müsse eine dieser Stangen fassen und in das Rad stoßen. Im Geiste sah er das Auto sich überschlagen und den Mann darin unter sich begraben, aber er tat es nicht, wie er einst so oft wilde Angriffe auf den Kranich geplant, aber nie ausgeführt hatte.

Wenige Minuten später sah er die hellen gleitenden Lichter durch die untere Stadt in die Ebene hinausschießen.

Der Mantel zum Sommerkleid.





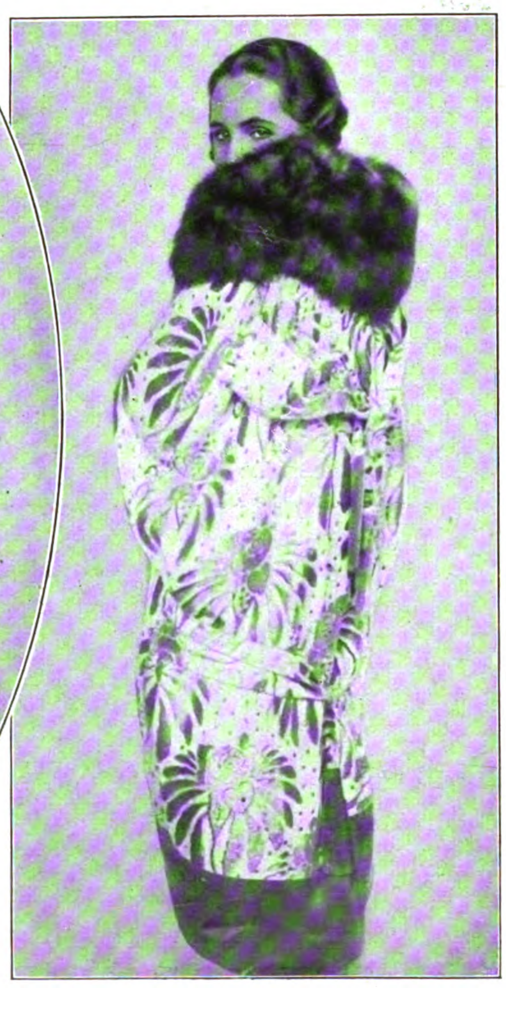
Schwarzer Mantel aus Crêpe de Chine mit Pelzkragen und Futter von derselben Farbe wie das helle Imprimékleid.

Links nebenstehend:

Eleganter Nachmittagsmantel aus schwarzem Crêpe Satin mit beigefarbenem Fuchskragen; dazu schwarze Seidentoque.

Im Oval: Heller Kaschamantel mit originell gefärbtem Kanin (weiß-maulwurffarben) für die Reise.







Georgettemantel zu dunkelblauem Georgettekleid mit weißer Stickerei. — Links nebenstehend: Abendcape aus weißgoldenem Brokat mit rotem Samtansatz und reichem Pelzkragen aus sibirischem Fuchs.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. (Phot. Kitty Hoffmann.)

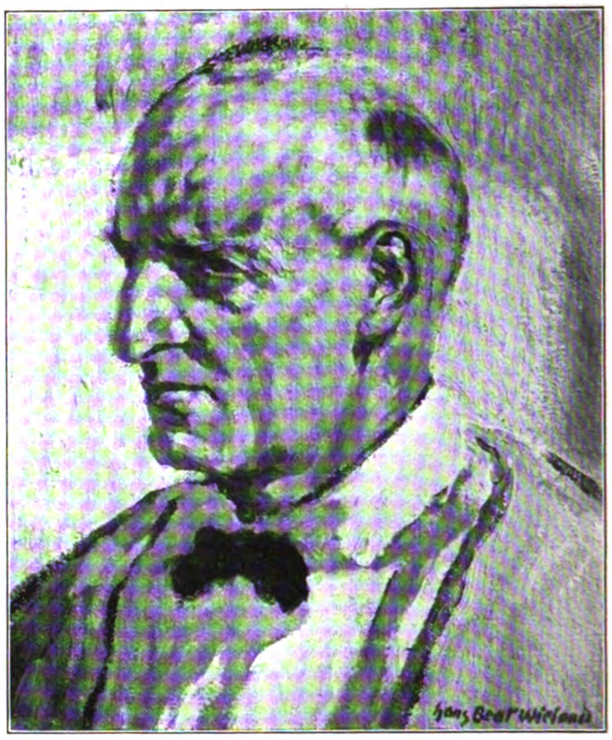
HANS BEATUS WIELAND

ZUM 60. GEBURTSTAG DES BEKANNTEN SCHWEIZER MALERS DER HOCHGEBIRGSWELT



Februar in Wiesen (Graubünden).

Der berühmten Frage, was zuerst gewesen sei: das Huhn oder das Ei, könnte man eine andere, ähnliche gegenüberstellen: Dankt man die heutige gründliche Kenntnis der winterlichen Berge und die daraus sich ergebende Gebirgs- und Schneemalerei dem Sport, oder hat sich der Sport erst als Folge der zunehmenden Kenntnis entwickelt? Die Frage ist leicht und einfach zu beantworten, und zwar im Sinne des ersten Teils der Frage. Denn zuerst war der Sport, der Skisport vor allem. Und das ist auch natürlich. Wer die winterlichen Berge kennt, weiß, daß ohne Skier dort nichts zu wollen ist. Einer Zeit, die noch keine Skier kannte — und die liegt gar nicht so weit zurück, wie die sportgewohnte Jugend von heute glaubt — war es ganz einfach technisch unmöglich, die verschneiten Berge kennenzulernen. Das wurde erst anders, als die Maler, und unter diesen manche als Pioniere des Skisports überhaupt, die Bretter anzuschnallen begannen. Nun konnten sie in Regionen vordringen, die vorher noch nie eines Menschen Fuß betreten und die man bis dahin für ewig unzugänglich gehalten hatte. Dem Skiläufer aber ist bekanntlich nichts unerreichbar. Und alles, was die Maler da oben an Unerhörtem, Romantischem und Gewaltigem gesehen haben, bringen sie seitdem in ihren Studienmappen mit ins Tal. So ist den Menschen in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich durch die Maler eine ganz neue Welt, von deren Existenz man vorher kaum etwas geahnt hat, erschlossen und geschenkt worden. Zu denen, die sich auf diesem Gebiet besonders hohe und unvergängliche Verdienste erworben haben, gehört der Schweizer Maler Professor Hans Beatus Wieland, der am 11. Juni sechzig Jahre alt wird. Er ist 1867 in Gallusberg in der Schweiz geboren, hat einmal eine Reihe von Jahren in München gelebt, ist aber nun schon lange wieder in die Heimat zurückgekehrt, wo er in dem anmutigen Städtchen Schwyz, am Fuße der Mythen nächst dem Vierwaldstätter See, sich niedergelassen hat. Seine hauptsächlichsten Jagdgebiete auf der Suche nach neuen Motiven sind das Engadin (das Gebiet des Bernina und das oberste Engadin von St. Moritz bis Maloja), das Wallis, vor allem das Wetterhorn und seine Umgebung, und außerdem noch andere hochalpine Gebiete des Berner Oberlandes, Graubündens usw. Diese unvergleichlichen Landschaften durchstreift er, ein ewig Junger und durch den Sport Gestählter, auf Skiern oder auch im Sommer.

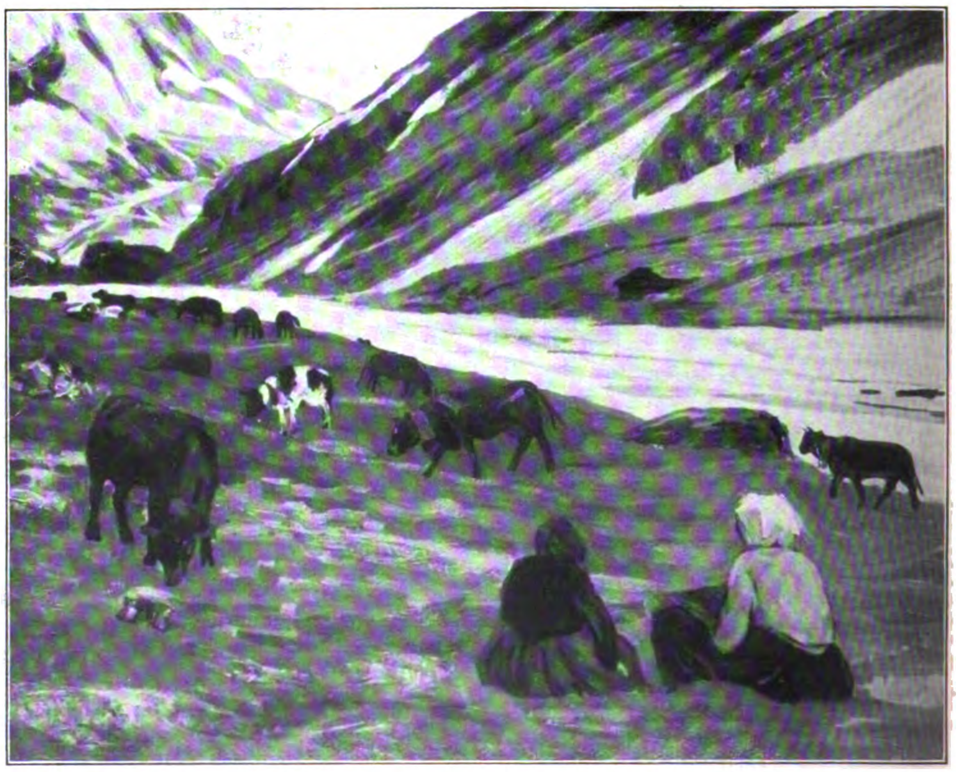


Selbstporträt des Künstlers.



Der Sieger.

Aber was er von dort nach Hause bringt, sind keine „Ansichten“. Er sieht die Berge nicht als Baedekertourist und auch nicht unter dem notwendigerweise irreführenden Gesichtswinkel des ausschließlichen Sportsmannes. Der Sport ist ihm wohl ein sehr wertvolles Mittel, an die Bergwildnis heranzukommen, aber nicht, wie heute für so viele, das allein Erstrebenswerte. Was Wieland gestalten möchte, und zwar nicht erst seit heute und gestern, sondern solange er malt, ist das Ungeheuere, Monumentale der Bergwelt. Er bemüht sich nicht wie so manche, die Natur dadurch umgänglicher zu machen, daß er menschliche Empfindsamkeiten in sie hinein projiziert. Sondern er hat den Mut, der Gletscherurwelt, der Felswildnis und der Wald- und Bergsee-Einsamkeit unverstellten Blicks in die Augen zu sehen. Er liebt diese Welt, etwa wie andere ihresgleichen lieben. Und so steht er längst auf du und du mit ihr. Das ist wohl der Grund dafür, daß die Landschaften Wielands, obgleich sie die Wildheit des Hochgebirges ohne die geringste Milderung geben, doch im Beschauer kein Unbehagen erregen. Im Gegenteil: man wird durch ihn mit



Weide bei Zinal (Wallis).

dem Gewaltigen so vertraut, als wäre es unser ständiger Begleiter. So sehr ist es von dem ganz unsentimentalen, rein naturhaften Menschentum Wielands durchdrungen.

Unverkennbar ist auch, wie seine Monumentalität mit den Jahren immer mehr eine Selbstverständlichkeit geworden ist, die sich, auch ohne das Hilfsmittel der Stilisierung, nur durch





Am Thuner See. — Links: Alter Berner Bauer.

die Beschränkung auf das Wesentliche auswirkt. Wie sehr man übrigens in der Schweiz die Kunst dieses Meisters der Schweizer Hochalpenlandschaft zu schätzen weiß, beweist vielleicht nichts schlagender als die Tatsache, daß gelegentlich seiner letzten Ausstellung in Zürich von 30 Bildern 21 verkauft worden sind. Eine Jubiläumsausstellung im Münchener Glaspalast anläßlich seines 60. Geburtstages hat sich nicht ermöglichen lassen. Sie findet nunmehr in Brakls Kunsthaus in München statt, in dem die Kunst Wielands von jeher eine gastliche Stätte gefunden hat. Richard Braungart.

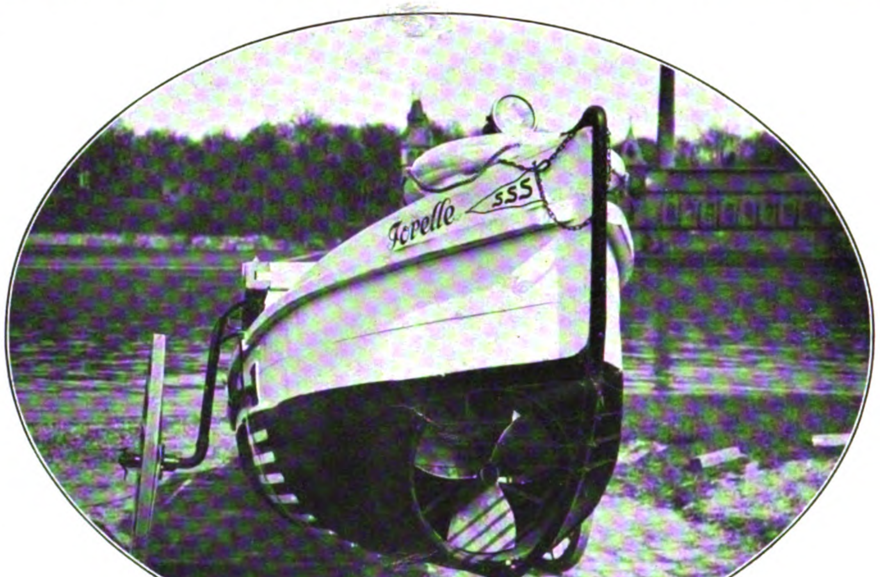


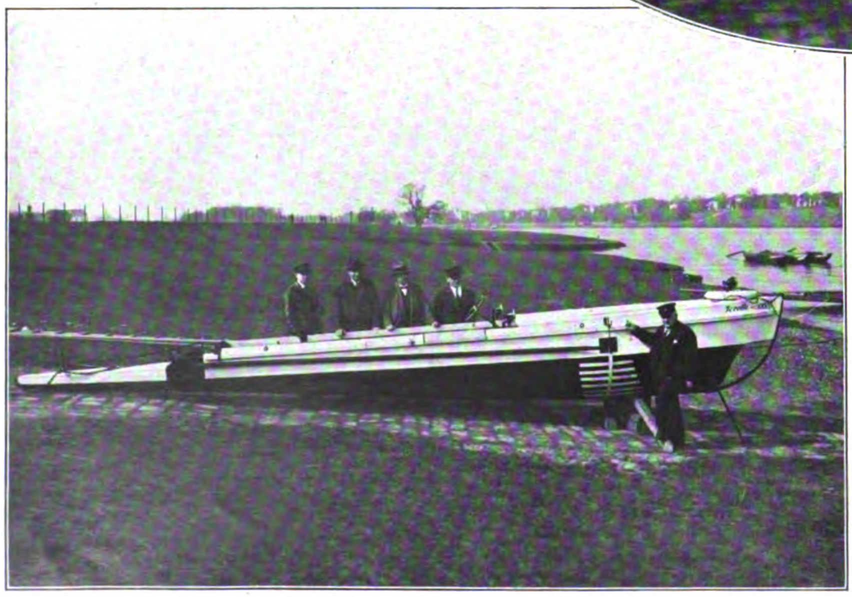
Am Ziel.

Wissen und Leben

Das Schnellschiff. In diesem Jahre konnte man den Geburtstag einer neuen, umwälzenden Erfindung auf dem Gebiete des Schiffsantriebs feiern, die in ihren Auswirkungen von außerordentlicher Bedeutung zu werden vermag. Sie mutet in ihrer Einfachheit deshalb genial an, weil sie nicht, wie jede andere auf diesem Gebiet, eine mathematisch-technische Entwicklung zur Grundlage hat, sondern unmittelbar dem Anschauungsunterricht der Natur entnommen ist. Der Erfinder, Ing. A. Boerner, der weiteren Kreisen bereits als Pionier auf dem Gebiete des Motorkompressorverfahrens bekannt ist, ging bei der Konstruktion seines Schiffes von Beobachtungen aus, die er an schnell schwimmenden Fischen machte. Man kennt z. B. die Eigentümlichkeit der Forelle, oft viele Minuten unbeweglich inmitten eines Baches zu verweilen, selbst bei stärkster Strömung; andererseits überrascht es wieder, mit welch blitzartiger Geschwindigkeit die Forelle gegen den Strom schwimmt. Boerner legte sich die Frage vor: Schwimmt der Fisch wirklich mit den Flossen? Die Erklärungen Brehms' genügten Boerner nicht. Er studierte an einem großen Heringshai und kam zu dem Ergebnis, das von den Fischen die Kiemen neben dem Atmungszweck auch zur Fortbewegung benutzt werden. Die Flossen dienen lediglich zur Erhaltung des Gleichgewichts, der Schwanz als Starter und Aktionssteuer. Der Fisch schluckt das Wasser nicht nur zum Atmen, sondern auch zum Schwimmen und preßt es durch die Kiemen mit erhöhter Geschwindigkeit wieder aus. Das ausgepreßte Wasser, das den Körper entlanggleitet, greift an den Schuppen oder der Narbung des Fisches (kein Fisch ist „aalglatt") ein und erzeugt Vortrieb. Der Fisch schaltet also ein Medium zwischen die fortzubewegende Last seines Körpers und das Widerstand bildende Wasser. In Verfolg dieses Gedankenganges konstruierte Boerner sein Probeschiff „Forelle", das sich schon rein äußerlich von anderen Schiffen unterscheidet. Es erinnert stark an den Fisch gleichen Namens. Die Schraube befindet sich am Bug, in einer trichterartigen Öffnung unter Wasser. Diese besonders konstruierte Turbine mit hohem Wirkungsgrad stellt die Kiemen bzw. Kiemensäcke dar. Das Wasser wird von der Turbine angesaugt und komprimiert. Diese Anlage wirkt sozusagen wie ein Wasserpulsometer. Durch seitliche Spalten wird das Wasser ausgestoßen, wobei sich die entstehenden Wirbel an der genarbten Schiffswand brechen und eine Wirkung hervorrufen, die einem Kugellager zwischen zwei sich bewegenden Flächen ähnelt. Durch diese Arbeitsweise wird der Stirnwiderstand, der sich besonders beim Fahren gegen den Strom in wachsender Weise bemerkbar macht, einfach eingeschluckt. Alle diese scheinbaren Unmöglichkeiten werden sofort klar, wenn sich das Schiff in Bewegung setzt. Dann erkennt man, daß die Praxis genau dem „Boerner-Effekt" entspricht, den der Erfinder vorher theoretisch klargelegt hatte. An dieser Stelle sei noch darauf hingewiesen, daß bereits im 18. Jahrhundert von Bernoulli und später von dem Engländer Rumsey Versuche gleicher Art angestellt wurden, die jedoch an dem großen Pessimismus der Zeit scheiterten. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Boerner-Effekts würde sich durch eine Energieersparnis von 70 bis 80 Proz. oder höhere Geschwindigkeit infolge Wegfalls des Stirn- und Flächenwiderstands außerordentlich fühlbar machen. Es ist einleuchtend, daß jede Erfindung nicht ohne weiteres von der Wissenschaft und Technik praktisch durchgeführt wird, denn stets werden gegenteilige Meinungen vorhanden sein. Inwieweit sich der Boerner-Effekt bewähren wird, das wird die nächste Zukunft lehren. Es ist Sache der deutschen Unternehmer, dieses Prinzip weiterauszubauen und der deutschen Wirtschaft dienstbar zu machen. Erich Michael.

Gedenktage. (Vgl. hierzu die Porträte auf S. 842.) August Hermann Francke, dessen Name mit dem Halleschen Waisenhaus, das noch heute in Blüte steht, aufs engste verknüpft ist, wurde am 22. März 1663 in Lübeck geboren und starb am 8. Juni 1727 in Halle a. S. Er gehört zu jenen großen Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts, die durch ungeheuere angestrengte Lebensarbeit unsere Nation aus der furchtbaren Verwüstung durch den Dreißigjährigen Krieg wieder herausgeführt haben. Es wäre recht gut, wenn das deutsche Volk auch heute recht viele solche führende Persönlichkeiten wie Francke hätte! Er hat wie kaum ein anderer seiner Zeit mit ganzer Kraft gewirkt an der sittlich-religiösen Erneuerung des deutschen Volkes. Ein Mann von gewaltiger Energie und unermüdlicher Lust und Freude am Schaffen, war er zugleich der kühnste Führer der neuen religiösen Richtung, die eine Wiedergeburt des evangelischen Lebens herbeiführte und noch heute für uns von Bedeutung ist, des Pietismus. Für unzählige Männer und Frauen aus allen Ständen wurde er ein treuer Berater, für die Studenten Halles ein einflußreicher Lehrer und der erste Pädagoge seiner Zeit. Seine Begabung liegt nicht zum wenigsten auf organisatorischem Gebiet: hier wurde er der Reformator des Armenwesens wie des niederen und höheren Schulwesens. Er schuf die „Franckeschen Stiftungen", die noch heute von großer Bedeutung sind, vor dem Rannischen Tore der Stadt Halle. Francke gilt uns als der Begründer der inneren Mission, und auch die äußere Mission hat er in großzügiger Weise aufgenommen. Nachdem er in Erfurt und Kiel Theologie und Philologie studiert hatte, erwarb er in Leipzig den Magistergrad und habilitierte sich als akademischer Lehrer. Mit dem Magister Anton zusammen gründete er das berühmte Collegium philobiblicum, das eine fruchtbare und gesunde Gestaltung der biblischen Lektüre erstrebte. In Dresden wurde Francke mit Philipp Jakob Spener, dem „Vater des Pietismus", bekannt, dessen Schrift „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach einer gottgefälligen Besserung der wahren evangelischen Kirche" auf ihn einen entscheidenden Eindruck machte. Als 1692 die neue Universität in Halle gegründet wurde, bestimmte Spener den Kurfürsten Friedrich III., den nachmaligen ersten König in Preußen, daß er den jungen Francke als Pastor nach Glaucha und Lehrer an die neue Universität berief. Franckes Hauptverdienste liegen in seinen „Stiftungen", deren Entstehungsgeschichte er selbst in den „Segensvollen Fußstapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes" berichtet hat. Diese Schöpfung des Glaubens ist in Deutschland einzig in ihrer Art. Nur ein Mann mit so unerschütterlichem Gottvertrauen wie August Hermann Francke konnte ein solches Werk gleichsam aus dem Nichts heraus schaffen. Francke selbst erzählt, wie er in der Armenbüchse des Pfarrhauses einmal 4 Taler 16 Groschen fand. „Als ich dies in die Hände nahm, sagte ich mit Glaubensfreudigkeit: ‚Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anfangen.'" Zu dem Hauptgebäude der Franckeschen Stiftungen wurde 1698 der Grundstein gelegt. Der massive Steinbau war für die damalige Zeit eine gewaltige Leistung. Es gehört durchaus zu der Signatur der Geschichte dieser Unternehmungen, daß die Arbeiten am Bau mit Gebet begonnen und am Sonnabend mit einer Andacht geschlossen wurden. Die Franckeschen Stiftungen umfassen heute an Unterrichtsanstalten: die Lateinische Hauptschule (Latina), die Oberrealschule, Lyzeum und Oberlyzeum, die Bürgerknabenschule und die Bürgermädchenschule. Die Erziehungsanstalten sind die Waisenanstalt, die Pensionsanstalt und das Alumnat. Als erwerbende Anstalten sind zu nennen: die Apotheke und die Buchhandlung des Waisenhauses. Mit den Stiftungen wurde 1710 die von Cansteinsche Bibelanstalt verbunden. Francke zählt zu den bedeutenden Pädagogen. Darin liegt das Große seiner Liebesarbeit, daß sie völlig pädagogisch war. Er war ein Volkserzieher im besten Sinne des Wortes. Deshalb umspannte sein Weitblick das ganze Schulwesen, von der niederen Armenschule bis zum Hochschulwesen. Friedrich Wilhelm I., der Vater des preußischen Volksschulwesens, gründete Schulen nach Franckes Vorbild und nahm auch die Lehrer aus den Stiftungen. Auch der Verfasser des von Friedrich dem Großen erlassenen General-Land-Schulreglements von 1763, der Konsistorialrat Hecker, war ein Schüler Franckes. — Geheimrat Professor Dr. Karl v. Linde, der Schöpfer der Kältetechnik von heute, begeht am 11. Juni seinen 85. Geburtstag. Im Jahre 1842 als Sohn eines Geistlichen geboren, sollte Linde ursprünglich ebenfalls Theologie studieren. Durch einen Mitschüler, dessen Vater eine Baumwollspinnerei leitete, machte er die erste Bekanntschaft mit Maschinen, eine Bekanntschaft, die ihn mit solcher Begeisterung erfüllte, daß er bei seinem Vater den Wunsch durchsetzte, sich ganz der Technik zu widmen. Nach Beendigung seines Studiums arbeitete er einige Jahre praktisch. Bei der Begründung der Technischen Hochschule zu München wird er dorthin als Professor berufen. Ein Preisausschreiben für eine Kühlanlage lenkt die Aufmerksamkeit des jungen Professors zum erstenmal auf das Gebiet, das ihm die größten Erfolge seines Lebens bringen sollte. Er baut seine erste Kältemaschine und widmet sich von dieser Zeit an lange Jahre der Vervollkommnung der Kühlanlagen und der Wissenschaft der tiefen Temperaturen. Später kehrte er auf seinen Lehrstuhl in München zurück. Besondere Erfolge hatte er noch mit der Verflüssigung der Luft zu verzeichnen, wobei ganz außerordentlich tiefe Temperaturen erreicht werden. Linde







Im Oval: Der Bug der „Forelle". — Links: Seitenansicht. — Rechts: Die „Forelle" in Fahrt auf der Elbe mit einer Stundengeschwindigkeit von 25 km bei einem Motor von 6 P.S.

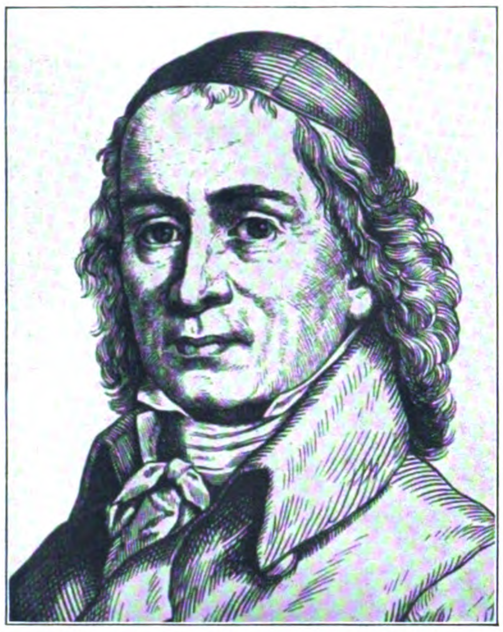
Eine bedeutsame Erfindung auf dem Gebiete der Schiffbautechnik: Das Schnellboot „Forelle" mit seiner der Fischform ähnlichen Gestaltung.

(Vgl. hierzu den obenstehenden Beitrag „Das Schnellschiff".)



Ein Sonntagsvergnügen im bayerischen Alpenvorland: Floßfahrt auf der Isar. Nach einer farbigen Zeichnung von Albert Reich.

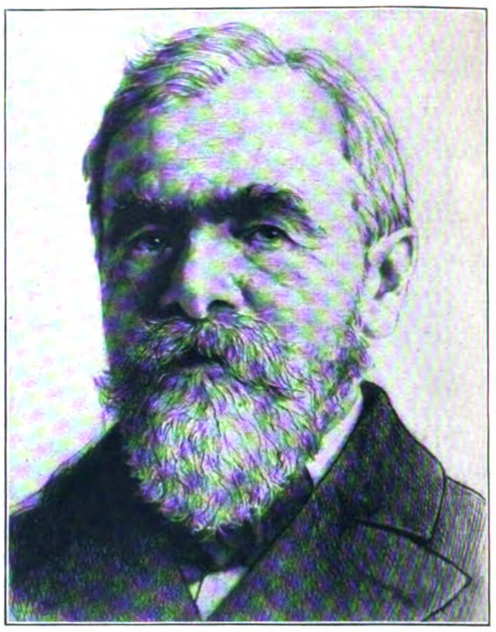
hat die Genugtuung, zu erleben, daß aus seinem Werk eine mächtige Industrie erstanden ist, der eine außerordentliche Wichtigkeit für unser gesundheitliches und wirtschaftliches Leben zukommt. — **John Roß**, der große Forschungsreisende, wurde am 24. Juni 1777 in Wigtownshire in Schottland geboren. Er widmete sein Leben vor allem der Erforschung der Arktis. Auf einer seiner von mannigfachen Gefahren und Abenteuern erfüllten Expeditionen gelang es seinem Neffen James Clark Roß, der ihn begleitete, den magnetischen Nordpol der Erde zu entdecken, also den Punkt, an dem die magnetischen Kraftlinien der Erde zusammenlaufen. Diese Entdeckung war von größter Wichtigkeit und stellt die Forschungen über den Erdmagnetismus auf eine ganz neue Grundlage. Bis in sein hohes Alter hinein blieb John Roß seiner Liebe und seinem Interesse für die Polargegenden der Erde treu. Als er zu alt wurde, um selbst Expeditionen zu unternehmen, unterstützte er solche Unternehmungen mit seinen Kenntnissen und suchte Mittel für sie zu erlangen. Er starb am 30. August 1856 zu London nach einem Leben, das reich an wissenschaftlichen Erfolgen und Ehren war.



August Hermann Francke,
Gründer der „Franckeschen Stiftungen" in Halle a. S., starb vor 200 Jahren (8. Juni 1727).



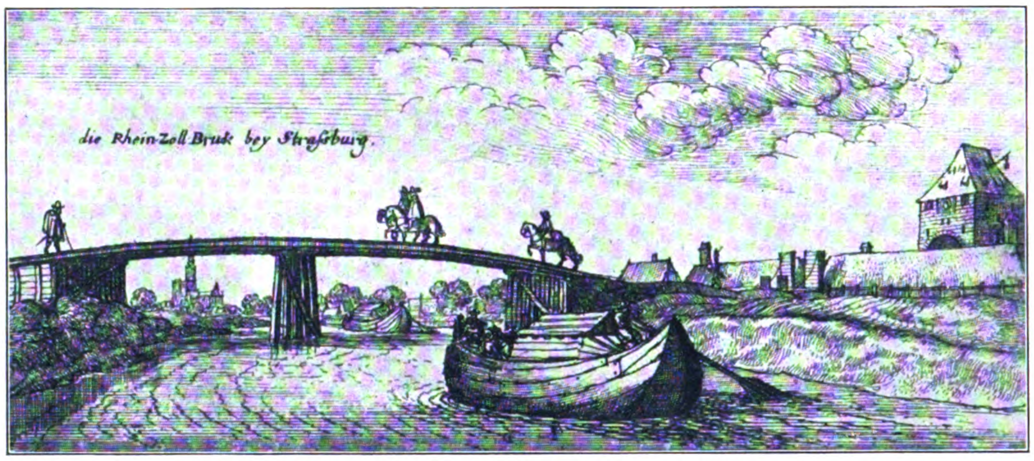
John Roß,
bekannter Erforscher der Arktis, wurde vor 150 Jahren (24. Juni 1777) in Wigtownshire (Schottland) geboren.



Geheimrat Prof. Dr. Karl v. Linde,
der Begründer der Kältetechnik und Erfinder eines neuen Verfahrens der Luftverflüssigung, kann am 11. Juni den 85. Geburtstag feiern. Radierung von E. L. Euler.

Der Rhein im Leben seiner Landschaft. (Zur Ausstellung der „Der Rhein, sein Werden und Wirken", Koblenz, Juli/August 1927.) Nachdem das ausklingende Mittelalter uns als eines seiner köstlichsten Erbschätze die Freude an der Natur um ihrer selbst willen hinterlassen hatte, dauerte es doch verhältnismäßig noch lange, bis dem Rheinstrom als einer der herrlichsten Naturerscheinungen unseres Vaterlandes das allgemeine Interesse sich eindringlich zuzuwenden begann. Es blieb der uns heute scheinbar so fernliegenden Zeit, die wir als die „empfindsame" zu bezeichnen pflegen, vorbehalten, den eigenartigen Reiz breitwuchtender Größe und zugleich malerischen Liebreizes am Rheinstrom und seinen Ufern zu entdecken, der auch und vielleicht gerade auf den Menschen der Gegenwart seine tief sich einprägende Wirkung nicht verfehlt. Ist so der schöne Rhein erst eine Entdeckung des letztvergangenen Jahrhunderts, so ist die Würdigung des Rheinstroms als pulsender Lebensader des ganzen von ihm durchflossenen Gebiets vollends erst ein Ergebnis unserer jüngsten Zeit. Immer deutlicher erwies sich in den zahlreich verzweigten Gebieten der Forschung, die der Klarlegung aller Grundtatsachen menschlicher Lebensentfaltung sich widmen, daß vielen Erscheinungsformen des natürlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens die gestaltende Kraft des Stromes ihre unverkennbaren Spuren eingeprägt hat. Diese Spuren einmal in einem anschaulichen Gesamtbild in den Grundzügen sinnfällig wiederzugeben, hat sich die Koblenzer Ausstellung zum Thema gestellt. Die Arbeit des Stromes an der Erdoberfläche in der erdgeschichtlichen Vergangenheit offenbart sich noch im heutigen Landschaftsbilde mit seinen eingenagten Tälern, seinen zuweilen hunderte Meter hohen Anschwemmungen auf das deutlichste. Mengen- und Abflußverhältnisse seiner Wasser sind bedingt durch die Klima- und Witterungsgestaltung seines Niederschlagsgebiets. Zusammen mit der geologischen Struktur des Bodens lassen sie am Stromlauf ganz bestimmte Besonderheiten der Tier- und Pflanzenwelt sich entwickeln und bilden den Ausgangspunkt für die Wahl von Ort und Form der Siedelungen des Menschen. Sie lassen diesen allmählich ganz besondere Einrichtungen und Ordnungen ersinnen, mittels derer er den gewaltigen Strom seinen Zwecken dienstbar macht. So entwickeln sich aus den geographischen, geologischen, klimatologischen und hydrographischen Gegebenheiten, kurz, aus der natürlichen Beschaffenheit der Stromlandschaft heraus bestimmte, auf sie zugeschnittene Erscheinungsformen des Siedlungswesens, des Strombaues, der Schiffahrt. — Diese Zusammenhänge anschaulich zu schildern, ist die Aufgabe, in die sich die neun ersten Gruppen der Ausstellung teilen. Vom Strom und seiner Landschaft gehen auch die Impulse aus, die das wirtschaftliche Leben im Stromgebiet maßgeblich beeinflussen. Selbst im Zeitalter der Weltwirtschaft entscheidet die natürliche Beschaffenheit der Stromlandschaft in erster Linie, ob diese einer dichten Anhäufung volkreicher Siedlungen Lebensraum bietet oder nicht. Sie bildet mit ihren naturgegebenen Voraussetzungen den Anlaß zur stärkeren Herausbildung gewisser Zweige der Agrarwirtschaft, der gewerblichen Urproduktion und Verarbeitung oder des Handels und Verkehrs, die in sieben weiteren Ausstellungsabteilungen dargestellt werden. Nicht minder deutlich ist in den Sondergruppen Jagd und Wassersport zu verfolgen, wie der Strom und die Natur seiner Landschaft entscheidend die Ausbildung spezifisch rheinischer Entwicklungsformen beeinflussen. Lassen sich derart sowohl aus den mannigfachen Erscheinungen der freien Natur als auch aus der Fülle der verschiedenartigsten Zweige menschlicher Lebensentwicklung die Fäden engster Schicksalsverknüpfung bis zu ihrem gemeinsamen Ursprung, dem Rheinstrom, hin aufspüren, so spiegelt sich die Eigenart seines Stromgebiets auch in der bildenden Kunst deutlich wider. Eine Zusammenstellung der typischen Werke der Malerei, Graphik und der Handzeichnungen aus allen Epochen und Richtungen, soweit sie den Rhein und seine Landschaft im Bilde wiedergeben, bietet die Gruppe „Die Rheinlandschaft im Wandel der Kunstzeitalter". Wie das Auge des Künstlers in den verschiedenen Zeiten die rheinische Landschaft sieht, wie sie von den Graphiken des 16. Jahrhunderts an über die Holländer des 17., über die Werke der Romantiker und Biedermeier bis zu den jüngsten Schöpfungen der „Ismen" und der Neuen Sachlichkeit ihren bildlichen Ausdruck gefunden hat, darüber wird diese Abteilung, die den künstlerischen Mittelpunkt der Ausstellung bildet, eine sachlich nahezu vollständige und künstlerisch hochstehende Übersicht bieten. Alles in allem wird die große Rheinschau, Koblenz, Juli/August 1927, eine in ihrer Art bisher einzig dastehende Gesamtdarstellung davon geben, was der Strom im natürlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und besonders künstlerischen Leben seiner Landschaft von den Quellen bis zur Mündung bedeutet. Dr. A. Voigt.

(Fortsetzung des redaktionellen Teils S. 844.)



Straßburger Rheinzollbrücke zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Stich von W. Hollar im Rheinmuseum zu Koblenz.



Köln zur Römerzeit. Rekonstruktionsversuch von W. Scheiner. (Mit Genehmigung des Rheinmuseums zu Koblenz.)

Zu der am 2. Juli beginnenden Ausstellung „Der Rhein, sein Werden und Wirken" in Koblenz.

(Vgl. hierzu den nebenstehenden Beitrag „Der Rhein im Leben seiner Landschaft".)



Neulich war ich in einer Gesellschaft. Viele interessante Leute und besonders viele hübsche Frauen waren da. Die sogenannte „gute Gesellschaft". Es waren mehr Herren wie Damen. Es fiel mir auf, daß trotzdem eine bildhübsche junge Dame selten zum Tanz aufgefordert wurde, also öfters „sitzen blieb". Sie war so schön, daß ich kaum wagte, sie aufzufordern. Aber als sie wieder mal „saß", faßte ich mir ein Herz, forderte sie auf, bekam auch keinen Korb, und tanzte mit ihr. Eine Sekunde später wußte ich, weshalb diese bildhübsche junge Dame nur so selten zum Tanze aufgefordert wurde. Ich wußte es in demselben Augenblick, als sie den Mund auftat. Meine Feder sträubt sich, mehr zu sagen. Leider habe ich nicht den Mut aufgebracht, hätte es ja auch nicht wagen dürfen, ihr den guten Rat zu geben, sich täglich mehrere Male ihren schönen Mund mit Odol zu spülen.

Das Geheimnis des Erfolges.

Nichts beeinträchtigt die Persönlichkeit und den Erfolg mehr als unreiner Atem. Dieses Übel ist um so peinlicher, als niemand wagt, es seinem Mitmenschen zu sagen, um ihn nicht zu verletzen. Lassen Sie sich nicht um einen Erfolg bringen durch den Glauben, daß Sie nicht an diesem Übel leiden; denn wir alle sind dieser Gefahr ausgesetzt, wenn wir ihr nicht durch regelmäßige sorgfältige Behandlung von Mund und Zähnen mit Odol begegnen. Eine kräftige Mundspülung mit ODOL verbürgt frischduftenden Atem und hilft Ihnen zu Erfolgen.



Es ist Kraft in jedem Tropfen!

Ein neues Narkoseverfahren. Ein ideales Betäubungsmittel besitzen wir bisher nicht, ob ein solches überhaupt je gefunden wird, mag dahingestellt bleiben. Nachteile werden alle zur örtlichen oder allgemeinen Betäubung benutzten Mittel aufweisen. Als wichtigstes Betäubungsmittel dienen bisher immer noch der Äther und das Chloroform, beziehungsweise Kombinationen beider. Für kurze Betäubungen wird dann noch vielfach der sogenannte Chloräthylrausch zur Anwendung gebracht, beispielsweise bei schwierigen Zahnextraktionen. In letzter Zeit ist man auch wieder darauf zurückgekommen, ein Betäubungsmittel zu verwenden, das eigentlich zu den ältesten gehört, in neuerer Zeit aber kaum wieder gebraucht wurde. Das Stickstoffoxydul, älteren Leuten unter dem Namen „Lachgas" bekannt, wurde ja früher vielfach zu Betäubungen speziell in der Zahnheilkunde verwendet. In letzter Zeit hat man auch erfolgreiche Anwendung in der Chirurgie gemacht. Über das neueste Betäubungsmittel wurde nun vor kurzem in der Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft berichtet. Im Gegensatz zu den meisten bisher bekannten Betäubungsmitteln erfolgt die Einführung dieses neuen, Avertin genannten Mittels nicht auf dem Wege der Atmung, sondern durch Einlauf in den Mastdarm, eine Form der Anwendung, die gegenüber allen Arten von Einatmung und Einspritzung ohne weiteres einleuchtende Annehmlichkeiten aufweist und einen wichtigen Ersatz oder wenigstens Einschränkung der bisher in der Chirurgie gebräuchlichen Narkotisierungsmethoden herbeiführen dürfte. Chemisch liegt in dem neuen Mittel Avertin ein bromierter Alkohol vor, die betäubende Wirkung dürfte daher in erster Linie dem Bromgehalt zuzusprechen sein. Die neuartige Anwendungsweise, durch Einlauf in den Mastdarm, stellt zweifellos einen ganz bedeutenden Fortschritt dar, wird es doch damit möglich, Personen, die infolge von Lungenaffektionen einer Vollnarkose nicht gewachsen sind, für die Operation vorzubereiten. Durch das neue Mittel wird nicht nur etwa eine Teilnarkose, wie man sie durch lokales Einspritzen von Betäubungsmitteln seit langem anwendet, ermöglicht, sondern auch eine wirkliche Vollnarkose, die bisher nur auf dem Wege der Einatmung der eingangs angeführten Narkotika möglich war, und darin liegt der besondere Vorteil dieses neuen Betäubungsmittels. Dr. Fr.

Aus der Geschichte der Tollwut. Zu den schon am längsten bekannten Infektionskrankheiten darf die Tollwut gerechnet werden. Der Erreger, der ein filtrierbares Gift darstellt, dringt beim Biß mit dem Speichel des wutkranken Tieres in die Wunde ein. Über das Wesen und die Ursache der auch „Wasserscheu" genannten Krankheit — weil bei den bestehenden Schlundkrämpfen Schlucken unmöglich ist — hat man sich die wunderlichsten Vorstellungen gemacht, ja, sie wurde auf übernatürliche Dinge zurückgeführt und mit Zauberei bekämpft. Vielleicht hat Homer die Tollwut, die 1810 in Joachim Heinrich Campes Wörterbuch zuerst unter diesem Namen auftaucht, schon gekannt; denn Hektor wird von Teukros „wütender Hund" genannt. Dem Sirius, dem Hundsstern, wurde auch ein Einfluß auf das Auftreten der Lyssa, der „rasenden Krankheit", zugeschrieben, dann wurden Dämonen verantwortlich gemacht, wie es auch Götter und Göttinnen gab, die die schreckliche Krankheit senden und auch abwehren konnten. In der „Naturgeschichte der Tiere" von Aristoteles ist das Krankheitsbild beim Hund beschrieben. Es heißt dort: „Die Hunde leiden an der Wut. Diese versetzt sie in einen Zustand der Raserei, und alle Tiere, die sie dann beißen, werden wutkrank." Der römische Schriftsteller Celsus (etwa um 100 n. Chr.), der selbst kein Arzt war, beschreibt die Erkrankung auch beim Menschen als Wasserscheu. Gegen sie wird unter anderm Untertauchen unter Wasser empfohlen, damit der Kranke nicht verdurstet. Nebenbei wird aber auch die Bißwunde schon ausgebrannt, in Eiterung erhalten oder mit Schröpfköpfen ausgesaugt. Im Mittelalter kam Fracastoro in seinem Werk über die ansteckenden Krankheiten zu der Vermutung, daß ein belebtes Agens — sog. Krankheitssamen — die Übertragung vermittele. Im 18. Jahrhundert stellte man sich ein am Boden der Zungenspitze befindliches Gebilde als den Sitz oder das Depot des Wutgiftes vor und nannte es den „Tollwurm". Ihn herauszuschneiden, bedurfte es einer besonderen Konzession. Sonst sollten Wallfahrten zur Kapelle des St. Hubertus und insbesondere Seebäder Hilfe bringen. Den ersten Schritt zu einer besseren Erkenntnis der Krankheit finden wir in dem in Jena 1804 erschienenen Buche des Arztes G. G. Zinke „Neue Ansichten der Hundswut". Dieser konnte die Infektiosität des Speichels dadurch nachweisen, daß er Wunden bei einem gesunden Hunde, bei einem Hasen und bei einem Hahn mit Wutspeichel erfolgreich infizierte. Nach gelegentlich auftauchenden Vermutungen konnte Louis Pasteur 1881 endlich den Beweis erbringen, daß das Zentralnervensystem der eigentliche Sitz der Erkrankung ist. Darauf baute sich sein System der aktiven Immunisierung gegen Tollwut auf. Diese Pasteursche Schutzimpfung, deren Behandlungsdauer 21 Tage beträgt, muß möglichst bald nach dem Biß in einem der dazu errichteten Institute in Berlin, Bern, Budapest, Dresden usw. vorgenommen werden. Auf diese Weise konnte die Mortalität der menschlichen Wut von 10 Proz. auf 0,6 Proz. heruntergedrückt werden. Man hat berechnet, daß die Schutzimpfung seit ihrem Bestehen bisher annähernd 225 000 Menschen das Leben gerettet hat. Das ist eine Zahl, die für sich allein spricht. Die Kenntnisse über die Wut bei Mensch und Tier haben jüngst drei Wiener Forscher, R. Kraus, F. Gerlach und F. Schweinburg, mustergültig in einer Monographie zur Darstellung gebracht. Es ist ein Werk, das deutscher Forscherarbeit zur Ehre gereicht. Es ist vielleicht interessant, zu erfahren, daß die Zahl der Erkrankungen an Tollwut im Deutschen Reich im Jahre 1925 20 gegen 48 im Vorjahr betrug; die Zahl der Bißverletzungen durch tolle und wutverdächtige Tiere ging in ebendiesen Jahren von 2417 auf 1160 zurück. Dr. Erich Ebstein.

Geschichtliche Ereignisse und Naturvorgänge. Der russische Professor für Archäologie Tschijewski in Moskau behauptet, daß bedeutende geschichtliche Ereignisse eine Neigung haben, in elfjährigen Zwischenräumen aufzutreten, und demgemäß mit der Zu- und Abnahme der Häufigkeit der Sonnenflecken zusammenfallen, denn bei diesen besteht ja eine 11—12 jährige Periode. Daraufhin hat B. P. de Smitt von der Columbia-Universität die Sonnenfleckenkurve von 1749—1923 mit einer Kurve der „allgemein menschlichen militärisch-politischen Tätigkeit" verglichen und einen fast parallelen Lauf gefunden. So entspricht nach ihm dem Sonnenfleckenhöchst von 1780 der Höhepunkt der amerikanischen Revolution, ebenso das von 1848 der europäischen Revolution, das von 1870 dem Deutsch-Französischen Kriege und das von 1917 dem Weltkrieg und der russischen Revolution! Nach Tschijewski und de Smitt „begünstigt der Höhepunkt der Sonnenfleckentätigkeit die Reizbarkeit und die Vereinigung der Massen zur Erlangung besserer Lebensverhältnisse, wie wirtschaftliche oder andere Ursachen sie erzeugen, sowie das Entstehen von Massentaten und Masseführern. Aber solche Taten sind nicht unabwendbar; alles hängt von der Vergangenheit ab. Wenn z. B. ein Krieg sich schon in der Zeit vorher vorbereitet, so kann die allgemeine Erregung zur Zeit der höchsten Sonnenfleckentätigkeit die Form des Eiferns für den Frieden um jeden Preis annehmen". De Smitt sagt gar nicht, wie er die Kurve der geschichtlichen Ereignisse gebildet hat, denn Statistik ist bekanntlich geduldig, und mit ihr kann man alles beweisen. Besonders auf dem Gebiete der Periodensucherei ist schon viel gesündigt worden. So wollte in den neunziger Jahren Rudolf Falb allerlei Vorgänge auf der Erde mit seinen „kritischen Tagen" in Verbindung bringen, worauf der Astronom Ginzel in sehr komischer Weise die politischen Ereignisse (neue Gesetze, Bismarcks Reichstagsreden usw.) nach kritischen Tagen ordnete! Außerdem hat Tschijewski nicht näher angegeben, was unter Reizbarkeit hier zu verstehen ist; es handelt sich ja nicht um die eines einzelnen Menschen, sondern um die der Masse und ganzer Völker. Bei dem Periodensuchen

hat sich schon gar mancher bloßgestellt, denn es ist fast so aussichtslos wie das Perpetuum mobile. Prof. Dr. C. Kaßner.

Malaiisch — das Sprachgut von 46 Millionen. Der Vulgärdialekt des Malaiischen (Küstenmalaiisch) breitet sich heute aus von der Halbinsel Malakka mit Singapur über die Großen und Kleinen Sundainseln bis zu Neuguinea, den Philippinen und Formosa. Die Sprache enthält aus den verschiedenen Religions- und Kolonisationseinwirkungen Elemente des Hindostanischen, Chinesischen, Arabischen, Portugiesischen, Holländischen und ist neben den Rassensprachen die allgemeine Verkehrssprache, selbst mit den untersten Schichten. Wohlklingend, treffsicher, kurz und einfach, sparsam und doch vieldeutig im Wortschatz — wäre sie wie geschaffen zur Weltsprache. — Malaiisch hat keinen Artikel, kein grammatisches Geschlecht, keine Kasusendungen. So heißt der neue Weg, ein neuer Weg djalan baru, wobei djalan prägnant „gehen" bedeutet und djalan-djalan unbestimmte Wege gehen = spazierengehen. Rumah besár ist das große Haus und logisch auch das Haus des Vornehmen; das Eigenschaftswort steht nach. Die Zeitwörter erhalten keine Flexion, also ein Vorteil für den Sprecher und Hörer. Die Grundform gilt für Gegenwärtiges, Nenn- und Befehlsform; für Vergangenes wird sudah (vorbei), für Zukünftiges nanti (künftig) vorangestellt. Buka ist demnach öffnen, öffne! öffnet!; saja sudah buka ich öffnete, habe, hatte geöffnet; saja nanti buka ich werde, will öffnen. Passiv: dibuka geöffnet werden. „Sein" und „haben" werden einfach durch ada ausgedrückt, das Vorliegen eines Zustandes oder einer Handlung ergibt sich aus dem Zusammenhang; gehabt und gewesen ist wieder sudah, wie alles, was als abgetan, fertig oder vorbei gelten soll. Ein anderes vielgebrauchtes Wort und der Inbegriff alles Ordnungsgemäßen ist betúl; es bedeutet: bestimmt, gewiß, in Ordnung; dann: wahr, gerecht, rechtschaffen, echt. Ein Gegensatz hierzu ist salah, falsch, schuld, verkehrt, miß-. Besonders anschaulich ist die Begriffsbildung der Hauptwörter. So ist tali zunächst Darm, Sehne, Nerv, dann Darmsaite, schließlich allgemein Band, Strick, Seil, Tau. Im Anwendungsfall besteht nach dem Zusammenhang doch kein Zweifel über die besondere Art des tali. Für elektrische Litze würde man das Wort Strick mangelhaft finden oder nicht verstehen, während das malaiische tali sprachlich gut und eindeutig ist. Die Unmenge Spezialwörter der westeuropäischen Sprachen erschweren überhaupt das Erlernen. Der Malaie stellt einen bildlichen oder sonst geläufigen Sammelbegriff neben einen örtlichen Teilbegriff und sagt: anak roda, Sprößling am Rad = Speiche, anak kuntji, Sprößling am Schloß = Schlüssel, anak medja, Sprößling am Tisch = Schublade. Ebenso werden zusammengestellt Behälter (tampat) und Inhalt zu tampat susu, tampat gula, tampat garem, tampat abu für unsere umständlich präzisierten Bezeichnungen Milchkanne, Zuckerdose, Salznapf, Aschenschale. Bildlichkeit und Logik sind gepaart in ajer mata, Wasser vom Auge = Träne, und in der Umstellung mata ajer, Auge von Wasser = Quelle. Handwerkernamen leiten wir von Spezialarbeiten ab; der Malaie vom Material und bildet tukang (Werkmann) bessi, batu, kaju, rotti (bzw. Eisen, Stein, Holz, Brot) für unser Schlosser, Maurer, Schreiner, Bäcker. Unsere Wunschformeln für gute Reise, vergnüglichen Aufenthalt und Willkommen werden wiedergegeben mit slamat djalan, slamat tinggal, slamat datang, wörtlich Heil zum Gehen, Bleiben, Kommen. Der allgemeine Festtagswunsch zu Geburtstag, Neujahr u. a. lautet einfach slamat hari besár, Heil zum großen Tag! Von geflügelten Worten seien angeführt ein Mahnwort und ein Leitspruch: tulung menulung, Hilfe für Hilfe = Hilfst du mir, so helfe ich dir; tjari hidup, Suche das Leben, eine sinnige Aufschrift an einem kleinen Handelsboot. Als eine Probe des Wohlklangs dieses „Italienischen des Ostens" kann eine Liedstrophe von träumerischem Gleichmut gelten:

Kalu mandi bukan timbamú, aku membáwa timba sendíri;
Kalu mati bukan djewamú, aku membáwa djewa sendíri.

Wenn ich bade, schöpf' ich ohne Becher mit der Hand;
Wenn ich sterbe, bring' die Seel' ich selbst ins Schattenland.

K. Keßler.

ZUM NACHDENKEN

Rösselsprung.

		sten	a		
be	der	du	be	sprichst	den
fährst		du	wahr		nen
stolz	am	welt	de	schei	und
der	gä	mit	klar	den	schei
stol		mit	grün		mit
sten	in	zen	bei	be	a

Silbenrätsel.

Aus den Silben

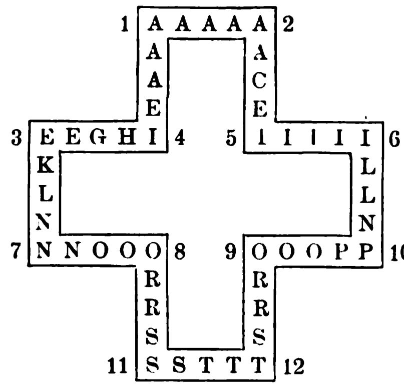
äh — ba — bri — che — chen — cho — chow — de — e — ei — el — gen — gi — je — ko — laub — ler — li — lin — mal — man — mus — ras — re — re — ri — reut — ro — ster — spot — ze

sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1 uralte Stadt im Jordantal, 2 Kriegerschmuck, 3 Gewaltherrscher, 4 berühmter Humanist, 5 kleine poetische Erzählung, 6 kleiner Vogel, 7 Stadt in Württemberg, 8 Blütenstand, 9 Stadt in Mecklenburg-Schwerin, 10 Insel im Mittelmeer, 11 Orgelbestandteil, 12 Singvogel. Die Anfangs- und Endbuchstaben der richtig erratenen Wörter, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Sprichwort.

Buchstabenkreuz.

Die Buchstaben sollen so geordnet werden, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1—2 Siegeszeichen der Indianer; 3—4 See und Stadt in Rußland; 5—6 Fluß in Frankreich; 7—8 Papst-Krone; 9—10 männlicher Vorname; 11—12 Edelstein. Die senkrechten Reihen: 1—4 Nebenfluß des Po; 2—5 Vogel; 3—7 Amtskleidung der Geistlichen; 6—10 Metall; 8—11 Halbedelstein; 9—12 männlicher Vorname.

Sind die Wörter richtig erraten, so ergeben die Buchstaben in der Mitte eines jeden Wortes, im Sinne des Uhrzeigers gelesen und von der oberen wagerechten Reihe angefangen, den Namen eines altgriechischen Komödiendichters.



Füllproblem.

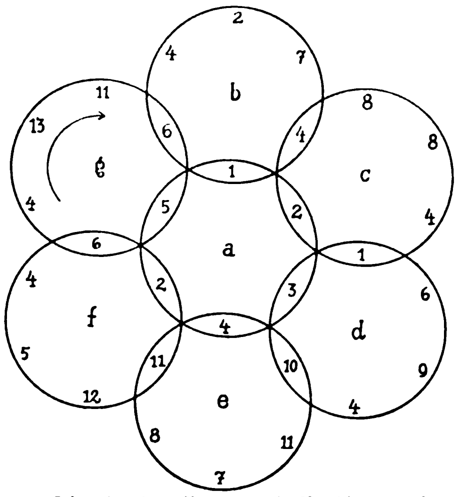
Wenn man an Stelle der Sterne die richtigen Buchstaben setzt, nennen die wagerechten Reihen folgende Begriffe: 1 Titelfigur eines Shakespeare-Stückes, 2 unterirdischer Gang, 3 Spende, 4 Sohn Adams, 5 Malaien-Dolch, 6 Sängerschaft, 7 heimliches Gericht, 8 Sternbild. — Nach Eintragen einer wertvollen Pelzsorte in die leeren Mittelfelder bedeuten die wagerechten Reihen folgendes: 1 bekannter Operettenkomponist, 2 Gesichtsausdruck, 3 Halmenbündel, 4 häusliche Feuerecke, 5 geometrische Figur, 6 chemisches Element, 7 Getreideschober, 8 Gesichtsteil.

*	*		*	*
*	*		*	*
*	*		*	*
*	*		*	*
*	*		*	*
*	*		*	*
*	*		*	*
*	*		*	*

Erkenntnis.

Vor den Namen häng' ein z,
Dann tausch das Silbenpaar:
Wenn man nirgends einen hätt',
Wär' guter Tropfen rar.

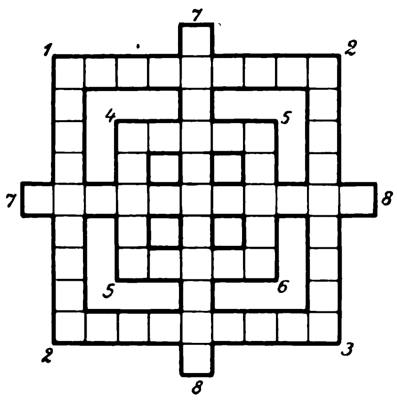
Kreiszahlenrätsel.



Die Zahlen sind durch Buchstaben so zu ersetzen, daß in den sieben Ringen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: a aller Welt Lohn, b Muse der Astronomie, c ehemaliges deutsches Herzogtum, d Stadt in England, e Insekt, f Nebenfluß des Rheins, g Vulkanöffnung. Der innere Kreis enthält die Anfangsbuchstaben der Wörter der äußeren Kreise.

Quadraträtsel.

Die Buchstaben a a d d d d e e e e e e e e h h i i i i i i k k k k k k l l l m m m n n n n n o o o o o o p p r r r r r r r r r r s s z sind so in die Figur einzusetzen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlauten und folgende Begriffe ergeben: 1—2 Vergrößerungsglas, 2—3 Spaziergang, 4—5 Nadelbaum, 5—6 deutscher Strom, 7—8 Gebirge in Amerika.



Kunterbunt.

Witschel, watschel, komm heran,
Bind 'nen andern Kopf dir an,
Laß den Fuß jetzt fort und zieh
Kopflos noch ein Federvieh
Hinter dir, dann seid ihr so
Nötig sehr beim Radio.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4290.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 5 Wilna, 6 Avare, 7 Menzel, 8 Marone, 10 Amati, 12 Oka, 14 Vigo, 15 Kanone, 16 Leo, 17 Tatra, 19 Medea, 21 Senior, 23 Bari, 24 Domäne, 25 Giro; senkrecht: 1 Panama, 2 Liane, 3 Korea, 4 Dementi, 9 Romeo, 11 Marengo, 13 Kakao, 14 Vineta, 16 Levade, 18 Trapani, 19 Merino, 20 Adonis, 21 Senegal, 22 Orgie.

Silbenrätsel: 1 Dundee, 2 Ascoli, 3 Saloniki, 4 Ehrenpreis, 5 Rochefort, 6 Dari, 7 Eidam, 8 Nauheim, 9 Tartane, 10 Regisseur, 11 Ermelind, 12 Impresario, 13 Biebrich, 14 Estragon, 15 Nassau, 16 Werder, 17 Istip, 18 Eskorial, 19 Esmeralda, 20 Schönebeck, 21 Annemarie, 22 Usurpator, 23 Christine, 24 Salami. — „Das Erdentreiben, wie es auch sei, ist immer doch nur Plackerei."

Stufenrätsel: Wagerecht und senkrecht: 1 Asra, 2 Span, 3 Rabe, 4 Anemone, 5 Oper, 6 neun, 7 Erna.

Versteckrätsel: **E**rich, **I**schl, **G**erste, **N**ote, **E**gel, **R**abe, **H**orn, **E**nte, **R**om, **D**elta, **I**nn, **S**chaf, **T**ell, **G**ent, **O**tter, **L**aub, **D**ach, **E**spe, **S**eil, **W**iege, **E**is, **R**ing, **T**hema. — Eigner Herd ist Goldes Wert.

Kammrätsel: Wagerecht: Mergentheim; senkrecht: 1 Marburg, 2 Rastatt, 3 Eskader, 4 Theodor, 5 Etagere, 6 Marelle.

Arithmogriph: Wagerecht: Achilles, Choral, Himbeere, Anemone, Tarantel; senkrecht: Achat, China, Homer.

Silbenkreuzrätsel: Die Silben sind: 1 ti, 2 ger, 3 le, 4 ber, 5 kan, 6 ne.

J. A. Henckels
Zwillingswerk – Solingen
Stahlwaren Ia Qualität

und im besonderen:

„Noxida“-Messer (nichtrostend)

mit bestem Schnitt aus eigenem Stahlwerk.

Hauptniederlage: Berlin W. 8, Leipziger Straße 117/118.

Eigene Verkaufs-Niederlagen: Köln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.

Die Pelztierzucht

Internationale Monatsschrift für Hege, Haltung und Zucht von Pelztieren.

Herausgegeben unter ständiger Mitarbeit der Reichszentrale für Pelztier- und Rauchwaren-Forschung, Leipzig, der Forschungsstelle für Pelztierkunde, Tharandt, und vieler erfolgreicher und führender Züchter und Fachleute.

Erscheint im 2. Jahrgang.

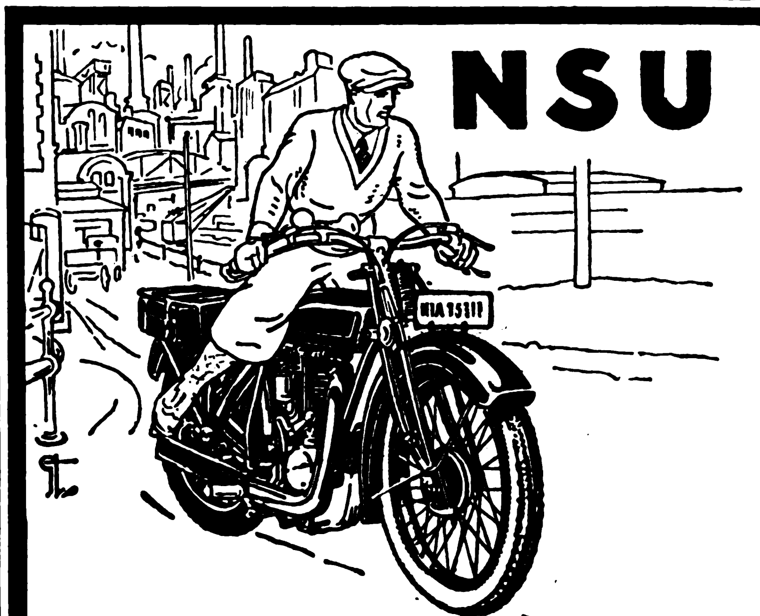
Die Zeitschrift ist für jeden Tierzüchter und Tierheger unentbehrlich, da sie wertvolle Originalartikel aus dem gesamten Gebiet der Zucht und Hege von Pelztieren und aller damit verbundenen Fragen laufend erörtert. Zoologen und Tierärzte werden die Zeitschrift für ihre Handbibliothek anschaffen müssen, um sich über die Fortschritte der Wissenschaft, die sich ganz allgemein auf die Pelztiere überhaupt beziehen, auf dem Laufenden zu halten. — Es ist dafür Sorge getragen, dass alle Abhandlungen in bunter Reihenfolge erscheinen, sodass jedes Heft von neuem mit grossem Interesse gelesen wird. So wechseln z. B. miteinander ab Berichte über Seuchen und deren Bekämpfung, Notizen über Jagd und Hege von Pelztieren, Artikel über Erfahrungen bei der Zucht und über Krankheitsbehandlung, Beobachtungen über die Lebensweise der Tiere, Mitteilungen über die Ergebnisse von Kreuzungsversuchen, Arbeiten über Morphologie, Anatomie und Histologie, Behandlung von Vererbungsfragen, Berichte über wirtschaftliche Fragen usw.
Die Zeitschrift muss als das unentbehrliche Rüstzeug der Pelztierkunde bezeichnet werden; man wird in allen Fragen stets auf sie zurückgreifen müssen. Bei der Entwicklung des für Deutschland völlig neuen Erwerbszweiges der Edelpelztierzucht wird diese Zeitschrift allseitig begrüsst, da sie auch die Behandlung der Wirtschaftlichkeit der Zucht von Pelztieren in völlig unbeeinflusster Weise bearbeitet, sie dient als das vermittelnde Organ zwischen Wissenschaft und Praxis.

Preis vierteljährlich Rm. 3.—; Prospekt kostenlos.

Zu beziehen durch den

Verlag Arthur Heber & Co., Leipzig, Packhofstrasse 9

und durch jede Buchhandlung.



NSU

SIE LEBEN AUF —

wenn Sie sich nach der Berufsarbeit auf Ihr NSU-Motorrad setzen, den Motor einschalten und das flinke Rad Sie schnell aus dem engen Häusermeer ins weite Land hinausträgt. Das stählt Ihre Nerven, und stärkt Körper und Geist. Das NSU-Motorrad ist nicht teuer und die Bezahlung wird Ihnen sehr bequem gemacht. Wenn Sie uns Ihre Adresse einsenden, machen wir Ihnen gern nähere Mitteilungen.

NSU VEREINIGTE FAHRZEUGWERKE A.G. NECKARSULM

Was ist Brisling?

Der *Brisling*, ein in norwegischen Fjorden vorkommender Fisch, als Sardine zubereitet, ist eine hervorragende Delikatesse. Er hat außerordentlich zartes Fleisch und einen eigenartigen Wohlgeschmack. Der ganze Inhalt der Dose ist verwendbar, da der Fisch nach der Behandlung mit Haut und Gräten genießbar ist. Er wird auf hygienisch vollkommne Weise zubereitet unter Verwendung von feinstem Olivenöl oder Tomatenpuree. Die Fabriken bieten den Anblick peinlichster Sauberkeit. Die Maschinen und Geräte sind auf der modernsten Höhe der Technik und arbeiten zum großen Teil automatisch. Eigene Fangflotten führen den *Brisling* wenige Stunden nach dem Fang den Fabriken zu, wo der Fisch, leicht geräuchert, in verzinnte Dosen eingelegt wird. Im Gegensatz zu andern Sardinendosen sind diese aus einem Stück gezogen und werden zugefalzt anstatt gelötet, sodaß der Gebrauch von gesundheitsgefährlichem Lötmaterial ausgeschlossen ist.

Der Fischreichtum der norwegischen *Gewässer* und die rationell durchgeführte Verarbeitungsmethode ermöglichen es, die fertige Ware zu einem so billigen Preise auf den Markt zu bringen, daß sie ein für jedes Heim erreichbares Nahrungsmittel darstellt. Chemische Untersuchung hat bewiesen, daß der konservierte *Brisling* 57 A-Vitamineinheiten enthält. Er bildet also für die Jugend eine körperaufbauende und durch seine gute Bekömmlichkeit auch für kränkliche Personen geeignete Speise.

Der *Brisling* ist ein Leckerbissen, den jeder Kenner bevorzugt, ebenso wie alle anderen

Norwegischen Fischkonserven.

Männer! Verlorene Kräfte kehren wieder durch Gebrauch von Organophat. Hervorragend beurteiltes Sexual-Kräftigungsmittel von anregender und nachhaltig stärkender Wirkung. 30 Portionen M. 4,75, 60 Portionen M 8,25. Urteile über Wirkung und Bekömmlichkeit, desgleichen ausführliche Anweisung sind jeder Packung beigefügt. Versand nur durch die Löwen-Apotheke in Hannover, Bahnhofstr. 28. Bestandteile auf der Packung.

BERLIN-BARMEN-HAMBURG AMSTERDAM-BUDAPEST

LIEFERANTEN DIESER ZEITSCHRIFT

BERGER & WIRTH
FARBENFABRIKEN LEIPZIG

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4292. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 16. JUNI 1927

Ferien in der Schweiz

Orell Füssli-Annoncen, Zürich.

ZÜRICH

Familien-Hotel Waldhaus Dolder

Wundervolle Fernsicht! Fließendes Wasser, Privatbäder, Tennis, Golf. Pension ab Fr. 14.—.

DOLDER GRAND HOTEL

Pension ab Fr. 19.—.

AROSA

der Kurort und Sommersportplatz auf 1800 m Höhe. Näheres durch die Kurverwaltung.

AROSA / Alexandra-Hotel

Erstklassig. Das ganze Jahr offen. Pensionspreis von Fr. 13.- an. Tennis, Orchester. Gratisprospekte durch Besitzer u. Leiter **E. Bellick.**

Hotel Piora

am Ritomsee (Tessin). 1840 m üb. d. M. Prachtvolle, geschützte, ruhige, milde Lage. Bestempfohlenes Kur-, Touristen- und Passantenhotel. Elektr. Licht. Bahnstation Ambri-Piotta. Piotta-Piora mit elektr. Seilbahn Ritom. Prospekte durch **Severino Lombardi.**

BADEN (SCHWEIZ)

Hotel Verenahof und Hotel Ochsen

Sämtliche Kurmittel und Thermalbäder im Hause selbst. Volle Pension im Hotel Verenahof von Fr. 12.- und mit fließendem Kalt- und Warmwasser von Fr. 15.- an, Hotel Ochsen von Fr. 11.- bis Fr. 12.-. Große Parkanlagen. **F. X. Markwalder,** Eigentümer.

BADEN / Bad-Hotel Limmathof

Unübertroffene Heilbäder **im Hotel** für Rheuma, Gicht, Ischias, Frauenleiden. Pension Fr. 12.50 bis 15.-. Prospekte durch **B. Gölden,** Bes.

BASEL / Hotel Drei Könige

Erstes Haus am Platze, ruhigst am Rhein gelegen. Letzter Komfort. Zimmer von Fr. 8.— an. Pension von Fr. 18.— an.

MEIRINGEN

Berner Oberland. Kur- und Exkursionszentrum. —— 14 Hotels. ——

Appenzellerland

(Bodenseegebiet). Beliebte Kur- u. Touristenlandschaft. Mäß. Preise. Prosp. durch die Verkehrsbüros: Appenzell, Gais, Heiden, Herisau, Hundwil, Rehetobel, Schwellbrunn, Speicher, Stein, Teufen, Trogen, Waldstatt, Walzenhausen, Wolfhalden, Wienacht, Urnäsch.

LUGANO-PARADISO (Südschweiz)

Pension Villa Sonneck. Behaglich, neu eingericht. Familienhaus in einzig schöner erhöhter Lage. Großer schattiger Garten. Moderner Komfort. Garage. **Frl. Schneider & Gremmel,** Bes.

GIESSBACH am Brienzersee Grand-Hotel

Schönste, erhöhte Lage gegenüber den berühmten Wasserfällen mit Aussicht über die Seen. Beste Verpflegung. Pensionspreis Fr. 12.- bis 15.-. Prospekt durch die Direktion **J. Kleiner.**

Heiden

ob dem Bodensee. 810 m ü. d. M. Zahnradbahn a. Rorschach. Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Bleichsucht, geistige Überanstrengung, Asthma des jugendl. Alters **werden** geheilt. 4 Kurärzte, Kasino. Kurorchester. **Verkehrsbüro.**

AIROLO (Kanton Tessin, Schweiz).

Hotel Lombardi 1150 Meter über dem Meer. **Gotthard-Hospiz, Hotel** 2100 Meter über dem Meer. Altbekannte, komfortable und gut bürgerliche Häuser. Mäßige Preise. Prospekte.

ACQUAROSSA

Ital. Schweiz. **Fango u. Mineralbad.** Rheumatismus, Gicht, Lumbago, Ischias, Exsudate in Muskeln, Gelenken, Rippen und Bauchfell. Kontrakturen, Ankylose, Blutanomalien, Frauenleiden, Unterernährung und deren Folgezustände. Pension Fr. 9.- bis 13.-. **H. Herzig,** Prop.

Höhenkurort

BEATENBERG

Schönstes Panorama des Berner Oberlandes 1150 m über dem Meere. Illustrierter Führer und Hotelverzeichnisse durch den **Kurverein Beatenberg** und die Agenturen der Schweizer Bundesbahnen.

BAD PASSUGG

830 m über dem Meer, vereinigt Heilwirkung von Karlsbad und Vichy mit kräftigem Gebirgsklima. Diät-Tische für Diabetes, Magen- und Nierenkrankheiten. Prospekte durch Badeverwaltung Passugg—Graubünden. **Eröffnet am 25. Mai.**

Vierwaldstättersee

BECKENRIED

am Vierwaldstättersee. Ärztl. empfohlen. Luftkurort. Hotels: **Park-Nidwaldnerhof, Sonne, Mond.** Pensionspreis Fr. 8.- bis 12.-. Prospekte durch das **Verkehrsbüro.**

BRUNNEN

anerkannt schönste Lage am Vierwaldstättersee. Reichste Auswahl schöner und bequemer Spaziergänge und Ausflüge. Kursaal. Prospekte durch das **Verkehrsbüro Brunnen.**

GERSAU

Unvergleichlich geschützte Lage am Südfuße der Rigi. Zentrum schönster Touren auf See und Gebirge. Gut geführte Hotels. Prospekte versendet das Verkehrsbureau.

Buochs / Hotel Krone

Park, Tennis, eig. Seebadehaus. Pens. v. 8—10 Fr. **Fam. Odermatt.**

BECKENRIED / Hotel-Pension Sonne.

Gutbürgerliche Ferienpension in prachtvoller, sonniger Lage am See. Tagespreis bei guter reichlicher Verpflegung von 6 RM. an. Prospekt.

KÜSSNACHT am Rigi. Hotel Seehof.

Ruhige, staubfreie Lage direkt am See. Wunderschöne Fernsicht, herrliche Spaziergänge. Berg-, Ruder- und Angelsport. Vorzügliche Küche. Pension 7 bis 9 Fr. Näheres durch Prospekt.

Unterschächen Kurhaus Klausen.

1000 m ü. M. Alp. Lage. Id. Ferienaufenth. Mietauto. 40 Min. v. See. Gleich. Haus: **Schwanen, Altdorf.**

HIMMELREICH

ob Luzern (730 m ü. d. M.) Komfortabl. Kurhaus. Rundblick Vierwaldstättersee. Orchester. Vorzügliche Küche. Pension Fr. 8.— bis Fr. 10.—. Prospekte. **A. Limacher.**

WEGGIS Hotel du Lac-Seehof.

Bestrenoviertes Haus. — Bekannt gute Küche. — Pensionspreis von Fr. 9.— an. — Bitte Prospekt verlangen.

BUOCHS Exkursionszentrum Hotel Rigiblick.

Neuestes Haus am See. Lift. Orchester. Strandbad. Wassersport. Forellenfischerei. Pension von Fr. 9.— an. Illustrierter Prospekt.

Schimberg-Bad

1425 m ü. M. Wunderbare Lage. Auto ab Station Entlebuch. Altberühmte Schwefelquelle. Pension von Fr. 8.50 an. — Prospekte.

Das imposanteste **Hochalpen-Panorama** der Mittelschweiz.

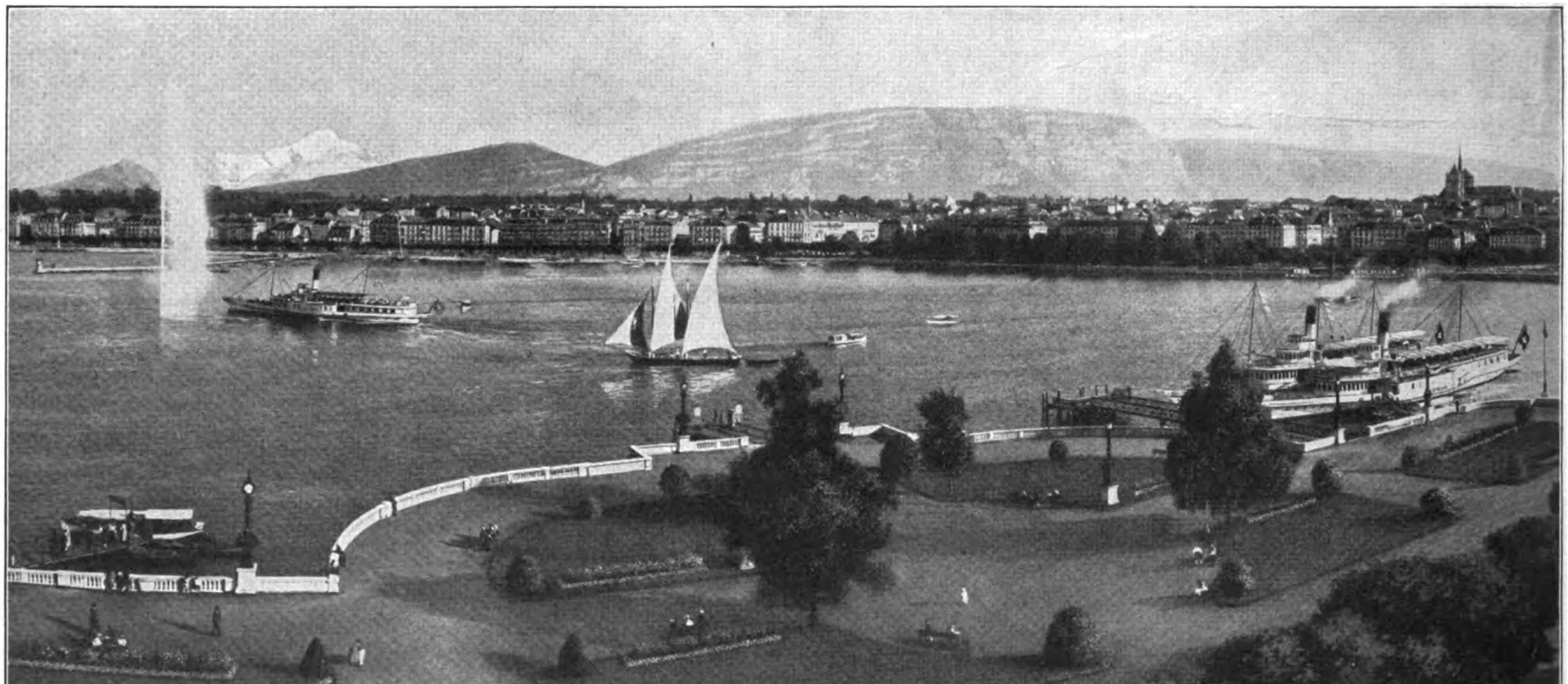
STANSERHORN bei Luzern

Genußreiche Bergbahnfahrt 1900 m ü. M.

Hotel Stanserhorn-Kulm (100 Betten) Kombin. Billette für Bahn und Kulmhotel.

Göschenen Hotel u. Pens. Weißes Rößli.

Erstes u. ältestes Haus am Platze, das ganze Jahr geöffnet. Autogarage. **Familie Z'graggen.**



Genf und der Mont-Blanc.

VERBRINGEN SIE DEN SOMMER IN GENF

Jnternationales Zentrum.

Elegante Stadt — Zentrum zahlreicher Ausflüge in die Umgebung und auf dem Genfersee.

Theater — Golf — Tennis — Regatten. — Erstklassiges Erziehungszentrum — Universität — Zahlreiche Pensionate.

Grosses Blumenfest (Blumenkorso) am 25. und 26. Juni.

Betreffs Auskünfte und illustrierter Führer wende man sich an das Offizielle Verkehrsbüro, Place des Bergues 2, Genf.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4292. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 16. Juni 1927.

Allgemeine Notizen.

Die Kurstadt Wiesbaden hat dieser Tage ihr Forschungsinstitut für Bäderkunde und Stoffwechsel eröffnet, das dazu dienen soll, die Erfahrungen auf dem Gebiet der Bäderbehandlung zu vervollkommnen und die Erklärung der Bäderwirkung, auf den exakten Ergebnissen der medizinischen und physiologischen Forschung aufgebaut, zu fördern, auch die Erfahrungen von Ärzten und Laien zu verwerten. 90 Betten stehen zur Aufnahme von Gelenkkranken, Rheumatikern und Stoffwechselkranken zur Verfügung. Der Ausbau eines groß angelegten Laboratoriums dient der Unterstützung der klinischen Abteilung und selbständiger Forschung. Ein Beirat aus ersten Autoritäten unter Vorsitz von Professor Krehl-Heidelberg wird die Arbeiten unterstützen. Die technisch musterhaften Einrichtungen des Instituts werden den Ruf Wiesbadens als Heilbad mehren helfen.

Die Deutsche Schillerstiftung weist in ihrem jüngst herausgegebenen Jahresbericht darauf hin, daß ihr Vermögen von der Inflation völlig aufgezehrt worden ist und sie ohne die Hilfe des Reichspräsidenten und der Regierungen fast aller deutschen Länder und der bewährten Freunde im In- und Ausland auch nicht annähernd in der Lage gewesen wäre, die Not, die auch im vergangenen Jahr auf deutschen Dichtern und Schriftstellern gelastet habe, zu lindern. Die Gesamtsumme der Zuwendungen betrug 43000 Mk. gegen 34500 Mk. im Vorjahr und 92000 Mk. im Jahr 1914. Den aus Gesundheitsgründen aus dem Verwaltungsrat ausgeschiedenen Oberbibliotheksrat a. D. Erich Petzet in München wurde in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Schillerstiftung die Schillerplakette verliehen.

Eine Festausstellung veranstaltet die Deutsche Bücherei aus Anlaß der Eröffnung der Internationalen Buchkunstausstellung in Leipzig. Sie behandelt den deutschen Buchtitel von der Frühdruckzeit bis zur Gegenwart. An auserlesenen Beispielen zeigt diese Festausstellung, wie sich in der Frühzeit der Titel allmählich vom Text loslöst, selbständige Form annimmt und im Lauf der Zeit eine reiche, von mannigfachen Strömungen beeinflußte Entwicklung durchmacht bis er seine heutige Gestalt findet. Das Material für die Ausstellung ist zur Hauptsache den wertvollen Schätzen der Deutschen Bücherei in Leipzig entnommen; außerdem stellten

die Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, das Geschäftsarchiv von Breitkopf & Härtel in Leipzig und private Bücherfreunde aus ihren Sammlungen Stücke zur Verfügung. Die Ausstellung bleibt noch den ganzen Monat Juni hindurch Sonntags von 12 bis 16 Uhr und wochentags von 8 bis 22 Uhr geöffnet und ist während dieser Zeit jedermann kostenlos zugänglich.

Für die Olympischen Spiele 1928 in Amsterdam ist das Programm nunmehr endgültig festgestellt worden. Die einzelnen olympischen Wettbewerbe finden statt: Hockey 17.—26. Mai, Fußball 17. Mai—15. Juni, Gewichtheben 28. und 29. Juli, Leichtathletik 29. Juli—6. August, Fechten 29. Juli—11. August, Ringen 30. Juli—5. August, Moderner Fünfkampf 31. Juli—4. August, Segeln 2.—9. August, Rudern 6.—10. August, Radrennen a) Straßenrennen 3. August; b) Bahnrennen 5. August, Schwimmen 4.—11. August, Boxen 7.—11. August, Reitsport 9—12. August, Turnen 8.—10. August, Korbball und Lacrosse 7. August. Alle Nationen nehmen daran teil.

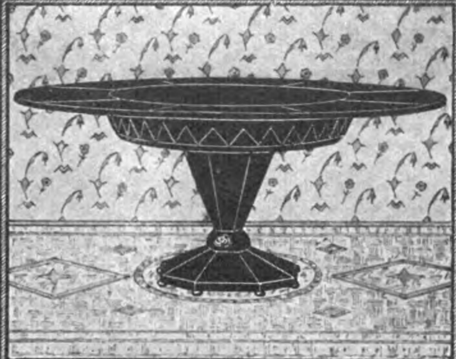
In Franzensbad ist die seit dem 1. Mai eröffnete Hauptkurzeit in vollem Betrieb. Allen modernen Ansprüchen wird dieser weltberühmte Kurort gerecht. Die schmuckhergerichteten gastfreundlichen Hotels, peinliche Reinlichkeit, ozonreiche, staub- und rauchfreie Luft, bequeme Straßen und Wege, die wohltuende Ruhe werden Körper und Geist, Sinn und Gemüt der Besucher mit neuem frischpulsierenden Leben erfüllen. Ärztliche Broschüre sowie Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung.

Schönheit wird nicht allen geschenkt, man muß sie erwerben, um sie zu besitzen. Aber wie leicht im Verhältnis zu früheren Zeiten wird es heute der Damenwelt gemacht, den Reiz der Erscheinung zu erhöhen. Die männliche Note, in der Kleidung sowohl wie in der Frisur, gibt der modernen Frau eine besonders dankbare Gelegenheit, anmutig und pikant zu wirken. Selbst diejenigen, deren Haar früher zu spärlich und unscheinbar war, um zu gefallen, haben es heute in der Hand, ihrem Bubikopf eine reizvolle, eigenartige Linie zu geben, wenn sie ihr Haar richtig, d. h. sachgemäß zu behandeln wissen. Zu dieser sachgemäßen Behandlung des Haares gehört vor allem eine regelmäßige und intensive Kopfwäsche, die das Haar geschmeidig und leicht frisierbar macht. Um diese Wirkung zu erreichen, nimmt man das bekannte Pixavon, das die Voraussetzung zu einem immer gepflegt und anmutig wirkenden Bubikopf ist.

Cannes, die prächtigste aller Ortschaften der französischen Riviera, eignet sich durchaus nicht etwa nur für den Winteraufenthalt. Alle, die in Cannes während der Sommerzeit waren, kommen immer wieder nach Cannes; sehen sie in ihm doch das gelobte Land, in dem die Temperatur auch im Sommer keinen winterlichen Wetterrückschlägen ausgesetzt ist. Cannes zeigt sich Winter wie Sommer im schönsten Rahmen mit höchstem Komfort.

Falter — Die Marken der Tangermünder Schokoladenfabrik — **Feodora**

Liegnitzer Ring-Ausziehtisch
D.R.P.



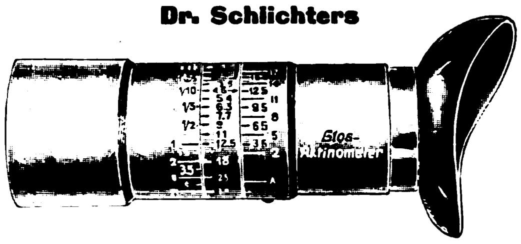
Durch einen Handgriff rund zu vergrössern. Jede Stilart! 4 Grössen! In allen Möbelgeschäften!

Alleinige Hersteller H. Fritsche & Co., Liegnitz

Vertreter gesucht.

Richtige Belichtung
ist für die Qualität
Ihrer photogr. Aufnahmen
absolut entscheidend!

Dr. Schlichters



Lios-Aktinometer
gibt Belichtungszeiten von
1/5000 Sekunde bis 5 Stunden
ablesbar nach einer einzigen Drehbewegung für jede Blende und Empfindlichkeit.
Kein lichtempfindliches Papier! — Rein-Optisch! Unverwüstlich — tropenfest!
Preis nur RM. 12.—
Bezug durch jede Photohandlung.
Prospekte direkt durch uns.
Dr. W. Schlichter G. m. b. H., Freiburg i. B. 52.



Die beste der Schweizer-Anker-Präzisions-Uhren
eine Weltmarke!
(21 erste Preise auf Weltausstellungen)

Longines
9 Grands Prix

Taschen- u. Armbanduhren, Chronometer, Sportuhren, Taschen- u. Reisewecker, Autouhren.
Nur in Fachgeschäften käuflich.

Wiesbadener Geseilschaft für Grabmalkunst
Vereinigung zur Förderung der Kunst auf den Friedhöfen



gegründet 1905
Leiter: Professor Dr. v. GROLMAN, Wiesbaden, Kapellenstr. 41.

ca. 50 Zweigstellen in Deutschland, Oesterreich, Schweiz.

Ansichtskollektionen in jeder Preislage gegen Einsendung von 30 Pf. Porto in Briefmarken. Angaben über Größe, Lage der Grabst. etc. bitten wir beizufügen.



ECHT MEISSNER PORZELLAN

Der Stolz der Hausfrau
• Die Freude der Gäste

*

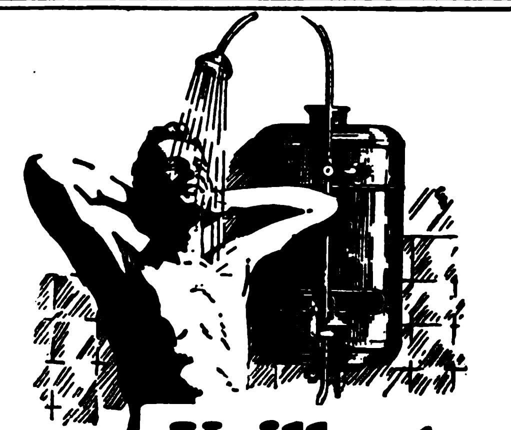
STAATLICHE PORZELLANMANUFAKTUR MEISSEN

Gegründet 1710

DRESDEN-A. 1, Schloßstr 36 — LEIPZIG C 1, Goethestr. 6



Aureol
seit 30 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt und natürlich in allen Nuancen, vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz.
Probekartons zu 1 Portion ... Goldmark 1,50.
Orig.-Karton zu 4 Portionen - Goldmark 4,50.
J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BERLIN, Markgrafenstr. 26.
Ueberall erhältlich.



Vaillants Gas-Badeöfen
Marke „Geyser" und „Auto-Geyser"
Zu beziehen durch alle Jnstallationsgeschäfte.
Jll. Katalog Ausgabe C 18 kostenlos.
Joh. Vaillant • Remscheid.



Arcona-Räder
1. Preis
setzen ihren Siegeszug fort

Meisterschaft von Deutschland 1926 gewann Wittig ..... auf **Arcona-Rad**
15. Berl. 6 Tage-Rennen gewannen MacNamara—Horan auf **Arcona-Rad**
17. Berl. 6 Tage-Renn. gewann. Wambst—Laquehaye auf **Arcona-Rad**
Die Weltmeisterschaft gewann Wiley auf **Arcona-Rad**

Die bedeutendsten Rennfahrer der Welt benutzten zu den längsten und schwierigsten Rennen das leichtlaufende Arconarad, die Qualitätsmarke von hoher Klasse.

Verlangen Sie Katalog gratis

Ernst Machnow Berlin C. 54, Weinmeisterstr. 14
Grösstes Fahrrad-Spezial-Haus Deutschlands

O liebe Hausfrau gib stets acht, „Cirine" wird oft nachgemacht.

Cirine
flüssiges **Bohnerwachs**



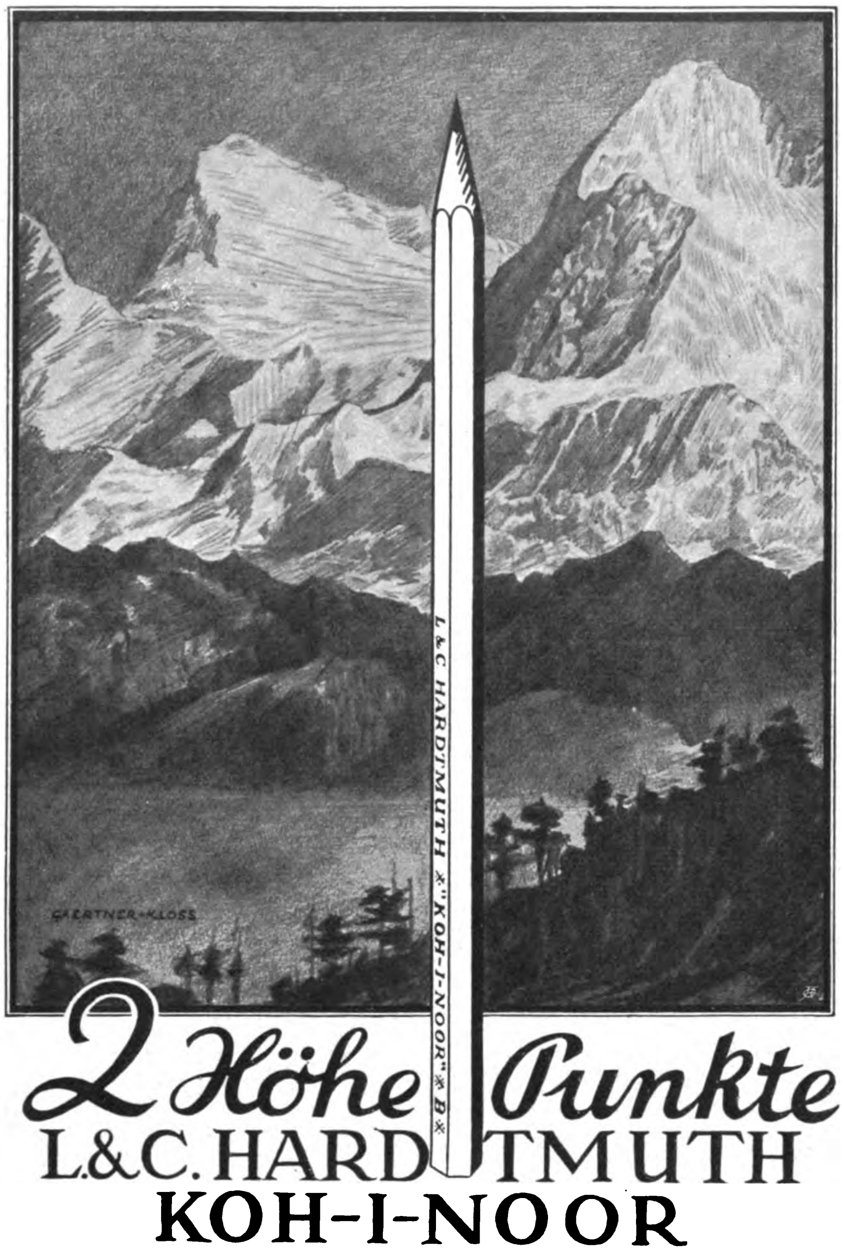
Kinderleichtes Arbeiten!

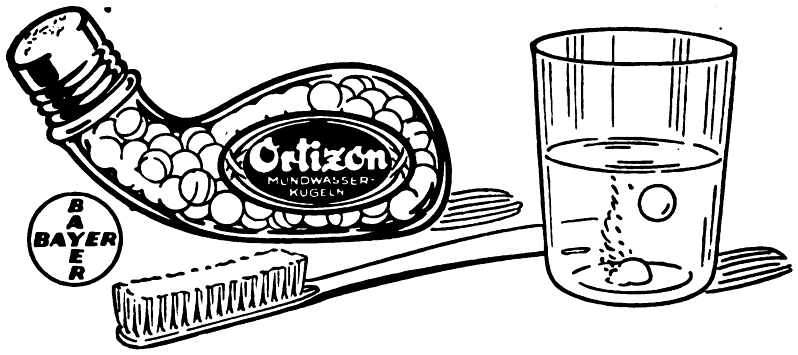
Für Parkett, Linoleum, Dielen, Möbel, Marmor u. dergl., die gute sparsame Politur.
Broschüre: „Vom behaglichen Wohnen" gratis.
Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz
Zweigfabriken: Eger (Tsch.-Slow.) Salzburg (Österr.)

Seht mich an —
ich bekomme in meine Suppen, Milch, Flammeris und alle Speisen nur



MAIZENA
immer in den gelben Paketen **niemals** lose!
Rezept u. Bilderbuch v. Paul Simmel gratis durch die
DEUTSCHE MAIZENA GES. A.G. HAMBURG 15e


L&C HARDTMUTH & KOH-I-NOOR
2 Höhe Punkte
L.&C. HARDTMUTH
KOH-I-NOOR


Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN
BAYER

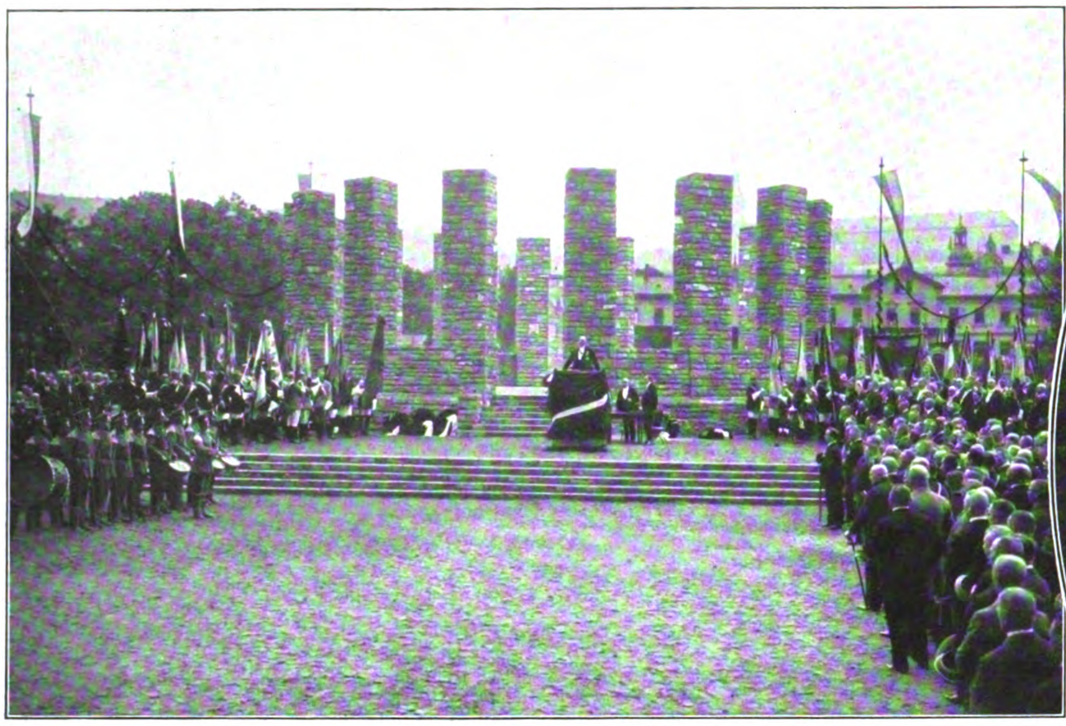

Beim Sport
ROLLFILM
LIGNOSE
FILMPACK
Überraschend gute Momentaufnahmen

Illustrirte Zeitung



DAMENBILDNIS

GEMÄLDE VON SINAIDA SEREBRIAKOWA





Von der Weihe eines Denkmals für die Gefallenen der im Rudolstädter Senioren-Convent (R. S. C.) zusammengeschlossenen Studentenverbindungen in Rudolstadt am 5. Juni: Prof. Dr. Trautmann (am Rednerpult) beim Anstimmen des Deutschlandliedes.
Im Oval: Radio im Dienste der Staatsautorität: Königin Wilhelmina der Niederlande mit ihrer Tochter Prinzessin Juliana bei einer Ansprache an die holländischen Kolonien vor dem Mikrophon des Rundfunksenders in Eindhoven.



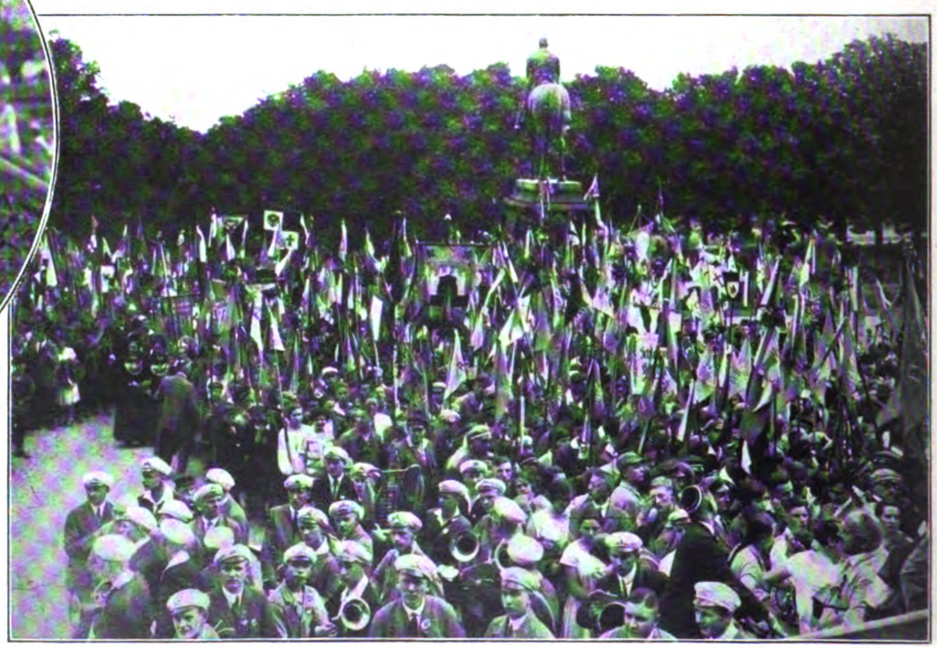


Von der 23. Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins in Wien (4.—6. Juni): Die Teilnehmer beim Verlassen der Universität nach einer Sitzung.

Von links nach rechts, erste Reihe: Oberschulrat Geheimrat Dr. H. Jantzen, Breslau; Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Th. Siebs, Breslau; Gymnasialdirektor i. R. Prof. Dr. O. Streicher, Berlin; Ministerialdirektor Dr. R. Jahnke, Berlin, Erster Vorsitzer des Deutschen Sprachvereins; Frau Anne Seelig, Wiesbaden; (hinter ihr) Regierungspräsident von Unterfranken Dr. Julius v. Henle, Würzburg; Regierungsrat A. Ruprecht, Berlin; Oberlandesgerichtspräsident E. Dronke, Frankfurt a. M.; Generaldirektor der bayerischen Archive Dr. O. Riedner, München.

Mitte links: Von der Zusammenkunft des deutschen und russischen Außenministers in Baden-Baden am 7. Juni: Dr. Stresemann und Tschitscherin (links) nach der Besprechung.





Von der vom 3. bis zum 7. Juni abgehaltenen 46. Jahrestagung des Vereins für das Deutschtum im Ausland (V. D. A.) in Goslar.

Im Oval: Exzellenz v. Hintze, der Vorsitzende des Bundes, bei einer Ansprache auf die zur Tagung erschienenen Gruppen der Auslandsdeutschen.

Unten rechts: Die vor der Kaiserpfalz zur Fahnenweihe versammelten Fahnen- und Wimpelträger.

STAATSGRENZE UND MACHTPOLITIK

VON DR. KONRAD HOFMANN, FREIBURG I. BR.

Die Gunst oder Ungunst, die Zuverlässigkeit oder Unsicherheit der Grenze beeinflußt wesentlich die geographische, politische, wirtschaftliche und völkische Entwicklung des Staates. Damit bedeutet die Grenze eine nationale Lebensfrage. Sie ist zugleich ein mitbestimmender Faktor der zwischenstaatlichen Ordnung, ein entscheidendes Element also der Außen- und Weltpolitik. Nicht umsonst stellen sie die Engländer in den Mittelpunkt der politischen Geographie. Lord Curzon spricht geradezu von dem „überwältigenden Einfluß der Grenzen in der Geschichte der modernen Welt“. Seit dem Zusammenschrumpfen der bewohnbaren Erde infolge wachsender Bevölkerung und gesteigerter Bedürfnisse stoßen die Belange und Ansprüche der Staaten unversöhnlicher zusammen. Darum treten in der Neuzeit zunehmend Kriege um die Grenze an die Stelle von solchen, bei denen das persönliche Moment vorherrscht (z. B. Erb-, Bündnis-, Religionskriege). Eine gemeingültige Formel für die gute Grenze, d. h. eine solche, die das staatliche Gedeihen fördert und lange hält, läßt sich nicht aufstellen. Denn der Wert der Grenzzone ändert sich mit dem Stand der Kriegs- und Verkehrsmittel; der maßgeblichen Gesichtspunkte sind es zu viele; die Verhältnisse sind von Fall zu Fall, von Zeit zu Zeit anders gelagert und verschieden zu bewerten. Auch auf das Verhältnis zum Nachbarn und auf seine Macht kommt es an. Am besten dürften Grenzen sein, die in Wirtschaftsleben, Verkehr und Verteidigung zusammengehörige Gebiete umschließen, die der Natur und den Lebensbedingungen des betreffenden Staates entsprechen. Solche leisten als Unterlage eines Staatswesens von relativ hoher Selbständigkeit und Einheitlichkeit am ehesten Gewähr für ein organisches Gedeihen. Man spricht darum von „organischen Grenzen“.

Von hohem Nutzen ist im allgemeinen eine im Verhältnis zum Gesamtraum möglichst geringe Grenzlänge zu Lande. Sie ist übersichtlicher, erleichtert den Verkehr und erfordert einen kleineren Verwaltungs- und Verteidigungsapparat. Die Zahl und Schärfe der Grenzkonflikte wird herabgemindert. Wie verhängnisvoll die gewundene Form mit vorspringender und zurückweichender Führung der Grenzlinie werden kann, hat im Weltkrieg das Beispiel von Ostpreußen und Polen, von Venetien und der Walachei zur Genüge bewiesen. Damit sei nicht bestritten, daß nach den Umständen auch Ausbuchtungen einen Gewinn bedeuten können. Ein großer Nachteil liegt darin, wenn die Landeshauptstadt, das Widerstandszentrum, der Lebensnerv der Volkswirtschaft an der Peripherie gelegen sind, also rasch überfallen oder vernichtet werden können. Vorteilhaft erweist sich sodann die Übereinstimmung mit den geographischen Verhältnissen, die Anlehnung an eine in der Natur des Bodens begründete Sonderung oder Verkehrshemmung. Wir meinen damit — mehr im Sinne des vulgären Wortgebrauchs — die sogenannte „natürliche Grenze“.

Da das Meer die greifbarste, wirkungsvollste Scheidung schafft, steht die Seeküste als Naturgrenze neben der Wüste und dem Sumpfgürtel an der Spitze. Mit dem Wegfall der unmittelbaren Grenzberührung schaltet sie eine Quelle internationaler Reibungen und Rücksichten aus, bewahrt vor allen formellen Grenzstreitigkeiten und erleichtert die Verteidigung. Sie erfordert demzufolge einen geringeren Kräfteaufwand, während sie gleichzeitig eine größere Durchlässigkeit des Verkehrs bietet, ja, die Tore zum Welthandel öffnet. Aus- und Einbuchtungen vervielfältigen den Zusammenhang mit dem Meer; sie sind somit im Gegensatz zu den Verhältnissen bei der Landgrenze hier günstig. Je länger die Meeresgrenze ist im Verhältnis zur Landgrenze, desto vorteilhafter. Am besten erweist sich daher die Insellage. Sie ersparte z. B. England den Kampf um die Grenze, währenddessen die europäischen Kontinentalmächte um ihrer Grenzen willen zahlreiche Zwistigkeiten hatten und große Kräfte verbrauchten. Allerdings stellt das Meer eine natürliche Grenze im absoluten Sinn, d. h. einen vollkommenen Schutz auch nicht dar. Selbst England fiel der angelsächsischen, später der normannischen Eroberung anheim. Es ist durch die Entwicklung der technischen Mittel, im Zeitalter der Panzerflotten, der Unterseeboote, der weittragenden Geschütze und des Luftkriegs, angreifbarer geworden denn zuvor. Die Sicherung durch das offene Meer hängt unter anderm von der Entfernung zweier Staaten ab, noch mehr von der Stärke der eigenen und gegnerischen Kriegs- und Handelsflotte. Darum ist gegenüber einem mächtigen Seegegner eine lange Küste unter Umständen sogar ein Nachteil. Das ist z. B. die Situation Italiens gegenüber England.

Auch Flüsse werden als Grenze bevorzugt. Sie eignen sich dazu wegen ihrer linearen, ins Auge fallenden Erscheinung, als strategisches Hindernis im Krieg und im Hinblick auf die leichtere Zollaufsicht. Doch weist auch die Flußgrenze ein Doppelgesicht und folglich eine widerspruchsvolle Würdigung auf, besonders seit der Neuzeit. Der Verkehr, namentlich der moderne mittels Schiffs und Eisenbahn, geht nicht quer, sondern längs des Flusses. In der Regel bilden die beiderseitigen Uferstriche eine geologisch und wirtschaftlich zusammengehörige Landschaft. Große Ströme üben eher eine verbindende, staatenschaffende Wirkung aus, wie es Euphrat, Tigris, Tiber, Seine, Weichsel, Donau usw. beweisen. Sie sind mehr als Staatengerüst denn als Völkerscheide anzusehen. Überdies verlocken sie leicht zu fortschreitender Expansion. Selbst ein schwer überschreitbarer Wasserlauf gewährt wenig Sicherheit. Er vermag einen kriegstüchtigen Angreifer nur zeitweilig aufzuhalten. Doch scheint neuerdings die Achtung vor dem Verteidigungswert der Flüsse wieder gestiegen zu sein, weil im Weltkrieg der Kampf gern an sie, selbst an kleinere, sich klammerte. Bzura, Stochod, San, Styr belegen es. Jedenfalls können befestigte Brückenköpfe ausschlaggebend für die Stromverteidigung und damit für die Flußgrenze sein. Wiederum ist aber beizufügen, daß beide Ufergelände zumeist zu einem einheitlichen militärischen Flußabschnitt zusammengehören, ihr geschlossener Besitz also sowohl für die Defensive als auch für die Bereithaltung und Sicherung von Angriffskräften wünschenswerter ist.

Eine verkehrspolitisch und militärisch empfehlenswerte Grenze kann weiterhin das Gebirge abgeben. Als „strategische Barriere“ (Clausewitz) vermag es den einfallenden Feind aufzuhalten, seine Operationen zu verlangsamen. Namentlich bei mangelnder Beweglichkeit des Angreifers stellt es im Zusammenhalt mit befestigten Orten eine starke Landeswehr dar. Dies war der Fall bei den Karpathen, die zugunsten Ungarns eine schützende Naturschranke gegen die Russen im Weltkrieg waren. Aber so wirksam trennende Gebirge wie etwa die Alpen für Italien, der Himalaja für Indien und die Anden zwischen Argentinien und Chile stehen selten zur Verfügung. Außerdem hat die heutige Kriegführung bessere Kampfmittel zur Überwindung des Gebirges, deren sich tüchtige Führer und Truppen mit Nutzen zu bedienen wissen. So wurden die Transsylvanischen Alpen November 1916 für die einfallenden beweglicheren Deutschen und Österreicher sogar zum Bundesgenossen gegenüber den schwerfälliger operierenden Rumänen. Freilich wird gegen alle technischen Fortschritte die verkehrshemmende und strategische Bedeutung der Gebirge bestehen bleiben. Bildet der Kamm die Grenze, ist bei ungleich geböschtem Gebirge der Besitzer des sanfteren Abfalls günstiger daran, weil er leichter Kriegsmaterial und Truppen auf die herrschende Höhe bringen kann. Dies hat wiederum der Weltkrieg deutlich gezeigt für die Vogesengrenze, wo die Franzosen sehr im Vorteil waren gegenüber den Deutschen. Besser noch erscheint in militärischer Hinsicht die sogenannte Glacisgrenze, d. i. die Hinüberverlegung der Grenze an den dem staatlichen Nachbar zugekehrten Gebirgsfuß, um gegen feindliche Einbrüche ein günstiges Vorfeld, eine erweiterte Hinderniszone zu haben.

Als weiterer grenzbestimmender Faktor, als „natürliche Grenze“ (wofern man diesen Ausdruck nicht auf die geographischen Faktoren entsprechende Grenze beschränken will) wird die Sprachscheide angesehen, vornehmlich seitdem im 19. Jahrhundert das Nationalitätenprinzip zu einer politischen Formel erhoben wurde. Sie mag häufig schwerer feststellbar sein als die geographische Grenze, weil die Randgebiete von einer gemischt-sprachlichen Bevölkerung bewohnt sind und so die klare, gerechte Scheidung erschweren. Zudem unterliegt die Völkergrenze beständiger Änderung.

Meistens bestimmen aber die skizzierten natürlichen Verhältnisse die Grenzführung nicht ausschlaggebend. Denn es spielen noch politische, nationale, wirtschaftliche, geschichtliche, kulturelle und andere Gesichtspunkte wesentlich herein. Sie erschweren durch ihre Fülle und Wirre den gerechten Ausgleich der Geister und Verhältnisse. Darum muß auch zugegeben werden, daß es in vielen Fällen, zuvörderst auf dem alten, zerteilten Boden Europas, schwer, wo nicht unmöglich ist, einen einwandfreien Grenzverlauf zu schaffen. Der gewichtigste Faktor ist in der Regel die Macht des Stärkeren, die Forderung des Siegers nach Gebietszuwachs. Der Überlegene zielt darauf ab, für sich die Grenze möglichst günstig und für den Nachbar oder Gegner so zu gestalten, daß sie diesen für Gegenwart und Zukunft schwächt. Deshalb folgen die politischen Grenzen im allgemeinen nur so weit den geographischen, wirtschaftlichen und völkischen, als das Gebot und der Vorteil des Mächtigeren einseitig es vorschreiben oder die Gruppierung der Mächte und der Einfluß des Nachbarstaates und der Zeitläufte es zulassen. Für aufstrebende Staaten bedeutet die Forderung der „natürlichen Grenze“ häufig nur eine Verbrämung für ihren Imperialismus, nicht selten auch bloß ein Mittel zum Zweck, eine Phase ihrer Expansion, wie sie sich selbst ja auch nicht an ihre naturgegebene Grenze halten. England und Japan z. B. griffen trotz ihrer geographisch eindeutigen Grenze auf das Festland hinüber.

Danach sind die Grenzen vorwiegend Erzeugnisse von Gegensätzen, Schöpfungen des geschichtlichen Schicksals. Als solche müssen sie von dem Unterlegenen zunächst ertragen werden. Doch bloß zu einem Teil gilt hierfür das Trostwort Ratzels: „Die Entwicklung eines Volkes kann auch in einer schlechten Grenze so kräftig gedeihen, daß es durch die Ausprägung seiner Individualität ersetzt, was ihm die Grenze nicht bietet.“ Im ganzen genommen, hemmen gewalttätige, widernatürliche Grenzen das Gedeihen des geschädigten Staates. Sie bergen viel politischen Zündstoff in sich. Grenzprobleme können Völker jahrhundertelang zu Feinden machen. Denn was zusammengehört, strebt wieder zusammen, wiewohl auf die Dauer die trennende Wirkung von Staatsgrenzen zunimmt. Die wirtschaftlichen Hemmungen und politischen Störungen gefährden die zwischenstaatliche Ordnung. Der in feindliches Gebiet hineinwachsende Staat muß sich mit Schutzvorrichtungen umgeben; er betrachtet seine Grenzen womöglich nur als Halte- und Stützpunkte für weitere Eroberungen, weil er die Machtausdehnung für die eigentliche Machtsicherung hält. Das benachteiligte Land sieht die durch Krieg aufgenötigte Grenze nicht als endgültig an. Es betreibt mit allen Mitteln die Berichtigung der ihm unerträglich erscheinenden Gebietsverstümmelung. Dies ist weithin die Lage im Nachkriegseuropa. Denn die Grenzkonstrukteure von Versailles, St-Germain, Trianon und Neuilly haben sich gegen die elementarsten Regeln einer natürlichen, gerechten und haltbaren Grenzziehung versündigt.

TAGESGESCHICHTE

Chamberlins Flug von Neuyork nach Deutschland. Am 4. Juni 11 Uhr 4 Minuten deutscher Zeit startete der amerikanische Flieger Chamberlin in Begleitung des Präsidenten Levine von der Brooklyner Handelskammer, der das Flugunternehmen finanziert hat, mit dem Eindecker „Columbia“ zur Überquerung des Ozeans, ohne ein bestimmtes Ziel anzugeben. Am 6. Juni mußten die Flieger, nachdem sie glücklich Plymouth, Boulogne und Dortmund passiert hatten, nach 43 stündigem Flug über eine Strecke von 7300 km bei Eisleben eine Notlandung auf freiem Felde vornehmen, da der Brennstoffvorrat erschöpft war. Wieder mit dem nötigen Betriebsstoff versehen, setzten sie ihren Flug in der Richtung Berlin fort, verfehlten jedoch die Reichshauptstadt und gingen dann abermals wegen Benzinmangels nieder, und zwar in der Nähe von Kottbus; dabei erlitt das Flugzeug einen Propellerbruch. Die Flieger begaben sich nun nach Kottbus, wo ihnen eine glänzende Aufnahme zuteil wurde. Am nächsten Tage erfolgte der Weiterflug nach Berlin in Begleitung eines Geschwaders von 14 Flugzeugen der Deutschen Lufthansa. Nach ein paar Ehrenrunden über dem Flughafen Tempelhofer-Feld landete die „Columbia“ unter dem brausenden Jubel der nach vielen Tausenden zählenden Menschenmenge und rollte dann bis dicht neben die Flugzeughallen, wo sich die offiziellen Vertreter der Behörden eingefunden hatten. Im Namen der Reichsregierung wurden die amerikanischen Flieger durch Reichsminister Dr. Curtius begrüßt. Hierauf bewillkommnete sie Staatssekretär Dr. v. Schubert; danach entbot Bürgermeister Scholtz den Gruß der Stadt Berlin, Exzellenz v. Lewald überbrachte die Willkommensgrüße des deutschen Sports, und Generaldirektor Dr. Strauß begrüßte die Flieger im Namen der Deutschen Lufthansa. Dann hielt der amerikanische Botschafter Schurman eine Rede an Chamberlin und Levine, in der er sie als „Sendboten des guten Willens und der Freundschaft vom amerikanischen Volke zum deutschen Volke“ beglückwünschte. Nachdem noch General v. Tschischwitz den Gruß der deutschen Heeresleitung übermittelt hatte, fuhren die Flieger im Automobil unter dem rasenden Beifall der Menge um das Flugfeld, dann begaben sich beide als Gäste Schurmans in die amerikanische Botschaft. Immer wieder wurden ihnen von den Berlinern begeisterte Kundgebungen dargebracht, und die folgenden Tage waren mit zahlreichen Empfängen und Banketten ausgefüllt. Am 8. Juni empfing Reichspräsident v. Hindenburg die Flieger und händigte ihnen zum Abschied sein Bild mit Unterschrift ein. Reichskanzler Dr. Marx veranstaltete zu Ehren der beiden gefeierten Männer einen Empfangstee. Am 10. Juni weilten sie im Berliner Rathaus, wo sie sich in das Goldene Buch der Stadt eintrugen, und wo ihnen sowie dem amerikanischen Botschafter Schurman durch Oberbürgermeister Dr. Boeß nach einer kurzen Ansprache die großen Ehrenplaketten der Stadt Berlin „Für ehrenvolle Verdienste“ überreicht und die Benennung einer Straße auf den Namen Columbiastraße mitgeteilt wurde.

Der **Verein für das Deutschtum im Ausland** hielt in **Goslar** seine 46. **Jahrestagung** ab. An den Pfingstfeiertagen fanden, nach Sitzungen und Beratungen an den Vortagen, die großen öffentlichen Kundgebungen statt: Am Pfingstsonntag wurde morgens eine Fahnenweihe-Feier vor der Kaiserpfalz und eine Waldandacht veranstaltet, der ein großartiger Festzug durch die Stadt folgte. Den zweiten Feiertag versammelten sich die Teilnehmer im Reichssaale der Kaiserpfalz zum Festakt, bei dem der Wiener Universitätsprofessor Dr. Heinrich Ritter v. Srbik eine Rede über deutsches Volk und deutschen Staat in den letzten Jahrhunderten hielt. Den Abschluß bildete eine kurze Ansprache des Vorsitzenden des V. D. A. Exzellenz v. Hintze, die in die Mahnung ausklang, stets der Zusammengehörigkeit des Deutschtums in der ganzen Welt zu gedenken.

In Baden-Baden hatten Reichsaußenminister **Dr. Stresemann** und **Tschitscherin**, der Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten der Sowjetunion, am 7. Juni eine **Zusammenkunft**, bei der die politischen Fragen, die sich insbesondere aus dem Abbruch der Beziehungen zwischen England und Rußland ergeben haben, zur Sprache kamen.

Am 7. Juni wurde in Warschau der dortige Gesandte der Sowjetregierung, Woikow, auf dem Bahnhof ermordet. Der verhaftete Täter ist ein 20jähriger Gymnasiast namens Boris Koderwa aus Wilna, ein gebürtiger Russe, der ideelle Gründe als Motiv für das Attentat angibt. Woikow war einer der Mörder der Zarenfamilie und ein Vertreter des Terrorsystems in Rußland.

Die Franckeschen Stiftungen in Halle a. d. S. veranstalteten am 1. und 2. Juni eine Gedächtnisfeier zum 200. Todestage ihres Gründers, August Hermann Franckes (geboren am 22. März 1663, gestorben am 8. Juni 1727). Den Auftakt bildete ein Konzert in der Ulrichskirche, deren Prediger Francke einst gewesen ist, am Abend des 1. Juni; am nächsten Tage war die Hauptfeier, beginnend mit einem Festgottesdienst in der St.-Georgen-Kirche. Hierauf folgten ein Festaktus im Großen Versammlungssaal der Franckeschen Stiftungen, eine Kranzniederlegung am Denkmal A. H. Franckes, Darbietungen der Schüler und als Ausklang eine Wiedersehensfeier der ehemaligen und jetzigen Angehörigen der Franckeschen Stiftungen.

Vom 4. bis zum 6. Juni tagte der Deutsche Sprachverein zu seiner 23. Hauptversammlung in Wien. Vorträge über die Entstehung und Neubildung der Wörter, über die Zusammengehörigkeit Deutschlands und Österreichs und Beratungen füllten die stark besuchte Tagung.

Vor den neuen, eben erst fertiggestellten Riesentribünen in Epsom (England) ging die Entscheidung des schon im Jahre 1780 begründeten klassischen Derbys im Beisein des englischen Königs vonstatten. Im 147. Rennen um das „Blaue Band", dem spannendsten Teil der Veranstaltung, siegte der von C. Elliot gesteuerte Favorit Call Boy.



Von den Unwetterverwüstungen in Holland am 1. Juni: Auf den Spuren des verheerenden Wirbelsturmes in Neede (Provinz Geldern). Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Hans Friedrich.



Hermann Hesse, bedeutender Erzähler, Verfasser von Romanen, Novellen, Märchen und Gedichten, vollendet am 2. Juli seinen 50. Geburtstag.



Geh.-Rat Dr. M. Friedländer, bekannter Kunstgelehrter, Direktor des Kupferstichkabinetts in Berlin, feierte am 5. Juni seinen 60. Geburtstag.



V. Vukitschewitsch, der neue Ministerpräsident und Innenminister, vorläufig auch Unterrichtsminister, von Südslawien.



Vom Neuyork-Deutschland-Flug Chamberlins: Begrüßung Chamberlins und seines Begleiters Levine bei ihrer Ankunft auf dem Tempelhofer Flugplatz in Berlin am 7. Juni. In der Mitte das Flugzeug „Columbia" der beiden Ozeanflieger. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.



Dr. Friedrich Hegar, bedeutender Musiker und Komponist, † am 2. Juni in Zürich, 85 Jahre alt. (Phot. A. Teichmann, Basel.)



Prof. Dr. Hugo Schauinsland, Leiter des Städtischen Museums in Bremen, konnte am 30. Mai den 70. Geburtstag feiern und sein 40jähriges Amtsjubiläum begehen.



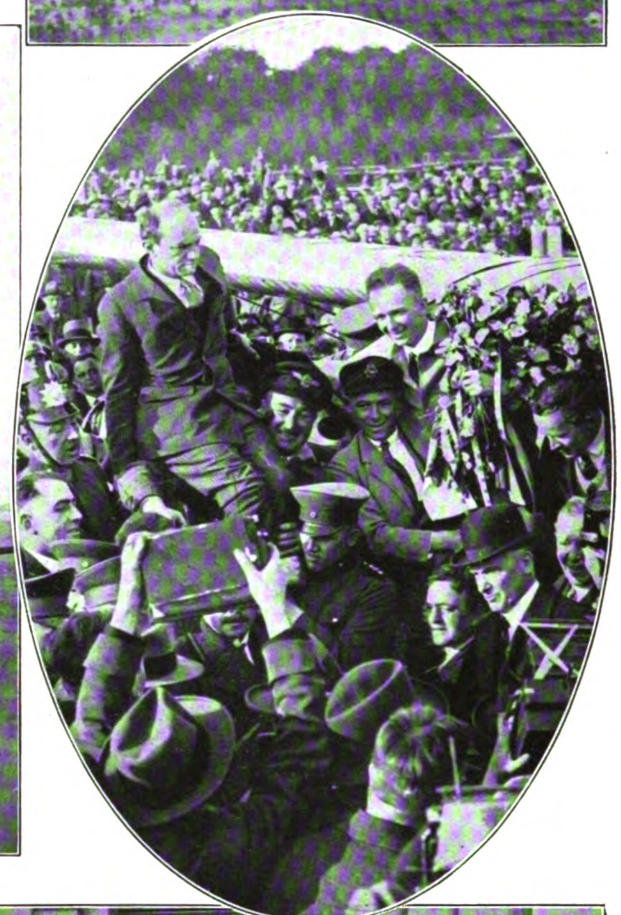
Peter Woikow, Gesandter der Sowjetregierung in Warschau, der am 7. Juni daselbst dem Attentat eines in Polen lebenden Russen zum Opfer fiel.





An der Notlandungsstelle bei dem Dorf Klinge (nahe Kottbus). — Rechts: Der Ozeanflieger Chamberlin am Arme des Oberbürgermeisters Dr. Kreutz in den Straßen von Kottbus, von der Menge jubelnd begrüßt. Hinter ihm sein Begleiter Levine.





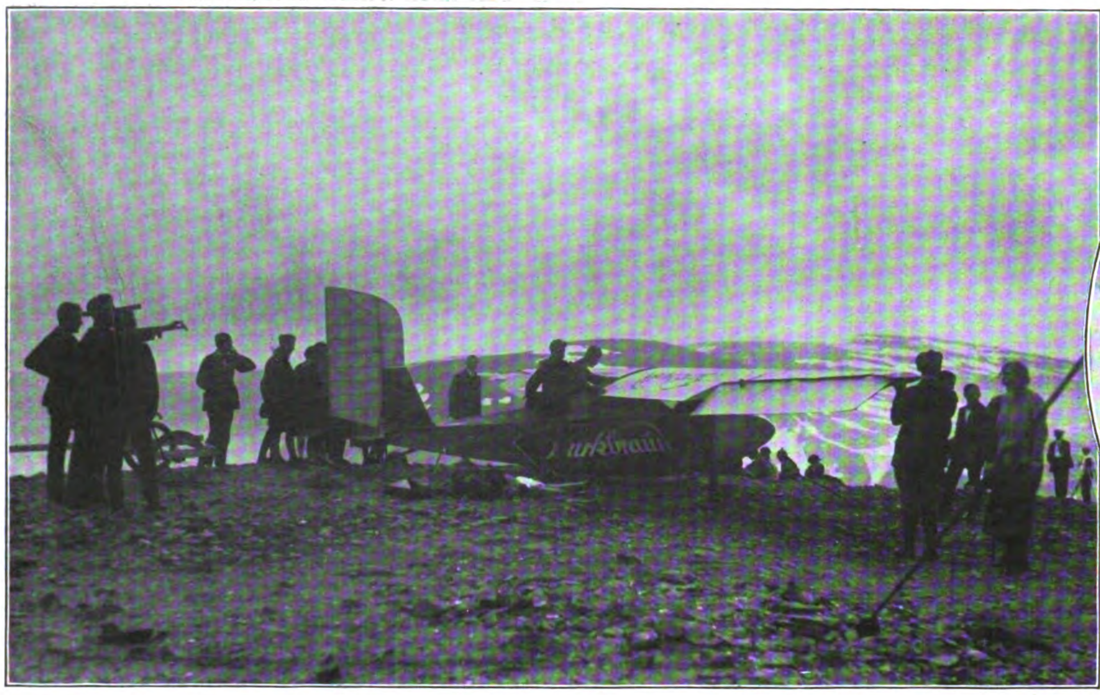
Das Flugzeug kurz nach der Landung in Berlin, von einer Polizeikette geschützt. In den Lüften Flugzeuge des Begleitgeschwaders der Deutschen Lufthansa. — Rechts im Oval: Die gefeierten Helden des Tages: Chamberlin (mit Blumenstrauß) und Levine auf den Schultern ihrer Bewunderer.





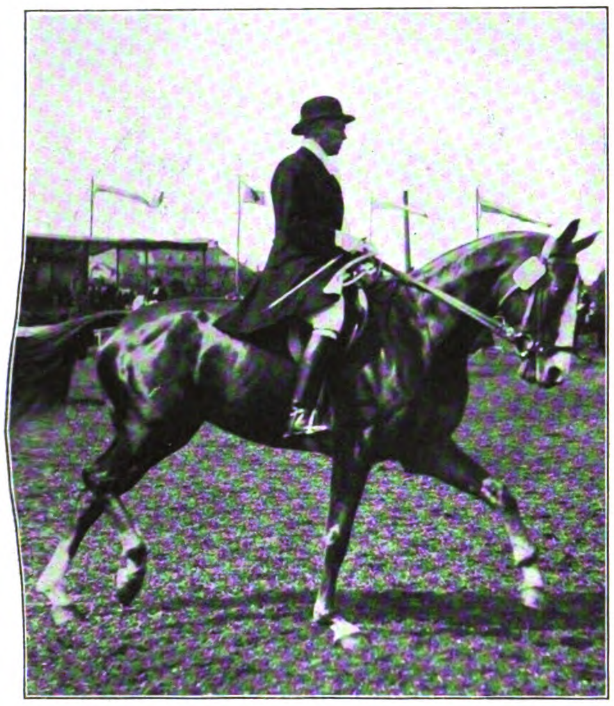
Links: Die Ozeanflieger im Berliner Rathaus: Chamberlin trägt sich in das Goldene Buch der Stadt Berlin ein. — Rechts: Die amerikanischen Flieger auf dem Empfang bei Reichskanzler Dr. Marx. Von links nach rechts: Der amerikanische Botschafter Schurman, Levine, Dr. Marx, Chamberlin und Dr. Stresemann.

CHAMBERLINS FLUG VON NEUYORK NACH DEUTSCHLAND





Links: Der erste Segelflug von der Schneekoppe im Riesengebirge aus: Start des von Ingenieur Andresen gesteuerten Segelflugzeugs auf der Spitze des Koppelkegels am 6. Juni. Es landete glatt nach einem etwa 25 km langen Flug im Hirschberger Tal. — **Im Oval:** Englisches Derby in Epsom am 1. Juni: Moment aus dem Finish mit dem Sieger „Call Boy" (vorn rechts).



Von dem vor kurzem in Köln veranstalteten Reit- und Fahrturnier: Herrn Vorsters „Banane", ein Favorit in der Konkurrenz um den Dujardin-Preis.



Von der am 1. und 2. Juni in Halle veranstalteten Gedächtnisfeier für August Hermann Francke, den Förderer des Fürsorge- und Erziehungswesens, anläßlich seines 200 jährigen Todestages am 8. Juni: Kranzniederlegung am Denkmal Franckes vor dem Gebäude der Franckeschen Stiftungen.





Links: Von der vor kurzem erfolgten Weihe eines Denkmals für den heiligen Franz v. Assisi auf der Piazza di San Giovanni in Laterano in Rom: Während der Enthüllungsfeier. — **Rechts:** Vom Aufenthalt des englischen Verkehrsministers, Sir Wilfried Ashleys, und des Führers des englischen Industriellenverbands, P. E. Hannons, in Deutschland zur Fortsetzung der Verhandlungen zwischen deutschen und englischen Wirtschaftsführern: Sir Ashley und P. E. Hannon als Gäste von Oskar Wassermann, Direktor der Deutschen Bank, in Berlin. Von links nach rechts: Sir Ashley, seine Gattin, Frau Direktor Wassermann (sitzend), Direktor Wassermann und P. E. Hannon (stehend).

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(5. Fortsetzung.)

Er ist ein ausgepichter Waldaffe! Schaut ihn nur an, wie er dasitzt und mit den Augen plient! Hohoo! Job, Staatskerl, daß du gekommen bist! Gewartet haben wir auf dich, schlag' ein Donner drein, gewartet. Hab' ich's nicht den ganzen Abend gesagt, der Job kommt noch, der Job kommt. Er fehlt in unserer Saufrunde."

„Hau ihm doch mal eine von den feinen Havannazigarren ins Maul!"

Sie steckten ihm eine dicke Zigarre in den Mund; er lachte über ihre plumpen Witze, deren Derbheit an ihm ablief wie Wasser. Ihre brutale Fröhlichkeit umschäumte ihn, und er sah mit sonderbarem Staunen in ihre ledernen Gesichter und verfolgte die Bewegungen ihrer derben, hornüberzogenen Hände, die wie Tatzen waren und überall in Rissen und vernarbten Wunden, in Knoten und Beulen die Male ihrer harten Arbeit trugen.

„Eure Hände sind eure Wahrzeichen!" rief er und wußte nicht, wie er auf diese Worte kam. Sie verstanden ihn nicht und glotzten verständnislos grinsend auf die schwieligen Finger, in denen die Fron ihres Lebens gezeichnet stand. — Diese sind ärmer als ich, dachte Job, und sein Haß wollte einschlafen; diese sind tausendmal ärmer als ich und bedürfnislos zum Ersticken.

„Ich begreife es nicht!" sprach er und warf eine Angel aus. „Ich begreife es nicht!"

„Was begreifst du nicht? Wir begreifen vieles nicht! Sollen wir auch unsere Hirnkasten noch anstrengen!"

Burgner stieß die Ellbogen auf die Knie und hing den schweren Kopf in die Hände.

„So red' halt, oder haben sie dir die Gosche vernäht!"

„Daß ihr euch hier abschindet", schrie Job hinaus und brach aus wie ein Vulkan. „Daß ihr hier in Hitze und Dreck steht für die lumpigen Groschen und den sauberen Herren das Geld in die Taschen füllt. Seid ihr keine Querköpfe, daß ihr schuftet, bis euch das Blut unter den Fingernägeln steht, nur damit die Herren das Gold in Säcke häufen?"

„Gold in Säcke? Was, Gold in Säcke!"

„Er hat recht, was er quasselt. Den ganzen Plunder sollte man ihnen vor die Füße werfen."

„Altes Geschwätz! Zum Kotzen altes Geschwätz. Was sollen wir damit?" Ein hager aufgeschossener Sprenger rief es von hinten, und seine Adern schwollen an. Der Zorn in ihm blähte sich, weil sie schon wieder anfingen mit dem albernen Gerede, das ohne Sinn und Verstand war. „Was sollen wir mit dem Geschwätz, Himmelherrgotthagelschlag! Wir brauchen am Wochenende unser Geld! Wenn wir heimkommen, knurren uns schon die leeren Mägen entgegen. Fahrt zur Hölle mit dem Geschwätz!"

„Euch hat die Sonne das Hirn ausgetrocknet." Job fuhr mit der Hand durch die Luft und ließ seine harte Faust auf die Tischplatte sausen.

Sie lärmten durcheinander, und das Blut schoß ihnen in die Köpfe. Job hatte sich erhoben und sprach heftig auf sie ein. Seine Worte waren wie Gift, als er mit Absicht und Überlegung den Keim der Auflehnung säte.

„Das beste wäre, alles stehen- und liegenzulassen und davonzugehen. Es gibt anderswo genügend Arbeit. Aber ihr habt ja kein Mark in den Knochen, ihr seid ja ausgedörrt von Hitze. Ihr wißt ja nicht, in welcher Hölle ihr steht. Hat nicht schon drei der Hitzschlag getroffen?"

„Vier! Vier hat die Hitze gefressen. Drunten liegen sie in Ponthilara, und keine Maus pfeift nach ihnen."

„Ist nicht ein halbes Dutzend von der Lawine geschluckt worden? Habt ihr's vergessen? Aber er wird euch alle schlucken, euch alle wird der Berg verschlucken, ich schwör's bei allen Heiligen!"

Job stand aufrecht unter der Schar und hob drohend die Faust: „Der Berg wird euch schlucken, euch und euer vermaledeites Werk!"

Einige lachten über ihn und freuten sich an seinem Zorn, die anderen spürten seinen Worten nach wie Hunde, und die Erkenntnis ihrer Armseligkeit wollte ihnen dämmern.

„Wir können verkommen, was liegt an uns! Wir können nichts machen; es ist auf der ganzen Welt so. Wir dürfen nicht darüber nachdenken. Scher' dich zum Henker, wenn du uns aufhetzen willst!"

Der Junge mit dem Mulattengesicht drängte sich heran. Er blies die Nasenflügel auf und wollte anfangen zu reden, aber sie stießen ihm vor die Brust, daß er zurücktaumelte und fluchend nach dem Bierkrug griff. Job wollte gehen, aber sie hielten ihn zurück. Er war angefüllt mit Überdruß und Ekel. Er setzte sich und schaute dumpf brütend vor sich hin. Er sah die Gestalten wie in kreisendem Nebel und wurde von einem ohnmächtigen Gefühl so überwältigt, daß ihm der Jammer in die Kehle stieg und er auf Ausweg sann und Flucht vor der Wirrnis, die sich gespinstartig um sein Denken legte.

Was wollte er eigentlich hier; warum saß er in dieser Spelunke und hing im Schlamm des wüsten Treibens und der rohen Späße? Wollte er diese Geschöpfe über die Jämmerlichkeit ihres grauen Alltags hinausheben? Wollte er sie aufstöbern, ihre Sinne wecken und sie gegen das eigene Brot jagen? Was wollte er? Waren diese nicht von Armut und Arbeit aufgesaugt und doch glücklich? Torheit, zu denken, sie seien unglücklich und von der Tragik der Kreatur unheilvoll angeweht. Torheit, Torheit!

„Job, du wirst mal alt, was! Dir baumeln ja die grauen Haare um die Eselsohren, hää!"

Er sah den Sprecher an und kannte ihn nicht; aber es mußte einer von den Elektrikern sein, denn er stank nach Zellon und Isolierband. Er gab ihm keine Antwort und stierte in die gegenüberliegende Ecke. Dort hing der Obermonteur Breitenmoser wie eine zusammengesunkene Vogelscheuche in der Bank, hatte die Hände in die Hosentaschen gewühlt und die Augen geschlossen. Der dicke Kopf mit dem rot durchäderten Gesicht hing schlapp auf der Brust, und der Speichel rann aus dem offenen Mund.

Job erhob sich langsam und ging hinüber. Er schaute ihn lange an, stand einsam in dem rauschenden Stimmenlärm und suchte nach einer Erklärung für all diese Wildheit und Wirrnis.

„Schafft doch den in die Falle hier!" rief er und deutete mit der Hand auf den Schlafenden. „Seht ihr nicht, daß er total betrunken ist?"

Sie kamen herbei und lachten über den Zusammengesunkenen, hatten eine stürmische Freude, weil der Alkohol diesen Saufaus wieder einmal gefällt hatte. Sie stießen ihm kreischend vor die Brust, bohrten ihm Streichhölzer in die Nase, und ein Sprenger mit kahlem Kopf und rotem Schnauzbart goß ihm Bier hinter den Halskragen.

„He holla, Breitenmoser. Brotzeit! Brotzeit!"

Breitenmoser schob träge die Lider hoch, schaute aus verquollenen, wässerigen Augen ins Wesenlose und brummte etwas durch die Zähne. Dann fielen die Augen wieder zurück, und er streckte die Beine wie Latten von sich.

„Hoo, Fritze, Kümmelfritze! Deine Frau Lilla ist da. Deine Frau Lilla liegt drüben auf der Matratze, und der italienische Lump liest ihr aus der Bibel vor."

Brüllendes Gelächter. Sie stampften mit den Schuhen, stellten sich mit gespreizten Beinen vor ihn hin, schlugen die breiten Hände auf ihre Knie und fauchten ihn wie Wildkatzen an. Einem fiel ein zusammengeflickter Vers ein.

„Frau Lilla tanzt mit dem Landwehrmann
zwille wille wick, bum bum!"

Da wachte Breitenmoser auf. Er raffte sich hoch, schnaufend und von eifersüchtigem Groll geweckt. Die Augen quollen noch weiter hervor, als er nun aufrecht stand, mit gekrümmten Beinen und wie aus Holz herausgehauen. „Was wollt — ihr! Was — habt ihr — mit meiner — L—l—l—illa?" Er stand vorgeneigt, wie zu einem furchtbaren Angriff bereit.

„Frau Lilla tanzt mit dem Landwehrmann
zwille wille wick, bum bum!"

Er horchte auf den Vers und grübelte darüber nach.

„Kerl, der immer besoffen ist, und so 'ne Frau! Und ein halbes Jahrhundert jünger."

„Wo hast du sie denn aufgegabelt, he? Gelt, wie du durch Spanien vagabundiert bist? Hast sie dort im Straßengraben aufgelesen und mitgenommen."

„Spanien!" brummte er und schluckte ekelhaft. „Spanien, du grüne Rübe! Italien, ja, Italien! Ab—Ab—Ab—Abruzzen! Ihr Lottel!"

Sie stachelten ihn auf und reizten seinen Grimm: „Aber jetzt ist sie dir durch die Lappen, was? Der Giacomelli ist 'n anderer Kerl als du."

„Gebt ihm was zu trinken, ihm ist die Kehle trocken wie eine Grobfeile." Sie sangen im Chor, und es quoll betäubend aus ihren Kehlen:

„Frau Lilla tanzt mit dem Landwehrmann
zwille wille wick, bum bum!"

Da neigte Breitenmoser den Kopf und stieß vor, wuchtig und wie ein Stier. Burgner fing den Ansturm ab. Breitenmoser schlug mit beiden Fäusten um sich. Schaum trat vor seinen Mund. Jetzt packte ihn Burgner mit der Faust vorn bei Rock und Weste und hielt ihn steif von sich, daß er wie eine schlampige Puppe an dem ausgestreckten Arm hing: „Mensch, wenn du grob wirst, dann werf' ich dich durch die Fensterscheibe."

Zacharias Job ging, angewidert von der grobkörnigen Lust, die in der stickigen, qualmerfüllten Hölle lag. Von Geschrei und Dunst und Wirbel benommen, strebte er fast wie ein Betrunkener dem Ausgang

zu. An der Tür vertrat ihm eine Gestalt den Weg. Er wollte sie beiseiteschieben, aber er fühlte sich am Rockärmel gefaßt und starrte jetzt den Sprecher an, auf dessen salbadernde Worte er nur halb hörte.

„Du gehst! Ich weiß, du gehst, weil du die Nase voll hast. Aber wir trinken nicht! Glaub' nicht, daß wir Trinker sind. Wir sind anständige Arbeiter, Mensch, hörste mich! Das ist heut nur eine Ausnahme. Heut feiern wir. Aber wir sind keine Saufbolde, merk' dir das, hörste? Merk' dir das! Mir sollen die Knochen im Leib verfaulen, wenn es nicht wahr ist, was ich sage. Nimm's nicht krumm, was du hier siehst, Job. Wir sind keine Säufer und Nichtstuer. Wir hängen hart in den Sielen, Mensch, wir hängen teufelsmäßig hart in den Sielen. Nur der Breitenmoser, der Breitenmoser. Aber er fliegt raus, du wirst sehen, daß er nächstens rausfliegt. Wir können keine Lumpen brauchen. Wir wollen keine Lumpen! Wir sind anständige Arbeiter."

Seine plappernde Redseligkeit floß wie ein Bach. Er war ein Maschinenschlosser und stak in seinem Sonntagsanzug; aber das Bier war ihm braunfleckig über den Hemdeinsatz gelaufen, und man sah, daß durch seinen sorgfältig gekämmten Scheitel eine rauhe Männerhand mit zynischem Griff gefahren war.

Job gewann das Freie und trank die Wohltat der reinen Bergluft in seine Lungen. Der Lärm blieb hinter ihm und rauschte wie unterirdisches Schmelzwasser. Als er in die Dunkelheit trat und die ersten Tannen erreichte, stieß er mit dem Fuß an eine Gestalt. Er beugte sich nieder und sah einen jungen Arbeiter auf der Erde liegen und zusammengerollt wie eine Katze schlafen. Der Mund stand weit offen, und sein tiefes Atmen, von Müdigkeit gesättigt, strömte rhythmisch in die Nacht. Job griff ihn mit beiden Armen und wälzte ihn vom Wege fort ins Moos. Er gurgelte einige unverständliche Laute, schlug mit den Beinen um sich und schlief sofort wieder ein. „Hier lieg und schlaf; drinnen schnaufst du dir doch nur die Pest in den Leib!"

Langsam und sinnend stieg Job zwischen den alten Tannen bergan. Eine Stunde hatte er noch zu wandern, denn sein Haus, der Einödhof, lag jenseits über dem Wald, wo die letzten Almweiden ihre grünen Arme in die steinerne Welt vorstreckten. Nacht hing über den Bäumen, und die Luft war erfüllt von Schlaf und Milde. Überm ersten Hang blieb Zacharias Job stehen und horchte auf das Pochen in seiner Brust. Dort klopfte das Alter, er fühlte es deutlich. „Das will nicht mehr so gehen wie früher", murmelte er vor sich hin und wurde traurig über dieser Erkenntnis. „Da bleibt mir, weiß Gott, manchmal die Luft ein bissel hängen."

Zacharias Job war zweiundsechzig Jahre, und es wollte ihm nicht in den Kopf, daß manchmal die Luft wegblieb. Das Alter war lautlos gekommen und schleichend. Ein düsteres Weh kroch ihm vom Herzen herauf, als er zwischen den dunklen Stämmen stand und die Schwere der einsamen Nacht auf ihm lastete. Er nahm den verwetterten Bergsteigerhut vom Kopf und fuhr mit der Hand langsam durch seine Haare. Sie waren dünn und grau und erinnerten ihn an ausgedörrtes Gras, wie es in strähnigen Büscheln an den Felsen hing. „Aber ich bin noch lange nicht am Ende, nein, ich bin noch lange nicht am Ende. Das walte unser Herrgott droben!" Er straffte die Muskeln und verjagte das Grübeln, das ihn wie eine Eule umschwebte. Den Kopf gebeugt, stieg er weiter und fühlte keine Mattigkeit mehr.

Als er aus dem Hochwald trat, sah er sein Haus schattenhaft und furchtsam gegen die Berglehne geduckt. Das Haus schlief; das Haus war müde. Weit über ihm, jenseits der ragenden Steilwand beim Geierkopf, lag ein glimmender Rest von Licht auf dem Firnhang. Und der Riese, der dort blau verklärt in den Himmel wuchs, das war die Sifantaspitze. Einige hundert Male hatte Zacharias Job den Scheitel des königlichen Viertausenders betreten.

Hier stand nun dieser Bergführer, der alle Nationen hinaufgeführt hatte, und fühlte, wie das Alter wie ein gefährlicher Bettler mahnend bei ihm anklopfte und ihm langsam und kriechend Seil und Pickel aus der Hand nahm.

Von unruhvoller Stimme getrieben, stieg er höher hinauf bis zur großen Felsplatte, die ihm den Blick über Gletscher und Joch freigab. Als er oben stand, packte ihn der Südwind, und er trank den wehenden Strom mit einer schwermütigen Inbrunst. Er senkte tief den Kopf und faltete die braunen Hände. „Herr Gott im Himmel droben, laß mir die Kraft! Sei mir Schutz und Beistand und geleite mich auf allen meinen Wegen. Amen!" Lange blieb er so stehen und hielt Zwiesprache mit dem Unendlichen, das über ihm sich weitete. Aber die Traurigkeit wollte nicht von ihm weichen.

Da blitzte es jenseits der Wand auf. Raketen, in feurige Kugeln zerplatzend, stiegen hoch, und dann kam das helle Krachen des Pulvers und fing sich rollend an den Wänden. Sonnen brannten hoch, und der rote Schein bengalischen Feuers erhellte weit das schlafende Gebirge. Der Jubel vieler Stimmen drang bis herüber zur Felsplatte.

Zacharias Job warf die Fäuste in die Luft, und seine aufgerichtete Gestalt wankte wie ein stürzender Baum.

„Gesindel!" brüllte er in die Nacht. „Gesindel!"

IX.

Immer noch flackerte die Wildheit des Festes auf Plateau I. Die letzten Raketen fuhren fauchend aus den Hülsen und streuten ihre Funkengarben aus. Sonnen schwirrten rasend im Kreise, und die Pulverfrösche sprangen in geschnellten Sätzen über den Abgrund. Zuletzt schäumte eine Lichtfontäne auf. Zügellos schoß es aus zischendem Schlund, ein Orkan feuriger Funken, der sich prunkvoll aufwarf und im Niederfallen rötlich glimmend versank. Erstaunte Rufe wurden laut, nackte Hälse reckten sich, und sie patschten wie Kinder in die Hände. Mitten in die Fontäne warf die Musik den Rhythmus des Tanzes. Sie umschlangen sich, stumm und ohne die Worte für ihre Lust zu finden; sie drehten sich, eng zusammengedrängt, und waren voll süßer Begehrlichkeit, während die Funken verlöschend auf sie niederregneten. Der Rausch war wie eine Flamme, die aus den Sinnen wuchs und alle Wünsche zum Glühen brachte. Dieser Tanz im Flockenfall des Lichtes war über sie selbst hinausgewachsen und wurde zum Symbol. Er war das strahlend beleuchtete Antlitz der Zeit, ein Schauspiel bacchantischer Lust.

„Wo ist der Sinn?" sprach Svend Olsen, der mit dem dicken Reporter in die wackelige Bank gequetscht war. „Wo ist der Sinn, mein Herr? Sagen Sie mir! Sie sitzen hier und fischen nach Gedanken und Stichwörtern. Zum Henker, nennen Sie mir den Sinn!"

Direktor Achstetter, vom Alkohol besiegt, saß schweigend und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Er drehte die Augäpfel herüber und brummte zwischen den Zähnen hervor: „Sinn, ach was, mit Ihrem verfluchten Sinn! Ich will's Ihnen sagen, der Sinn ist Reklame. Der Sinn ist Geschäft, Geschäft und noch einmal Geschäft."

Svend Olsen erhob sich und stieg mit seinen langen Beinen über die Bank. „Da haben Sie doch genügend Stoff!" sprach er mit einem diabolischen Lächeln. „Seht, sie sind Tiere im Tanz! Sie sind hungrig wie Wölfe, und kein Gott kann sie satt füttern. Schreiben Sie sich das auf! Sie haben doch hier die beste Gelegenheit, die geniale Ludrigkeit der Menschheit in ihre Feuilletonspalten zu klemmen. Was Sie hier sehen, ist ohne Lüge, denn der Rausch reißt uns die Masken vom Gesicht. Wir sind verurteilt, so zu sein, weil wir Menschen sind. Was wir hier sehen, ist Stärke der Gattung, ist sieghafter Akkord des Lebens. Schon wer darüber nachdenkt, gebärdet sich negativ und schwimmt gegen den Strom."

Er stelzte wie ein Storch durch die Tanzenden und fischte nach einem blutjungen Mädel, der Tochter eines Filmindustriellen, die sich ihm auflachend an die Brust warf.

„Ich hänge mich an einen Lampenhaken, wenn die gesamte Philosophie keine triumphlose Wissenschaft ist!"

„Wie meinen Sie?" Sie hauchte ihm ihren heißen Atem ins Gesicht. Sie war siebzehn Jahre, und der Sturmwind ihrer Jugend streute die Blüten lebendiger Sehnsucht aus. Ihr wundervoller Körper war eine Flamme, die den kühlen Norweger umflackerte.

Ich bin ja zu alt, dachte er gequält, ich bin ja ein alter Mann; ein Greis!

„Man sollte mich im Treibeis versenken."

Sie schaute ihn fragend an, und der Schelm sprang aus ihren Augen, die wie aufgebrochene Blumen waren.

„Wir tanzen bis in den Tag hinein!" jubelte sie. „Herr Direktor hat's versprochen."

„Ja, wir tanzen, bis es tagt! Wann wird es tagen?"

Werner Golm stand abseits und hatte beide Hände gegen die Schläfen gepreßt. Es lag wie ein Ring um seinen Kopf. Als der Tanz zu Ende war, kam Cornelie auf ihn zu und schmiegte sich wie eine Katze an ihn. Sie schnurrte vor Behagen.

„Was hast du? Du stehst da wie ein Neurastheniker."

„Das liegt hier wie ein Band und preßt mir das Hirn zusammen. Ich bin satt an diesem Fest, Corni, ich bin bis zum Überdruß satt. Wie lange soll das noch weitergehen!"

„Aber, was willst du denn? Alle finden es entzückend und ganz einzigartig. Warum stehst du hier und träumst? Jawohl, du träumst!"

Er nickte schmerzlich und versuchte, sich von ihr frei zu machen. Ihre Umarmung war ihm peinlich in diesem Augenblick; auch den Geruch, den sie ausströmte, verwünschte er. Mit matter Gebärde wehrte er sie von sich ab und fühlte fast etwas wie Freude, sie zu kränken und herabzusetzen.

„Wir sind eben wertlose Menschen, du und ich und wir alle!"

„Was sagst du?" Sie wurde aufgebracht und empörte sich über sein schroffes Verhalten. „Ich bin ein wertloser Mensch, sagst du? Pfui, du! Pfui! Weißt du was, ich pfeife auf deine Grillen. Ich lasse mir von dir die gute Laune nicht verderben. Ich gehe!"

Sie wandte sich um und wollte ihn verlassen. Er hinderte sie nicht und empfand eine stechende Lust an diesen Quälereien. Sie drehte sich aber wieder zurück, kam auf ihn zu und legte die nackten Arme um seinen Hals, wurde schmiegsam und weich. „Was hast du, Werner? Was ist dir denn? So sag' mir nur, was dir ist. Bist du ein Hypochonder?" Sie fuhr ihm durch die Haare wie einem Kind und fand keinen Weg zu ihm; denn sie verstand nicht den Zwiespalt seiner Seele. Er würgte eine Bitterkeit hinunter, ließ die Arme schlaff hangen und duldete ihre Zärtlichkeit wie eine körperliche Qual.

„Ich weiß es selbst nicht", sprach er gedrückt, und seine Stimme klang weich und haltlos. „Ich kann dir das nicht recht erklären." Er sann darüber nach, wie er es ihr begreiflich machen könnte. „Ich schäme mich, daß ich hier stehe. Ich schäme mich, daß ich im Frack hier stehe, und daß die Champagnerflecken hier auf meinem gestärkten Hemd sitzen und mich wie Ungeziefer ankriechen. Ich schäme mich, Corni!"

„Aber vor wem denn? Sag' mir bloß, um Gottes willen, vor wem?"

(Fortsetzung folgt.)

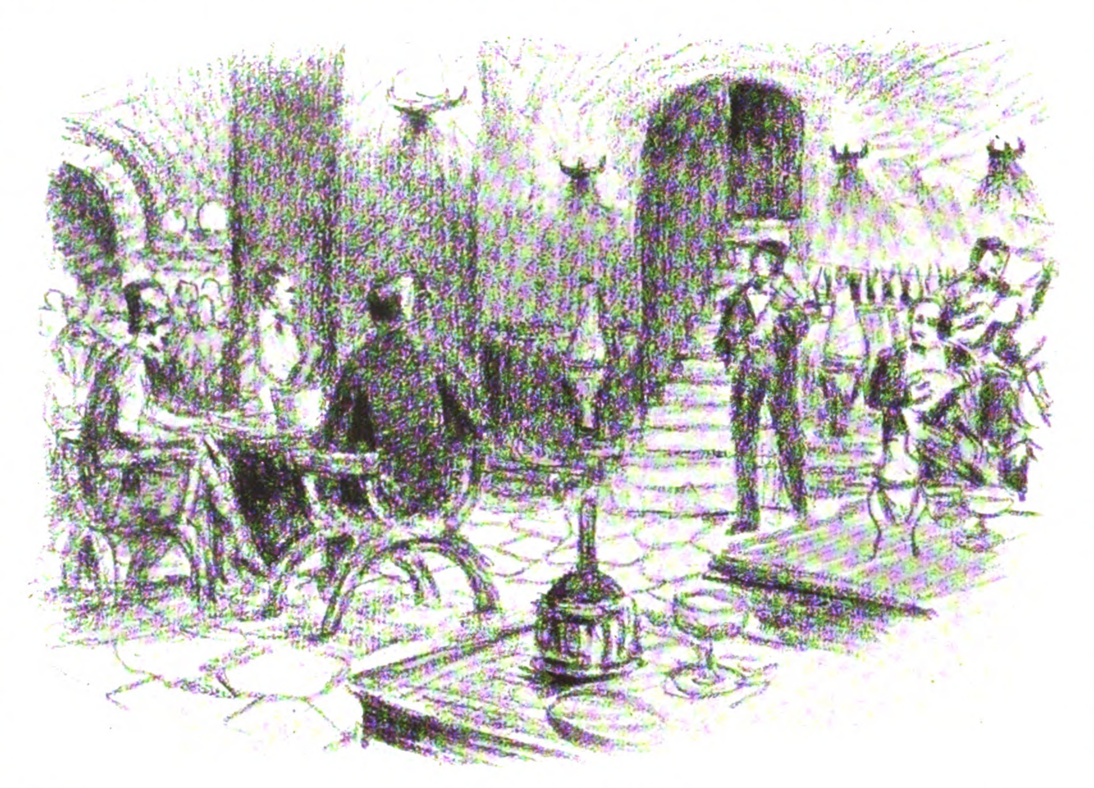


Fischmarkt in Swinemünde / Nach einem Gemälde von Karl Säwert

Zwei Stockwerke unter den Sieben Hügeln

Eine römische Streife — Von Hermann Ebers, mit Zeichnungen des Verfassers

Rom hat kein Nachtleben oder was man in großen Städten so nennt. Hatte es auch nicht, bevor Mussolini alle nächtlichen Tanzlokale und „Tabarins" sperren ließ. Aber Rom hat Wein, viel herrlichen, goldigweißen und dunkelroten Wein! Der wird noch wie zu Urväterzeiten auf den zweiräderigen Karren heruntergefahren von Frascati und Marino, Grottaferrata und Genzano und wie all die köstlich gelegenen Weinorte heißen. Nichts Schmuckeres gibt es als diese bunt bemalten Karren, auf denen die Fäßchen ruhen. Der Sitz des Fuhrmanns ist von einem lustig bemalten Verdeck überhöht, und den vor dem Wagen trottenden Mulo zieren rote Quasten und Troddeln und Fasanenfedern. So rollen denn diese Karren herab von den weintragenden Bergen durch die weite Campagna und füllen Rom mit dem köstlichen Naß, das sie führen. Ob päpstlich oder königlich, ob freimaurerisch oder faschistisch — seinen Wein liebt und kennt der Römer! Und hat mächtige Keller in der von antikem Gemäuer unterbauten Stadt. Nun also zunächst nach der



IN DER GROTTA ULPIA.

Grotta Ulpia.

Geisterhaft ragt die Trajanssäule im Mondlicht, mit den wenigen Säulenstümpfen ihr zu Füßen, letzter Rest einer einst unerhörten Pracht. Das Trajansforum muß das herrlichste aller Kaiserforen gewesen sein, sein schönster Bau aber die Basilica Ulpia. Hier treten wir ein. Da glänzen hübsch gedeckte Tische, und befrackte Kellner bieten schöne Langusten, prächtige Spargel und Artischocken an — wir sind in einem eleganten Restaurant. Aber der Raum selbst ist irgendeine Kuppel der Basilica Ulpia, unverputzt zeigt sich die feine charakteristische römische Backsteinmauerung. Der Saal liegt zu ebener Erde, daher hoch über dem antiken Straßenniveau. Das sehen wir, wenn wir zwei Treppen hinabsteigen zur eigentlichen „Grotta". Hier sitzen wir auf Stühlen, die den Mustern auf den alten Polygonen der antiken Pflasterung nachgebildet sind. Rings um uns römisches Gemäuer, Bogen, Pfeiler, alte, in die Wände eingelassene Marmorfragmente, tönerne Wein- und Ölkrüge und alles, sogar die Aschenbecher und die Weinkarte, „antik", fast schon etwas sehr Fremdenaufmachung. Wir haben uns unseren Caffè Espresso bestellt, da ertönt Gesang, eine kleine Musikantentruppe hält ihren Einzug. Und nun wird unermüdlich musiziert, voran Alfredo, der beste Volkssänger Roms, ein Mann mit fabelhafter Mimik und ein geradezu virtuoser Beherrscher der Gitarre. Während er, von Tisch zu Tisch gehend, sich hier und da setzend, ein Lied nach dem andern spielt, begleitet ihn das kleine Orchester aus einer Ecke heraus mit nie versagender rhythmischer Sicherheit. Ein blinder Mandolinist mit einem feinen Gelehrtenkopf ist die Hauptstütze der Kapelle. So geht es den ganzen Abend, die Leute kommen aus den Theatern, oft in großer Toilette, Engländer, Amerikaner, Deutsche, Japaner, aber auch manch elegantes italienisches Paar. Dann läßt Alfredo einen Tanz spielen, und das gute alte Pflaster der Basilica Ulpia wird von kleinen Lackschuhen noch auf seine alten Tage belehrt, was Charleston ist.



DER GITARRENSPIELER AUS DER GROTTA ULPIA.

Biblioteca Valle

. . . wieder ein anderes Bild! Wir sind abermals hinabgestiegen, weit unter die Straßenhöhe, und wir sitzen wieder in altem Mauerwerk. Aber die Wände sind ganz von Gestellen bedeckt, in denen Flasche an Flasche hinter Gittern aufrecht steht; so hat man wirklich ein wenig den Eindruck, in einer — allerdings recht kuriosen — Bibliothek zu sitzen. Hier trinkt alles nur eine einzige Sorte. Aqua di Trevi heißt das Tröpfchen. Es ist ein weißer Frascatiwein, ganz spritzig, ganz lustig, so wie ein Saarwein, aber voller und süßer. Auch hier wieder Gitarrenspiel und buntgewürfelte Gesellschaft.

Wir haben uns losgerissen von dem holden Trunk und stehen vor der mächtigen Barockfassade von Sant' Andrea della Valle. Da ist es nun nicht allzuweit zum Abhang des Kapitols, wo der Tarpeische Felsen liegt, der Schreckensort, von dem man einst die Hochverräter im alten Rom herabstürzte. Ein schmutziges, schmales, schlecht beleuchtetes Gäßchen führt hinauf. Eine kleine Tür, und es erschließt sich ein Labyrinth von Treppen zwischen kleinen gewölbten Kellerräumen voller Fässer. Das ist die

Grotta „Rupe Tarpea"

Hier gibt es nun allerhand Sorten Weine und — Menschen. Ich bestelle mir einen Aleatico. Das ist ein heißer, roter, süßer aromatischer Wein von seltsamem Zauber. Man glaubt, er müsse in Sizilien oder an den Hängen des Vesuv gewachsen sein, so feurig ist er. Aber auch ihn hat die Sonne Latiums gereift, und das alte Klostergut Grottaferrata ist seine Heimat. Ja, solche Weine steigen rasch zu Kopf! Italienische Studenten grölen laut ihre Lieder, daß die kleine „Hauskapelle" davon übertönt wird. Und ihr Südtiroler Burschen in italienischer Uniform, nehmt euch vor dem Aleatico in acht! Hoffentlich hat eure Reden außer uns niemand verstanden! Die da oben auf der Galerie, die den mächtigen Haarschopf und das schwarze Hemd



DIE BIBLIOTECA VALLE.

tragen, die haben euch ja, gottlob, nicht hören können!

Auf das Volkstümliche nun noch etwas Literarisches, halb auch in anderem Sinne Zugespitztes! Es ist schon fast zwei Stunden nach Mitternacht, jetzt ist die richtige Zeit, sich

Bragaglia

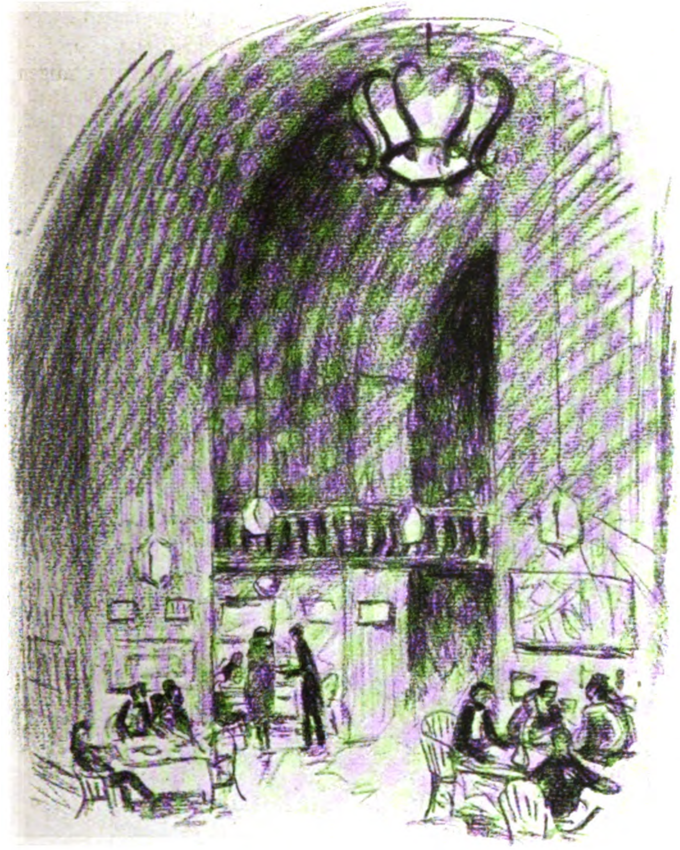
zuzuwenden. Wie gut die Kühle der Nacht tut! Wir kommen vorüber an der herrlichen Treppe zum Kapitol. Schweigend grüßt die unvergleichliche Schöpfung Michelangelos herab, die einzige Piazza del Campidoglio. Auf dem Palazzo di Venezia liegt Mondlicht, unvergleichlich schön! Vorbei geht's am Palazzo delle Colonne, an Santi Apostoli, vorbei an der rauschenden Fontana di Trevi — nie ist sie schöner als nachts — durch enge Gassen hinauf in die Nähe der Piazza Barberini. Wieder steigen wir von der Straße eine lange Stiege hinab, aber kein Keller empfängt uns, nein, ein hohes Gewölbe mit merkwürdiger Ausstattung. Ein Montmartre-Cabaret inmitten nackter Mauern, die von den Thermen des Septimus Severus übriggeblieben sind, und auf die spätere Zeiten ein ganzes Häuserviertel gebaut haben. Das ist seltsam genug, seltsam wie der Wirt Bragaglia selbst, der müde, nervös, aber mit unendlich viel Charme die Honneurs macht. Er ist Literat, Publizist, für alles Moderne begeistert, setzt sich für alles ein und ist eine Nummer im künstlerischen Leben Italiens. Seine Leidenschaft ist das Theater. So hat er denn in seinem „Lokal" vor einigen Jahren eine moderne Versuchsbühne gegründet, auf der den ganzen Win-



RUPE TARPEA.

ter hindurch gespielt wird. Alles Neue, literarisch Interessante soll da herauskommen. Man kann moderne Russen, die modernsten Deutschen, Engländer und Franzosen sehen in ganz leidlichen Aufführungen, soweit dies mit beschränktem Personal und beschränktem Raum möglich ist. Eine Zeitschrift sorgt für Propaganda beim literarischen Publikum. Die Bühne, der kleine Zuschauerraum mit Korbstühlen und phantastisch wackligen Galerien von „futuristischer" Architektur, die Garderoben usw., alles ist in diese Unterwelt der alten Thermen, in ihre meterdicken Mauern und Gewölbe eingebaut.

Jetzt liegt all dies noch verschwommen im Dämmerlicht. Denn das literarisch allzuwenig interessierte Rom kann das Theaterchen durch seinen Besuch nicht erhalten; also kam Bragaglia auf die geniale Idee, sein Lokal für die späteren Nachtstunden als teueres, fashionables Nachtlokal einzurichten und dadurch die Mittel für seine idealen Ziele aufzutreiben. Dann tobt eine Jazzband. Sektpfropfen knallen, und die junge Lebewelt tanzt. Auf all das schauen kecke Bilder von den Wänden herab, eines moderner als das andere. Das ist die periodisch wechselnde Kunstausstellung, die Bragaglia arrangiert, leider nur beim Schein allerhand phantastischer Lampions zu betrachten. Es ist meines Wissens die einzige Stätte, wo man in Rom ganz moderne Kunst zu sehen bekommt, und die ernsthaftesten Künstler unter den Jungen und Jüngsten stellen hier aus. Die Lebewelt amüsiert sich köstlich bei Flirt, Tanz und Sekt in dieser sonderbaren Umgebung. Daneben sitzen bei einem einfachen Espresso oder einem Gläschen Moscato die „wahren" Gäste des Hauses, schöne, geistvolle Köpfe. Angehörige der literarischen und künstlerischen Welt. Dies unzerstörbare alte Gemäuer, diese Reste einstiger Größe und vergangener Kultur, jetzt, in später Nachtzeit, belebt von modernem Treiben — da könnte man fast ins Philosophieren kommen, auf mancherlei schöne Gemeinplätze verfallen und allzu bekannte Jamben und geflügelte Worte zitieren, doch verkneifen wir uns das lieber. Aber nachdenklich sind wir trotzdem geworden, wie wir nun gemach nach Hause gehen . . .





LINKS: BEI BRAGAGLIA.
RECHTS: DAS TEATRO DEGLI INDIPENDENTI BEI BRAGAGLIA.

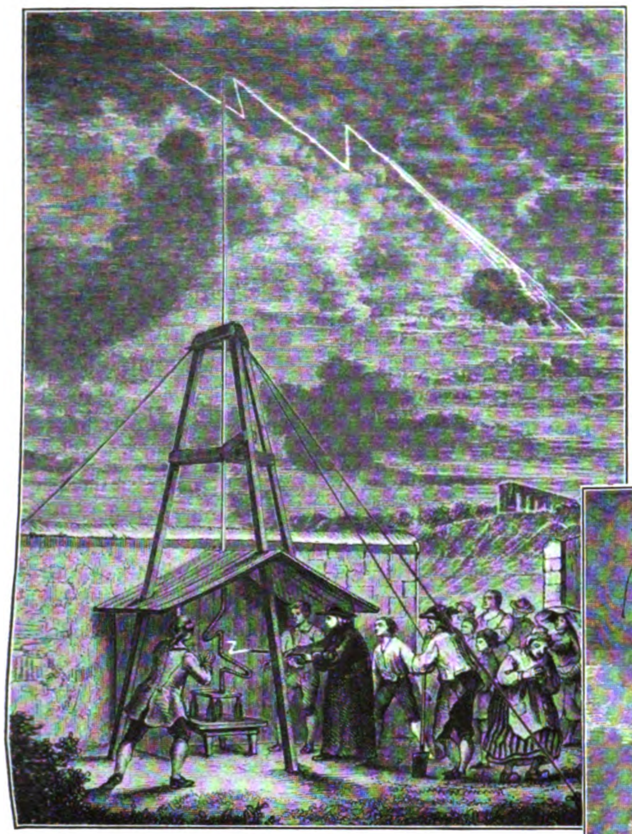




GÄSTETYPEN BEI BRAGAGLIA.

Zur Geschichte des Blitzableiters

Das erhabene Schauspiel von Blitz und Donner hat bei den Menschen aller Zeiten ebenso Schrecken wie Bewunderung hervorgerufen. Die Meinungen über die Ursachen dieser merkwürdigen atmosphärischen Erscheinung waren im Laufe der Jahrhunderte natürlich mancherlei Wandlungen unterworfen. Im klassischen Altertum begnügte man sich damit, die rätselhafte Naturerscheinung wie so manche andere einfach mythologisch zu deuten, und betrachtete daher den Blitz als Attribut des Obersten der Götter, dessen Rechte die von den Zyklopen verfertigten Blitzstrahlen hielt und sie auf die Erde hinabschleuderte, um Irdische zu strafen oder ihnen Zeichen zu geben. Die Etrusker hatten sogar eigene Priester, die die Blitze zu beobachten hatten. In der römischen Kaiserzeit wurden die Blitze, die eingeschlagen hatten, feierlich durch Bestattung gesühnt. Auch glaubte man Mittel zu kennen, um Blitze abzuhalten oder herabzuziehen. Auch nach der nordischen und indischen Götterlehre war der Blitz das Machtmittel bestimmter Gottheiten (Thor, Schiwa). Mit dem Untergang der heidnischen Götterwelt endigten aber nicht die Versuche, die Entstehung von Blitz und Donner auf geheimnisvolle und überirdische Ursachen zurückzuführen. An die Stelle der Götter traten Hexen und böse Geister, welche die Blitze erzeugen, gegen die z. B. Wetterkerzen aus schwarzem Wachs und angebrannte Holzstücke von den zu Ostern geweihten Zweigen empfohlen werden. Auch das Wettersegnen und das Läuten von geweihten Kirchenglocken werden als besonders wirksame Schutzmittel aufgezählt.



Erste Versuche zur Feststellung der elektrischen Natur der Gewitterwolken, unternommen von Dalibar in Marly bei Versailles am 10. Mai 1752. (Nach einer französischen Zeichnung.)

Doch auch die Bestrebungen, die Erscheinung des Blitzes rein naturwissenschaftlich zu erklären, reichen bis ins Altertum zurück, denn die von Aristoteles gegebene Erklärung, daß der Blitz eine Entzündung brennbarer Stoffe in der Luft darstelle, hat sich eigentlich bis in das 18. Jahrhundert gleichsam als ein unbestrittener Lehrsatz erhalten. Nach dem Bekanntwerden des Schießpulvers nahm man an, daß der Blitz durch eine Entzündung von salpetrigem Salz und Schwefel in der Atmosphäre entstehe.

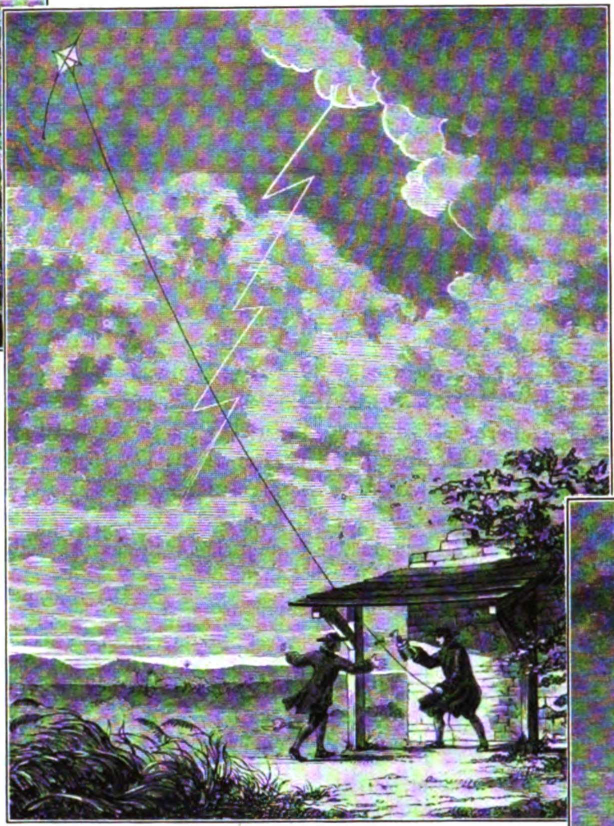
Gegenwärtig wissen wir, daß die alleinige Ursache des Blitzes in der Elektrizität der Luft zu suchen ist. Schon im Jahre 1708 meinte der englische Physiker Wall, daß der elektrische Funke und sein Knistern gewissermaßen den Blitz und den Donner vorstellen. Seiner Anschauung schlossen sich in der Folgezeit auch andere Forscher, wie Grey, Nollet (1742), Beccaria und Winkler (1746), an.

Im Jahre 1749 schlug Benjamin Franklin in einem Briefe an Peter Collinson in London vor, über die Elektrizität der Gewitterwolken Versuche anzustellen, und empfahl für deren Ausführung die Verwendung des bisher nur als Kinderspielzeug bekannten Papierdrachens. Am 10. Mai 1752 wagte der Franzose Thomas François Dalibar in Marly bei Versailles den ersten Versuch über das Vorhandensein von Elektrizität in Gewitterwolken mit einem Metallgestänge. Bereits im darauffolgenden Monat des genannten Jahres glückte Franklin sein so berühmt gewordenes Experiment mit dem Papierdrachen. Die Hanfschnur des Drachens war, vom Regen durchnäßt, leitend geworden, und Franklin konnte aus einem am Schnurende angehängten Schlüsselbund elektrische Funken ziehen. Er berichtete hierüber in einem weiteren Schreiben nach London an Collinson, der die Briefe Franklins in der Royal Society zur Vorlesung brachte, woselbst deren Inhalt jedoch von den englischen Gelehrten abfällig und ironisch kritisiert wurde. Erst die Drucklegung der Berichte Franklins durch einen privaten Verleger und deren rasche Bekanntmachung durch zahlreiche Übersetzungen brachten Franklin auch die verdiente Anerkennung der wissenschaftlichen Kreise.



Ein vorsichtiger Spaziergänger: Der „Blitzschirm mit Erdung" von Barbeu-Dubourg aus dem Jahre 1773. (Nach einer Zeichnung von E. Deschamps.)

Franklin begnügte sich aber nicht nur damit, die elektrische Natur des Blitzes unzweideutig festgestellt zu haben. Er hatte schon im Jahre 1749 die Idee gefaßt, durch Anbringung geeigneter Blitzableiter den Gefahren des Blitzschlags für Häuser, Kirchen und Schiffe wirksam zu begegnen, und stellte bereits im September 1752 den ersten Versuchsblitzableiter auf. Den ersten praktischen Blitzableiter hat Franklin einige Jahre später auf dem Hause des Benjamin West in Philadelphia errichtet.



Auf dem Wege zur Erfindung des Blitzableiters: Franklin experimentiert mit einem Drachen bei Gewitter nahe Philadelphia, 1752. (Nach einer französischen Zeichnung.)

Wie so häufig in der Geschichte der Erfindungen, trat auch hier der Fall ein, daß fast zur gleichen Zeit dasselbe Problem von einem zweiten Erfinder gelöst wurde. Im Jahre 1754 kam der katholische Pfarrer Prokop Divisch (1696—1765) in Brendiz bei Znaim in Mähren gänzlich unabhängig von Franklin ebenfalls zu der Erkenntnis von der elektrischen Natur des Blitzes und stellte einen Blitzableiter mit Saugvorrichtungen auf freiem Felde in der Nähe seiner Wohnung auf. Einige Monate später wurde aber seine Vorrichtung von den Ortsbewohnern zertrümmert, da sie der Ansicht waren, daß die Erfindung ihres Seelsorgers die eingetretene Dürre ihrer Äcker verursacht habe. Auch gegen den Vorschlag des Divisch wegen Errichtung derartiger Blitzableiter haben sich die damaligen gelehrten Kreise in Wien ausgesprochen.

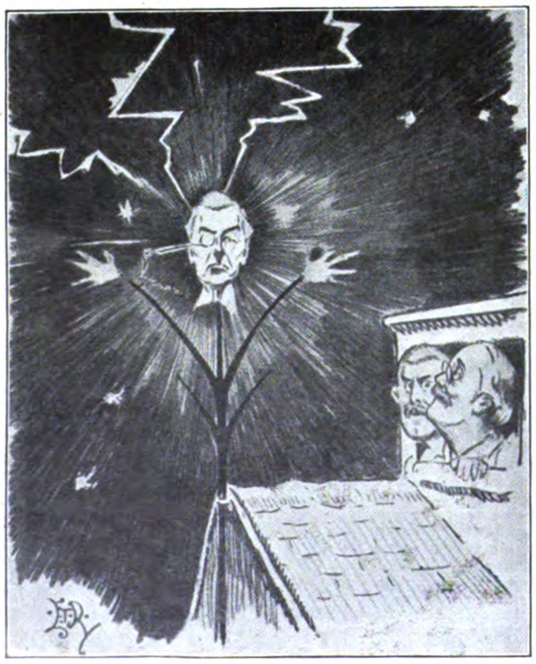


Der erste von Franklin errichtete Blitzableiter auf einem Hause in Philadelphia. (Nach einer französischen Zeichnung.)

Franklins segensreiche Erfindung ist eigentlich viel langsamer zur allgemeinen Verwendung gelangt, als man glauben sollte. In England wurde der erste Blitzableiter auf dem Eddystoneleuchtturm von Plymouth im Jahre 1760, in Norddeutschland auf dem Jakobsturm in Hamburg 1769, in Süddeutschland auf dem Schlosse zu Trippstadt bei Kaiserslautern durch den Hofkaplan Joh. Jak. Hemmer aus Mannheim im Jahre 1776 errichtet. Berlin erhielt den ersten Blitzableiter im Jahre 1777.

Daß selbst bedeutende Geister jener Zeit nicht frei von Vorurteilen gegen die neue Erfindung waren, zeigt die Tatsache, daß Friedrich der Große zwar die Verwendung von Blitzableitern in ganz Preußen erlaubte, jedoch nicht zugelassen hat, daß auf dem Schlosse von Sanssouci ein Blitzableiter angebracht werde.

Der Gedanke, auch bewegliche Objekte mit Blitzableitern auszustatten, ist mit bestem Erfolg auf Schiffen aller Art verwirklicht worden. Hingegen hat der von Hemmer propagierte Vorschlag der Anbringung von Blitzableitern auf Wagen keinen Anklang gefunden. Hemmer hat nach Feldhaus bereits im Jahre 1780



Der Blitzableiter in der politischen Karikatur: Joseph Chamberlain, der Vater des jetzigen englischen Außenministers, im politischen Gewitter. (Zeichnung von E. Reed im „Punch", 1903.)

einen Schäferkarren mit einem Blitzableiter versehen und solche später auch öfters an Kutschen angebracht.

Die mehrfachen Versuche, einzelne Personen während eines Gewitters durch transportable Blitzableiter vor dem Blitzschlag zu schützen, haben sich in keiner Weise bewährt. Aus dem Jahre 1773 stammt der Blitzschirm von Barbeu-Dubourg. Er bestand aus einem gewöhnlichen Seidenschirm mit Holzgriff, der oben eine eiserne Stange trug, von der auf der Oberseite längs einer Schirmrippe eine Metalltresse hinübergeleitet wurde. Die metallene Schnur hatte am Ende eine Quaste, die auf dem Erdboden nachgeschleift wurde. Auch die Damenmode beschäftigte sich einmal mit der Idee des Blitzableiters. Im Jahre 1778 trugen die Pariser Schönen große Hüte, deren Hutbänder mit einer Silberkette umschlungen waren; mit dieser stand eine Metallschnur in Verbindung, die dank der breiten Hutkrempe den Körper der Modedame nicht berühren konnte, sondern frei bis auf den Erdboden hinabreichte.

Die zeitgenössische Karikatur hat den Blitzableiter des öfteren wirksam verwendet. Der französische Satiriker J. J. Grandville, der mit besonderer Meisterschaft alles Unbelebte zu beleben versteht, führt einen Blitzableiter vor, wie er auf dem Dache eines Hauses den Blitz in einem Wasserkübel — löscht. Die Idee des tragbaren Blitzableiters zum Schutze von Mensch und Vieh hat öfters Anlaß zu lustigen Bildern geboten. Auch die politische Karikatur stellt mitunter führende Staatsmänner als bewährte Blitzableiter in politischen Gewittern dar.

Hofrat Dr. Anton Klima, Wien.



In den weglosen Ebenen Australiens: Schwierigkeiten und Unfälle beim Wolltransport im Westgebiet von Neusüdwales.

Nur ganz wenige Eisenbahnstränge durchziehen den australischen Kontinent, und zum größten Teil liegen sie in der Nähe der Küste. Die Farmer im Hinterlande haben daher oft Hunderte von Kilometern bis zur nächsten Eisenbahnstation. Ist schon eine Fahrt im leichten Wagen infolge des Fehlens ausgebauter Straßen kein besonderes Vergnügen, so wachsen die Schwierigkeiten, wenn es sich um den Transport hoch aufgeschichteter Ballen von Wolle handelt, die von den großen Schafherden gewonnen wird. Wenn nun noch in dem sonst regenarmen Gebiet durch ergiebigeren Regenfall der Boden aufgeweicht wurde, dann gerät eine solche schwere Fuhre leicht ins Rutschen und kippt, besonders bei nicht kunstgerechter Ladung, auf die Seite, oder es bricht ein Rad. Da hilft nichts anderes, als abladen und wieder neu aufladen. Ein schwieriges und zeitraubendes Stück Arbeit, zumal es auf der ausgedehnten Strecke sehr oft nochmals wiederholt werden muß.

HEILIGE SPRACHE

VON HANS NATONEK

Einfalt. Nicht Zerknirschung bist du, liebe Einfalt, nicht großer Opferrauch des Märtyrers — du bist das kleine Lächeln der Verlegenheit, die blanke Stirn bist du, von keinem Grübeln zerfurcht.

Dir selber bist du klar und bis ins Innerste aufgeschlossen, als stündest du nackt vor einem Spiegel, nicht wissend, daß du nackt bist und vor einem Spiegel stehst. Aber deine Umwelt ahnt nichts von dir, und was sie zu wissen glaubt, ist Verkennung und Mißachtung. Sie spotten dein und rufen ironisch: „O sancta simplicitas!"

Alles um dich herum ist Zwiespalt, hyperklug und zusammengesetzt; nur du, selige Insel inmitten, bist Einfalt.

So wie du bist, aus Gottes Hand, bleibst du vom ersten bis zum letzten Atemzug. Du kennst keine Wandlungen, keine Krisen und Konflikte. Deshalb nennen dich die Menschen dumm; sie nennen dich dumm, weil sie den eigenen Zwiespalt überschätzen, liebe Einfalt, und weil die Hyperklugen nicht klug genug sind, dich zu erkennen. — Der trübe Lebensschwall bricht sich an dir und fließt beruhigt ab von deinem kleinen Riff in geklärtem Lauf, darin sich Sonne und Sterne spiegeln.

Dein Auge ist aufgetan dem Bösen wie dem Guten; du unterscheidest nicht, du nimmst nur hin. — Du ahnst nicht, wie nahe du dem Saume der Gottheit ruhst, wie liebend ihr Auge dich betreut und deine Heimkehr erwartet, heilige Einfalt!

Habseligkeiten. Es ist keine Seligkeit in dem, was man hat, es ist Seligkeit in dem, was man hingibt.

Aber die Sprache hat ihre kleinen, unberechenbaren und doch so tiefen Launen. Die „Gibseligkeiten" behielt sie für sich, aber die Habseligkeiten warf sie den armen Menschen, die an den Dingen hangen, fast ein wenig spöttisch hin.

Und doch, sie ist eine große Menschenkennerin, Mutter Sprache, und gütig bei allem Spott. „Ihr sollt sie haben, eure Habseligkeiten, die kümmerlich sind, ob aus purem Golde oder aus schlechtem Blech; ihr sollt sie haben", rief sie und schenkte uns die Habseligkeiten.

Heimweh. Sprachwunder ohnegleichen — süßes Wortschwesternpaar, wie fandet ihr euch? Seid ihr das Weh der Heimat, seid ihr die Heimat des Wehs? Ich habe Heimweh. Erste und letzte Klage des Menschen, du zitterst auf jedem Herzensgrund und steigst auf zu unbekannten Fernen.

Das Schiff löst sich vom Festland; die Küste zerfließt — ich habe Heimweh. Ich bin daheim in wohliger Geborgenheit; da faßt mich zehrende Sehnsucht nach der Ferne — ich habe Heimweh.

Wo ist meine Heimat? Wo löscht das Weh aus? Wo ist meine Kinderstube, wo steht mein Gitterbett? Antlitz meiner Mutter, wo bist du? Milde Hand meines Vaters, fasse mich! Ich bin in die Welt verloren. Ich schwebe, und niemand hält mich. Ich möchte heimkehren und weiß nicht, wohin. Ich habe das Ur-Weh — Heimweh. — Von Gott sind wir hergekommen. Wir sind seine Kinder. Wir haben Heimweh nach Gott.

Berufen. Diese Erde, so gottlos sie scheint, ist nicht verschlossen dem Göttlichen. Meteore von unsichtbarem Leuchten sinken hernieder, Funken einer anderen Welt, und suchen Entzündung im Irdischen.

Götterhände winken. Engel geben Signale. Geisterstimmen umflüstern diesen Erdball in emsigem Werben — aber die Menschenmasse fühlt nicht, daß sie ewig gerufen wird vom Göttlichen.

Manche ahnen den Ruf und die hohe Verbindung; horchen auf, brechen durchs Dickicht des Irdischen, tasten, suchen, stürmen dem Rufe nach — in ihr Verderben. Das Unzulängliche scheitert am göttlichen Signal, dem zu folgen die Kraft nicht reichte; und Götterfunke wird Irrlicht.

Manche auch begnügen sich, dem Rufe zu folgen bis zur Weghälfte; dann verschließen sie sich ihm und wandeln bequemere Pfade.

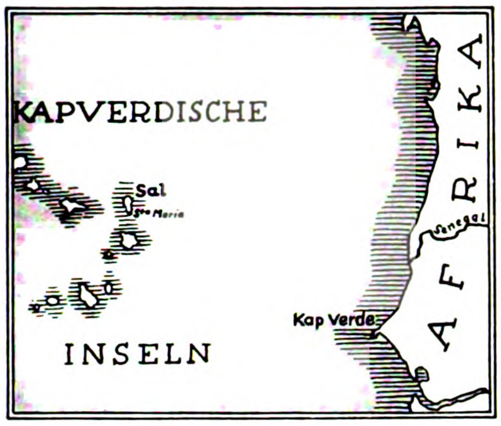
Berufen sind wir alle, taub die meisten, zu schwach die vielen und auserwählt die Seltenen. Aber zu wecken das innere Gehör der Menschen, ihr Bewußtsein, daß ewig, ewig die Berufung um uns flutet wie der Golfstrom um die Küsten — wie würde diese große Ahnung die Menschen lauschend und inwendig machen!

Liebreiz. Immer, wenn die zwei Worte sich begegnen, ist Hochzeit. Wie schmiegt sich die Liebe an den Reiz, wie fest hält der Reiz seine Liebe!

Dies ist die Liebesfeier der Sprache. Zwei haben sich gefunden: die Seele und der Affekt; die Innerlichkeit und der Impuls: Psyche und Amor; und wurden eins.

Durch die Jahrhunderte hält diese Ehe fest. Und jedem Geschlecht von neuem vermählt sich die Liebe dem Reiz.

Eine Salzinsel im Atlantischen Ozean



Die Kapverdischen Inseln mit der Salzinsel Sal.

Das deutsche Forschungs- und Vermessungsschiff „Meteor“, das nach $2\frac{1}{4}$ jähriger Reise zwischen Afrika und Südamerika am 30. Mai nach Wilhelmshaven zurückkehrte, lief im März dieses Jahres die Insel Sal der Kapverdischen Inseln an. Durch die Gunst des heißen und trockenen Klimas und der dauernd wehenden Winde spielt diese kleine und unfruchtbare, fast gänzlich vegetationslose Insel eine wichtige Rolle im westafrikanischen Handel. Sie besitzt nämlich zwei große Salinen und wird wegen ihres Salzes zweimal im Monat von deutschen Dampfern angelaufen, die Salzfracht nach Mittelafrika nehmen. Auf einen solchen Dampfer warteten wir. Er sollte uns Nachschub an wissenschaftlicher Ausrüstung und Lebensmitteln bringen. Gern benutzten wir die Wartezeit, um die eigenartige und wenig bekannte Insel zu durchstreifen. Sie ist wie alle Inseln des Grünen Vorgebirges (Kap Verde) eine Vulkaninsel.

Der wichtigste Hafen ist die windgeschützte Bucht von Santa Maria auf der Südseite der Insel. Schon an der Landungsbrücke begrüßen uns Wälle aus Salzsäcken; die Salzindustrie bildet die Einnahmequelle der Bewohner. Von ihren meist niedrigen, aber nicht unfreundlichen Steinhäusern zieht sich eine der merkwürdigsten Bahnen der Erde zur Saline hin. Die Fracht aus den Salzgärten wird nämlich auf Segelwagen mit Hilfe des regelmäßig wehenden Nordostpassats zum Hafen gebracht.

Zwei verschiedene Arten von Salzgärten gibt es hier. Im südwestlichen Teil der Saline wird von den primitiven, ebenfalls durch den Passat getriebenen Pumpwerken Grundwasser, das vom Meere her ins Land dringt, heraufgepumpt. Auf seinem Wege durchfließt es im Boden Salzlager und ist infolgedessen sehr salzhaltig (etwa 25 Proz. Salzgehalt). Diese Salzlager im Boden sind erstanden, als der heutige Salinenboden noch etwas tiefer lag und einzelne Pfützen und kleine Becken, die hin und wieder vom Meere gespeist wurden, eintrockneten. Die konzentrierte Sole wird in flache, rechteckige Teiche geleitet, in denen schon innerhalb 8 Tage das Salz ausfällt. Das so gewonnene Salz ist minderwertig, weil bei dem raschen Ausfällen andere Bestandteile der Sole (besonders Magnesiumverbindungen) mitgerissen werden. Für Speisezwecke kommt nur das im nordöstlichen Teil gewonnene Salz in Frage. Hier wird unter den Dünen hindurch gewöhnliches Meerwasser durch Gräben in Teiche geleitet. Beim Verdunsten setzt sich zuerst Gips ab, in anderen Becken etwa in vier Wochen das Salz, ziemlich frei von unerwünschten Beimengungen.



Die Oase „Palha Verde“ mit ihrem spärlichen Pflanzenwuchs.



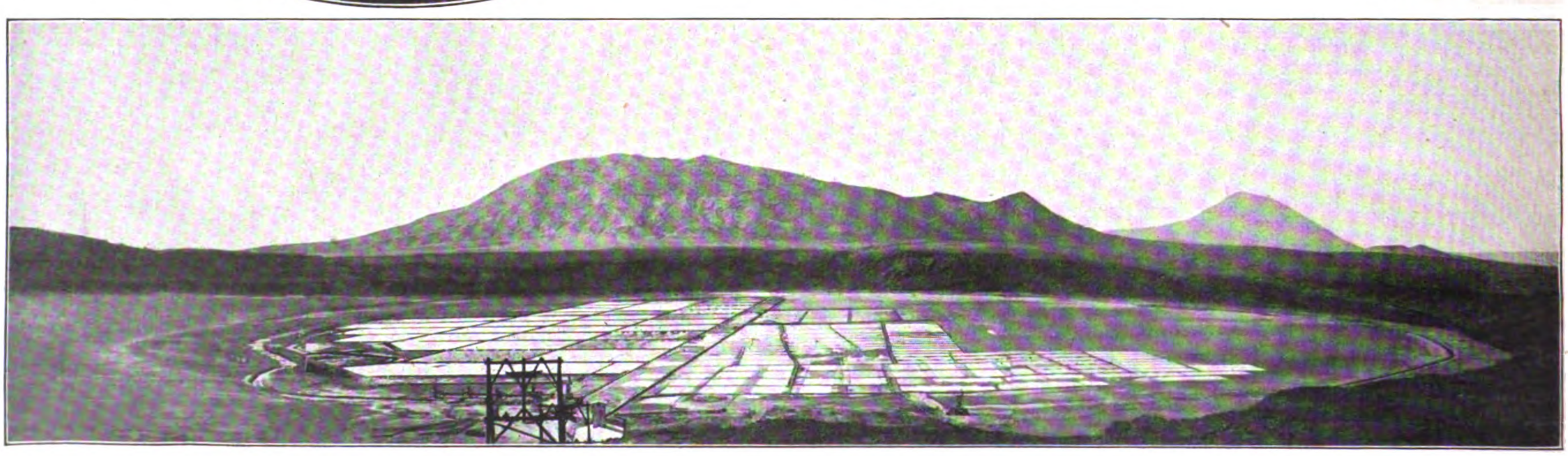
Schollen der Salzkruste auf einem Salzgartenteich. Im Hintergrund Salzhaufen.



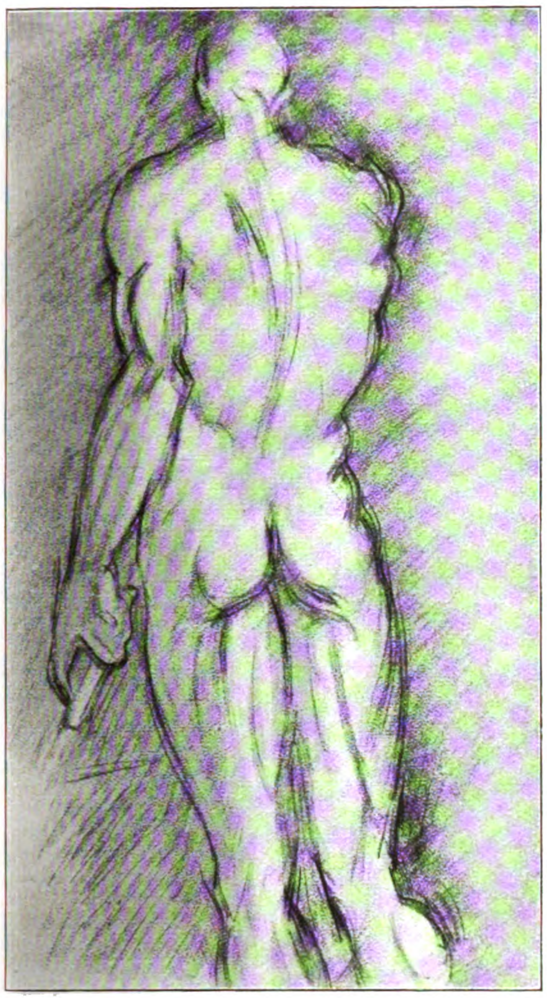
Gute fünf Stunden Fußmarsch von dieser Saline entfernt liegt im Norden die zweite, Pedra Lume. Der Weg führt vorbei an der malerischen Bucht von Mordeira mit einer der seltenen Oasen, „Palha Verde“ (grünes Stroh), über kantigen Steinschutt und weichen Dünensand. Die braunen und braunroten Töne der Eruptivgesteine geben dem Landschaftsbild eine eigene, reizvolle Stimmung. Die Bucht von Pedra Lume ist nach Osten offen und deshalb nicht so gegen den Nordostpassat geschützt wie die von Santa Maria, wird aber wegen ihres Salzes doch regelmäßig von einer französischen Linie angelaufen. Merkwürdig ist die Lage der Saline in einem Krater. Sein Boden war in früheren Zeiten auch vom Meere überflutet, so daß sich Salzlager bilden konnten, durch die hindurch heute, wie in Santa Maria, Grundwasser gepumpt wird. Eine Seilbahn vermittelt den Verkehr mit dem Hafen.

Wie diese kurzen Ausführungen zeigen sollen, hat die Reise des „Meteor“ außer der eigentlichen Aufgabe der Meeresforschung manchem ihrer Mitglieder, wie dem unterzeichneten Mineralogen, auch interessante Forschungen an wenig bekannten Hafenplätzen geboten.

Dr. Carl W. Correns.



Im Oval: Zwei der einfachen Windpumpen in der Saline von Santa Maria. — Unten: Rundblick über den Salzkrater bei Pedra Lume.





Der Liebeskampf. (Aquarell.)
Aus der Sammlung Dr. Reber, Lugano.

Links: Rückenakt. (Zeichnung.)



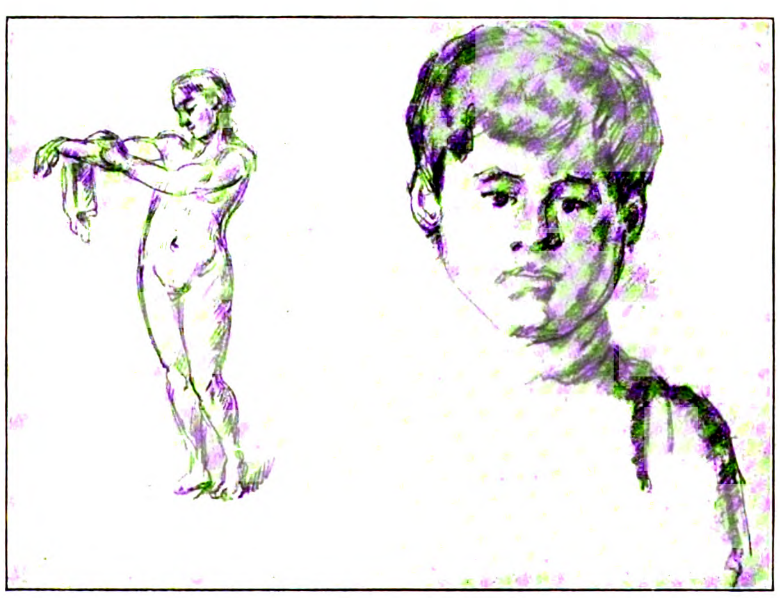
Die badenden Soldaten. (Lithographie.)



Zeichnung nach einer Bronze von Puget im Louvre.

AQUARELLE UND ZEICHNUNGEN VON PAUL CÉZANNE

Ausstellung in der Galerie Flechtheim, Berlin.



Die Galerie Alfred Flechtheim, Berlin, veranstaltete vom 19. Mai bis zum 16. Juni eine Ausstellung von Aquarellen und Zeichnungen des einflußreichen französischen Malers Paul Cézanne (1839—1906). Die gezeigten Blätter bieten zugleich Einführung und Fortsetzung zum Gemäldewerk des großen Spätimpressionisten und ergänzen wertvoll das Bild seines Schaffens.

Links: Studienblatt mit Figuren. (Zeichnung.)



Fruchtträgerin

Nach einem Gemälde von Rudolf Kohtz

Der Brief

NOVELLE VON EDMOND JALOUX

Jeden Tag um fünf Uhr empfing Daniel Kerguiraud den Besuch seines Sohnes oder seiner Schwiegertochter und nahm mit ihnen den Tee. Konnte keins von ihnen kommen, so brachte ihm das Kinderfräulein seinen fünfjährigen Enkel Urbain, dem er Geschichten erzählte. Oft suchte er beim Anblick des Kindes zu erforschen, was es den Eltern oder ihm zu verdanken hatte oder wiederum seinen Eltern, die schon seit etwa vierzig Jahren tot waren. Bald würde auch er sie eingeholt haben. Wenn er zum Friedhof ging und ihre Gruft betrachtete, sagte er sich: „Diese Tür wird bald für mich geöffnet. Wann nur? In wie vielen Wochen, Monaten, Jahren?" Wenn das Leben zu Ende geht, läuft es nicht mehr inmitten der Lebenden ab; mehr als mit diesen halten die Greise mit den Verstorbenen Gemeinschaft. Denen, die ihnen vorangegangen sind, nähern sie sich im Geist und in Wirklichkeit; sie haben einen einsamen Weg eingeschlagen, der sie von den Wegen, die andere gehen, wegführt. Im Gespräch mit Abel, seinem Sohn, oder Marthe, seiner Schwiegertochter, merkte Daniel Kerguiraud wohl, wie seine Worte ihren Ohren zu schwer verständlich wurden, und bedauerte immer wieder, nicht besser Anteil an ihrem Leben nehmen zu können. Ihres vollzog sich geräuschvoll; seines nicht mehr: daher das gegenseitige Nichtverstehen. Er war fünfundsiebzig Jahre alt.

Eines Tages fühlte er sich unerklärlich matt; obwohl seine Gesundheit im allgemeinen gut war, war er gewissen Beschwerden ausgesetzt. Er sprach nicht gern davon, denn er war der Meinung, seine Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben und für niemand mehr von Belang zu sein. So gab er auch, wenn Abel Kerguirauds Frau ihn nach seinem Befinden fragte, mit erkünstelter Heiterkeit zur Antwort:

„Mir geht es doch so gut wie möglich."

Die junge Frau hegte große Zuneigung zu ihm. Sie war übrigens gut und empfindsam und besaß, wie viele Frauen, eine Menge durchschnittlicher und derart schlichter Tugenden, daß niemand in Versuchung kam, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken; sie kreisten bescheiden im häuslichen Leben, wie der Saft in den Bäumen.

Seit langer Zeit schon wollte sie an ihren Schwiegervater eine Frage richten, deren Zudringlichkeit sie jedoch ein wenig erschreckte; denn sie war von Natur aus zurückhaltend; und es hätte ihr weh getan, das Innere eines anderen zu verletzen.

Indes entschloß sie sich zu der Frage, als gerade Kerguirauds schönes, ruhiges Gesicht einmal mehr Sanftmut und Größe atmete, und sie sagte:

„Vater, ich denke oft daran, wie hart es dich ankommen muß, niemals mehr mit irgend jemandem von deiner Generation zusammen zu sein, und daß du dich trotz unserer Liebe recht einsam fühlen mußt."

Kerguiraud antwortete nicht sogleich; er fürchtete, durch eine ungeschickte Antwort seine Schwiegertochter zu kränken.

„Eigentlich fühle ich mich nicht einsam," antwortete er schließlich, „zunächst einmal habe ich euch, dann aber komme ich in ein Alter, in dem man die Gegenwart anderer Menschen nicht mehr braucht. Hältst du es für möglich, daß ich manchmal nicht weiß, wer von denen, die ich kannte, noch am Leben und wer schon tot ist? Es kommt vor, daß ich mir sage: ‚Halt, dem oder dem muß ich mal schreiben, ich habe schon lange nichts mehr von ihm gehört...' Und plötzlich fällt mir ein, er hat ja vor zehn oder fünfzehn Jahren das Zeitliche gesegnet. Abends, wenn ihr fort seid, du und Abel, bin ich im Geiste wieder in Gesellschaft derer, die ich verlor. Das ist nicht eben lustig, doch entbehrt es auch nicht der Süßigkeit... Ihr könnt das nicht verstehen, ihr anderen, ihr seid zu jung. In eurem Alter gilt nur das, was gegenwärtig ist; man braucht die Wirklichkeit und verläßt sich auf sie, aber später wird die Wirklichkeit zu einem ganz dünnen, ganz durchsichtigen Häutchen über jenem namenlosen Ding: Leben..."

Leiser fügte er hinzu: „Sogar von Wesen, die ich geliebt habe, weiß ich nicht, ob sie noch leben oder nicht. Ich verlor sie aus den Augen. Vielleicht denken sie noch an mich, wie ich an sie denke, aber ich weiß nichts Bestimmtes darüber."

So hatte Kerguiraud noch nie zu Marthe gesprochen; mit einer gewissen Rührung hörte sie ihm zu. Sie hatte ihn für gleichgültiger und, trotz seiner höflichen Umgangsformen, für egoistischer gehalten, als diese letzten Worte zu erkennen gaben. Er selbst fürchtete, zu weit gegangen zu sein, und fragte in leichterem Tone:

„Holt Abel dich heute abend ab?"

„Ich glaube nicht. Er sagte, er habe heute viel Arbeit. Die Geschäfte sind augenblicklich recht schwer."

„Zu meiner Zeit war die Konkurrenz weniger groß."

„Der arme Abel! Über die geringsten Kleinigkeiten sorgt und beunruhigt er sich. Wie oft sage ich ihm, er solle sich nicht so aufregen, wir hätten jederzeit Geld genug, um zu leben! Aber er ist ehrgeizig..."

„Ja, ja", sagte Kerguiraud zerstreut.

Er hörte den Reden seiner Schwiegertochter nicht mehr zu. Geld, Unruhe, Ehrgeiz, all diese Worte gehörten der Jugend und den Reifejahren; er verstand nicht mehr ihren Sinn, wie ein Erwachsener nicht mehr versteht, was Kinderspiele bedeuten. Zwischen Abel und dem Vater war der Abstand ebenso groß wie zwischen Urbain und Abel. Marthe, die geschmeidiger war, versuchte zwischen diesen dreien zu vermitteln, aber es blieb ihnen verborgen.

Für einen Augenblick sank Kerguirauds großes, bärtiges Haupt auf die Brust, und seine Lider schlossen sich.

„Papa, ich breche auf," sagte Marthe, „ich fürchte, ich ermüde dich."

„Du ermüdest mich nicht, mein Kind, ich werde von selbst müde. Es will mir gar nicht mehr in den Sinn, daß ich, wie es doch der Fall war, munter, beweglich und kräftig gewesen bin. Das Schlimmste dabei ist: böte man mir an, noch einmal dreißig Jahre alt zu sein und noch einmal anzufangen, ich schlüge es aus. Ich glaube nicht mehr genug an die Dinge, um sie zu begehren."

Marthe erhob sich und umarmte den Greis. Er behielt ihre Hand in seiner.

„Höre, mein Kind, ich hätte eine Bitte an dich. Ich bin endgültig am Ende meiner Rolle..."

Und als die junge Frau widersprach, fügte er hinzu:

„Ich sage dir das nicht, damit du mir wieder Mut machst! Das ist nun einmal so, daran können wir beide nichts ändern. Ich möchte nur, daß du nach meinem Tode oft mit Urbain von mir sprichst. Ich weiß, es ist kindisch, aber bedenke doch, wie kurze Zeit ich in eurer Erinnerung fortzuleben habe. Abel ist vierzig: noch dreißig, fünfunddreißig Jahre, und er hat mich eingeholt. Hat Urbain keinerlei Erinnerung an mich, siehst du, wie wenig mir bleibt, wenn ich nur in eurem Gedächtnis weiterbestehe..."

Marthe schauderte.

„Still, Papa, laß uns nicht davon reden!"

„Du bist an solche Gedanken nicht gewöhnt. Bewahre dir diese glückliche Sorglosigkeit solange wie möglich. Aber vergiß nicht meine bescheidene Bitte..."

„Ich gebe dir mein Wort darauf."

„Danke, und jetzt geh rasch nach Haus. Abel könnte sich beunruhigen. Sage Urbain, er solle mich morgen besuchen. Es gäbe eine schöne Überraschung für ihn."

„Du verwöhnst das Kind zu sehr, Papa."

„Ich sage dir noch einmal: das Andenken... Ich tue es aus Eigennutz. Und außerdem lebe ich ja nur einmal."

Wie jeden Tag geleitete er seine Schwiegertochter zur Tür, dann kehrte er in seinen großen Lehnstuhl zurück.

•

Der Abend kam langsam über den Hafen, ein warmer, trüber Herbstabend, der alle Dinge in goldenen Nebel tauchte, von blauem Rauch durchzogen. Schornsteine rauchten; gegenüber am Kai spien sonnengefleckte Fenster Flamme auf Flamme, wie der sterbende Drache in alten Legenden. Ein Kirchturm mit viereckigen Zinnen stieg sanft empor aus einem Wust von Häusern und Terrassen, maisgelben, pfefferkuchen- und pfirsichfarbenen; Wäsche, die zum Trocknen hing, bekam in dem schrägen Licht die Farbe des Fleisches, das sie sonst bekleidete, und der Abendwind, der sie wie Schiffsflaggen knattern ließ, verlieh der starren Landschaft ein so reges Leben, daß seine Elektrizität auf die Steinmassen der Forts, der Spitäler und Häuser übersprang.

Daniel Kerguiraud erhob sich aus dem Sessel, in dem er eine halbe Stunde geträumt hatte, und lehnte sich ans Fenster. Er sah auf den Hafen, sah aufs Meer und seufzte.

Vor vierzig Jahren hatte ein Schiff die Stadt verlassen und eine Frau entführt, die Kerguirauds ein und alles war; seit langer, langer Zeit schon war er ohne Nachricht von ihr. Ein halbes Jahr nach ihrer Abreise hatte er geheiratet, in der Hoffnung, ein neues Leben zu gründen und vor allem Kinder zu bekommen, und allmählich war in sein Herz Frieden eingezogen — Frieden, aber nicht Vergessen...

Er trat aus dem Salon in sein Zimmer. Es war niedrig, lang, schmal, ganz in Purpur gehalten. Ein schwarzlackiertes Bett zeigte in seinen altertümlichen Füllungen einen Teepavillon und feierliche Chinesen; im Innern, an der Rückseite, entfalteten goldene Rosen sanft ihre verblichenen Blätter. Auf einem Tisch stand ein Kästchen in Vernis-Martin; Kerguiraud öffnete es und entnahm ihm einige Photographien; sie stellten ein und dieselbe Gestalt dar: ein offenes Gesicht mit gelocktem goldblonden Haar, leuchtenden Augen und dem Ausdruck heimlichen Glücks in den feinen Mienen. Der Greis betrachtete sie lange. Er sah wieder die längst entschwundenen Bilder. Sie wirbelten vorüber, reizend und blaß. Sie enthielten seine Jugend, und seine Jugend hatte ihn verlassen. Wie kann man noch leben, wenn die Jugend vorbei ist, wenn man, ein Schoner, der seine Segel streicht, ganz und gar nicht mehr nach einer Zukunft strebt und von keinem kommenden Tag ein anderes, zarteres und wilderes Erlebnis mehr erwartet als vom Tag zuvor?

Aber unmerklich graut ein Morgen nach dem andern, und mit der Zeit findet man an Stelle des Mannes mit dem kühnen, zukunftbeherrschenden Blick einen einsamen und enttäuschten, griesgrämigen Greis, dessen trübe Augen den vergangenen Jahren nachblicken und in der blassen Klarheit des Herbstes die Schiffe rauchen sehen, die er nicht mehr besteigt.

Auf dem kleinen Platz unter Kerguirauds Haus arbeitete ein Schiffszimmermann im Freien. Man hörte, wie die Hammerschläge sich mit einem Gassenhauer mischten. Hölzerne Gerippe mit entblößten Flanken lagen im Staub, der mit Sägespänen gemengt war. Eine Katze saß auf einem Eckstein und putzte sich. Zu beiden Seiten des Hafens wurde der Himmel veilchenblau.

Eine alte Dienerin, deren rundes, weißes Gesicht mit dem Leinenhäubchen wie ein Stopfknäuel aussah, kam, um die Petroleumlampen anzuzünden, die noch grüne Schirme hatten. Es war ein Abend von Anno dazumal, wie auf Seestücken von Joseph Vernet, während auf dem Kai, unten am Platz, die Autohupen vor Wut erstickten; doch das Meer ist ewig und gibt von seiner Ewigkeit auch seinen Gestaden. Ein Hafen hat immer etwas zeitlich Absolutes.

Alsdann ließ Herr Daniel Kerguiraud die Platte eines Sekretärs herab, tauchte die Feder in ein altes Fayence-Tintenfaß, sann einen Augenblick nach und schrieb dann, ohne das geringste Wort zu ändern oder noch einmal zu lesen, folgenden Brief:

„Meine Freundin, es ist lange her, daß ich Ihnen geschrieben habe, Jahre sind darüber hingegangen. Nie hätte ich es für möglich gehalten, Sie in dieser Welt nicht wiederzusehen, und doch wußte ich, als Sie von mir gingen, daß es für immer war. Wir sind alle Propheten, aber Propheten, die taub sind gegen die eigene Stimme. Mein Leben geht zu Ende, und jetzt, da ich es als Ganzes überblicke, sind Sie das einzige, das ich darin sehe. Gleichwohl habe ich noch ein zweites Leben gehabt, scheinbar realer, tätiger, an Geschehnissen und Folgen aller Art reicher als das erste, doch in der Todesstunde kehren mir einzig die Jugenderinnerungen zurück, nicht weil sie an meiner Jugend haften, sondern weil ich zu den Menschen gehöre, die sich jenseits eines bestimmten Alters nur noch selbst überleben. Ich besaß Freunde, für die der letzte Lebensabschnitt der einzig wahre war, in deren Augen die Vergangenheit keinen Wert hatte: ich habe sie oft beneidet, aber ich bin nicht so robust. Ich gehöre zu den Wesen, die sich nur einmal entfalten können, und die dann verknöchern oder von vorn anfangen.

Als ich vorhin den Hafen betrachtete, dachte ich an den Tag, da Sie auf Nimmerwiedersehen abreisten. Es regnete an jenem Tage; ein tüchtiger, hartnäckiger, kalter Märzregen war es, und vom Hafendamm aus sah ich den Dampfer, der Sie nach China brachte, durch einen eisigen Nebel vor meinen Augen entgleiten. Sie waren vierunddreißig, ich fünfunddreißig Jahre, und zehn Jahre hatte ich Sie geliebt. Ich war es gewohnt, zu jeder Tageszeit an Sie zu denken und Sie an allen meinen Plänen und Taten teilnehmen zu lassen. Dann kam plötzlich der große Schlag: der Konkurs Ihres Mannes, Ihre Weigerung, ihn im Augenblick des Unglücks zu verlassen, Ihre Abreise. Heute, da ich mehr Lebenserfahrung besitze, sehe ich ein, daß der Geliebte, auch wenn er von ganzem Herzen geliebt wird, nicht das ganze Leben einer Frau ausmacht, und daß ein gutes Teil davon dem Manne gehört. Damals jedoch war ich ein wunderlicher Heiliger und voll von irrigen Ideen, und selbst wenn ich diese Wahrheit gespürt hätte, ich würde sie nicht anerkannt haben.

Sodann fand ich mich allein, jämmerlich allein, so allein, daß ich mich verheiratete. Lange Zeit haben wir uns noch geschrieben, aber unsere Briefe wurden schließlich kurz, sie kamen seltener und blieben am Ende ganz aus. Nicht, weil wir uns nicht mehr liebten, sondern weil die Laure, die ich geliebt hatte, die Laure aus früheren Jahren, weniger in Schanghai als in mir selber lebte. In Gedanken an das, was Sie mir gewesen, war ich Ihnen näher, als wenn ich jener Frau schrieb, die fern von mir war. Sollten Sie je diese Zeilen lesen, so wird mein Egoismus Sie empören: ach, Laure, wahre Liebe ist eben egoistisch, und die, die sich vom Egoismus befreien konnte, ist bereits etwas Heiliges. Ich vermute übrigens, bei Ihnen ging es ebenso zu, und Sie verfielen nicht in Schweigen, um mich zu vergessen, sondern, um reiner das Andenken dessen zu bewahren, der nichts mit diesem in seine soziale Kaste gezwängten, verheirateten und gänzlich veränderten Manne gemein hatte, der aus mir geworden war.

Dennoch erhielt ich dann und wann Nachricht von Ihnen, durch Ihren Vetter Geoffroy; ich weiß, daß Ihre Tochter verheiratet ist und in Ihrer Nähe wohnt. Ihre Tochter... Ich sehe sie noch als Fünfjährige, mit ihren Locken und dem Lächeln, darin sich Ihres widerspiegelte. Unser Geist kümmert sich nicht um das Rad der Zeit.

Ich... bin allein oder beinahe allein. Meine Frau ist tot, mein Sohn ist an meine Stelle getreten. Ich habe einen Enkel, den ich vergöttere, und den ich schon als Erwachsenen sehen möchte: wohl, um noch besser den schwermütigen Gedanken nachhangen zu können, die das Alter Ihrer Tochter in mir erweckt.

Erinnern Sie sich, Laure, wie wir noch wenige Tage vor Ihrer Abfahrt zusammen am Meergestade speisten? Die Trauer um die unabwendbare Trennung lastete auf uns. Das Fenster ging nach der See. Vor uns schäumten die Wogen, und überall, wo der Mond die Wellen berührte, sah man einen Silberstreif huschen. Aber wir starrten in das Halbdunkel, wo die grausame bewegte Flut sich regte, die Sie mir rauben sollte.

Manchmal dünkt mich, ich wäre noch jung, und Sie wären noch meine Freundin. Träumerisch erwarte ich Sie, als könnten Sie kommen. Ging nicht die Tür? Mir ist, als müßte sie sich gleich öffnen, als müßten Sie eintreten, mit Ihrem leisen Lachen und Ihrer Heimlichkeit... Doch es ist vorbei, endgültig vorbei; nie wieder werde ich Ihre Hand küssen, nie wieder den Duft des Nelkenparfüms spüren, der Sie umgab.

Wie rasch so ein Leben vergeht! Gestern waren Sie noch da, und ich hielt Sie in meinen Armen und sagte Ihnen jene vagen, lyrischen Worte, in die wir glauben unsere Seele legen zu können; gestern sah ich noch in die Zukunft, als ob mir die Welt gehörte... Gestern? Vierzig Jahre vergingen indes!

Ach, Laure, Laure, Sie waren meine Jugend, alle Poesie in meinem Leben. Ehe, Kind, alles das zählte nicht. Mit Ihnen verlor ich alles. Ich ward eine Marionette wie die anderen, lieblos und poesielos, kein Mensch, nur ein sozialer Mechanismus, und als Sie aus meinem Leben schwanden, zog die Langeweile darin ein. Dank Ihrer Gegenwart war mein Leben zehn Jahre lang etwas Zauberisches, Unvergeßliches; über mir waltete ein guter Geist, der allen Dingen ihre wahre Schönheit und ihren ursprünglichen Schmelz gab. Er lebt noch, dieser Geist, und wird sich in der Stunde, da ich mich im Tode krümme, über mich neigen. Wenn ich alles verlasse, um ihn ist's mir noch leid. In das geheimnisvolle, heilige Reich der Liebe, das nur gilt, solange man lebt, in das Reich der großen Gefühle, der tiefen Trauer und der vollkommenen Freude trat ich an Ihrer Hand, unsere Trennung vertrieb mich daraus. Und das letzte, was mich bekümmert, ist, auszudenken, daß bei meinem Tode das schönste Bild, das irgendein Erdenmensch noch von Ihnen hatte, mit mir auf ewig erlischt...

Sie haben mich leiden lassen und mich glücklich gemacht und mir tausend Träume eingegeben... Dank, Laure, Dank für die Leiden wie die Freuden... Wird Ihnen nicht die Hand zittern, wenn Sie diese Zeilen lesen? Gedenken Sie nicht mit Tränen in den Augen all der entschwundenen Dinge, all der gemeinsam verbrachten Stunden, all der Landschaften, die mit unserer beider Schicksal eng verknüpft sind? Haben Sie das alles vergessen können? Werden Sie nicht noch einmal Ihrer fernen Jugend winken? Sie allein gilt auf der Welt. Leben Sie wohl, Laure, ich küsse Sie..."

Kerguirauds Haupt sank plötzlich auf das Papier, seiner Hand entglitt die Feder...

*

Als — in aller Hast von der alten Dienerin telephonisch benachrichtigt — Abel Kerguiraud und seine Frau eintrafen, lag der Greis bereits auf dem Bett. Der Arzt wandte bei ihrem Eintritt den Kopf. „Herzschlag," sagte er, „es ist zu Ende."

Er trat an den noch offenen Schreibtisch, um die Sterbeurkunde auszufertigen, suchte nach dem Federhalter und fand ihn schließlich unterm Tisch. Abel umarmte seinen Vater. Marthe kniete am Fußende des Bettes und weinte.

Die Dienerin, die den Arzt hinausbegleitet hatte, kam zurück und erzählte, sie sei gegen zehn Uhr, da sie kein Geräusch mehr gehört habe, in Herrn Kerguirauds Zimmer gegangen und habe ihn, vornübergesunken, mit dem Kopf auf einem Stück Papier liegend, gefunden. Sie trocknete sich die Augen mit der Schürze.

„Heute nachmittag fühlte er sich noch so wohl," sagte Marthe, „er klagte über nichts."

„Er besaß viel Unternehmungsgeist", erklärte Abel stolz.

Und er trat zum Sekretär, um zu sehen, mit welcher Arbeit sein Vater sich im Augenblick seines Todes abgegeben hatte. Er sah einige zerstreute Blätter liegen, hob sie auf, überflog mit Verwunderung die letzten Zeilen, las genauer: „Ehe, Kind, alles das zählte nicht. Mit Ihnen verlor ich alles..." Seine Frau blickte ihm über die Achsel.

„An wen schrieb er das?" murmelte sie.

„Ich weiß nicht. Mama hat mir wohl einmal von einer Frau erzählt, die Papa in seiner Jugend geliebt hat. Ich habe nie ihren Namen erfahren. Ob es sich noch um diese Frau handelt? — Verbrennen wir das!" fügte er hinzu. „Seine Geheimnisse gehen uns nichts an."

Er ging in den Salon und warf die Blätter in den Kamin; die Flammen versuchten, sie aufzurichten, aber sie zerfielen zu schwarzen Klümpchen.

Abel betrachtete mit verschränkten Armen seinen Vater. Die Zeilen, die er gelesen, kamen ihm wieder in den Sinn. Was bedeuteten sie eigentlich?... „Kein Mensch, nur ein sozialer Mechanismus; als Sie aus meinem Leben schwanden, zog die Langeweile darin ein..." Wer war denn dieser Vater gewesen, von dem er nichts wußte? Das ungeheure Geheimnis, das das Leben unserer Eltern birgt, und an das er bis dahin noch nie gedacht hatte, ängstigte und erschreckte ihn. Würde sich eines Tages sein Sohn Urbain dieselben Fragen vorlegen? Hatte er also so wenig im Leben seines Vaters bedeutet? Aber was bedeutete denn ihm dieser ferne Vater?

Er betrachtete den Greis, der in der Herbstnacht hingestreckt lag. Das flackernde Kerzenlicht weckte zuweilen ein letztes Leuchten in dem weißen Bart, auf den schon eingesunkenen Wangen.

Marthe schlang, noch weinend, den Arm um die Schulter ihres Mannes.

„Eigentlich", murmelte Abel, „haben wir uns nie verstanden, mein Vater und ich..."

(Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Thea Reimann.)





Neue hübsche Bademäntel und Badecape aus Chenille, Zwirnkräuselstoff und Lindener Sportsamt.

Im Oval: Die Filmschauspielerin Anita Dorris in einem silbergrauen Crêpe-Georgette-Kleid mit eingefärbten Spitzen.

Unten Mitte: Jugendliches Jumperkleid aus lachsfarbenem Crêpe de Chine mit farbigen Stickereien und Plissé-Rock.

Unten rechts: Die Schauspielerin Maria Paudler trägt ein rotseidenes Badekleid und ein elegantes Badecape aus bunter Seide, mit einfarbigem Seidenfrotté gefüttert; dazu großen bemalten Sonnenschirm für den Strand.



Marineblaues Kostüm mit weißem, blau besticktem Jumper; weißer Filzhut mit blauem Ripsband. — Dunkelgrünes Crêpe-Georgette-Kleid in Jäckchenform mit aparten Stickereien und Spitzengarnitur.

(Sämtliche Aufnahmen von Ernst Schneider, Berlin.)

Was der Sommer bringt





Friedrich Fröbel, der Romantiker unter den deutschen Pädagogen

Zur Erinnerung an seinen 75. Todestag am 21. Juni.



Friedrich Fröbel als alter Freiheitskämpfer.
Gezeichnet von E. Brauch.



Georg Ebers als Keilbauer Zögling in der romantischen „Bergwachtstracht".
Gezeichnet von Friedrich Unger um 1850.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich in Deutschland eine geistige Bewegung, die man die Romantik nennt. Sie war entsprungen aus dem Widerspruch gegen die gefühls- und phantasiearme Verstandesmäßigkeit der Aufklärung. August Wilhelm Schlegel und sein Bruder Friedrich sowie Novalis, Tieck und Schelling waren die Bannerträger des romantischen Geistes. Jena war der Mittelpunkt dieser neuen Kunst- und Lebensauffassung.

Als junger Student wurde Fröbel von 1799 bis 1801 hier in Jena vom Hauch der Romantik umweht. Mit Begeisterung las er die Schriften des Novalis; und Schellings geniale philosophische Ideen erregten ihn aufs tiefste. Schellings Naturanschauung wurde die seinige: Die Natur wurde ihm die große Offenbarerin des Geistes, in allem Organischen erkannte er ein Symbolisches, jede organisch gewordene Gestalt wurde ihm „der Ausdruck eines inneren Lebens, einer inneren wirkenden lebendigen Kraft". Die Eigenart der viel später entstandenen „Fröbelschen Spielgaben" findet hier ihre letzte und tiefste Erklärung.

Im Jahre 1812 setzte Fröbel seine Studien in Berlin fort. Inzwischen hatte durch Friedrich Schlegel die Romantik in der preußischen Hauptstadt Boden gewonnen. Eine innigere Verbindung zwischen Leben und Kunst erstrebte man hier. Dem Göttlichen, dem Unendlichen näherzukommen, ganz in ihm aufzugehen, sich im Universum zu verlieren, das war die Sehnsucht jedes echten Romantikers. In Schleiermachers berühmten „Reden über die Religion" offenbarte sich dieser Geist am ergreifendsten. Und in Schleiermachers Hörsaal saß Fröbel „mit leuchtenden Augen", sein Herz klopfte bei des verehrten Meisters Worten: verwandte Saiten klangen in seiner Brust.

Und dann kam das unvergeßliche Frühjahr 1813. Napoleons Heere waren auf den Eisfeldern Rußlands vernichtet worden. Europa atmete auf. Die lang unterdrückte Sehnsucht nach Befreiung vom schmählichen Joche des Korsen flammte lodernd empor. Das Volk stand auf. Der Sturm brach los. Eine nie gekannte patriotische Begeisterung hatte die akademische Jugend Deutschlands erfaßt. Die Hörsäle wurden leer. Flammend lohte der Geist der Romantik in den Herzen empor — genährt von Fichtes gewaltigen „Reden an die deutsche Nation", die auch Fröbel — wie er selbst bekannte — „enthusiastisch in sich eingesogen" hatte. In den preußischen Freikorps sammelten sich viele dieser romantischen Geister: Eichendorff, Fouqué, Jahn, Friesen, Körner und tausend andere. Auch Fröbel hatte Flinte und Tornister ergriffen und war „Lützower Jäger" geworden. Was all diese Männer verband, war die hohe Verehrung des deutschen Geistes, der innige Wunsch, daß das rein Deutsche sich frei und ungehemmt entfalten möchte.

Auch nach dem Kriege hielt die Begeisterung für das neugefundene deutsche Wesen an: die am 12. Juni 1815 auf dem Marktplatz zu Jena gegründete „Deutsche Burschenschaft" legt beredtes Zeugnis dafür ab. Die „altdeutschen Röcke" — die später auch Fröbels Zöglinge in Keilhau trugen — waren ein äußeres Zeichen dieser Gesinnung. Unter ihnen schlugen damals „die feurigsten und reinsten deutschen Herzen".

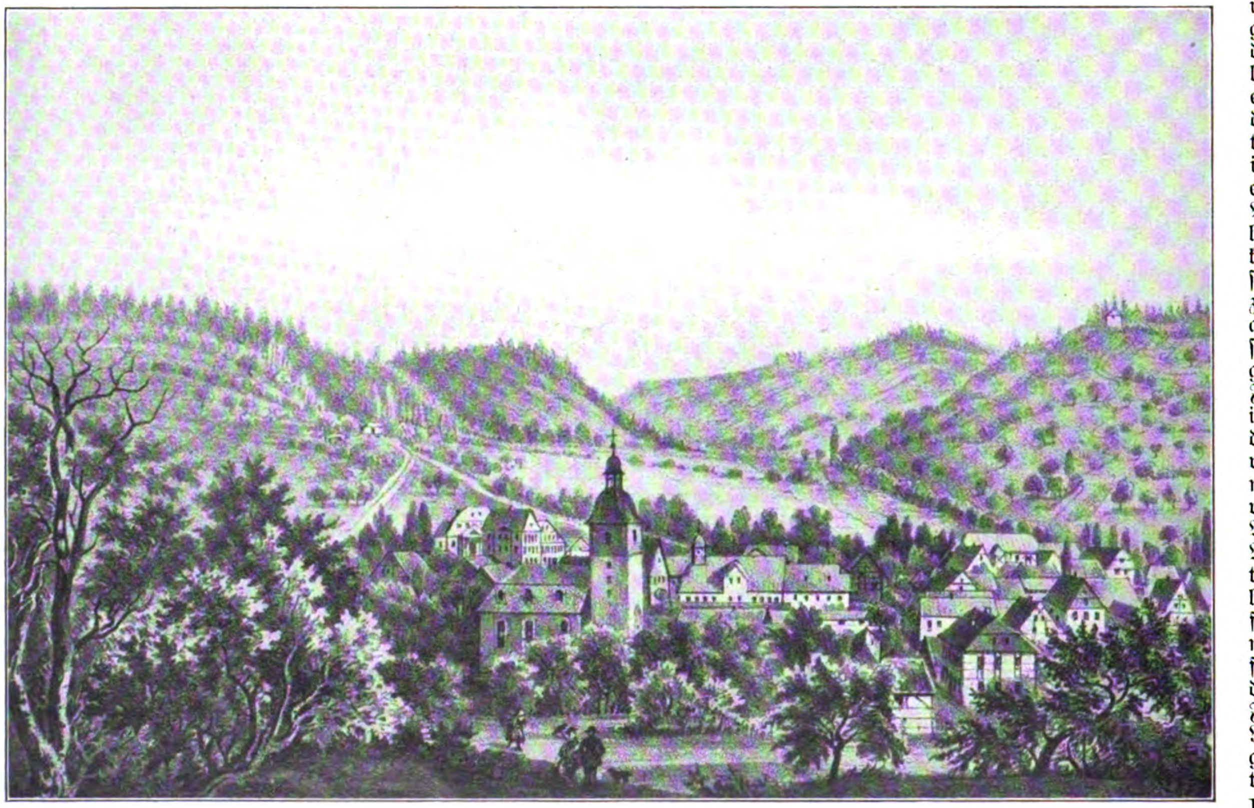
Den deutschen Geist in der heranwachsenden Jugend zu pflegen, das erschien Fröbel damals als das Nötigste. Daher gründete er mit zwei ehemaligen „Lützowern" — mit Langethal und Middendorff — im Jahre 1817 in Keilhau bei Rudolstadt eine „Allgemeine deutsche Erziehungsanstalt". Er selbst und seine Freunde trugen noch in den vierziger Jahren die sogenannte „altdeutsche Tracht" und langes gescheiteltes Haar.



Ein Bild aus Fröbels „Mutter- und Koseliedern" von 1844, das deutlich den Geist der deutschen Romantik erkennen läßt. Gezeichnet von Friedrich Unger.

Alle Schriften Fröbels lassen deutlich den Geist der Romantik erkennen, am sichtbarsten seine „Mutter- und Koselieder". Es ist ein Verdienst der Romantik, das Unbewußte im Menschen entdeckt zu haben. Fröbel hat in seinen „Mutter- und Koseliedern" dem Unbewußten im Weibe, dem mütterlichen Instinkt, die Weihe der Kunst gegeben. Dem dunklen Gefühl des Beglücktseins durch die Geburt des Kindes, der Andacht, mit der die Mutter das Neugeborene anschaut, ahnend, daß Ewiges daß Göttliches in ihm lebt, dem allen hat Fröbel hier Ausdruck verliehen wie keiner vor ihm. Nur diese Ahnung, nur diese Stimmung wollte Fröbel durch sein Buch vermitteln — also, er ist ganz romantisch eingestellt. Eine Mutter, die, wie er, das Göttliche im Kind erblickt, eine Mutter, deren dunkles Gefühl zu lichter Klarheit erhoben ist, die wird auch eine gute Hüterin und Pflegerin der Kindheit sein. Die Wirkung dieses in der gesamten Literatur einzigartigen Buches ist auf jede reine Frauenseele heute noch die gleiche wie einst zu Fröbels Zeiten. Daher ist es zu begrüßen, daß dieses schöne Buch wieder in einer originalgetreuen Ausgabe vorliegt (Verlag Ernst Wiegandt, Leipzig). Nur ein echter Romantiker konnte diese Weihe hineintragen in die frühe Kindheitspflege, nur er konnte den Weg finden zum Herzen der deutschen Mutter. In Fröbel hat die deutsche Romantik ihren einzigen pädagogischen Vertreter gefunden.

Dr. Joh. Prüfer,
Oberstudiendirektor.



Fröbels „Allgemeine deutsche Erziehungsanstalt" (links hinten) in Keilhau bei Rudolstadt um 1840. Nach einer Steinzeichnung.



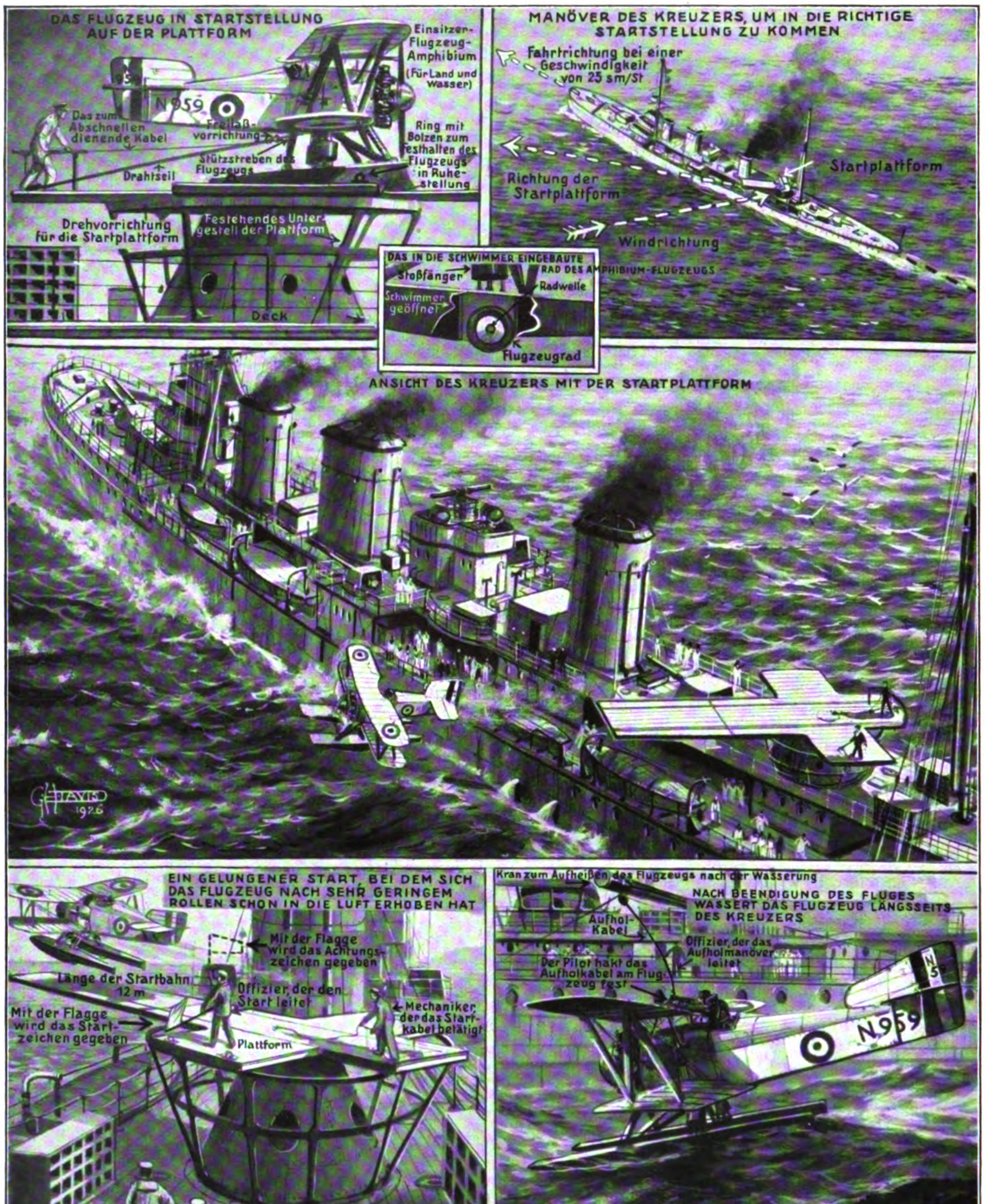
In rauschender Fahrt: Jachten beim Rennen „Rund um Helgoland“ am 7. Juni während der Nordsee-Woche.
(Phot. F. Schensky, Helgoland.)



„In Venedig um Mitternacht, da träumt das blaue Meer . . .“: Ein originelles Fest, der „Untersee-Ball“, im Excelsior Palace am Lido in Venedig.

LUFTKRIEG ÜBER SEE

Wir stehen zwar im Zeichen der Völkerversöhnung und der Abrüstungskongresse, aber der von Vegetius (Ende des 4. Jahrhunderts) ausgesprochene, uralte Grundsatz: „Si vis pacem, para bellum" — „Wenn du Frieden haben willst, mußt du zum Kriege rüsten", hat seine Geltung immer noch nicht verloren. Und so beherrscht, entsprechend der Wichtigkeit der neuen Waffe unseres Jahrhunderts, die Rüstung zur Luft die Nationen, ausgenommen Deutschland, dem die militärische Luftflotte verboten ist. Und zwar dehnt man die Rüstungen immer weiter aus, indem man jetzt noch mehr denn früher auch den Luftkrieg über See vorbereitet. Diesem Zwecke dienen die sogenannten Flugzeugmutterschiffe, die eingerichtet werden zur Aufnahme einer größeren Anzahl von Flugzeugen und zu deren Start bzw. Landung.



Zur Wettrüstung der Kriegsmarinen: Plattform für den Start von Flugzeugen auf Kriegsschiffen. Nach einer Zeichnung von G. H. Davis.

Von dem amerikanischen Kriegsschiff „Ely" ist zum erstenmal ein Flugzeug, ein Curtiß, am 14. November 1910 abgeflogen, wofür das Deck notdürftig hergerichtet war. Diese Tatsache gab Frankreich den Anlaß, das Kriegsschiff „La Foudre" mit einer 40 m langen Ablaufbahn für den Start von Flugzeugen zu versehen. Nach dem Kriege waren es vornehmlich Amerika, England und Japan, die besonderen Wert auf die Vorbereitung des Luftkriegs über See legten. So wandelte die amerikanische Marine 1921 das Kohlenschiff „Jupiter" (12700 t Wasserverdrängung) in ein Flugzeugmutterschiff um, das den Namen des Flugpioniers Langley erhielt. Das Schiff bekam eine Plattform von 160 m Länge und 17 m Breite, von der die Flugzeuge mit Hilfe eines Katapults gewissermaßen abgeschossen wurden, in ähnlicher Weise, wie seinerzeit der Wright-Doppeldecker mit Hilfe eines schweren Gewichts von einer Ablaufschiene fortgeschnellt wurde. Das Schiff war auch dafür eingerichtet, daß die Flugzeuge auf der Plattform wieder landen konnten oder, vielleicht richtiger gesagt: landen sollten, denn ob diese Einrichtung sich bewährt hat, erscheint höchst zweifelhaft. Es waren nämlich auf dem Oberdeck, quer zur Fahrtrichtung, mit Säcken beschwerte Seile zur Bremsung der Landegeschwindigkeit ausgelegt, in die der Flugzeugsporn eingreifen sollte. Durch den Widerstand der beim Ausrollen mitzuschleppenden Seile sollte das Flugzeug zum Halten gebracht werden.

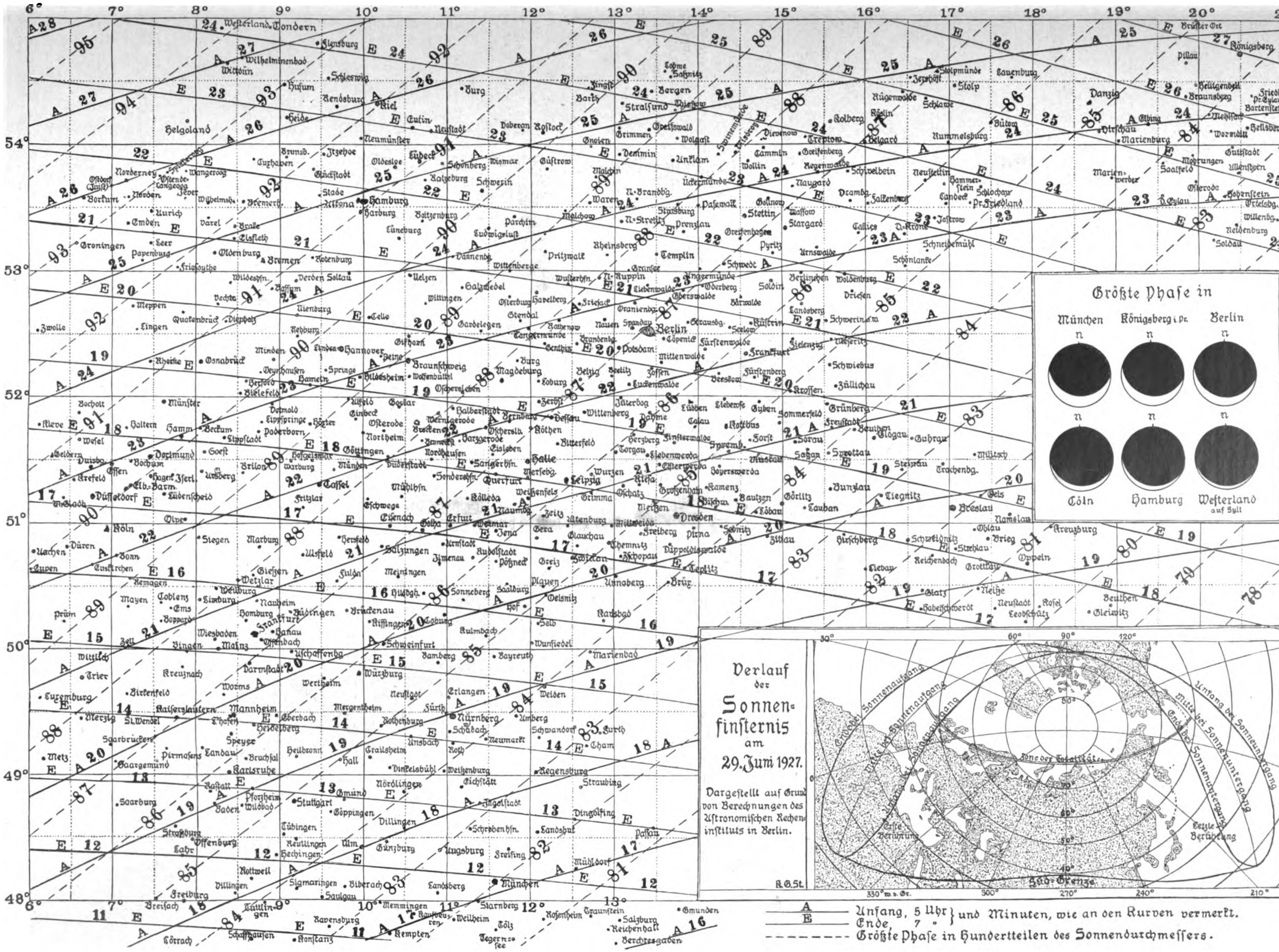
Interessant sind die weiteren Einrichtungen des „Langley". Zur Schaffung von Platz für die große Plattform sind die Schornsteine seitlich abgebogen. Um Start und Landung nicht durch Rauch zu stören, ist vorgesehen, nur den Schornstein auf der Leeseite zu benutzen; außerdem ist das eine der beiden Schornsteinrohre nach unten schwenkbar gemacht, damit der Rauch unmittelbar über dem Wasserspiegel austreten kann, während der Rauch des anderen Schornsteins durch eine Wassersprühvorrichtung niedergeschlagen wird. „Langley" vermochte im Innern 34 Flugzeuge zu bergen: 12 Jagdeinsitzer, 12 Artillerieflugzeuge, 4 Torpedo-Land- und 6 Torpedo-Wasserflugzeuge. Im Jahre 1924 wurde in Amerika das Kriegsschiff „Lexington" in Dienst gestellt, das bei 33000 t Wasserverdrängung nicht weniger als 72 Flugzeuge aufzunehmen vermag. Das größte Flugzeugmutterschiff ist das englische Schiff „Eagle", das aber in erster Linie zur Aufnahme havarierter Flugzeuge dienen soll.

Die Herrichtung der Schiffe zur Landung soll jetzt auch vorgenommen werden, nachdem Landungen auf Deck häufig gelungen sind. Bisher hatte man sich auf Startvorrichtungen beschränkt. Diese werden so ausgebaut, daß die hindernde große Plattform nicht mehr erforderlich ist. Wenn man mit einer kurzen Anlaufstrecke auskommen will, dann kann man entweder durch Hubschrauben, wie es viel, jedoch bisher ohne Erfolg, versucht worden ist, das Flugzeug direkt in die Höhe schrauben, oder man schafft besondere Startmaschinen. Und letzteres ist noch unbedingt nötig, denn auch der erfolgreiche spanische Konstrukteur de La Cierva braucht vorläufig noch eine Rollstrecke von über 100 m, was für ein Schiff zu viel ist. Wie nun das Flugzeug von der Plattform abgeschossen wird, ob durch Preßluft oder andere Mittel, das bleibt natürlich Geheimnis der betreffenden Marine.

Es hat sich aus den verschiedensten Gründen nicht als praktisch erwiesen, die Plattform auf dem Heck oder dem Bug des Schiffes aufzubauen. Man schnellt deshalb die Flugzeuge bei den neuesten Schiffen nach der Seite ab. Der Kurs des Schiffes wird dabei so gegen den Wind gerichtet, daß das Flugzeug in die resultierende Richtung schießt, gebildet aus der Schiffs- und der Windgeschwindigkeit. Nachdem der Pilot seinen Motor auf Touren gebracht hat, gibt der an der Startmaschine stehende Mann auf Kommando diese und das Flugzeug frei. Nach der Rückkehr von dem Erkundungs- oder Kampfflug muß das Flugzeug neben dem Schiff wassern. Es wird dann durch eine Hebevorrichtung an Bord geheißt, ein Manöver, das bei Seegang sehr schwierig ist, ja, gelegentlich unmöglich sein wird.

Wenn auch die jetzt gebauten Luftfahrzeug-Mutterschiffe, sei es für Flugzeuge, sei es für Luftschiffe, lediglich Kriegszwecken dienen sollen, so können sie doch auch sehr gut Friedenszwecken dienen. Der transozeanische Luftverkehr wird in absehbarer Zeit kommen, sowohl mit Flugzeugen als auch mit Luftschiffen. Der Luftschiffbau Zeppelin mit Dr. Eckener an der Spitze bürgt dafür, daß der Plan der Verbindung von Spanien mit Lateinamerika zur Tatsache wird, sobald auch die argentinische Regierung die Lizenz erteilt und die versprochene Subvention festgelegt hat. Die spanische Regierung hat dies schon getan. Luftschiffe werden allerdings kaum bei ihren transozeanischen Fahrten Hilfe in Anspruch zu nehmen haben, Flugzeuge dagegen werden solche Hilfe gelegentlich benötigen. Deshalb wird man wohl sicher auf der Flugstrecke nach Südamerika, vielleicht zwischen den Kanarischen und den Kapverdischen Inseln sowie zwischen diesen und Pernambuco, je ein Hilfsschiff ständig laufen lassen müssen. Das wird den Luftverkehr sehr belasten, die Wirtschaftlichkeit in Frage stellen, so heißt es vielleicht. Aber sicher ist es, daß man nicht mehr darum herumkommt, sowieso auf allen großen Meeren Schiffe zu stationieren, um auch über den Meeren ständig den Verlauf der Vorgänge in unserer Lufthülle zu beobachten. Denn immer und immer wieder erhalten wir den Beweis, daß wir noch lange nicht genug über die Ursachen wissen, die das „Wetter" beeinflussen. Da die Kosten der schwimmenden Observatorien für eine einzelne Nation zu hoch sind, so wäre es ein verdienstvolles Werk des Völkerbundes, wenn er es fertigbrächte, daß sich alle ihm angehörenden Nationen zusammentäten und auf allen Ozeanen Wetterdienstschiffe stationierten.

Bei der in Berlin erfolgten Tagung der Arktisforscher hat Kapitän Sverdrup, der Leiter der „Maud"-Expedition, vorgeschlagen, bei der geplanten Luftschiffexpedition in die polaren Gebiete ein Jahr vorher wieder ein Schiff durch das Eis treiben zu lassen. Jetzt darf man vielleicht vorschlagen, daß diesem Schiff ein Flugzeug mitgegeben wird, das mit der abgebildeten Startvorrichtung zu gegebener Zeit zum Flug aufs Festland gestartet wird. Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.



Verlauf und Zeiten der Sonnenfinsternis in Deutschland am 29. Juni.

Der Anfang der Finsternis ist je nach der Lage des Ortes auf oder zwischen den schwach von links nach rechts ansteigenden Linien abzulesen, die in Entfernung von je einer Minute die Karte durchziehen. Das gleiche gilt für die Endphasen der Finsternis, deren Linien gleicher Zeiten, von links nach rechts geneigt, die Karte überdecken. Man kann bis auf Bruchteile der Minute die mitteleuropäische Zeit hieraus entnehmen. Es empfiehlt sich jedoch, bei Beginn der Finsternis früher Ausschau zu halten. Steiler von links unten nach rechts oben verlaufen die gestrichelten Linien, die die Orte gleichstärkster Verfinsterung miteinander verbinden. Schutzmaßnahmen durch Benutzung möglichst dunkler und schon vorher durch Beobachten der Sonne ausprobierter Gläser nicht vergessen! Auch beim Betrachten der stärksten Phase ist ihre Verwendung geboten.

(Vgl. hierzu den Beitrag auf der folgenden Seite.)

Wissen und Leben

Die Sonnenfinsternis am 29. Juni. In den Morgenstunden des 29. Juni wird in Deutschland — klares Wetter vorausgesetzt — eine teilweise Verfinsterung der Sonne zu beobachten sein. Das Gebiet, in dem die Sonne ganz verfinstert erscheint, ist auch nicht sonderlich weit von uns, denn es durchzieht das europäische Festland von Stavanger in nordöstlicher Richtung nach dem Kongs Fjord auf Varjag Njarga (im Norden Norwegens) in einer Breite von 65 bis 70 Kilometer. Zu der Anziehungskraft, die die nordischen Länder zur Zeit der Mitternachtsonne ausüben, kommt dieses Jahr noch die dieses seltenen Schauspiels hinzu. Die Dauer der totalen Verfinsterung ist bei dieser Finsternis sehr kurz, denn zwischen dem Verschwinden des letzten und dem Auftauchen des ersten Sonnenstrahls liegen im Süden des genannten Gebietes 30, im Norden 45 Sekunden. Trotz der kurzen Dauer lohnt es, wissenschaftliche Expeditionen in das Gebiet der Totalität zu senden. Ein kurzer Überblick über die Probleme und die zu ihrer Lösung von Deutschland in den letzten Jahren ausgerüsteten Expeditionen möge das Interesse der Leser an dem kommenden Ereignis befriedigen helfen. Das wissenschaftliche Interesse an totalen Sonnenfinsternissen gilt vor allem der Erforschung der Korona. So nennt man das eigenartige, die Sonne in Form einer Strahlenkrone umgebende Gebilde. In Helligkeit und Gestalt von Finsternis zu Finsternis wechselnd, bietet die Korona hinsichtlich ihres physikalischen Zustandes und ihrer chemischen Zusammensetzung noch manche zu lösende Probleme. Der Verlauf der in der Korona deutlich zu erkennenden Strahlen wurde vor allem durch eine Expedition des Potsdamer Astrophysikalischen Institutes untersucht, die unter Leitung von Prof. H. Ludendorff zur Beobachtung der totalen Finsternis vom 10. September 1923 nach Mexiko gegangen war. Die Koronastrahlen lassen sich bis zu mehreren Sonnendurchmessern von dem verfinsterten Gestirn verfolgen. Die Form der Bahnen läßt auf elektrisch geladene, von der Sonne fortgeschleuderte Teilchen schließen. Die Korona bietet für den Anblick mit bloßem Auge ein schönes Bild, zumal ihre Gesamthelligkeit die des Vollmondes oft erreicht oder sogar um ein vielfaches übertrifft. Die eigentliche Sonnenatmosphäre, Chromosphäre genannt, ragt dagegen nur wenig über den Sonnenball empor und wird nur für ein bis zwei Sekunden als heller Lichtsaum an der Stelle der Sonne durch das Spektroskop erkannt, die den letzten Lichtstrahl zu uns sendet. Das nahezu plötzliche Aufleuchten und Verschwinden hat für diese Erscheinung die Bezeichnung Flachspektrum oder einfach Flash üblich gemacht (flash = Blitz). Ein zweiter Flash tritt an der Stelle der Sonne auf, die der Mond zuerst wieder freigibt. Dem Studium dieser Erscheinungen widmete sich Prof. Kienle bei der totalen Sonnenfinsternis vom 14. Januar 1926 auf Sumatra, und auch in diesem Jahre hat er von der Göttinger Sternwarte zu gleichem Zweck eine Expedition in das norwegische Finsternisgebiet unternommen. Ein anderes Phänomen von wissenschaftlichem Interesse ist die nur bei totalen Finsternissen von genügender Dauer zu prüfende Voraussage der allgemeinen Relativitätstheorie, daß Lichtstrahlen im Schwerefeld der Sonne eine Ablenkung erfahren. Es müssen die in der Nähe der verdunkelten Sonne sichtbaren Sterne von dieser weggeschoben erscheinen. Diese Prüfung sollte durch eine deutsche Expedition in Südrußland am 21. August 1914 erfolgen. Durch Internierung und Beschlagnahme der Instrumente der vor Kriegsausbruch eingereisten Expedition ging die zur Beobachtung des sogenannten Einsteineffekts günstige Finsternis ungenützt vorüber, da die Expeditionen anderer Staaten auf diese äußerste Aufnahmegenauigkeit erfordernde Aufgabe nicht eingerichtet waren. Auch zur totalen Finsternis vom 29. Mai 1919 konnte Deutschland noch keine Expedition entsenden, während zwei englische nach Sobral in Brasilien bzw. nach der westafrikanischen Insel Principe infolge ungeeigneter Apparatur zur Prüfung des Einsteineffekts unbrauchbare Aufnahmen mit nach Hause brachten. Erst im Jahre 1922 beteiligte sich Deutschland wiederum mit einer Expedition nach der Christmasinsel im Indischen Ozean zur Beobachtung der Finsternis vom 21. September. Die Ungunst des Wetters verhinderte gerade im entscheidenden Augenblick die Herstellung der beabsichtigten Aufnahmen. Glücklicher waren am selben Tage die in Westaustralien stationierten amerikanischen Astronomen. Sie konnten die über fünf Minuten währende Totalität zur Herstellung zweier Aufnahmen verwenden, die dann durch Vergleich derselben Himmelsgegend, aufgenommen ohne Sonne, die vorausgesagte Verschiebung als glänzende Bestätigung der allgemeinen Relativitätstheorie ergaben. Auch die Sumatra-Finsternis des vorigen Jahres wurde vom Einsteinobservatorium durch Entsendung einer Expedition zur Prüfung des Effekts verwendet; die Resultate stehen wegen der ein halbes Jahr später an gleicher Stelle vorzunehmenden Vergleichsaufnahmen noch aus. Gegenüber diesen Problemen ist die Beobachtung einer partiellen Finsternis von geringerer Bedeutung. Lagen- und Größenunterschiede von Sonne und Mond sind das einzige Ergebnis, das der hier stationierte Astronom erhält. Die Beobachtung der Himmelsfärbung, das Verhalten der Tiere bei zunehmender Finsternis, das Auftreten der sogenannten fliegenden Schatten und das Sinken der Temperatur sind immerhin auch für den Laien ganz lohnend, zu verfolgen. Der Verlauf in unseren Breiten ist etwa folgender: die Verfinsterung beginnt an dem in der täglichen Bewegungsrichtung vorangehenden Sonnenrand, zur Zeit der größten Verfinsterung weist die schmale Sonnensichel mit ihrer Öffnung fast genau in der Richtung auf den Himmelspol, d. i. die Stelle des Himmels, an der wir in den Nachtstunden den Polarstern sehen. Der Austritt des Mondes erfolgt dann am Ostrand der Sonne. Über die zugehörigen Zeiten an den einzelnen Orten Deutschlands gibt die Karte auf der vorhergehenden Seite Aufschluß. Dr. J. Weber.





Neuzeitlicher Bienenstand in Steckby. — Im Oval: Einschlagen eines Bienenschwarms.



Station für Bienenköniginnenzucht in einer abgelegenen Kiefernschonung bei Steckby.

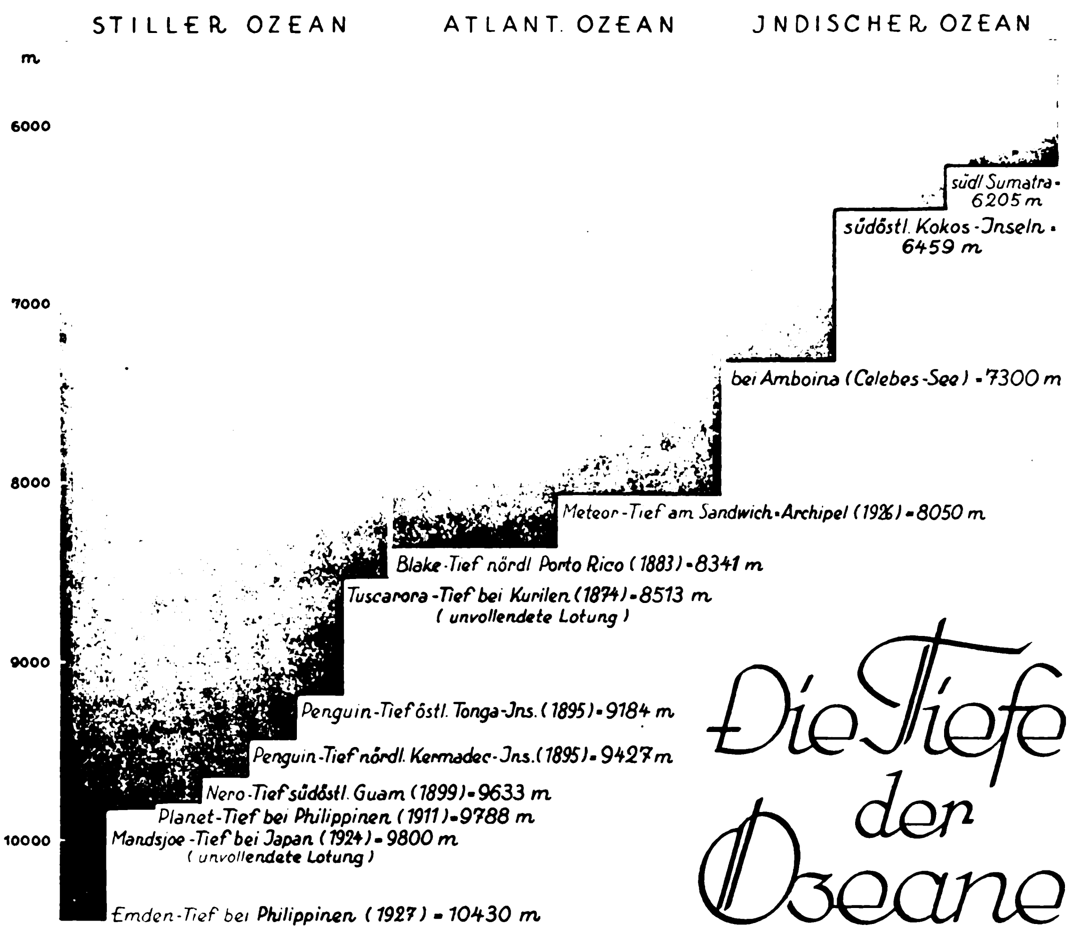
Bienen- und Bienenköniginnenzucht.

(Hierzu nebenstehender Beitrag.)

Bienen- und Bienenköniginnenzucht. Die Bienenzucht ist schon vom Mittelalter her bekannt und wurde damals in Bayern von den sogenannten Zeidlern betrieben. Mit der Zunahme des Ackerbaues jedoch wurde die Bienenzucht mehr und mehr vernachlässigt, bis Friedrich der Große allen Landwirten befahl, eine Anzahl Bienenstöcke zu halten. Die Bienenhaltung erfolgte früher hauptsächlich und erfolgt noch heute, namentlich in der Lüneburger Heide, vielfach in Strohkörben, da diese große Vorzüge haben. In der Gegenwart aber baut man zumeist Bienenstände mit Bienenkästen, die im Innern bewegliche Rahmen aufweisen, in denen die einzelnen Waben hangen. Hinter den Rahmen befindet sich ein dichtschließendes kleines Fenster, das wiederum durch eine Tür verdeckt wird, damit die Tiere, die gern im Dunkeln bauen, vom Lichte abgeschlossen sind. Eine Abbildung zeigt einen Bienenzüchter beim Einschlagen eines Bienenschwarmes. Warum die Bienen schwärmen, wird unten noch ausgeführt. Durch einen kurzen Stoß, den der Imker (Bienenzüchter) mit der rechten Hand ausführt, fällt der Bienenschwarm in den untergehaltenen Bienenkorb, der hierauf mit einem Tuch zugebunden und dann umgedreht wird, worauf sich der Schwarm in seinem oberen Teil, dem sogenannten Haupt, sammelt. Schon nach einigen Stunden fängt der Schwarm an zu bauen, und zungenförmig hangen die Waben im Haupte des Korbes nebeneinander. Soll nun der Schwarm in einen Kasten übergeführt werden, so hat dies innerhalb 24 Stunden zu geschehen, nachdem sich die Tiere beruhigt haben. — Das Oberhaupt eines solchen Bienenvolkes ist die Königin. Sie erhält das Volk lebensfähig, da sie die einzige im Volke ist, die Nachkommenschaft zeitigt. Stirbt sie, was der aufmerksame Imker sehr bald merkt, so muß er für Ersatz sorgen. Hat er keine Ersatzkönigin zur Hand, so kann er eine aus einer Königinnenzuchtstation beziehen. Will der Imker seine Bienen vermehren, so hat er dafür zu sorgen; daß er recht viele Schwärme erhält; er hat vor allem die Völker reichlich zu füttern und zu pflegen. Bald wird nun dem Volke die Wohnung zu eng, und das Schwarmfieber tritt ein. Eine ganze Anzahl, oft bis zu 20, Königinnenzellen werden gebaut, und dahinein legt nun die Königin die Eier für ihre Nachfolgerinnen. Nach 9 Tagen zieht die alte Königin mit etwa 20000 Bienen aus dem Stock, um sich ein neues Heim zu gründen, und überläßt damit den nach weiteren 7 Tagen geborenen Königinnen den Stock, von denen eine die Führung übernimmt. Nach ungefähr 5 Tagen fliegt diese mit einer Anzahl Drohnen (männliche Bienen) zur Begattung aus, und nachdem sie gesund und begattet in ihren alten Stock zurückgekehrt ist, legt sie nach 2 bis 4 Tagen ihre Eier, so wie es ihre

Mutter noch vor 3 Wochen tat. — Die neuzeitliche Königinnenzucht sieht im wesentlichen etwas anders aus, da es dem Züchter nicht darauf ankommt, mehr Völker zu erhalten, sondern nur darauf, die Zahl der Königinnen zu vermehren. Zu diesem Zweck wird das stärkste, beste und leistungsfähigste Volk entweiselt, nachdem es einige Tage vorher tüchtig mit Honig gefüttert worden ist. Entweiseln heißt, dem Volke die Königin wegnehmen, ohne daß junge Königinnen zur weiteren Führung vorhanden sind. Das entweiselte Volk muß hierauf etwa 8 Tage weiter mit Honig gefüttert werden. Schon nach einigen Minuten nach Wegnahme der Königin wissen alle Bienen im Stock, daß ihnen die Mutter fehlt, und fangen an, unruhig zu werden und alles abzusuchen. Da ihr Suchen vergeblich ist, müssen sie für die Erziehung junger Königinnen sorgen. Es werden sofort Bienenzellen, die mit eintägigen Eiern versehen sind, in Königinnenzellen umgewandelt, oft bis zu 20 Stück in einem Volk. Nachdem die jungen Larven am dritten Tage aus dem Ei ausgeschlüpft sind, erhalten diese Königinnenfutterbrei zur Nahrung. Nach weiteren 6 Tagen ist die Larve bis zur Puppe entwickelt, und die Königinnenzelle wird mit einem Deckel versehen. Noch 7 Tage gebraucht nun die Puppe zu ihrer weiteren Entwicklung, bis sie am 16. Tage nach der Entweiselung des Volks so weit ausgebildet ist, daß sie ihre Zelle verlassen kann. Der Züchter läßt es allerdings nicht so weit kommen, sondern verhindert das Auslaufen der Königinnen, da sie sich sonst gegenseitig töten würden. Am 14. Tage werden deshalb sämtliche Königinnenzellen herausgeschnitten und in kleine Schutzkäfige gesetzt, wo dann am 16. Tage die Tiere auslaufen und in den Käfigen bleiben müssen. Die Käfige sind mit etwas Futter versehen, so daß die jungen Königinnen sofort fressen können. Am 16. Tage werden dann sämtliche Königinnen bis auf eine, die dem Mutterstocke belassen wird, aus dem Stock herausgenommen. Hierauf kommen sie in einwabige Glaskästen mit etwa 1500 bis 2000 Stück Bienen zusammen. Das Glaskästchen enthält ein Rähmchen mit einem Stück künstlicher Mittelwand, an der die Bienen sofort zu bauen anfangen. Zwei solcher Glaskästchen kommen getrennt in einen Holzkasten, an dessen Giebelenden sich Fluglöcher und oben Futterräume befinden. Diese Holzkästen werden in öden, geschützten futterlosen Gegenden, am besten in Kiefernschonungen mit sonniger Lage, die eine Begattung durch fremde Bienen verhindern, aufgestellt und mit Honigzucker zur Fütterung versehen. Die Königin wird nun durch die sie umgebenden Bienen gut ernährt. Einige Tage darauf fliegt die Königin aus ihrem Gelaß heraus, um von den Drohnen, die sich ebenfalls in einem Holzkasten mit Fluglöchern in der Belegstation befinden, in hoher Luft begattet zu werden. Schon nach 2 bis 4 Tagen nach ihrer Rückkehr in den Stock fängt die Königin an, ihre Eier zu legen. Sind die ersten Zellen gedeckelt, so sieht der Züchter bereits, ob die Königin zur Zucht tauglich ist. Die Versendung in einem kleinen Holzkäfig gemeinsam mit 20 Bienen und dem benötigten Futter kann dann erfolgen.

M. Behr, Steckby i. A.



Die Meldung, daß unser deutscher Kreuzer „Emden“, der zweite Nachfolger der unvergeßlichen Kriegs-„Emden“, zu Anfang Mai d. J. östlich der Philippinen, an einer Stelle, wo schon das Vermessungsschiff „Planet“ früher eine ungewöhnlich große Meerestiefe gelotet hatte, eine Senkung im Meeresboden von 10 430 m angetroffen habe, hat mit Recht Aufsehen erregt. Bis zum Jahre 1895 glaubte man ja, die höchsten Berge der Erde erhöben sich höher über den Meeresspiegel als der Meeresboden sich irgendwo darunter senke, denn seit 21 Jahren hielt das am 19. Juni 1874 vom amerikanischen Schiff „Tuscarora“ gelotete, gleichnamige Tief von 8513 m den „Rekord“. Aber dann wurde dieser in Zwischenräumen von wenigen Jahren immer aufs neue „verbessert“, und jetzt ist die letzte größte Tiefe, die das japanische Schiff „Mandsjoe“ im November 1924 aufgefunden hatte (die Lotung, die bei 9800 m noch keinen Grund ergab, mußte unvollendet bleiben), gleich um mehr als 600 m überboten worden, und der Mount Everest wird von dem neuen „Emden“-Tief an Höhenausdehnung noch fast um Schneekoppen-Höhe geschlagen! Da kürzlich auch vom „Meteor“ im äußersten Südatlantischen Ozean, im Übergang zum Eismeer, unerwartet eine Tiefe von über 8000 m gelotet wurde, ist es jetzt wohl ungewisser als je, ob wir die Bodenbeschaffenheit der Ozeane nun hinreichend kennen, und ob das „Emden“-Tief wirklich das allergrößte der Welt ist. — Vorstehende Skizze enthält die tiefsten Stellen der drei Haupt-Ozeane.

Warnung vor Eisbergen durch die Wassertemperatur. Es ist eine alte, weitverbreitete Lehre, daß das Herannahen von Eisbergen, z. B. nachts und bei Nebel, aus

der Abnahme der Wassertemperatur erkannt werden könne. Der Engländer Bell Dawson hat diese Frage eingehend untersucht und kam zu dem Ergebnis, daß die Meinung irrig ist und irrig sein muß. Er begründet das wie folgt: In Meeresströmungen nimmt die Geschwindigkeit von oben nach unten hin ab, da die innere Reibung und die Druckzunahme nach unten hinderlich wirken. Ein Eisberg, der einen Tiefgang von 50—100 m hat, bewegt sich mit der mittleren Wassergeschwindigkeit zwischen der Oberfläche und der an seinem unteren Ende. Kommt ein Eisberg also in eine Meeresströmung, so wird das Wasser der Oberfläche schneller fließen, als der Eisberg treibt. Vom Eise abgekühltes Wasser wird demzufolge nur hinten in seinem Kielwasser, also nur an einer, und zwar der Strömung abgewandten Seite des Eisberges zu finden sein. Wenn das Schiff sich nicht von dieser Seite her dem Eisberg nähert, kann es keinerlei Temperaturunterschiede im Wasser feststellen und daraus von dem Eisberge nichts merken. In der Belle-Isle-Straße, d. h. in dem nördlichen Mündungsarm des St.-Lorenz-Stromes zwischen Labrador und Neufundland, wo das Wasser sehr kalt ist, wurde mit einem Boote ein Eisberg dicht umfahren und die Wasserwärme gemessen. Als die allgemeine Wassertemperatur 1,9° C war, sank sie im Kielwasser des Eisberges nur auf 1,7°. Bei einem großen Eisberg von 240 mal 90 m Fläche, der in 104 m auf Grund geriet, war 40 m ringsum keine Abweichung von der Wassertemperatur (2,8°) zu spüren. So geringe Unterschiede in der Wasserwärme, die selten 1° übersteigen, meist aber unter einem halben Grad bleiben, haben keinen praktischen Wert, zumal sie auch nur bis kaum 100 m Abstand merkbar sind. Trotzdem hoffte ein andrer Forscher, Dr. H. J. Barnes, mit einem hochempfindlichen Thermometer bessere Ergebnisse zu erzielen, und zwar auf der Neufundlandbank, wo der Labrador- und der Golfstrom zusammentreffen, weil hier das Meerwasser wärmer ist und kaum eine Strömung zeigt. Aber hier fand er etwas Unerwartetes: das vom Eise abgekühlte und darum schwerere Wasser versank senkrecht in die Tiefe und breitete sich nicht oben aus. Im Gegenteil saugte das absinkende kalte Wasser das warme oben nach und rief so eine Bewegung des warmen Wassers zum Eisberg hin hervor. Allerdings wurde dieses Wasser am Eisberg durch das Schmelzwasser verdünnt und spezifisch leichter; doch hob sich das durch das schnelle Erkalten wieder auf. Unter solchen Umständen kann man diese Art der Warnung vor Eisbergen durch Temperaturmessung nicht benutzen. Prof. Dr. C. Kaßner.

Die Vermehrung der Tiere. Die Zahl der Nachkommen steht bei einer jeden Tierart in engstem Zusammenhang mit ihren Lebensbedingungen. Je ungünstiger die Lebensverhältnisse, um so größer muß die Zahl der Nachkommen sein, da ja nur wenige von ihnen Aussicht haben, mit dem Leben davonzukommen. Die Fruchtbarkeit steht also in direktem Verhältnis zur Größe der Gefahren, die das Leben des einzelnen Tieres bedrohen. Diese Gefahren bestehen in ungünstiger Witterung, in Nahrungsmangel, in Verdrängung durch stärkere tierische Feinde oder durch die Fortschritte der Kultur. Starke und gut bewehrte Tiere können den Kampf mit ihren Feinden leicht aufnehmen, genügsame gewöhnen sich an spärliche Nahrung, andere können sich an Temperaturschwankungen und abnorme Feuchtigkeitsverhältnisse anpassen usw. Es gibt aber auch solche, die nur ein Mittel haben, um den Bestand der Art zu erhalten: die sehr starke Vermehrung, die die Dezimierung durch den schweren Daseinskampf ausgleicht. Die folgende Stufenreihe bildet eine gute Illustration für die Richtigkeit der oben angeführten Auffassung. Die Zahl der Nachkommen des Elefanten beträgt 3, des Sperlings 30, des Stichlings 80—100, der Wanderratte 250, der Forelle 2000—3000, der Bienenkönigin 40 000 bis 50 000, des Herings 200 000, des Karpfens 500 000, der Aalraupe 1 Million, des Spulwurms 30—40 Millionen, des Bandwurms 200 Millionen, des Drehwurms der Schafe 800 Millionen. Die Zahlen erscheinen verständlich, wenn man bedenkt, daß der Elefant vor dem Erscheinen des Menschen kaum einen ebenbürtigen Feind hatte und fast überall genügend Nahrung fand, also der Bestand seiner Art trotz geringer Nachkommenzahl gewährleistet war. Die Insekten hingegen oder tierische Parasiten waren immer einem erbarmungslosen Vernichtungskampf ausgesetzt und mußten infolgedessen die großen Verluste durch eine sehr starke Vermehrung wettmachen. Dr. J. Seide.

Wann sollen die Fontanellen beim Kinde zugewachsen sein? Unter dem Begriff „Fontanellen" versteht man Öffnungen im knöchernen Schädeldach, die bei der Geburt noch vorhanden sind und später verwachsen. Es ist natürlich nicht, wie Unkundige oft meinen, eine „Öffnung" am Kopf des Säuglings in dem Sinne vorhanden, daß hier eine Art offener Wunde bestände. Der knöcherne Schädel setzt sich aus verschiedenen Einzelknochen zusammen, die gegenseitig miteinander fest knöchern verwachsen sind. Einzelne dieser Knochen sind indes zur Zeit der Geburt noch nicht fest miteinander verwachsen; es bleibt eine Lücke zwischen ihnen. Sie ist von Muskulatur, Fett, Haut und Haaren genau so überkleidet wie die bereits zusammengewachsenen Knochennähte am Schädel. Die Stelle fühlt sich aber weicher an — weil eben der Knochen hier fehlt — läßt ein Pulsieren der darunterliegenden Weichteile erkennen und ist Schädigungen leichter ausgesetzt als die Stellen des Kopfes, die knöchern umschlossen sind. Denn unmittelbar unter der Haut-Fett-Muskulatur-Schicht liegt das Gehirn. Daher die alte Regel, daß man kleinen Kindern „nicht auf den Kopf fassen" darf. Die wichtigste der Fontanellen ist die große Stirnfontanelle, die oben auf dem Kopf zwischen Stirn- und Scheitelbeinen liegt und durchschnittlich bei der Geburt 2—3 cm lang ist. Viel kleiner als die Stirnfontanelle ist die kleine Hinterhauptfontanelle. Seitlich unten am Schädel befinden sich jederseits noch zwei kleine Fontanellen, die aber praktisch keine Rolle spielen. Die Schädellücken sind bei der Geburt von großer Bedeutung: sie ermöglichen eine Formveränderung des Schädels im Sinne einer Zusammenpressung und Verschmälerung. Bei fest und unbeweglich verwachsenen Schädelknochen wäre das nicht mehr möglich. Die kleine hintere Fontanelle schließt sich bald nach der Geburt. Die große Stirnfontanelle dagegen bleibt noch längere Zeit als Lücke unter den Schädelweichteilen fühlbar. Sie verkleinert sich freilich fortschreitend. Mit $1^1/_2$ Jahren, in der Regel etwas früher, pflegt sie geschlossen zu sein. Bleibt sie länger offen, oder erweitert sie sich gar, so ist dies das Zeichen eines krankhaften Vorgangs, wie er mit Rachitis, mit Folgen einer mangelhaften Schilddrüsentätigkeit, mit der Ausbildung eines chronischen „Wasserkopfes" in Zusammenhang stehen kann. Vor dem Ende des ersten Lebensjahres findet sich gänzliche knöcherne Verwachsung der Schädelknochen in der Regel nur bei Zurückbleiben des Schädelwachstums, bei Mikrocephalie, einer angeborenen Entwicklungsstörung. Dr. W. Schweisheimer.

Faserstruktur bei Elektrolytmetallen. Seit langem ist bereits bekannt, daß in gezogenen Drähten und gewalzten Metallfolien die Kristallite eine bestimmte kristallographische Richtung einnehmen, die parallel zur Drahtachse bzw. zur Walzrichtung liegt. Diese Anordnung der Kristallite, die man Faserstruktur nennt, war bisher nur bei mechanisch bearbeiteten Metallen bekannt. Bei elektrolytisch abgeschiedenen Metallen wußte man bisher um die kristallinische Struktur, manche Metallographen vermuteten auch einen Richtungseffekt, doch es fehlte der endgültige Beweis. Diesen haben nunmehr Glocker und Kaupp in Stuttgart durch Untersuchen von Elektrolytmetallen mit Röntgenstrahlen geliefert. Die erhaltenen Röntgenbilder lassen keinen Zweifel daran, daß dieselbe Faserstruktur, die mechanisch bearbeitete Metalle aufweisen, bei Elektrolytmetallen besteht, und bestätigen so die langgehegte Vermutung der Metallographen. Der Richtungseffekt wächst mit der Dicke der abgeschiedenen Schicht. Die Faserachse liegt in der Richtung der Stromlinien bei der Elektrolyse. Bei Kupfer, bei dem der Richtungseffekt am stärksten auftritt, lagern sich die Kristallite so an die Kathode an, daß lauter Rhombendodekaederflächen entstehen. J. H. Becker.

(Fortsetzung des redaktionellen Teiles siehe Seite 884.)

STEINACH ODER LUKUTATE?

Von Dr. med. ERNST KROSCHINSKI, Herz- und Nervenarzt.

Das ist jetzt die Frage. Seitdem der Menschheit die Möglichkeit einer Verjüngung vor Augen geführt ist, ist die Diskussion über dieses Problem nicht wieder zum Schweigen gekommen. Die Menschen stehen dieser Möglichkeit eben nicht gleichgültig gegenüber. Entweder sie sind unverbesserliche Optimisten, oder aber sie lächeln resigniert über so viel Hoffnungsnaivität. Als dann gar Steinach über seine Erfolge der Verjüngung durch Eingriffe an der Pubertätsdrüse, wie er sie nannte, berichtete, da kokettierte wohl mancher alternde Körper mit dem Gedanken, eine Pilgerfahrt zu Steinach zu machen. Denn wer möchte nicht lieber, besonders in der jetzigen Zeit, springlebendig und erwerbsfähig und nicht zuletzt auch genuß- und liebefähig bleiben, als nach Verlust seiner irdischen Güter stumpf und erwerbsunfähig ein kümmerliches Dasein fristen!

Welche Gedankengänge hatte nun Steinach? Es war der medizinischen Wissenschaft bereits bekannt, daß die Energie in jedem Körper, die Spannkraft und Ausdauer in allen körperlichen und geistigen Verrichtungen nicht von der Massigkeit seiner Organe abhängen, sondern wie der Organismus durch Hormone (so nennt man die Absonderungen der inneren Blutdrüsen) mit Qualitätsstoff versorgt wird. Unter diesen Hormonen, die von Schilddrüse, Bauchspeicheldrüse, Nebennieren, Sexualorganen und anderen stammen, spielen gerade die Absonderungen der letztgenannten die Hauptrolle. Diese Geschlechtsdrüsen sollen einmal die Stoffe für die Fortpflanzung liefern, dann aber besonders auch durch die Innenabsonderung die wichtigen Kraftquellen der Energie des Geistes und des Körpers sein, was ja auch allgemein anerkannt ist. Steinach deduzierte nun weiter: Wenn die Ausführungsgänge für die nach außen zu liefernden Stoffe unterbunden werden, so ist die Drüse für diese Tätigkeit in einem gewissen Alter entlastet und kann ihre ganze Kraft der innensekretorischen Tätigkeit zuwenden. Nun kamen die Berichte, wo alte Rattenmännchen durch diesen Eingriff wieder sehr mobil wurden und starke Annäherungsversuche an das zartere Rattengeschlecht machten.

Die Menschen ließen sich naturgemäß diese Möglichkeit nicht entgehen, und es wurde auch an ihnen dieser Eingriff vorgenommen, der an sich dem Chirurgen nicht unbekannt ist, da er auch aus Krankheitsursachen heraus schon früher ausgeführt wurde. Eine Reihe von Bildern „Vor und nach dem Eingriff" wurden verbreitet. Da aber die Menschheit bald merkte, daß Rattenmännchen keine Menschenmännchen sind, so ist Steinach mit seinem Laboratorium kein Wallfahrtsort für verjüngungsbedürftige Menschen geworden.

Weniger als Steinach ist in seinen Experimenten Voronoff bekannt, der versucht hat, die funktionsschlechte Drüse durch die Einpflanzung einer frischen tierischen zu ersetzen. Da man weiß, daß diese künstlich implantierten Drüsen nur eine sehr beschränkte Lebensdauer haben, so sind auch die mit einer Affendrüse beglückten verjüngten Lebemänner nicht allzudick gesät.

Da ist jetzt die Frage: Muß man nun jede Hoffnung aufgeben? Selbstverständlich muß diese Frage mit Nein beantwortet werden. Wir müssen nur erst einmal zu dem sog. Verjüngungsproblem richtig Stellung nehmen. Wir können nicht erwarten, daß ein 70jähriger, kahlköpfiger, gichtischer, auf zwei Stöcke gestützter Greis durch eine Verjüngungskur leichtfüßig, mit Lockenmähne und roten Bäckchen erscheint, um vielleicht der Neubegründer einer großen Familie zu werden, sondern wir müssen das Erreichbare im Auge behalten: Wird der müde, schwerfällige, in seiner Spannkraft nachlassende Organismus tatkräftiger, lebensfreudiger, genußfähiger und im ganzen gestraffter, dann sind wir am Ziel des Erreichbaren angelangt.

Schon von alters her hat man versucht, auch innere Mittel zur Erreichung dieses Ziels heranzuziehen. So benutzte schon Paracelsus ein pflanzliches Verjüngungsmittel — die Melisse. Man hat sich wohl in allen Zeitaltern mit dem Verjüngungsproblem beschäftigt. Neben dem Hange der Menschheit nach Gold ist die Lebensverlängerung und der Wunsch, den Tod hinauszuschieben, zu allen Zeiten außerordentlich groß gewesen. Aber bisher haben Medizin und Chemie in dieser Hinsicht vollständig versagt. Es heißt mehr denn je: Zurück zur Natur! Würden wir in allen Dingen mehr der Natur folgen, dann wäre es besser um die zahlreichen Gebrechen der Menschheit bestellt.

Auch die moderne Schulmedizin wendet neuerdings nicht nur der pflanzlichen Kost, sondern besonders auch der Rohkost ihr größtes Interesse zu. Alles bisher Erreichte scheint aber weit in den Schatten gestellt zu werden durch eine aus Indien kommende Beerenfrucht, Lukutate genannt. Forschungen des Inders Radha-Maraka, der weiten Kreisen als Jôgaschriftsteller bekannt ist, haben wertvolle Aufschlüsse über diese Frucht gebracht, worüber auch schon deutsche Schriftsteller und Ärzte geschrieben haben.

Ermutigt durch die überraschenden Verjüngungserfolge, die an Elefanten und Papageien erzielt wurden, lag es nun nahe, die Wirkung der Lukutate auch an Menschen zu erproben, zumal diese Frucht vollständig ungiftig ist. Durch Vermittlung der Chemischen Fabrik Hiller und des Freiherrn von Gagern ist es mir gelungen, mich in Besitz des Mittels zu setzen. Ich habe nun zwei Monate lang an mir selbst, meiner Frau und zahlreichen meiner Patienten mit deren Wissen und Willen Versuche gemacht und genaue Beobachtungen angestellt und kann sagen, daß auch ich über die Erfolge überrascht bin.

Was die Wirkung anbelangt, so drängen die bisherigen Erfahrungen zu dem Schluß, daß die Frucht nicht nur auf die Drüsen mit innerer Sekretion einwirkt (siehe die Berichte Radha-Marakas über das glänzende Gefieder von Papageien und Geiern und Zeugungsfähigkeit des alten Elefanten), sondern auch die verdauenden Säfte und Drüsen beeinflußt. In erster Linie ist es die Leber, die in ihrer verdauenden und entgiftenden Wirkung aufs günstigste unterstützt wird. Nach Professor R. M. Müller-Erlangen, Klinische Wochenschrift Heft 46, gehört zur Verjüngung des Menschen in erster Linie auch die Körperentgiftung: „Wir wissen ja, daß die im Körper zurückgehaltenen Schlacken es sind, die den Geweben und Gefäßen ein frühzeitiges Altern bringen." Wer die Verdauungsprodukte vor und nach der Lukutatekur vergleicht, wird sehen, wie stark auch die Einwirkung der Lukutate auf die Verdauung ist.

Ich kann hier nicht einzelne Fälle anführen und Krankenberichte bringen, sondern nur allgemein sagen, daß die bisherigen Erfahrungen so vielversprechend sind, daß es als ein Gebot der Notwendigkeit erscheint, die Versuche im großen Stil fortzusetzen.

Es ist zu begrüßen, daß wir in der Lukutate ein verhältnismäßig billiges und wohlschmeckendes Mittel gefunden haben, das durch die genannten Vorzüge im wahren Sinne des Wortes eine Kraftquelle und damit ein Verjüngungsmittel darstellt, welches bei gleichzeitiger Beachtung der Gesetze über Hygiene und naturgemäßer Ernährungsweise alle Vorbedingungen erfüllt, um den Körper frisch und elastisch zu erhalten und welches uns die größtmögliche Sicherheit gibt, Spannkraft, Arbeits- und Lebensfreude lange zu erhalten oder da, wo sie schon am Abbröckeln sind, wieder herbeizuführen.

Der Wunsch, das Leben zu verlängern, besteht sicherlich bei den meisten Menschen. Rousseau sagt: „Jeder Mensch fürchtet sich zu sterben. Der sich so stellt, als sähe er dem Tode ohne Schrecken entgegen, lügt."

Wenn sich diese Wünsche der Menschen nach einem möglichst langen, gesunden Leben, verhältnismäßig leicht und harmlos erfüllen lassen, so ist es unsere Pflicht, nicht achtlos an dem Wegweiser der Natur vorüberzugehen. Wie im ganzen Leben, so müssen wir uns auch hier bemühen, mit den unkompliziertesten Methoden auszukommen. Wenn es möglich ist, eine Verjüngung durch das Essen einer Frucht zu erzielen, dann werden wir dies sicherlich einem operativen Eingriff vorziehen.





ZUM NACHDENKEN

Pythagoreisches Mosaikrätsel.

A	A	R
A	B	E
M	E	A

S	E	I	S
E	I	D	E
R	N	D	L
I	N	L	E

Aus den Teilen der beiden Quadrate ist ein neues, größeres zusammenzusetzen. Es ergeben sich dann wagrecht und senkrecht 5 Wörter nachstehender Bedeutung: 1. Weiblicher Vorname; 2. Tageszeit; 3. Bahnfahrt; 4. Geographischer Begriff; 5. Weibl. Vorname.

Fremdländisch.

Stimmen Dinge aufs Einszwei überein,
So können sie nicht verschieden sein.
Willst du den Zweieins fließen sehn,
Mußt südwärts du – nach Spanien – gehn.

Besuchskartenrätsel.

Ernst Biedtmen

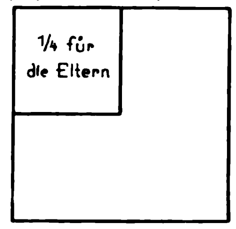
Was ist dieser Herr von Beruf, und in welcher Stadt wohnt er?

Unberechenbar

Verliert ein Maß ein Fünftel bloß,
Wird's grade dadurch riesengroß.

Der quadratische Kuchen.

Die Mutter will einen quadratisch geformten Kuchen so verteilen, daß für den Vater und sie 1/4 von ihm bleibt; vom Rest soll jedes der 4 Kinder ein gleich großes und ganz gleich geformtes Stück erhalten. Wie ist zu teilen?



HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BAD ALTHEIDE KUR-PENSION VIKTORIA. Erstkl., best. Lage.

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gut bürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD KUDOWA HAUS HOFBURG. Gedieg. Heim in best. Lage.

VILLA „LOHENGRIN". Gutgeführtes Haus, günstige Lage.

KURPENSION SAN REMO. Gemütl. Aufenthalt, mäßige Preise.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

PARK-HOTEL, Ersten Ranges, in bester Lage. Jahresbetrieb.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens.. Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz., Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTEL-PENSION „KÖHLERBRUNNEN". Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.- u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung, Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

FRIEDRICHSHAFEN. (BODENSEE). „BUCHHORNER HOF" Zentralheizung. Jahresbetrieb.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus., alle neuzeitl. Annehmlichkeiten.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges Fließend warm. u. kalt. Wasser.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

HOTEL LANGE. Vornehmes Kurhotel, Pension ab Mk. 8.—.

BAD KÖSEN. PARK-HOTEL. Bestbekannt. Günstige Preise.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

BAD SALZUNGEN. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe, Frauenleiden.

TABARZ. Im Thüringer Wald, am Fuße des Inselberges.

KURHAUS TABARZ direkt am Hochwald. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde. Neuzeitlich.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horeska G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

GERNRODE WIRD **MODE.** HOTEL BRAUNER HIRSCH. Besitzer F. Morgenroth.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. R. Brettschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Volle Pens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

SANATORIUM HOHENSTEIN f. Leicht-Lungenkranke. Prosp. d. d. Verw.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG. Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

IMPERIAL-HOTEL. 320 Zimm. m. Bad. Luxusappart. Saison Mai b. Sept.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Bestbekannt. Kaffee-Restaurant.

HOTEL „SCHLOSS MIRAMONTE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL REGINA EX STEPHANIE. HOTEL QUARNERO I. u. II. KURSAAL-GRAND-CAFÉ QUARNERO. Erste Etablissements mit allem Komfort. Eigene See-Strandbäder.

HOTEL PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Ranges, neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo ((Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten, prächtige Lage.

SCHWEIZ

AIROLO (AM GOTTHARD), HOTEL LOMBARDI U. GOTTHARD-HOSPIZ Prima Bedieng. Pens. ab Fr. 10.—

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LAUSANNE-OUCHI. HOTEL MEURICE. I. Ranges am See. Jeder Komfort. Pension ab Fr. 14.—.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

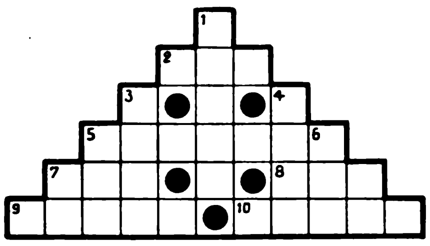
MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1–7

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 heimisches Jagdtier, 5 Speisepilz, 7 Titel, 8 Strom in Afrika, 9 Himmelszeichen (Tierbild), 10 amerikanisches Gebirge; **senkrecht:** 1 stehendes Gewässer, 3 musikalisches Zeichen, 4 Gebirgshirt, 5 Monatsname, 6 Teil des Auges.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.



Kreuzworträtsel.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4291.

Rösselsprung: In der Welt fährst du am besten, / sprichst du stolz mit stolzen Gästen, / mit bescheidenen bescheiden, / Aber wahr und klar mit beiden. A. Grün.

Quadraträtsel: 1—2 Mikroskop, 2—3 Promenade, 4—5 Zeder, 5—6 Rhein, 7—8 Kordilleren.

Silbenrätsel: Jericho, Eichenlaub, Despot, Erasmus, Romanze, Kolibri, Reutingen, Ähre, Malchow, Elba, Register, Lerche. — Jeder Krämer lobt seine Ware.

Buchstabenrätsel: 1—2 Skalp; 2—5 Pirol; 5—6 Loire; 6—10 Eisen; 9—10 Anton; 9—12 Alois; 11—12 Topas; 8—11 Achat; 7—8 Tiara; 3—7 Ornat; 3—4 Onega; 1 bis 4 Sesia. — Aristophanes.

Füllproblem: Lehar, Miene, Garbe, Kamin, Kreis, Chlor, Feime, Wange. — Hermelin.

Erkenntnis: Erwin — Winzer.

Kreiszahlenrätsel: a Undank, b Urania, c Nassau, d Durham, e Ameise, f Neckar, g Krater.

Kunterbunt: Ant—enne.

Achtzig Jahre Hapag.

Am 27. Mai 1847 gründete Godeffroy, der Großvater unserer großen Schauspielerin Tilla Durieux, in Hamburg ein Schiffahrtsunternehmen, an dem sich wenige Hamburger Großkaufleute beteiligten. Die Gesellschaft nannte sich Hamburg-Amerika Linie und betrieb mit nur vier Segelschiffen den Fracht- und Passagierverkehr zwischen Neuyork und Hamburg.

Godeffroy war ein tätiger und weitblickender Kaufmann, der bald seine Segler durch Dampfer ersetzte und gegen Ende seines Lebens, 1871, auch den Verkehr mit Westindien aufnahm. Die Gesellschaft schritt langsam aber stetig vorwärts und galt als ein gutfundiertes, mittleres Unternehmen.

Dies änderte sich mit einem Schlag, als 1886 Albert Ballin als Passageleiter in die Hamburg-Amerika Linie eintrat. Das Genie dieses Mannes schuf aus dem bescheidenen Unternehmen die größte Reederei der Welt, die in der Zeit ihrer höchsten Blüte, 1913, 194 Seedampfer mit 1360000 Registertonnen besaß und auf 75 Überseelinien in eben diesem einen Jahr 646000 Passagiere und 8300000 Tonnen Frachtgut beförderte. Leider war es Ballin nicht beschieden, zu erleben, mit welch unvergleichlicher, in der Weltgeschichte einzig dastehender Geschwindigkeit seine Hapag sich in der Nachkriegszeit wieder erholen und fast ganz auf ihren früheren Stand zurückkommen würde.

Der Friedensvertrag nahm der Hapag bekanntlich den allergrößten Teil ihrer Flotte. Aber schon kurze Zeit nach dem Krieg begann der Wiederaufbau mit dem bekannten Hapag-Harriman-Vertrag, dessen Zustandekommen in erster Linie den Verbindungen des Generaldirektors Cuno, des zeitweiligen Reichskanzlers, zu danken war. Der Vertrag war für zwanzig Jahre vorgesehen und sollte einer gemeinsamen Wiederaufnahme der alten Schiffahrtslinien durch beide Vertragspartner dienen. Als sich die materiellen Grundlagen dieses Vertrages im Lauf der Zeit immer mehr zugunsten der Hapag veränderten, trat Mitte des Jahres 1926 Harriman von ihm zurück und verkaufte seine Dampfer an die Hapag, so daß diese wieder selbständig wurde. In rascher Folge wurde der Schiffspark immer weiter ausgebaut. Wie vordem blieb die wichtigste Linie die von Hamburg nach Neuyork, die heute mit neuen, ganz großen Schiffen von zusammen 160000 Registertonnen betrieben wird. Aber nach Mittel- und Südamerika, nach Afrika, Asien und der Levante wurden neue Linien eingerichtet und ununterbrochen verstärkt.

Eine weitere Kräftigung erfuhr die Hapag durch die Fusion mit dem Deutsch-Austral-Kosmos-Konzern, durch die auch sämtliche Schiffe der Hugo-Stinnes-Linien in ihren Besitz übergingen. Hierdurch wurden ihr vor allem als ganz neues, bisher noch nicht bearbeitetes Gebiet, die australischen Häfen, also in erster Linie Sidney und Melbourne, erschlossen. Aber auch ihre Linien nach Südamerika, nach der Westküste Nordamerikas sowie nach Ostasien und Niederländisch-Indien erfuhren durch diese Fusion eine ganz wesentliche Kräftigung. -- Im Jahre 1927 gab die Direktion der Hapag, der noch heute Dr. Cuno vorsteht, ein neues höchst umfangreiches Bauprogramm bekannt. Gelingt es ihr, was kaum bezweifelt werden kann, dieses Programm durchzuführen, so wird sie wieder über einen Schiffsbestand von etwas über einer Million Registertonnen verfügen und damit ihren Vorkriegsstand nahezu wieder erreicht haben.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4293. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 23. JUNI 1927

Ferien in der Schweiz

Orell Füssli-Annoncen, Zürich.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4293. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 23. Juni 1927.

Allgemeine Notizen.

Eine Rubens-Gedächtnisausstellung veranstaltet die westfälische Stadt Siegen von Ende Juli bis Ende August dieses Jahres aus Anlaß des 350. Geburtstages Peter Paul Rubens (geboren 29. Juni 1577 in Siegen).

Des deutschen Volkes Körperausbildung soll auf der neunten Olympiade, die nächstes Jahr in Amsterdam und St. Moritz stattfinden wird, gezeigt werden. Deshalb muß alles so vorbereitet sein, daß die deutschen Mannschaften mit Aussicht auf einen Sieg zum Kampf antreten können. Dazu bedarf es aber noch größerer Mittel, zu deren Beschaffung das deutsche Volk in seiner Gesamtheit beitragen muß. Der Vorstand des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen und der Deutsche Olympia-Ausschuß haben sich darum mit einem Aufruf an alle Kreise der Bevölkerung gewandt, diese notwendigen Mittel aufzubringen. Wir haben diesen Aufruf auf Seite 770 unserer Nr. 4289 vom 26. Mai d. J. veröffentlicht. Näheres teilt auf Verlangen der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen in Berlin W 35, Kurfürstenstr. 48 mit.

Dr. Köhlers Sanatorium in Bad Elster hat früher als in vergangenen Jahren die an das Hauptgebäude angegliederten Häuser geöffnet. Der Besuch ist annähernd derselbe wie in den letzten Jahren der Vorkriegszeit. Ein besonderer Vorzug des Sanatoriums ist es, daß ihm nicht nur die spezifischen Kurmittel des Bades, vor allem die Trinkquellen, die Kohlensäure-, Sprudel- und Moorbäder, zur Verfügung stehen, sondern auch alle erprobten physikalischen Heilmethoden. Ebenso wird die Diät jedem Einzelfall angepaßt. Der wichtigste Heilfaktor ist aber die seelische Beeinflussung des Patienten durch den Arzt und das gesamte Milieu. Eins der Mittel, um auf die Lebensbejahung und Lebensfreude der Patienten in geeigneten Fällen einzuwirken, ist sicher die rhythmische Gymnastik. Daher entschloß sich auch die Leitung des Sanatoriums, sich mit dem Ostdeutschen Gymnastik-Institut in Verbindung zu setzen und Gymnastik-Kurse einzurichten. In diesen soll gleichzeitig auf Übungen der Atmungsorgane und die harmonische Ausbildung des Körpers Wert gelegt werden.

In Aix-les-Bains traf der englische Prinz Georg, im Automobil aus Paris kommend, ein und nahm im Hotel Royal Wohnung. Noch denselben Abend besuchte er die glänzende Erstaufführung der Operette „Paganini"

von Franz Léhar, mit der die Künstlergruppe Mauro einen überwältigenden Erfolg erntete. Prinz Georg spielt täglich Golf in Gesellschaft der in Aix-les-Bains zahlreich weilenden vornehmen Persönlichkeiten, darunter solche aus allen Ländern, in nicht geringer Zahl auch aus Deutschland. Der Golfplatz Aix-les-Bains, von dem Prinz Georg entzückt ist, gilt als der vortrefflichste der Welt.

St. Moritz im Sommer ist nicht weniger beachtenswert als das winterliche St. Moritz. Mitten im Oberengadin gelegen, ist es ein ideales Zentrum einer Reihe malerischer Zufahrtsstraßen. Der Maloja-, Flüela- und Julierpaß sind dem Strom der in Automobilen ankommenden Kurgäste und Touristen geöffnet. St. Moritz bietet müßigen Anglern unzählige Gelegenheiten, reiche Beute zu machen. St. Moritz im Sommer ist der hochalpine Zufluchtsort der vornehmen Welt. Terpsychore schlägt den Takt und graziöse Füße gleiten elastisch über die feinpolierten Ballsäle. Das sommerliche St. Moritz ist das Schlagwort aller derer, die in der Höhenluft der Hochalpen und in den stärkenden Bädern der gesundheitbringenden Quellen Erholung, Ruhe und Genesung finden wollen. Wenige Tage noch, und die Hauptsaison wird in vollem Gange sein. „St. Moritz im Sommer!"

Die Watzmannbahn ist in der kürzlich stattgefundenen Hauptversammlung des Zweckverbandes zur Förderung des Fremdenverkehrs im Berchtesgadener Land einstimmig beschlossen worden. Die Vorarbeiten sollen sofort mit allem Nachdruck in Angriff genommen werden. Die Bahn wird den zweithöchsten Gipfel der deutschen Alpen, den sagenumwobenen Watzmann, erschließen und für das gesamte südöstliche Bayern von größter wirtschaftlicher Bedeutung sein. Die Interessen des Naturschutzgebietes, in dem der Watzmann zum Teil liegt, werden durch die geplante Erschließung des Hocheckgipfels nicht berührt, da die Bahn in das eigentliche Naturschutzgebiet nicht eindringt und auch eine Gefahr der Überflutung des Gebietes vom Endpunkt der Bahn aus wegen der Schwierigkeiten des Terrains nicht zu befürchten ist.

Das Konzertleben in Bad Kissingen hat bis jetzt wie nicht anders zu erwarten einen hervorragenden Verlauf genommen. Die Sinfoniekonzerte des Kurorchesters (Münchner Konzertverein unter Dr. Friedrich Munter) weisen eine ganz bedeutende künstlerische Höhe auf und lassen noch weitere musikalische Genüsse, auch von einer Reihe berühmter Solisten, im Lauf dieser Kurzeit erhoffen.

Fortbildungskursus für Frauen- und Herzkrankheiten in Franzensbad. Solange an dem Grundsatz nicht gerüttelt wird, daß die Betonung der Wissenschaft Fundament und Seele des Bäderwesens ist, wird es um unsere Kurorte immer gut bestellt sein. Franzensbad hat diesem Grundsatz stets gehuldigt. Man sieht es dem Kurort auch überall an, daß seine Anlage und seine Einrichtungen darauf hinzielen, dem kranken Menschen zu dienen, ihm Erholung und Ruhe zu verschaffen und die Kraft, sich wieder zur Gesundheit durchzuringen. Die wissenschaftliche Arbeit hervorragender Führer der Medizin — wir nennen nur Hufeland, Frerichs, Jaksch — und einer stattlichen Reihe von Franzensbader Kurärzten war es, die Franzensbad den Stempel des Heilbades deutlich sichtbar aufgeprägt hat. Zum zweiten Mal hat Franzensbad seinen Spezialkurs für Frauen- und Herzkrankheiten veranstaltet, um seinen beiden Heilanzeigen eine wissenschaftliche Vertiefung zu geben. An 600 Ärzte aus den verschiedensten Ländern sind dem Ruf von Franzensbad gefolgt, das in seiner Gastlichkeit sich selbst übertroffen hat.

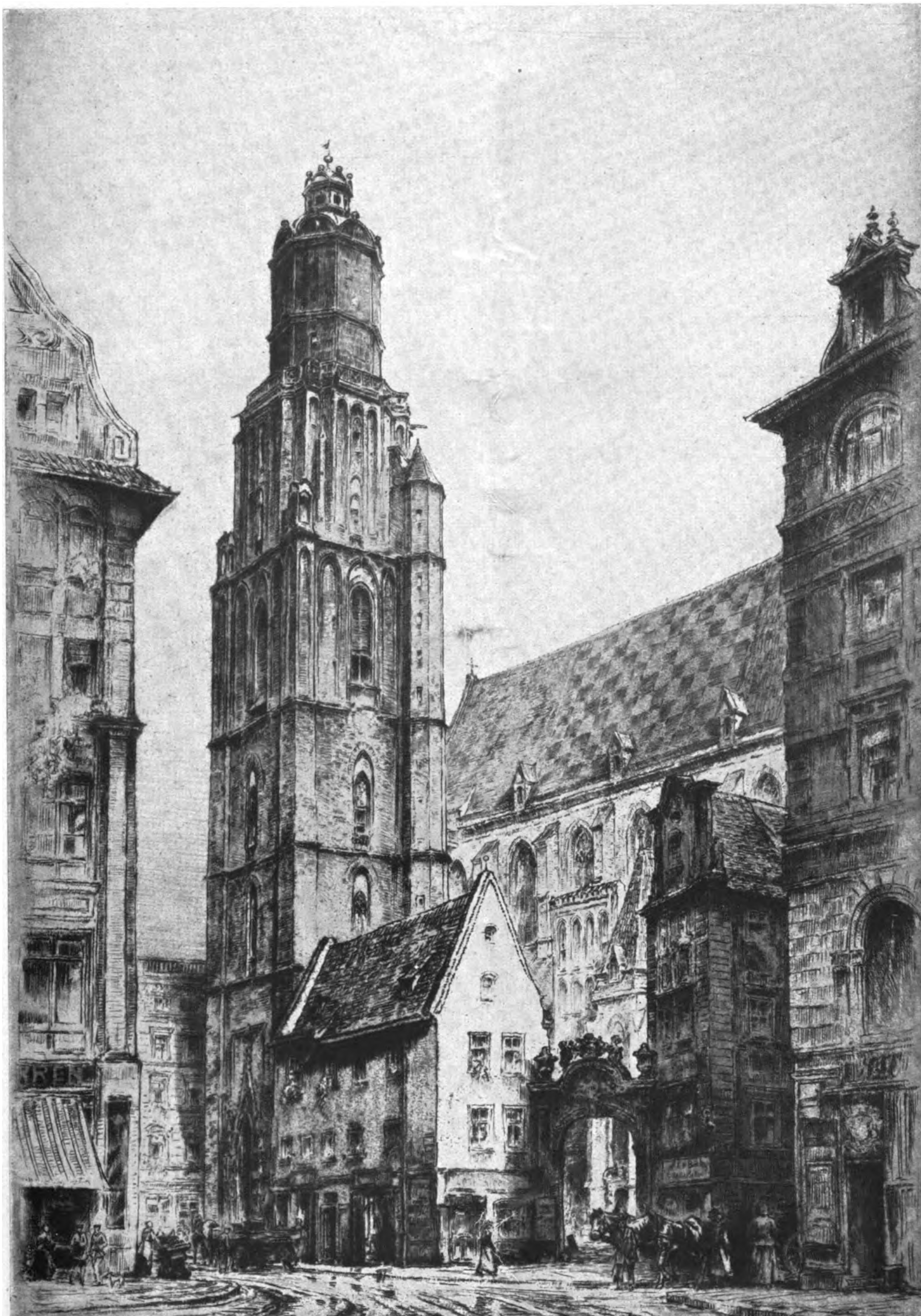
In Bad Gastein herrscht bereits lebhaftes Treiben, das in den neugeschaffenen, heuer bedeutend verbesserten Anlagen beim Kurhaus Meran ein buntes Bild bietet. Zahlreiche bekannte Namen aus den besten Schichten der Gesellschaft sind unter den Kurgästen. Vorherrschend hört man reichsdeutschen Dialekt, viel schwedisch und dänisch, auch englisch; die amerikanischen Dialekte sind gleichfalls vertreten. Von den Neuerungen seien erwähnt, die Verbreiterung der Kaiserpromenade, der Kötschachtaler Straße, die Verlängerung des Schillerweges von der Königsvilla bis zur Schwarzen Liesel, die Ausgestaltung und Modernisierung des Kurkasinos. Daß Badgastein noch immer das Stelldichein der alten Aristokraten ist, beweisen die gegenwärtig dort anwesenden Leopold Prinz von Bayern, Fürst Auersperg, Graf Kinsky, Graf Hoyos Sprinzenstein, Eleonore Fürstin Fugger, Baronin v. Rheinbaben, Gräfin Mirbach, Gräfin Kirchbach-Bay u. v. a. m. – Die Anmeldungen sind sehr rege, und es dürfte die erste Kurperiode die Hauptkurzeit in Bezug auf die Anzahl der Kurgäste wohl so ziemlich erreichen.


LEIBNIZ-
KEKS
TET
DUVE
KEKS
Pangani-
Gebäck
H·BAHLSENS
KEKS-FABRIK A·G·
HANNOVER


Beim Wassersport
ROLLFILM
FILMPACK
LIGNOSE


KALODERMA
RASIER-SEIFE
IN STANGEN
75 PF.
RASIER-CREME
IN TUBEN
M. 1.40
F· WOLFF & SOHN KARLSRUHE

Illustrirte Zeitung

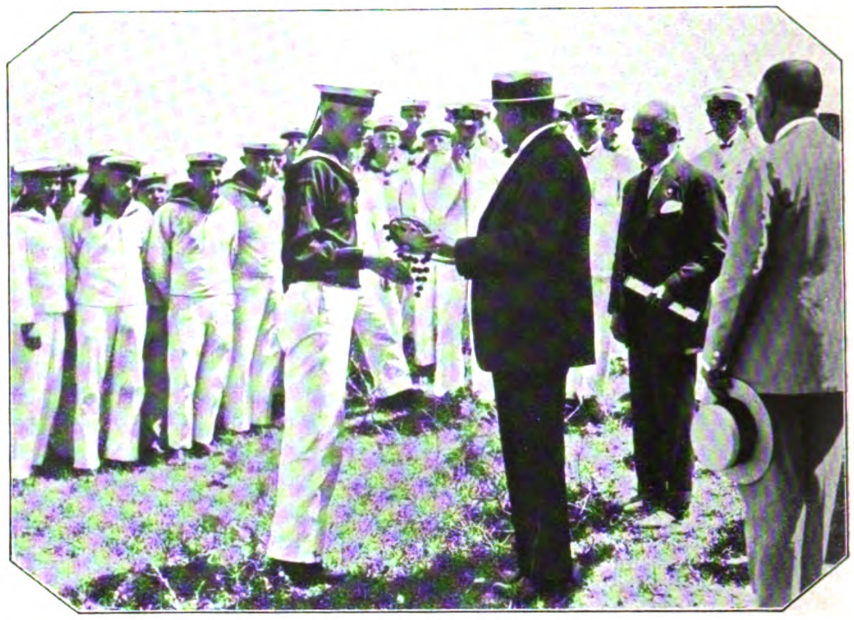


ELISABETHKIRCHE IN BRESLAU

RADIERUNG VON PAUL GEISSLER

(Verlag Bruno Wenzel, Breslau.)

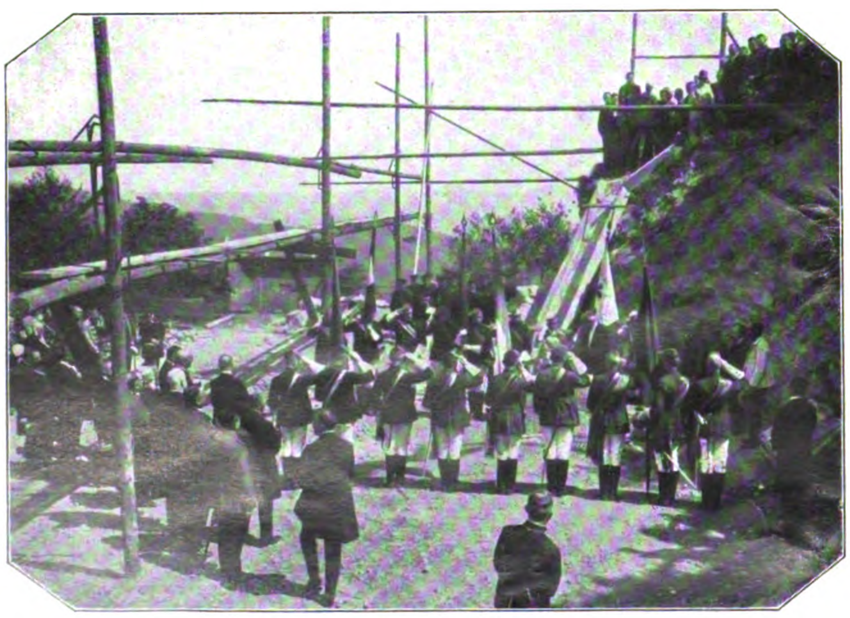




Links: Der Reichspräsident in Dessau am 14. Juni: Hindenburg auf dem Ehrenfriedhof am Denkmal der gefallenen Söhne der Stadt, wo auch der Kampfflieger Hauptmann Boelcke beigesetzt ist. — Rechts: Deutscher Flottenbesuch in Spanien: General Fernandez Barreto, Gouverneur von Sevilla, bei der Überreichung eines Preises an den besten Schützen, einen Matrosen des Kreuzers „Amazone", bei dem für die deutschen Seeleute veranstalteten Preisschießen.



Von den deutsch-englischen Industriebesprechungen in Leverkusen bei Köln vom 11. bis zum 13. Juni: Die Teilnehmer am Sitzungstisch im Verwaltungsgebäude der J. G. Farbenindustrie A.-G. in Leverkusen. Im Uhrzeigersinne um den Tisch herum, von der einzigen Dame, Frau Professor Wolff, ausgehend: Dr. Ramhorst; Sir Archibald Roß; Sir Edward Manville; Abr. Frowein; Generaldirektor Elster; Colonel Vernon Willey; Sir William Larke; Dr. Herle; Geheimrat Kastl; Dr. Wassermann; M. P. Hannon; Sir Max Muspratt; Geheimrat Duisberg; Reichskanzler a. D. Dr. Cuno; Carlo v. Weinberg; Dr. Sorge; Clemens Lemmers; Dr. Silverberg; Dr. Springorum; Ministerialdirektor de Haas; Staatssekretär v. Simson.





Links: Von der Tagung der im Weinheimer Senioren-Convent zusammengeschlossenen Studentenverbindungen auf der Wachenburg bei Weinheim an der Bergstraße (30. Mai bis 2. Juni): Grundsteinlegung zur Ehrenhalle für die im Weltkrieg Gefallenenen. — Rechts: Auf der deutschen Kolonialtagung in Königsberg i. Pr. am 10., 11. und 12. Juni: Pflanzung der Kolonialeiche durch General Epp und Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer.

DIE INDUSTRIALISIERUNG ÜBERSEEISCHER NEULÄNDER

VON DR. FERDINAND GRAUTOFF

Die Seeblockade während des Krieges und der Ausfall besonders der deutschen Fabrikate auf großen Teilen des Weltmarktes sowie die Notwendigkeit, sie irgendwie zu ersetzen, hat eine Entwicklung außerordentlich beschleunigt, die in ihren Anfängen schon vorher zu beobachten war. Besonders in den Ländern, die ihre textilen Rohstoffe wie Wolle, Baumwolle, Seide, Jute und Hanf nach Europa lieferten, um sie von dort in der Form verarbeiteter und veredelter Stoffe zurückzuerhalten, sind eigene Fabriken erstanden, in denen die heimischen Textilfasern gleich an Ort und Stelle wenigstens zu gröberen Geweben für den Massenbedarf verarbeitet werden. Und zwar macht sich diese Emanzipation von europäischen Lieferungen stets und überall zunächst in der Errichtung von eigenen Spinnereien und dann erst von Webereien geltend, also in der Textilindustrie, die ja auch bei uns in Deutschland jedes Anschwellen und jedes Nachlassen der Konjunktur zuerst spürt und somit auch ein sicherer Gradmesser für Verschiebungen in der Struktur der Weltwirtschaft ist. Als zweite pflegt dann eine Eisenindustrie zu folgen, die einen heimischen Kohlenbergbau zur Voraussetzung hat, und aus der sich dann eine eigene Maschinenindustrie zu entwickeln pflegt.

An sich ist das eine ganz natürliche Reaktion gegen den zuerst von England, dem am weitesten vorgeschrittenen Industrielande Europas, erhobenen Anspruch, seine überseeischen Kolonien — die heute wie damals einen großen Teil des Weltmarktes darstellen — ausschließlich mit Fabrikaten zu versorgen, wofür sie ihm ihre Rohstoffe liefern sollten. England die Fabrik der Welt, war das Ideal des englischen Merkantilismus! Im Laufe des 19. Jahrhunderts erweiterte sich dieser Begriff dann zu der Forderung: Europa die Fabrik der Welt. Die Fundamente dieser wirtschaftlichen Vormachtstellung Europas hat der Weltkrieg unterhöhlt. Weltwirtschaftlich ist es natürlich ein Widersinn, die amerikanische Baumwolle um den halben Erdkreis herumzufahren, sie in sächsischen Fabriken zu Strumpfwaren und Handschuhen verarbeiten zu lassen und diese Fabrikate dann wieder nach Amerika zu verfrachten. Voraussetzung ist bei einem solchen zweimaligen Transport desselben Stoffes, daß die Leistungen der hochqualifizierten Arbeiterschaft der sächsischen Textilindustrie über denen der amerikanischen Arbeiter liegen, und daß Arbeitsweise und Löhne diesseits des Ozeans den Preis des Endproduktes so niedrig halten, daß es mit amerikanischen Fabrikaten konkurrieren kann. Und in der Tat berechnete sich der Unternehmergewinn bei sächsischen Textilexportwaren an Strümpfen und Handschuhen vor dem Kriege und heute wieder nach Bruchteilen von Pfennigen. Dagegen werden die amerikanischen Silbererze, die vielfach noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Freiberg in Sachsen verschifft wurden, um in den dortigen Silberhütten mit ihrer hochentwickelten Technik ausgeschmolzen zu werden, heute am Ort der Gewinnung verarbeitet, da auch der sehr gesunkene Silberpreis heute einen solchen Transport nicht mehr trägt.

Wenn in den überseeischen, bisher mit europäischen Fabrikaten versorgten Neuländern heute vielfach wieder eigene Industrien erwachsen, so ist das meist nur eine Rückkehr zu den früheren Zuständen. Denn bevor die Weißen zu ihnen kamen und ihnen ihre Erzeugnisse aufzwangen, haben alle diese Länder ein eigenes Handwerk und ein eigenes Gewerbe gehabt, die sie mit Textilien, Werkzeugen, Transport- und Genußmitteln belieferten, Dinge, wie sie heute zum Teil in unseren Museen aufgespeichert sind, und die erkennen lassen, welch schlechten Tausch diese Völker meist gemacht haben, wenn sie ihre heimischen schönen Stoffe gegen billige englische Kattune eintauschten. Mit welchen Mitteln sich ganz besonders England den indischen Markt für seine Textilien gesichert hat, darauf weisen neuerdings die Propagandaschriften der nationalistischen Bewegung in Indien hin, wenn sie daran erinnern, daß um die Wende des 18. Jahrhunderts indischen Webern, die ihr Gewerbe nicht aufgeben wollten, vielfach die Finger abgeschnitten worden sind, um dadurch die heimische Industrie zu vernichten. Die dauernde Monopolisierung des Weltmarktes von Europa aus war nur möglich durch politische und militärische Macht. Und noch in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts konnte England durch den Opiumkrieg China zwingen, die Einfuhr dieses Giftes zu dulden. Aber diese Machtstellung hat Europa, haben England und die Festlandsmächte selber dadurch untergraben, daß sie um die Wette alle überseeischen Völker mit modernen Präzisionswaffen versorgt haben. Von da bis zur Selbstanfertigung von Waffen und Kriegsmitteln war nur ein Schritt. Nachdem Japan hier vorangegangen war und sich mit Werften und Geschütz- und Gewehrfabriken völlig unabhängig von Europa gemacht hat, stellt heute auch China alle schweren Waffen: Tanks, Gasgranaten, Minen und Flugzeuge, selber her. Der Weltkrieg und die Verwendung exotischer Völker auf den europäischen Schlachtfeldern hat dann dem schon durch die japanischen Siege über Rußland schwer erschütterten Prestige der Weißen völlig ein Ende gemacht. Und es ist wohl kein Zweifel, daß die politische Herrschaft der Europäer auf anderen Kontinenten nur eine welthistorische Episode bleiben wird.

Die heutige Industrialisierung der überseeischen Länder, ausgehend von der Schaffung einer eigenen Waffenindustrie oder sich teilweise auf sie stützend, geht fast überall parallel mit einer nationalistischen, europäerfeindlichen Bewegung, die mit den Schlagworten: Asien den Asiaten! Afrika den Negern! ihr Ziel sehr eindeutig umschreibt. Die Entwicklung ist fast überall dieselbe. Man sucht zunächst die eigenen Textilrohstoffe selber zu Fabrikaten für den Massenbedarf zu verarbeiten und damit den Bezug europäischer Textilien überflüssig zu machen. Vielfach hat man sich dabei noch der Hilfe europäischer Ingenieure und Werkmeister und europäischen Kapitals bedient. Aber alle diese Fabriken gehen allmählich in den Besitz Einheimischer über. Das Zentrum der europäischen Juteverarbeitung war Ende des 19. Jahrhunderts Schottland. Da kamen einige schottische Fabrikanten auf die Idee, die sperrige Jutefaser nicht erst auf so weite Entfernungen zu transportieren, sondern am Ort ihrer Erzeugung zu verarbeiten. Sie errichteten mit schottischen Vorarbeitern in Bombay und Kalkutta Jutefabriken, mit denen sie guten Erfolg hatten. Aber 70 v. H. dieser Fabriken sind heute das Eigentum von indischen Unternehmern, und die schottischen Vorarbeiter sind im Aussterben. Eine ganz eigenartige Entwicklung hat die indische Baumwollindustrie genommen. Um einen Ausgleich zwischen den niedrigen indischen und den hohen englischen Löhnen zu schaffen und den englischen Baumwollwaren aus Lancashire den indischen Markt zu erhalten, war auf heimische Gewebe in Indien eine Abgabe, eine Akzise, gelegt worden. Da unterboten in der Nachkriegszeit die Japaner, die in ihren Fabriken eine 16stündige Arbeitszeit haben, mit ganz billiger Ware sogar noch die indischen Textilien, und nun litten sowohl die einheimischen als auch die englischen Fabrikanten unter diesem japanischen Dumping. Daraufhin haben Lancashire und die indische Textilindustrie folgendes Abkommen geschlossen: Lancashire verzichtete auf den Export ganz billiger Gewebe nach Indien, um sich damit den Markt für bessere Waren zu erhalten. Dafür fiel aber die Akzise auf heimische Textilien, und nun vermochten diese allmählich die japanische Konkurrenz zurückzudrängen. Die Antwort der Japaner bestand darin, daß sie im vorigen Jahre eine große Spinnerei in Bombay, die Diamantspinnerei, mit 34 000 Spindeln und 758 Webstühlen, gekauft haben, die mit indischen Arbeitern und unter indischer Leitung weitergeführt werden soll. Nur der Ingenieur und der Verkaufsleiter sollen Japaner sein, und man gedenkt die Baumwolle direkt vom Erzeuger unter Umgehung der Baumwollagenten zu kaufen. Also an Stelle des Exportes von Waren tritt hier eine Ausfuhr von Kapital und kaufmännischer Erfahrung. Man wird nun abwarten müssen, wie das Unternehmen sich gestalten wird.

Die Überschwemmung aller Märkte mit ganz billigen japanischen Fabrikaten als Ersatz der deutschen in der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit ist längst wieder zurückgeebbt, weil diese Zelluloidwaren, Spielsachen, Musikinstrumente einfach nichts taugten. Die japanischen Harmonikas ahmten die deutschen Muster bis auf die Fabrikmarke nach, nur der Ton war „nicht ganz so“, und ebenso exportierte Japan nach Indien Garne mit deutschen Etiketten und in deutscher Verpackung. Auch dieser Schund ist wieder verschwunden.

Sehr viele falsche Vorstellungen verbinden sich mit dem Begriff der Industrialisierung Chinas. Sie beschränkt sich im allgemeinen auf das Jangtse-Tal. Hier aber reihen sich in der Nähe von Hankau Eisenhütten, die unmittelbar neben Kohlenschächten und Erzgruben liegen, an Stahlwerke, Zementfabriken, chemische Fabriken und Maschinenwerkstätten. Daneben gibt es aber ganze Provinzen, die noch innerhalb ihres Mauernringes ein völlig mittelalterliches Leben führen. Eingeleitet ist diese Industrialisierung des Jangtse-Tales durch den Frieden von Shimonoseki 1895, der auch hier, wie überall, für Ostasien einen Wendepunkt bedeutet. In ihn mußten die Engländer nämlich die Bestimmung einzufügen, daß hinfort die Einfuhr von Maschinen in den chinesischen Vertragshäfen erlaubt sein sollte. Daraus entwickelte sich dann besonders in Schanghai und Hankau eine einheimische Textilindustrie, mit chinesischen Arbeitskräften und zunächst europäischen Ingenieuren und Werkmeistern, oder eigentlich nur Spinnereien, die den heimischen Weber (eine Hausindustrie, die der chinesische Bauer nebenher betreibt) mit Garn beliefern. Mehrere von Engländern gegründete Fabriken sind inzwischen in den Besitz von Chinesen übergegangen. Die Zahl der in chinesischen Textilfabriken laufenden Spindeln ist von 1895 mit 180 000 auf rund 5 Millionen 1926 gestiegen, davon fast ein Drittel in den japanischen Spinnereien in Schanghai. Die Zahl der englischen Fabriken in China ist jedoch seit 1914 bezeichnenderweise konstant geblieben, die der amerikanischen hat sich verdoppelt, die japanischen haben sich aber verzehnfacht. Beachtenswert ist, mit welcher Rücksichtslosigkeit die asiatischen Unternehmer selber sich gegenseitig unterbieten. Chinesen und Japaner haben beide durch illegitime Verlängerung der Arbeitszeit und der Nachtarbeit sowie durch Ausbeutung der Kinderarbeit — es sind 8—10jährige Kinder bis zu 14 Stunden in den Fabriken tätig — in Schanghai ähnliche Zustände geschaffen, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Manchester bestanden haben.

Das andere Gebiet, auf dem sich immer schneller eine Industrialisierung der überseeischen Neuländer vollzieht, betrifft die Auswertung ihrer Bodenschätze an Kohle, Eisen- und Kupfererzen, wobei sich diese Vorräte als sehr viel größer erwiesen haben, als man früher angenommen hat, so daß Europa — von Rußland abgesehen — heute durchweg als ziemlich arm an Mineralien erscheint. Während nun aber Südafrika, Brasilien, Argentinien, die Türkei usw. erst in den Anfängen der Verhüttung eigener Erze stecken und China seine Lagerstätten erst durch europäische Geologen und Bergtechniker feststellen läßt, ist Indien hier am weitesten fortgeschritten. Ausschlaggebend ist für eine Bergindustrie der Besitz einer guten Kohle, wie sie z. B. am oberen Jangtse unmittelbar neben den Erzgruben liegt. 150 englische Meilen von Kalkutta im Dschungelgebiet ist in der Nähe von guten Kohlenlagern seit 1902 eine von dem Parsen Jamsetsi Nusservarnji Tata zusammen mit einem amerikanischen Ingenieur gegründete Eisenindustriestadt Jamshedpur — das Pittsburg oder Essen Indiens — entstanden, wo die mit rein indischem Kapital arbeitende Tata Iron and Steel Co. Ltd. Erzlager von 30 Millionen Tonnen mit 60—67 v. H. Eisen abbaut, und wo noch Reserven von 300 Millionen Tonnen liegen. Diese indische Industriestadt hat bereits 100 000 Einwohner, und Indien hat mit dem dort erzeugten Eisen und mit stählernen Schienen bereits die Offensive ergriffen. Es hat sein Eisen nicht nur nach Japan ausgeführt, 1925 erschien sogar in Galveston ein Dampfer mit einer Ladung indischen Eisens, worauf allerdings das Washingtoner Handelsamt dieser Einfuhr schleunigst durch einen Dumpingzoll ein Ende machte. Die Hochöfen der Tata-Company und die ganzen Werkanlagen sind allerneuester Konstruktion, da sie durch die Gichtgase den ganzen Betrieb mit Strom versorgen, während der erste, erst 1926 in Natal angelegte große Hochofen in Südafrika — ein kleinerer Ofen in Johannesburg verarbeitet nur den Schrott der dortigen Industrie — die Gichtgase noch einfach verlodern läßt, ein sehr schönes, aber kostspieliges Feuerwerk, wie wir es ja noch vom Ende vorigen Jahrhunderts aus dem Gebiet der rheinisch-westfälischen Industrie kennen.

Der wirtschaftliche Vorzug aller dieser jungen überseeischen Industrien besteht in ihren niedrigen heimischen Arbeitslöhnen, die aber auch voraussichtlich nur eine vorübergehende Erscheinung sein und mit größeren Lebensansprüchen auch steigen werden. Zunächst sucht man die einheimischen Arbeiter durch europäische Ingenieure und Facharbeiter anzulernen, versteht es aber, diese sehr bald wieder abzuschieben. Das haben wir in Japan erlebt und sehen denselben Vorgang sich überall wiederholen. Alle guten und hochbezahlten Stellen bleiben Einheimischen vorbehalten, der Fremde mag gehen, wenn er seine Arbeit getan hat. 1914 waren noch 250 Deutsche allein bei den Siemens-Martin-Öfen der Tata Co. angestellt. 1924 beschäftigte das ganze Werk keine hundert Europäer und Amerikaner mehr. Nach dem Kriege war große Nachfrage nach deutschen Facharbeitern, und Zehntausende sind damals ausgewandert. Die wenigsten haben sich eine dauernde Stellung zu sichern gewußt. So besteht z. B. in Mexiko ein Gesetz, wonach in allen Geschäften mindestens 85 v. H. aller Angestellten Mexikaner sein müssen. Das bringt man dann in kritischen Zeiten in Anwendung. Leider gehen ausgewanderte Facharbeiter der deutschen Industrie meist dauernd verloren. Deshalb ist es durchaus richtig, wenn z. B. in Sachsen, als die Auswanderung von Textilarbeitern nach Rumänien plötzlich anschwoll, die Behörden die Betriebe auf solche Auswanderungslustige und diese selber auf die vorhandenen Gefahren aufmerksam machten.

Aber auch bei der Industrialisierung überseeischer Länder ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Fabriken gründen und sie wirtschaftlich führen, bleibt doch nun einmal zweierlei. Und hier hat die europäische Technik doch noch einen Vorsprung. So mußte ein Kupferwerk in Brasilien, das die Kupfererze des Landes zu Kupferdrähten verarbeitete, wieder schließen, als sich herausstellte, daß europäischer Kupferdraht sehr viel billiger war. Ähnlich ging es einer Zementfabrik in Uruguay. Unrentable Betriebe als Zuschußunternehmen weiterzuführen, bleibt eine kostspielige Politik, auch wenn das mit Hochschutzzöllen geschieht, die dem Konsumenten die europäischen Fabrikate unnütz verteuern. Und charakteristisch dafür, wie schnell Konjunkturindustrien wieder verschwinden, ist der Aufschwung und der dann folgende Rückgang der spanischen Schiffsbauindustrie. Vor dem Kriege hatte Spanien jährlich meist nur zwei Schiffe von zusammen 3000 Tonnen auf Stapel, diese Zahl stieg dann während der Schiffsraumnot 1918/19 auf 40 Schiffe mit 45—52 000 Tonnen; heute aber baut Spanien, genau so wie früher, wieder nur seine zwei Dampfer von rund 3500 Tonnen.

Die Industrialisierung der überseeischen Länder ist heute natürlich nicht mehr rückgängig zu machen, und Fabrikate für den großen Bedarf werden sie künftig vielfach wohl selber herstellen. Wohl aber können wir durch Qualitätsarbeit und ihre stete Fortentwicklung dafür sorgen, daß Europa und mit ihm Deutschland das Konstruktionsbureau, die Maschinenfabrik und das chemische Laboratorium der Welt bleibt. Das ist eine Arbeitsteilung, bei der jedes Land seiner Eigenart nach sein Arbeitsfeld findet. Denn es ist unwirtschaftlich, wenn jeder jedes machen will.



Von der Beethovenfeier, verbunden mit Einweihung des Kursaals und der Albertquelle, in Bad Mergentheim vom 11. bis zum 13. Juni: Szene aus dem „Ritterballett“, Musik von Beethoven, Tanzschöpfung von Rudolf v. Laban, uraufgeführt am 12. Juni.



Dr. h. c. Eugen Diederichs, Begründer und Inhaber des E. Diederichs Verlags in Jena, beging am 22. Juni seinen 60. Geburtstag. (Phot. K. Hege, Naumburg.)



Szene aus der kürzlich erfolgten Uraufführung der Komödie „Quintett“ von Erich Noether am Nationaltheater in Mannheim. (Phot. F. Israel, Heidelberg.)

TAGESGESCHICHTE

Auf Einladung der anhaltischen Regierung zum Besuch des Landes Anhalt und der Stadt Dessau begab sich Reichspräsident v. Hindenburg am 14. Juni nach Dessau. Von der Regierung und der Stadtverwaltung empfangen, suchte er den Ehrenfriedhof auf, wo er am Denkmal des Fliegerhauptmanns Boelcke und am Ehrenmal der im Weltkriege Gefallenen einen Kranz niederlegte. Am Nachmittag fuhr Hindenburg im Automobil nach Schloß und Park Wörlitz und nach Schloß Oranienbaum. Ein Festmahl in den Räumen des Palais Reina war der Abschluß des Hindenburgtages in Dessau.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft veranstaltete am 10., 11. und 12. Juni in Königsberg i. Pr. eine große Kolonialtagung. Vorträge über Kolonial- und Siedlungspolitik und Kundgebungen für den Kolonialgedanken füllten die Versammlungstage. Gleichzeitig tagte in Königsberg der Deutsche Kolonialkriegerbund unter dem Vorsitz des Generals Epp, München.

Im Deutschen Stadion in Berlin-Grunewald kämpften am 12. Juni als Anwärter auf den höchsten Titel des deutschen Fußballsports der I. F. C. Nürnberg und Hertha-B. S. C., Berlin. Die Nürnberger Mannschaft war während des ganzen Spiels überlegen und vermochte nunmehr zum fünften Male die deutsche Meisterschaft an sich bringen.

Der Sport-Club Charlottenburg veranstaltete am 12. Juni auf seinem Sportplatz am Funkturm in Berlin ein internationales Sportfest, das allein den Frauen vorbehalten war. England und Deutschland konnten sich in die Siegerehren teilen.

Bühnenschau. Zum Deutschen Tonkünstlerfest in Krefeld, der 57. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, wurde im Krefelder Stadttheater als Festoper Rudi Stephans „Die ersten Menschen“ aufgeführt. Rudi Stephan, ein vielversprechendes Talent, ist im Weltkrieg an der Ostfront gefallen. Seine Oper „Die ersten Menschen“ behandelt den Mord Kains an seinem Bruder Abel.

Das Frankfurter Schauspielhaus gab das Schauspiel in neun Bildern „Kolonne Hund“ von Friedrich Wolf (Erstaufführung am 11. Juni). Das Stück spielt im Deutschland der ersten Nachkriegszeit. Ein Sturmtruppführer geht mit einer Siedlungskolonne ins Moor, um fruchtbares Land zu gewinnen.

Bad Mergentheim verband mit einer Beethovenfeier vom 11. bis zum 13. Juni die Einweihung des neuen Kursaals und die Eröffnung der Albertquelle. Am 12. Juni wurde eine Gedenktafel an Beethovens Wohnhaus geweiht; der Abend brachte als Höhepunkt der Festlichkeiten die Uraufführung des „Ritterballetts“, einer Komposition des neunzehnjährigen Beethoven, zu der Rudolf v. Laban die rhythmischen Bilder einer Tanzschöpfung fügte.

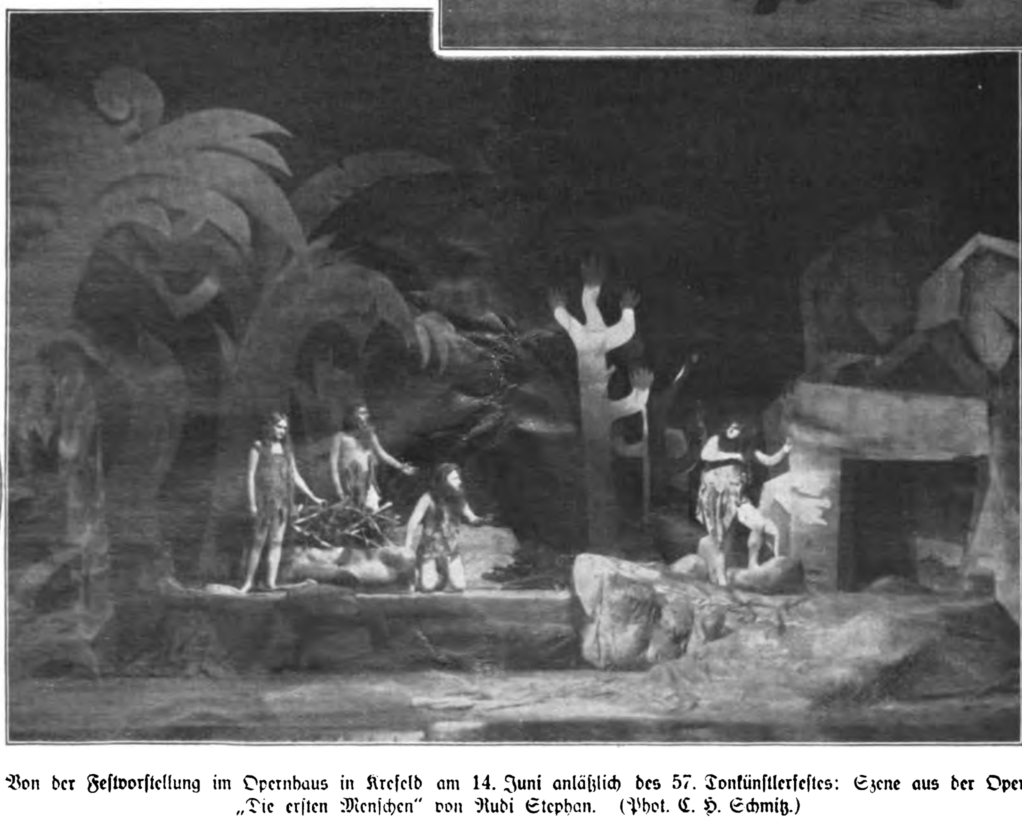
Die dreiaktige Komödie „Quintett“ von Erich Noether (Uraufführung im Mannheimer Nationaltheater) bietet lebendiges Theater. In einem Landhaus treffen drei Männer und zwei Frauen zusammen, die bald in Konflikte geraten. Schließlich gibt es zwei Paare, und der übrigbleibende Mann erhält als Trost eine ehrenvolle politische Berufung.



Szenenbild aus der Uraufführung des Schauspiels „Kolonne Hund“ von Friedrich Wolf im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. am 11. Juni. Von links nach rechts: F. Ettel als Seeräuber; F. Odemar als Nell; L. Biberti als Jost; O. Waldis als Hinner; R. Taube als Wanderapostel Mirandeus; Konstanze Menz als Maritje. (Phot. K. Bauermann.)



Dr. Wilhelm Krausneck, bayrischer Finanzminister, † am 12. Juni in München durch Unglücksfall.



Von der Festvorstellung im Opernhaus in Krefeld am 14. Juni anläßlich des 57. Tonkünstlerfestes: Szene aus der Oper „Die ersten Menschen“ von Rudi Stephan. (Phot. C. H. Schmitz.)

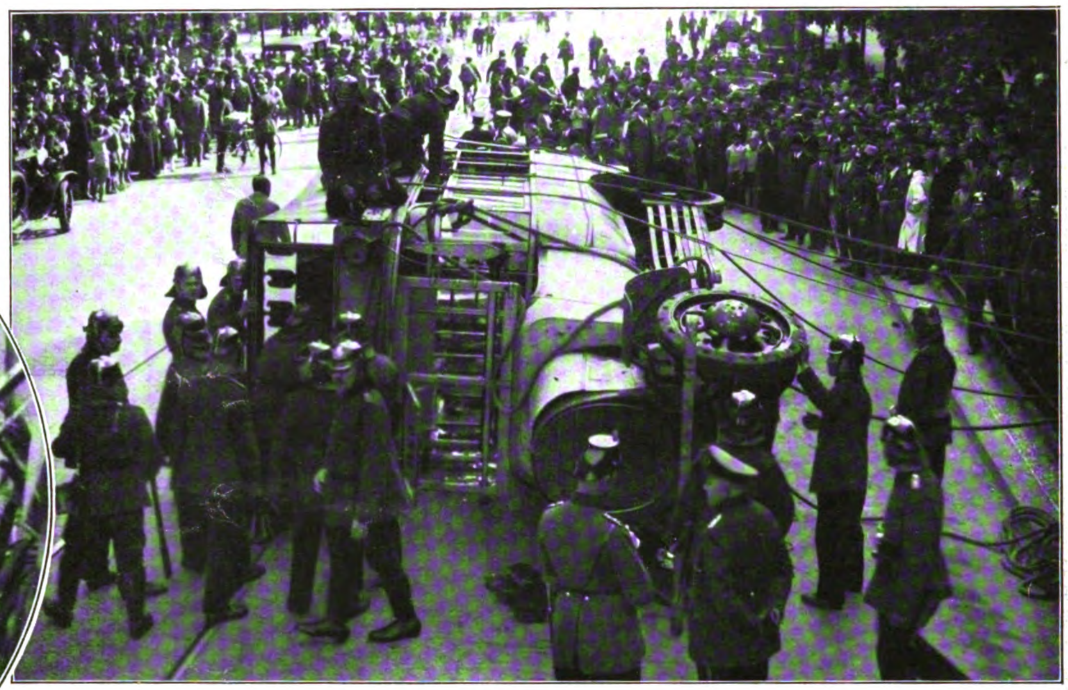




Von der 60-Jahrfeier des Technikums Mittweida (Sachsen), der ältesten technischen Lehranstalt Deutschlands: Weihe des vom Bildhauer C. Siegel, Dresden, geschaffenen, von Hofrat Holzt gestifteten Gefallenen-Ehrenmals am 3. Juni.

Rechts oben: Max Liebermann, Führer des deutschen Impressionismus, kann am 20. Juli seinen 80. Geburtstag feiern. (Phot. A. Binder, Berlin.)





Von dem Autobus-Unglück in Berlin-Schöneberg am 17. Juni, bei dem zahlreiche Fahrgäste verletzt wurden: Die Feuerwehr bei dem Versuch, den umgestürzten Wagen wiederaufzurichten.

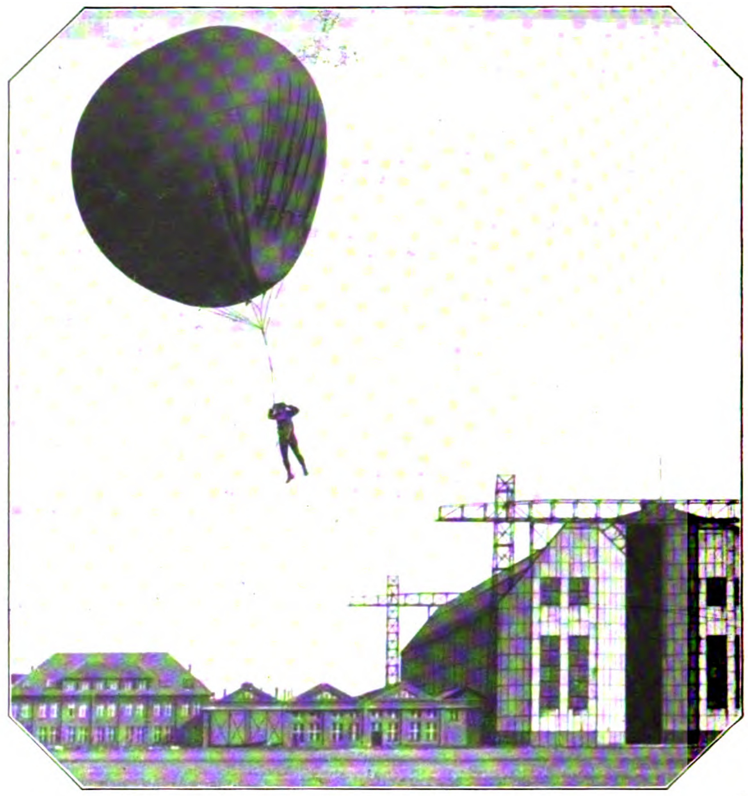
Im Kreis: Der „Gute Montag", ein historisches Fest der Bäckergilde in Münster i. W., am 13. Juni: Die Ehrenabordnung vor dem Bischöflichen Palast.





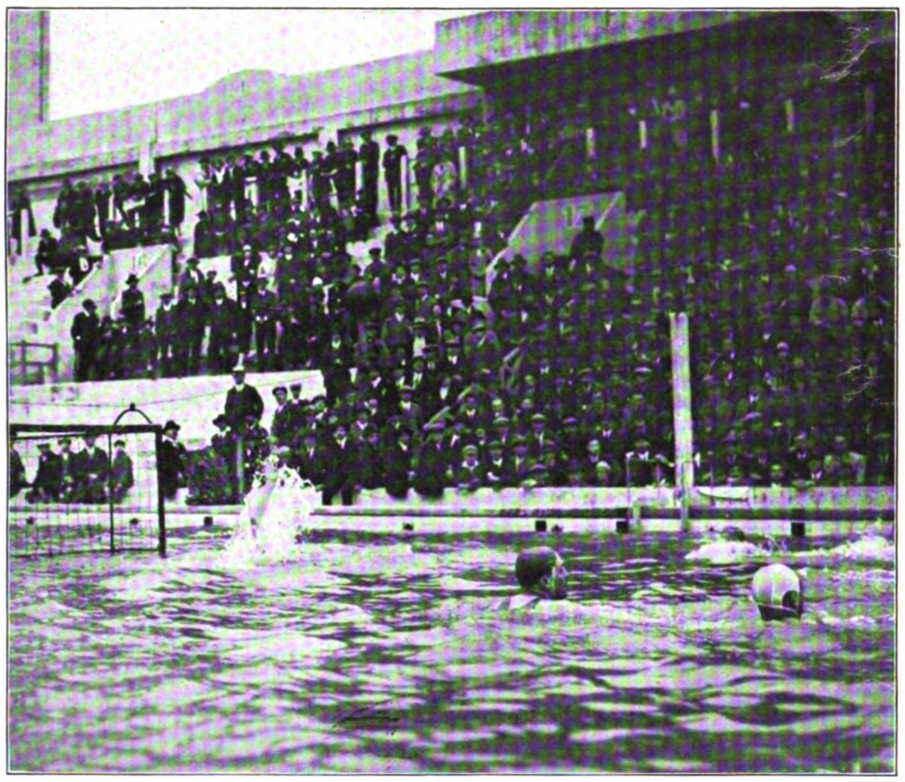
Links: Von den Bergungsarbeiten an den deutschen Schlachtschiffen, die im Jahre 1919 bei Scapa Flow von ihrer Besatzung versenkt wurden: Blick auf das Heck mit dem Ruder und den Schraubenflügeln des gehobenen Kreuzers „Moltke", die gänzlich von Muscheln und Seetang überwuchert sind. — **Rechts:** Ehrungen der Ozeanflieger Chamberlin und Levine in ihrer Heimat: Ralph C. Jonns, Präsident der Brooklyner Handelskammer, überreicht Frau Chamberlin einen Scheck über 15000 Dollar; daneben (rechts) Frau Levine, die einen Platinring erhielt.

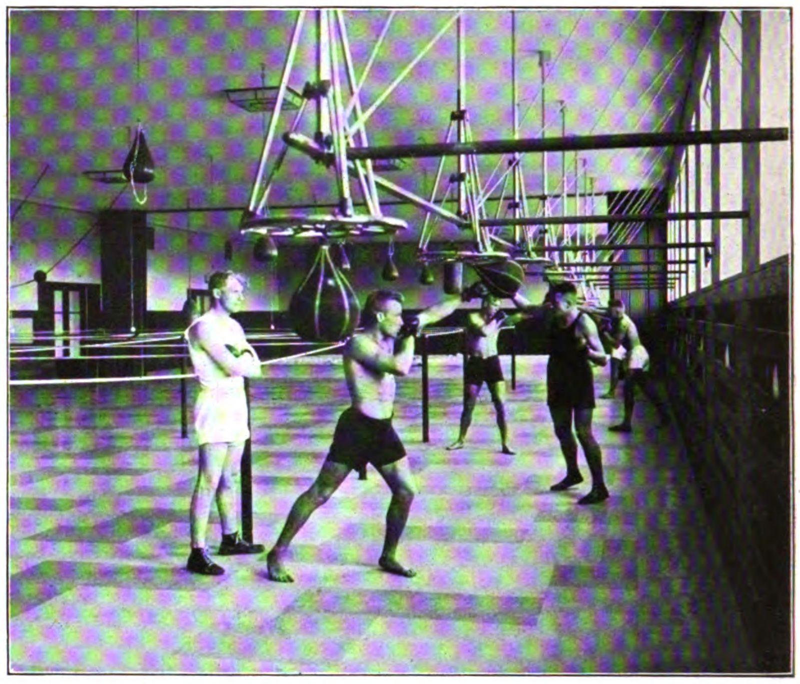




Vom Entscheidungskampf um die Deutsche Fußballmeisterschaft zwischen I. F. C. Nürnberg und Hertha-B. S. C., Berlin, im Deutschen Stadion in Berlin-Grunewald am 12. Juni: Ein Eckball vor dem Hertha-Tor. I. F. C. Nürnberg siegte 2:0.

Rechts oben: Ausübung des Ballonspringens, eines neuen amerikanischen Sportes, in Deutschland: Landung eines Ballonspringers vor der alten Zeppelinhalle in Staaken bei Berlin. Abbildungen mit ausführlicher Beschreibung dieser neuen Sportart haben wir bereits in unserer Nr. 4282 gebracht.





Zur Eröffnung der bisher errichteten Hallen (Turn- und Boxhalle) auf dem Gelände des im Bau begriffenen Sportforums in Berlin-Grunewald: Boxer beim Training im neuen Boxsaal, dem größten der Welt.

Links nebenstehend: Deutsche Schwimmer erfolgreich bei einer internationalen Schwimmveranstaltung in Paris: Während des Wasserballspiels zwischen den Mannschaften Hellas-Magdeburg und Tourcoing am 12. Juni.





Von den internationalen Frauen-Leichtathletikwettkämpfen auf dem Platze des Sport-Clubs Charlottenburg in Berlin am 12. Juni: Links: Einmarsch der Teilnehmerinnen; vorn die Engländerinnen, hinten die Französinnen. Rechts: Während der großen Gymkhana-Staffel für Mädchen mit Puppe und Puppenwagen.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(6. Fortsetzung.)

Holm wollte sie anschauen und eine Gemeinschaft zu ihr finden, aber sein Blick ging über sie hinaus und blieb im Dunkel haften, als er mit klangloser Stimme antwortete: „Vor — dem Berg!“ Cornelie verstand ihn nicht. Sie lachte ihn aus, und er wurde zerschnitten von ihrem Lachen, das über ihn sprudelte und von blitzender Schärfe war. Sie beleidigte ihn.

„Du bist betrunken!“

Er sah, daß er verspielt hatte. Sie verstand ihn nicht und war stärker als er und ohne Zwiespalt.

„Geh!“ sprach er, „geh und tanze!“

Sie ging und tanzte, und während sie tanzte, kamen ihr die Tränen. Sie wurde gestillt von diesen seltenen Tränen; denn sie erschienen ihr außergewöhnlich und waren wie gelöschter Durst.

Er blieb im Dunkel, lauschte über das Getöse hinaus und glaubte wieder den Schrei des Gletschers zu hören.

Mit klopfenden Akkorden tobte die Kapelle. Sie warfen sich in den Tanz, eng verschlungen und mit glühenden Gesichtern und vom Schauer des Außergewöhnlichen durchrieselt. Furchtbar ingrimmig aber lag die Nacht über ihnen.

Da griff es nach dem Einsamen. Die Nerven gespannt vom angstvollen Horchen, blickte er auf und sah zwei Augen, die weit über dem Geröllhang oben in der schleichenden Nacht ihm entgegenbrannten. — Ich bin betrunken, dachte er und starrte in die schwelenden Lichter. „Ich sehe Narrheit, quälenden Irrsinn“, schwätzte er sich vor. Aber die Lichtfeuer wuchsen, kamen langsam näher und wurden zu qualmenden Fackeln. Das Schwarz der Mitternacht gebar einen düsteren Zug.

Werner Golm stand mit wankenden Knien und stieß beide Arme in die Luft. Noch starrte er auf die furchtbare Erscheinung, dann stürzte er in den kochenden Trubel der Lust, das Gesicht zur Grimasse schreckhaft verzerrt. Eine Weile blieb er stumm und bewegungslos, hatte einen Arm nach rückwärts geworfen und war wie aus dem Stein herausgewachsen. „Sie bringen einen vom Berge!“ schrie er und stand mitten im Schaum der Brandung. „Sie bringen einen Toten!“ kam es nochmals aus seinem Munde, und seine Stimme war gebrochen und trocken. — — —

Zwei Bergführer aus Ponthilara brachten ihn. Er lag auf einer jener Bahren, wie sie in Hochgebirgshütten in Bereitschaft stehen. Zwei rotflammende, von Qualm durchschwommene Pechfackeln waren zu beiden Seiten der Bahre befestigt. So kam dieser stumme Zug aus der gähnenden Höhle der Nacht und war von einer ungeheuren Düsternis umschattet.

Jeder Laut war erstickt. Sie standen, und das Entsetzen trieb ihnen das Blut aus den Gesichtern. Die beiden Bergführer stellten die Bahre auf die Felsplatte und blieben stumm und mit der Geste einer bitteren Unabänderlichkeit zu beiden Seiten des Toten stehen. Der Schein der Fackeln schwamm rot auf seinem Gesicht. Er lag lang ausgestreckt, den Kopf nach hinten geworfen, und war wie in einem verzückten Ausruhen.

Der Kreis, der sich um die schwermütige Gruppe gebildet hatte, wurde immer größer. Die Furcht sprang sie an wie ein Tier. Sie verkrochen sich scheu vor der Majestät des schweigenden Todes, der wie ein Riese vor ihnen stand.

Da trat Svend Olsen vor, ging zur Bahre und beugte sich zu dem Toten nieder.

„Wer ist er?“

Sie wußten es nicht. „Er ist an der Ostwand abgestürzt“, sprach einer der Führer düster und deutete mit der Hand nach oben.

„An welcher Ostwand?“

Sie gaben ihm keine Antwort. Sie schauten sich an und fühlten die Widerlichkeit, von der sie hier angefressen wurden. Es waren Söhne dieser Felsen und Firnhänge. Sie waren derb und einsilbig und braun von Sonne und Gletscher. Die Gesichter waren durchfurcht und fleckig, und auf den großen Händen wuchsen Haare. Es waren grob gehauene Naturen, vom Schicksal in diese gigantische Landschaft gestellt.

Sie gaben ihm keine Antwort. Sie fragten nach dem Ingenieur Golm. Als dieser aus der zusammengetriebenen Herde trat, war sein Gesicht bleich, und die Lippen zitterten. Er hatte ein Gefühl, er müsse nun hier umsinken, und das Grauen würde ihm die Schädeldecke sprengen. Er schlich über den freien Platz wie einer, der sich schuldig fühlt an diesem Tod, der so plötzlich aus der Nacht gekommen war.

Er sprach mit den Bergführern und hatte Furcht vor ihren Augen. An der Ostwand der Weißen Frau hatten sie ihn gefunden. Er war vom oberen Couloir auf den Gletscher hinabgestürzt. Sie waren neun Stunden unterwegs mit dem Leichnam. Sie baten den Ingenieur, er möchte ihnen gestatten, daß sie den Geborgenen auf der Seilbahn ins Tal brächten.

Werner Golm war hilflos vor Erschütterung und nickte nur mit dem Kopf, denn er brachte keinen Laut aus der Kehle. Der stechende Dunst der Fackeln drang in seine Lunge. Er war zu schwach und zu ohnmächtig für dieses schwarze Schauspiel des Todes.

Svend Olsen kauerte vor der Bahre und starrte in das Antlitz des erloschenen Lebens. Der Kopf des Fremden hing tief im Nacken, die Haare flossen wirr und, vom Blut klebrig durchtränkt, wie ein Strom, der aus dem Hirn quillt, nach hinten, und zwei Augen, weit und glasig starr geöffnet, versuchten mit ihrem milchigen Glanz in das sternübergossene Rätsel des Himmels zu dringen.

Von diesen Augen konnte der Nordländer sich nicht abwenden. Ihm war, als würde in ihnen noch das große Urgesetz brennen, und als könne er hinter den glasigen Vorhängen auf eine Wahrheit stoßen, die ihm alle Tragik der Kreatur offenbaren müsse. Er fuhr mit der Hand über das kalte Gesicht des Toten und versuchte, die Lider wie dunkle Tücher über den unirdischen Glanz der Pupillen zu decken, um die große und unerträgliche Schwermut dieser toten Sehnsucht zu löschen; aber die Deckel fielen zurück, und die Augen gaben ihr letztes Geheimnis preis.

Und Svend Olsen, der alles Komödiantentum wie ein besudeltes Gewand von sich abstreifte, fand Worte, die er selbst in dieser Umgebung nur wirr und dumpf empfand, und die ihm hier, wo vor Minuten noch das Bacchanal der Geschlechter in wüster Leidenschaft abgerollt war, fast unsinnig und widerlich abgeschmackt erschienen. Er fuhr über den Körper des Leblosen und strich durch die Flut der Haare, so daß ihm das halb vertrocknete Blut die Hand färbte; er fand keine Trennung von der erschütternden Starrheit des Körpers und drang wie ein Suchender in das Labyrinth der opalfarbigen Augen.

„Wer du auch seist,“ sprach er, „du bist mein Bruder!“ Wandte sich um und sah Werner Golm an seiner Seite stehen und einige Beherzte, die hinzugekommen waren und lautlos verharrten. „Dieser hier ist tot. Hunderttausende sterben in dieser Stunde, und es tritt keine Störung ein im Lauf der Weltgesetze und in der Bahn der Millionen Sonnen, die in uns und über uns kreisen. Aber jeder einzige unter den Millionen stirbt nur einmal, und sein Tod ist die letzte und höchste Konsequenz, gegen die er sich mit äußerster Macht gewehrt hat. Jeder Körper ist auf sich allein gestellt und ein Weltall in sich. Und so ist jeder Tod das Finale eines hünenhaften Kampfes; denn kein Körper will sich aufgeben, will sich preisgeben, weil er erkennt, daß noch eine Heerschar seiner Gattung und Art neben ihm lebt. Jedes Individuum ist einsam und einmalig und kann nicht wiedererstehen in gleicher Form und von gleichem Geist und Gesetz besessen.“

Es ist Widersinn und Tollheit, was er hier redet, dachten sie und wünschten ein Ende. Sie hatten Furcht vor diesen Worten und waren von rieselnder Kälte angepackt.

„So ist auch dieser Tod eine kosmische Dämmerung, so ist auch dieser Tod der Untergang eines Weltalls.“

Die Führer standen düster verschwiegen und verstanden ihn nicht. Sie zogen die Brauen zusammen und verwünschten das Geschwätz.

„Löscht alle Lichter aus!“ rief Werner Golm und kämpfte gegen den Schmerz, der aus seiner Brust brechen wollte.

Da versanken die elektrischen Strahlen, die farbigen Ampeln wurden schwarz und blind, und mit der aufdringlichen Fülle des Lichtes flüchtete das Meer fremder Sinnlichkeit, das sie in die Berge getragen hatten. Der Odem tiefer Gebirgsnacht blies über die Menge, die fröstelnd zusammengedrängt auf dem Plateau stand und in den roten Schein der Fackeln starrte, in die der Südwind stieß, daß sie wie brennende Fahnen zu beiden Seiten des einsamen Menschen flatterten, den der Berg zu sich heimgeholt hatte.

Cornelie stand abseits an einen Fels gelehnt und weinte. Sie war zum erstenmal allein in ihrem Leben, fühlte zum erstenmal die Nähe des Gespenstes, das immerwährend an der Menschen Seite schreitet. Zum erstenmal auch stand sie der Maske des Todes gegenüber und empfand die Gewißheit ihrer Schwäche. Als Golm plötzlich an ihre Seite trat, wurde sie von Schluchzen geschüttelt.

„Verlaß mich nicht, Werner! Verlaß mich nicht. Oh, ich habe nie gewußt, daß dies alles so furchtbar sein kann.“

Golm nahm sie bei der Hand und war überwuchert von Zwiespalt und Qual. Der Gedanke an Maria schob sich zwangsläufig in sein Hirn, und er war diesem Gedenken rettungslos preisgegeben. Er stand hier wie in einer Arena, wo ringsum der Kampf auf ihn wartete, und wo alle Tore geschlossen waren.

Um zwei Uhr nachts brachten sie den Toten zu Tal. Die Bergführer trugen ihn zur Seilbahn und stiegen mit ein. Werner Golm, der den Unfall in die Talstation gemeldet hatte, fuhr mit. Er saß zusammengekauert zu Häupten des Leblosen und sah das starre, friedlich übergossene Gesicht, aus dem die erloschenen Augen mit namenloser Weite und einem unstillbaren Durst hervorblühten.

Langsam rollte der Wagen über den Abgrund. Die Führer, die Lippen aufeinandergepreßt, hielten die Pechflammen weit hinaus, daß Rauch und feuriges Licht in die schlafende Tiefe tropften.

Sie trugen ihn unten in die kleine Holzkapelle, die am Rande des Waldes stand, bahrten ihn still und feierlich auf und wuschen das Blut von seiner Stirn. Einiges Arbeitervolk hatte sich noch versammelt und staute sich vor der niedrigen Pforte. Wenige traten ein, versuchten leise aufzutreten und kamen so in ein hilfloses Schlürfen, als sie mit starrem Antlitz an den Toten herantraten und die schmierigen Mützen in den Händen drehten. Zwei Wachskerzen brannten, steil und mit unruhigem Feuer.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, du Gebenedeite unter den Weibern, bitte für seine arme Seele!"

Es war ein Bergführer, der es sprach. Er kniete vor der kleinen Madonna, die in einer Nische stand, hatte den klobigen Rücken gekrümmt und das verwitterte Haupt tief gebeugt. Da trat der Kamerad an seine Seite, schlug nieder auf die Knie und beugte den stahlharten Körper mit der verbrannten Haut vor der Macht seines Glaubens.

Sie verließen die Kapelle, und Golm ging als Letzter, still und mit wankenden Schritten. Unter der Pforte streifte eine Gestalt an ihm vorüber. Es war Maria Dieffenbronner.

Er glaubte nicht an die Wirklichkeit dieser Erscheinung und trat ins Freie, wo er Klaus Dieffenbronner bei den Bergführern stehen sah. „Wie kommt ihr — hier — her — jetzt?" fragte er beklommen.

Dieffenbronner wandte den Kopf nach ihm und sprach, während er den Führern die Hand reichte: „Wir haben es zufällig gehört; ganz zufällig! Geh nach Hause, Werner Golm! Es ist spät in der Nacht."

Das klang wie eine Abweisung; ein Fremder sprach zu ihm. Er ging niedergedrückt unter der Last dieses Befehls.

Golm verlor sich im Dunkel, streifte zwischen hohen Bäumen vorbei und fand sich spät nach Hause, als der neue Morgen schon aufkeimte und die ersten Amseln schlugen.

Maria Dieffenbronner kauerte vor dem Toten, hatte sich, beide Arme aufgestützt, über ihn gebeugt und war in die Betrachtung seiner Starrheit versunken, sog das stumme Ausgelöschtsein in sich hinein und wurde eingehüllt von der fern klingenden Melodie des Todes, der ungerührt blieb vor solchem Geschehen. Sie forschte nach Gemeinschaft und fand keine Antwort mehr; denn dieser Körper, der vor ihr lag und wie eine verzuckte Flamme war, schien nur noch Gehäuse, aus dem Herz und Denken und jedes Gefühl tiefsinniger Bruderschaft geflohen waren. Sie wandte sich ihrem Vater zu, der aufrecht stand und gerade und mit weitgeöffneten Augen in die flammenden Zungen der Kerzen starrte. „Er trägt das Antlitz des Berges", sprach sie und schaute zu ihm auf. Dieffenbronner nickte, und seine Augen wurden feucht überglänzt.

Sie fanden wenige Papiere und Aufzeichnungen bei ihm, nicht aber seinen Namen und seine Herkunft. Er mußte eine Art Dichter oder Schriftsteller gewesen sein; denn unter seinen Papieren war eine begonnene und fast zu Ende geführte Dichtung, die den Titel trug: „Kantate in Moll. Die Novelle meines Lebens." Sie lasen diese Aufzeichnungen und bargen sie wieder in seiner Brusttasche.

„Vielleicht, daß sein Tod nicht unfreiwillig war. Mag sein, daß er stillschweigend abgetreten ist von einem Schauplatz, der ihm widerlich war und unerträglich. Vielleicht, daß er in die Stille geflüchtet ist. Vater, schau' ihn an, ist er uns nicht verbunden?"

Maria neigte sich voll zum Gesicht des Toten und legte zwei Finger auf die bläulich harten Lippen, die eine letzte Antwort schuldig geblieben waren; verschloß so seinen Mund, der ohne Worte und Gebärde war, als wolle sie sein Schweigen noch dunkler und unergründlicher gestalten. Sie lag über ihm wie ein gestürzter Vogel mit geweiteten Schwingen und war ihm tief geschwisterlich verbunden; denn er trug das Antlitz des Berges.

X.

Am Nachmittag des folgenden Tages wühlte Svend Olsen aus den Koffern sein altes norwegisches Bergsteigergewand und die genagelten Schuhe hervor. Er kleidete sich um, packte den Rucksack und prüfte Seil und Pickel. Es trieb den Nordländer hinauf; er fühlte das alte Blut in sich kreisen, wurde unsichtbar angerufen vom verlassenen Bergland seiner Heimat und dachte an Gletscher und Gjäle und Treibeis. Der Tote, der unten in der Kapelle lag, hatte ihn gerufen. Über eine Stunde war er über die Karte der Sifantagruppe gebeugt, verfolgte die verschiedenen Anstiegrouten und rechnete die Höhen aus. Er hielt Kompaß und Aneroid in der Hand und war von tiefem Wunsche durchwärmt. Die Instrumente wurden ihm plötzlich wieder lebendig und verloren ihre schlafenden Züge, wurden ihm wieder Freunde und wie von Seele durchflossen. Gegen Abend brach er auf, allein und ohne jemand zu benachrichtigen; denn er fühlte einen Ekel vor dem Jahrmarktgesicht des Tales, fühlte Abscheu vor sich selbst, da er mitten durch diesen Schlamm gewatet war und wie von einer Krankheit angefressen schien.

Baden, dachte er, baden; denn an mir hängt der Schmutz wie Ungeziefer.

Er stieg über die steinerne Halde hoch, gewann rasch die Höhe und sah rechts an den Baumgrenzen den Einödhof liegen. Nach zwei Stunden Anstieg erreichte er den Fels, der noch heiß war von der Sonne, deren letztes, glühendes Segment über der Silvafluh brannte. Er stieg über den Fels, langsam und mit geübten Schritten, hielt sich westlich von der allgemeinüblichen Anstiegroute und erreichte so den imposanten Osthang des Geierkopfes. Vor der Wand stehend, kam ihm der Wunsch, auf den Gipfel zu steigen, um von dort aus über den leichten Felsgrat nach der Sifantahütte zu traversieren. Bald kam er ins Klettern; er zog die Bastschuhe an, und das Gewirr der Felsen wurde immer chaotischer. Er stand allein in diesem Steingarten der Jahrtausende, und als er die Brust dehnte und den Hauch der Einsamkeit fühlte, da kamen Kraft und Sehnsucht nach Fels und Grat mächtig über ihn, und er nahm die Herbheit dieser Stunde wie ein Geschenk. Voll des seligen Bergsteigergefühls kletterte er höher, mußte ohne Seil über die Steilwand und kam zuletzt in den Dieffenbronner-Kamin, einen wundervoll kühnen Anstieg, der bei dem Alleingänger ein großes Maß von Können und Sicherheit voraussetzte.

Svend Olsen stieg in den Kamin und fühlte keine Furcht vor der totenhaften Verlassenheit des Felsgewirrs. Der Spalt wurde enger, und er sah, daß aus einer Ader müd und spärlich ein blinkendes Wasser rieselte. Dann hing er im letzten Schacht, Rücken und Füße gegen die nackten Wände gestemmt und unter sich den Tod im Trümmerhaufen zerborstener Felsbrocken. Als er oben war, mit Händen und Füßen auf eine Felsplatte kroch, richtete er sich erstaunt auf und genoß das Wunder seiner Verlassenheit. Scheu brach die Nacht herein und kroch schwer und ohne Stimme aus den Tälern. Svend Olsen ging die wenigen Schritte bis zu dem 3112 Meter hohen Gipfel und setzte sich eine Weile auf den Fels nieder. Und die Heimat wuchs aus seiner Brust, und er wurde von stiller Traurigkeit befallen. Er saß mit gesenktem Kopf und war wie ein Pilger, der nach dem Herzen seiner Jugend sucht und nicht mehr durch die Mauer der Jahre kann, die sich heimlich und fast mit magischer Hast getürmt hatte und ihm plötzlich zeigte, daß er jenseits stand.

Als er sich hochreckte und ringsum die Gipfel sah, war das letzte Licht gesunken, und er machte sich auf den Weg nach der Sifantahütte, wo er die Nacht über bleiben wollte, um am frühesten Morgen den berühmten Gipfel zu ersteigen, der jetzt drüben in den wandelnden Schatten der Dämmerung lag und wie ein steinerner Bruder zu ihm herüberschaute. Über den Nordgrat hinabkletternd, gewann er rasch das Joch. Jenseits des kleinen Kars sah er die Sifantahütte liegen. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und ein schwacher Lichtschimmer, der sich durch das blaue Dunkel quälte, drang bis herüber zu ihm. In der Hütte brannte Licht. Olsen stieg über das Kar, mühselig und mit vorsichtigen Schritten; denn die Steine wichen unter seinen Füßen, und oftmals stießen kleine Geröllawinen grollend über den Hang hinab. Dann kam der Firn, schlafend und von tiefen Schatten durchsetzt. Die Schritte wurden fast lautlos, als Olsen nun langsam aufwärts stieg und das Licht in der Hütte immer heller und blinkender wurde.

Der Himmel hatte sich verändert und wurde eine weite, grenzenlose Wiese, auf der die funkelnden Blumen der Sterne blühten. Vor der Hütte blieb Olsen stehen, holte tief Atem und warf seine Blicke über die schlafenden Riesen, die ihn umgaben, und deren Größe in der Reinheit dieser Nacht noch gewaltiger wurde. Aber die Nacht im Busen wurde wundersam durchleuchtet vom Glanz, der ihn umfangen hielt und fleckenlos war und wie Atemzug der Ewigkeit.

Er wandte sich nach der Hütte und spähte durch die kleinen Scheiben. Eine Kerze brannte auf dem Tisch, und davor saß, in sich versunken, ein Mann und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Der Anblick war von einer tiefen Inbrunst verklärt und so voll Ernst und Verlassenheit, daß der Späher lautlos blieb und unbeweglich; und immer nur das große Erleben in sich einsog und auf das Bild starrte, das, wie aus der Tragik des großen Geschehens kommend, in diese tiefe und unaussprechliche weite Nacht geworfen schien. Lebendig an dem Bild schien nur die Kerze, die ungeduldig brannte, wie von Schwere überfallen, daß sie solch grüblerische Trostlosigkeit mit ihrem gelb flackernden Leben beleuchten müsse.

Jetzt hob der Mensch in der Hütte langsam den Kopf, öffnete die Augen weit und von schleichender Nähe wissend, und dann trafen sich vier Augensterne und versuchten eine Brücke zu schlagen von Herz zu Herz, von Seele zu Seele.

Svend Olsen erkannte, daß es Werner Golm war, und daß der Kampf nackt und unverhüllt in seinem Gesicht stand. Er trat in die Hütte, ging auf den Ingenieur zu und reichte ihm die Hand.

„Ich komme von den Bohrstellen oben beim Silberkamm und will hier die Nacht verbringen", sprach Golm. „Warum steigen Sie allein hierherauf? Kennen Sie die Berge hier?"

„Ich kenne sie nicht. Es hat mich — wie soll ich Ihnen das sagen? Es hat mich —"

„Es hat Sie getrieben! Ich weiß das; ich kenne das; ich habe das schon mitgemacht, Herr Olsen."

Der Norweger ging zum Ofen und legte Rucksack und Pickel ab. Dann saßen die beiden am Tisch und fanden nur wenige Worte, weil ihre Gedanken ins Uferlose schweiften.

Zuerst Olsen: „Das hat mich plötzlich so gepackt, daß ich keine Ruhe mehr hatte. Ich mußte hinauf. Ich habe bei allen Teufeln und Höllengeistern nie gewußt, daß der Berg so seine Arme nach einem strecken kann. Soll ich Ihnen etwas sagen, Herr Ingenieur: ich glaube, daß ich bald hier verschwinde. Dieser Bahnbau ekelt mich an, und der Tanz der Geschlechter gestern hat mir den letzten Rest gegeben. Man fühlt sich so erbärmlich unsauber."

(Fortsetzung folgt.)



Bergdorf. Gemälde von Prof. Felix Bürgers.

Filmstars in Ekstase



Furcht angesichts der kommenden Katastrophe.
Alfred Abel (kniend) als Fredersen, Schöpfer von Metropolis, im „Metropolis“-Film. (Phot. Ufa.)



Haßerfüllte Wut und ängstliche Besorgtheit.
Karl Klock als Berthold und Mady Christians als Lore in dem Film „Der Sohn der Hagar“. (Phot. Fox-Film.)

Der Film ist stumm. Ausdruck und Wirkung liegen bei ihm im rein Visuellen. Was wir durch die Kultur der Worte seit der Erfindung der Buchdruckerkunst längst verlernt haben, die Sprache der Mienen und Gebärden, eine sichtbare Korrespondenz der unmittelbar verkörperten Seele, viel individueller und persönlicher als die Sprache der Worte, vermag uns daher der Film aufs neue wiederzugeben.

Filmkunst ist also Flächenkunst, lediglich auf Sichtbarkeit beruhend, Photographie eingefangenen Lebens. In ihr soll der Mensch am stärksten wirken, denn hier entscheidet nicht die intellektuelle Bewunderung, sondern die Imponderabilien der persönlichen Sympathie. Bei einem guten Filmschauspieler läßt sich daher auf dem Gesicht das Ringen der Seele mit seinem Schicksal deutlich erkennen. Das Mienenspiel drückt die innersten Empfindungen aus. Es ist eine Lyrik, die in ihren Ausdrucksmitteln unvergleichlich reicher und differenzierter ist als jede Literatur. Überhaupt ist der Gesichtsausdruck vielstimmiger als die Sprache. Während das Aufeinanderfolgen der Worte wie das Nacheinander der Töne einer Melodie erklingt,



Ausdruck der Schicksalsungewißheit.
Brigitte Helm im Ufa-Film „Am Rande der Welt“.

können in einem Gesicht die verschiedensten Dinge wie in einem Akkord gleichzeitig erscheinen. Das Verhältnis dieser verschiedenen Dinge zueinander ergibt dann die reichsten Harmonien und Modulationen. Ein Wort muß zu Ende gesprochen sein, bis das neue beginnt. Eine Miene dagegen kann schon die andere in sich hineindringen lassen. Was in Worten und Sätzen ausgedrückt wird, verflacht gar leicht, wogegen die Mimik abgründige Tiefen hat. Da der Film keine psychologischen Erklärungen zuläßt, muß die Möglichkeit jeder seelischen Wandlung von vornherein sichtbar sein; er bedingt deshalb eine außerordentliche Feinheit und Sicherheit des Mienenspiels, zumal in ernsten und tragischen Momenten. Ein Wort kann zurückgezogen oder umgedeutet werden, doch nichts entblößt das Innere und die Gedanken so völlig wie ein Gesicht. In einem künstlerisch wertvollen Film wird daher auch die dramatische Entscheidung jedesmal in der Großaufnahme eines Mienendialogs liegen, der ungleich wirkungsvoller als ein Wortgefecht ist. Der Ausdruck des Gesichts läßt den Stoff und die Substanz des konkreten Lebens fühlen, um die tiefsten Gründe der Seele zu offenbaren. Dieses alles menschlich echt und überzeugungstreu zum Ausdruck zu bringen, ist eine der schwierigsten Aufgaben, die dem Filmkünstler erwachsen. Otto Behrens.



Vor unentrinnbarer Gefahr.
Der Erfinder Rotwang (Rudolf Klein-Rogge) versperrt Maria (Brigitte Helm) den Weg. (Aus dem „Metropolis-Film“ der Ufa.)

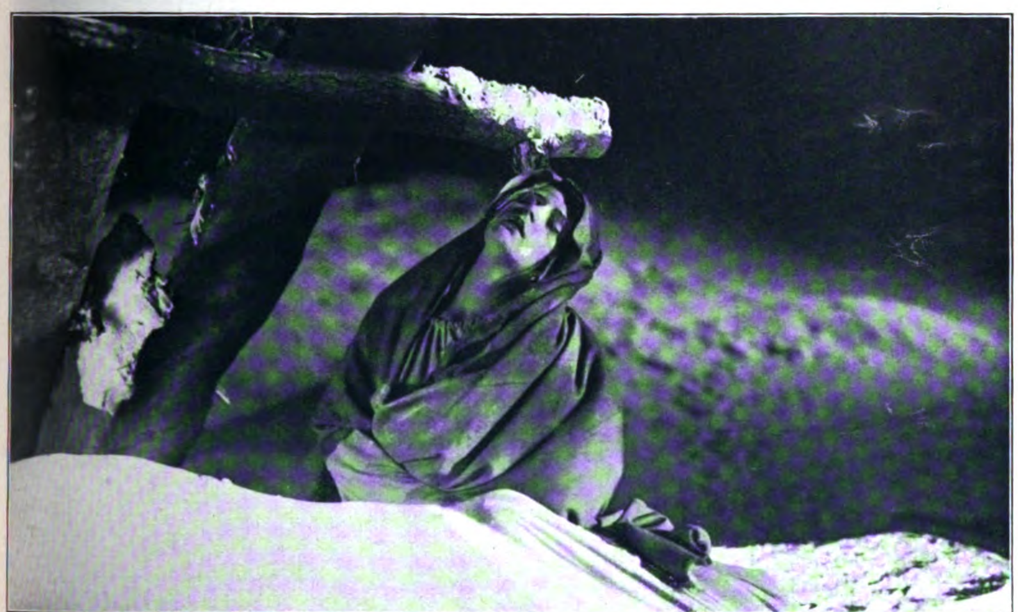




Mimik furchtbarsten Schreckens.
Eine Fabrik-Explosionskatastrophe (mit Werner Fuetterer) aus dem Ufa-Film „Die Brüder Schellenberg".

Links:

Erkenntnis der Ausweglosigkeit.
Helga Thomas, der neue Ufa-Star, in dem Großfilm „Der Mann im Feuer".



Erschöpfung und Verzweiflung.
Camilla Horn als Gretchen im „Faust"-Film der Ufa.



Hilfloses Entsetzen.
Camilla Spira als Marlene bei einem Überfall im National-Film „Brennende Grenze".



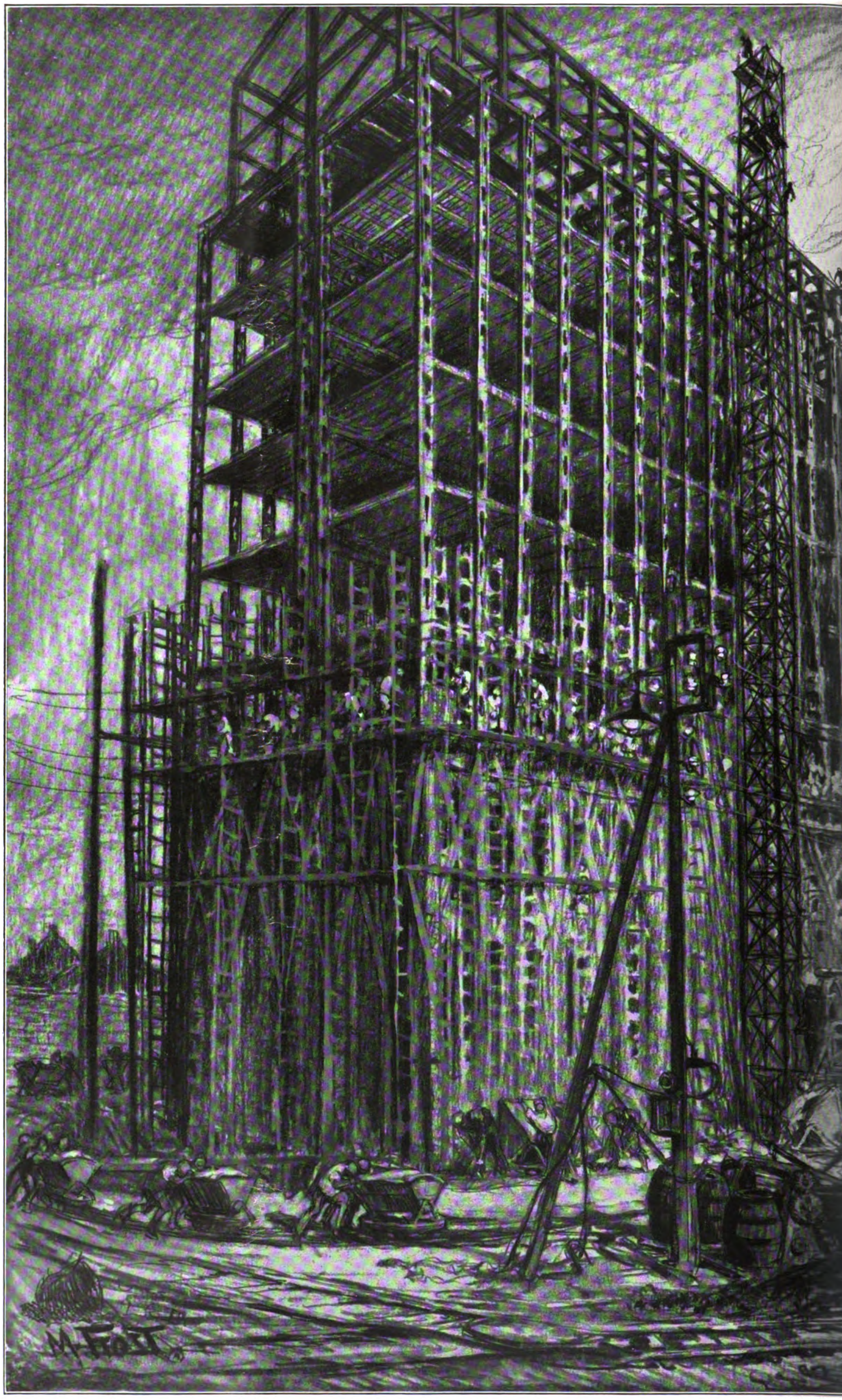
Lähmende Überraschung.
Emil Jannings im Ufa-Film „Tragödie der Liebe".



Zwischen Schmerz und Wahnsinn.
Conrad Veidt und Agnes Esterhazy in dem Sokal-Film „Der Student von Prag".

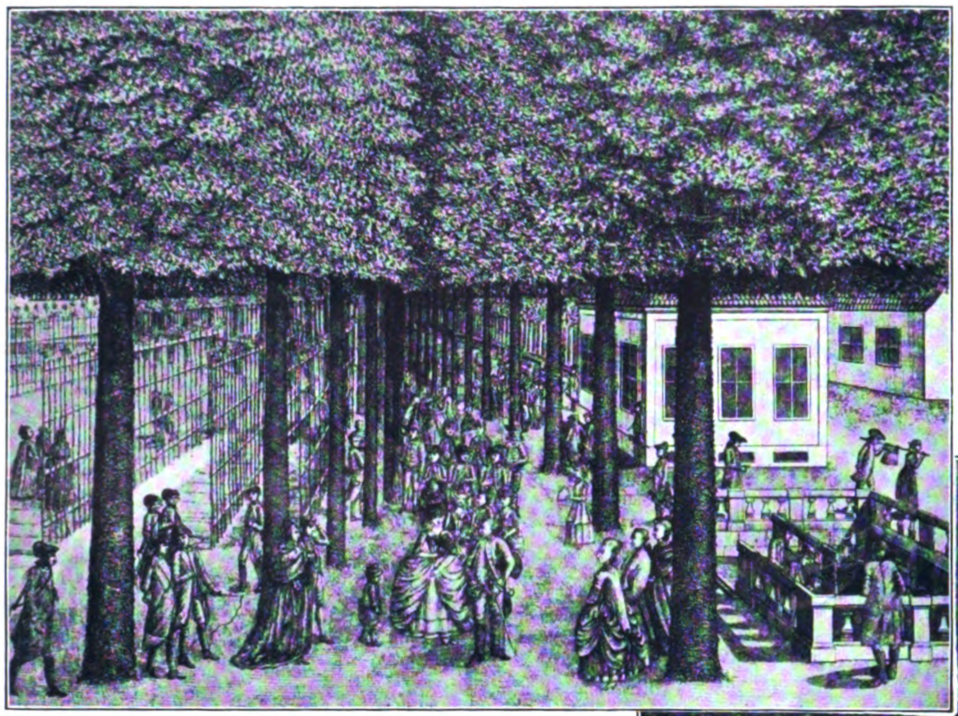
Berlins erstes Industriehochhaus: Das im Bau befindliche, elfgeschossige Schaltwerk der Siemens-Schuckertwerke in Berlin-Siemensstadt.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.





Das Bauwerk ist 45,3 m hoch und 175 m lang. Bei seiner Errichtung wurden zunächst 3300 t Eisenkonstruktion mit Hilfe eines gewaltigen, über das ganze Bauwerk fahrenden Portalkrans aufgestellt und hierauf 30000 qm Eisenbetondecken eingezogen; dann ummantelte man die eiserne Stützenkonstruktion und schloß sie durch Füllmauerwerk. Hierzu waren über 4,3 Millionen Steine (dies entspricht etwa 10000 cbm Mauerwerk) nötig. Die Bauzeit betrug ungefähr ein Jahr.



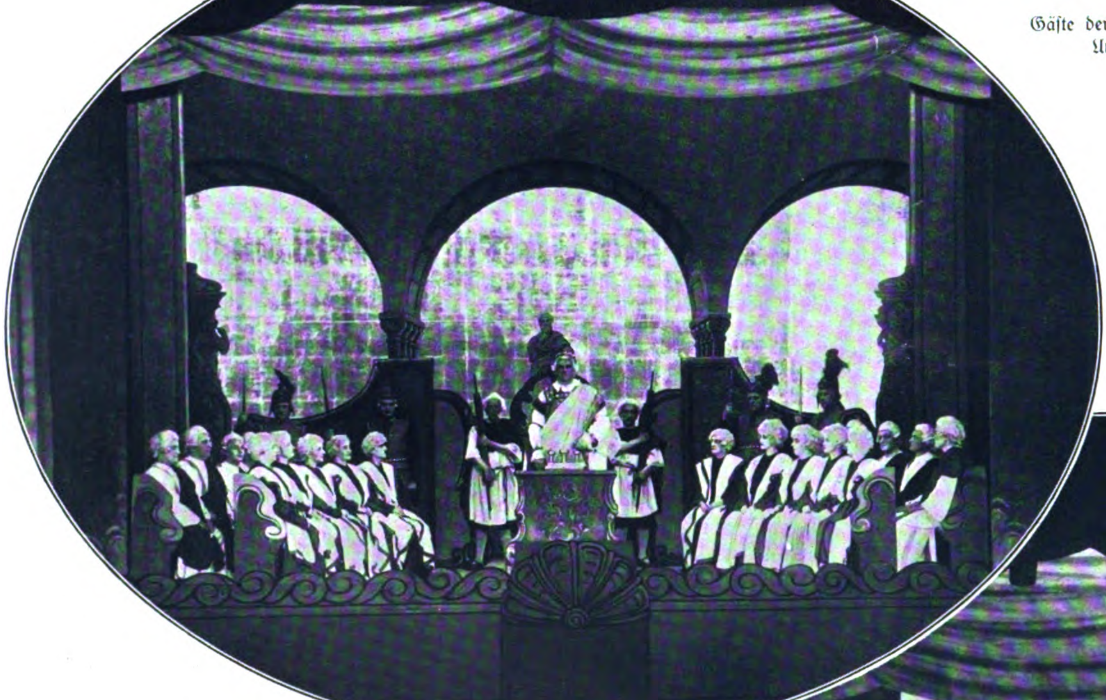
Promenade in Lauchstädt. Nach einem Stich aus dem Jahre 1777 im Besitz des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig.



Gäste der Festaufführung am 13. Juni, die zu Ehren der medizinischen Fakultäten der Universitäten Halle-Wittenberg und Leipzig stattfand, vor dem Theater.

JUBILÄUMS-FESTSPIELE IN LAUCHSTÄDT

Zur Erinnerung an die vor 125 Jahren unter Goethes Leitung erfolgte Einweihung des Lauchstädter Theaters



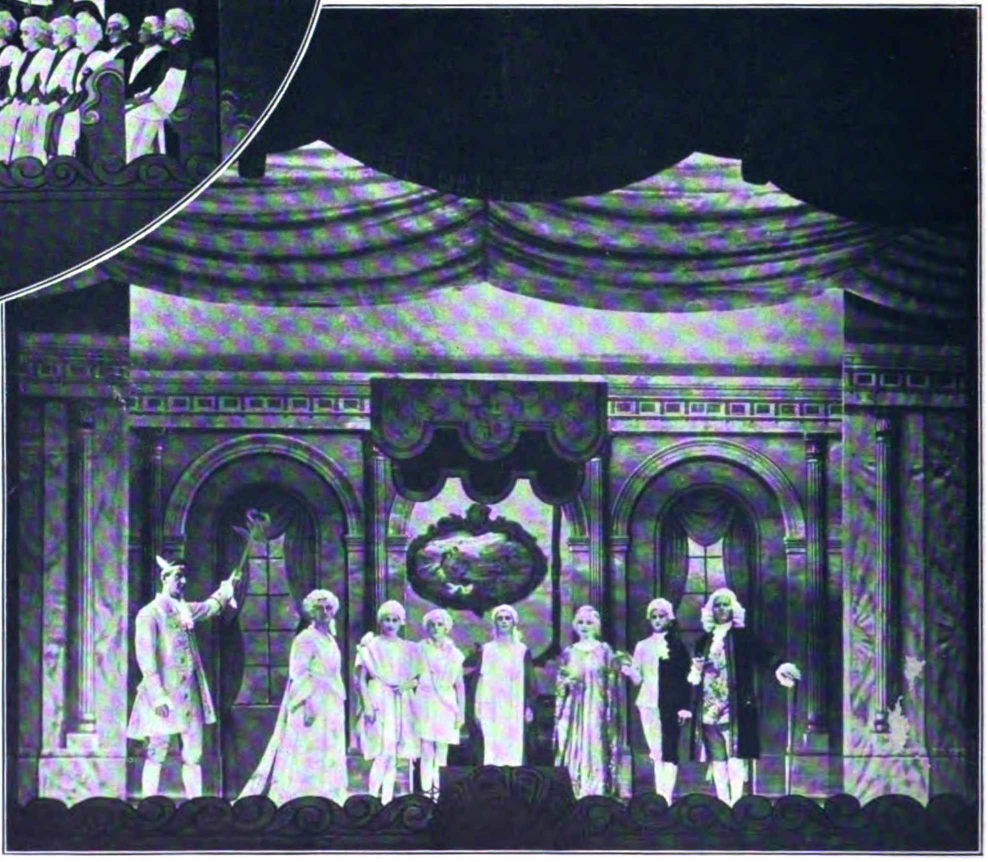
Von der Festaufführung am 13. Juni: Bühnenbild aus der Oper „Titus“ von Mozart mit Benno Haberl als römischem Kaiser Titus.

In dem während des 18. Jahrhunderts von den sächsischen und thüringischen Höfen bevorzugten Badeort Lauchstädt bei Merseburg erfreut sich das Kurtheater einer besonderen Anziehungskraft. Im Jahre 1785 hatte der Weimarer Schauspieldirektor Joseph Bellomo ein Schauspielhaus errichtet und veranstaltete dann während der Badesaison dort seine Vorstellungen. Das war freilich ein recht kümmerlicher Musentempel, hier und da drang der Regen durch, und die Studenten nannten das Gebäude eine „Schafhütte“. Nach der Gründung des Weimarer Hoftheaters im Jahre 1791 kaufte Herzog Karl August das Bretterhaus von Bellomo, und bald spielte hier die Truppe des Weimarischen Hoftheaters. Da der Bau den Ansprüchen durchaus nicht mehr genügen konnte, nahm sich Goethe energisch des Planes an, ein neues Theater zu errichten. Langwierige Verhandlungen mußten vorausgehen, ehe endlich im Februar 1802 die Bauarbeiten beginnen konnten, und fünf Monate später stand das neue Theatergebäude bereits fertig da.

Am 26. Juni wurde dann unter Goethes Leitung vor einer illustern Zuschauerschar, unter der sich Friedrich August Wolf, Reichardt, A. W. Schlegel, Schelling und Hegel befanden, das neue Schauspielhaus mit der Mozartschen Oper „Titus“ eingeweiht. Ihr ging das von Goethe verfaßte symbolisch-allegorische Vorspiel „Was wir bringen“ voraus. Die Rolle der Phone in „Was wir bringen“ und die des Sextus in „Titus“ hatte Caroline Jagemann, die vielbewunderte und vielbeneidete Sängerin und Schauspielerin, inne, deren mächtigem Einfluß auf der Weimarer Bühne selbst Goethe schließlich weichen mußte.

Nun, 125 Jahre später, gab man, dem Programm von 1802 folgend, wieder die beiden Stücke bei der Eröffnung der Jubiläums-Festspiele. Am 10. Juni kamen auf Einladung des Landeshauptmanns von der Provinz Sachsen die in Magdeburg tagenden deutschen Theaterleiter und die Teilnehmer am Kongreß für Ästhetik in Halle zu einer Sonderaufführung nach Lauchstädt, und die letzte Festaufführung am 13. Juni fand zu Ehren der medizinischen Fakultäten der Universitäten Leipzig und Halle-Wittenberg statt.

Goethes Vorspiel enthält zahlreiche Anspielungen auf die deutschen, insbesondere Weimarer Theaterverhältnisse seiner Zeit usw., und die Handlung von Mozarts „Titus“ tritt dem Zuschauer von heute kaum nahe. Aber wenn auch der Inhalt der Stücke uns jetzt fern und fremd erscheint, der eindringliche Zauber von Würde und Tradition verklärte die Aufführungen, bei denen die Mitglieder des Deutschen Nationaltheaters in Weimar glänzend spielten.



Rechts: Szene von der Aufführung des Vorspiels „Was wir bringen“ von Goethe. Von links nach rechts: Otto Graf als Reisender (Merkur), Martha Kaibel-Schiffel als Mutter Marthe, Friedel Nimschofsky als Knabe, Margarethe Schulze als Nymphe, Rose Weber als Pathos, Mali Trummer als Phone, Cläre Falke als Knabe und Bruno Böning als Vater Märten.

Blühende Steine

Mit Abbildungen nach Aufnahmen der „Gartenschönheit“ Berlin





Steingarten-Idyll am Kleinweiher. Im Wasser Tannenwedel und Pfeilkraut, auf dem Steinrand silberbesponnene Sempervivien, das Ganze umrahmt von japanischem Ahorn und Kriechwacholder.



Kissenprimeln (Primula acaulis) am Fuße der Trockenmauer.

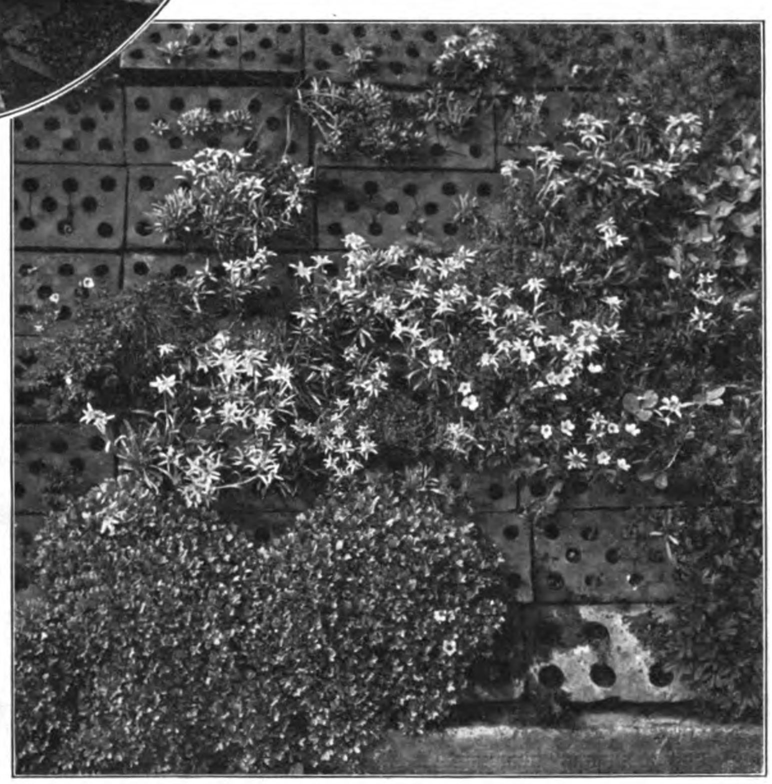
Im Oval: Zwergelfenbeinginster auf Gestein, zwischen dessen Fugen sich Sempervivien eingesponnen haben.

Auch im Gartenleben unserer Tage gibt es Moden. Wir meinen nicht die großen Strömungen, in denen sich die Linien der allgemeinen Kulturentwicklung widerspiegeln, sondern die wechselnden Liebhabereien, denen sich die Garten- und Blumenfreunde ganz allgemein zuwenden. Gewisse Pflanzengruppen treten da auf einmal hervor und verschwinden wohl nach einiger Zeit wieder, um anderen Platz zu machen. Heute sind es die mit strahlenden Blütenpolstern übersponnenen Steine, die sich allenthalben in den Gärten der besonderen Vorliebe erfreuen. Wer durch die Gartenvororte unserer Großstädte geht, wird immer wieder die Steinterrassen, die regelmäßig oder unregelmäßig gebildeten Steinformationen, die mit Steinen abgebauten Böschungen, die Treppen aus Natursteinen, aus deren Fugen heraus es blüht, beobachten können. Beim Steingarten dürfte es sich aber nicht wie sonst um eine vorübergehende Mode handeln. Jeder, der sich einmal mit ihm beschäftigt, wird immer tiefer in die Reize dieses Blumenlebens verstrickt und wird, sofern er überhaupt Sinn für die Blumenwelt hat, nicht wieder davon loskommen, zumal der Steingarten gegenüber dem ebenen Garten eine große Bereicherung unseres Gartenbildes und Blumenerlebens bietet.

In seinem Ursprung auf den chinesischen Garten zurückgehend, hat der Steingarten seine höchste Vollkommenheit in Japan erreicht. Er paßt ganz besonders in unsere heutige Zeit, in der sich so viele Kleingärten entwickeln, da er auch dem kleinsten Gartenraum etwas von dem unerschöpflichen Pflanzenreichtum des modernen Gartenwesens vermittelt. Der Steingarten läßt sich in regelmäßiger wie unregelmäßiger Form durchführen und in Garten und Park in gleicher Weise eingliedern. In Verbindung mit fließendem wie auch mit stehendem Wasser bieten sich in geschickt angelegten Steingärten Möglichkeiten zur Schaffung reizvoller Gartenbilder. —

Die Anlage von Trockenmauern und Steingärten setzt eine gewisse Vertrautheit mit dem Material, aus dem sie erbaut werden, und mit dem Pflanzstoff, der in ihnen verwertet werden kann, voraus. Zur Trockenmauer wie zum Steingarten kann man verschiedenartiges Gestein verwenden, seien es geschichtete Gesteine, wie Kalk, Sandstein, Tonschiefer, seien es auch Feldsteine, Findlinge u. dgl. Kunststeine und Ziegel werden selten verwendet. Gewachsenes Gestein muß die nötigen Risse und Fugen aufweisen. Der ohne Mörtel geschichteten Trockenmauer gibt man, je höher sie ist, desto mehr Schräge.





Edelweiß an Mauerwerk von flachen, durchlochten Ziegeln über leicht schrägem Erdwall.

Links nebenstehend: Sonnenröschen und Staudennelken im Hohlweg, einer der geeignetsten Formen in der Steingartengestaltung.



Truhendeckel in Limoges-Email.



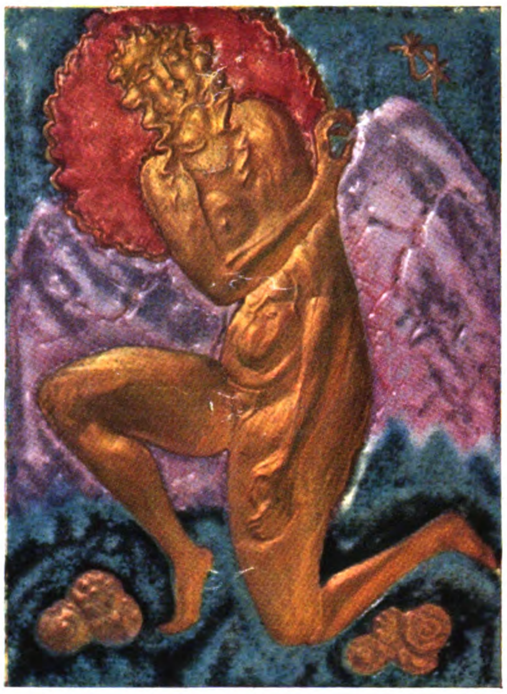
Flügelaltärchen aus Kupfer mit Emailmalerei.



Dosendeckel in Stegemail.



Silbergefaßter Anhänger mit Emailmalerei auf Goldgrund.



Reliefbild mit Email, zum Teil vergoldet.



Silbergefaßter Anhänger mit Emailmalerei auf Goldgrund.



Armreif, Serviettenringe, Schmucknadeln, Fingerring und Schmuckdöschen (die beiden links mit Email paillonné).

Neuzeitliche Emailkunst: Arbeiten der Kunsthandwerkstätte für Email an der Höheren Schule für Frauenberufe in Leipzig. Leiter der Kunsthandwerkstätte: Curt Hasenohr, Mitglied des Deutschen Werkbundes.

(Vgl. hierzu den Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben“.)

BESESSENHEIT.

NOVELLE VON HANS BRECHT.

Berlin, die Stadt der Millionen, des gesteigerten rauschenden Lebens für viele und der bangen, verhüllten Einsamkeit derer, die sehen und hören und dennoch, in tragischer Schicksalsverkettung, Einsame bleiben, ergab sich der Romantik des scheidenden Jahres.

Über der Stadt gähnte schwarz und abgrundtief die Nacht, aber durch die Straßen wogten weiße, blendende Lichtströme. Ein spukhafter Lärm, der Geschäftigkeit, nervöse Unruhe, rastloses Jagen nach unbekannten Zielen zu künden schien, drang mißtönend in die Stille der Häuser.

Bertold Fried stand unschlüssig am Fenster...

Er überlegte. Sollte er Anja aufsuchen, die schöne, leichtsinnige Anja? Er sah auf die Uhr: eine halbe Stunde vor Mitternacht! Es war zweifelhaft, ob er Anja noch in der Weinklause begegnen würde, denn sie pflegte mit ihren Freunden um diese Zeit — nachdem der Wein seine Wirkung getan! — in einem der prunkvollen Tanzpaläste der Friedrichstraße bei Jazzmusik und schäumendem Sekt ihr dionysisches Dasein fortzusetzen — unbesorgt um den kommenden Tag, der die Ernüchterung brachte, unbesorgt überhaupt in allem, was die fernere Gestaltung ihres Lebens betraf. Aber schließlich, fuhr er in seinen grüblerischen Gedanken fort, was habe ich damit zu schaffen? Soll ich diesen Nachtfalter zu ernster Einkehr mahnen, ihr eine würdevolle Predigt halten und mich am Ende einem spöttischen Gelächter aussetzen?

Immerhin, er wollte den Tag nicht in der einschläfernden Stille seines Junggesellenheims beschließen, zumal ihm die Lektüre eines Romans, den man ihm als besonders fesselnd und aktuell empfohlen, nachgerade unerträglich geworden war. Irgendein Café oder Restaurant, so entschied er vorbehaltlich, würde genügen, die Eintönigkeit des Alleinseins angenehm zu unterbrechen.

Er wandte sich um, das Auge noch von den vielfach wechselnden Bildern der Straße erfüllt. Aus dem hohen, schon etwas altertümlichen Wandspiegel, der im goldenen Feuer des Kronleuchters widerstrahlte, grüßte ihn sein eigenes Konterfei. Er neigte sich unwillkürlich ein wenig nach vorn und betrachtete sein zweites Ich. Zwei vordem kaum merkliche Falten zwischen den dunklen Brauen, die er nie sonderlich beachtet hatte, traten in dieser Nacht deutlich in die Erscheinung; sie glichen tiefen senkrechten Schnitten, die erst die Glätte der hohen, kantigen Stirn versöhnend ebnete. Schienen nicht auch die stahlgrauen, sonst scharf und klar blickenden Augen heute weniger lebhaft? Es war sonderbar, wie diese Augen jetzt in ihre Höhlen zurücktraten, wie ein leichter grauer Schatten ihr Licht zu trüben vermochte. Bertold Fried war keineswegs geneigt, etwa nach Ursachen seelischer Art zu suchen, er begnügte sich vielmehr mit einer wissenschaftlichen Deutung. Ein sehr natürlicher Vorgang, spintisierte er: da ich unterhalb der den Raum erhellenden künstlichen Lichtquellen mich bewege, das Licht aber nicht mit der Intensität der Röntgenstrahlen die Stirn, die den natürlichen Schutz meiner Augen bildet, durchleuchtet, so bin ich lediglich das Opfer einer wohl kaum tragisch zu nehmenden Täuschung...

Er prüfte Sitz und Faltenwurf der mattgetönten, elegant gebundenen Krawatte, kleidete sich mit peinlicher Sorgfalt an, schaltete das Licht aus und ging.

Durch die nächtlichen Straßen wehte ein kalter, schneidender Wind, begleitet von Schneestürzen, die in unregelmäßigen Zwischenräumen, bald stärker, bald schwächer werdend, die strenge Herrschgewalt des Winters proklamierten. Bertold Fried war seit je ein Freund der herben Männlichkeit dieser Tage gewesen... Die weißen glitzernden Flocken führten einen tollen, ausgelassenen Reigen auf, ehe sie starr und ermattet zu Boden fielen. Die Kälte schien gegen Mitternacht noch anzuwachsen, einen grauen, frostigen Morgen verheißend.

Die vorgeschrittene Stunde trieb ihn zu größerer Eile an. Er hatte das vage Empfinden, als erwarte ihn jemand, und als müsse er einem Ziele zustreben, das noch im Dunkeln lag. Er bog in die Potsdamer Straße ein. Der breite, granitne Bürgersteig war von einer dünnen Schneedecke überzogen, die längs der Baumreihe kreuz und quer von Fußtapfen verspäteter Passanten durchwirkt war. Lichtreklamen funkelten beredt von den Fronten der Häuser, zauberten eine verwirrende Fülle von Namen, Schlagwörtern und Werberufen hervor. In wenigen Minuten erreichte er den Potsdamer Platz. Hier, an der Peripherie eines fiebernd pulsierenden Verkehrs, unweit des Fernbahnhofs, beim Anblick des Menschenstroms, der sich eilends über die jeweils freigegebenen Passagen bewegte, der überfüllten, betriebsamen Lokale, Kaffeehäuser und Hotels, blieb er zögernd und Umschau haltend stehen. Zeitungshändler, mit stampfenden Füßen die Kälte abwehrend, priesen ihre Zeitschriften an; armselige, vom Elend gezeichnete Gestalten boten bittend in frostverkrampften Händen Zündhölzer oder andere Kleinigkeiten feil.

Ein Graubärtiger, mit entzündeten Augen im bläulich schimmernden Gesicht, hinkte auf Bertold Fried zu.

„Zündhölzer gefällig, Herr?" Etwas dringlicher setzte er hinzu: „Der Hunger wühlt mir in den Eingeweiden."

Fried erstand eine Schachtel und zahlte mit einer Mark.

„Ich kann Ihnen leider nicht wechseln, Herr."

„Schon gut, behalten Sie!"

Der Alte stammelte seinen Dank und wollte gehen. Da hielt ihn Fried mit einer Frage zurück.

„Wie können Sie dieses hoffnungslose Leben ertragen?"

„Wissen Sie, daß Betrunkene glücklich sind, weil sie keinen Schmerz mehr empfinden? Je größer die Not, um so mehr wird getrunken, Herr. Im Rausch erträgt man das Leben leichter..." Er schleppte sich schwerfällig an seinen Standort zurück.

Das also ist das Ende, folgerte Bertold Fried; aber vielleicht hat der Alte mit seiner Philosophie des Rausches nicht ganz unrecht. Er entsann sich, vor Jahren eine Abhandlung Baudelaires über die „künstlichen Paradiese" gelesen zu haben. Der Dichter schilderte die Visionen, die nach dem Genuß von Opium oder Haschisch vor der Seele sich auftun, die den Besessenen die Wonnen Elysiums kosten lassen, mit glühenden, schwelgerischen Farben, um sodann — ein unfreiwilliger Moralist! — die natürliche Reaktion, die grausame Pein der Gegenwirkung nach dem Erwachen als schreckendes Menetekel der Nachwelt zu überliefern. Auch der Graubärtige war ein Opfer seiner Leidenschaft. Er suchte und fand ein erträumtes besseres Dasein, Schmerzlosigkeit und Trost im nebelnden Fuselrausch, sein Unglück und das Demütigende seiner jammervollen Existenz auf Stunden vergessend, ohne Verantwortung für den kommenden Morgen — in Dämmerungen versinkend, aus denen der Schlaf den siechen Körper erlöste...

Bertold Fried stand vor der Haltestelle der Straßenbahn. Die Kolonnen der Fußgänger lichteten sich allmählich — das Finale des Tages, das in den Metropolen der Alten und Neuen Welt immer erst um Mitternacht verklingt, hatte den Höhepunkt überschritten. Die letzten Schneeflocken taumelten zur Erde, der herrische, gewalttätige Wind kapitulierte, und durch verwehte Wolkenschleier drang gespenstisch der fahle Schein des Mondes.

Eine Hand berührte seinen Arm, eine fremde, leicht erregte Stimme drang in sein Bewußtsein.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie anspreche! Sie gaben einem Invaliden eine Mark für eine Schachtel Zündhölzer."

Bertold griff hilfsbereit in die Manteltasche.

„Nicht das, mein Herr", flüsterte der Fremde. „Anderer Art ist meine Bitte."

Bertold wandte sich um und blickte in zwei schwarze, unruhig flackernde Augen, die aus einem knochigen, verwitterten Gesicht hervorsprangen und in dunklen, feindlichen Feuern sprühten. Unter dem tief in die Stirn gezogenen Hut drang ein wirres Gelock graumelierter Haare hervor.

„Verstehen Sie mich recht," fuhr unbeirrt der Fremde fort, „es handelt sich um die Finanzierung einer epochemachenden Erfindung, einer Entdeckung von ungeheurer Tragweite für die gesamte Menschheit! Nach jahrelangen, mühevollen und kostspieligen Experimenten ist mir endlich, unter Anwendung unbekannter chemischer Gesetze, die Erzeugung des Homunkulus, des künstlichen Menschen, gelungen! Was Paracelsus im sechzehnten Jahrhundert lehrte, wurde im zwanzigsten durch mich zur Wirklichkeit! Am heutigen Abend, noch vor wenigen Stunden, lebte zum erstenmal seit Erschaffung der Welt in dampfender Retorte, von elektrischen Strömen umflossen, der künstliche Mensch auf!"

Bertold, anfangs kühl, abwehrbereit, geriet mehr und mehr in den bannenden Zwang der groß angelegten, hochbeschwingten Rede. Zweifellos, sagte er sich, spricht so nur ein Phantast, wenn nicht ein Irrer, denn die Erzeugung des künstlichen Menschen ist pures Hirngespinst. Indessen will ich die Flammen einer so edlen und schönen Begeisterung nicht in der Asche meiner kantisch-kritischen Vernunft ersticken. Er erwiderte höflich:

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie einem Unbekannten entgegenbringen, Herr —"

„Lamberto."

Bertold Fried machte eine leichte Verbeugung und nannte seinen Namen.

„Bevor ich Ihnen Mittel zur Verfügung stelle, müßte ich Sie bitten, mir den künstlichen Menschen in Ihrem Laboratorium vorzuführen."

„Ich wußte ja," frohlockte Lamberto, „daß Sie einwilligen würden. Mein Laboratorium liegt allerdings im Norden Berlins, aber wir können die Entfernung im Auto binnen zwanzig Minuten bewältigen."

Bertold Fried rief einen Wagen herbei, Lamberto nannte Straße und Hausnummer. In beschleunigtem Tempo ging es dem Norden zu. In fast liegender Stellung, den Hut noch tiefer in die Stirn gedrückt, lehnte Lamberto mit verschränkten Armen an die gepolsterte Rückwand des Wagens. Er hielt die Augen geschlossen, aber das wechselvolle, zerfahrene Spiel seiner Gedanken verriet sich von Zeit zu Zeit in abgehackten, eilig gesprochenen Monologen, die er dann, in plötzlichem Besinnen auf den schweigsamen Gefährten, gewaltsam wieder unterbrach. Als der Wagen vom Alexanderplatz in die Prenzlauer Straße abschwenkte — Bertold, dem der Norden Berlins noch ein unerschlossenes Gebiet war, bemerkte, daß sie in alte, von der Zeit überholte Bezirke eindrangen, die er mit dem Londoner Whitechapel verglich — nahmen Lambertos Züge einen gespannten Ausdruck an. Emphatisch jedes Wort betonend, mit abgewandten, fernschweifenden Blicken, rief er aus:

„In drei Minuten sind wir am Ziel — an der Stätte, Herr, die morgen schon — was sage ich? — seit der Stunde, da der künstliche Mensch zu atmen, zu leben und sich zu regen begann, welthistorische Bedeutung erlangte, zum Mittelpunkt des Geschehens kommender Tage wurde! Ah, wenn Sie wüßten, wie dieses Bewußtsein mich, den Schöpfer eines neuen Menschengeschlechts, emporhebt aus den Niederungen dieser freudlosen, entgötterten Welt, wie mich der Triumph des endlichen Sieges berauscht und beglückt!"

Der Wagen hielt. Bertold öffnete und entrichtete das Fahrgeld.

Das unverhoffte Abenteuer hatte ihn, wie er mit leisem Unbehagen wahrnahm, in eine entlegene, verrufene Gegend geführt. Vom Zahn der Zeit zernagte, baufällige Häuserfronten verschwammen eintönig und trostlos mit der Finsternis. Schmutzige, lärmerfüllte Kaschemmen, in Erdgeschossen vergrabene Spelunken, Höhlen des Lasters, vertraute Schlupfwinkel lichtscheuen Gesindels gaben diesen Quartieren ein düsteres, gefahrdrohendes Gepräge.

„Folgen Sie mir!" flüsterte Lamberto geheimnisvoll. Sie schritten dicht an den Häusern entlang. Der trübe Schein einer Gaslaterne glitt über sie hin, warf steile Schatten auf ihren Weg. Vor einer Gasse, die schwarz, einem engen Gewölbe gleich, in die menschenleere Straße gähnte, blieb Lamberto plötzlich stehen und deutete mit erhobener Hand auf einen schwachen Lichtschimmer. Bertold erblickte in geringer Höhe die verschwommenen Konturen eines niedrigen, dicht verhängten Fensters. Eine seltsame Befangenheit, für die er keine Erklärung fand, nahm von ihm Besitz. Ihm war, als erfüllten klagende Rufe die Luft, als müsse er sich beeilen, um rettend in ein fremdes Schicksal einzugreifen.

Lamberto griff nach seiner Hand, führte ihn eine steinerne Treppe hinauf und schloß die Haustür auf. Feuchtkalte, mit Modergerüchen durchsetzte Luft wehte ihnen entgegen. Lamberto tastete die Wände entlang, erstieg, von Bertold gefolgt, eine Wendeltreppe und trat in einen matt erhellten, notdürftig zu Wohnzwecken hergerichteten Raum. Eine Petroleumlampe, schon im Erlöschen begriffen, verbreitete einen gespenstischen Schein.

Lamberto wies mit herrischer, befehlender Geste auf ein zerschlissenes Kanapee.

„Nehmen Sie dort Platz, solange ich die Vorbereitungen treffe!"

Bertold folgte der schroff hervorgestoßenen Einladung widerstrebend und willenlos. Seine Gedanken, sonst nüchtern und klar, irrten planlos, ohne logische Folge, wie in Nebeln umher.

Lamberto hantierte in einem Schrank, entnahm ihm eine Kanne und goß frisches Öl in die Lampe. Die Dämmerung wich einer erträglichen, gesättigten Helligkeit. Ein eiserner Ofen, ein primitiver Tisch, ein wurmstichiger Schrank und ein paar Stühle bildeten den ärmlichen Hausrat des Phantasten, der sich vermaß, Menschen aus toten Stoffen zu bilden und damit — ein lächerlicher Zwerg, der wider Gebirge anrennt, um sie zu Fall zu bringen! — tausendjährig erprobte Gesetze der Wissenschaft umzustoßen, als sei die Arbeit von Generationen ein einziger fundamentaler Irrtum gewesen...

Lamberto erriet mit unheimlicher Schärfe Bertolds aufsteigenden Zweifel.

„Sie haben kein Vertrauen zu meiner Kunst! Das war schon der Fall, als Sie sich entschlossen, meine Erfindung zu besichtigen. Sie werden jetzt einsehen, daß es zwecklos ist, mit Mißtrauen an ein Werk zu treten, vor dem die Taten der größten Männer aller Zeiten verblassen werden!"

Bertold erschrak unwillkürlich. Machte der Wahnsinn Lamberto zu einem Hellseher von unerhörten Fähigkeiten, dann war er auch fähig, ihm seinen Willen aufzuzwingen. Er ahnte Gefahren, die ihn umlauerten, sich hinterhältig an ihn heranschlichen, ohne ihren mystischen Ursprung ergründen zu können, und er beschloß, doppelt wachsam zu bleiben.

„Als ich in Bologna Medizin studierte," fuhr Lamberto, jetzt mit gesenkter Stimme, fort, „stieß ich eines Tages auf die Schriften des Paracelsus. Der Einfluß dieses überragenden Geistes wurde entscheidend für mein späteres Leben. Sein bedeutendstes, von Neidern und Unwissenden verkanntes Werk ‚De generatione rerum naturalium' zog mich unwiderstehlich in seinen Bann. Fortan arbeitete ich restlos an meinem Werke, opferte ein Vermögen dafür, verarmte, geriet in Schulden, bis endlich, nach Jahrzehnten beispiellosen Martyriums, nach allen nur denkbaren Entbehrungen, Demütigungen und Verdächtigungen — aber das andere wissen Sie bereits!"

Lamberto holte zwei Gläser herbei, entkorkte eine Kognakflasche.

„Halbpart!" rief er mit heiserer Stimme und füllte die Gläser.

Seine Augen weiteten sich, zwangen den Jüngeren, den Blick zu erwidern.

„Wir trinken auf das Gedeihen des künstlichen Menschen!"

Er stürzte in wilder Besessenheit mehrere Gläser hinunter. Bertold leerte in einem Zug sein Glas. Als Lamberto, mit zitternder Hand die Flasche hebend, abermals einschenken wollte, dankte Bertold in schwacher Abwehr. Lamberto aber befahl eindeutig und bestimmt:

„Trinken Sie!"

Nun fügte sich Bertold widerstandslos, und das Spiel, im Anfang ein stummer Zweikampf der Geister, in dem der Jüngere unterlag, artete zu sinnlosem Wagnis aus... Er fühlte, wie eine feurige Trunkenheit in ihm aufrauschte, wie fremde, wachsende Kräfte in ihm zu wirken begannen. Trugbilder narrten ihn, ein kühner, sieghafter Mut, eine verhaltene Freude, die dem Nüchternen ferngelegen, wallten in ihm auf.

Lamberto beschwor die Vision seiner Schöpfung vor Bertold mit tönenden, ekstatischen Worten, die wie Fanfarenklänge, verwirrend und betäubend auf ihn niederschmetterten. Er beugte sich zu Bertold herüber, jagte seine Sinne mit magischen Formeln in taumelnde Entrücktheit:

„Noch bevor beim ersten Morgengrauen weithin und feierlich die Glocken läuten, noch bevor die Abgesandten aus Okzident und Orient nach dieser Stätte wallfahrten, den Entdecker des künstlichen Menschen in Ehrfurcht und Staunen zu begrüßen, will ich Sie, den Günstling eines glücklichen Zufalls, in das Mysterium meiner Schöpfung einweihen. — Doch zuvor," fuhr er nach kurzer Pause fort, mit irrem Lächeln um den zuckenden Mund, „was bieten Sie für den Ruhm, als Famulus fortan an meiner Seite zu wirken?"

„Mein ganzes Vermögen steht zu Ihrer Verfügung", entgegnete Bertold selbstlos und opferbereit.

Ein kaum merkliches Neigen des Kopfes verriet Lambertos Einverständnis.

„Halten Sie sich jetzt bereit! Ich treffe im Laboratorium die letzten Vorbereitungen. Sobald alles vollendet ist, rufe ich Sie!"

Er torkelte, vom Alkohol geschüttelt, in den Hintergrund, entglitt schemenhaft durch eine verdeckte Seitentür.

*

Bertold war allein — der magnetische Strom unterbrochen. Eine leichte, befreiende Kühle legte sich auf Augenblicke um seine fiebernde Stirn, das Klingen und Brausen im schmerzenden Hirn wich einer sanften, mildernden Beruhigung. Aber während er um den rettenden Ausweg in die lichten Zonen seines wiedererwachenden Bewußtseins kämpfte, der Verstrickung in Abenteuer, Gefahr und Spuk zu entrinnen suchte, hielt ihn noch immer die Verzauberung seiner Seele umfangen. Aus fernen, übersinnlichen Welten wogten fremdartige Akkorde, aus Sehnsucht und Klage geboren, zärtlich über ihn hin. —

Ein Schmerzenslaut zerriß jäh die Stille. Bertold schnellte erblassend empor, blickte suchend im Zimmer umher. Es war eine helle, jugendliche Stimme, deren klagender Laut die Gegenwart eines lebenden Wesens ahnen ließ. Da entdeckte Bertold, was ihm im Sturm des Erlebens bisher entgangen: eine schmale, kaum sichtbare Tapetentür neben dem Schrank. Er stieß sie auf... War es Traum, war es Wirklichkeit — ein Wunder, aus beidem gewebt und erblüht? Vom Schein einer Kerze umflossen, ruhte in einem Bett, in weiße Linnen gehüllt, ein junges Mädchen von kaum achtzehn Jahren. An eine Täuschung seiner verwirrten Sinne glaubend, beugte er sich lauschend, verstört und seltsam benommen über die Schlafende. Sie hielt die Augen geschlossen. Ihrem halbgeöffneten kindlichen Munde entquoll unhörbar der warme Hauch des Lebens! Nun wurde aufdämmernde Ahnung zur Gewißheit: Ein Wesen aus Fleisch und Blut war es, das hilflos hingebettet vor ihm lag! Tiefschwarzes Haar umhüllte das Haupt, wallte aufgelöst über marmorweiße Schultern herab. Aber wie bleich, wie ätherisch, wie leidend und krankhaft-durchgeistigt erschien ihm das liebliche Antlitz! Im Museum des Louvre hatte er einst vor Raffael Santis verklärtem Madonnenbild „La belle jardinière" in andächtiger Bewunderung gestanden. „So habe ich dich", flüsterte er versonnen, „schon einmal gesehen, von einem großen Meister zur Unsterblichkeit erhoben! Lebendig wird, strahlend und hell, das zaubervolle Bild in ihr, der Schlummernden! Bist du, o Madonna, dem irdischen Tode entrissen, hat dich des Schicksals rätselvolles Walten der paradiesischen Heimat beraubt, um hier in fremdem Lande, in der Gewalt eines Irren hilflos dahinzusiechen?"

Die Versuchung, dieses leidenvolle Antlitz mit seinen Händen zu umschließen, aus einer Regung tiefsten Mitgefühls heraus, wurde übermächtig in ihm. Leise strichen seine Hände über ihr Haar, berührten zärtlich die blassen Wangen...

Da griff eine Hand nach ihm, riß ihn brutal zurück: Lamberto, tierhaft geduckt, mit einem Messer in der geballten Rechten, stand zornbebend vor ihm.

„Das sollst du mir büßen, Hund!" stieß er keuchend hervor. „Wer gab dir das Recht, hier einzudringen und Geheimnissen nachzuspüren, die vor der Welt verborgen bleiben müssen?"

Blitzartig schwang er das Messer und stieß zu; doch der Jüngere hatte den Angriff erwartet, parierte den Stoß und drängte den Rasenden in den vorderen Raum zurück.

„Du entgehst mir nicht!" schrie Lamberto, von teuflischer Wut gepackt. Und während ihm Bertold das Messer entwand, umspannte der Alte mit eisernem Griff seine Kehle und drückte zu. Der Atem verging ihm, rote Funken tanzten vor seinen Augen. Er wußte, daß er verloren war, wenn es ihm nicht gelang, sich zu befreien, bevor ihm die Sinne schwanden... In wildem, verzweifeltem Ringen riß er den andern zu Boden. Seine Kräfte drohten zu erlahmen. In letzter entscheidender Abwehr stieß er Lamberto das Messer ins Herz. Der Griff lockerte sich, der schwere Körper glitt haltlos von ihm ab, blieb leblos, ein erstarrtes Zerrbild, liegen.

*

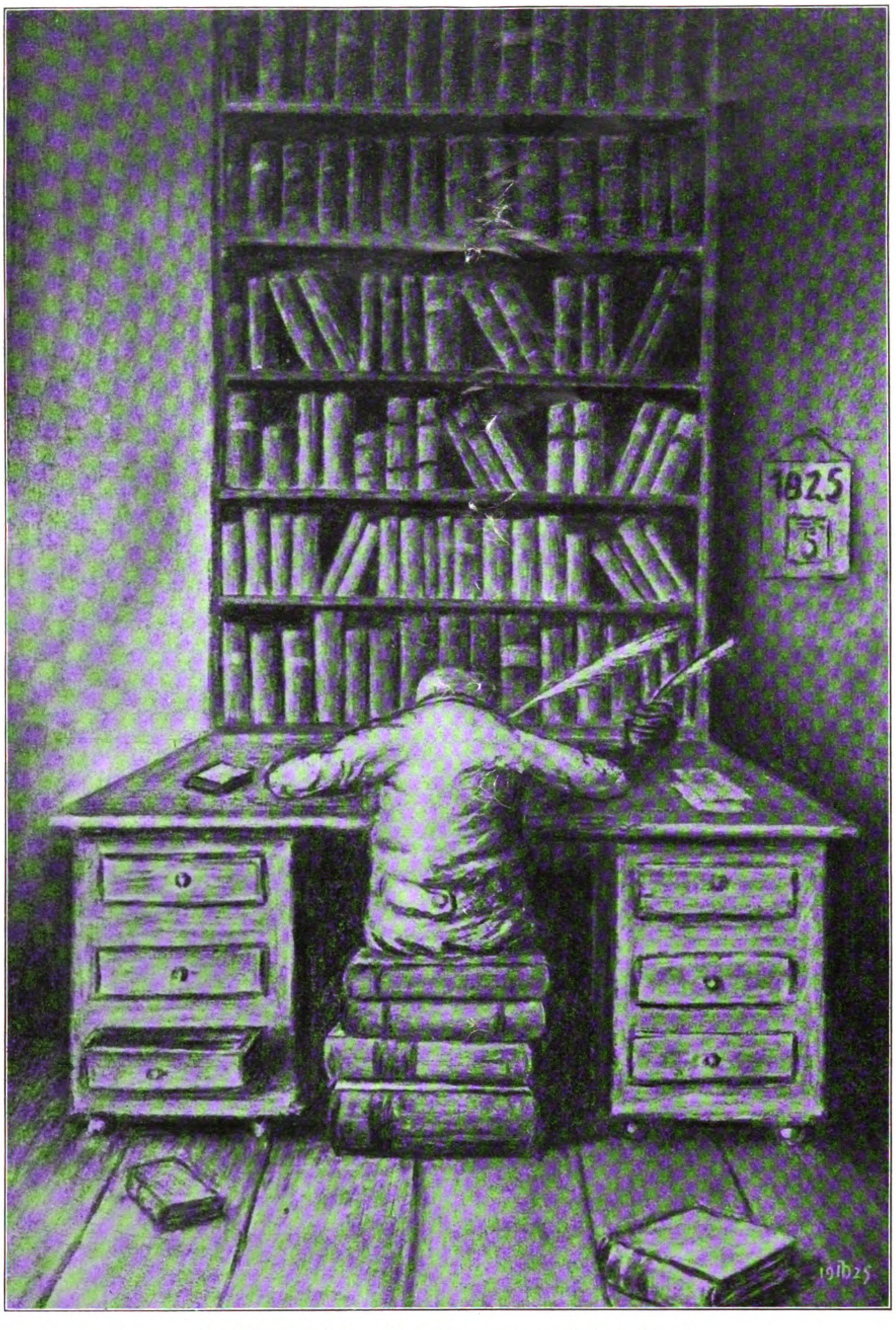
Vom Lärm aufgeschreckt, erwachte Stella und richtete sich mühsam auf. Noch traumbefangen, kaum in die rauhe Wirklichkeit zurückfindend, sah sie den Zweikampf der Männer wie durch einen Schleier, eine Nebelwand, hinter der sich das Drama bis zu seinem Ende abspielte. Sie wollte rufen, die beiden bitten und beschwören, voneinander abzulassen—vergebens; Angst und Entsetzen lähmten ihre Stimme! Sie sah, wie ihr Vater auf dem Fremden kniete, ihn zu erdrosseln versuchte, und — sah das Messer, mit dem Bertold den Besessenen in der Notwehr erstach!

Bertold hatte sich erhoben. Ringsum atmete friedliche Stille, als wäre nichts geschehen. Das eben noch stürmisch pochende Herz wurde ruhiger, das Chaos in seinem Innern glättete sich, wich abklärender Besonnenheit. Er stand aufrecht vor dem Toten, betrachtete lange mit verlorenen Blicken den entseelten Körper.

Dann wandte er sich um.

Aus nachtdunklen Augen blickte das Mädchen furchtsam und fragend zu ihm auf. Die Pflicht, ihr Rechenschaft über das Geschehene abzulegen, rang in ihm mit der Scheu, sie durch unerwünschtes Nähertreten in vorgeschrittener Stunde zu verletzen. Schweigend verharrte er an der Schwelle, aber aus seinen Augen leuchtete warm eine herzliche Güte und der Wunsch, der Einsamen Freund und Führer zu sein. Stella erriet den Sinn der stummen Gebärde, gab ihm wortlos und ergeben durch ein Zeichen ihre Antwort zu verstehen.

Er trat näher und setzte sich auf den Rand des Bettes nieder. Stella nannte ihren Namen, bezeichnete Lamberto als ihren Vater und erzählte, während sich ihre Augen mit Tränen füllten, von ihrer ersten Jugend, von Bologna, wo sie ihre Mutter verlor, und von den späteren Jahren, in denen sich ihr Leben zu einem namenlosen Martyrium gestaltete. Der Vater, von dem Gedanken besessen, den künstlichen Menschen zu schaffen, reiste mit der Zehnjährigen nach Paris. In kurzer Zeit war der Rest seines vordem nicht unbeträchtlichen Vermögens durch Ankauf eines Laboratoriums verbraucht. Als aber Lamberto seine wahnwitzigen Pläne der naturwissenschaftlichen Fakultät der Pariser Universität einreichte und ihm kurz darauf eine offensichtlich ironische Antwort zuteil wurde, sprengte er in einem Anfall von Wut und Rache das Laboratorium in die Luft und verließ, verfolgt durch die Behörden, fluchtartig Frankreich. Der letzten Mittel beraubt, schleppte er sich bettelnd und unter unsäglichen Strapazen nach Deutschland durch, wo er, am Ende seiner Kräfte, in Berlin Unterschlupf fand. Hier ging Lamberto, der zu allem Unglück auch noch dem Trunke ergeben war, am Tage hausieren; in den Nächten aber saß er hinter verschlossenen Türen über vergilbte Folianten gebeugt, studierte planlos oder betrank sich. Von ersparten Groschen erstand er Phiolen, Retorten, Reagenzgläser, Chemikalien und Elemente, mit denen er, nach seiner Illusion, die Geburt des künstlichen Menschen vorbereitete.



Der Schreiber. Zeichnung von Jakob Beck.

Berthold hielt die schmale weiße Hand des Mädchens innig umschlossen. Ein Gefühl der Dankbarkeit gegen ein Schicksal, das ihn nach Überwindung einer ungeahnten, schweren Gefährdung seines Lebens fortan nur — in einem trunkenen, verborgenen Jubel, in einer Verzauberung, für die er keinen Namen fand — die Sprache des Herzens reden hieß, dieses Gefühl einer tiefen Dankbarkeit beseligte ihn, weil er hoffte, daß Stella und er einst unlösbar verbunden sein würden.

„Liebe kleine Stella," sagte er beruhigend und voll Güte, als das Mädchen einen Augenblick erschöpft innehielt, „ist es nicht ratsamer, Sie schonen sich und erzählen mir morgen, was sich weiter begab, und wie Sie, ohne Schuld noch Fehl, so viel erdulden mußten — bis zu dieser Nacht?"

„Nur eines noch," erwiderte sie mit ferner, verhauchender Stimme, „dann lege ich mein Geschick in Ihre Hände... Vor etwa einem halben Jahre trat eines Abends mein Vater an mich heran, blickte mich fremd und gebieterisch an und befahl mir, mich sofort zu entkleiden, denn, so fügte er hinzu, die Wissenschaft heische ein Opfer von mir. Eine furchtbare Ahnung beschlich mich, ich bebte am ganzen Körper, aber ich fand nicht den Mut, ihm zu widersprechen. Als er sah, daß ich gehorchte, holte er aus dem Laboratorium, einer kleinen Kammer, die er für seine phantastischen Versuche hergerichtet hatte, ein Seziermesser und eine Phiole herbei, und dann — begann das grausige Werk. Mit den Worten ‚Der künstliche Mensch wird aus deinem Blute erstehen' ergriff er meinen Arm und schnitt tiefe, schmerzende Wunden hinein. Von Entsetzen gelähmt, sank ich in Ohnmacht, und als ich endlich nach langer Zeit erwachte, lag ich verlassen und fiebernd in meinem Bett."

„Nicht weiter, nicht weiter!" bat Bertold, der den Gedanken an das wahnwitzige Blutopfer, das eine Schuldlose einem Irren gebracht, nicht länger ertragen konnte. „Ruhen Sie nun, liebste Stella, und versuchen Sie zu vergessen! Ich werde Wache bei Ihnen halten."

Er küßte sie sanft auf die Stirn und löschte die Kerze aus. Nun gilt es, dir die Heimat wiederzugeben, dachte er beglückt, und ersehnte, sonnige Tage stiegen verheißend vor ihm auf...

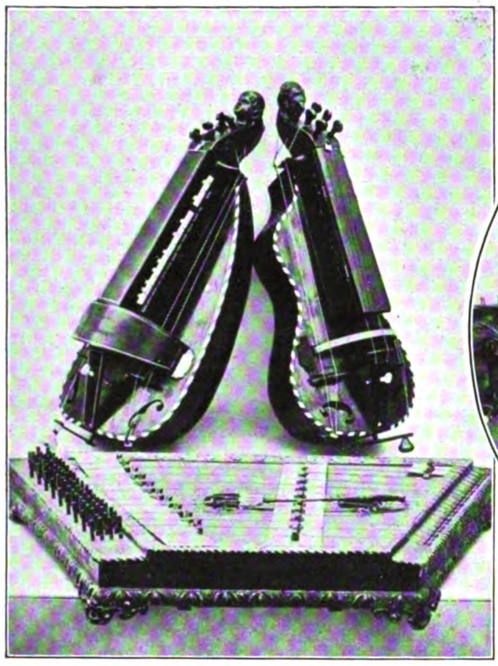
Er hüllte den Toten in eine Decke und erwartete den kommenden Morgen.

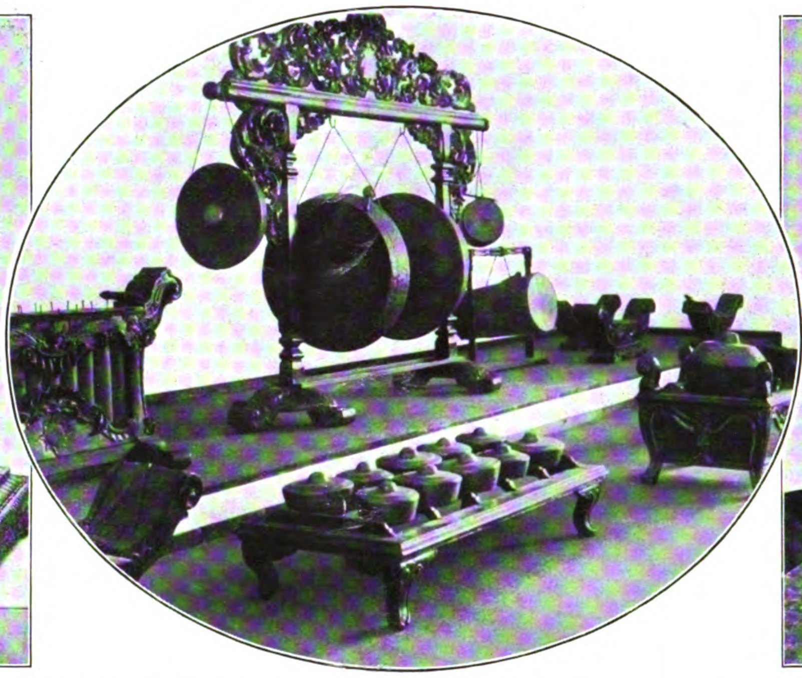


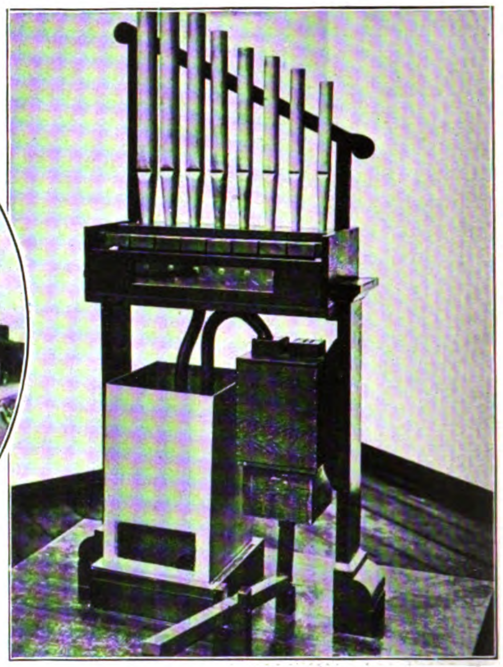




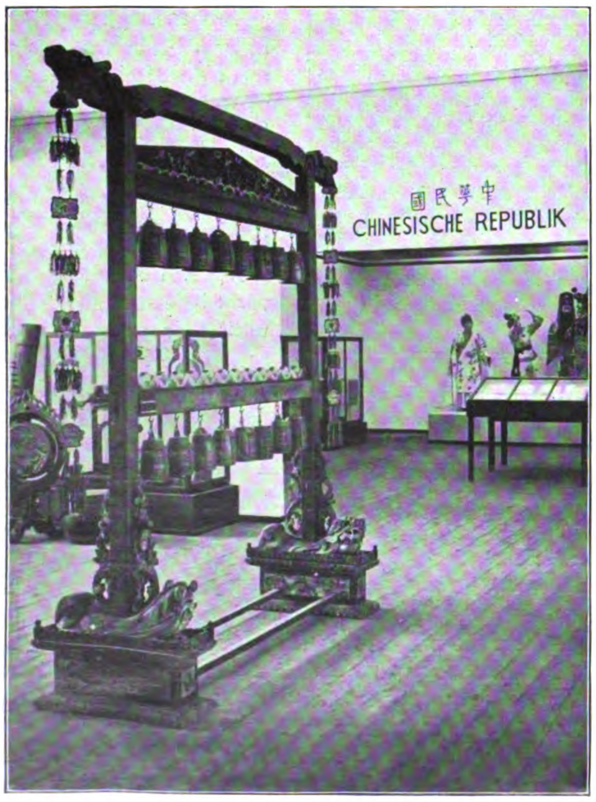
Links: Der französische Unterrichtsminister Herriot auf dem Wege zur Ausstellung. — Mitte: Blick auf ein Ausstellungsgebäude. — Rechts: Die belgischen Minister Vandervelde (vorn) und Huysmans nach ihrer Ankunft mittels Flugzeugs in Frankfurt.







Eigenartige Musikinstrumente alter Zeiten und ferner Zonen auf der Ausstellung.
Links: Zwei Bauernleiern aus dem 16. bis 17. Jahrhundert (oben) und ein Hackbrett (Psalterium) von 1700 (unten). — Mitte: Ein volles javanisches Orchester, das einzige in Europa, ein Prunkstück der Ausstellung. — Rechts: Wasserorgel, erbaut von der Firma E. F. Walker & Co. in Ludwigsburg nach Angaben des griechischen Mathematikers Hero (100 v. Chr.), des römischen Baumeisters Vitruvius (50 n. Chr.) und nach Abbildungen aus der Zeit des Kaisers Augustus.



In der chinesischen Abteilung; vorn ein chinesisches Glockenspiel.

Ein Festakt in der Frankfurter Oper leitete die Eröffnung der Internationalen Musikausstellung am 11. Juni ein. Oberbürgermeister Dr. Landmann, Reichsaußenminister Dr. Stresemann, der preußische Kultusminister Dr. Becker, der französische Unterrichtsminister Herriot, der belgische Minister Huysmans und mehrere Vertreter des Auslands hielten Ansprachen, deren Reihe durch den Vortrag des Largos aus dem Quartett „Aus meinem Leben" von Smetana, gespielt vom Prager Streichquartett, unterbrochen wurde. Den Ausklang der Feier bildete die Dritte Leonoren-Ouvertüre, die vom Orchester der Gesellschaft der Konservatoriumskonzerte, Paris, vorgetragen wurde. — Die Ausstellung zeigt die Entwicklung der Musikinstrumente aller Völker und birgt eine Menge wertvoller Seltenheiten aus der Musikgeschichte. Die Sammlung dieser Kostbarkeiten ist in der musikalischen Abteilung untergebracht. Sie enthält unersetzliche, aus öffentlichen und privaten Sammlungen geliehene alte Partituren und Manuskripte. Ein anderer Raum führt die Entwicklung des Klavierbaues vor Augen. Von großem wissenschaftlichen Interesse sind die Instrumenten-Sammlung und die Zusammenstellung von Tonwerkzeugen aus Urzeiten der Menschheit. Eine Reihe von Räumen gibt einen systematischen Überblick über die Musikgeschichte der Welt. Ferner sind die Radiomusik, der Schulgesang, das Gesangbuch, deutsche Musikstädte, die Sängerbünde u. a. in besonderen Abteilungen vertreten. So verdient die Ausstellung in ihrer Reichhaltigkeit und Gediegenheit ernste Beachtung.



Darstellung einer Negerkapelle aus Belgisch-Kongo.

Musik im Leben der Völker: Von der Eröffnung der Internationalen Musikausstellung in Frankfurt a. M.



Gang durch eine tote Stadt: Mit einer Fremdenführung in Pompeji vor den Resten des alten Isistempels.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.



Wirtshaus (Thermopolium) mit großem Wirtshausschild am Eingang — und Wahlempfehlungen an der Wand. Im Hintergrund mit Ausgrabungen beschäftigte Arbeiter.

Neue Ausgrabungen in Pompeji,

von Prof. Dr. Walter Bombe.

Pompeji, die Ruinenstadt am Kratergolfe von Neapel, ist bekanntlich zweimal zerstört worden, zum ersten Male unter Nero, im Februar des Jahres 63 n. Chr., als durch ein furchtbares Erdbeben fast sämtliche Tempel, Hallen, die Theater und viele Wohnhäuser einstürzten, und dann unter Titus im Jahre 79, als der erste gewaltige Ausbruch des Vesuv erfolgte, der Pompeji, Herculaneum, Stabiae und einige kleinere Orte vernichtete.

Nach den letzten Darstellungen von G. Calza und Matteo Della Corte (1923) vollzog sich die Katastrophe in folgender Weise: Ein Regen von etwa bohnengroßen Bimsstein-Lapilli und Asche verschüttete in drei Tagen die ganze Stadt. Die Asche und die Lapilli drangen durch die Innenhöfe, die Fenster und die Türen in die Häuser ein und häuften sich auf den Dächern an, von denen viele unter dem Gewicht der Stein- und Aschenmassen einstürzten. Dieses ganze vulkanische Auswurfsmaterial hat Menschen und Tiere erstickt und alle organischen Stoffe verkohlt, aber es hat an Marmor, Stuck, Wandgemälden, Bronzen und an den Mauern selbst nur geringen Schaden angerichtet. Gleich nach dem Unglück begannen die ersten Ausgrabungen; doch hob man ohne Rücksicht auf die Bauwerke die Aschen- und Bimssteindecke ab und trachtete nur danach, möglichst rasch auf die Bodenfläche der Straßen und die Fußböden der Häuser zu gelangen, um zu sehen, was dort an Wertvollem sich vorfand. Dieses Raubbausystem hat der Archäologe Vittorio Spinazzola, der von 1909 bis zu seiner vor kurzem erfolgten Abberufung die Ausgrabungen leitete, endgültig aufgegeben. Er ließ die Arbeiten langsam und in horizontalem Schichtenabbau durchführen. Nachdem die oberste Erdschicht und die ersten Lapilli abgehoben waren, kamen die Dächer der Häuser zum Vorschein. Alsdann wurde haltgemacht und das Dach von allen Seiten photographisch aufgenommen. Alle einzelnen Bauteile, die Dachziegel, die Steine, die verkohlten Stützbalken, wurden numeriert, die Balken, soweit es notwendig war, durch eiserne Träger ersetzt. Nachdem so das Dach wiederhergestellt ist, geht die Ausgrabung weiter, und jedesmal, wenn irgendein konstruktiv wichtiger Teil erst befestigt werden muß, wird die Ausgrabungsarbeit unterbrochen. In dieser Weise gelangt die Ausschachtung allmählich bis auf das Straßenpflaster. Die Dächer mit ihren Ziegeln sind an ihrem Platze, ebenso die Decken der Zimmer, die Fenster, die Balken, die Türen, die Vorsprünge und Balkone und schließlich alle Gegenstände, die zum Hausrat gehören. Auch der Hausrat bleibt jetzt an der Fundstelle, jedoch, wo es notwendig erscheint, durch Glasschränke geschützt.

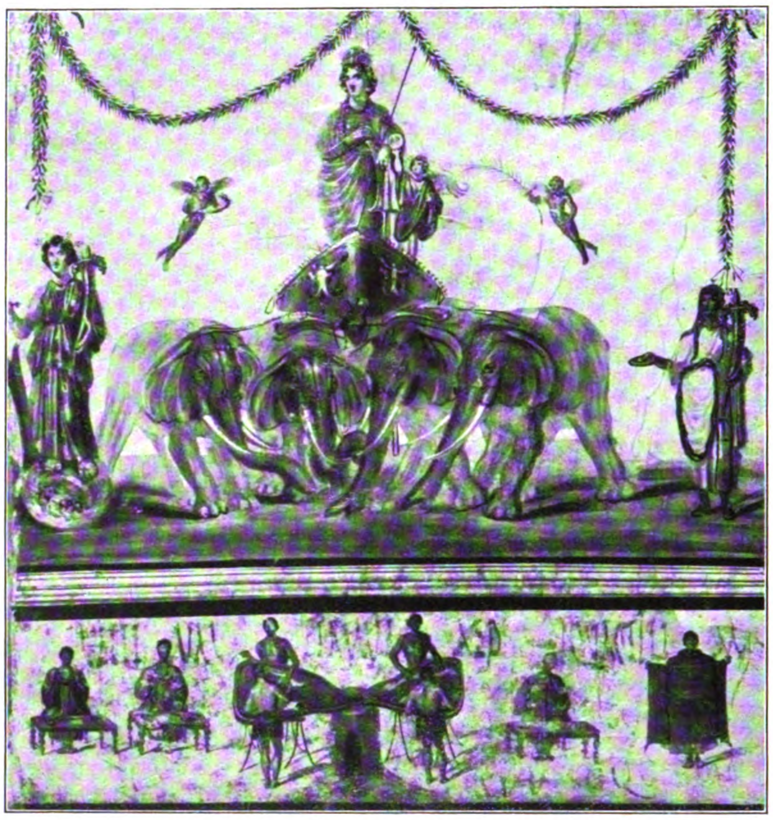
So sehen wir in der Via dell'Abbondanza, dem Ort der letzten Ausgrabungen, ein Thermopolium, eine Art altrömischer Bar, mit dem zugehörigen Wirtshausschilde, den Pokalen, Bechern, Flaschen, Tellern, Schüsseln, den Lampen, die den Raum der Schenke beleuchteten, und schließlich auch dem bronzenen Warmwasserkessel sowie dem kleinen Feuerherd darunter. Selbst die Verkaufstheke mit ihrer Verzierung aus bemaltem Marmorstuck ist noch wohlerhalten. — In derselben Via dell'Abbondanza ist bei Fortsetzung der Arbeiten während der letzten Jahre eine große Menge alter Inschriften entdeckt worden, darunter auch oskische, also aus der vorrömischen, ältesten Zeit der Stadt.

Eine besondere Hervorhebung verdienen ferner die zuerst von Professor Fiorelli studierten Probleme der Erhaltung organischer Substanzen: Alle diese organischen Stoffe haben sich natürlich im Laufe der Jahrhunderte in Staub verwandelt. Da aber die Masse der Lapilli sich mit der Aschenschicht und dem Wasser, das von oben eindrang, zu einer festen Masse amalgamiert hat, so ist rings um diese organischen Gegenstände eine Art Hohlraum entstanden, der die genaue Form der Dinge selbst bewahrt. Wenn man diese Hohlräume mit Gips ausgießt, so erhält man genaue Abgüsse menschlicher Leichen mit den zusammengekrümmten Gliedern und den von Entsetzen und Todesqual verzerrten Gesichtern. Jetzt wird immer, wenn bei den Ausgrabungsarbeiten in der Aschenschicht sich ein Loch zeigt, die Gelegenheit wahrgenommen und flüssiger Gips hineingegossen, um den Ausguß der Form zu gewinnen. Im Pompejaner Museum sind solche Abgüsse von Leichen zu sehen, von menschlichen wie von tierischen, daneben auch die auf gleiche Art gewonnenen Formungen von Türen, Fenstern, Baumwurzeln und verkohlten Lebensmitteln.

In der Via dell'Abbondanza und ihrer Umgegend kommt die neue Ausgrabungsweise aufs eindrucksvollste zur Geltung. Da gibt es eine altrömische Walkerei (Fullonica), dann eine Färberei zu sehen, mit gemauerten Wasserbehältern, in denen die Wollstoffe gereinigt wurden, und mit Terrassen zum Trocknen der Stoffe. In einer Wollarbeiter-Werkstätte des Verecundus wurden Fresken entdeckt: Merkur, der mit einer vollen Geldbörse seinen Tempel verläßt und den erfolgreichen Handel belohnt, ferner die Venus Pompejana in einem von vier Elefanten gezogenen Triumphwagen und neben ihr die Genien des Glücks und des Überflusses, außerdem Darstellungen des Betriebes dieser Werkstätte. Hier hat die Ausgrabungsarbeit auch Läden aller Art mit Dingen für den täglichen Gebrauch freigelegt. Garküchen, mit großen eingemauerten Töpfen, Ölläden mit gewaltigen Fässern, Schlächter- und Bäckerläden, die letzteren gleich mit Mühlen verbunden.

An den Wänden finden sich Kritzeleien und draußen an den Mauern vieler Häuser Inschriften, die Ankündigungen von öffentlichen Spielen, besonders häufig aber Aufrufe zu Wahlen enthalten.

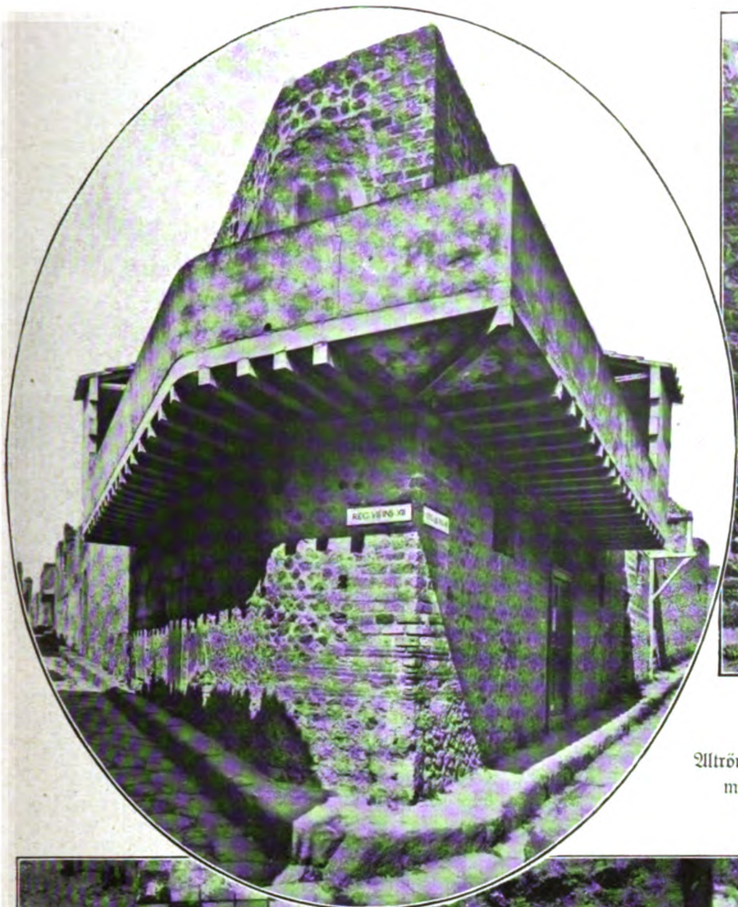
Am Vesuvtor, außerhalb der Stadtmauern, haben Sogliano und Spinazzola eine neue Gräberstraße aufgedeckt. Die schönste Gräberstraße aber liegt vor dem Herkulaner Tor, eine Totenstätte von höchstem malerischen Reiz. Hier sind am Ende einer Arkadenreihe sargähnliche Gräber aus oskischer Zeit aufgedeckt worden, als man die Toten noch nicht verbrannte, sondern begrub und ihnen bemaltes Tongeschirr für die Reise in die Unterwelt mitgab.



Nebenstehend: Fresko am Hause der Lanari Coactiliarii: Wollarbeiter und Venus Pompejana in einem von vier Elefanten gezogenen Triumphwagen.



Vorzüglich erhaltene Wandmalereien im großen Zimmer des Hauses der Vettier.





Rechts oben:
Altrömische Bar (Thermopolium) mit Trink- und Eßgeräten.



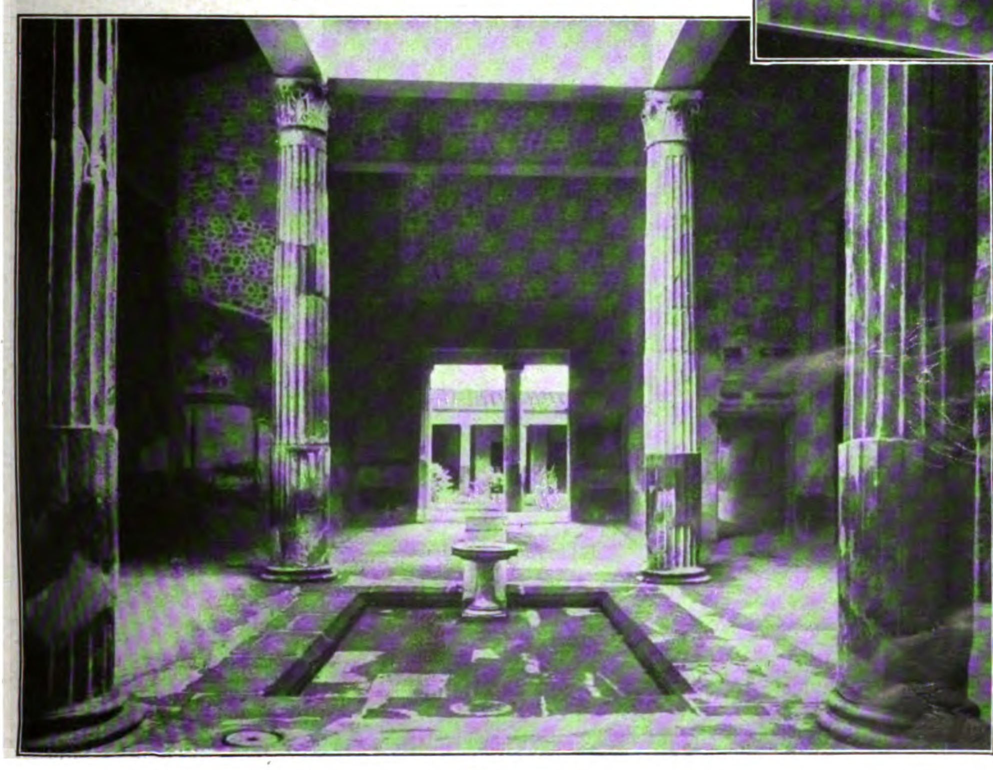
Gipsabguß der Leiche eines Hundes im Museum zu Pompeji.



Wandgemälde am Hause des Färbers Fabius Ululitremulus. Links: Romulus, mit der Beute des Königs Acron beladen. Rechts: Äneas mit Vater und Sohn auf der Flucht aus dem brennenden Troja. — Links oben im Oval: Das Haus des Lupanars mit Balkonen und wohlerhaltenem oberen Stock.

Rechts nebenstehend: Ausguß einer Männerleiche. (Museum zu Pompeji.)





Das Atrium der Casa delle Nozze d'Argento, ein Typus für die Bauart des pompejanischen Hauses.



Küche im Hause der Vettier.

BILDER AUS POMPEJI NACH DEN NEUESTEN AUSGRABUNGEN UND REKONSTRUKTIONSARBEITEN

Ein seltsamer Hausgenosse



Treue Freunde.



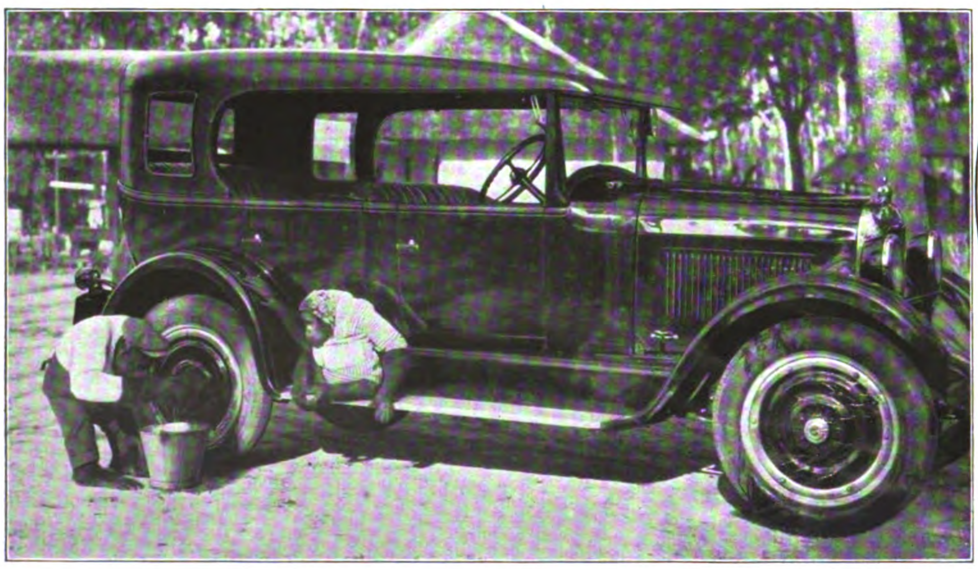
Der Orang-Utan Sultan I. als „Schlagzeugmann“ in einem javanischen Orchester.



Auf der Fahrt zum Einkauf beim Bäcker.



Hoch zu Roß.



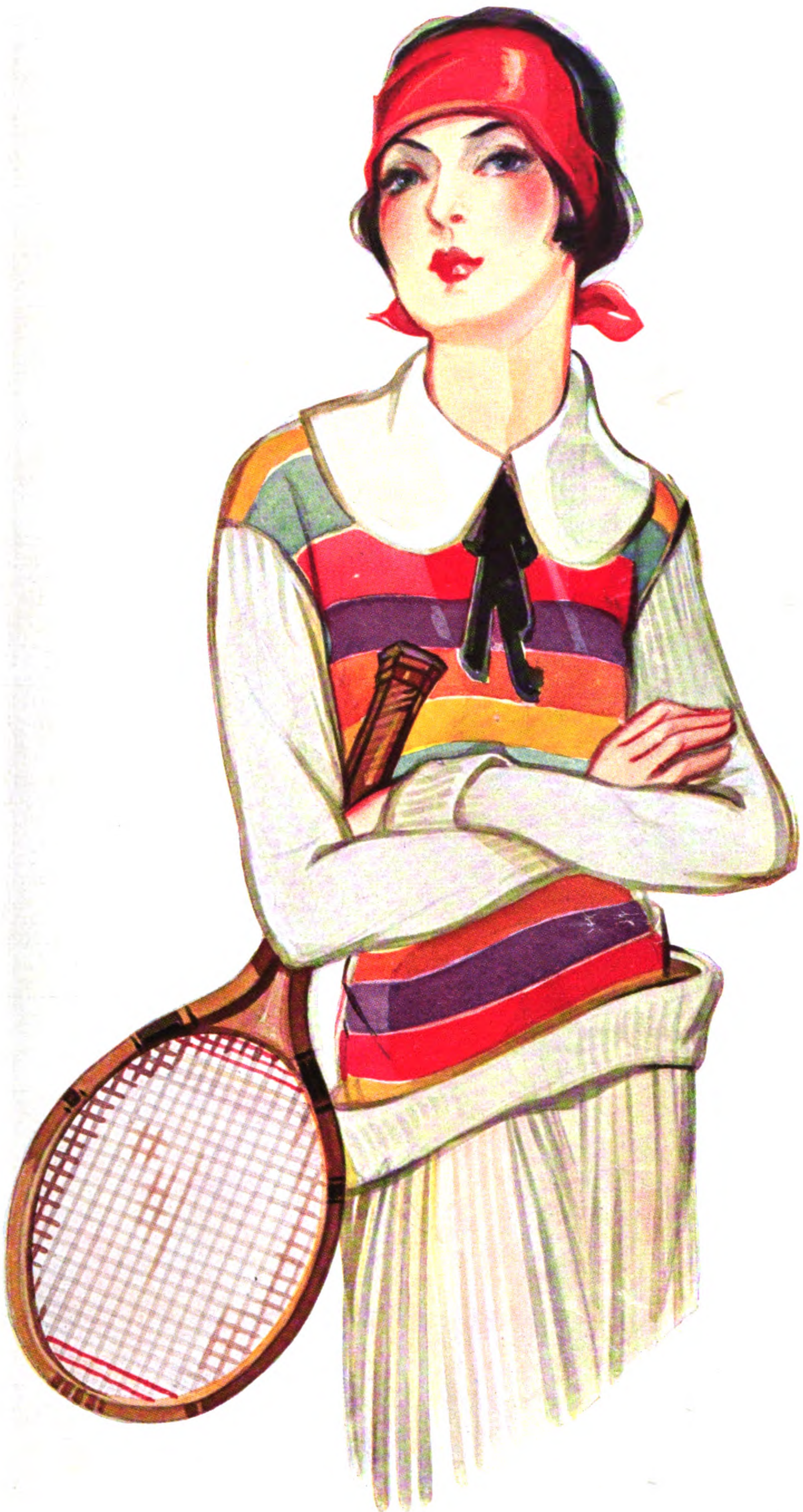
Sultan unter scharfer Aufsicht als eifriger Autowäscher.



Er putzt seinen Freund.

Von den großen Menschenaffen widersteht einzig der Gorilla jedem Versuch der Zähmung, während man häufig mit dem Schimpansen und in einzelnen Fällen auch mit dem Orang-Utan zu vorzüglichen Zähmungserfolgen gelangt. So hat sich ein Pflanzer auf Sumatras Ostküste in Sultan I., einem der größten zahmen Orang-Utans der Welt, einen ebenso nützlichen wie amüsanten Hausgenossen erzogen. Sultan I. ist nicht bloß ein sicherer Radfahrer, der in seinem weißen Anzug durch die Straßen des Kampongs (Dorf der Eingeborenen) fährt, ohne Begleitung, zu seinem eigenen Vergnügen, er hat auch musikalische Fähigkeiten und schlägt den „Gong“ in einem mit zwölf Mann besetzten javanischen Orchester. Er pflegt ferner das Kartenspiel, er ist ein guter Reiter, ja sogar Autoputzer und serviert von der Küche zur Tafel, zündet die Zigarette selbständig an usw. Aber er kann nicht bloß Kunststücke, mit denen er seine Hausgenossen nach Feierabend und sonntags ergötzt, sondern an Werktagen verdient er seinen Lebensunterhalt als tüchtiger Arbeiter. Er versteht sich auf jede Tätigkeit, die bei der Zubereitung des Rohgummis, der auf Sumatra eine große Rolle spielt, erforderlich ist. Dieser intelligente Orang-Utan zapft und sammelt den Latex (Milchsaft des Gummibaums), transportiert ihn zur Fabrik und arbeitet den verdickten Latex zu „Sheets“ (Platten) aus, indem er die Gummimasse ausrollt und durch die verschiedenen Maschinen gehen läßt. Er beherrscht also das gesamte Verfahren so gut wie irgendein Einheimischer. — Solche Leistungen lassen sich lediglich aus dem Nachahmungstrieb nicht erklären, sie beweisen, daß die Intelligenz der Menschenaffen weitaus entwicklungsfähiger ist, als man gewöhnlich annimmt.

G. A. Dinkel, Galang.



GNÄDIGSTE!

Zum erstenmal in meinem Leben schreibe ich an eine Dame ohne Unterschrift meines Namens, aber da es nicht aus egoistischen Motiven geschieht oder in der Absicht, zu verletzen, darf ich wohl Ihrer Absolution im voraus versichert sein. Gibt es doch Grenzen im Verkehr mit Damen, die zu überschreiten ein ungeschriebenes Gesetz uns verbietet, also muß der Zweck in diesem Falle die Mittel heiligen. Unnötig zu sagen, daß Sie schön und liebenswürdig sind und Meisterin in der Kunst, andere zu erfreuen, sei es durch Ihren sprühenden Humor und Geist oder durch Ihre Grazie bei Sport und Tanz. Desto schmerzlicher muß es Sie treffen, neuerdings in der Gesellschaft förmlich boykottiert zu werden. Und niemand wagt es, Ihnen den wahren Grund zu sagen. All dies mußte auch ich einst erleben, bis ein guter Freund mir das Geheimnis des gesellschaftlichen Erfolges verriet — es wird umschlossen von einem kleinen Wort — „ODOL“. Ich fühle mich verpflichtet, auch Ihnen ans Herz zu legen, was mich in gesellschaftlicher Beziehung rehabilitierte. Versuchen Sie es und Sie werden in kurzer Zeit verehrt und umschwärmt sein wie einst. Vielleicht werde ich dann den Mut finden, Ihnen zu sagen, mit wem dieses kleine Geheimnis Sie verbindet.

Bis dahin
Ihr ganz ergebener
X....

Höchstleistungen im Sport

sind nur möglich bei vollkommen gesundem Körper. Ein vollkommen gesunder Körper ist nicht denkbar ohne gesunde Zähne — man denke sich z. B. einen Nurmi oder einen Houben mit Zahnschmerzen, wenn es gilt, einen neuen Rekord zu schaffen. Gesunde Zähne sind nur möglich bei konsequenter Pflege mit

ODOL



WISSEN UND LEBEN

Neuzeitliche Emailkunst. Die ebenso alte wie schwierige Kunst der Emailmalerei hat in neuester Zeit durch den mächtigen Aufschwung des ganzen Kunstgewerbes auch ihrerseits neue Impulse erhalten, die zu einer überraschenden Belebung und Erweiterung der technischen und damit auch der künstlerischen Möglichkeiten der Emailkunst geführt haben. Auf den Leipziger Messen der letzten Jahre konnte man mit Genugtuung beobachten, wie die deutschen und österreichischen Kunstgewerbler in kühner und neuartiger Behandlung und Verwendung der Emailtechnik miteinander wetteiferten. Dabei fielen seit der Ostermesse 1923 in steigendem Maße die Arbeiten der 1920 neugegründeten Kunsthandwerkstätten an der Höheren Schule für Frauenberufe in Leipzig auf. Während die allgemeine Neigung auf das stilistisch Naive, Primitive, im Farbton auf das Wuchtige, Schwere, stark Kontrastreiche ging, zeigten die Arbeiten der Klasse für Email und Metallarbeit an der Leipziger Schule eine Anmut und Zierlichkeit der Form, eine Zartheit, Weichheit, Nuancenfülle des Farbspiels, die aufs angenehmste ins Auge fielen, da sie auf durchaus persönliche Weise die Härte und Schwere der modernen Formulierung auflockerten und differenzierten. Von Jahr zu Jahr sah man kompliziertere, erstaunlichere Leistungen dieser unter der künstlerischen Leitung des bekannten Werkbund-Mitglieds Curt Hasenohr stehenden Kunsthandwerkstätte. Die technischen Möglichkeiten wurden glänzend ausgenutzt. Die Limogestechnik, das Reliefemail, die Goldglasarbeit, das Gruben-, Zellen-, Steg- und Draht-Email; der Senk-, Voll-, Tiefschnitt-Schmelz; Email à jour, en ronde bosse, paillonné und wie die alten und neuen Verfahren sonst heißen mögen, gelangten zur Verwendung und wurden in persönlicher, oft überraschend neuartiger und geschmacklich feinnerviger Form verwertet, kombiniert, miteinander verschmolzen. Aber das Entscheidende blieb doch jene geschmeidige Zartheit weich hinfließender Formen und Töne, die bei aller Modernität der Linienführung die Suggestion schaffender Mädchenhände aufs erfreulichste weckt und wahrt. Die Arbeiten der Hasenohr-Klasse, die wir in dieser Nummer auf Seite 908 veröffentlichen, mögen weiteren Kreisen dartun, welche Höhe technischer und geschmacklicher Reife die Emailwerkstätte der Leipziger Höheren Schule für Frauenberufe heute erreicht hat, die übrigens auch auf der Internationalen Kunstgewerbeausstellung im neuen Grassimuseum zu Leipzig mit Paradestücken in Goldglasemail vertreten ist. Die Einrichtung dieser Kunsthandwerkstätten für junge Mädchen, die zunächst zwei Jahre in der Vorschule eine gründliche handwerkliche Ausbildung erfahren, ehe sie mit 17 Jahren in die Emailwerkstatt eintreten, hat sich praktisch und künstlerisch aufs beste bewährt. Dr. E. D.

Stimmen der Natur. Unter „Stimme" von Mensch und Tier versteht man gewöhnlich nur jene Ausdrucksform, die durch einen Luftstrom der Atmungswerkzeuge bewirkt wird. Es gibt indes zur Hervorbringung einer „Stimme" noch andersartige tierische Vorrichtungen. Einige Insekten zirpen, indem sie harte Bedeckungen aneinanderreiben; Stachelschweine klirren mit hohlen Stacheln; Kaninchen unterhalten sich mittels Stampfens. Gelehrte, die den Pflanzen eine Seele zuschreiben, halten die Bewegungen dieser stillen Wesen für eine Art von — Sprache. Keinesfalls läßt sich Rauschen und Flüstern von Laub und Halm als Stimme der Pflanzen deuten. Die Vegetation ist hier nur der leidende Teil, das Instrument, auf dem die Natur spielt. Denn Mutter Natur ist durchaus nicht stumm. Sie kann mit ihren Stürmen heulen, elektrisch donnern, mit Hilfe der Wärme im Gestein tönen oder im Teekessel ein gemütliches Liedchen singen. Im allgemeinen benimmt sie sich allerdings schweigsamer als die von ihr erschaffene animalische Welt, in der Kleinstes durch Massenwirkung Riesiges leistet. Auf heimischem Spaziergang vernimmt man gelegentlich das unermüdliche Zanken von Quakern schon aus der Ferne. Im Botanischen Garten von Sydney schwirrte die Luft so grell von Zirpen, daß ich mir zeitweilig die Ohren zuhielt. Für das natürliche Konzert großer Bestien in Freiheit bietet eine Fütterung im Raubtierhaus nur den Vorgeschmack. „Um 11 Uhr nachts mußten wir auf jeden Schlaf verzichten, da wildes Tiergeschrei die Forst durchtobte", berichtet Alexander v. Humboldt. Dabei hat die Natur, die ihre Geschöpfe so stimmgewaltig begabt, für deren innere Anlage gerade das gegenteilige Prinzip verfolgt. In seinem „animalischen Königreich" sieht Swedenborg „die Natur sich winden durch eine endlose Spirale mit Rädern, nie trocknend, auf Achsen, nie knarrend". Die tiefsinnigen Worte bestehen zu Recht, wenn man den Organismus mit Dampfmaschine oder Motor vergleicht, aber „völlig" geräuschlos arbeitet die Natur auch in der lebendigen Kraftmaschine keineswegs. Sie läßt zahlreiche Stimmen raunen in deren Innerm, meist dem fremden Lauscher vernehmlicher als dem eigenen Ich. Wer sich den kleinen Finger ins Ohr steckt und dann seinen Oberarmmuskel anspannt, kann einen durch die Knochen vom Muskel fortgeleiteten Ton hören. Durch Verstopfen der Ohren und Zusammenpressen der Kiefer entsteht das gleiche Geräusch in den Kaumuskeln. Es ist die Folge von rasch aufeinanderfolgenden Zuckungen, die den Muskel in Spannung halten; neuere Berechnungen ergaben 50 Zuckungen in der Sekunde. Nach Haeckel vollführen die Flügelmuskeln der Mücken sogar 300—400 Kontraktionen in der Sekunde. Beim Pochen des Herzens wirkt ebenfalls neben Anspannung der Klappen vornehmlich das „Muskelgeräusch" tonerregend. Auch die großen Schlagadern besitzen ihre eigenartige Stimme, und unter Umständen, besonders bei Blutarmen, kann es auch in den Venen zu Lauten kommen. Beim Behorchen der Lunge eines Mitmenschen bedarf es keiner besonderen Hörschärfe, um dort ein leise flüsterndes Atmungsgeräusch zu erlauschen, doch nur dem wissenden Ohr des Arztes erzählen diese Stimmen der Natur von — Gesundheit und Krankheit. Trotz allen Röntgenstrahlen hat die Horchmethode für die Erkennung der Leiden von Lunge und Herz ihre alte Bedeutung unbestritten gewahrt. Die verschiedenen Krankheiten haben ihre bestimmten Geräusche, die bisweilen sogar musikalisch klingen, andererseits auch grob knarren können. Wenn sich in entzündeten Gelenken zwei rauhe Flächen reiben, wird ein besonders geräuschvolles Knarren wahrgenommen. Selbst gegen explosive Töne ist der lebende Körper nicht gefeit. Bei Husten und Niesen wird die Stimmritze bzw. der Nasenrachenverschluß durch den Atmungsstrom „gewaltsam gesprengt". Räuspern wird bei Halskatarrh, Schnüffeln bei Nasenverengerung zu lästigem Laut. Es ist zur Zeit mit Recht ärztlicherseits modern, jedem die Pflege seiner Gesundheit warm ans Herz zu legen. Die Mahnung darf indes nicht die Aufforderung in sich schließen, daß man nur ja peinlich auf den normalen Ablauf sämtlicher Lebenserscheinungen achte, damit der Schaden möglichst früh festgestellt und behandelt wird. Fortwährend ängstlich auf die Stimmen des Lebens zu lauschen, würde nicht gesund, wohl aber nervös und griesgrämig machen. Richtige Krankheiten drängen sich gemeinhin dem Bewußtsein nur allzudeutlich auf, so daß nicht ängstlich danach gesucht zu werden braucht. Die Natur hat es weise eingerichtet, daß ein gesundes Geschöpf von den aus seinem Innern tönenden Stimmen nur wenig vernehmen kann. Das wenige, das uns zu Ohren kommt, wie Atemholen und Schlucken, wird meist gewohnheitsmäßig überhört wie das Ticken der Uhr im Zimmer. Was bedeutet das helle, rasch schwindende Pfeifen im Ohr? Es ist nur der Krampf eines kleinen Muskels im Mittelohr, der uns gelegentlich daran erinnern mag, daß Muskeltöne in

(Fortsetzung siehe Seite 920.)

unserem Leib vorhanden sind. Am mißlichsten sind jene Ohrgeräusche, die ohne äußere Schallwirkung in der Nervensubstanz entstehen. Schon einfache Blutarmut kann solche Symptome zeitigen. Unaufgefordert durch Schallwellen, gerät der schlechtgenährte tonempfindende Teil des Gehirns in Erregung; es kommt zum Ohrensausen. Rein örtliche Ohrenkrankheiten führen infolge des von ihnen gesetzten Reizes zu gleichen Folgen. Die „innere Stimme“, die dem Ohr in Sinnestäuschung alle möglichen Töne und Worte zuträgt, spricht zum geistig Gesunden ausschließlich nur im Traum. Sokrates wollte im Besitz eines kleinen Dämons sein, dessen prophetische Stimme ihn mit Warnungen für sich und seine Freunde versorgte. Verfügen auch gewöhnliche Sterbliche nicht über solchen hellseherischen Geist, so wohnt doch in jedem menschlichen Bewußtsein eine innere Stimme, die rein gefühlsmäßig in die eine oder andere Richtung zu ziehen trachtet. Leider ist diese „Stimme der Natur“ argen Täuschungen unterworfen. Darum tut jeder gut daran, sie niemals auf Kosten des gesunden Menschenverstandes übertrieben hoch einzuschätzen. Sanitätsrat Dr. A. Guthmann.

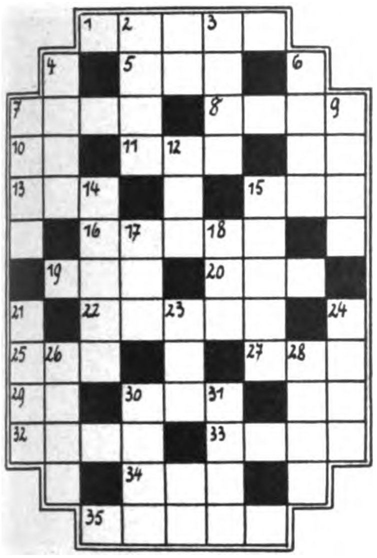
Künstliche Ernährung durch die Haut. Daß der menschlichen Haut äußerst wichtige Aufgaben zukommen, ist zur Genüge bekannt. Es sei nur daran erinnert, welche wichtige Funktion die Haut in der Atmung ausübt. Das Überziehen der Körperoberfläche mit einer für die Luft undurchdringlichen Schicht, wie Goldlack oder ähnlichem, bedingt in kurzer Zeit den Tod durch Erstickung. Derartige traurige Erfahrungen hat man ja in früheren Jahren im Theaterleben gemacht, wo plötzliche, anfänglich nicht erklärliche Todesfälle dort vorkamen, wenn Kinder, um ihnen auf der Bühne das Aussehen von Engeln zu geben, mit Goldlack überzogen wurden. Eine Funktion der Haut, von der man bisher keinen Gebrauch gemacht hat, ist dagegen die Nahrungsaufnahme durch sie. Genau so wie die Haut atmet, ist sie auch imstande, in richtiger Form zugeführte Nahrungsmittel aufzunehmen und dem Stoffwechsel zuzuführen. Man hat zwar bisher schon die verschiedensten Wege versucht, in Fällen, in denen eine Nahrungsaufnahme auf natürlichem Wege nicht möglich ist, wie bei schweren Magenleiden, Nierenleiden usw., Nahrung künstlich vom Darm aus zuzuführen; die Idee, diese Nahrungszuführung von der Haut aus vorzunehmen, ist dagegen ganz neuartig. Die Wiener Ärzte Latzel und Stejskal führen dem Körper durch die Haut Nahrung in der Weise zu, daß man Olivenöl, Eiweiß und Kohlehydrate in die Haut einreibt, die Haut also sozusagen mit Nahrungsmitteln massiert und dadurch eine nachweisbare Nahrungsaufnahme erzwingt. Der Wassergehalt der zu verwendenden Nahrungsmittel muß möglichst niedrig sein und die Haut möglichst trocken. Drei Patienten, die durch chronisches Erbrechen unfähig waren, irgendwelche Nahrung aufzunehmen, hat man während sechs Tage durch Massage mittels Nährmittel am Leben erhalten können. Durch sorgfältige Kontrolle der Ausscheidungen der Kranken hat man nachgewiesen, daß tatsächlich 70 Proz. des durch Massage zugeführten Eiweißes vom Stoffwechsel umgewandelt wurden. Ebenso hat man durch Einreiben von Kohlehydraten bei Zuckerkranken feststellen können, daß nach der Einreibung der Haut mittels Kohlehydrate sich nach einiger Zeit Zucker im Urin zeigte in einer der eingeriebenen Menge Kohlehydrat äquivalenten Menge, ein Beweis dafür, daß also tatsächlich eine Aufnahme der Nahrung durch die Haut in beschränktem Umfange möglich ist. Dr. Fr.

Wie sieht das Erdinnere aus? Beim Eindringen in die Erdkruste durch große Tunnel- und Bergwerksbauten hat sich gezeigt, daß die Erdwärme von hundert zu hundert Meter um einen Grad Celsius zunimmt. Nach dieser Beobachtung müssen schon in fünfzig bis sechzig Kilometer Tiefe Wärmegrade herrschen, die das Gestein zähflüssig gemacht haben. Danach muß die Dichte der Erde überhaupt gegenüber der Dichte der an der Oberfläche befindlichen Gesteine viel größer sein, das Erdinnere also, nach der Schwere geordnet, aus spezifisch schweren Stoffen bestehen. Man nimmt jetzt allgemein an, daß die Erdtemperatur im Innern 4000—5000 Grad beträgt. Diese Wärmegrade würden genügen, ein gasförmiges Inneres zu erhalten. Nach dem Forscher Nölke sind schon in diesem Gasball die einzelnen Stoffe nach dem Gewicht in Form von Hüllen geteilt. Wenn sich ein Planet aus Gasen von ganz verschiedener Dichte aufbaut, so bildet er um seinen gasförmigen Kern eine Hülle, sobald die kritische Temperatur der schwereren inneren Gase niedriger als die der äußeren leichteren Gase ist. Die schwereren Stoffe sinken bis zum gasförmigen Erdmittelpunkt ein und bilden eine zusammenhängende Flüssigkeitsschicht. Während sich schwerere Gase zu Gestein verdichten, bleibt der schwer kondensierbare Wasserdampf noch erhalten. Auf Grund von Erdbebenbeobachtungen kam ein anderer Gelehrter, Knott, zu der Überzeugung, daß unter einem festen, dabei aber elastischen Erdmantel ein unstarrer, dabei sehr zusammendrückbarer Kern liegt, also ein gasförmiger Kern. Die Beobachtungen über die Polschwankungen und Gezeitenänderungen im festen Erdkörper haben allerdings die Meinung aufkommen lassen, daß der Erdmantel so starr wie Stahl und sein Kern dreimal so starr sei. So stehen sich also die Anschauungen gegenüber. Eine moderne Ansicht vertritt den Standpunkt, daß sowohl Erdkern als auch Erdkruste fest sind, und daß sich zwischen beiden eine Schicht flüssigen oder zumindest zähflüssigen Gesteins befindet. Neuerdings hat der amerikanische Gelehrte Clarke angenommen, daß auf Grund der höchsten Temperatur von 1600 Grad Celsius vulkanischer Ergüsse der Erdkern eine hohe Starrheit aufweisen muß. Diese Temperatur von 1600 Grad Celsius wird für den ganzen inneren Teil der Erde angenommen. Dazu kommt noch der hohe Druck, so daß selbst ein im Innern stark zusammengepreßter Metallkern eine hohe Starrheit aufweist. Clarke berechnet für den festen metallischen Kern 10 000 Kilometer, für den darüberliegenden Gesteinsmantel, der in seiner äußeren Schicht fest ist, 1370 Kilometer. Das Auftreten von Vulkanen auf der ganzen Erde macht es verständlich, wenn man überall in die Erdrinde verstreut schmelzflüssiges Gestein annimmt. Rudolf Hundt.

Patentgesetze im griechischen Altertum? Die Schaffung eines besonderen Patentrechts ist bekanntlich die Errungenschaft der letzten Jahrhunderte: Deutschland hat erst in jüngster Vergangenheit (1877) ein Patentgesetz erhalten, während Frankreich als erste Nation bereits 1791 die Erfinderrechte gesetzlich festgelegt hat. Wie sich aber so oft schon herausgestellt hat, daß die Antike mancherlei wichtige Einrichtungen bereits besaß, die nur im Verlauf der großen Völkerbewegungen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte und im Mittelalter in Vergessenheit geraten sind, so steht es ähnlich mit der gesetzlichen Regelung des Patentwesens. Wie C. Cichorius (in einer kleinen Notiz in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 118) nachweist, ist uns schon aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert ein Patentgesetz bezeugt. In seinem großen Sammelwert „Deipnosophistai“ erwähnt der Grammatiker Athenäus ein Patentgesetz, das damals in der durch ihren Handel berühmten und reichen Stadt der Sybariten erlassen worden ist. Es ist nun nicht verwunderlich, daß in Sybaris, dieser unteritalischen, von Griechen bewohnten Stadt der Schlemmerei und des Luxus, der Erfindungsschutz gerade Erzeugnissen der Kochkunst zugesprochen ward. Es wurde nämlich jedem Koch, der ein neues, besonders schmackhaftes Gericht erfunden hatte, für ein Jahr das alleinige Recht der Herstellung seiner Speise und ihres Vertriebs zugestanden — eine Maßnahme, die sich dem Sinne nach ganz mit der Absicht unserer neuzeitlichen Patentgesetze deckt, insofern nämlich, als auch diese dem Erfinder für eine bestimmte Zeit die alleinige Verwertung seiner Erfindung zusichern und erst nach Ablauf dieser Frist die anderweitige Herstellung zulassen. — In Übersetzung lautet die Stelle bei Athenäus etwa folgendermaßen: „Wenn einer der Köche ein eigenes köstliches Gericht erfinden würde, so solle es nicht irgendeinem anderen gestattet sein, von dieser Erfindung Gebrauch zu machen, sondern nur dem Erfinder selbst, während dieser Zeit solle aber der (erste) Erfinder auch den Gewinn haben, auf daß die anderen sich anstrengten und in weiteren Erfindungen einander zu übertreffen suchten.“ Jeh.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: Deutscher Schriftsteller, 5 Gedichtart, 7 Meeralge, 8 Astronom Wallensteins, 10 Spielkarte, 11 Klostervorstand, 13 rumän. Münze, 15 Gewässer, 16 ital. Dichter, 19 Zeiteinteilung, 20 Hirschgattung, 22 türk. Frauengemach, 25 männlicher Vorname, 27 Wappentier, 29 Fluß in Sibirien, 30 Behörde, 32 männl. Schwein, 33 Vogel, 34 Inselbewohner, 35 spanischer Vorname; **senkrecht:** 2 altrömisches Gewand, 3 Überbleibsel, 4 Wild, 6 Kröte, 7 Unschlitt, 9 Gedanke, 12 Gutschein, 14 Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika, 15 weibl. Vorname, 17 türkischer Beamter, 18 Getränk, 21 dickblättrige Pflanze, 23 Stadt in Italien, 24 Himmelskörper. 26 eine der Gezeiten, 28 Festsaal, 30 liedartiger Sologesang, 31 Nebenprodukt bei der Gasgewinnung.

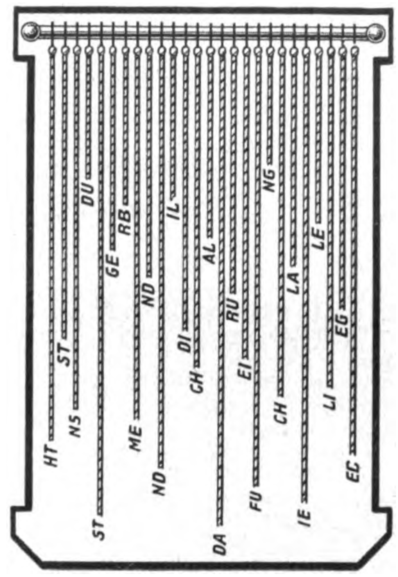
Können Sie gut addieren?

2	5	9	4	8	1	0	9	3	4	6	8	2	9	4	7	8	0	1	2	8	4	3	5
3	1	9	0	5	3	8	2	7	8	6	3	4	5	6	7	8	9	0	2	1	3	5	9
5	6	18	5	13	4	8	11	10	12	12	11	6	14	10	14	16	10	1	4	9	7	8	14
2	1	3	4	5	6	7	8	9	0	9	3	1	6	4	7	6	2	9	4	7	3	7	9
5	6	7	8	9	0	1	2	3	4	4	3	2	1	0	9	8	7	6	5	6	7	8	9
7	7	11	12	13	6	8	10	11	4	13	6	3	7	4	16	14	9	15	9	15	19	15	18
4	1	8	0	5	3	8	4	8	2	1	5	7	4	8	3	1	9	0	5	4	2	7	2
4	3	8	9	0	6	8	5	1	2	8	3	9	4	5	0	6	7	8	9	3	4	5	6
8	4	16	9	5	9	16	9	9	4	9	8	16	8	14	3	7	15	8	14	7	6	12	8
7	1	9	0	8	3	8	2	6	5	1	2	7	0	0	3	8	6	3	1	7	3	9	2
2	3	4	5	6	7	8	9	0	0	9	8	7	6	5	4	3	2	1	1	3	5	7	9
9	4	13	5	4	10	16	11	6	5	10	10	14	6	6	7	11	8	4	1	10	8	16	11
6	8	0	2	4	9	7	5	3	1	0	8	6	4	2	5	3	1	8	0	9	5	7	2
0	9	8	7	6	5	4	3	2	1	1	2	3	4	5	6	7	8	9	0	4	6	8	9
6	17	8	9	10	14	10	8	5	2	1	10	10	8	7	11	10	9	17	9	13	11	15	1

Sehen Sie auf die Uhr, wieviel Zeit Sie zu folgenden Aufgaben brauchen:

1. Wie viele Einzeladditionen sind es?
2. Rechnen Sie alle durch und streichen Sie (mit Blei oder Tinte) alle Fehler an!
3. Wie viele Fehler sind es?
4. Welche größte Zahl kann überhaupt als Summe herauskommen, wenn zwei einstellige Zahlen addiert werden?
5. Wieviel Zeit haben Sie gebraucht?

Tauräts el.



Ergänzungsrätsel.

d e r . . . . .
. d e r . . . .
. . d e r . . .
. . . d e r . .
. . . . d e r .
. . . . . d e r

Die Buchstaben: a a a a b b e e e e f g g h k l n n n n n n o r r r s t u w sind so in die leeren Felder der Figur einzusetzen, daß in den wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 Deutscher Staatsmann, 2 Stadt in der Mark, 3 Märchendichter, 4 Gestalt aus „Siegfried“, 5 belgische Landschaft, 6 Lehrpult.

Palindrom.

Wenn der „drei-vier“ vom Himmel fällt
Und der „eins-zwei“ sich zugesellt,
Bringt dich im Spätherbst die Natur
Auf des viersilb'gen Wortes Spur.
Bei nassen Füßen, Husten, Nießen
Muß solch ein Wetter dich verdrießen. —
Von hinten lies das Wort, und nun
Versetz' dich mal nach Kamerun,
Dann kannst des schwarzen Volkes Treiben
Du unter diesem Wort beschreiben.

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben a — bar — boldt — bom — de — de — de — dell — don — e — e — e — e — e — fi — gard — ge — gie — hum — ja — ka — kal — lach — lav — li — loo — mid — mie — mit — na — ni — of — pi — pi — ra — re — ri — rif — ron — rung — schar — sche — sek — stel — ster — stick — stoff — stra — tät — te — ter — tor — trig — u — ul — vo — wa — zier sind zu 22 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Blasinstrument, 2 Truppenführer, 3 Heidekraut, 4 Krankheit, 5 erhöhter Tritt, 6 arabischer Titel, 7 Schlachtort, 8 Bezeichnung für Sendschreiben, 9 Staatsleitung, 10 Berg in der Haardt, 11 Bezeichnung der Erde in der altnordischen Göttersage, 12 Gestalt aus der Nibelungensage, 13 Kreisausschnitt, 14 chemisches Element, 15 Überzieher, 16 Quellgöttin, 17 Berg in den Julischen Alpen, 18 Seuche, 19 rundes Gartenbeet, 20 Bezeichnung für hohe Begabung, 21 Stadt in Portugal, 22 berühmter deutscher Gelehrter.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus einem Schillerschen Gedicht.





Rösselsprung.

		an	spie		
und		meer	stra		der
die	dern	blank	sank	gel	der
nen	frisch	ße	flut	nie	die
laß	wie	geist	son	staub	sei
halt	dei	den	er	brin	ne

Versteckrätsel.

Werden jedem der nachstehenden Wörter vier nebeneinanderliegende Buchstaben entnommen, so ergibt sich durch Zusammenreihung ein altes geflügeltes Wort.

Wernigerode	Unsterblichkeit
Amtsgericht	Schreibtisch
Liebenswürdigkeit	Steinnuß
Bartweizen	Pfarrstuhl
Eisenbahnweiche	Weinlese
Raubgesindel	Siebenbürgen
Tangdynastie	Brillenschlange

Scherzfragen.

Kannst du nennen jene Türen,
Woran wir uns delektieren,
Die Talons, die du besitzt
Und den Beutel, der nie schwitzt?
Nenn die Biere, die nicht trinkbar,
Die Essenzen, oft unfindbar.
Kennst du Sprossen ohne Leiter?
Welche Schelle stimmt nicht heiter?
Welcher Lappen ist verliebt?
Welche Watte sich verschiebt?
Und zum Schluß nenn die Ideen,
Die wir mit den Augen sehen.

Buchstabenkreuz.

Man ordne die Buchstaben des nebenstehenden Kreuzes derart, daß sich sowohl in den wagerechten als auch in den entsprechenden senkrechten Reihen gleichlautende Wörter der bezeichneten Art ergeben.

		a	a	c			
		e	o	e			
e	e	e	e	e	h	h	Persische Stadt
h	i	i	i	k	k	k	Spielzeug
k	l	l	n	n	r	r	Baumfrucht
		r	r	s			
		s	t	t			

Dreierlei. Der Jüngste von der ganzen Ladenzunft
Ist Hammers Ziel und vieler Unterkunft.

Der Natur weicht jede Not!

Wenn die köstlichste Frucht paradiesischer Gefilde, deren Kraftstoffe für den Aufbau des menschlichen Körpers von altersher die berühmtesten Ärzte begeistert haben, zur Tageskost der im Eiltempo schaffenden Menschheit geworden ist, werden die Witzblätter ihren kaustischen Spott über den Scharfsinn verspritzen, den wir heute in den Dienst des Magens stellen.

Da gibt es einen Dauerschwimmer, dessen Ehrgeiz darin besteht, den Weltrekord zu überbieten. Auf der Suche nach einem Kraftstoff, der ihn von jeder anderen Nahrung unabhängig macht, führte ihn sein Stern zum Seniorchef des Reichardtwerkes, der in jahrzehntelangen Ernährungsstudien an sich selbst die höchste Sättigungskraft, Stoffwechselwirkung und Blutbildung in einer Verbindung submikroner Kakaosubstanz, Milchstoffe, organischem Bluteiweiß, Vitaminen und Lecithin gefunden hat.

Durch diese Stoffverbindung, die dem Reichardtwerke unter dem Namen „Sportkraft" geschützt worden ist, überbietet Otto Kemmerich nicht nur den Weltrekord des Mr. Sullivan von 27½ Stunden um 4½ Stunden, sondern seine erst 17jährige Schülerin, Fräulein Edith Jensen, auch den Weltrekord der Mrs. Barret von 23½ Stunden um 32 Minuten. Die Presseberichte schufen die Devise: „Durch Sportkraft zum Weltrekord!"

Das Markanteste hierbei ist, daß Kemmerich, wie durch ärztliche Untersuchungen vor und nach diesem Schwimmrekord festgestellt worden ist, keinerlei Ermüdung zeigte. Bei Fräulein Jensen, die für solche Dauerleistungen noch nicht genügend durchtrainiert war, wurde lediglich eine leichte Abspannung festgestellt. Kemmerich erklärte, daß er noch stundenlang hätte weiter schwimmen können.

In der „Sportkraft" haben wir somit das seit Jahrhunderten erstrebte Lebenselixier vor uns, und zwar in der denkbar günstigsten Form. So berichtet Kemmerich, daß er eine Defäkation erst 12 Stunden, und Fräulein Jensen erst 18 Stunden nach der Schwimmleistung gehabt habe, obwohl jener 4 Stunden später, sogar ohne wesentlichen Appetit, ein Kotelett, Fräulein Jensen erst nach 12 Stunden etwas Fleisch zu sich genommen hat. Kemmerich trank dazu zwei Glas Sekt, Fräulein Jensen ein Glas Bier.

Über die Ursache des geringen Entleerungsbedürfnisses erklärte der Erfinder der „Sportkraft", daß Dr. Gerlach bereits vor Jahrzehnten durch dauernde Versuche im Skrofulosen-Heim, worüber in der Zeitschrift für öffentliche Chemie, (Jahrgang 1909, Heft IV) berichtet wird, festgestellt hat, daß reines Bluteiweiß nach dem Verfahren des Reichardtwerkes restlos vom Körper aufgenommen wird. Da bekanntlich Zucker die Quelle der Muskelkraft ist und weder Vitamine noch Lecithin feste Bestandteile sind, verbleiben als Feststoffe nur die Substanzen, an die die Kraftstoffe des Kakaos und der Milch gebunden sind. In 625 g „Sportkraft", die jeder der beiden Schwimmchampions eingenommen hat, beträgt die Menge dieser Feststoffe kaum 5 g.

Welche riesigen Mengen Feststoffe muten wir dagegen unseren Organen zur Verdauung während einer 32stündigen Arbeitszeit zu!

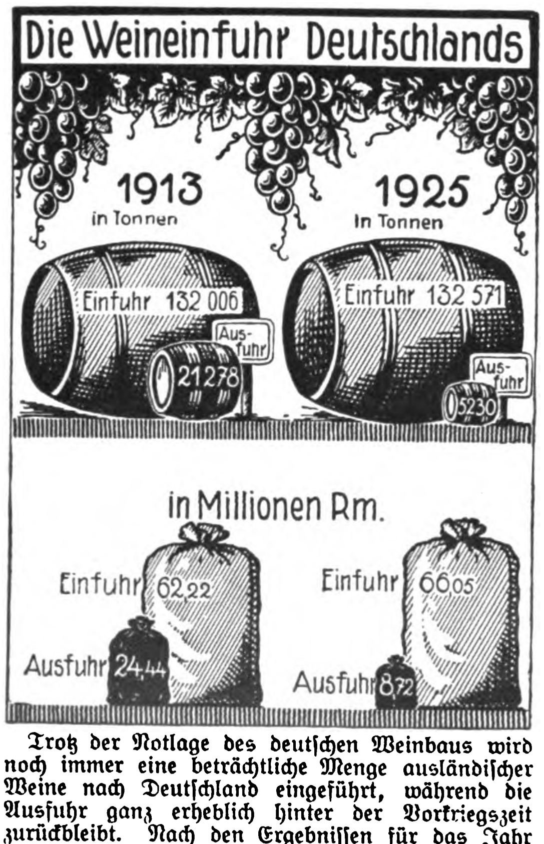
Wir arbeiten durchschnittlich pro Tag nur 8 Stunden. Rechnen wir das Essen von 4 Tagen, wie diesem der Stundenzahl nach die — noch dazu ununterbrochene — Leistungsdauer der Schwimmer gleichkommt, zusammen, so ist es noch äußerst fraglich, ob wir durch diese viertägige Nahrungsaufnahme unserem Körper die gleiche Menge reines Blut zuführen. Wohl können wir an Körpergewicht, insbesondere durch Fettbildung, zunehmen, während Kemmerich und seine Schülerin etwa alle 5 Stunden 1 Pfund Fett und Wasser durch das Wärmebedürfnis und Ausdünstungen im kalten Wasser verloren. Aber die Körperkraft, um eine viertägige Arbeit hintereinander zu leisten, können wir schon deshalb nicht aus den gewohnten Speisen gewinnen, weil bereits der Verdauungsprozeß derartig großer Mengen an sich erhebliche Körperkraft absorbiert.

Der Fettverlust lenkt uns übrigens auf die Entfettungskuren hin, die berühmte Ärzte mit Kakao vorgenommen haben, in letzter Zeit noch Dr. Wilhelm Rohrbach, Kassel (Zeitschrift für medizinische Chemie, Jahrgang 5, Nr. 2 und 3). Dieser berichtet u. a., daß eine von der Fettangst befallene Dame, 22 Jahre alt, ihr holdes Gewicht von 150 Pfund bei 1,63 m Körpergröße binnen Monatsfrist auf 138 Pfund herabdrückte, als sie die leckere Diät, zuerst zweimal täglich 20 g Kakao auf je 100 g Milch, später 15 g Kakao in Wasser und nachmittags einige Pralinen erhielt. Verwendet wurde, so berichtet der Arzt, der fettarme Feinkakao des Reichardtwerkes wegen seiner phänomenalen Feinheit von über 20 Milliarden Partikelchen in einer Grammeinheit.

Daß die Kakaosubstanz die besten Kraftstoffe zur Sättigung und Überwindung der Müdigkeit enthält, hat erst noch vor kurzem der Physiologe Prof. Dr. Kestner in einem Vortrage auf der Süßwarenmesse in Hannover eingehend dargelegt. Hiernach haben Kakao und Schokolade nächst Fleisch den höchsten Sättigungswert. Deshalb sind diese Fabrikate gerade auch für den geistigen Arbeiter von größter Wichtigkeit. Aus den gleichen Gründen ist Schokolade bei den Sportsleuten ein äußerst beliebter Tourenproviant. Sie ist eine Nahrung, die von der Mitführung eines Nahrungsballastes befreit. Vor allem aber wirkt sie erfrischend durch die starke Absonderung der Magensäfte.
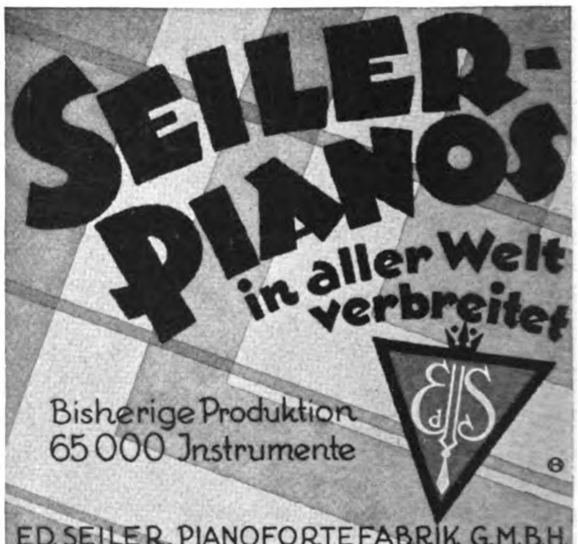
Also, auf zur Entlastung unseres Körpers von überflüssiger Darmarbeit! Layton erklärte auf der Weltwirtschaftskonferenz, daß die Produktion von Rohstoffen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen nur noch 90 v. H. der Vorkriegszeit beträgt. Wenn die Erde immer ertragsärmer wird, müssen die Menschen lernen, Kraftstoffe zu gewinnen, womit sie ihren Körper an derart ausdauernde und intensive Kraftleistungen gewöhnen, wie sie die Weltwirtschaft im Hinblick auf das schwierige Ernährungsproblem in stets steigendem Maße fordert.

Werner Triebner, Hamburg 25, Fallschirm-Absprungspilot.



Trotz der Notlage des deutschen Weinbaus wird noch immer eine beträchtliche Menge ausländischer Weine nach Deutschland eingeführt, während die Ausfuhr ganz erheblich hinter der Vorkriegszeit zurückbleibt. Nach den Ergebnissen für das Jahr 1926 hat sich allerdings die Einfuhr gegenüber 1925 verringert, während die Ausfuhr eine kleine Steigerung erfahren hat. Im ersten Vierteljahr 1927 war der Wert der Weineinfuhr (19,6 Mill. Mark) dagegen noch höher als 1925. — Es ist dringend zu wünschen, daß die Einfuhr der fremden Weine in engen Grenzen bleibt und unseren eigenen Gewächsen der Vorzug gegeben wird. Vor allem warten die Weine vom Rhein und seinen Nebenflüssen auf deutsche Kehlen!









Entzifferungsaufgabe.

8, 7, 4, 10 — 3, 4, 5, 5 — 18, 4, 7, 5 — 1, 19, 8 — 18, 7, 16 — 8, 9, 10, 3, 4, 16 — 11, 12 — 6, 16, 17, 13, 4, 5 — 20, 15, 1, 1, 6 — 19, 14, 8 — 5, 7, 9, 10, 6 — 5, 19, 9, 10 — 13, 16, 2, 8, 8, 4, 16, 4, 8 — 1, 4,7, 18 — 13, 7, 14, 6 — 7, 5 — 18, 4, 16 — 3, 4, 1, 6.

Schlüsselwörter: 1, 2, 3, 4, 5 Stadt in Belgien, 6, 7, 8, 9, 10 Zimmergerät, 11, 12, 13 Kanton in der Schweiz, 14, 15, 16 Raubtier, 17, 18, 19, 1, 20 männlicher Vorname. — ä usw. = ein Buchstabe.

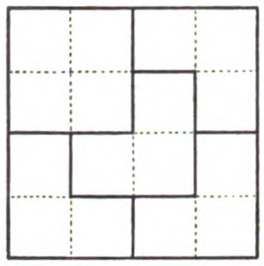
Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4292.

Pythagoreisches Mosaikrätsel.

M	A	R	I	A
A	B	E	N	D
R	E	I	S	E
I	N	S	E	L
A	D	E	L	E

Der quadratische Kuchen:



Der Kuchen hat 16 Sechzehntel. Davon erhalten die Eltern 4 und die Kinder je 3 Teile, wie die Lösungszeichnung ergibt.

Fremdländisch: Jota — Tajo.

Besuchskartenrätsel: Dentist — Bremen.

Unberechenbar: Meter — Meer.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Reh, 5 Morchel, 7 Rat, 8 Nil, 9 Stier, 10 Anden; senkrecht: 1 Teich, 3 Note, 4 Senn, 5 Mai, 6 Lid.

Sie erzielen mit der

IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX

spielend leicht die schönsten Bilder, denn die Kamera sieht für Sie und zeigt das Bild in seinen genauen Abgrenzungen schon vor der Aufnahme. Die

IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX

ist klein, leicht und stabil, sie ist die bedeutendste Erfindung des letzten Jahrzehntes im Kamerabau und von RM. 355.— an lieferbar.

Verlangen Sie unseren Prospekt
„Die sehende Kamera".



Lassen Sie sich die

IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX

von Ihrem Photohändler vorführen! Die bedeutendsten Photohandlungen des In- und Auslandes führen sie. Untenstehende Firmen halten sie vorrätig:

Jhagee
KAMERAWERK
STEENBERGEN & Co.
Dresden-Striesen 147.

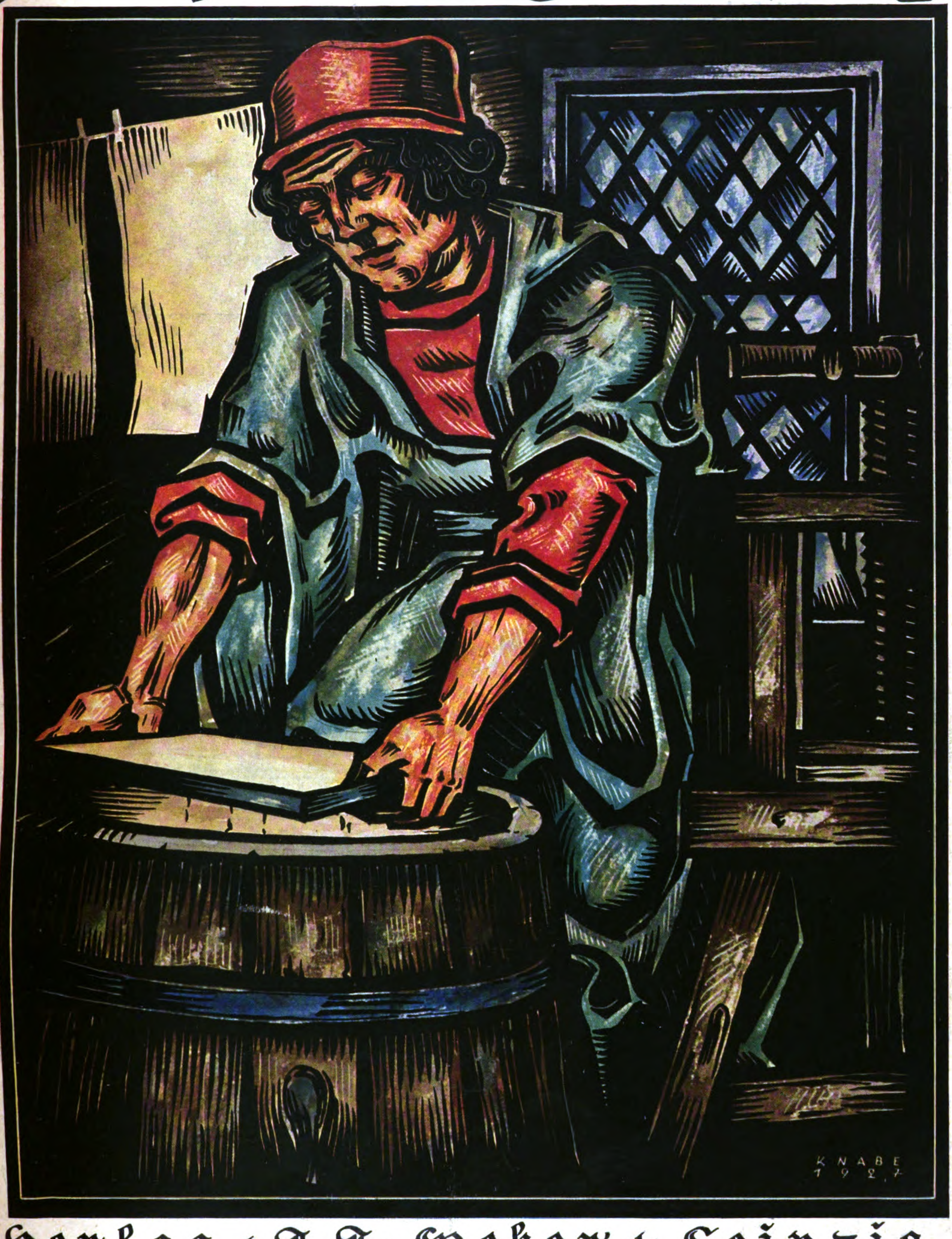
Verlangen Sie unseren Prospekt
„Die sehende Kamera".

VERKAUFSSTELLEN DER IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX:

Achim b. Bremen: Herm Hoppe, Neue Kirchhofstraße 364
Allenstein: F. Krenz K.-G., Neues Rathaus
Apolda/Th.: C. Müller, Bernhardstraße 29; G. Weiershäuser, Bahnhofstr. 17
Alphen a. d. Rijn: P. Laros, van Mandersloo-Straße 40
Arnstadt: Johann Götze, Rosen-Drogerie
Arnswalde: Steintor-Drogerie, Steintorstraße 30
Arosa: C. Brandt, Photo-Spezialh.
Asch: Gustav Wunderlich, Drog.
Aschaffenburg: Gentner & Bader, Herstallstraße 43; August Röbke, Frohsinnstraße 2
Aue/Erzgebirge: O. Hofmeister, Bahnhofstraße 27
Auerbach i. V.: O. Paul, Steinbrunnstraße 1
Augsburg: Photohaus Merkur, Am Moritzplatz C 1
Aussig: L. Gürtler, Teplitz. Str. 20
Bärenstein bei Chemnitz Sa.: Photoh. Weißgärber, Wilhelmstraße 52
Basel: Braun-Wingert, Photohaus, Freie Str. 70; Kling-Jenny, Freie Str. 105; Photo-Metro N. Renfer & Cie., Gartenstraße 62
Bautzen: E. O. Hennig, Tuchmacherstraße 7; Photohaus Huth, Wendische Str. 13
Berlin: H. Albrecht, Wiener Str. 14b; Photoh. P. Franke, Köthener Straße 16; Photoh. Humboldt, Kastanienallee 28; K. H. Müller, Berlin-Schöneberg, Suadicanistraße 3; Schoenfeldt & Co., Schellingstr. 9; W. Talbot, Jerusalemer Straße 42
Bern: M. Heck & Co., Marktgasse 9
Biberach: J. F. Thiermann Sohn
Bielefeld: R. König, Rathausstr. 8
Blumenthal (Hann.): Gebr. Haesloop
Bochum: Hucklenbroich, Brückstraße 55
Bodenbach a. E.: Rudolf Metzner
Böhm.-Kamnitz: K. Günther, Marktplatz
Borken: J. Kolks, Brinkstraße 16
Brandenburg a. H.: R. Großmann, St. Annenstraße 15
Bratislava: S. Friedl, Langeg. 16
Braunschweig: Photo-Müller, Damm 6; Optiker Messerschmidt, Packhofstraße 7/8
Bremen: M. Castner, Hamburger Straße 171; Photo-Schröder, Vor d. Steintor 7; Photoh. Sosna, Ecke Ansgaritorstr., Woll- und Ob. Str. 23/24
Bremerhaven: Dipl.-Opt. Crauel, Bgm.-Smidt-Straße 34; Photo-Müller, Bgm.-Smidt-Str. 77
Breslau: F. Bartsch, Poststraße 9; R. Birner, Kaiser-Wilhelm-Str. 10; V. Bittner, Neue Schweidnitzer Straße 11; Fischer & Co., Taschenstraße 25; Carl Gloger, Photohaus, Nicolaistraße 65/68; A. Heidrich, Schweidnitzerstr. 27; Ludwig Janiak, Tiergartenstr. 28; M. Jordan, Schmiedebrücke 29a; Bruno Matthias, Telegraphenstraße 8
Brieg: Franz Kersten, Ring 46
Brünn: Gustav Braun, Photohaus; Josef Petruj, Ceska Nr. 4
Budapest: Calderoni & Co., V, Vörösmarty-tér 1; L. Chmura, Fereciek-tér 2; Hatschek & Farkas, Károly körut 26 und Andrássyut 31; Szakal Géza, V, Dorottya-Gasse 1; Wanaus Jozsef, IV, Sütö u. 2
Budweis: Kollmann, Nam. Svobody 25
Bunzlau/Schl.: R. Heinrich, Gartenstraße 2
Cannstatt: E. Kleiber, Königstraße 69
Cassel: Wichura, Hohenzollernstraße 5
Chemnitz/Sa.: Max Gerth, Auß. Johannisstraße 2; Köhler & Löppert, Reitbahnstr.; Otto H. Kratzsch, Markt 10; Hermann Mahn's Wwe., Palmstraße 31; Hans Möbius, Friedrichstraße; Otto Mühlberg, Brühl 35; Max Petzold, Inn. Johannisstr. 2; Guido Seeber, Marktgäßchen 2
Cottbus: Max Rosenkranz, Photo-Kinohaus
Danzig: W. Lulinski, Elisabethkirchgasse 1
Davos-Platz: E. Meerkämper; Dr. Bergerhoff vorm. Wieck, Photoartikel; J. P. Caspar, Engl. Viertel, Bel'Air
Delitzsch: O. Reime, Gerberplan 11
Demmin/Pommern: Hermann Jenß, Anklamer Straße 26; Christian Oesterlin, Luisenstr. 17
Döbeln: P. Schröter, Obermarkt 12
Dortmund: K. Dissel, Westenhellweg 33; E. Isenberg, Ardeystraße 88; P. Prött, Am Markt
Dresden: O. Bohr, Ringstraße 14; Richard Brockelt, Bayreuther Straße 4; Photoh. Gofferjé, Am Zöllnerpl.; A. Hensel, Dornblüthstraße 21; Albert Patitz, Bautzener Str. 16; Carl Plaul, Wallstraße 25; Martin Richter, Viktoriastraße 6; F. A. Sasse's Wwe., Prager Str. 31
Ebersbach i. Sa.: E. Behnisch, Hauptstraße 580
Eberswalde: R. Hornemann Nachf., Mühlenstraße 22
Eger: G. Böhm, Bahnhofstraße 33; G. L. Köstler, Markt 7
Eibenstock-Schönheide/Erzg.: Photo-Lisker, Karlsbader Str. 3
Eisenach/Thür.: W. Beyer, Johannisplatz 17
Engelberg: E. Magerstädt, Hauptstraße
Erfurt: Paul Ballin, Neuwerkstr. 20; Germania-Drog., Wenigemarkt 8; Gofferjé & Vollhaber, Anger 39/40
Erlangen: S. Katz, Phot.-Kino-Proj.
Falkenstein i. V.: O. Paul, Schloßstraße 3, Amtsstraße 11
Faurndau bei Göppingen: W. Veit, Äußere Bahnhofstr. 264
Finsterwalde/N.-L.: Rudolf Geittner Nachf., Lange Straße 13
Flensburg: Fr. Drecoll Nachf., Große Straße 57; Photohaus Juul, Große Straße 35; Ernst Svenningsen, Toosbüystr. 13
Forst/Laus.: W. Thumann, Promenade 1; Photo-Müller, Lindenplatz 13
Frankfurt/Main: Wilh. Chelius Nachf., Bethmannstraße 50; Heinrich Fischer, Allerheiligenstraße 3; Geo F. Käpernick, Kaiserstr. 47; Carl Wellhausen, Goethestr. 20
Frankfurt/Oder: Ed. Friecke, Regierungsstraße 12; Max Zäpke, Photoh., Jüdenstr. 15
Freiberg/Sa.: M. Vollmer, Poststraße 11
Freiburg/Br.: Christoph Clare Nachf., Holzmarkt 10; Opt. Falkenstein, Kaiserstraße; „Geaphot", Friedrichstraße 19; M. Meyer, Bertholdstraße 9; G. Röbcke, Photohaus; W. Wendt, Kaiserstraße 114
Freital bei Dresden: Ernst Werner, Unt. Dresdener Str. 112
Fulda: C. Pauly, Zentr.-Passage, Marktstraße 13 und Steinweg 14
Fürstenberg a. O.: Thielenberg & Berndt Nachf., Inh.: H. Müller
Fürstenwalde: Leop. Sommer, Wünscheberger Straße 44
Fürth i. B.: E. Schütz, Schwabacherstraße 8
Gablonz: H. Schäfer, Gebirgsstr. 28; Ernst Zasche, Einhorn-Drogerie
Gelsenkirchen: J. Kochs, Marktgasse 6–8
Gera/Th.: E. Wunderlich, Sorge 18
Gladbeck: K. Lelgemann, Am Markt
Glauchau/Sa.: A. Schroth, Leipziger Platz
Görlitz: Photohaus Jäschke, Postplatz 4
Goslar: Photo-Rochus, Hokenstraße 18, Fischemäkerstraße 6
Göttingen: F. L. Lanz, Lanz-Ecke
Graz/Stmk.: Heinrich Schmidt, Schloßbergkai 14
Greifswald: M. Albrecht, Lange Straße 67; H. Biel Nachf., Schuhhagen 12; C. A. Krause Nachf., Steinbecker Straße 36
Greiz: Photo-Böhme, Photohaus
Gronau/Westf.: Wilhelm ten Dam, Am Rathaus
Groningen: D. van Veen Izn., Heerestraat 86
Großschönau: A. Osterlow, Adler-Drogerie
Grünberg/Schles.: K. Rommel, Photohandlung
Guben: G. Kosmehl, Frankf. Str. 2
Gütersloh/Westf.: Ferd. Goldbecker, Berliner Straße 35
Den Haag: A. ter Meer Derval, Frederik Hendrik Laan 196
Halberstadt: Photo-Kamm, Hoheweg 48
Halle/Saale: Oskar Ballin jr., Leipziger Straße 63; Ballin & Raabe, Poststraße 14
Hamburg: R. Karstadt A.-G., Mönckebergstraße; Photo-Koch, Kaiser-Wilh.-Str. 110; Oskar Miehlmann, Platz 4–6 und Glockengießerwall 20; Pech & Nega, Eimsbüttler Str. 38 und Hoheluft-Chaussee 59; Fr. Wiesenhavern, Kleine Bäckerstraße 11
Hannover: A. Kater, Georgstr. 21; Otto Lehmann, Georgstraße 19
Harburg a. E.: C. Hansen, Bremer Str. 2
Haynau/Schl.: M. Saupe, Ring 71
Heidelberg: E. Bucher, Hauptstr. 1; Photo-Hergert, Untere Neckarstraße 96
Heilbronn/Neckar: Photo-Mangold, Kaiserstraße 50; Max Lechler, Medizinal-Drogerie; A. Wendnagel sen., Marktplatz 10
Herford: W. Arnold, Brüderstr. 34
Hildesheim: Otto Kaufmann, Friesenstraße Ecke Paradeplatz
Hilversum: P. J. Siewers, Kerkstraat 59b
Hirschberg/Schl.: M. Bese, Bahnhofstraße 3
Hof: J. Vanselow Nachf., Poststr. 1
Hohenstein-Ernstthal/Sa.: Oscar Fichtner, Dresdener Str. 8
Hörde/Wf.: Photohaus M. Kersting
Höxter: H. Manegold, Markt 15
Immenstadt: J. N. Kössel, Bahnhofstraße 70
Innsbruck: F. Miller, Institut für Optik und Photographie
Interlaken: Ernst Magerstädt, Höheweg
Iserlohn: Photohaus Kopera
Itzehoe: G. Geffers, [illegible]ldschmiede 79; Photohaus N. G. Thomsen
Jena/Th.: A. Bleyer, Johannisstr. 19; Optiker Gehricke, Johannisstr. 15; Walter Jeßnitzer, Engelplatz 10
Jihlava: Alfred Smahel, Steinova Ulice C 11
Kamenz/Sa.: R. Steinert, Photohaus, Hoyerswerdaer Straße 30
Karlsbad: Photoh. Julius Rindler, Kreutzstraße; Photohaus Rusy
Karlsruhe: A. Glock & Cie., Kaiserstraße 89; Fotohaus Veittinger, Kaiserstr.
Kehl/Rhein: E. Barth, Badenia-Drogerie
Kiel: Aug. Dahm, Bergstr. 18–20; F. Schultz, Holstenstraße 13
Kirchheim-Teck/Wttbg.: Arthur Pfau, Photohaus
Kolberg: E. Hopfmann, Kaiserpl. 13
Köln/Rh.: Photo-Brenner, Severinstraße 95c; Willy Helfer, Neumarkt 32–34; Franz Müller, Photoh., Brückenstraße 7; Richard Penningsfeld, Köln-Mülheim, Frankfurter Straße 14; Andreas Pillen, G. m. b. H., Hohenzollernring 34
Komotau: Ardelts Photohaus, Schloßgasse 7
Königsberg/O.-Pr.: Max Krüger Nachf., Börsenstraße 4; Schilling & Co., Steindamm 38; J. B. Schloesser, Junkerstraße 5
Königstein/Tau.: Franz Schilling
Konstanz/Bodensee: G. Baur, Zollernstraße 6
Kötzschenbroda in Sachsen: S. G. Zschoche, Moritzburger Str. 5
Krefeld: H. Schambach, Ostwall 160
Bad Kreuznach: Optiker Willberg, Mannheimer Straße 67
Landsberg an d. Warthe: Josef Elstner, Richtstraße 69; Oskar Zanke Nachf., Priesterstr. 6
Lauban/Schl.: Otto Roehricht, Photohaus, Richterstraße 7
Lauenburg/Pom.: F. R. Rieger, Stolper Straße 3
Lausanne: A. Schnell, 6 Place St. François
Leipzig: Albert Elgert, L.-Gohlis, Photohaus, Lindenthaler Str. 56; R. Knoll, Dresdner Straße 24, Burgstraße 1–5; A. Mittelmann, Peterssteinweg 15; Ch. Fr. Winter Sohn, Schillerstr. 5
Lemgo: F. Ohle, Haferstraße
Libau: E. Jakubowitsch, Kornstr. 34
Lindau im Bodensee: Martin Koch, beim Rathaus
Locarno: E. Magerstädt, Via Francesco Balli
Lörrach: G. Hupfer, Basler Straße
Lübeck: Photohaus Appel, Königstraße 28
Luckenwalde: Optikermeister Hofmann, Breite Straße 23
Ludwigshafen/Rh.: Opt. Drude, Kaiser-Wilhelm-Straße Nr. 15; Ph. Zipp, Röhrlachstr. 2
Lugano: H. Böhler, Via Nassa 42; A. Engler, Grand Hotel Palace; Herbert Rüedi, Photohaus 54, Via Nassa, Filiale C. Cattaneo 9
Luzern: Ahrens & Co., Pilatusstraße 18; Wilhelm Ecker, Opt., Kapellplatz; H. R. Egli, Theilingsgasse 4 und Waldenstraße 39
Magdeburg: Otto Henneberg, Leiterstraße 6; Carl Fr. Schröder, Heydeckstr. 7; Drogerie Wienrich, Viktoriastr. 1; B. Wischeropp, Olvenstedt. Str. 47
Mähr.-Ostrau: A. Haber, Teschnergasse 4
Mainz: Reinhold Grimmer, Neubrunnenstraße 11; A. Kämmer-le-Bret, Gr. Bleiche 24
Malmö: Th. Bengstsons Photo-Affär, Kaptansgaten 25
Mannheim: A. Breunich, 0-6-4; Geo F. Käpernick, P-1-4, Breite Straße
Marienbad: Franz Friedrich, Photohaus, Hauptstraße
Meißen/Elbe: Bernh. Knauth Nachf., Elbstraße 4; P. Mitscherlich, Kleinmarkt
Mittweida i. Sa.: Opt. E. Doebelt, Rochlitzer Straße 63; M. Werner, Rochlitzer Straße 72; P. Zeyse, Rochlitzer Straße 52
München: Drogerie Döderlein, Klenzestraße 21; J. Häring, Bauhofplatz 6; Kieser & Pfeufer, Marienplatz 22; Lucian Reiser, Neuhaus. Str. 23/0; J. Rodenstock Nachf., Opt. Wolff, Bayerstraße 3 und Perusastraße 1;
München ferner: J. V. Schädler, Amalienstraße 53; Soennecken & Co., G. m. b. H., Kaufinger Straße 8 und 11, Goethestraße 14; Max Stiehl, Zweibrückenstraße 1
Münster/Westf.: Arnemann & Schweitzer, Michaelisplatz 1–2; Herm. Greve, Photoh., Drubbel 3
Naugard/Pomm.: Rich. Drechsel, Adler-Drogerie
Neiße/Schles.: Richard Pfützner, Berliner Straße 24
Neugersdorf/Sa.: Rud. Schirmer, Hauptstraße
Neumünster: Hermann Kramer, Falken-Drogerie
Neustadt/O.-Schl.: Ad. Weyde, Ring 52
Nordhausen/Harz: Jul. Becker, Optiker, Neustadtstraße 12; Herm. Ockert Nachf., Jüdenstr. 15
Nürnberg: Deuber & Rau, Photohaus, Hefnerplatz 6; C. O. Krauß, Königstraße 60; Photo-Porst, Lorenzer Pl. 15–19; Fr. Seeberger, Pfannenschmiedstraße 2; Georg Seeg, Löbleinstraße 11; G. K. Seitz, Pfannenschmiedg. 9
Oldenburg/O.: Hans Bourquin, Gaststraße 28; J. D. Kolwey, Lange Straße 43; Carl Wöltje, Heiligengeiststraße 6
Oels: R. Niedergesäss, Ohlauerstraße 54
Oelsnitz i. Erzgeb.: A. Seifert, Alte Staatsstraße
Ostrau i. Sa.: E. Schmidt, Bismarckplatz 4
Passau: J. Kaps Nachf., Bahnhofstr.; Passauer Photo-Börse, Residenzpl.
Peine/Hann.: L. Polstorff, Bahnhofstraße 25
Pilsen: Drogerie zum schwarzen Hund, Inh. J. Wolf; Foto-Houdalin, Namesti Republiky 40
Pirna a. E.: H. Stein, Breitestr. 31
Plauen/V.: A. Eichhorn, Am Tunnel; Richard Lehmann, Jägerstraße 8
Poznan: Kazimierz Greger, ul. 27 Grudn. 20
Prag: Foto-Martinec, Palackého tr. c 22; Jindra Kimla & Co., Ul. Karoliny Světlé č. 23; K. Kohlik, Smichow, Stefanikstraße 42; Egon Schleim, Platnerska 19/1
Prenzlau/U.-M.: Rud. Rieckoff, Friedrichstraße 254
Radebeul bei Dresden: Hans Hirrschoff, Leipziger Straße 33
Regensburg: J. Kaps Nachf., Maxstraße 21, Kohlmarkt; Josef Zacharias, Maximilianstr. 18
Reichenberg: C. Fischer, Wiener Straße
Riga: A. Bojarski-Schleifer, Wallstraße 18; A. Calitz, Alexanderstraße 2; O. Draudsin, Gr. Königstraße 3; R. Weinberg & Co., Boulevard
Rosenheim: J. Riele, Rathausstr. 6
Roßwein/Sa.: Bruno Hanke, Döbelner Straße 22
Rostock: Ernst August Hansen, Blutstraße 21
Rothenburg o. T.: Alf. Ohmayer, Röderstraße 17
Rudolstadt/Th.: Paul Reinicke, Photo-Kino-Projektion; Reinh. Wittig, Schwarzburg. Str. 31
Saalfeld a. d. Saale: Paul Klose, Photohaus, Markt 5
Saarbrücken: Franz Altenkirch, Viktoriastraße 13
Salzburg: M. Rothmaier, Bismarckstraße 4
Schaffhausen: C. Koch, Photohaus, Vordersteig 2; F. Seeberger, Optiker
Schramberg: Franz Marzari; Horst Zimmermann, Markt 6
Schwedt a. O.: M. Welz, Berlinerstraße 3
Schweinfurt: Josef Schaap, Spitalstraße; I. H. Then, Brückenstraße 4
Schwenningen/Neckar: J. Banholzer, Stadt-Drogerie
Schwerin: Martin Brockmann, Klosterstraße 17; C. Garz, Wittenburger Straße 14
Sebnitz/Sa.: Adolf Zick, Markt 12
Senftenberg/L.: Emil Weißgärber, Schloßstraße 81
Sils: E. Meerkämper, Photohaus
Sonderborg: Willy Weiß, Perlegade 25
Sonneberg/Th.: W. Hoffmeister, Robertstraße 7; Erh. Lauterbach Nachf.; Karl Venus, Drogerie
Sorau/N.-L.: E. Hennig, Wilhelmplatz 9; Carl Müller, Niederstraße 3
Speyer/Rhein: Fritz Egém, Photohaus, Bahnhofstraße 9; L. Huxel, Apoth., Central-Drog.
Spremberg/L.: B. Schulz, Friedrich-Ebert-Straße 12; H. Zimmermann, Markt 6
St. Moritz: A. Pedrett, gegenüber Grand Hotel; Othmar Rutz, Photohaus
Stettin: Fritz Naumann, Pölitzer Straße 21; Photo-Kinohaus Schattke, Königsplatz 4; Hans Siem G. m. b. H., Kohlmarkt 3; K. Visbeck, Louisenstraße 6/7
Stolp i. P.: A. Knauss, Magazinstraße 8
Stralsund: Optiker Ahrens, Ossenweyer Straße 30; Gebr. Ladwig, Apollonienmarkt 10
Straubing/Ndbay.: J. Deuerling, Fraunhoferstraße 22
Stuttgart: Oskar Hirrlinger, Lange Straße 23, Filiale Königstraße 1
Swinemünde: Albrecht Gluck, Königstr. 1 u. Herrenbadstr. 17
Templin: Fortuna-Drogerie
Turn-Teplitz: F. Hruby, Kulmer Straße 18
Uelzen: H. Jacoby, Bahnhofstr. 43
Ulm a. D.: A. Kammerer, Donaustraße 3; Photo-Zentrale Tries, Südlicher Münsterplatz
Weida: K. Trömel, Geraer-Leiterstraße
Weimar: C. Schreiner, Jakobstr. 38
Werdau/Sa.: Erich Klitsch, Plauensche Straße 27; Alfred Hofmann, Kreuz-Drogerie
Wesel: Ferd. Horrix, Brückenstr. 12
Wesermünde: Photo-Müller, Hafenstraße 134
Wien 16: Sport-Berger, Lerchenfeldergürtel 51; A. Huber, Stephansplatz 2; Richard Joakim, Taborstraße 1, Getreidemarkt 13 u. Alsterstr. 19; S. Wachtl, Neubaugasse 36
Wiesbaden: Geo F. Käpernick, Wilhelmstraße 46
Wilhelmshaven: Drogen-Meyer, Markt 18
Wismar/Mecklbg.: C. Manthey, Hinter dem Chor
Winterberg/Westf.: Photohaus M. Kersting
Worms: Photohaus Füller, Hardtgasse 9
Würzburg: M. Bauer & Co., Domerpfarrgasse 6; W. Sattler, Photohaus, Kaiserstraße 20
Zeitz: H. Finkgräfe; E. Pitzschel, Roßmarkt 18
Zittau/Sa.: Robert Fehrmann, Innere Weberstraße 5; Fritz Winkler, Bautzener Str. 16
Züllichau: Joh. Heß Nachf., Germania-Drogerie
Zürich: Photo-Bär, Löwenstr. 51; H. Haab, Bahnhofstraße 98; Optiker Koch, Bahnhofstraße 11; Carl Pfann, Bahnhofstraße 91; Zulauf vorm. Kienast & Co., Bahnhofstraße 61
Zweibrücken: H. Wery Nachf., Hauptstraße 24
Zwickau/Sa.: M. Gottseina, Marienplatz 10; Ernst Schneider, Bahnhofstr. 33; W. Gust. Voigt, Innere Plauensche Straße 22; E. Wilhelm, Hauptmarkt 18

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag + J. J. Weber + Leipzig

»DAS PAPIER«

ZUR JAHRESSCHAU DEUTSCHER ARBEIT DRESDEN 1927

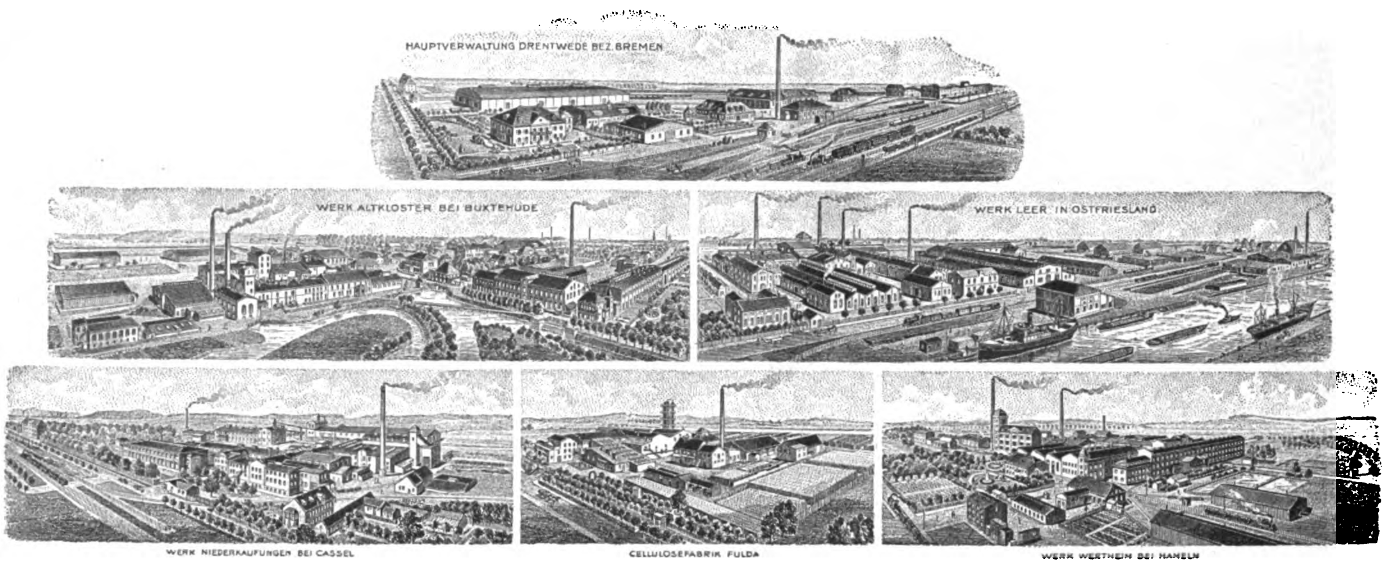
NR. 4294. 168. BAND EINZELPREIS DIESER SONDER-NUMMER 1.50 REICHSMARK A. A. 30. JUNI 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4294. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.50 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 30. Juni 1927.





ROBERT WEBER

AKTIENGESELLSCHAFT

DRENTWEDE (BEZ. BREMEN)

HAUPTVERWALTUNG: DRENTWEDE (BEZ. BREMEN)

PAPIER=

PAPPEN= UND CELLULOSE= FABRIKEN

IN ALTKLOSTER, DRENTWEDE, FULDA, LEER,
NIEDERKAUFUNGEN, WERTHEIM

Tagesproduktion 110,000 Kilo / 12 Papier= und Pappenmaschinen 325—140 cm breit.
Etwa 5000 PS=Dampfkraft

ERZEUGNISSE:

feinste holzfreie Schreib= und Druckpapiere, Normalpapiere, Bücher=, feine Post=, Schreibmaschinen= und Kanzleipapiere mit und ohne Wasserzeichen, alle Sorten bessere holzfreie Papiere, maschinenglatte und einseitigglatte Pack= und Tütenpapiere, Strohpappen (Karton) in Bogen und Rollen in allen Stärken, ein= und zweiseitig, weiß und farbig beklebt.

Eigene Sulfit=, Zellstoff= und Strohzellstoff=Fabriken für Eigenbedarf und Verkauf.

Allgemeine Notizen.

Das Tannenberg-Nationaldenkmal soll in einem der acht wuchtigen Türme dem Reichspräsidenten Generalfeldmarschall v. Hindenburg gewidmet werden. Es ist vorgesehen, den 23 m hohen Turm zu einer einzigen mächtigen Halle auszubauen. Das Bauwerk soll ein Zeichen des Dankes sein, den das gesamte deutsche Volk seinem Führer in Kriegs- und Friedensjahren schuldet. Die rechtzeitige Fertigstellung des ganzen Denkmals bis zum 2. Oktober, dem 80. Geburtstag des Reichspräsidenten, ist gesichert, wenn dem Werbeausschuß in Allenstein (Ostpreußen) die erforderlichen Mittel zufließen.

Das Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde ist in den Vorbereitungen soweit gediehen, daß mit der Eröffnung des Museums im nächsten Jahr gerechnet werden kann. Für die Unterbringung des Museums stehen der Stadt Düsseldorf die Bauten zur Verfügung, die für die Gesolei fertiggestellt worden sind. Der Gedanke des Museums ist, die ersten auf der Gesolei geglückten Versuche der bildlichen Darstellung abstrakter Tatsachen aus der Gesellschafts- und Wirtschaftskunde mit größeren Mitteln und systematischer auszubauen.

Über den Brand in der Marburger Universität am 31. Mai sind in verschiedenen Zeitungen unglaublich übertriebene Berichte veröffentlicht worden. Namentlich ist darin von der Vernichtung sämtlicher Seminare und der Bibliotheken die Rede. Es handelt sich aber lediglich um einen Brand in dem erst vor wenigen Jahren errichteten Landgrafenhaus. Das Feuer brach im Dachgeschoß aus, ergriff alsbald den ganzen Dachstuhl und die darunter liegenden Räume des juristischen Seminars. Da am gleichen Abend in demselben Gebäude mehrere Hundert Studenten zu einem Vortrag versammelt waren, wurde die Bibliothek fast vollständig durch das schnelle Eingreifen der Studenten gerettet. Die Vorlesungen erleiden keine Unterbrechung, und mit der Wiederherstellung des Daches ist sofort begonnen worden, so daß sehr bald alles wieder in bester Ordnung sein wird.

Mißbrauch im Scheckverkehr. Der noch immer vorkommende Versuch, durch künstliche Verlängerung der Umlaufzeit des Schecks einen Zinsgewinn zu erhalten, entbehrt jeglicher wirtschaftlicher Berechtigung. Der Scheck ist kein Kredit-, sondern ein Kassapapier. Je länger die Einlösung hinausgeschoben wird, desto größer wird die Ge-

fahr, daß der Scheck der bezogenen Bank erst nach Ablauf der gesetzlichen Vorlegungsfrist von zehn Tagen vorgelegt wird und inzwischen vom Aussteller wirksam widerrufen ist. Die künstliche Verlängerung der Laufzeit bildet ferner einen Anreiz, Schecks ohne gehörige Deckung in der mehr oder minder begründeten Erwartung auszustellen, daß bis zum Zeitpunkt der Vorlegung das vorläufig fehlende Scheckguthaben bei der Bank durch Eingänge von dritter Seite aufgefüllt sein wird. Bekanntlich ist die Rechtsprechung des Reichsgerichts in Strafsachen über die Ausstellung ungedeckter Schecks sehr streng. Nach dieser kann die Hingabe eines ungedeckten oder nur teilweise gedeckten Schecks als vollwertiges Zahlungsmittel auch dann Betrug sein, wenn nach Meinung des Hingebenden der Scheck bis zu seinem Vorkommen voll gedeckt sein werde. Somit bringt die eingangs geschilderte Unsitte Gefahren für alle an dem Umlauf derartiger Schecks Beteiligten mit sich und kann letzten Endes zu einer Diskreditierung des Schecks in gewerblichen Kreisen und einer Gefährdung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs führen. Vor allen Dingen muß aber beachtet werden, daß die Möglichkeit für diesen Mißbrauch des Scheckverkehrs dadurch geschaffen worden ist, daß die Banken das Konto des Scheckkunden nicht mehr zum Datum der Ausstellung des Schecks, sondern zum Datum der Vorlegung belasten. Der Übergang zu diesem Gebrauch ist das Ergebnis wiederholter Vorstellungen aus Kreisen der gewerblichen Bankkundschaft, denen gegenüber seitens der Banken nicht unerhebliche Bedenken geltend gemacht wurden. Es wäre überaus unerwünscht, wenn die Banken durch die geschilderten Mißbräuche veranlaßt würden, zur Lastschrift von Ausstellungsdaten zurückzukehren.

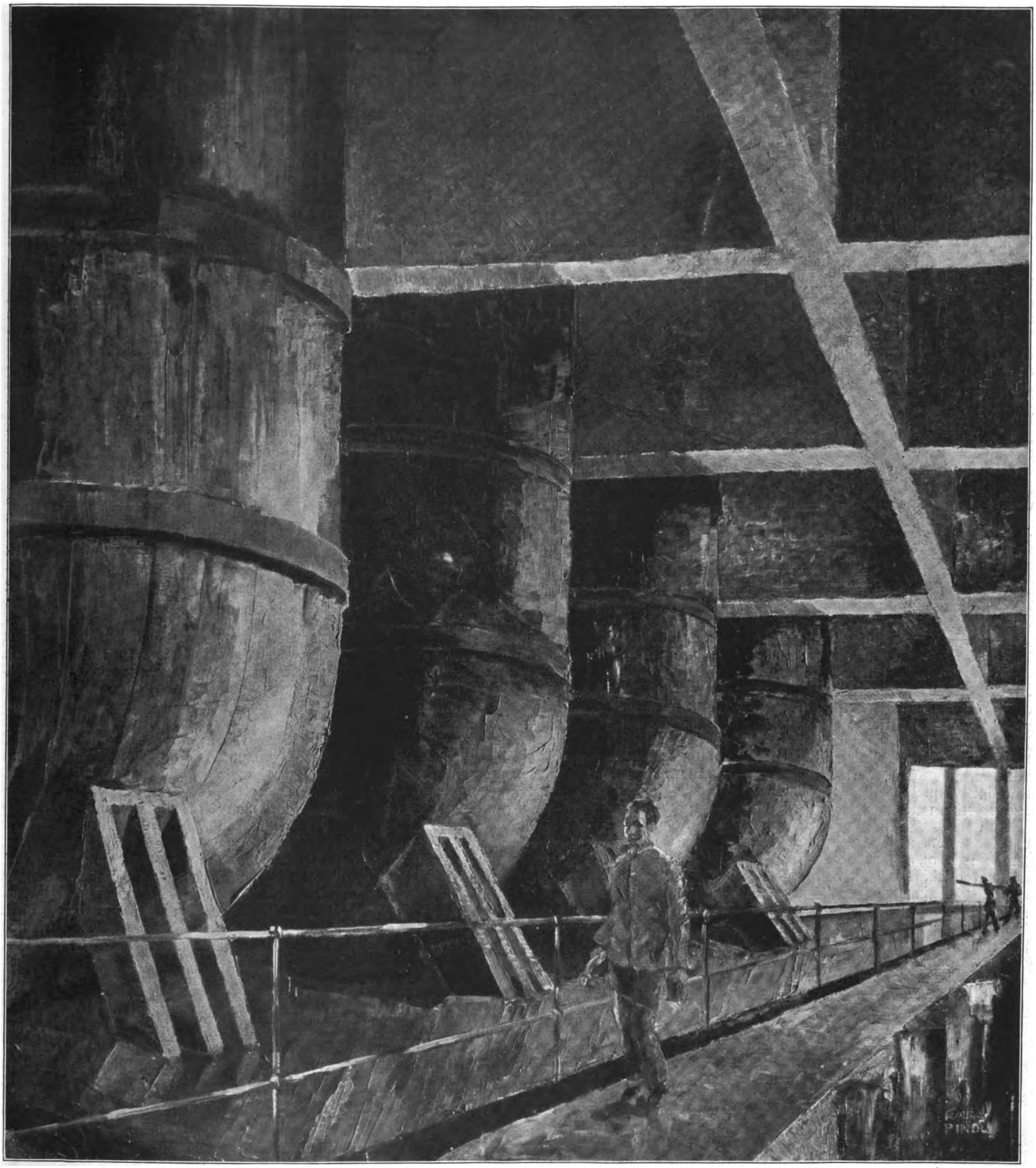
Vergleich zwischen Schiff und Lokomotive. Die größte Lokomotive der Deutschen Reichsbahn wird durch das Modell S 10/11 dargestellt. Sie ist mit 2000 Pferdestärken, die in zwei getrennt liegenden, an jeder Seite in einem Hoch- und Niederdruckzylinder arbeitenden Maschinen erzeugt werden, auch unsere stärkste Lokomotive. Im betriebsfertigen Zustand wiegt sie etwa 75 bis 80 Tonnen, also 1500 bis 1600 Zentner. Annähernd ebenso groß ist die Lokomotive P 8, die zumeist als Schnellzugslokomotive Verwendung findet. Sie durchfährt die 162 km lange Strecke Halle—Berlin mit einer ungefähren Durchschnittsgeschwindigkeit von 85 km in der Stunde und verbraucht dabei stündlich 2,5 Tonnen Kohlen, wenn

Eine große Orientreise ist das Ideal einer Erholungsfahrt zu jeder Jahreszeit, leider sind aber die Kosten meist sehr hoch und besonders im Frühjahr, wenn sich der Strom des besonders begüterten internationalen Reisepublikums über diese klassischen Stätten der Antike ergießt, werden sie fast unerschwinglich. Um nun aber auch dem minderbemittelten, gebildeten Publikum die wirklich einzig dastehenden Sehenswürdigkeiten des Orients zugänglich zu machen, veranstaltet das Mittelmeer-Reisebureau in Berlin W 8, Kronenstr. 3 und Hamburg 36, Esplanade 22 eine ganz besonders interessante Orientreise mit dem 15000 Tons großen Doppelschrauben-Schnellpostdampfer „Polonia" der Baltic America Linie während der Sommerferien, und zwar beginnt diese Tour am 27. Juli in Genua und führt über Neapel, Capri und Syrakus nach der britischen Felseninsel Malta. Dann werden Athen, Konstantinopel und Smyrna besucht, und über die ferne Insel Zypern geht die Reise nach Palästina und Ägypten. Auf der Rückreise werden noch Korfu und Ragusa angelaufen, alsdann endet die Fahrt am 18. August in Venedig. In genau 22 Tagen werden also alle Glanzpunkte des Orients besucht. Für bereits 395 RM. einschließlich vollständiger ausgezeichneter Beköstigung kann man diese hervorragende Reise ausführen, also zu einem Preis, der wirklich volkstümlich zu nennen ist. Alles Nähere enthält der Spezialprospekt Nr. 204, den die genannten Bureaus auf Wunsch an Interessenten kostenfrei versenden; allerdings sind die meisten Plätze bereits besetzt, und nur bei sehr baldiger Anmeldung kann man darauf rechnen, noch die gewünschten Plätze zu bekommen.

unterwegs nicht angehalten wird und der Zug aus 40 Achsen = 10 D-Zug-Wagen besteht. Eine Güterzuglokomotive der größten Abmessungen wiegt 65 Tonnen, hat 1600 Pferdestärken und erreicht mit 60 großen Wagen eine Stundengeschwindigkeit von 40 km. Da ein solcher Wagen 30 Tonnen wiegt und 20 Tonnen ladet, so beträgt das Gesamtgewicht eines großen vollbeladenen Güterzuges einschließlich der Lokomotive und des Tenders rund 3100 Tonnen. Interessant ist ein Vergleich mit dem Seeschiff. Das größte Segelschiff der Welt kann etwa 6000 Tonnen laden. Sein Gewicht ist auf 2000 Tonnen zu veranschlagen. Die von den Hamburger Riesenseglern „Preußen" und „Potosi" erreichte Höchstgeschwindigkeit betrug bis zu 32 km in der Stunde. Demnach wurde von ihnen beinahe dreimal soviel Gewicht nur durch Windkraft mit beinahe gleicher Geschwindigkeit fortbewegt wie beim Güterzug. Ein moderner Frachtdampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft wiegt etwa 4000 Tonnen und befördert 10000 Tonnen Ladung mit einer Stundengeschwindigkeit von 22 bis 24 km. Der seine erste Ausreise von Hamburg nach Südamerika voraussichtlich im November dieses Jahres antretende größte deutsche Schnelldampfer, der Luxusdampfer „Cap Arcona" der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft wird ein Gewicht von ungefähr 22000 Tonnen im betriebsfertigen Zustand haben, mit Ladung annähernd 31000 Tonnen = 620000 Zentner, welches ungeheure Gewicht mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 38 km durch das Wasser fortbewegt wird. Die beiden Antriebsturbinen der „Cap Arcona" werden etwa 24000 Pferdestärken erzeugen. Ein Vergleich dieser Schiffszahlen mit denen der Lokomotiven beweist, welche weit überragenden Kräfte und Dimensionen in unserm heutigen Seetransportwesen gegenüber der Eisenbahn regieren.

Die „Rotary"-Apparate sind Buch- und Zeitungsdruckereien wärmstens zu empfehlen. Sie laufen eine lange Reihe von Jahren ohne irgendwelche Störung, stellen die denkbar bescheidensten Ansprüche an die Bedienung, brauchen wenig Kraft, wenig Öl und liefern zuverlässig das für eine bestimmte Zeit veranschlagte Arbeitsquantum. Mit Prospekten und Zeugnissen stehen die „Rotary"-Werkstätten Georg Spieß, Maschinenfabrik in Leipzig W 31 auf Anfrage gern zu Diensten. Hierzu die Anzeige auf Seite 969 vorliegender Nummer.

Illustrirte Zeitung



Kocheranlage einer modernen Zellstoffabrik.

Gemälde von Karl Pindl.

Das Papier

VON DR. VALERIAN TORNIUS

Die Erfindung des Papiers ist eine nicht minder geniale Tat als das Werk Gutenbergs. Ja, das letztere vermag sich überhaupt erst durch jene vorangegangene Erfindung in seiner ganzen Größe und Bedeutung auszuwirken. Was wäre die schöne Kunst des Buchdrucks, wenn sie nicht die Möglichkeit hätte, zu der Menge zu sprechen? Darin — in der mechanischen Vervielfältigung des Wortes, in der Materialisierung des Geistes, in der Übermittlung des Wissens an Millionen und aber Millionen Erdenbürger — liegt doch die Kulturmission jenes technischen Fortschritts, der von Mainz seinen Ausgang nahm und die Welt eroberte. Niemals jedoch hätte die Mainzer Erfindung diesen Siegeszug ohne die Mithilfe des Papiers vollbracht.

Heutzutage, da jeder gebildete Mensch eine Hausbücherei sein eigen nennt — mag sie auch von bescheidenstem Umfang sein — fällt es schwer, sich vorzustellen, daß es Zeiten gab, als in Materie gebanntes Geistesgut teils wegen Kostspieligkeit der stofflichen Verwendungsmittel, teils wegen Umständlichkeit des Übertragungsverfahrens ein Luxusartikel war. Primitive Bilderinschriften an Höhlenwänden und in Steine eingeritzte geheimnisvolle Runenzeichen mußten als einzige schriftliche Verständigungsformen für seelisches Erleben dienen. Aber auch die einer höher entwickelten Kulturstufe angehörenden Wortfixierungstechniken, welche die assyrischen Tontafeln und die ägyptischen Papyrusrollen erkennen lassen, konnten den Luxuscharakter der Bildung nicht beheben. Aufgespeichert lagen sie in den Wandfächern großer, geräumiger Hallen, für wenige zugänglich, für noch wenigere lesbar. Und an diesem Zustand änderte schließlich der Ersatz des Materials durch das Pergament ebenfalls nicht viel, nur daß die Möglichkeit der Vervielfältigung wuchs und ein bedeutsames Geistesprodukt durch fleißige Kopistenhand in mehreren Abschriften der Nachwelt erhalten werden konnte.

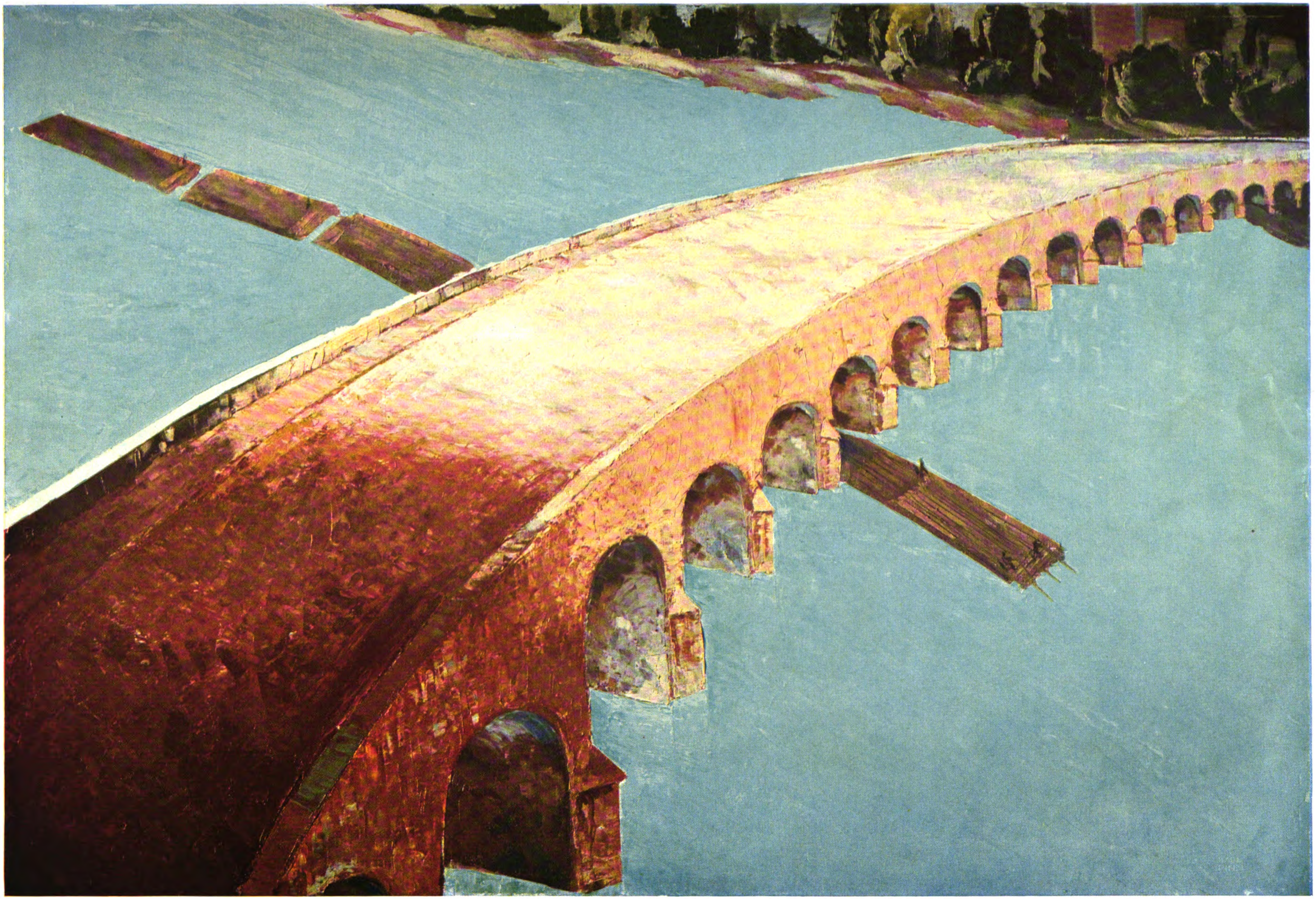
Als unsere europäischen Mönche in ihren engen Klosterzellen das spärlich erhaltene Bildungsgut einer großen Vergangenheit mit emsigem Eifer und nie erlahmender Geduld in sorgfältig gemalten Buchstaben auf die gelblichen Pergamentstreifen übertrugen, kannte man in dem fernen China schon seit langem ein billigeres und handlicheres Schreibmaterial: das Papier. So kulturhemmend war dazumal die Entfernung, daß eine der wichtigsten Errungenschaften der Menschheit mehr als eines Jahrtausends bedurfte, um einen Raum, den wir heute mit der Eisenbahn in knapp zwei Wochen durcheilen, in langsamem Vordringen von Osten nach Westen zu überwinden und an das entgegengesetzte Ende der zusammenhängenden gewaltigen Erdmasse zu gelangen. Mit der Verdrängung des Pergaments durch das Papier erwuchsen neue Möglichkeiten, eröffneten sich ungeahnte Perspektiven: man brauchte wegen der Kostspieligkeit des Materials keine Bedenken zu haben, wenn es hieß, irgendein interessantes Werk zu kopieren, man konnte überhaupt die Schreiblust in viel stärkerem Maße befriedigen als bisher, ja, die Freude an dem Erlernen dieser sonderbaren, rätselhaften, für die große Masse mit einem Zaubernimbus behafteten Zeichen erhielt durch die Aussicht, sich mit entfernten Menschen verständigen zu können, einen mächtigen Antrieb. Lange bevor das gedruckte Buch zu universaler Kulturgeltung gelangte, beeinflußte das Papier bereits im Brief, im gelehrten und schönrednerischen Schriftstück, im Kunstblatt hervorragend das Geistesleben der zivilisierten Völker. Welche schöpferischen seelischen Kräfte löste aus ihrer Gebundenheit und entfaltete zu vielseitiger Entwicklung allein der Brief! Die Phantasie regte ihre Schwingen und wagte, unbehindert von materiellen Rücksichten, weiter ausgedehnte Flüge, das Gewissen entlud sich leichter seiner Sorgen und Ängste, das Gemüt gestand unbekümmerter seine Freuden und Leiden, die Sinne schärften sich durch den Wunsch, Beobachtetes und Erfahrenes weiterzugeben, der Verstand bildete sich an den logischen Forderungen des Satzbaues, und der Hang zum Fabulieren fand im Erzählen der Geschehnisse, in der Ausmalung der Begebenheiten reizvolle Betätigung. Der Gelehrte brauchte nicht mehr mit dem Wort zu geizen; er konnte sich über den Gegenstand seiner Forschung ausführlicher verbreiten, weil die Beschränkung, die ihm die Sparsamkeit auferlegte, mit der Verbilligung des Schreibstoffs fortfiel. Auch der Dichter sah goldene Zeiten kommen: das schöne Kleinod seiner Phantasie, der Geliebten zum Angebinde dargebracht, war nicht mehr dazu verurteilt, wohlbehütet im Schrein zu liegen und nur gelegentlich von den Blicken der Einen, der Angebeteten, liebevoll gestreichelt zu werden, sondern es konnte jetzt in vielen Kopien in die Welt sich verstreuen, den Ruhm des Verfassers verbreiten und zuweilen sogar sein karges Vermögen um ein weniges vermehren. Und der Künstler schließlich, ebenfalls durch die schwerfällige oder kostspielige Materie bisher in seinem Schaffensdrang stark beengt, erkannte schnell neue Betätigungsmöglichkeiten, bei denen er, auf Farbenwirkungen verzichtend, nur durch sorgfältige Umrißzeichnung und eine mit Schwarz und Weiß angedeutete Licht- und Schattenverteilung seinem Gefühle lebensvollen Ausdruck zu geben vermochte.

Alle diese an und für sich schon höchst belangvollen, vermöge des Papiers erzielten Errungenschaften der Kultur wurden bei weitem noch übertroffen, als das gedruckte Buch auf den Plan trat und der Massenverbrauch des Papiers für Bildungszwecke erst jetzt, mit der Zeit rapide steigend, einzusetzen begann. Anfangs hat die hochwertige Note, die alle gediegene Handwerksarbeit charakterisiert, und die auch das frühe Buchgewerbe auszeichnete, sich des Papiers nur in seinen besten Qualitäten bedient. Für den Fachmann ist es ein köstlicher Genuß, in Inkunabeln außer dem sauberen, sorgfältig geordneten Satzgefüge die Güte des verwendeten Papiers zu betrachten, dessen Frische unvergänglich zu sein scheint, und nach dem Wasserzeichen seine Herkunft zu bestimmen. Diese Freude des Kenners lebt in der Seele eines jeden Bibliophilen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem auf blütenweißem holländischen Bütten und einem auf holzhaltigem Faserpapier gedruckten Buch, ein Unterschied wie Tag und Nacht. Die schönste Dichtung leidet auf einem solchen häßlichen Grunde.

Sollen wir aber deswegen, weil es den bibliophilen Ansprüchen nicht genügt, und weil es, beispielsweise in Goethes „Tasso", unser ästhetisches Empfinden verletzt, jenes unansehnliche, faserige Holzpapier verdammen? Nein, die Gerechtigkeit erfordert es, daß wir auch seinen Nutzen anerkennen. Denn bringt uns dasselbe Papier nicht jeden Tag alles Neue, nach dem nun einmal die Sehnsucht des modernen Menschen lechzt: jede politische Kleinigkeit, ob irgendwo im Reich der Mitte Ping-ping-pong über Wei-ha-wu gesiegt, oder ob ein albanischer Komitatschi einen serbischen Grenzbeamten gekränkt hat, jede Sensation, ob der Flieger Soundso in einem Fluge von Madrid bis Honolulu flog, oder ob der Schwergewichtsmeister Herkules seinen Kollegen Simson schlug, jede aufsehenerregende Börsennachricht, jedes zehntausend Kilometer entfernt erfolgte Erdbeben, jedes Kraftwagenunglück in Posemudel, jeden Einbruch in Krähwinkel, kurzum, was nur irgendwie unsere Neugier reizt, die Heiratsannoncen eingerechnet, wenn wir frühmorgens an den Kaffeetisch treten? Und ist die Neugier befriedigt, so hat dieses gedruckte faserige, häßliche Holzpapier lange nicht alle seine Zwecke erfüllt. Noch dient es zum Verpacken von Gegenständen, zum Ofenanheizen, zu vielerlei, und doch bleibt — trotz all der mannigfaltigen Aufgaben — am Ende des Monats ein gewichtiges Häuflein übrig, das Geldwert hat, wenigstens für den Lumpensammler.

Nein, man schmähe nicht diesen schäbigen, holzpapiernen Gesellen und erniedrige ihn nicht vor seinem vornehmen, schöngebügelten und gutgepflegten Bruder Bütten, der sich zwischen zwei elegant bekleideten Pappwänden sorgfältig vor der Öffentlichkeit abschließt und sich nur denen, die ihn zu würdigen wissen, in seinem Glanz offenbart. Dieses unansehnliche Geschöpf bringt so viel Gutes (Steuerzettel, Polizeiverfügungen, Gerichtsvollzugsankündigungen, Fernsprechgebührenrechnungen usw.) und so wenig Schlechtes (Erbschaftseröffnungen, Postscheckeinzahlungen) hervor, daß man es um des vielen Guten willen und vor allem wegen der Zeitung unbedingt gern haben muß. Aber ist denn auch alles, was sein vielgerühmter handgeschöpfter Bruder und seine vornehme holländische und japanische Verwandtschaft uns vermitteln, nur lobenswert? Welch eine Fülle satirischer Bosheiten, wieviel Laszives und Obszönes findet man gerade in solch blendendem Gewand! Wieviel dilettantische Anmaßung, wieviel jämmerliches Nichtkönnen sucht sich eine solche Arena zum Schauplatz ihres Auftretens, um durch die fesselnde Umgebung die Aufmerksamkeit von der eigenen mageren Leistung abzulenken! Und vergessen wir nicht alle die Lügen, Verleumdungen, Gehässigkeiten, die verblümt oder unverblümt die unschuldrein anmutenden Büttenbriefe und Leinenkarten enthalten. Allein, warum wollen wir nur ihre tadelnswürdigen Eigenschaften aufzählen? Schließlich übermitteln sie ja auch Verlobungs- und Taufanzeigen, Ball- und Dinereinladungen, Geburtstags- und Hochzeitsglückwünsche. Und sind nicht die Zärtlichkeiten, die Schmeicheleien, die Küsse, die sie austeilen, wenn sie mit der Prätention eines Billetdoux auftreten, ihr überwiegendes Geschäft? Lesen wir solche liebenswürdige Beteuerungen, von zarter Hand niedergeschrieben, so vergessen wir darüber ganz, daß diese schneeigen Leinen in ihrer Urform schmutzige Hemdenlumpen waren, genau wie wir bei der Lektüre der Zeitung nicht daran denken, daß ein stolzer Wald fallen mußte, ehe dieses graue, faserige, knisternde Papier erzeugt werden konnte. Zwei seltsame, einander widersprechende Metamorphosen: von der Häßlichkeit zur Schönheit und umgekehrt! Aber was dem einen gewandelten Objekt an äußerem Ansehen gebricht, ersetzt ihm sein vielfältiger Nutzen.

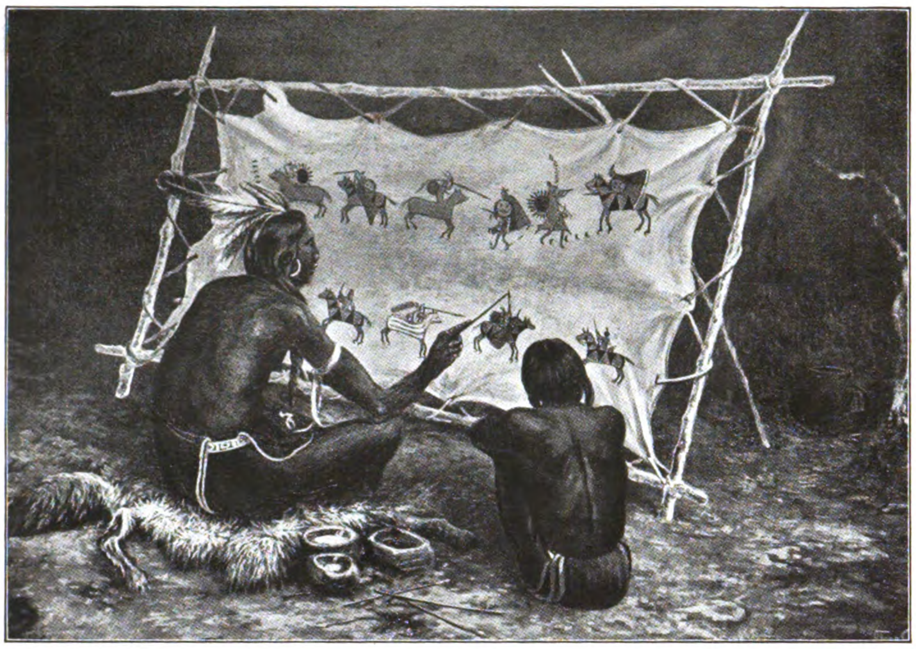
Papier! So sind Schönheit und Nützlichkeit deine hervorstechendsten Eigenschaften. Durch sie gewannst du dir die Sympathien der Menschheit, durch sie erkämpftest du dir deinen Platz innerhalb der Kultur. Wenn wir dich nicht hätten, wie arm, wie grenzenlos arm ständen wir da. Darum wollen wir dich lieben als Freund und Begleiter unseres Daseins. Diese Liebe aber ziehe zugleich unsere Achtung vor dir groß, gegen die wir nicht schlimmer sündigen können, als indem wir, wie das oft geschieht, wegwerfend ausrufen: „Nur ein Fetzen Papier!"



Der Wald auf dem Weg in die Welt: Flöße während der Fahrt zur Papierfabrik. Gemälde von Karl Pindl.

Das Papier im Wandel der Zeiten

VON DR.-ING. e. h. FRANZ M. FELDHAUS.



Die papierlose Zeit: Prärie-Indianer beim Malen einer Bilderschrift auf Büffelfell. Gemälde aus dem Besitz des Museums für Völkerkunde, Dresden.

Vor der Erfindung des Papiers gab es schon viele Beschreibstoffe, wie Blätter großer Pflanzen, Häute von Tieren, Tafeln aus Ton oder Wachs, besonders aber Pergament und Papyrus. Die feinen Markhäutchen der Papyrusstaude wurden kreuzweise übereinandergelegt und zu einem in Ägypten allgemein verbreiteten Beschreibstoff verarbeitet. Wir kennen heute Papyri, die rund 5500 Jahre alt sind. Vor etwa 3300 Jahren kam in Ägypten das aus dünnen Tierhäuten bereitete Pergament auf. Es wurde nach der Stadt Pergamon benannt, die in späteren Zeiten den besten Beschreibstoff dieser Art lieferte.

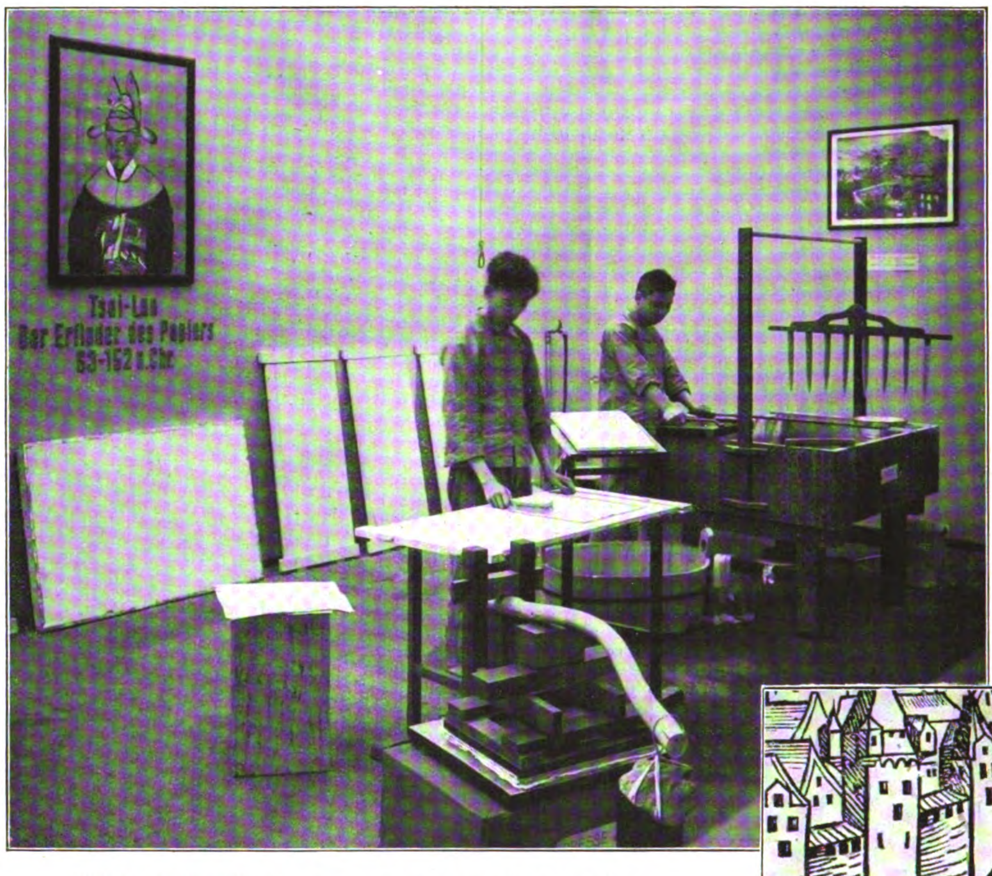
Man nimmt heute an, daß das älteste Papier in China auf dem Wege erfunden wurde, daß man dünne, leinwandartige Gewebe durch Stampfen so auflockerte, bis sie in getrocknetem und gepreßtem Zustand eine gleichmäßige Oberfläche bekamen. Ein weiterer Schritt in der Technik sei es gewesen, die beim Stampfen entstandene Abfallmasse aus feinsten Fasern zur Bedeckung eines dünnen Gewebes zu benutzen. Schließlich habe man das ganze Gewebe zerrissen und zerstampft und seine Fasern auf ein anderes Gewebe niederfallen lassen. Statt neue Gewebe in ihre Fasern aufzulösen, verarbeitete man später Lumpen zu Papiermasse. Chinesische Papierfunde sind mindestens etwa seit dem Jahr 265 nach unserer Zeitrechnung bekannt. Kriegsgefangene brachten die Technik des Papierschöpfens, d. h. des Auffangens breiiger Fasermassen auf einem Stück Leinwand, im Jahre 751 nach Persien zu den dort lebenden Arabern. Die älteste erhaltene arabische Papierhandschrift stammt aus dem Jahre 866; sie befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Leiden. Als Handelsartikel kam das arabische Papier nach Westeuropa. Die älteste bisher bekannte europäische Urkunde auf Papier stammt vom Jahre 1109 aus Italien; sie wird im Staatsarchiv zu Palermo aufbewahrt. Im nächsten Jahr (1928) kann die älteste bisher bekannte Papierurkunde aus Deutschland ihren 700. Geburtstag feiern. Es ist eine Urkunde von Kaiser Friedrich II., die sich im Staatsarchiv zu Wien befindet.



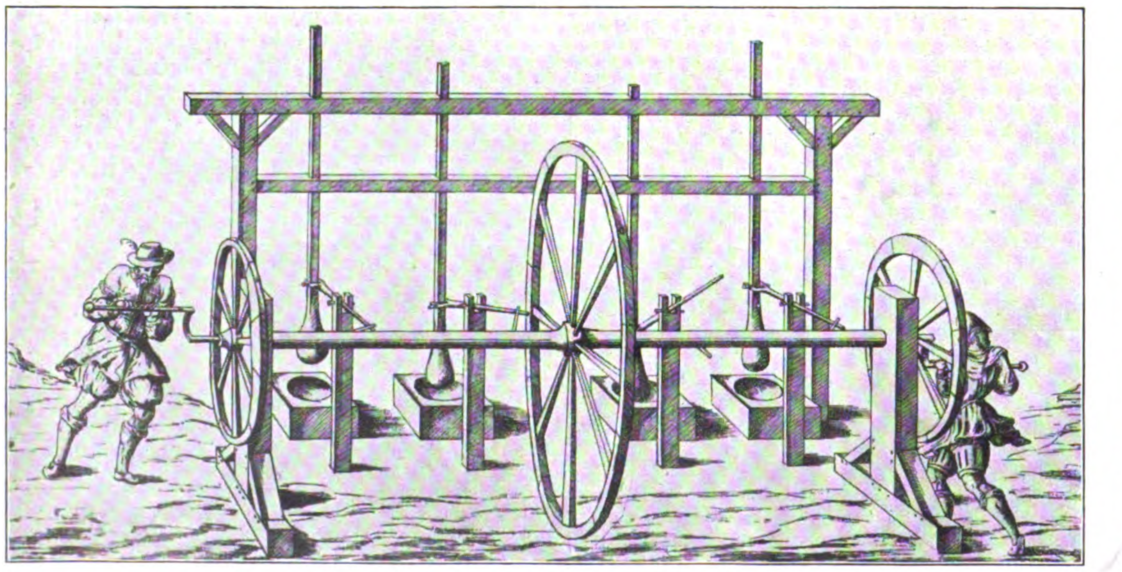
Altjapanische Papierherstellung: Schlagen des Faserbreis. Nach einer alten japanischen Zeichnung.

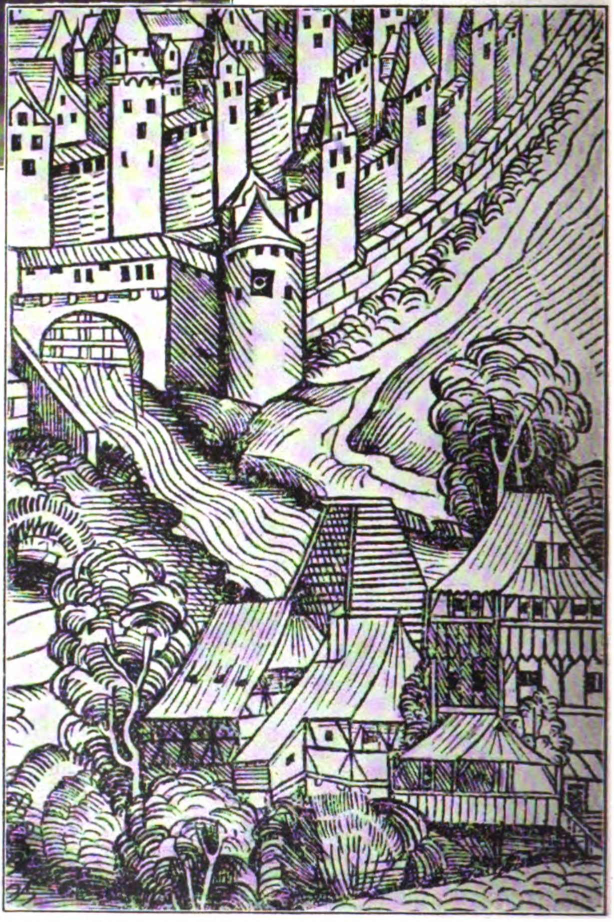
Wann man in Deutschland zuerst Papier anfertigte, ist ungewiß. Vielleicht geschah es schon 1290 zu Ravensburg. Man liest häufig, das älteste Dokument aus deutschem Papier stamme aus dem Jahr 1302. Das ist aber ein Irrtum. Jenes Dokument ist die älteste in deutscher Sprache abgefaßte Urkunde auf Papier. Es enthält einen Fehdebrief des Ritters Johann von Büren an die Stadt Aachen von 1302. Die erste sichere Nachricht von einer Papiermühle in Deutschland haben wir aus dem Jahr 1389: das Nürnberger Ratsmitglied Ulman Stromer ließ durch Italiener in der Nähe von Nürnberg eine Papiermühle errichten, in der am 24. Juni 1390 das erste Papier hergestellt wird. Das Notizbuch des Papierfabrikanten Stromer befindet sich noch heute in Nürnberg.

Da eine starke Nachfrage nach dem billigen Papier — an Stelle des teuren Pergaments — entstand, erteilten Fürsten, Herren und Klöster Privilegien zur Errichtung von Papiermühlen, Privilegien, die hohe Abgaben einbrachten. Das erste deutsche Privileg wurde 1398 von Markgraf Wilhelm I. von Meißen an die Benediktiner zu Chemnitz erteilt. Durch Auflegen von Drahtfiguren beim Schöpfen der Papierbogen brachte man Wasserzeichen im Papier an, um seinen Ursprung kundzutun. Die Papiermasse wurde in Stampfen zerkleinert, und die

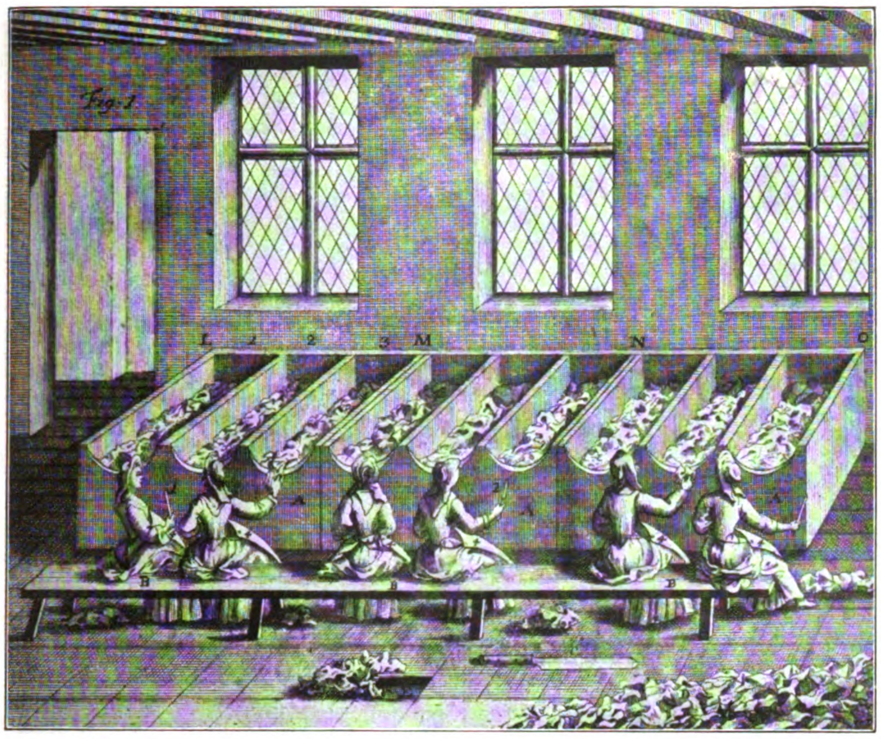


Blick in die chinesische Papiermacherei auf der Dresdner Ausstellung.

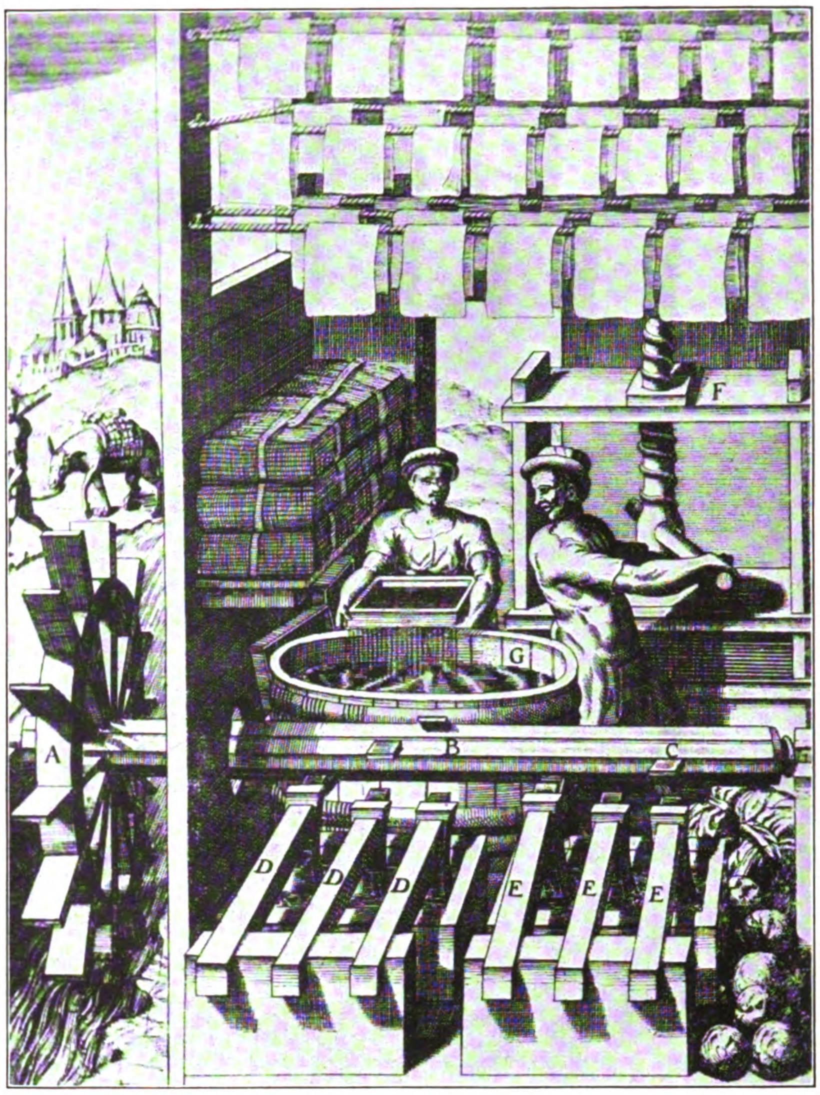




Links: Eine der ältesten bekannten Darstellungen einer Papierstampfe. (Aus Besson, um 1565.) — Rechts: Die älteste deutsche Papiermühle, die Hadermühle in Nürnberg. (Aus der Schedelschen Weltchronik, 1493.)



Sortierungskammer einer alten Lumpenpapiermacherei. Kupferstich aus dem Jahre 1762. Durch die Öffnung E (vorn Mitte) wurden die Lumpen in das „Faulungsgewölbe“ geworfen.



Papiermühle in alter Zeit. Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1661.

in der Luft getrockneten Bogen wurden in Pressen geglättet. Die erste große maschinelle Erfindung in der Papierindustrie geschah etwa um 1670 in Holland: an Stelle der Stampfen, damals „deutsches Geschirr“ genannt, erfand man zum Zerteilen der Lumpen eine Zerkleinerungsmaschine, den „Holländer“. Die Erfindung wurde lange geheimgehalten, und in Deutschland kommt sie erst 1715 in der Nähe von Glauchau zum erstenmal in Betrieb. Eine weitere Erfindung war die Maschine zum Zerschneiden der Lumpen, die sogenannte Hadernschneidmaschine, die, wahrscheinlich in Deutschland erfunden, 1736 zuerst in Nürnberg beschrieben wurde. Die Brüder Taylor erfanden im Jahre 1792 die Chlor-Bleiche des Papiers, und 1798 machte der französische Mechaniker Louis Robert zu Essone bei Paris die umwälzende Erfindung, auf einer Maschine einen endlosen breiten Papierstreifen herzustellen. Bis dahin konnte man



Papiermacherwerkstatt um 1762.

nur verhältnismäßig kleine Bogen mit der Hand schöpfen. Dieses endlose Papier nannte man Maschinen- oder Patentpapier. In Deutschland kam die erste Papiermaschine 1818 in Berlin zur Aufstellung.

Im 18. Jahrhundert war infolge des stets wachsenden Papierverbrauchs der Preis von Lumpen außerordentlich gestiegen. Man sah sich deshalb nach Ersatzstoffen um. Jakob Christian Schäffer, Prediger zu Regensburg, machte langwierige Versuche, alle möglichen Faserstoffe zu Papier zu verarbeiten. Er veröffentlichte in den Jahren 1765 bis 1772 mehrere Schriften, in denen er Proben von Papieren gab, die unter Beigabe von verschiedenen Zusätzen geschöpft waren. Die Bibliothek der Technischen Hochschule zu Charlottenburg besitzt solche Proben von Schäffer, die unter Zugabe von Pappelwolle, Sägespänen, Hobelspänen, Baummoos, Hopfenranken, Weinreben, Brennesseln, Rohrkolben, Stroh, Kohlstrünken, Wollgras, Distelstengeln, Torf, Maiblumenblättern usw. hergestellt sind. Schäffer ist der eigentliche Erfinder des Holzpapiers. Zur Fabrikation im großen brachte er es aber nicht. Erst Friedrich Gottlob Keller, ein Handwerker, der den sächsischen Webern die Blätter machte, mit denen der Einschlagfaden auf dem Webstuhl fest in die Kettenfäden eingeschlagen wird, schliff 1844 nach mehrjährigen Versuchen auf einem Schleifstein etwa 100 kg Holzmasse, die er in der Papiermühle von Kuhn in Chemnitz mit 40 Proz. Lumpen zu Papier verarbeiten ließ. Vergebens erbat er sich vom Ministerium in Dresden eine Beihilfe von 2500 Talern. Sein sächsisches Patent vom 26. August 1845 verkaufte Keller 1846 um 700 Taler an den Direktor der Fischerschen Papierfabriken zu Bautzen, Heinrich Völter. Auf Grund neuer Patente nahm Völter die Fabrikation von Holzpapier zu Heidenheim in Württemberg auf. Diesem Manne ist die Begründung der deutschen Holzpapier-Industrie zu verdanken; auf Schloß Hellenstein bei Heidenheim befindet sich ein Völter-Museum. Der verarmte Keller wurde in seinen letzten Lebensjahren von den deutschen Papierfabrikanten unterstützt. Karl Daniel Ekman bildete 1874 ein Verfahren zur Gewinnung von Holzfasern in Lauge unter hohem Druck aus. Er erlangte so die sogenannte Holzzellulose, die ein besseres Papier gibt als der Holzschliff.

Seit der industriellen Auswertung des Holzpapiers mehrten sich die Klagen über schlechtes Papier so sehr, daß die Technische Deputation für Gewerbe in Berlin und andere Stellen die Frage guter Papiere für den amtlichen Verkehr wiederholt prüften. Erst durch Eingreifen des Berliner Technologen Franz Reuleaux (1882) wurde eine amtliche Papierprüfungsanstalt gegründet. Nun erhob sich ein Sturm der Papierfabrikanten. Im Jahre 1883 vermochte man Papier-Normalien amtlich aufzustellen. Der Leiter der Berliner Versuchsanstalt für Papierprüfung, Wilhelm Herzberg, setzte 1892 die ersten Vorschriften für die Anfertigung von Normalpapieren durch. Unter Leitung von Herzberg wurde später die großartig ausgestattete Abteilung für Papierprüfung am Materialprüfungsamt zu Berlin eingerichtet.



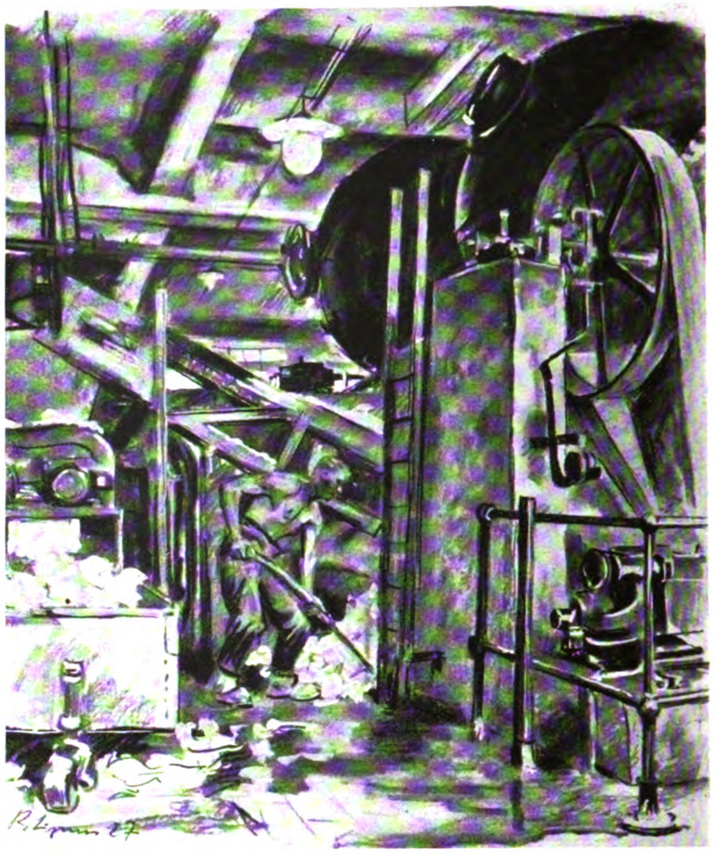
Die alte Papiermühle in Hainsburg bei Zeitz. Aufgestellt im Deutschen Museum zu München.

Moderne Papierherstellung

VON DR.-ING. HELLM. SCHWALBE, HEIDENAU. MIT ZEICHNUNGEN VON RUDOLF LIPUS.



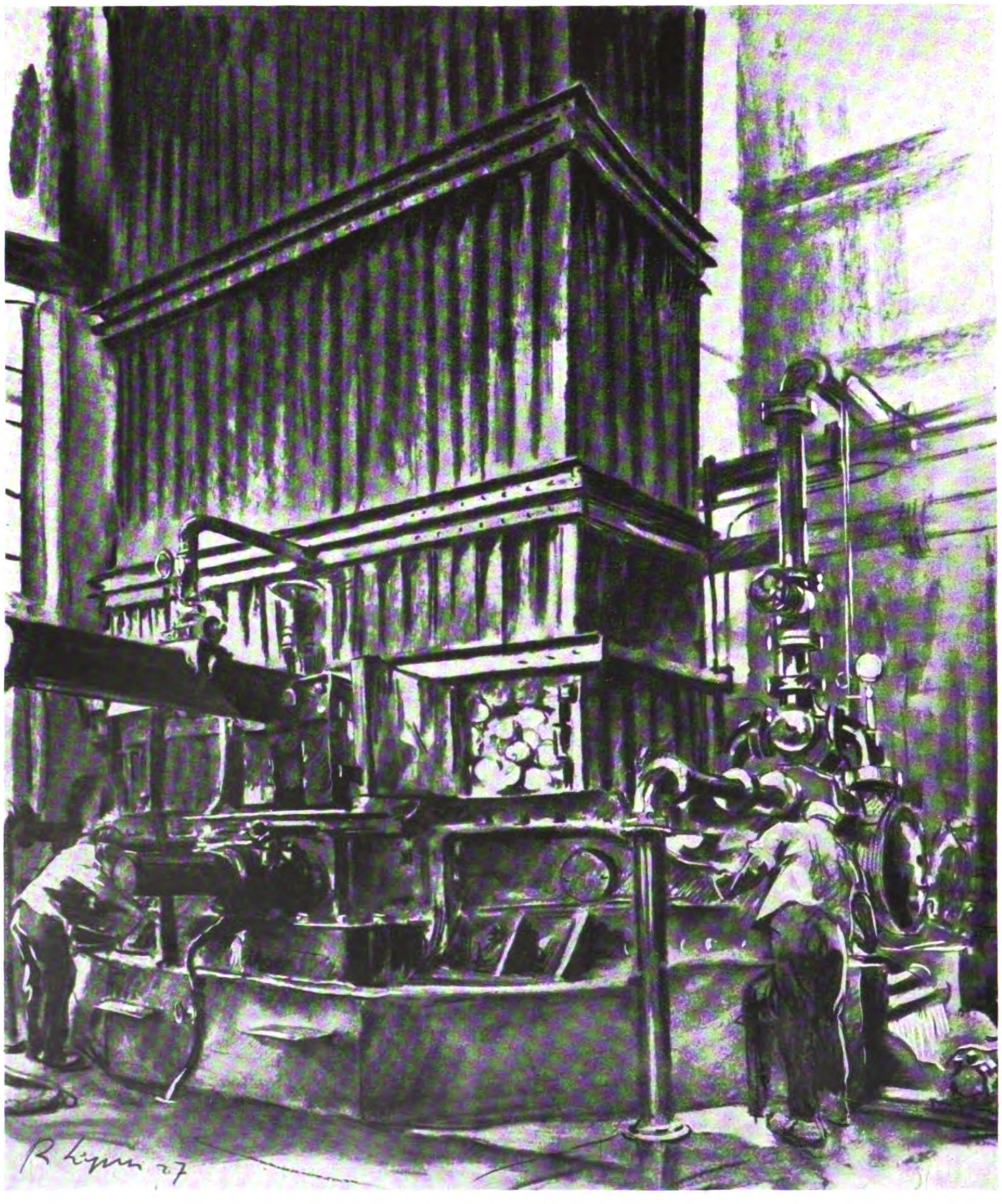
1. Holzschälerei zum Reinigen der Holzstämme vom Bast.



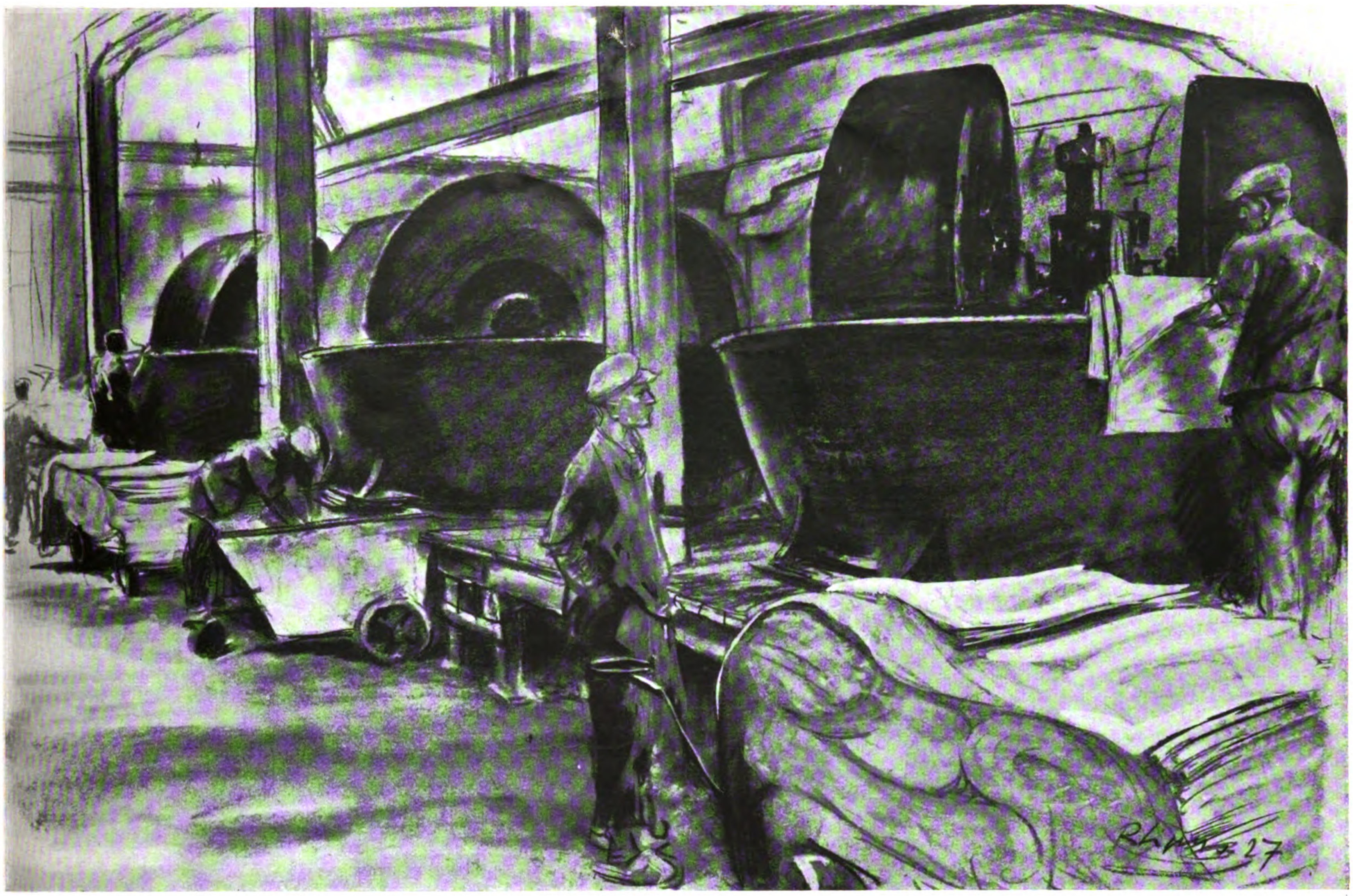
2. Kugelkocher (rechts) und Knetmaschine, „Wurster" (links vorn), zur Rückverwandlung von Papierausschuß in Papierstoff.

Es gibt nicht viele Güter, die den Menschen in so mannigfachen Formen durch das ganze Leben begleiten wie das Papier. Aber, was es ist, wissen häufig nur wenige. Papier ist Holz! Das scheint unglaublich, wenn man einen großen Baumstamm beispielsweise mit Seidenpapier vergleicht. Lassen Sie uns ein Stück Papier einreißen und die Rißkante beobachten. Wir sehen dann kurze und lange Fasern, die wirr durcheinanderliegen, aneinanderhängen, „verfilzt" sind. Diese Fasern, aus denen das Papier besteht, entstammen dem Holz. Gewiß verwendet man für die wertvollsten Papiere auch Fasern, die in Kleidungsstücken benutzt waren, also Baumwolle und Leinen. Auch verwendet man Stroh. Aber weitaus überwiegend ist die Papierherstellung aus Holz. Man kennt zwei Verfahren, die sich wesentlich voneinander unterscheiden: Holzschliff- und Zellstofferzeugung. Bei Holzschliff handelt es sich um mechanisch, bei Zellstoff um chemisch aufgeschlossenes Holz.

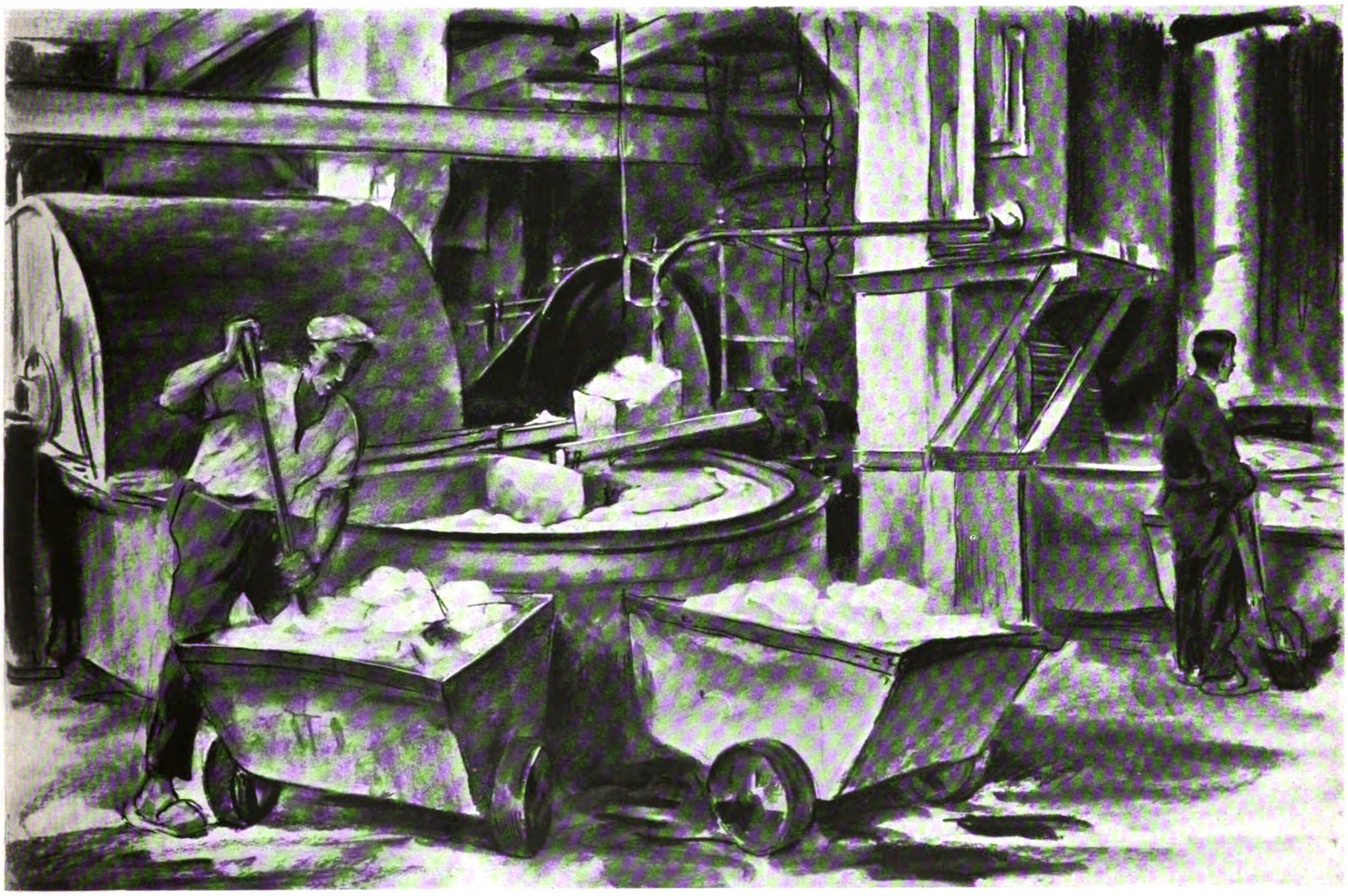
In Abbildung 1 sehen wir die Vorbereitung des Holzes, die für beide Verfahren gleich ist. Das „Papierholz" kommt, von der Rinde befreit, in die Fabrik. Es muß dort durch Schälen vom Bast gereinigt werden. Man sieht, wie die Arbeiter das Holz gegen eine rotierende Scheibe halten. Diese besitzt vorstehende Messer, die beim Drehen des Holzes schälend wirken. Die Schälspäne werden durch einen Ventilator abgesaugt. Für den Holzschliffprozeß ist nun nichts weiter zu tun, wollen wir aber Zellstoff herstellen, so muß der Stamm in kleine Stücke zerhackt werden. Er folgt noch die Sortierung der Holzhackspäne in verschiedene Größen und die Zerkleinerung der zu groben. Das fertig vorbereitete Holz wird hierauf in große zylindrische Gefäße, „Kocher" mit 100 bis 300 cbm Inhalt (siehe die Vorderseite), gefüllt, und gleichzeitig wird die Kochlauge zugesetzt. Meist benutzt man Sulfitlauge, d. i. schwefelige Säure an Kalk gebunden. Ihre Herstellung geschieht in den für eine Sulfitzellstoffabrik so charakteristischen Laugetürmen (Abbildung auf Seite 952); in jedem der etwa 2 m im Durchmesser großen Türme ist Kalkstein geschichtet. Von unten tritt die gasförmige schwefelige Säure ein, von oben tropft Wasser; es resultiert die Sulfitlauge. Seltener verwendet man Ätznatronlaugen. Also, Holz und Lauge waren im Kocher. Jetzt wird nach genauen Vorschriften Dampf eingelassen und etwa 10 Stunden lang gekocht. Dann ist der Holzverband gelöst. Es muß hier kurz eingeschaltet werden, daß es im Holz die eigentliche Faser, Zellulose genannt, gibt und Begleitstoffe. Letztere werden bei dem chemischen Aufschluß weggelöst. Nach dem Kochen, dem wichtigsten Prozeß bei der Zellstoffherstellung, folgen verschiedene Arbeiten. Man entfernt die gebrauchte Kochlauge. Dann müssen unvollständig aufgeschlossene Holzstücke ausgeschieden werden, die anderen werden in Fasern aufgelöst, von Schmutz befreit, sortiert und schließlich in Pappenform gebracht. Dieser Zellstoff ist grau. Will man Schreib- oder ähnliche weiße Papiere herstellen, so würde die Farbe natürlich sehr stören. Man bleicht deshalb den Zellstoff in großen Trögen, in denen der Stoff durch eine Schnecke in Umlauf gebracht wird. Chlorbleichlauge wird zugesetzt, die allmählich den Stoff weiß bleicht. Es ist ohne



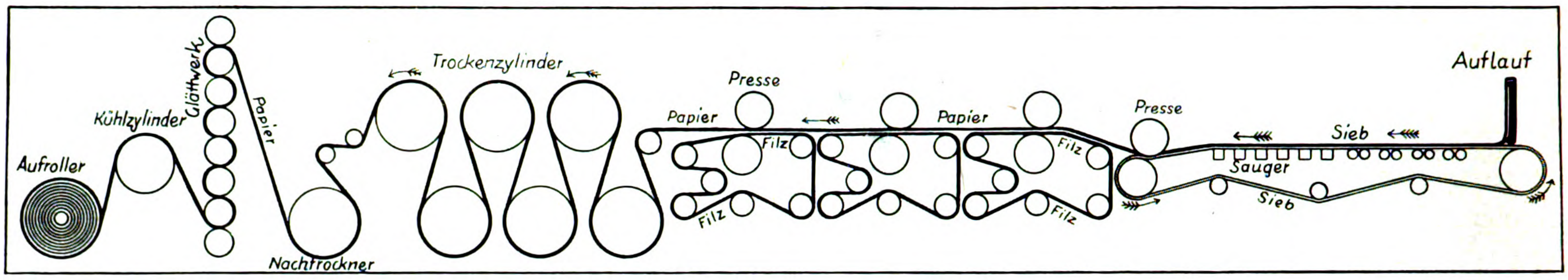
3. Schleifen des Holzes mit „Magazinschleifer".



4. Kollergang zum Kneten der Zellstoffe.



5. Holländersaal, die Stätte der Mischung des Papierstoffbreies.

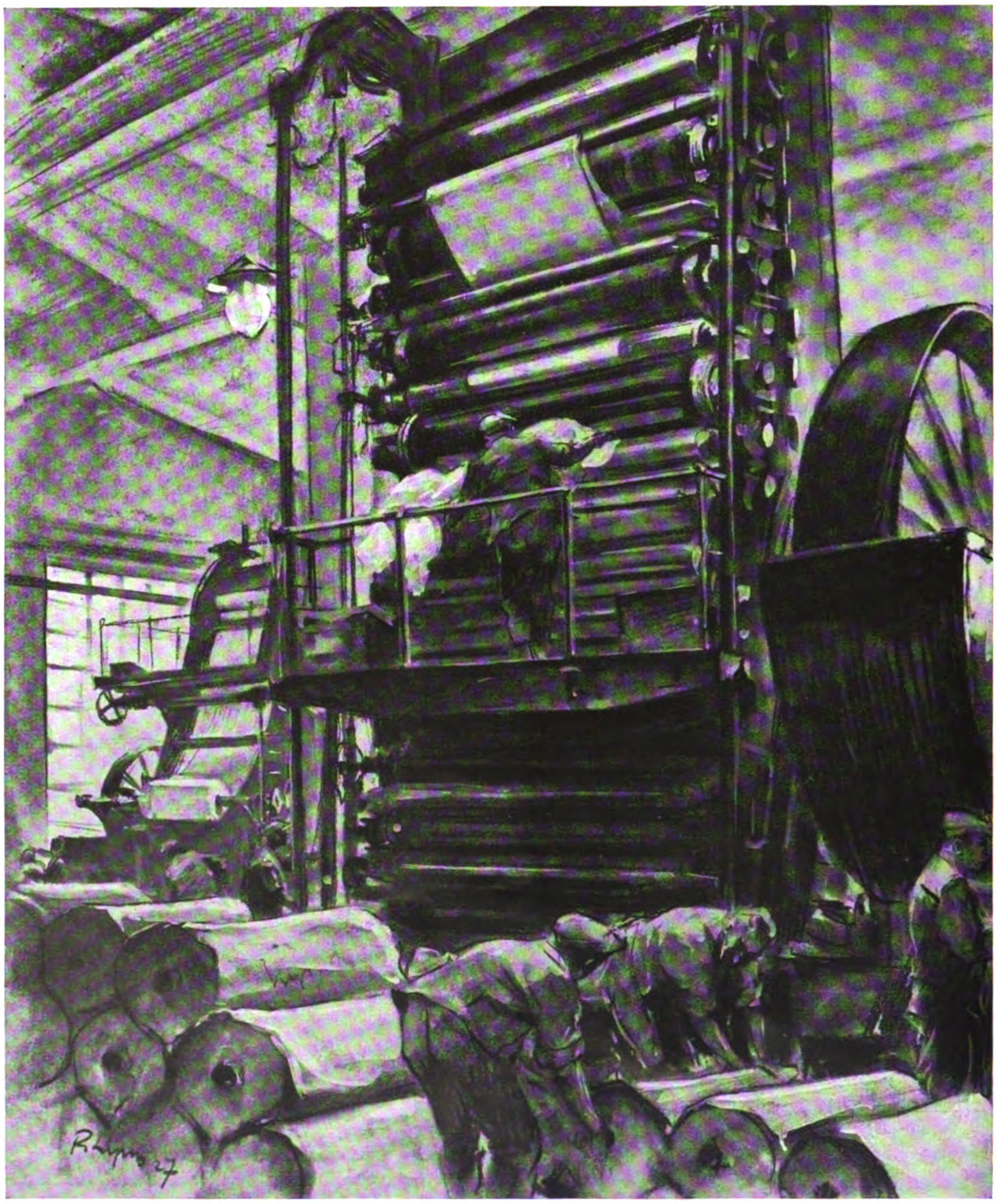


6. Schematische Darstellung der auf nebenstehender Seite farbig wiedergegebenen Papiermaschine.

weiteres verständlich, daß dieses chemische Verfahren der Zellstoffherstellung recht teuer ist, viel zu teuer, um etwa billige Zeitungsdruckpapiere rein daraus herzustellen. Für die geringwertigen Papiere nimmt man deshalb überwiegend Holzschliff. Die fertiggeschälten Holzstämme, meist 1 m lang, werden an einen rotierenden Schleifstein gepreßt und dadurch zerrieben, so daß ein Faserbrei entsteht. Man benutzt ganz ähnliche Steine wie der Müller zum Kornmahlen. In unserer Abbildung 3 sehen wir eine besondere Art eines Schleifers, einen „Magazinschleifer“. In dem großen Holzgestell, das bis zu der Decke des Gebäudes reicht, lagern die Holzstämme in der Art, wie man es bei der offenen Klappe sehen kann. Unten liegt die Welle des Schleifsteins. Rechts und links sind Preßkasten, in die das Holz aus dem Magazin fällt. Durch hydraulische Anpressung wird nun das Holz gegen den Stein geführt. Der entstehende Faserbrei enthält natürlich alle Holzanteile, also Fasern und Begleitstoffe, und darum ist dieser Stoff geringwertiger. Wieder muß man sortieren, unter Verwendung von Blechen mit Löchern von 0,6 bis 1 mm Bohrung, durch die die sehr feinen Fasern bei starker Verdünnung mit Wasser getrieben werden. Die zu groben werden zwischen zwei senkrecht angeordneten Steinen zermahlen und dann wieder sortiert. Schließlich bildet man auch aus diesem Stoff eine Art Pappe.

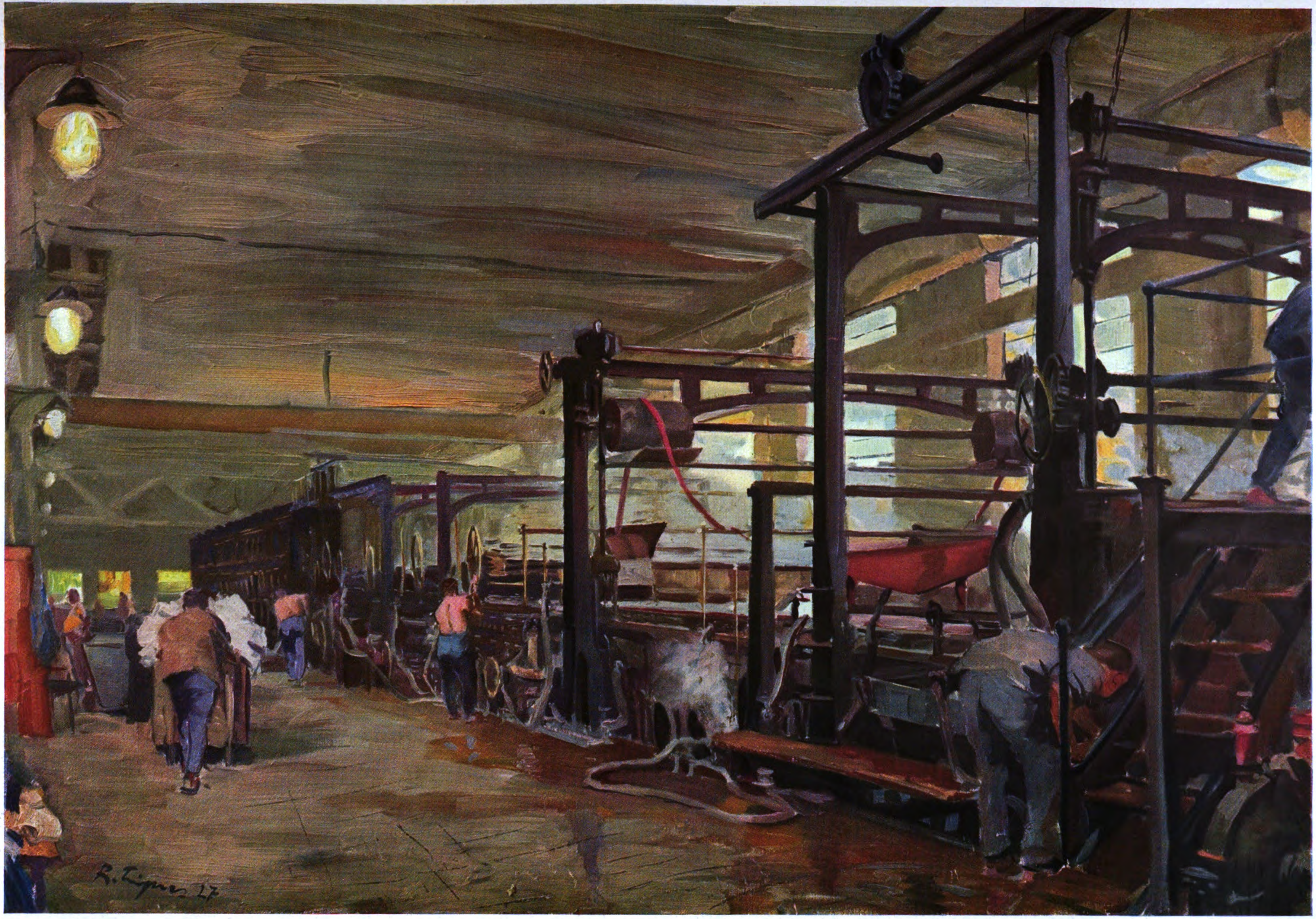
Damit wären die Hauptrohstoffe für das Papier erzeugt. Wir können jetzt die Papierherstellung verfolgen. Die Leser unserer „Illustrirten Zeitung“ wird es besonders interessieren, daß die Bilder wie die Schilderung dieses Artikels sich auf Herstellung des für unsere Zeitung verwendeten Papiers beziehen, eines Spezialpapiers, das nur von ganz wenigen Fabriken in der Welt erzeugt werden kann. Es mag noch gesagt werden, daß die verschiedenen Papiersorten im einzelnen anders hergestellt werden. Grundsätzlich ist es aber dasselbe.

Die Fabrik hat die geeigneten Sorten Zellstoff und Holzstoff erhalten. An dem Holzstoff ist nichts weiter zu tun. Der Zellstoff kommt jedoch zuerst in die Kolleranlage (Abbildung 4). Kollergänge sind Mahlmaschinen, die in vielen Industrien verwendet werden. Es sind sehr schwere Granitkegel, die auf einer Granitplatte umlaufen, wobei sie eine doppelte Bewegung machen, einmal im Kreis auf der Platte, dann um ihre eigene Achse. Dadurch kneten sie den Stoff ganz vorzüglich. Man füllt die Kollergänge mit dem Material, kollert eine Zeitlang und entleert dann in die unten davorstehenden Wagen. Sehr geeignet sind die Maschinen, um schon fertiges Papier, „Ausschuß“, wieder in Papierstoff zurückzuverwandeln. Dem gleichen Zweck, Papierausschuß wiederaufzulösen, dienen die Kugelkocher (Abbild. 2). In die aus Kesselblechen zusammengenieteten Kugeln wird Ausschuß gestopft und gleichzeitig Wasser zugesetzt. Die Kugelkocher drehen sich, das Papier stürzt dabei hin und her, zerreibt sich an den Wänden und wird eine gleichmäßige weiche Masse. Dann entleert man den Kocherinhalt auf den Boden. Im Bild sieht man, wie ein Arbeiter gerade dabei ist, den Stoff auf ein schräg nach oben führendes Transportband zu werfen, das wieder in eine links vorn sichtbare Maschine abwirft. Es handelt sich um eine Knetmaschine, „Wurster“ genannt. Zwei Wellen mit Flügeln drehen sich gegeneinander und zerreiben und zerfasern den Ausschuß vollends. Vorn fällt dieser fertig heraus. Wie der Papiermacher sich ausdrückt, ist Holzstoff, Zellstoff und Ausschuß jetzt holländerfertig. Wenn wir aber nur diese Stoffe zusammen mischen würden, erhielten wir kein geeignetes Papier. Wir könnten es als Löschpapier benutzen, aber wir könnten nicht darauf schreiben oder drucken. Auch würde das Papier sehr unansehnlich sein, es wäre rauh und matt. Wenn auch die Fasern sehr fein sind, so entsteht doch dort, wo mehrere Fasern übereinanderliegen, ein „Berg“, wo weniger sind, ein „Tal“. Diese Unebenheiten muß man ausgleichen. Es geschieht durch Füllstoffe, meist Kaolin, das nur eine geringere Abart des Porzellanrohstoffes ist. Die Papierfabrik kauft dieses Kaolin von den Gruben und löst es durch Rührwerke zu einer Milch auf. Damit das Papier nicht Tinte oder Druckfarbe unerwünscht stark aufsaugt, wird Harz, das aus den Vereinigten Staaten von Amerika stammt, zugesetzt; es wird zunächst mit Soda verkocht und dann in Wasser zu einer sehr feinen Milch verteilt. Jetzt gibt man noch Farbstoffe zu. Alles Material wird in den Holländer (Abbild. 5) geschafft, eine Maschine, die trotz ihrer Einfachheit recht schwierig zu bedienen ist. Man muß bewundern, wie der Papiermacher im gleichen Apparat die verschiedenartigsten Effekte erzielt. Der Holländer ist ein Trog, wie ein Waschzuber im Großen; in der Mitte befindet sich eine Scheidewand, so daß ein geschlossener Kanal gebildet wird. In dem einen Kanal liegt eine Walze, die so mit Messern besetzt ist, daß Zellen entstehen; die Walze läßt sich mit einem Wasserrad vergleichen. Hinter der Walze, eng anschließend an diese, ist ein Sattel aus Beton gebaut. Die Walze dient nun zunächst als Transportorgan. Sie hebt den Stoff in ihren Zellen und wirft ihn über den Sattel. Vom Sattel bis kurz vor die Walze ist Gefälle, so daß der Stoff bis zur Walze fließt. Außerdem sitzt unter der Walze ein Kasten mit Messern. Diese Messer und die der Walze, aus Stahl oder Bronze, etwa 8 mm dick, arbeiten nun gegeneinander wie eine Schere. Man kann dadurch die Fasern in die für das betreffende Papier geeignete Länge schneiden. Doch vermag man sie auch nur zu quetschen. So werden Fasern für Butterbrotpapier überwiegend gequetscht, für Löschpapier geschnitten. Die in den Holländer nach bestimmten Rezepten gebrachten Rohstoffe mischt man mit Wasser und mahlt sie 15 Minuten bis 12 Stunden, je nach der Papiersorte. Der Stoff wird dann stark verdünnt und ist somit fertig für die Papiermaschine (s. das farbige Bild auf nebenstehender Seite und Abbildung 6).



7. Kalander zum Satinieren des Papiers.

Die Papiermaschine besteht eigentlich aus einer ganzen Anzahl von Maschinen, die man aneinandergereiht hat. Vielleicht haben die Leser Gelegenheit, die alte Papiermühle auf der Dresdner Ausstellung zu beobachten. Die zahlreichen Arbeiten, die dort von verschiedenen Leuten ausgeführt werden, bei geringer Leistung in der Stunde, erledigt die Papiermaschine hintereinander in einem Arbeitsgang. Papiermaschinen sind natürlich, je nach den Papiersorten, sehr verschieden. Ihre Leistung schwankt zwischen 10 und 110 Tonnen in 24 Stunden. Die Fasern, die in sehr viel Wasser verdünnt sind, werden auf ein endloses Sieb aufgegossen. Dieses Sieb ist ein sehr feines



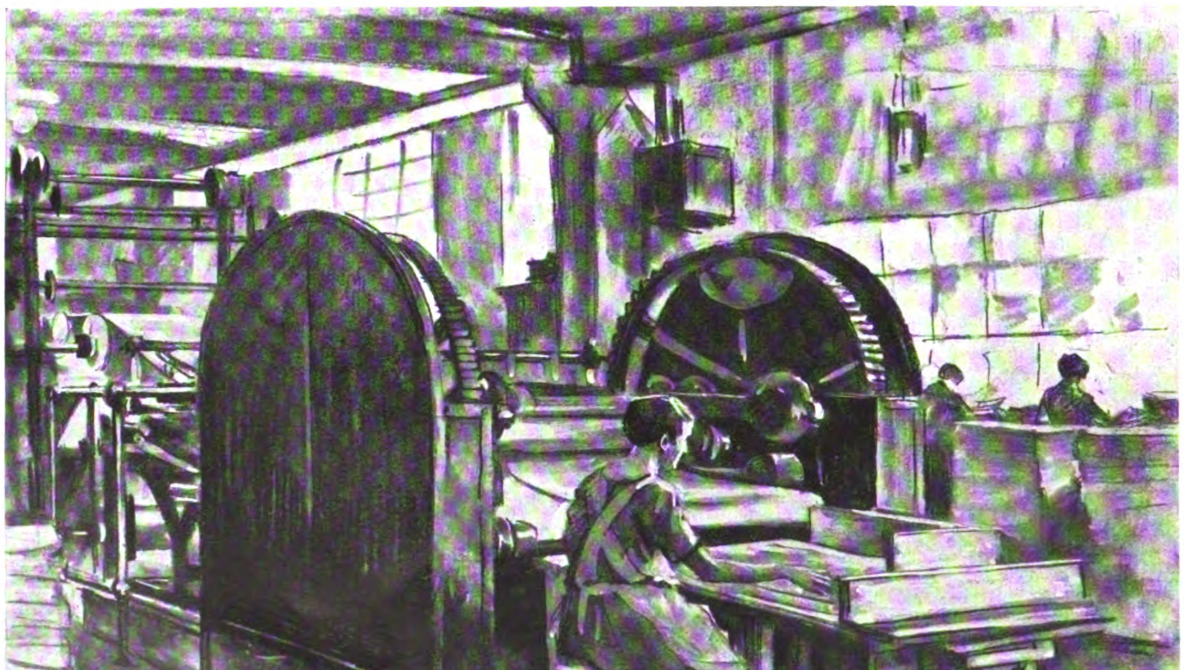
Neuzeitliche Papiermaschine. Gemälde von Rudolf Lipus.

Metalltuch, ein Tuch, das statt Leinenfäden dünne Metalldrähte hat. Das Sieb bringt den Stoffbrei bis zur nächsten Abteilung der Papiermaschine und kehrt dann unten wieder zurück. Würde man nun bei der Geschwindigkeit von 100 bis 200 m in der Minute, mit der die Papiermaschine läuft, den Stoffbrei nur einfach auf das Sieb schütten, so entstünde ein sehr schlechtes Papierblatt. Darum wird das Sieb bei der Auflaufstelle des Papierbreies in der Querrichtung geschüttelt. Ein Teil der Fasern, die im Wasser schwimmen, wird dadurch quer gelagert, ein anderer bleibt in der Längsrichtung liegen oder ordnet sich schräg. Es entsteht so das Papierblatt mit den wirr durcheinanderliegenden Fasern. Alle weitere Arbeit der Papiermaschine dient dazu, das nun nicht mehr nötige Wasser zu entfernen. Das Sieb wird von Walzen getragen; diese schleudern die erste Wassermenge ab. Ist das Blatt etwas fester geworden, so kann man weiteres Wasser durch Pumpen absaugen. Jetzt führt man das Blatt mit dem Sieb durch eine Presse, die aus zwei großen Walzen besteht. Hier wird erheblich viel Wasser durch den Pressendruck entfernt. Das Blatt wird vom Sieb abgenommen, auf Wollfilze gelegt und auf diesen durch weitere vier Pressen geführt, in denen so viel Wasser entzogen wird, daß das Papier sich selbst tragen kann. Es hat jetzt aber immer noch mehr als die Hälfte des Gesamtgewichts Wasser in sich. Um dieses zu entfernen, führt man das Papier um Zylinder, die mit Dampf geheizt sind. Je nach der Leistung der Maschine ist die Zylinderzahl sehr verschieden. Das trockene Papier ist recht rauh, deshalb läßt man es zwischen polierten Stahlwalzen, die unter Druck stehen, durchlaufen. Das so geglättete Papier kann dann aufgerollt werden. Zeitungspapier wäre jetzt fertig zur Verwendung. Andere Papiere werden noch satiniert, d. h. sie werden noch weiter geglättet, damit sie Glanz erhalten. Im sogenannten Kalander (Abbild. 7) hat man eine größere Anzahl Walzen als im Glättwerk und läßt auch Stahlwalzen mit solchen aus Papier abwechseln.

Bei dem hochwertigen Druckpapier der „Illustrirten Zeitung" wird noch eine besondere Veredelung vorgenommen. Trotz der Füllstoffe, die wir im Holländer dem Stoffbrei zugesetzt hatten, ist das Papier noch nicht gleichmäßig genug, um besonders feine Drucke klar und scharf wiederzugeben. Betrachtet man gewöhnliches Papier und das der „Illustrirten Zeitung" mit einer Lupe, so sieht man deutlich den Unterschied. Man streicht auf das an der Papiermaschine fertiggestellte Papier eine Masse, die aus sehr feinen weißen Körpern besteht. Es sind in der Hauptsache Glanzweiß, ein chemisches Umsetzungsprodukt aus Gips und Aluminiumsalz, und schwefelsaures Barium. Dazu kommt noch englische, sehr feine und weiße Porzellanerde. Das Ganze wird durch Klebstoffe gut verbunden. In Abbildung 8 sehen wir die eigentliche Streichmaschine. Das Papier wird von der Rolle durch einen Trog, der die Streichfarbe enthält, gezogen, und nimmt auf beiden Seiten Farbe mit, deren Schichtdicke durch zwei Walzen eingestellt wird. Dann kommen Bürsten, die die Farbe verstreichen, so daß diese ganz gleichmäßig und glatt auf dem Papier liegt. Darüber befindet sich ein Trockenschacht, in dem das nasse Papier durch Warmluft so weit getrocknet wird, daß es ohne Beschädigung des Striches auf Holzstäbe gelegt werden kann. Wir sehen, wie das Papier aus dem Schacht nach unten wandert und dort auf Stäbe gehängt wird. Diese Stäbe mit den Papierwellen wandern langsam durch einen geheizten Raum, bis das Papier ganz getrocknet ist und wiederaufgerollt werden kann. Das jetzt noch matte Papier gelangt dann wieder auf Kalander, die aber noch besser ausgestattet sind als die für gewöhnliches Papier. Sehr schön ist die technische Einrichtung mit elektrischen Fahrbühnen usw., um die Arbeit möglichst zu erleichtern und zu verbessern. Jetzt, nach dem Kalander, hat das Papier den schönen Glanz und die Gleichmäßigkeit, die an „Kunstdruckpapier" so geschätzt wird. Meist wird das Papier nicht in der Form der Rolle verarbeitet, wie es beim Kalander entsteht, sondern man druckt auf einzelne Bogen; man schneidet darum das Rollenpapier auf Format. In Abbildung 9 sehen wir einen sogenannten Querschneider. Mehrere Rollen werden in Ständern eingehenkt und die Bahnen auf einen wagerechten Tisch geführt. Dort erfaßt sie ein hin und her gehendes Messer, das je ein der Bogenlänge entsprechendes Stück Papier nach vorn zieht und dann abschneidet. Leider ist nicht alles angefertigte Papier tadellos. Viele Frauen sind beschäftigt, das Papier zu sortieren. Jeder Bogen wird geprüft, dann wird gezählt und in einzelne Pakete abgepackt, die dann wieder in Holzkisten untergebracht werden. Jetzt kann das Papier seinen Weg in die ganze Welt nehmen. Es ist sehr erfreulich, daß durch die Papierindustrie mehr aus- als eingeführt wird. Besonders aber wird deutsches Kunstdruckpapier in der ganzen Welt gebraucht und geschätzt.



8. Streichmaschine zur Herstellung des „Kunstdruckpapiers".



9. Querschneider für Formatschneiden.

Die Bedeutung der deutschen Papierindustrie

VON MINISTERIALRAT DR. FLOREY, STAATSKOMMISSAR DER JAHRESSCHAU DEUTSCHER ARBEIT DRESDEN



Der Umfang der jährlichen Papierproduktion.
Das Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig hat, vom Fundament aus gerechnet, einen Rauminhalt von rund 180000 Kubikmeter. Setzt man diese Größe gleich eins, so beträgt die jährliche Produktion an Papier in Deutschland das 11fache, in Europa das 37fache, in der Welt das 90fache des Denkmalsinhalts. Dieses Größenverhältnis sollen die um das Denkmal herumgestellten Papierrollen veranschaulichen. Ein Kubikmeter Papier wiegt durchschnittlich 900 Kilo

Die moderne Papiererzeugung beruht auf den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gemachten Erfindungen des Holzschliffs und der Zellulosebereitung aus Holz. Der Holzfaserstoff ist dadurch der bei weitem wichtigste Halbstoff für die Papiererzeugung geworden.

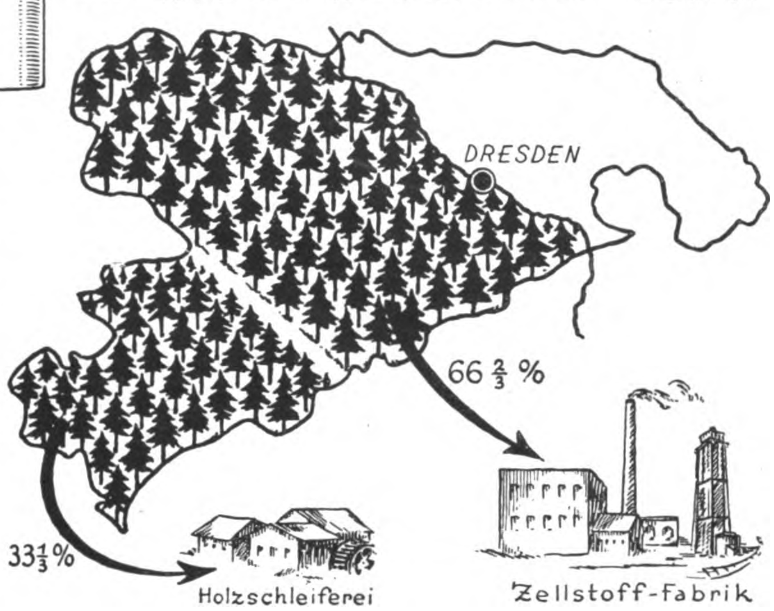
Deutschland, an sich ein historischer Boden der Papiermacherei, nimmt in der Papierindustrie der Welt eine führende Stellung ein; ist doch die deutsche Industrie vorwiegend eine arbeitsorientierte Fertigindustrie. Nach der amtlichen Zählung von 1925 beschäftigt die Gruppe XI, Abt. B des Gewerbeverzeichnisses: Papierindustrie und Vervielfältigungsgegewerbe, in 35658 Betrieben mit 977215 PS Gesamtleistung der zum Antrieb von Arbeitsmaschinen verwendeten Motoren nahezu 570000 Personen, das sind 4,56 Proz. der in Deutschland gewerblich Tätigen. Die Erzeugung von Papier und Pappe betrug 1926, bei einer Schätzung der Weltproduktion auf 16 Mill. t, in Deutschland nahezu 2 Mill. t, mithin auf den Kopf der Bevölkerung 32 kg; hiervon entfallen 1668019 t auf Papier und 328988 t auf Pappe. Dieser Produktion steht in Deutschland nach der statistischen Angabe auf der Ausstellung „Das Papier“ in Dresden ein Papierverbrauch von 21 kg auf die Person gegenüber, angesichts eines Verbrauchs von 62 kg in den Vereinigten Staaten von Amerika und 37 kg in Großbritannien eine erheblich steigerungsfähige Menge. Namentlich die Brauchbarkeit des Papiers für technische Zwecke wird ihm weitere, heute nicht geahnte Absatzmöglichkeiten eröffnen. An der deutschen Papiererzeugung hat das Zeitungsdruckpapier mit 460000 t gleich 27,5 Proz. den größten Anteil; von der Weltpapiererzeugung entfallen auf den Zeitungsbedarf sogar nahezu 33¹/₃ Proz.. Die ungeheure Ausdehnung des Zeitungswesens im modernen Kulturstaate wird hierdurch deutlich illustriert. Der Menge der Erzeugung nach folgen die übrigen (geglätteten) Druckpapiere, die billigeren Schreibpapiere sowie die Pack- und Einschlagpapiere. Die Pappenproduktion verteilt sich in der Reihenfolge der erzeugten Menge auf Leder-, Grau-, Stroh-, Weiß-, Rohdach-, Hart- und Feinpappen.

Beträchtlich ist die Ausfuhr der deutschen Papierindustrie, deren hochwertige Fertigerzeugnisse zur Verbesserung unserer Handelsbilanz wesentlich beitragen. Im Jahre 1926 hat der Abschnitt 11 des Zolltarifs (Papier, Pappe und Waren daraus) eine Ausfuhr von 7946606 Doppelzentner im Werte von 406397000 Mk. aufgewiesen, der Menge nach nur vom Bergbau, der Eisen- und der chemischen Industrie, dem Werte nach außerdem noch von der Textil- und der Lederindustrie übertroffen. Dem steht eine Einfuhr gegenüber, die der Menge nach nur den achten Teil und — entsprechend dem Charakter der deutschen Industrie, die als Veredelungs- und Verfeinerungsindustrie in aller Welt hohe Achtung genießt — dem Werte nach gar nur den fünfzehnten Teil der Ausfuhr beträgt.

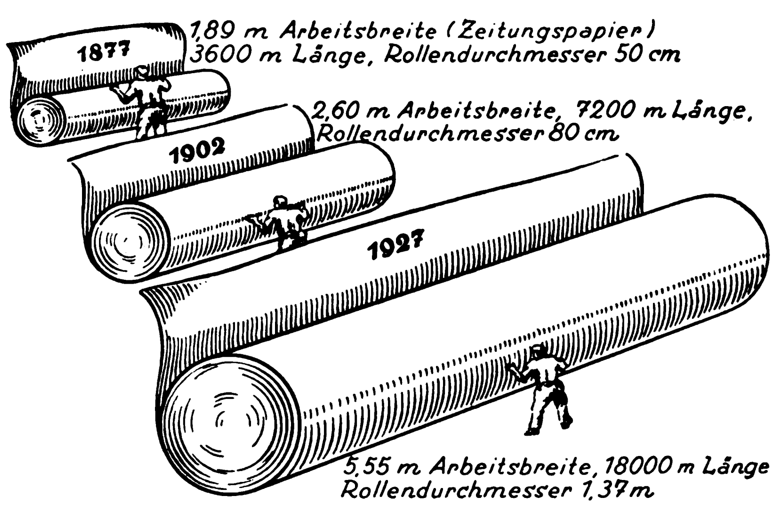
Den gewaltigen Produktionszahlen entspricht ein Holzbedarf, dessen Deckung trotz des Waldreichtums der Erde schon seit Jahren den Gegenstand ernstlicher Sorgen bildet. Für Deutschland kann er nur noch zu einem reichlichen Drittel im Inlande gedeckt werden. Es mußten 1926 nahezu 2 Mill. t im Werte von über 60 Mill. Mk. aus dem Auslande (Polen, Finnland, Tschechoslowakei, Rußland, Randstaaten) eingeführt werden. Im Vorjahre hat die Produktion der deutschen Holzschleifereien und Zellulosefabriken 726000 t Holzschliff und 970660 t Zellulose ergeben, die überwiegend im Inlande bearbeitet wurden. Gegenüber dem Holzfaserstoff treten die sonstigen Halbstoffe der Papiererzeugung wesentlich zurück; 1926 wurden bei uns 56700 t Lumpen zu Feinpapieren und bisher statistisch nicht erfaßte größere Mengen an Altpapier und Strohzellstoff verarbeitet. Bemerkenswert ist, daß Deutschland im Vorjahre von dem wertvollen Lumpenhalbstoff 74833 t mehr aus- als eingeführt hat; sicherlich entspräche es mehr den Forderungen rationeller Wirtschaft, wenn Deutschland den natürlichen Produktionsvorteil des bedeutenden Anfalls an Lumpen dadurch voll ausnützte, daß es den Halbstoff, statt ihn an die ausländischen Konkurrenzindustrien zu liefern, selbst verarbeitete und hochwertige Fertigerzeugnisse ausführte.

Von einer fast unübersehbaren Mannigfaltigkeit sind die Fertigerzeugnisse der Papier und Pappe verarbeitenden Industrien (Kartonnagenindustrie, Buchbinderei), der Tapetenindustrie, des Vervielfältigungsgewerbes (Schriftgießerei, Buch- und Zeitungsdruckerei, Steindruckerei und Graphische Kunstanstalten) und des photographischen Gewerbes, für die Papiere und Pappen, zum Teil nach wertsteigernder Veredelung, das Ausgangsprodukt bilden. Durch ihre technische und künstlerische Vollendung haben die einheimischen Fertigerzeugnisse den Weltruf deutscher Qualitätsarbeit mitbegründet. Der Vielseitigkeit dieser Erzeugnisse entspricht die hohe Zahl von mehr als 1000 verschiedenen Papier- und Papierverarbeitungsmaschinen, zu denen die große Gruppe der graphischen Maschinen hinzukommt. Wohl von keinem Industriezweig erfährt der deutsche Maschinenbau eine solche Befruchtung wie von der weitverzweigten Papierindustrie.

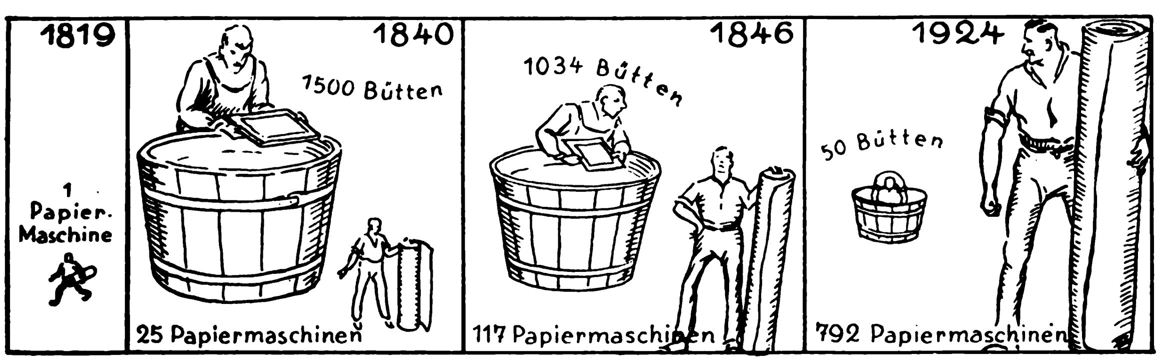
Die Bedeutung, die dem Papier als Hauptträger aller wissenschaftlichen, künstlerischen und schöngeistigen Tätigkeit im heutigen Kulturleben zukommt, ist in der diesjährigen Ausstellung der Jahresschau Deutscher Arbeit in Dresden eindrucksvoll veranschaulicht. Möchte die imposante Sonderschau im Besucher das Verständnis für industrielle Wertarbeit vertiefen und zugleich den Ausstellern und darüber hinaus dem gesamten deutschen Papiergewerbe reiche geschäftliche Erfolge bringen!



Deutschlands Bedarf an Papierholz.
Zur Deckung des in Deutschland verarbeiteten Papierholzes wäre der gesamte Schlag eines 60 Jahre alten Fichtenwaldes von 1 Million Hektar erforderlich. Das entspräche etwa der Größe Sachsens westlich der Elbe, wenn man annehmen würde, daß diese Fläche vollständig bewaldet wäre. Von diesem Holz wandern 33¹/₃ Proz. in die Holzschleifereien und 66²/₃ Proz. in die Zellstoffabriken.



Die deutsche Papierproduktion in Vergangenheit und Gegenwart. Dargestellt an der Stundenleistung einer Druckpapiermaschine.

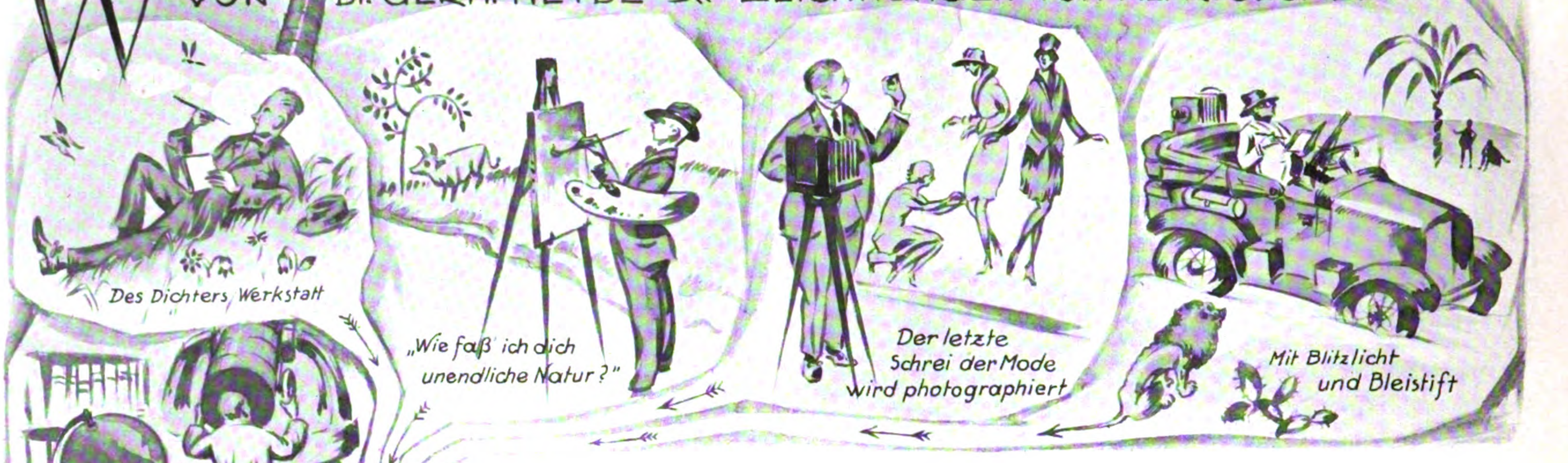


Rückgang der Bütten und Anwachsen der Papiermaschinenzahl in Deutschland.



Wie die Illustrirte Zeitung entsteht.

VON Dr. GERH. HEYDE ⁂ ZEICHNUNGEN VON ALFR. SECKELMANN



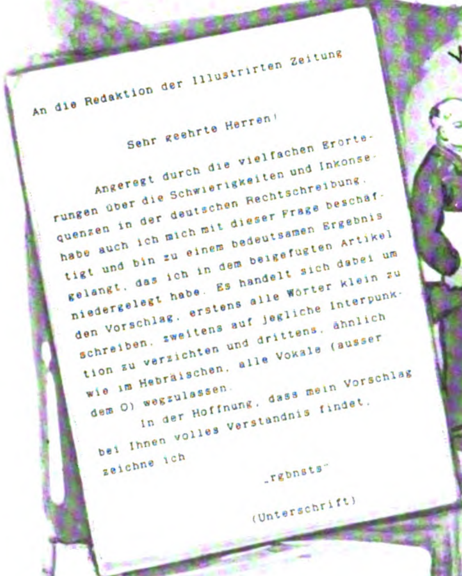


Wenn Sie, verehrte Leser und Leserinnen, am Abend beim leckeren Mahle sitzen, so wissen Sie wohl ziemlich genau darüber Bescheid, wie die Wurst, von der Sie eben ein Stück zum Munde führen, wie der Schinken, dessen Scheiben Ihren Gaumen ergötzen, bereitet ist, und wie man den köstlichen Tee gewinnt, den Sie behaglich schlürfen. Aber wie die „Illustrirte Zeitung", die nach dem Mahle Ihrer wartet, die Ihnen allwöchentlich eine Fülle von Anregungen für Geist und Gemüt präsentiert, entstanden, wie ihre „Zubereitung" verlaufen ist, das mag Ihnen meist verborgen und geheimnisvoll erscheinen. Vielleicht werden Sie sagen: „Woher soll ich das erfahren; ich wüßt' es schon ganz gern, aber wer lehrt mich's denn?"

Nun, wir haben nichts zu verheimlichen und brauchen uns keineswegs zu verstecken. Deshalb wollen wir Ihnen heute einmal Gelegenheit geben, uns hinter die Kulissen zu schauen. Machen Sie sich also bereit, in jenes unbekannte Land geführt zu werden, in dem die „Illustrirte Zeitung" zur Welt kommt. Versetzen Sie sich im Geiste in unser Stammhaus nach Leipzig, wo die Gesamtherstellung der Auflage vor sich geht, und folgen Sie mir zuerst in den allerheiligsten der Redaktionsräume, in das Zimmer des Hauptschriftleiters.

Er sitzt an einem geräumigen Schreibtisch, schier erdrückt von einem hoch aufgetürmten Berg beschriebenen und bedruckten Papiers. Eben, da wir eintreten, nimmt er ein Telephongespräch auf und macht sich mit geschäftigem Eifer Notizen. Dann drückt er auf einen der zahlreichen elektrischen Knöpfe, um helfende Geister herbeizuzitieren. Es klopft, ein Postbote tritt mit einem Bündel Telegrammen ein. Bald kommt aus der Postzentrale ein neuer Stoß schon vorsortierter Sendungen, die nun der Durchsicht und Weiterverteilung an die je ein Sondergebiet bearbeitenden Redakteure harren. Die seltsamsten Schreiben sind darunter. Unser Zeichner hat zwei davon herausgegriffen und sie unten an seine Zeichnungen angeschlossen. Fürwahr, ihr Inhalt klingt recht wunderlich! Ob sie wohl wirklich echt sind oder bloß schön




An die Redaktion der Illustrirten Zeitung

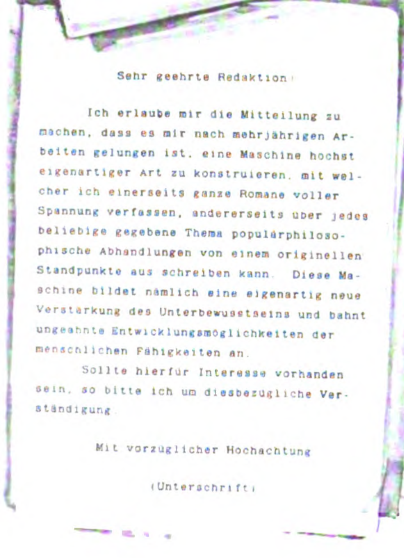
Sehr geehrte Herren!

Angeregt durch die vielfachen Erörterungen über die Schwierigkeiten und Inkonsequenzen in der deutschen Rechtschreibung, habe auch ich mich mit dieser Frage beschäftigt und bin zu einem bedeutsamen Ergebnis gelangt, das ich in dem beigefügten Artikel niedergelegt habe. Es handelt sich dabei um den Vorschlag, erstens alle Wörter klein zu schreiben, zweitens auf jegliche Interpunktion zu verzichten und drittens, ähnlich wie im Hebräischen, alle Vokale (ausser dem O) wegzulassen.

In der Hoffnung, dass mein Vorschlag bei Ihnen volles Verständnis findet, zeichne ich

-rgbnsts-

(Unterschrift)


Sehr geehrte Redaktion!

Ich erlaube mir die Mitteilung zu machen, dass es mir nach mehrjährigen Arbeiten gelungen ist, eine Maschine höchst eigenartiger Art zu konstruieren, mit welcher ich einerseits ganze Romane voller Spannung verfassen, andererseits über jedes beliebige gegebene Thema populärphilosophische Abhandlungen von einem originellen Standpunkte aus schreiben kann. Diese Maschine bildet nämlich eine eigenartig neue Verstärkung des Unterbewusstseins und bahnt ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten der menschlichen Fähigkeiten an.

Sollte hierfür Interesse vorhanden sein, so bitte ich um diesbezügliche Verständigung.

Mit vorzüglicher Hochachtung

(Unterschrift)

erfunden? Wie meinen unsere Leser? — Jetzt wird Besuch gemeldet. Ein junger dunkelgelockter Schauspieler erscheint, der unbedingt sein Porträt in der „Illustrirten Zeitung" veröffentlicht sehen möchte. Es folgt ein unternehmungslustiger Herr, der mit Gottes und des Verlags Hilfe eine Autoexpedition durch den Ural zu machen wünscht. Ein Maler führt die neuesten Produkte seiner fruchtbaren Muse vor. Eine junge Dame bittet, man solle ihre „wirklich beachtlichen, tiefempfundenen Gedichte" prüfen. Ein weitgereister Forscher bietet das Veröffentlichungsrecht der ihm in fernen Zonen gelungenen Entdeckungen an. Ein ernster Gelehrter entwickelt in Kürze (wie er wenigstens behauptet!) seine jüngsten Theorien über die bevorstehende Pleite der Abendländer, und so fort. Welch bunter Film! Entscheidungen werden getroffen, zusagende oder ablehnende Bescheide erteilt, Verträge geschlossen, Aussichten eröffnet und ach so manche Hoffnungen geknickt.

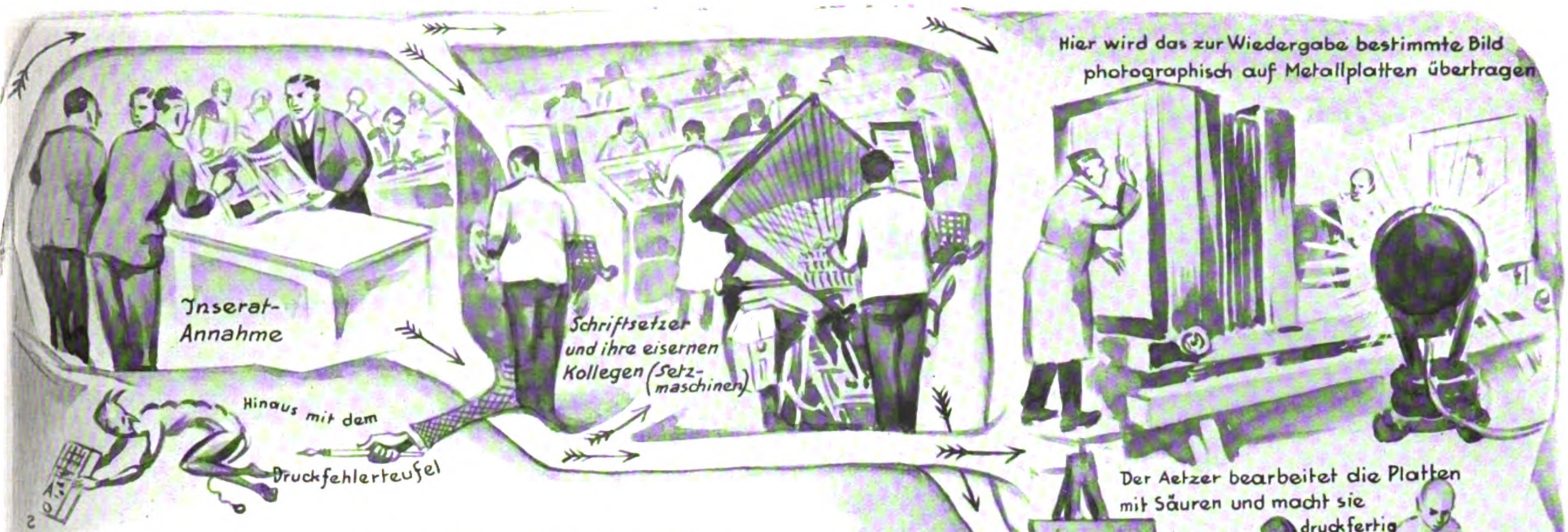
Endlich ist das Wartezimmer einmal leer. Rasch ruft jetzt der Herr Hauptschriftleiter seinen Redaktionsstab zu einer Konferenz, in der die einzelnen Damen und Herren über ihr Sonderarbeitsgebiet berichten, Vorschläge anbringen und ihre Meinung äußern zu Zuschriften aus dem Leserkreise (wie z. B. „Die Illustrirte Zeitung müßte die Bestrebungen der Kaninchenzüchtervereine mehr unterstützen." — „Fügen Sie Ihrer Zeitung eine spiritistische Beilage an!" — „Warum bringen Sie niemals einen Roman von meiner Lieblingsschriftstellerin?").

Schon ist die Zeit wieder um; eine Stenotypistin meldet sich zum Diktat. Da gerade ein redigiertes Manuskript abgeholt wird, schließen wir uns an und gehen mit hinüber in die Setzerei. Hier sind geschäftige Hände bei der Arbeit, die metallenen Schriftzeichen aneinanderzufügen und so die vorliegenden Manuskripte „abzusetzen". In langen Gängen, Gassen genannt, zwischen den Satzregalen, auf denen die offenen, in Fächer eingeteilten Schriftkästen aufgesetzt sind, stehen die Handsetzer und reihen im „Winkelhaken", einer Art Lineal mit einer Rückwand und zwei Seitenwänden, die Schrifttypen zur Zeile. In den anschließenden

PREISFRAGE

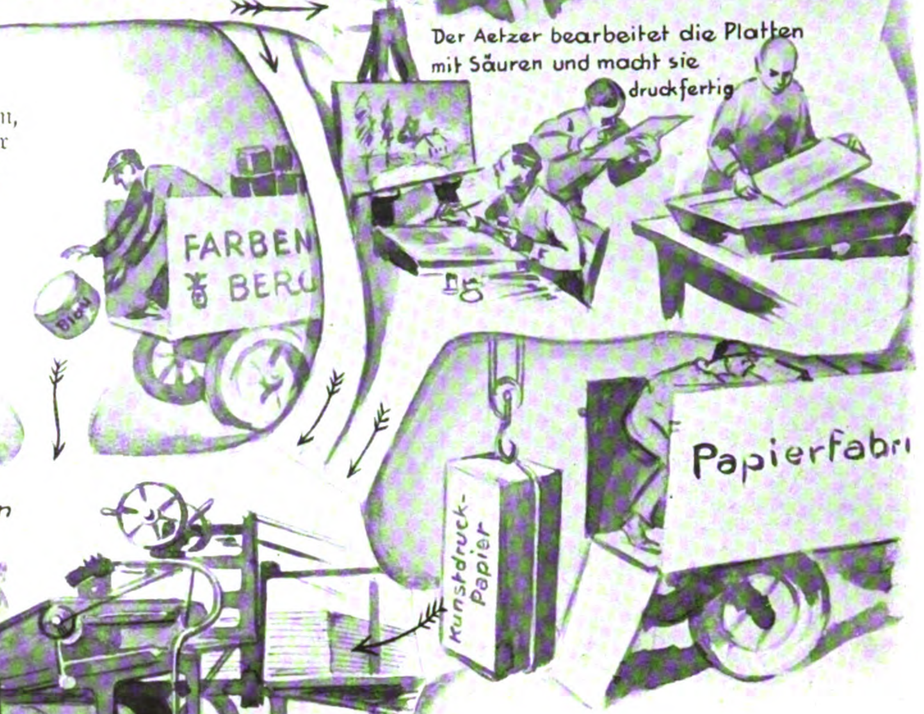
Sind die nebenstehenden Zuschriften an die Redaktion echt oder erdichtet?

(Nähere Angaben über Preise, Einsendungstermin usw. finden Sie auf S. 969.)

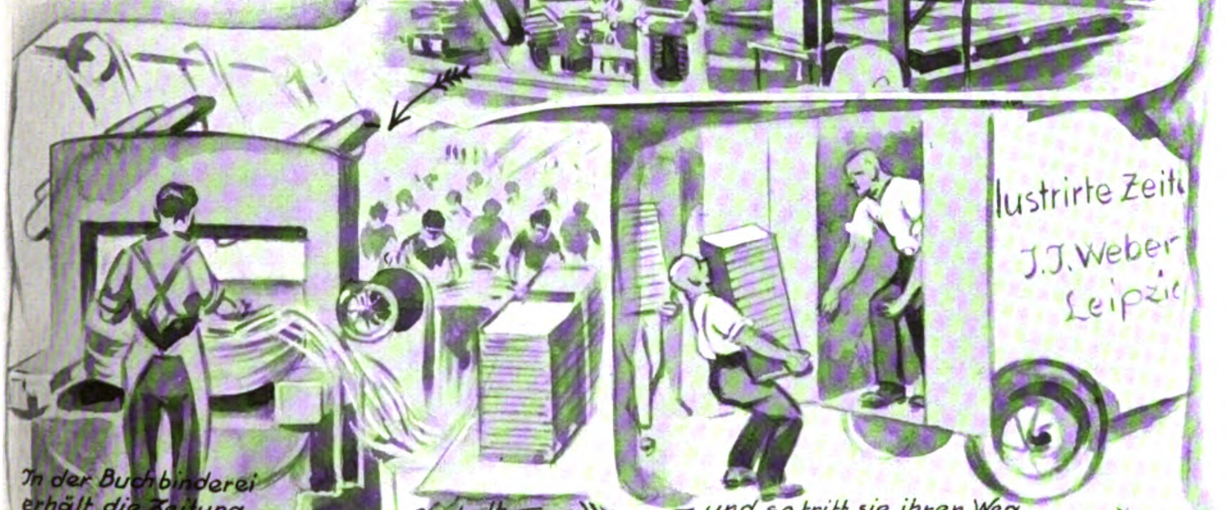


Räumen befinden sich die Setzmaschinen, äußerst komplizierte, schnell arbeitende Apparate, die das Gießen der Schriftzeichen gleich selbst besorgen. — Vom Setzer kommt dann der Satz zur Abziehpresse, die die Korrekturbogen herstellt. Diese gelangen in die Korrekturabteilung, wo scharfe Augen auf die Austreibung des berüchtigten Druckfehlerteufels, dieses hinterlistigen Gesellen, bedacht sind.

Wir verlassen jetzt die Jünger Gutenbergs und wenden uns den Räumen zu, in denen die Druckstöcke und Druckplatten geschaffen werden, die die Wiedergabe (Reproduktion) von Zeichnungen, Gemälden und Photographien durch den Druck ermöglichen. Uns empfängt ein mächtiger, hoher Saal, einem Filmatelier vergleichbar. Riesige photographische Aufnahmeapparate, gewaltige Ungetüme, drohen uns entgegen, hellen Scheinwerfern entstrahlt, geheimnisvoll knisternd, zischend und summend, ein grellviolettes Licht. Photographen gehen hin und her, hantieren an den Lichtschaltern, richten die Scheinwerfer und setzen neue Reproduktionsvorlagen ein. Dies ist der Ort, wo die zur Wiedergabe bestimmten Bilder auf photographischem Wege







auf lichtempfindliche Metallplatten übertragen werden. Die so präparierten Platten wandern von hier aus in die Ätzerei. (Also auf nach der Ätzerei!) Dort werden sie mit Säuren behandelt, die an den unbelichteten Stellen eindringen und so, entsprechend dem Original, Vertiefungen in der Metallschicht schaffen. Die übrigbleibenden, „hoch" liegenden Partien sind es, die dann beim gewöhnlichen Druck die schwarze Farbe, beim Farbendruck die bunte Farbe, aufs Papier übertragen (Hochdruckverfahren). Besondere Sorgfalt und Mühe verlangt der Mehrfarbendruck deshalb, weil für jede zur Erzielung der richtigen Nuance erforderliche Grundfarbe eine besondere Druckform herzustellen ist und die einzelnen Druckformen beim Übereinanderdrucken richtig ineinanderpassen müssen. Beim Tiefdruck, der auch für die „Illustrirte Zeitung" bisweilen in Betracht kommt, liegen die druckwirksamen Stellen der Platte vertieft in deren Oberfläche. Häufig wird jetzt der Offsetdruck (Gummidruck) angewandt, ein Flachdruckverfahren (die Druckfarbe haftet nur an den fettempfänglich präparierten Stellen), bei dem die Platte erst auf ein Gummituch und dieses dann auf das Papier druckt. Die gesamten Reproduktionsarten mit ihren Feinheiten umfassend hier zu behandeln, verbietet der verfügbare Raum.

Haben nun die von der Redaktion zur Veröffentlichung bestimmten Bilder die Stationen Photographie und Ätzerei hinter sich gebracht, ist der Satz von der Setzerei druckbereit gemacht, sind auch die von der Inseratenabteilung aufgegebenen Inserate fertiggestellt, dann gelangt all dies in die Druckerei, in deren weite Säle wir uns jetzt begeben. Maschinen an Maschinen warten hier der kommenden Tätigkeit, nehmen die fertigen Druckformen auf und stimmen dann ihr dröhnendes Lied der Arbeit an. Mit ungeheuerer Schnelligkeit und Präzision fressen diese fein durchdachten Maschinen auf der einen Seite die von der Papierfabrik in riesigen Ballen gelieferten Bogen hochwertigen Kunstdruckpapiers in sich hinein, geben sie auf der anderen schön und klar bedruckt wieder von sich und schichten sie noch hübsch sauber aufeinander.

Jetzt gehen wir weiter zur Buchbinderei. An dieser Stätte erfolgt das Schneiden, Falzen, Heften bzw. Einkleben der fertigen Bogen und schließlich das Beschneiden der Hefte. Wir sehen, wie sich nun ein Blatt an das andere fügt und so allmählich die vollständige Nummer zustande kommt, wie sie dem Leser in die Hände gelangt.

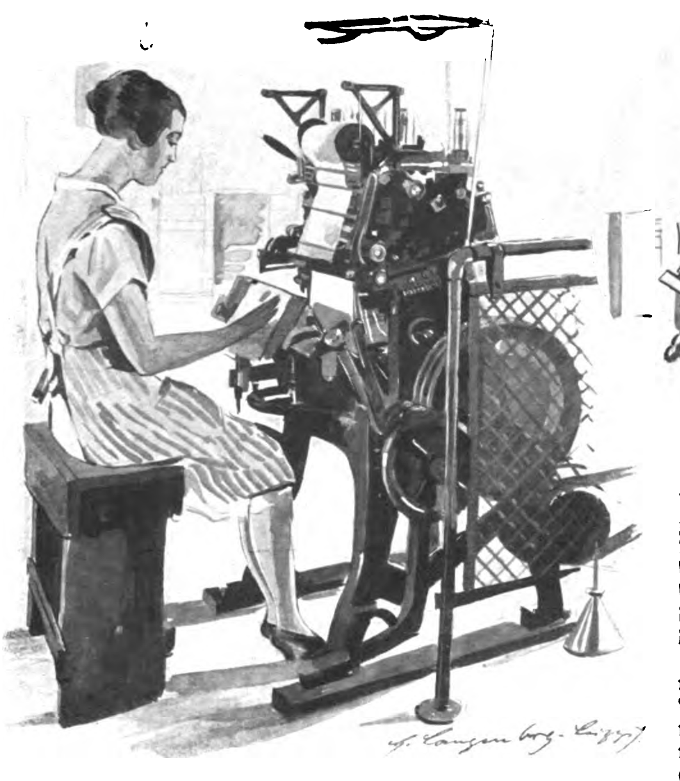
In der Expedition warten inzwischen schon ungeduldig die Automobile, die dann die gewaltigen Berge der fertiggestellten Hefte aufnehmen und zur Versendung ausliefern. Nun verstreuen sich die neuen Nummern der „Illustrirten Zeitung" in alle Winde und landen endlich, sehnlich erwartet und freudig begrüßt, bei den einzelnen Lesern und Leserinnen.

So, meine Damen und Herren, jetzt haben Sie hoffentlich in großen Zügen einen Überblick über den Werdegang unserer Zeitschrift erhalten. Vielleicht nehmen Sie mit hinweg ein staunendes Wissen um die zahllosen Kräfte, die in edlem Wettstreit bemüht sind, auf bewährter Tradition aufbauend, aber allem guten Neuen der Zeit offen, Ihnen allwöchentlich eine gediegene Leistung zu bieten, der Sie gern Anerkennung und Beifall zollen.



Neuzeitliche Papierverarbeitung

VON WILHELM EULE . MIT ZEICHNUNGEN VON HANNS LANGENBERG.





Heftarbeit in der Gegenwart und in alter Zeit: Moderne Fadenheftmaschine und Heftlade (im Kreis).
Die Heftlade wird auch jetzt noch für die Herstellung handgebundener Bücher verwendet.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts fand der Satiriker und Kanzelredner Abraham a Santa Clara auf die Frage nach Wert und Verwendungsmöglichkeit des Papiers die Antwort: „Ein Papier ist der größte Nutz der Welt!" Damals wurde das Papier noch im Rahmen eines handwerksmäßigen Kleinbetriebs hergestellt, und in nicht weniger bescheidenen Grenzen bewegten sich auch seine Anwendungsformen. Wenn sich gleichwohl das Papier und alle mit ihm zusammenhängenden Gewerbezweige bei unseren Vorfahren größter Wertschätzung erfreuten, so müßte ihnen die moderne Papiererzeugungs- und verarbeitungsindustrie geradezu als ein Wunder erscheinen. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts, verwöhnt durch den unaufhaltsamen Fortschritt in Technik und Wissenschaft, glauben indes nicht mehr an Zeichen und Wunder und stehen dem Siegeszuge des Papiers doch immer nur mit realen Nützlichkeitserwägungen gegenüber. Und wenn heute die Frage nach Wert und Verwendbarkeit des Papiers gestellt wird, so vermögen wir sie nicht treffender zu beantworten als durch den Hinweis auf die mit allen Errungenschaften neuzeitlicher Technik und Wirtschaftsweise betriebene Papierverarbeitungsindustrie.

Den ersten Anstoß zur neuzeitlichen Papiererzeugung und -verarbeitung gab die ums Jahr 1799 erfundene Papiermaschine. Das bis dahin in mühsamer Handarbeit betriebene Gewerbe des Papiermachers wurde fortan durch ein mechanisches Verfahren gefördert, bei dem unter Zuhilfenahme chemisch-technischer Erfindungen auf einem langen Sieb der Papierstreifen ohne Ende angefertigt werden konnte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte die Papiermaschine endgültig den Sieg über die handwerksmäßige Papiermacherei davongetragen, und ungehemmt setzte die moderne Papierindustrie ein. Herstellungs- und Verwendungsmöglichkeiten wurden mannigfaltiger und komplizierter; was bis dahin in einseitiger und nicht immer produktiver Form lediglich auf das Buchgewerbe und die lese- und schreibbeflissene Welt eingestellt war, wurde jetzt nützlich und angenehm für alle Gebiete menschlicher Lebensäußerungen.

Mitte vorigen Jahrhunderts begann sich innerhalb des Papiergewerbes auch ein Zweig heranzubilden, den wir als die eigentliche Papierverarbeitungsmaschinen-Industrie bezeichnen. Da das Papier in immer größeren Mengen erzeugt und verwendet wurde, steigerte sich naturgemäß auch das Bedürfnis für Maschinen und Apparate, mit deren Hilfe es bearbeitet und für seine Verwendungszwecke geeignet gemacht werden konnte. Buchbinder und Buchdrucker der alten Zeit, als die eigentlichen zunftmäßigen Papierverarbeiter, bedienten sich des Hobels und ähnlicher primitiver Schneidewerkzeuge, um den Papierbogen auf ein beliebiges Format zu bringen. Das war ein mühsames, zeitraubendes Beginnen und wenig mehr geeignet, als es galt, größere Papierquantitäten und härteres Material zuzuschneiden und formatgerecht zu machen. Diese Schwierigkeiten wurden behoben durch Schneidemaschinen und Pappscheren, deren Erzeugung das erste Programm einer Reihe damals in Deutschland gegründeter Werke war, die noch heute auf dem Gebiete der Papierverarbeitungsmaschinen führend sind. Obwohl diese Geräte für moderne Begriffe primitiv waren — sie bestanden bei den Pappscheren größtenteils aus Holz, während bei den Schneidemaschinen der Antrieb mit der Hand erfolgte — befähigten sie doch den Buchdrucker, Buchbinder und Papierverarbeiter zu gesteigerter Kraft und Leistung.

Entscheidende Förderung erfuhr die Papierverarbeitung durch England. Hier hatte man zuerst die Vorteile rationeller Arbeitsmethoden erkannt und sie mit Hilfe von Maschinen und Werkzeugen auch für die Papierverarbeitung in Anwendung gebracht. Auf der Londoner Weltausstellung vom Jahre 1851 zeigte der Engländer Black erstmals eine Falzmaschine, die dem damaligen Stande der Maschinenbaukunst weit vorauseilte, die uns heute allerdings, gegenüber den ganzautomatischen Falzmaschinen deutschen Systems, mit einer stündlichen Falzleistung von über 5500 Bogen, als höchst bescheidener Vorläufer anmutet. Ähnlich verhält es sich mit der Entwicklung der Heftmaschine, an deren Stelle der Buchbinder alten Schlages eine Heftlade verwendete, während die deutsche Buchproduktion der Gegenwart, mit ihren jährlich rund 30000 Neuerscheinungen, überhaupt undenkbar wäre ohne die Nutzbarmachung der selbsttätig arbeitenden Heftmaschinen für Faden- und Drahtheftung.

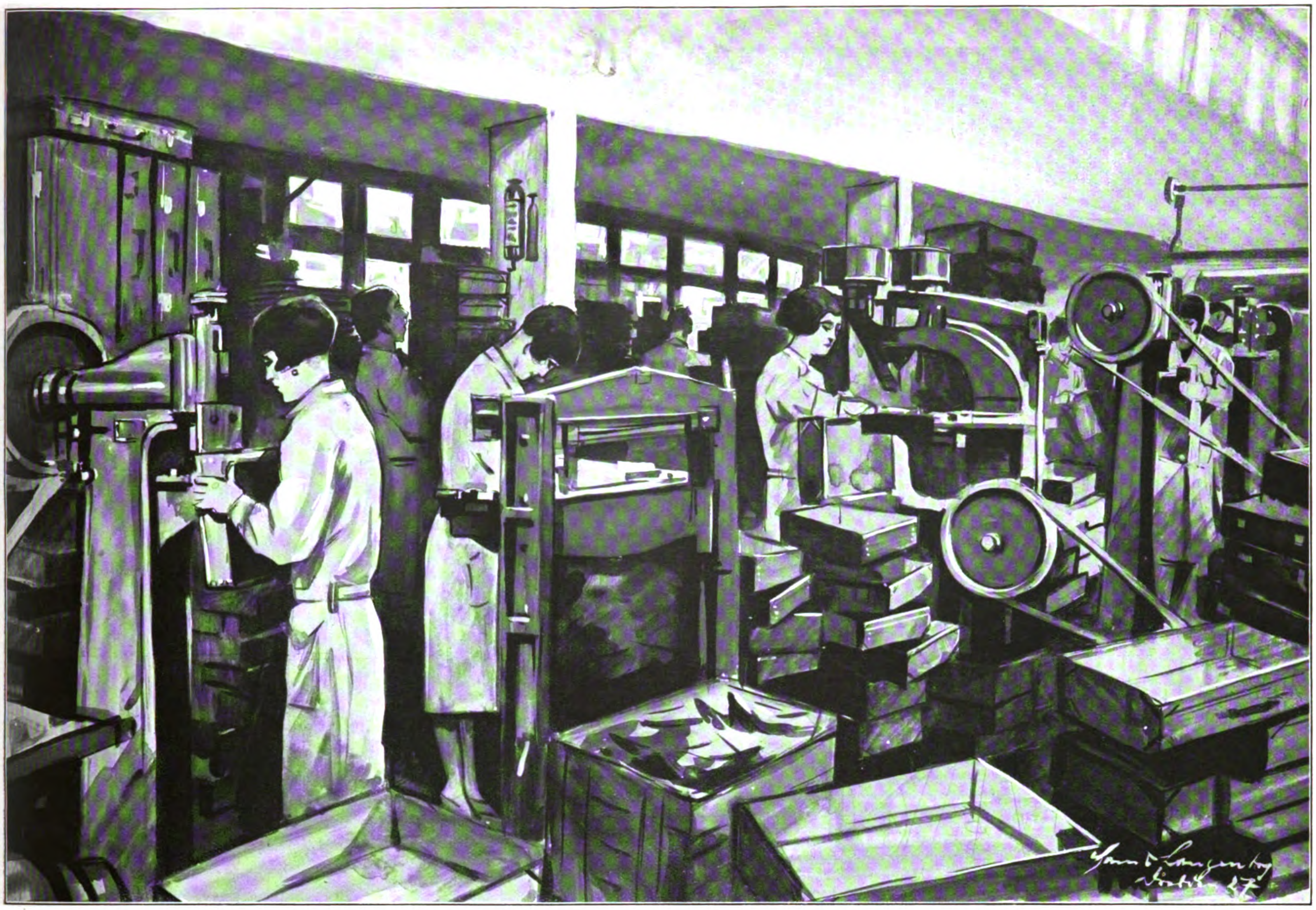
Neben Falz- und Heftmaschinen ist die Schneidemaschine als wichtigstes Werkzeug der modernen Papierverarbeitung anzusehen. Sie hat, obgleich sie einen an sich höchst einfachen Arbeitsvorgang verrichtet, nämlich das Durchschneiden und Beschneiden des Papierbogens, in den letzten Jahrzehnten grundlegende Verbesserungen und Neugestaltungen erfahren. Nicht nur, daß Schneidemaschinen auf Schnittbreiten von 25 cm bis über 2,55 m eingerichtet wurden, versah man sie auch mit motorischem Antrieb, der dann weiter zur vollkommen automatischen Arbeitsweise ausgebaut wurde. Ferner ging man dazu über, Maschinen zum Beschneiden von Papier, Büchern und Zeitschriften auf drei Seiten in einem Arbeitsgange einzurichten. — Von Wichtigkeit ist noch jene Gruppe von Sondermaschinen für Buchbindereien und verwandte buchgewerbliche Betriebe, die ebenfalls dazu bestimmt sind, bedrucktes oder unbedrucktes Papier und Pappe in rationeller Weise für die verschiedensten Verwendungszwecke gebrauchsfertig zu machen. Es sind dies, um nur einige zu nennen: Sortiments-Abpreßmaschinen, Bücherrundemaschinen, Sprungrücken-Biegemaschinen, Liniiermaschinen, Perforiermaschinen, Kantenschrägmaschinen, Register-Einschneide- und Druckmaschinen, Papierbohrmaschinen, Falz-Niederdruckpressen sowie Glätt- und Packpressen. Auch eine Anzahl von Pressen für Buch-, Stein-, Zink und Umdruck verdient hier kurz erwähnt zu werden, obwohl sie schon unmittelbar zu den Maschinen gehören, die für die graphischen Vervielfältigungsverfahren gebraucht werden.

Die Verwendbarkeit des Papiers blieb aber nicht nur dem Buchdrucker und Buchbinder vorbehalten, vielmehr wußten namentlich nach dem Siebziger Kriege, als Handel und Industrie einen ungeheuren Aufschwung nahmen, auch andere Gebiete des gewerblichen Lebens sich des Papiers als eines vielseitigen und praktischen Hilfsmittels zu bedienen. Zunächst wurde das Papier für seine altüberlieferten Verwendungszwecke in mannigfaltigerer Form und Farbe als bis dahin verwertet. Dem Zeitgeschmack entsprechend, mußte beispielsweise ein Buchdeckel kostbarer und dekorativ wirken; eine einfache, schlichte Titelseite genügte dem anspruchsvollen, äußerem Schmuckwert leicht zugänglichen Publikum nicht mehr. Das Prägen und Vergolden, der Buntdruck wurde modern, und um es in vorteilhaftester Weise auf dem Wege der Massenproduktion zu ermöglichen, baute man Präge-, Vergolde- und Farbdruckpressen. Diese neue Art von Papierverarbeitungsmaschinen wußten sich auch bald andere Industrien zunutze zu machen, wie Fabriken für Luxus- und Überzugspapier sowie Kartonnagen, die sich mit der Herstellung von Schutzhüllen, Luxusgegenständen, Scherz-, Spiel- und Tandwaren beschäftigten. Dabei wurde neben Papier auch Leder, Pappe, Holz und ähnliches schneid-, biege- und stanzfähiges Material verarbeitet, ein Umstand, der wiederum zur Folge hatte, daß die Maschinen in Größe, Mannigfaltigkeit und Leistungsfähigkeit weiter ausgebaut wurden. So entstanden früher Prägepressen mit einer Druckkraft von etwa 30000 Kilo, während es in neuerer Zeit sogar gelungen ist, Prägepressen mit einer Druckkraft bis zu einer Million Kilo zu bauen. — Ein ausgedehntes Betätigungsfeld ward der Papierverarbeitungsindustrie vor allem in der Kartonnagenfabrikation. Die verfeinerte Lebenshaltung und der zunehmende Wohlstand des deutschen Volkes vor dem Weltkriege machten sich nicht zuletzt auch darin geltend, daß Industrien auftauchten, deren Fabrikate, für den Massengebrauch berechnet, in Form einer gefälligen Umhüllung leichter den Weg zum Publikum zu finden suchten. Bei Genußmitteln, wie Schokolade, Bonbons u. dgl., auch bei Parfümerien ist es ja altbekannte Tatsache, daß man vom Äußeren, also von der Schutzhülle, auf den inneren Gehalt schließt; dementsprechend wurden Kartonnagen der allerbuntesten Farben und Gestalt begehrt, die hauptsächlich durch Papierverarbeitungsmaschinen hergestellt wurden. Diesen Maschinen fiel die Aufgabe zu, das Zuschneiden des Materials, die Bearbeitung der Biegestellen, das Stanzen, Schlitzen und Aufschneiden der für die Schachtelherstellung erforderlichen Formen vorzunehmen. Unnötig zu sagen, daß auch hierbei der Mannigfaltigkeit und Leistungsfähigkeit der Papierverarbeitungs- und Kartonnagenmaschinen der weiteste Spielraum gelassen ist.

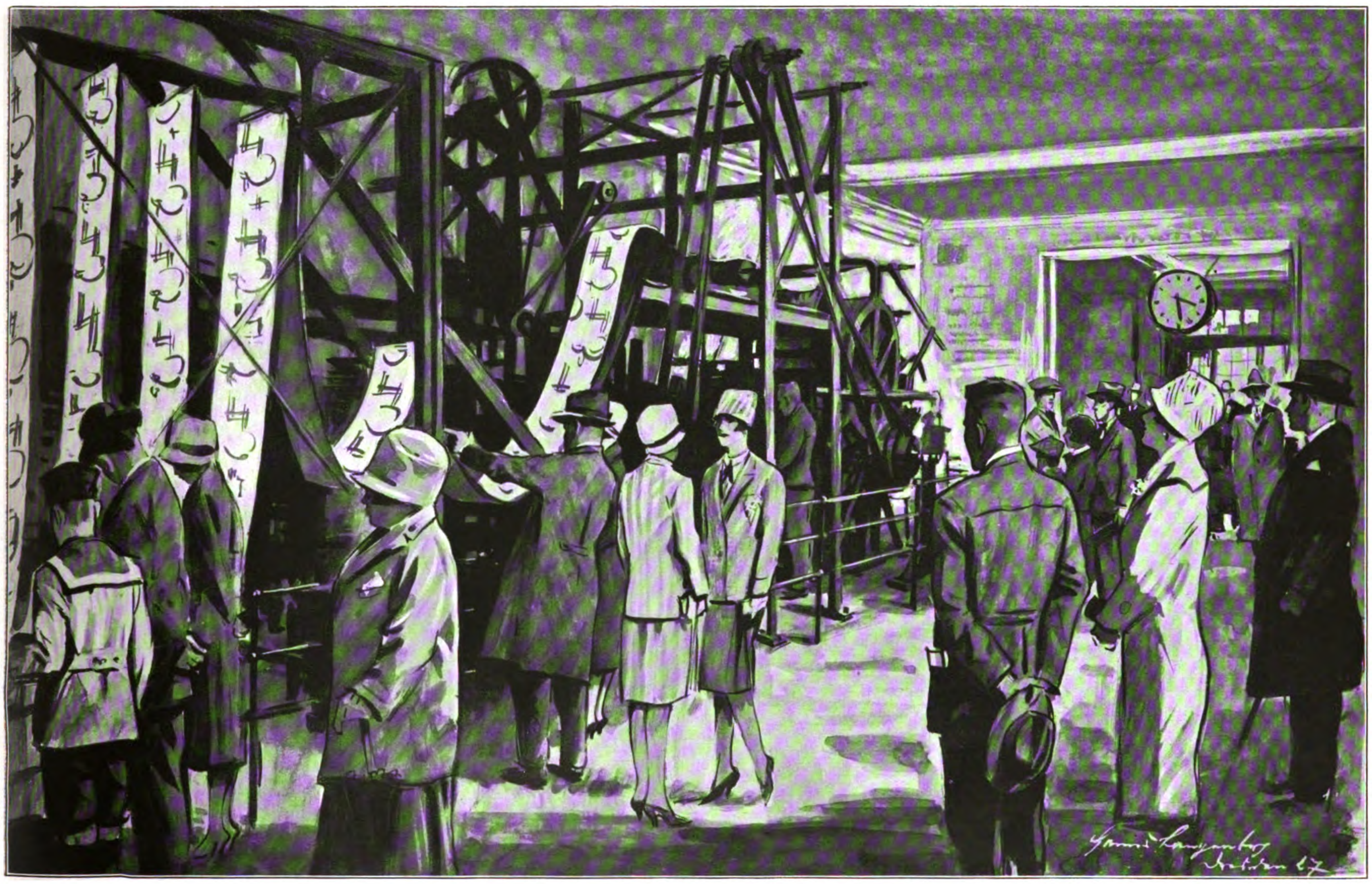




Einst und jetzt: Die erste Falzmaschine vom Jahre 1851 (im Kreis) und neuzeitliche Falzmaschine.



Herstellung von Koffern aus Pappe.



Tapetendruckmaschine mit Trockenanlage. Leistung in einer Minute: 80 Meter Druck mit 8 verschiedenen Farben in einem Druckgang.

Die moderne Papierverarbeitung auf der Jahresschau Deutscher Arbeit „Das Papier" in Dresden.

Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.



Laugeturm einer Zellstoffabrik.

Gemälde von Karl Pindl.



Von Wespen, Kirschkernen und anderem

Eine papierene Geschichte von Kurt Arnold Findeisen

Es war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Große Erfindungen hatten die Welt umgestaltet. In Deutschland liefen die ersten Dampfwagen auf Schienen. Die Professoren Gauß und Weber unterhielten sich miteinander über die gute Stadt Göttingen hinweg durch elektrische Funken in einem Kupferdraht. Seit geraumer Zeit vervielfältigte man nach der Methode eines armen Schauspielers, Alois Senefelders, Noten und Bilder durch geätzte Steinplatten. Auch der Buch- und Zeitungsdruck mit metallenen Typen hatte einen ungeahnten Aufschwung genommen, regte sich doch überall troß den dumpfen politischen Verhältnissen Wißbegier und Bildungsdrang sogar in den untersten Schichten der Bevölkerung. Nur der Stoff, auf dem durch Buch und Zeitung Weltwissen und allgemeine Bildung verbreitet wurden, das Lumpenpapier, fing an, seinen Herstellern schwere Sorgen zu machen. Je mehr Papier benötigt ward, desto teurer wurden die Lumpen, aus denen es entstand. Es drohte der Tag, da alte Lumpen um der Kulturentwicklung der Menschheit willen teurer bezahlt werden würden als neue Kleider, und die Papierfabrikanten ergingen sich denn auch in den beweglichsten Klagen.

Einen solchen Klageerguß, ans Licht gegeben in „Leuchts polytechnischem Journal", hielt der Webergeselle Gottlob Keller in Händen. Er war nicht der einzige Fabrikarbeiter jener Tage, der, während er sein Vesperbrot verspeiste, die „freie Bahn des Tüchtigen" im Lesen von Gazetten und Zeitschriften suchte.

Er saß im Hof, an die Fabrikmauer gelehnt. Neben ihm duftete ein Fliederstrauch. Heiße Mailuft zitterte über den Ziegel- und Schieferdächern seiner kleinen Heimatstadt Hainichen in Sachsen. Ein paar schwarzgelbe Wespen bedrängten eigensinnig seine Käseschnitte. Er erwehrte sich ihrer, so gut er konnte, doch mit wenig Erfolg; immer neue kamen, begehrlich sumsend, angeschwebt. Es mußte ein Wespennest in der Nähe sein! Er opferte die letzten Brocken und stand auf.

Nach einigem Suchen entdeckte er denn auch das Nest unter dem Dachvorsprung eines Schuppens im Holunder. Er trat scheu näher; denn das scharfe Gesumme und die Eilfertigkeit der Hin- und Widerwühlenden hatten etwas Unheimliches. An einem grauen, sackartigen Gebilde, das mit der Öffnung nach unten hing, arbeiteten zahllose Wespen, klumpenweise; es war, als wenn sie geheimnisvoll eine Wand von oben nach unten mauerten oder einen First deckten, unter dem keine Balken saßen. Andere flogen wie besessen nach dem Dach des Schuppens und wieder zurück. Es war ein ununterbrochener Wechselverkehr zwischen dem Strauch und dem Schuppendach, daß das Geblätter leise davon bebte und Sonnenkringel den wühlenden Flügelklumpen matt aufleuchten ließen.

Der Lauscher verfolgte gespannt und atemlos den merkwürdigen Betrieb. Was die Wespen nur auf dem Schuppendach zu suchen hatten? War etwas Besonderes an den alten, morschen Holzschindeln, die in der Sonne wie mausgraue Seide gleißten und sich förmlich bogen vor trockner Sprödigkeit? Er drängte seinen Kopf dicht an das Dach, das in Mannshöhe verlief. Da sah er deutlich, daß jede Wespe etwas Winzig-Faseriges von dem Holz löste und gleichsam verschluckte. Offenbar kaute sie es und gab es zum Nestbau wieder von sich. Aber wie bekam es die Eigenschaft des Haftens und Klebens? Wahrscheinlich durch den Speichel, mit dem das Tier es tränkte. Und das sackartige graue Gebilde, das als Schutzwand des Nestes Schicht um Schicht weiterwuchs, ja, wahrhaftig, sah es nicht aus wie Papier, wie graues, blättriges, sprödes Papier?

Der Lauscher machte eine erstaunte Bewegung: er kratzte sich das Kinn, was eine Angewohnheit in wichtigen Augenblicken war. Sofort entstand Tumult im Klumpen; wildes Schwirren umgab ihn. Ein empfindlicher Stich traf ihn an der Wange und jetzt auch einer am Hals und am Ohr. Er wandte sich schleunigst, mit Leuchts „polytechnischem Journal" um sich schlagend, und rettete sich in den Fabrikraum; gerade verkündete die Glocke das Ende der Vesperpause.

Hinter seinem Jacquardstuhl mußte Gottlob Keller dann fortwährend an das denken, was er eben beobachtet hatte. Es war kein Zweifel: aus Holzfäserchen vermochten die Wespen etwas hervorzuzaubern, was Ähnlichkeit mit Papier hatte. Man müßte die Masse nur noch befühlen, um ihre Haltbarkeit zu prüfen. Zerbröckelte sie nicht etwa unter menschlichen Fingern? Aber nein, sie hielt ja den ganzen massigen Klumpen wühlender Flügel aus.

Zwischen diesen Erwägungen und den Handgriffen am Stuhl rieb er sich Wange, Ohr und Hals, wo je ein kleiner giftiger Schmerz in einer Geschwulst saß. Sie hatten ihr Geheimnis tapfer verteidigt, die sumsenden Papiermacherinnen, die hitzigen! Sei's drum!

In der Abendkühle, als das Wühlen und Dröhnen hinter dem Schuppen verstummt war, schlich er nochmals an das Nest und brach sich ein Stück der grauen Masse ab. Er entkam auch diesmal nicht ungestochen; aber er fühlte mit einer gewissen Genugtuung: das flache Geblätter, das er zwischen den Fingern hielt, war wirklich eine Art Papier. So mußte sich, schnellten seine Gedanken begeistert empor, auf Wespenweise Papier aus Holzfasern erzeugen lassen!

Er stellte an demselben Abend noch atemlose Versuche an. Er kratzte mit seinem Taschenmesser Holz von dem Schindeldach und befeuchtete es mit Speichel. Es fiel auseinander. Er schüttete einen Haufen faseriger kleinster Holzteilchen in einen Topf Wasser und ließ die Masse sieden und verdampfen. Es blieb ein lockerer Grieß von faserigen Holzteilchen zurück, kaum etwas Besseres. Außerdem machte seine Mutter, die in Unterrock und nackten Beinen aus der Kammer äugte, ärgerlichen Lärm wegen seiner nichtsnutzigen nächtlichen Kocherei. Er rieb sich das Kinn und mußte für diesmal klein beigeben.

Er stellte noch hundert Versuche an, die Masse zu verkleistern und zu binden, und auch am Wespennest gab er noch manche Gastrolle: vergebens. Was er mit Sicherheit erzielte, waren Wespenstiche, sonst nichts. Dennoch bohrte die Gewißheit in ihm, daß so und nicht anders ein Stoff, der billiger war als Lumpenpapier, hervorzubringen sein müßte. Gott, wenn es ihm troß alledem gelänge! Was für ein Mann würde er dann werden: ein gemachter Mann, ein reicher Mann, einer, der der Zivilisation um ein erkleckliches vorwärtshülfe! Und seine Mutter würde dann wohl das Schimpfen lassen, jawohl. Aber soweit war es eben leider noch nicht; und Jahre verrannen. —

*

Aus dem strebsamen, spekulierenden, weltoffenen Webergesellen war inzwischen ein Mechanikus herausgewachsen, der hier und dort zu studieren und zu probieren nicht müde gewesen.

Einmal besuchte er seine Heimatstadt Hainichen wieder, wo seine Mutter, nun ein verhutzeltes Weibchen, noch lebte. Sie fand diesmal keinen Grund zum Schimpfen an ihm, nicht einen einzigen, und auch die Wespen stachen ihn nicht, dieweil er sich ihnen überhaupt nicht näherte. Wohl aber war es wieder Mai wie damals, und die Kinder juchheiten auf den Spielplätzen.

Der Mechanikus Gottlob Keller ging die alten vertrauten Gassen entlang, drückte manche Hand, nickte in manches Fenster und war heimatselig. Am innigsten rührte ihn, daß die Buben und Mädchen noch dieselben Spiele spielten wie damals, da er selber barfuß in kurzen Höschen lief.

Da saßen sie an den Treppensteinen und schliffen Kirschkerne ab an beiden Seiten, um feine braune Kettenglieder draus zu gewinnen. Wahrhaftig, sie hatten dieselben Brettchen noch, mit dem Loch in der Mitte, in das der Kirschkern flachseitig hineingeklemmt wurde. Dann rieben sie die Brettchen auf den Steinen hin und her, bis er fast bis zur Hälfte abgeschliffen war. Sie vergaßen nicht, das Brettchen zur rechten Zeit umzudrehen, damit auch die andere Seite des Kerns bearbeitet werden konnte. Was übrigblieb, war ein länglich zierlicher Ring, in dem das ebenfalls mit abgeschliffene Kirschmandelchen wie eine kleine weiße Scheibe saß. Sie wurde herausgepickt, und ein Kettenglied war fertig. Dreißig, vierzig, hundert solcher Glieder mußten es sein, ehe eine Kette stattlich ausschaute, und so schliff man denn unverdrossen, nahm auch Spucke oder Wasser aus einem Henkeltäßchen zu Hilfe, schnaufte, klemmte die Zunge zwischen die Zähne und rieb sich die Finger wund. Übrigens: mit Wasser ging es entschieden am besten!

Wahrlich, so hatte er, der Gottlob Keller, auch gesessen vor fünfzehn Jahren und manche prächtige Kette zusammengebracht. Damals hatten sie allerdings die Ringe oben mit einem dünnen Messer gespalten und Glied in Glied gehängt; nun war das junge Geschlecht, wie es schien, ein wenig bequemer geworden. Bei den Ketten, die er heute zu sehen bekam, waren die Ringe auf Zwirnfaden gereiht. Aber die Hingabe der kleinen Schleifer war doch dieselbe.

Und wie Gottlob Keller eine solche kunstvolle Kette träumerisch durch die Finger gleiten ließ — die Kinder hielten inne im Schleifen und sahen ihn an — da geschah ihm etwas Wunderliches. Da rückten mit einemmal seine Holzpapierpläne wieder gewaltsam auf ihn ein.

Bei jeder der kleinen Schleifwerkstätten auf dem Treppensteine glänzte ein Pfützchen milchiges Wasser. Jawohl, das war entstanden, weil vom Brettchen auch Holzfasern mit abgeschliffen wurden; die vermischten sich mit dem Wasser und trübten es. Und Stunden nach dem

Spiel oder tags darauf, nachdem Luft und Sonne die Pfützchen getrocknet hatten, was hatte da die Treppensteine ringsumher geziert? Eine lustige Vielzahl von niedlich weißlichen Blättchen, die am Steine klebten.

Gottlob Keller schnaufte aufgeregt, warf die Kette, die er zwischen den Fingern gedreht hatte, mitten in das Kinderhäufchen und stürmte davon.

„He, was wollt'n der?" sagte eine Kleine.

„Nu eben, ich dacht', er wollt dir deine Kette abkoofen. Da hättste aber Glück gehabt."

„E ja, der hat se doch bloß angeguckt. Überhaupt is meine länger wie deine!"

„Nee, meine is länger!"

„Was, deine wär' länger? Meine is am allerlängsten, ich hab schon sechsundfünfzig Ringe dran!"

„Quatsch, angeguckt hat er se gar nich richtig, deine Kette; er hat bloß so in de Luft gestiert, so."

„Und warum er nur so schnell weggeloofen is, he?"

„Ich gloobe, bei dem war's nich ganz richtig im Koppe, gloobt ihr's?"

„E ja, wahrscheinlich hat er was vergessen, und das is ihm uf emal wieder eingefall'n."

„Nu ja, deswegen braucht er mir aber meine scheene Kette nich an 'n Kopp zu schmeißen."

„Da haste recht."

*

Gottlob Keller war kaum daheim bei seiner Mutter in die niedrige Tür getreten, als er auch schon ein Brettchen Holz mit einem Schleifstein hitzig bearbeitete. Immer die Längsfasern entlang schliff er und hatte bald wunde Finger. Damals, vor fünfzehn Jahren, hatte er's besser gekonnt. Aber er klemmte die Zungenspitze zwischen die Zähne wie einst; so schien er der trefflichen Kunst doch nicht ganz entfremdet. Nachdem er ein ansehnliches Häufchen Holzfasern zustande gebracht, schüttete er sie in einen Topf und fing wie damals an, sie zu kochen. Er unterließ auch nicht, sie mit einem Quirl tüchtig umzurühren. Dabei rieb er sich nach alter Gewohnheit das Kinn, an dem jetzt ein borstiger Bart sproßte.

Als er nach einer Weile mit der sprudelnden Grütze an den Tisch trat, spritzte eine heiße Welle heraus. Sie fleckte als gelb breiiges Etwas auf die grobe leinene Decke, die auf dem Tische lag. Alsbald versickerte das Wasser im Linnen, und eine Masse blieb zurück, die sich mit einem Messer vorsichtig abheben ließ. Sie fiel nicht auseinander, bildete vielmehr ein gelblich weiches, biegsames Blättchen. Ja, wie sollte man es anders nennen als Papier?

„Papier! Papier!" Gottlob Keller rief es, außer sich. Er nahm die alte erschrockene Frau um die Hüften und schwenkte sie in der Stube herum, so daß sie ächzend auf einen Schemel sank und, nachdem sie sich erholt hatte, doch noch eine Strafpredigt vom Stapel ließ. Aber durch die Scheltworte hindurch lachte sie ihrem großen tollen Jungen in die glückseligen Augen.

„Papier! Papier!" frohlockte der immer noch und hielt das armselige gelbe Blättchen auf der Handfläche wie eine Monstranz.

„Papier! Papier! So hab' ich's doch noch gefunden, Mutter! Nach zehn Jahren! Bist du nun mit mir zufrieden?"

„Ob ich zufrieden bin, mein Gottlob. Die Hauptsache ist, daß du deinen Willen hast."

„Ja, und daß ich nun ein reicher Mann werde, und daß ich dir ein neues, besseres Leben zimmern werde, daran denkst du nicht, Mutter?"

„Ich freu' mich mit dir, mein Junge, und bitte den lieben Gott, daß er dir deinen Fleiß segnen mög' und deine Geduld. Das andre werd' ich wohl nicht mehr erleben, mein Gottlob."

*

Und sie hätte es nicht erlebt, wenn sie noch einmal so alt geworden wäre, wie sie war an jenem großen Tage. Es ging dem braven Gottlob Keller wie so vielen deutschen Erfindern: er hatte kein Glück mit seiner Erfindung.

Zunächst schien es allerdings, als winke ihm ein Stern. Obgleich er nie in einer Papiermühle gestanden hatte, gelang es ihm nach kurzer Frist, mit den einfachsten Hilfsmitteln größere Papierbogen herzustellen, Bogen, die sich trefflich zum Bedrucken eigneten. Er pachtete zu diesem Zweck ein Mühlenhaus, das zu Kühnheide bei Marienberg leerstand. Wie strahlte er, wenn das Wasser über die Schaufelräder brauste und die Stampfen seine Holzfaserbogen glätteten! Aber der, dem die Mühle eigentlich gehörte, geriet in Geldschwierigkeiten; die Druckereien zögerten, dem neuartigen Fabrikanten seine Bogen abzunehmen; ein Wolkenbruch sprengte die Radstube entzwei; er mußte als völlig mittelloser Mann den Wanderstab weitersetzen.

Das sächsische Kultusministerium, an das er sich um Unterstützung wandte, wies ihn ab; es gab ihm lediglich den guten Rat, mit dem Besitzer einer Lumpenpapierfabrik in Verbindung zu treten. Damit hatte Gottlob Keller bisher gezögert, weil er einem Fremden sein teures Geheimnis nicht preisgeben wollte. Nun mußte er schweren Herzens in das Unvermeidliche willigen.

Es fand sich ein unternehmungslustiger und spürnasiger Mann in Bautzen, der dort eine Papierfabrik leitete, namens Heinrich Völter. Der erfaßte sofort, nachdem er in das Geheimnis der Holzpapierherstellung eingeweiht worden war, die außergewöhnliche Bedeutung der neuen Erfindung und berechnete schnell ihre Tragweite. Er schloß mit Keller einen Vertrag ab, der diesem eine Entschädigung von siebenhundert Talern zusicherte, und erwarb mit ihm gemeinsam das Patent. Es kam, wie es kommen mußte: Keller sah sich im Verlauf der kostspieligen Vorarbeiten gezwungen, dem andern seine Erfindung allein zu überlassen. Er wurde mit dem Versprechen abgespeist, sobald die noch immer verbesserungsbedürftige Sache wirklich einmal Früchte bringe, werde man seiner gedenken.

Die Sache zeitigte sehr bald Früchte. Es gelang dem findigen Bautzener, eine zweckmäßige Maschine zu konstruieren, die Holzschliffpapier in großen Mengen und von guter Beschaffenheit herstellte. Dazu erwarb er das Patent für die wichtigsten europäischen Staaten, schließlich auch für Amerika. So stieg sein Stern, wie der Gottlob Kellers sich senkte.

Da mag der denn oft in Krippen bei Schandau, wo er, wieder als Mechanikus, sein Leben fristete, vor dem ersten Blättchen Holzschliffpapier gestanden haben, das er einst in seiner Heimatstadt nach dem Vorbild der kindlichen Kirschkernschleifer hervorgezaubert. Er hatte es damals sorgfältig gepreßt und getrocknet und seitdem wie ein kleines Heiligtum bewahrt. Nun hielt er es zuweilen zärtlich in hohler Hand und betrachtete es verloren, indem er sich den ergrauten Kinnbart rieb. Gut, daß die Mutter längst das Zeitliche gesegnet hatte, mußte er denken. Er hatte ihr also doch nicht ein besseres und schöneres Dasein aufrichten können, ein lichtes neues Lebenshäuslein aus Holzpapier! Und eine herbe Männerträne mag dann vielleicht auf das gelbliche Blättchen in seiner Hand gefallen sein, das leise zitterte.

*

Der körperliche Urheber zerfällt, wie im Jahrhundertsturm der Tage die Blätter zerstäuben, auf die Geistiges gedruckt wird. Über dem Zerstäubten aber wirken die Gedanken weiter und flechten Zeit in Ewigkeit.

*

Seltsam! Während ich zu Gottlob Kellers Gedächtnis von Wespen und Kirschkernen diese papierene Geschichte schreibe, kommt mir ein kleines Buch zu Gesicht, in dem sich einer hundert Jahre vor dem Hainichener Webergesellen mit denselben Problemen herumschlug, auch ein Mitteldeutscher, ein gebürtiger Querfurter. Er hieß Jakob Christian Schäffer. Er studierte Theologie und Naturkunde an verschiedenen Universitäten, machte sich einen berühmten Namen als Insekten- und Vogelkenner und starb als Doktor der Gottesgelahrtheit, evangelischer Prediger und Superintendent zu Regensburg. Also ein ragender Mann der Wissenschaft, kein Fabrikarbeiter.

Auch schon zu den Ohren dieses Herrn Jakob Christian Schäffer waren bewegliche Klagen der Lumpenpapiermüller gedrungen. Dieweil nun er, der viel Papier verschrieb und bedrucken ließ, sich für die Materie interessierte, gaben ihm die Klagen zu denken. Als er einmal in seinem Garten auf und ab spazierte, die Sonntagspredigt zu memorieren, fiel sein Blick, der allen Dingen in Gottes tausendfältiger Natur gewogen war, auch auf ein Wespennest, und dieselben Gedanken wie hundert Jahre später dem biederen Gottlob Keller gingen ihm durch den Schädel. Er sagte sich weiter, daß man, wenn man schon Papier aus Lumpen bereite, doch auch solches aus den Dingen erzeugen könnte, die in ihrer Zusammensetzung schließlich die Lumpen ergäben, also aus Flachs und Hanf. So verfiel er auf den weißen, wolligen Samen des Wollgrases und der Schwarzpappel. Tatsächlich hat er auch mit Hilfe eines Regensburger Papiermüllers Pappelpapier hervorgebracht, darauf sich zur Not hätte drucken und schreiben lassen, nur erschien ihm selber der Stoff „bey alledem zu lumpig, hatte keine rechte Steife und Vestigkeit und war überdem noch voller braunen Knötgen". So gab er diese Versuche wieder auf, um sich anderen Experimenten zu widmen. Bei der schriftlichen Darstellung aber, die der gewissenhafte Mann seinen mannigfaltigen Kulturbestrebungen angedeihen ließ, hat er nicht versäumt, den Wespen einen Ehrenplatz in der Geschichte der Papierbereitung einzuräumen.

„Ohne sie und ohne zuvor den Versuch mit ihnen gemacht zu haben," bekennt er, „würden ganz gewiß die wenigsten meiner dermaligen Versuche ihre Wirklichkeit erreicht haben. Die Wespennester sind der wahre Grund von der Wahrheit des, wie es scheinet, sich widersprechenden Satzes: hölzernes Papier. Vielleicht, ich glaube es gewiß, wäre ich und kein sterblicher Mensch je auf die Gedanken gekommen, daß sich aus Holz Papier machen lasse, wenn es keine Wespennester gäbe."

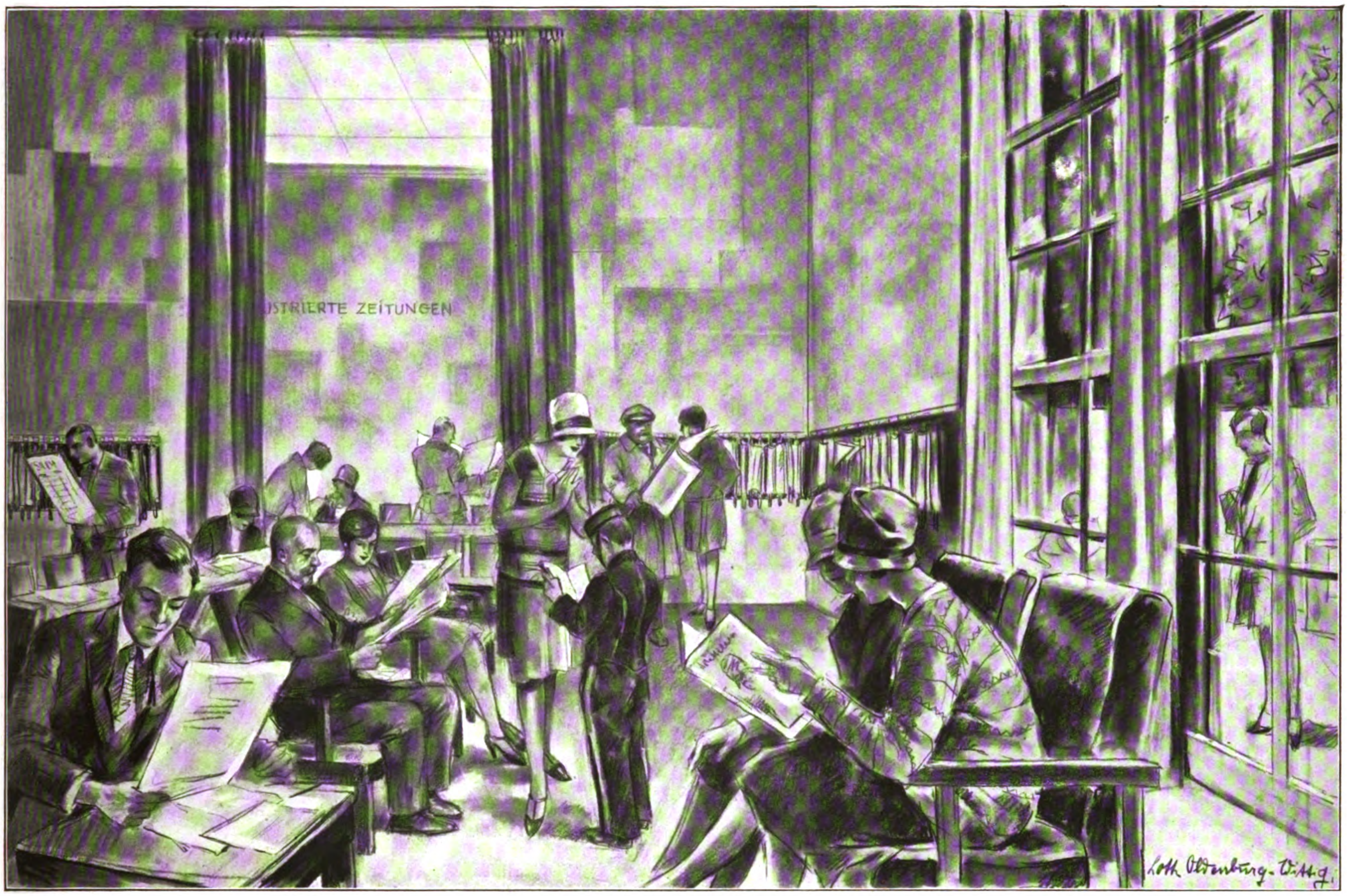
*

Wie einer einen großen Block, den er fortbewegen möchte, mehrmals anhebt, ehe er ihn zum Wanken bringt, so ist es auch bei den großen Dingen, die die Menschheit vorwärtsnötigen, sehr oft erforderlich, daß mehrere ihre Achsel dagegenstemmen. So haben, wie wir gesehen haben, am weltbewegenden Werk der Holzpapierbereitung zwei rüstige Schaffer innerhalb verschiedener Säkula sich abgemüht; und solange Papier beschrieben und bedruckt wird, wird der Nachklang ihres Wesens bedeutungsvoll damit verbunden sein.

Sumsende Wespen aber kreisen um ihre Profile durch die Jahrhunderte, und in dem von vielen Sorgenfalten zerfurchten, treuherzig bärtigen Antlitz des einen ist auch ein träumerisches Hinhorchen in das Kirschkernschleifen versunkener Kinderzeit.

Die Papierausstellung 1927 der Dresdner Jahresschau

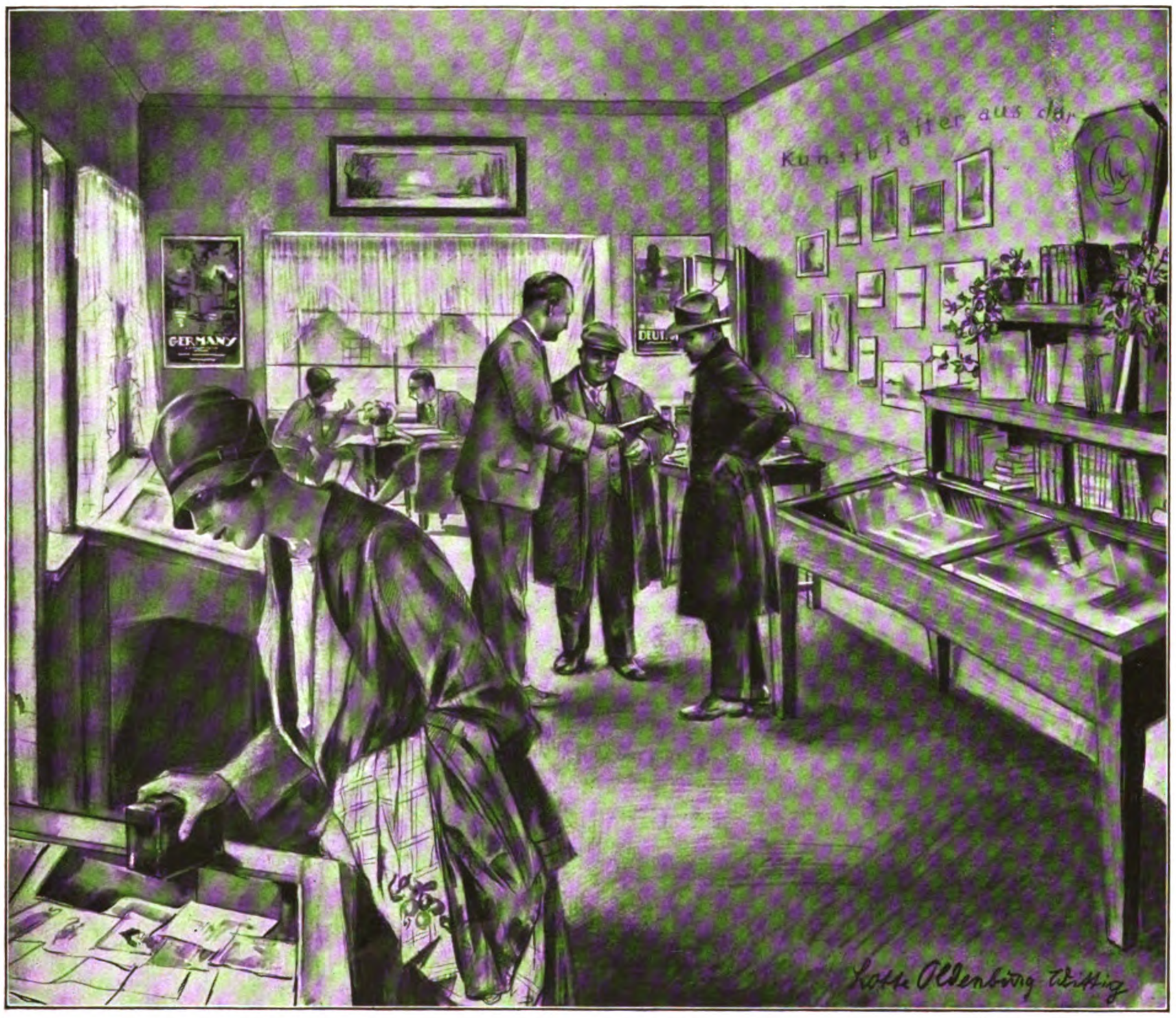
VON HEINRICH ZERKAULEN.



Im Großen Lesesaal.

Als sechste Ausstellung veranstaltet die Jahresschau Deutscher Arbeit, Dresden, von Juni bis Oktober eine große Ausstellung „Das Papier — Seine Erzeugung und Verarbeitung“. Seit der „Bugra“, Ausstellung für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik in Leipzig, die 1914 der Krieg überraschte, hat die deutsche Papierindustrie keine Gelegenheit mehr gehabt, in einer geschlossenen Schau einen Rechenschaftsbericht ihrer fortschreitenden Bedeutung abzulegen.

Wie es nun von jeher zum Prinzip der Jahresschau-Ausstellungen gehörte, den jeweiligen Ausstellungsgegenstand dem Besucher, Fachmann wie Laien, auch praktisch vorzuführen, so bildet auch die diesjährige Papierausstellung zur Hälfte ihrer Gesamtheit eine einzige riesengroße Werkstatt. Da gibt zuerst die „Rohstoffaufbereitung, Papiererzeugung und Papierverarbeitung“ eine volle Übersicht über Herstellung und Verarbeitung des Papiers. Selbstverständlich sind hier auch alle Rohmaterialien zur Papierfabrikation vorhanden und aufgestellt, wie Harzleim, Kaolin und Farben.



Ausstellungsraum des Verlags der „Illustrirten Zeitung“ im Turm der „Illustrirten Zeitung“.

Momentbilder von der Jahresschau Deutscher Arbeit „Das Papier“ in Dresden.

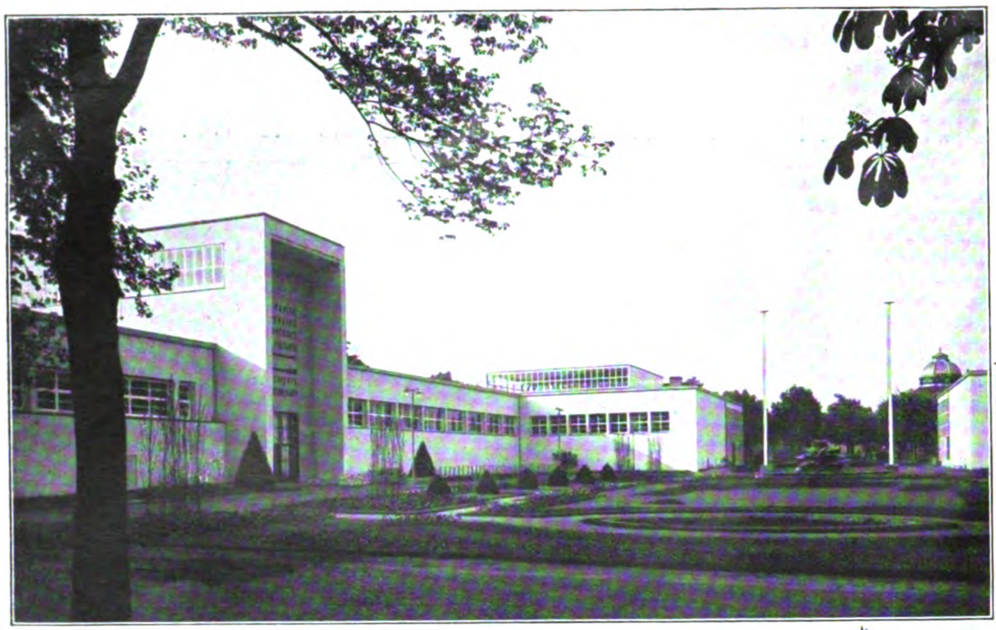
Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung“ von Lotte Oldenburg-Wittig.

Weitere fünf Hallen zeigen dann die eigentlichen Druckereibetriebe. Zunächst die Offsetrotationsmaschinen, die Tiefdruckrotationsmaschinen, das Offsetdruckverfahren, dann die Stein- und Lichtdrukkerei mit Bronzieren und endlich auch die Tapetendruckmaschinen. In drei Hallen wird ein Musterbuchdruckereibetrieb vorgeführt, ein richtiger Handsetzersaal, außerdem mehrere Setzmaschinen nebst Hilfsmaschinen, ferner 16 Schnellpressen und 12 Tiegeldruckpressen.

Wir kämen nunmehr zur Buchbinderei, der ebenfalls zwei Hallen zur Verfügung stehen, in denen der Landesverband selbständiger Buchbinder Sachsens Einzelbücher und Luxuseinbände, das Sortimentsbuch und auch das Massenbuch zeigt und ferner der Deutsche Buchgewerbeverein die gesamte Entwicklung des Buches an besonderen Musterbeispielen vorführt.

Die graphische Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes zeigt rund 1000 Arbeiten unserer gesamten modernen graphischen Kunst in Deutschland.

In dem vorderen der neuerbauten Hallenkomplexe ist nun zu-



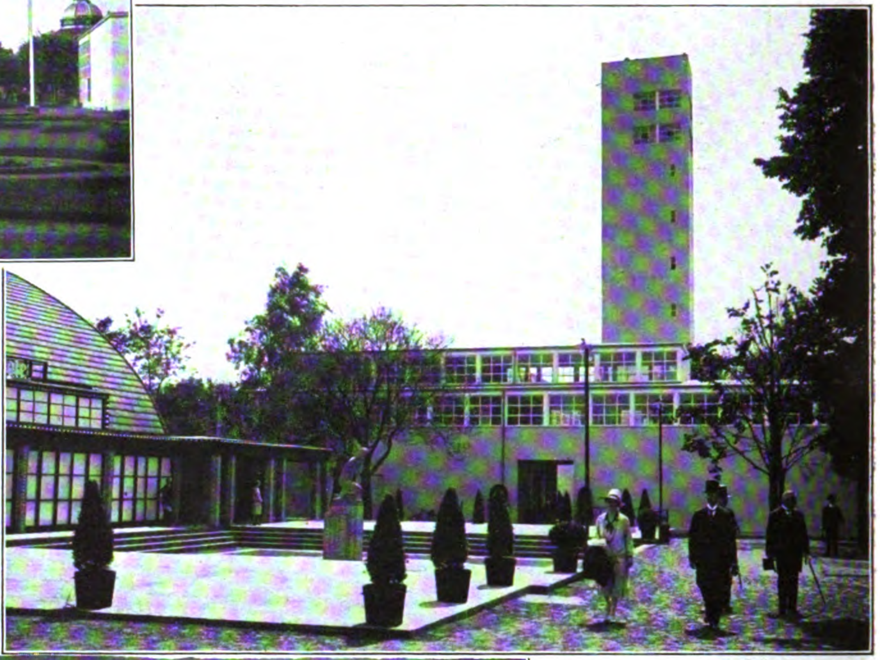
Gebäude der Wissenschaftlichen Abteilung.

nächst das Papier im Verkehr zu betrachten. Hier befinden sich Sonderausstellungen von Post und Eisenbahn, Landesaufnahmen von einer Reihe kartographischer Institute. Das Papier im Bankgewerbe zeigt die neuesten Buchungseinrichtungen und Zählmaschinen, während weitere Gruppen kurz umschrieben sein mögen als Papier im Bureau und Geschäftsverkehr, chemische und technische Papiere (wie Wachs und Pergament), veredelte Papiere, Tapeten, zuletzt auch das Papier als Baustoff (Dachpappe usw).

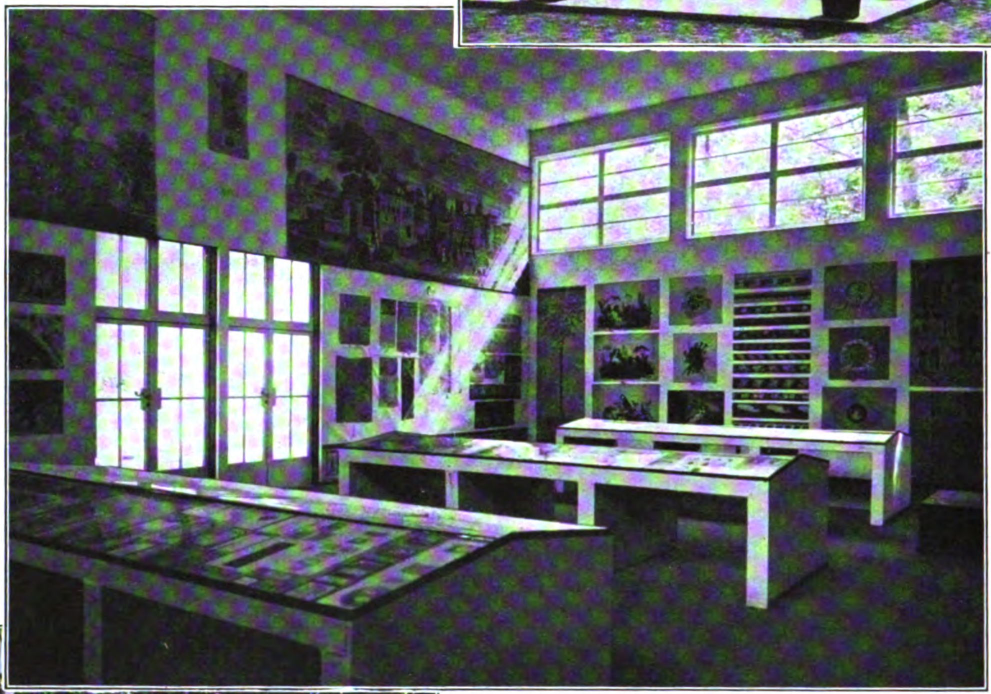
Fachmann wie Laien dürfte dann besonders die Wissenschaftliche Abteilung interessieren. Da gibt es zunächst eine regelrechte alte chinesische Papiermacherei zu schauen, die auch von chinesischen Arbeitern bedient wird. Nicht minder reichhaltig als die chinesische Gruppe ist auch die japanische. Im Gegensatz hierzu ist eine alte deutsche Papiermühle in naturgetreuer Nachbildung mit Stampfwerk, Holländer und Spindelpresse ganz im Milieu der damaligen Zeit aufgebaut. Das Zeitungsinstitut der Leipziger Universität zeigt die geschichtliche Entwicklung der Zeitung in großen Linien, von der geschriebenen Zeitung angefangen bis zum ersten Flugblatt, den ersten Einblättern, den ersten Wochenschriften und moralischen Wochenschriften bis zur heutigen Entwicklung. Eine der prunkvollsten Abteilungen ist die Buchausstellung unter dem Kennwort „Das europäische Buch seit der Einführung des Papiers", die von der Sächsischen Landesbibliothek veranstaltet wurde, die vielleicht die kostbarsten Handexemplare aller großen Bibliotheken der Welt besitzt. Daneben sieht man natürlich die Entwicklung der Schrift und der Schriftmittel aller Völker aus allen Zeiten, die das Staatsmuseum für Völkerkunde in Dresden in Verbindung mit der Ägyptologischen Abteilung des Staatsmuseums in Berlin zur Ausstellung bringt. Kulturgeschichtlich interessieren dürfte auch der Abschnitt der sogenannten papierlosen Zeit, also primitive Buschmännerzeichnungen, Indianerzelte der Sioux usw.

Die Fülle des weiteren Ausstellungsmaterials mögen dann noch einige Hinweise erläutern. Der Verein Deutscher Papierfabrikanten führt die zwei großen Gruppen Statistik und Technologie vor. Die eine erläutert den Stand der Papierindustrie der Welt, ferner Erzeugung und Bedarf der deutschen Papierindustrie, die andere zeigt Rohstoffe und Rohstoffquellen, Halb- und Ganzstoffe, Verarbeitung zur Handelsware. Den Abschluß bildet eine großzügig angelegte moderne Fachbücherei.

Der reichen Sammlung alter Geschäftspapiere gegenüber liegt das Sonneberger Spielwarenmuseum. Ein Tapetenzimmer vereinigt



Blick auf den 46 Meter hohen Presseturm, auch „Sprechender Turm" genannt.



Tapetenkunst von ehedem: Blick in den Ausstellungsraum des Deutschen Tapetenmuseums in Kassel.

die markantesten Schätze des Kasseler Tapetenmuseums, handgedruckte und -gemalte Tapeten. Von alten Geheimschriften berichtet die Abteilung, die das Stenographische Landesamt Sachsen zusammengestellt hat. Besondere Bedeutung kommt auch einer großen Spielkartensammlung zu. Zwei Silhouettenzimmer geben einen Begriff von Scherenkunst.

Im Anschluß an die Wissenschaftliche Abteilung erhält der Beschauer Proben von dem Papier im täglichen Leben. Eine vollkommen aufgebaute Bühne zeigt das Papier im Theater. Es folgen in einem gesonderten Saal große Dekorationen, die das Papier im Kunstgewerbe zeigen. Auch Schule und Unterricht, Bekleidung, Hygiene und Medizin sind in diese Gruppe einbezogen. Besonders reizvoll ist die kleine Ausstellung „Papier als Spielzeug".

Zwei neuerbaute Hallen gehören der Kartonnagen-Industrie. Hier schaut man die vielen Verpackungsarten, ebenso die Zeichenblockfabrikation, ferner eine Pappkofferfabrik, die Wellpappenfabrikation, Faltschachteln, Versandkartons, alle Arten Taschen aus Karton."

Wir kommen nun zu dem letzten und sicherlich nicht weniger interessanten Teil der Ausstellung „Das Papier als Träger von Wort und Bild". Hier hat zunächst die Presse das Wort, die in einer eigenen Pressehalle untergebracht ist, die ein 46 Meter hoher Turm, „Der Sprechende Turm" genannt, krönt. Sowohl die Tagespresse als auch die deutsch sprechende Presse des Auslandes, endlich auch die illustrierte Zeitungspresse ist hier in reichem Maße vertreten. Vom „Sprechenden Turm" herunter werden dem Besucher durch einen riesigen Lautsprecher die neuesten politischen und Tagesereignisse verkündet. Als zweite Untergruppe sind hier die graphischen Fertigfabrikate zu nennen, die gezeigt werden durch eine Kollektivausstellung des Vereins Deutscher Schriftgießereien, ferner auch durch die Reichsdruckerei, die neben anderm das Schöpfen von Papier vorführt. In diese Gruppe gehört naturgemäß auch die Photographie, die in Berufs- und Amateurphotographie geteilt ist. Eine wissenschaftliche Abteilung der Photographie führt auch die besonderen Spezialitäten etwa für die Kriminalistik oder die Hygiene vor. Interessant ist die Darstellung der Verwendung der verschiedensten Papiersorten für die Graphik, vom einfachsten Zeitungspapier angefangen bis zum feinsten geschöpften Bütten. Einen besonderen Anziehungspunkt bildet „Das Laufende Band", eine originelle Idee für packende Reklame.

Man kann nach diesen geringen Andeutungen schon erkennen, daß diese Ausstellung so angelegt ist, daß das Kind, die Frau, der Mann für seinen Beruf oder seine persönlichen Interessen, der Industrielle, der Kaufmann, der Künstler, der Wissenschaftler und nicht zuletzt der Fachmann in überreichem Maße auf ihre Kosten kommen und ein jeder für seinen Lebenskreis schätzenswerte Anregung findet. Die Ausstellung weist den Aufschwung der Industrie, den gewaltigen Verbrauch und den nationalökonomischen Wert des Papiers in der Welt auf. Was bisher noch nirgends zusammenfassend versucht worden ist, auf der großen Dresdener Papierausstellung sieht man es, für wie viele reizvolle Dinge Papier als Material verwendet wird.



Turm der „Illustrirten Zeitung" mit der Ausstellungshalle des Verlags J. J. Weber, Leipzig.

Aus der Jahresschau Deutscher Arbeit „Das Papier" in Dresden.





Einweihung einer Ostmark-Jugendherberge der Stadt Frankfurt a. O. in Lagow bei Frankfurt am 19. Juni: Während der feierlichen Übergabe des 200 Personen fassenden Unterkunftshauses an die Jugend.
Nebenstehend: Zum Abtransport der Schiffsbrücke Köln-Mülheim am 20. Juni: Die festlich geschmückte, seit Mai 1888 dem Verkehr dienende Schiffsbrücke, an deren Stelle die neue Rheinbrücke erbaut wird.





Von der 1. ostdeutschen Tagung des Jungdeutschen Ordens in Marienburg (Westpreußen) am 19. Juni: Die Teilnehmer während der Versammlung. Im Hintergrund das Abstimmungsdenkmal und die Marienburg.
Nebenstehend: Die Feier des Fronleichnamfestes in Wien am 16. Juni: Bundeskanzler Prälat Seipel (rechts) und Heeresminister Baugoin beim Abschreiten der Ehrenkompanie-Front vor der St.-Stephans-Kirche.





Die Eröffnung der anläßlich des 80. Geburtstags des Meisters (20. Juli) veranstalteten Max-Liebermann-Ausstellung in der Preußischen Akademie der Künste zu Berlin am 23. Juni: Kultusminister Prof. Dr. Becker bei seiner Ansprache an den Künstler. Von links nach rechts: Reichskanzler Dr. Marx, Prof. Dr. Max Liebermann, seine Gattin, Dr. Becker (stehend) und Oberbürgermeister Dr. Boeß.
Nebenstehend: Südamerikanischer Besuch in Deutschland: Während des Empfanges zu Ehren des auf der Durchreise in Hamburg weilenden Senatspräsidenten von Venezuela, L. Vallenilla Lanz' (vorn rechts), im Hause des venezolanischen Generalkonsuls in Hamburg, R. Paredes Urdanetas, am 21. Juni; links vorn Erster Bürgermeister Dr. Petersen.



Vom Deutschen Evangelischen Kirchentag in Königsberg i. Pr. (17.—20. Juni): Der Hauptausschuß während einer Sitzung.

Von links nach rechts: Präses D. Kodelke, Schwelm; Landesbischof D. Marahrens, Hannover; Generalsuperintendent D. Zoellner, Münster; Geheimer Kirchenrat Professor D. Rendtorff, Leipzig; Senatspräsident D. Berner, Berlin; Kirchenpräsident D. Dr. v. Merz, Stuttgart; Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages D. W. Freiherr v. Pechmann, München; Landesbischof D. Ihmels, Dresden; Landesoberpfarrer D. Möller, Kassel; Rektor Adams, Barmen; Pastor D. Philipps, Berlin; Vizepräsident D. Dr. Conrad, Berlin; Präsident Koopmann, Aurich; Oberkonsistorialrat Besig, Berlin; Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchenbundesrats Kirchenpräsident D. Veit, München; Konsistorialrat Troschke, Berlin; Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses D. Dr. Kapler, Berlin; Präsident D. Dr. Böhme, Dresden; Oberkonsistorialrat Direktor Hosemann, Berlin; Vizepräsident D. Dr. Duske, Berlin; Oberkonsistorialrat Dr. Gisevius, Berlin; Reichstagsabgeordneter Franz Behrens, Berlin; Geheimer und Oberkonsistorialrat D. Karnatz, Berlin; Konsistorialrat Gustavus, Berlin; Oberkonsistorialrat D. Schreiber, Berlin; Prälat D. Dr. Schoell, Stuttgart; Prälat D. Dr. Diehl, Darmstadt; Studiendirektorin Lic. Barth, Köln; Kaufmann Hermann Behrens, Oschersleben; Präsident Dible, Arolsen; Präses Superintendent D. Wolff, Aachen; Oberkirchenrat D. Drescher, Speyer; Senior D. Stage, Hamburg; Geheimrat Professor D. Scholz, Berlin; Generalsuperintendent D. Burghart, Berlin; Landesoberpfarrer D. Reichardt, Eisenach; Konsistorialrat D. Fischer, Berlin; Bischof D. Mordhorst, Kiel; Pfarrer Herz, Leipzig.



Leo v. Treitschke,
General der Infanterie, ein Vetter des bekannten deutschen Geschichtschreibers, † am 17. Juni zu Dresden, im 88. Lebensjahre.

Tagesgeschichte.

In Königsberg i. Pr. veranstaltete der Deutsche Evangelische Kirchenbund, der vor fünf Jahren sich durch den Zusammenschluß der 28 Landeskirchen des evangelischen Deutschlands gebildet hat, vom 17. bis zum 20. Juni seinen zweiten verfassungsmäßigen Kirchentag, bei dem über die Lebensfragen aller deutschen Landeskirchen beraten wurde. Am 16. Juni besuchten die Teilnehmer die Marienburg. Den nächsten Tag wurde der Deutsche Evangelische Kirchentag in der Königsberger Stadthalle durch seinen Präsidenten D. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, München, feierlich eröffnet. Im Rahmen der Tagung fand am 20. Juni im Hause der Technik ein von vielen Tausenden besuchter Gemeindetag statt, und die Stadt gab in der Stadthalle einen Empfangsabend.



Von der Ruderregatta in Grünau bei Berlin am 18. und 19. Juni: Blick auf die Regattabahn während der Austragung eines Achterrennens.



Dr. Mathies,
Geh. Regierungsrat, der zum Reichskommissar für das Ausstellungs- und Messewesen ernannt wurde.

In Berlin wurde in der Preußischen Akademie der Künste eine Ausstellung von Werken ihres Präsidenten Max Liebermann eröffnet. Sie bildet eine Rückschau auf das Lebenswerk des Künstlers, die all die Phasen und Wandlungen in seinen 55jährigen Schaffen widerspiegelt. Die aus Anlaß des bevorstehenden 80. Geburtstages des Meisters (20. Juli) veranstaltete Ausstellung öffnete ihre Pforten mit einer Feier, bei der Prof. Philipp Franck und Kultusminister Prof. Dr. Becker die künstlerische Bedeutung des Liebermannschen Werkes in Ansprachen würdigten.

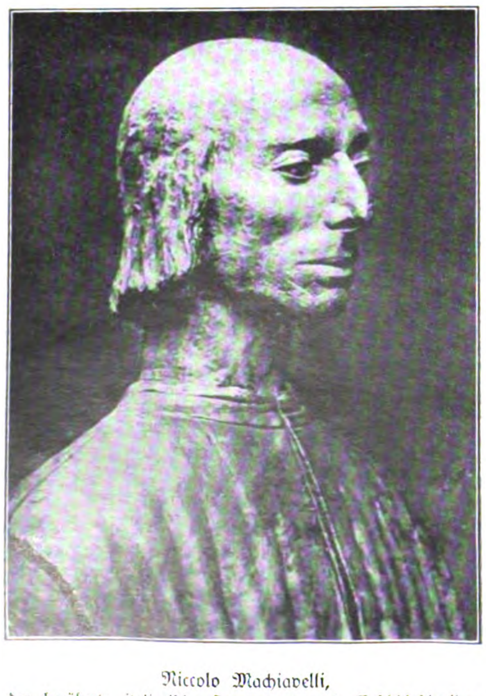


Sir Ernest Wilton,
früherer englischer Gesandter in Lettland und Estland, der als Nachfolger des aus dem Amte scheidenden Kanadiers Stephens zum Mitglied und Präsidenten der Saarregierungskommission ernannt wurde.

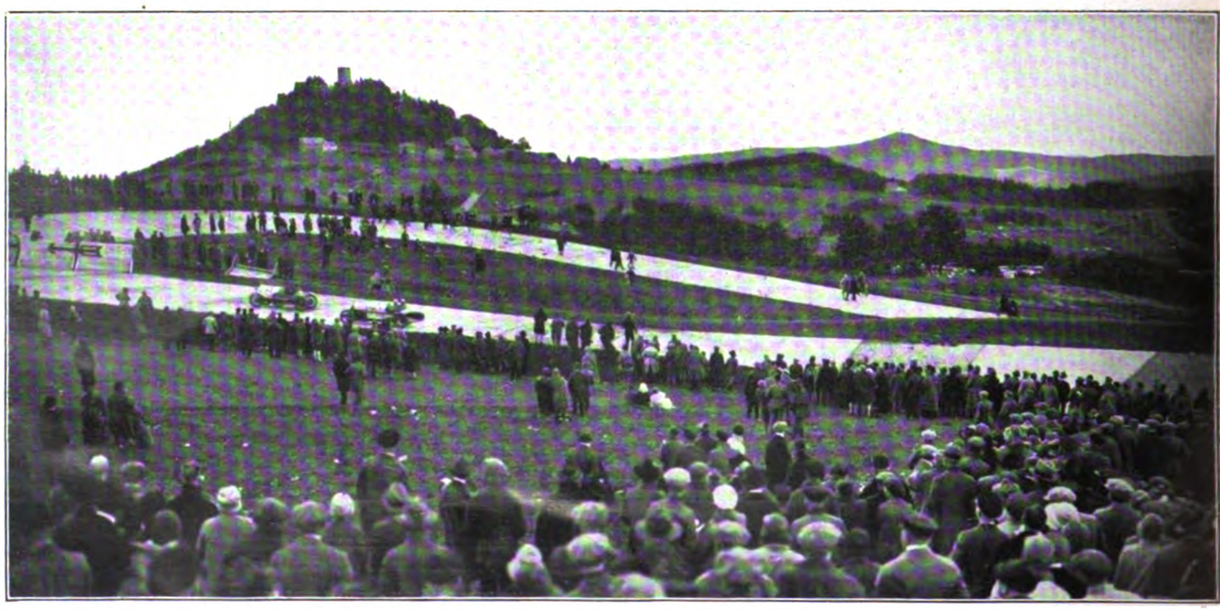
In der Eifel wurde am 18. Juni der **Nürburg-Ring, die schönste Renn- und Prüfungsstrecke der Welt für Automobile, eröffnet.** Bei dem ersten Automobilrennen, veranstaltet vom Allgemeinen Deutschen Automobil-Club am 19. Juni, siegte Caracciola in der Sportwagenklasse, Werner in der Rennwagenklasse, beide auf Mercedes-Wagen.

Die „Große Grünauer“ Regatta in Grünau bei Berlin (18. und 19. Juni) übte auch dieses Jahr ihre gewohnte Anziehungskraft auf die Rudervereine und das Publikum aus. Im Kaiser-Vierer um den im Jahre 1888 von Kaiser Friedrich gestifteten Wanderpreis siegte der Mainzer Ruderverein.

Der am 17. Juni in Dresden verstorbene 87jährige General der Infanterie Leo v. Treitschke war Teilnehmer der Feldzüge von 1866 und 1870/71. Im Jahre 1889 Chef des sächsischen Generalstabs, wurde er 1899 Kommandeur des neuerrichteten 19. Armeekorps; 1904 beschloß er seine militärische Laufbahn.



Niccolo Machiavelli,
der berühmte italienische Staatsmann und Geschichtschreiber, dessen Todestag sich am 22. Juni zum 400. Male jährte. (Vgl. den Artikel auf S. 969.)



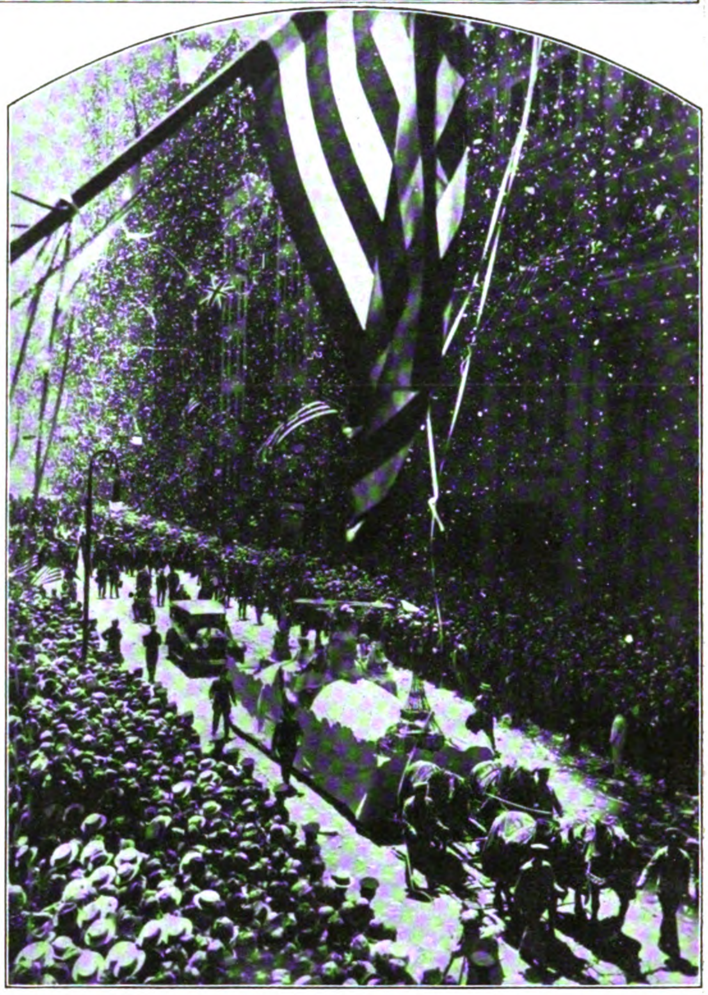
Von der Eröffnung des Nürburg-Ringes, der neuen hervorragenden Automobil-Renn- und -Prüfungsstraße in der Eifel, am 18. und 19. Juni: Eine der zahlreichen Kurven, in der gerade zwei Rennwagen fahren. Im Hintergrund die Nürburg.

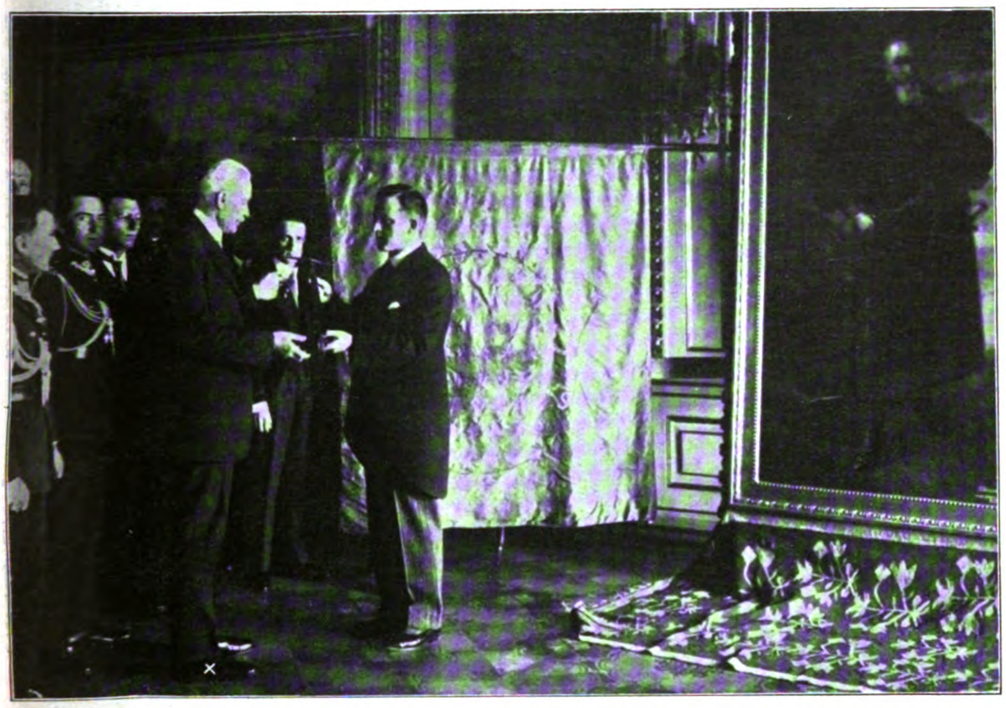


Zum 30. Todestag des Pfarrers und Erfinders des Kaltwasser- und Naturheilverfahrens Sebastian Kneipp am 17. Juni: Die Vereine aus Bad Wörishofen (Schwaben), der einstigen Wirkungsstätte Kneipps, mit der Gemeindeverwaltung und Ärzteschaft auf dem Wege zum Friedhof, wo an seinem Grabe eine Trauerfeier stattfand.



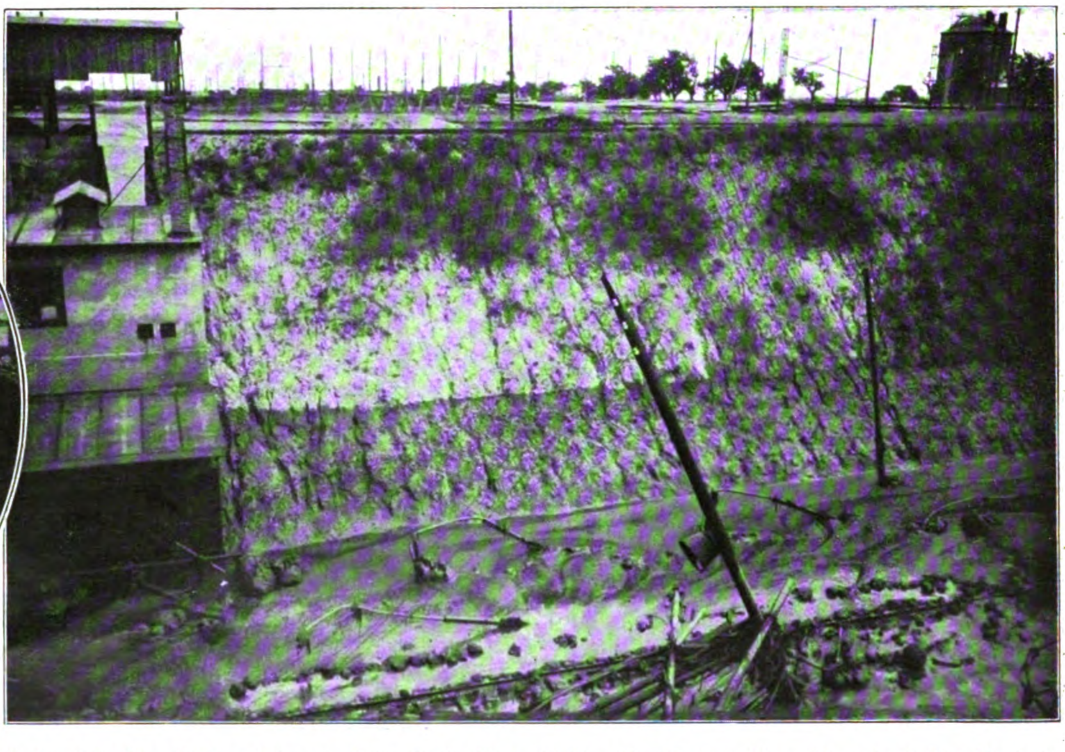
Die Grundsteinlegung zu einer russischen Kirche auf dem Fehrbelliner Platz in Berlin am 19. Juni: Weihe der Urkunde durch den Oberpopen.





Ein Geschenk der Deutschen Reichsregierung an Polen: Staatspräsident Dr. Ignaz Moscicki (×) im Warschauer Schloß bei der Besichtigung des Säbels von dem polnischen König Stephan Bathori, eines der bisher in den preußischen Museen verwahrten drei Erinnerungszeichen, die der polnischen Regierung übergeben wurden. Dahinter die eroberte polnische Fahne aus dem Jahre 1793; rechts das Bildnis des polnischen Hetmans Stephan Czarniecki. — Rechts-Mitte: Begeisterter Empfang des Ozeanfliegers Lindbergh in Neuyork: Der Papierregen zur Begrüßung des durch die Straßen fahrenden Fliegers.





Links: Von der Trauung des mit päpstlichem Dispens seine zweite Ehe eingehenden italienischen Erfinders Marconi mit der Gräfin Maria Christina Bezzi-Scali in Rom: Marconi und seine Braut, die das vorgeschriebene lange Schleppkleid mit langen Ärmeln und Halsschluß trägt, am Traualtar. — Rechts: Von der Dammbruchkatastrophe auf dem Staatlichen Braunkohlenwerk in Böhlen bei Leipzig am 24. Juni, bei dem das Wasser aus der Spülkippe des Werkes in den Tagbau hinausdrang und die beiden Ortschaften Lippendorf und Spahnsdorf schwer heimgesucht wurden: Die zerstörte Licht- und Kraft-Stromleitung der Förderanlage. Die dunklere Erdschicht der Seitenwand zeigt die Höhe der eingebrochenen Schlammflut.

Jugendliche Künstler – Grenzfälle der Berufsberatung



Illustration eines Untersekundaners zu Schillers „Glocke".

Eine gelungene Zeichnung und zugleich ein Beispiel dafür, wie unsere heutige, wenig romantische Jugend Gefühlen wie „erster Liebe" usw. schon eine gewisse Ironie entgegenbringt.



Wie der junge Witzbold frei nach Schiller den Wunsch, „das Glück zu erjagen", darstellt.

Wieder durchaus realistisch gedacht: Eine häufig beobachtete Szene aus dem alltäglichen Leben der Großstadt (der Losinhaber vor der Lotterie-Einnahme) dient zur parodistischen Illustrierung der Schillerschen Worte.



„Rattenfänger." Erster Scherenschnitt eines Mädchens von 13 Jahren.

Die zunehmende Differenzierung unserer Arbeit macht für die Eltern und Erzieher die Frage: „Welchen Beruf soll unser Kind dereinst ergreifen?" immer komplizierter. Jährlich wächst die Zahl der Berufe, und die Orientierung über sie wird immer schwieriger. Um hier helfend einzugreifen, den schulentlassenen Jungen oder das Mädchen zu beraten, den jungen Menschen auf seine Eignung für einen bestimmten Beruf hin zu prüfen und zwischen Nachfrage und Angebot auf dem Berufsmarkt regulierend zu wirken, wurden in den letzten Jahren allerorts Berufsberatungsstellen, meistens als städtische Einrichtungen, geschaffen. — Ich will nun nicht von den Tests und Eignungsprüfungen sprechen, so reizvoll dies auch sein könnte. Auch die Frage der Tragfähigkeit des Komplexes von Einzelprüfungen für die Beurteilung der Berufseignung sei hier nicht aufgeworfen. Was uns heute einmal beschäftigen soll, sind jene „Fälle", die unter Tausenden von Prüflingen immer wieder vorkommen, die aber doch nicht die Regel bilden, und die man, wenn man will, auch als „Grenzfälle der Berufsberatung" bezeichnen könnte.

Die Berufsberatungsstelle der Stadt Leipzig, der ich mein Material verdanke, untersucht jährlich jetzt gegen 9000 Jugendliche. Ein bestimmter, von Jahr zu Jahr nur wenig schwankender Prozentsatz der Knaben will in die Metallindustrie (rund 30 Proz.), in die Holzindustrie (18 Proz.) oder will Kaufmann werden (12 Proz.). Von den Mädchen wollen rund ein Fünftel in das Bekleidungsgewerbe und 35 Proz. in eine Bureautätigkeit, während die Neigung zum Haushalt-Beruf nur bei ungefähr einem Achtel aller Anwärter vorhanden ist. Neben solchen regelmäßig und alljährlich vorliegenden Berufswünschen und -eignungen kommen nun aber auch Fälle vor, die irgendwie von der Norm stark abweichen, sei es durch die Einzigartigkeit des speziellen Berufswunsches, sei es durch eine besondere Begabung.



Lustiger Scherenschnitt, einen „Radiohörer" darstellend, von demselben, inzwischen 16 Jahre alt gewordenen Mädchen.



„Trotzkopf." Bleistiftzeichnung des 13 jährigen Mädchens.

Um gleich ein Beispiel zu bringen: Kommt da einmal ein Mädchen, 13 Jahre alt, das will unbedingt Artistin werden. Sie zeigt ihre Künste, jongliert gewandt mit Tellern und Flaschen, schlägt Räder und Brücken, geht in „Spakat", kurz, erweist bereits als Autodidaktin für ihr Alter erstaunliche Leistungen. Und kein Argument kann sie von ihrer Neigung abbringen, auch nicht die Kenntnis der Tatsache, daß der Artistenberuf mehr und mehr unter der Konkurrenz des Kinos zu leiden hat und die Aussichten trübe sind. Sie wird schließlich als Lehrling bei einer Artistentruppe untergebracht, und wer weiß, ob sie nicht heute schon eine Zugnummer ist!

Solche Fälle, in denen technisch begabte Kinder Dampfmaschinen, Häuser, Flugzeuge und Schiffe bauen, sind nicht selten. Häufig ist auch die zeichnerische und malerische Begabung der Prüflinge groß. Unter dem vielen Material, das in Leipzig vorliegt, sei ein besonderer Fall eines jetzt gerade 18jährigen Mädchens herausgegriffen. Aus der großen Zahl der zum Teil — wenigstens in Anbetracht des jugendlichen Alters der Künstlerin — erstaunlichen Leistungen seien vier Proben in chronologischer Ordnung gegeben. Der „Trotzkopf" ist eine gelungene Bleistiftzeichnung, im Alter von 13 Jahren angefertigt, noch kindlich und roh, aber schon eine bemerkenswerte Fertigkeit, Feinheit der Beobachtung und Individualität verratend. In das gleiche Lebensjahr fällt der erste Versuch zu einem Scherenschnitt „Der Rattenfänger". Auch hier noch alles roh; die Figuren sehen aus, als wären sie mit dem Meißel ausgehauen; gleichzeitig verraten sie aber eine starke künstlerische Phantasie. Der Technik des Scherenschnitts ist sie treu geblieben. Mit 16 Jahren schnitt sie das Bild des Radiohörers und schließlich „Flamingos im Zoo". Hier erkennen wir bereits die beginnende künstlerische Reife der inzwischen 17 Jahre alt Gewordenen. Dieser Scherenschnitt ist mit wundervoller Feinheit und Sicherheit der Linienführung angefertigt. Seine Schöpferin wurde zunächst im graphischen Gewerbe untergebracht.

Um nun noch ein Beispiel eines männlichen Jugendlichen zu geben, seien hier zwei von den Illustrationen wiedergegeben, mit denen ein Untersekundaner, also ein Junge von etwa 15 bis 16 Jahren, Schillers „Glocke" illustriert hat. Wer denkt bei dem Wort „Glocke" nicht mit ehrfürchtigem Schaudern an seine eigene Schulzeit? Wem taucht nicht sofort im Zusammenhang damit eine Reihe von autoritativen und normativen Vorstellungen auf, die gewissenhafte Lehrer uns eingaben? Die Nachkriegsjugend blickt freier und unromantischer in die Welt als die voraufgegangene Generation. Also, dieser Untersekundaner hat ganz fabelhafte bunte Bilder gemalt, die jeden humorbegabten Menschen zum Lachen reizen müssen. Man sehe sich nur die Verulkung der romantischen Liebe an! Oder gar den schönen Spruch, der besagt, daß der Mann „muß wetten und wagen"! Läßt sich eine ärgere Verhöhnung und Widerlegung der Selfmademan-Lebensauffassung geben, läßt sich der Unterschied von Verdienst und Verdienen besser klarlegen als mit diesen paar Strichen? Ich glaube es nicht, wenn man mir einreden will, daß solche Zeichnungen die konträre, negative Einstellung der Jugendlichen zu dieser Welt beweisen. Der Erwachsene, der diesen Schluß zieht, verdrängt das Kind in sich und will nichts mehr von seinem eigenen Jungsein wissen.

Richard Lehmann.



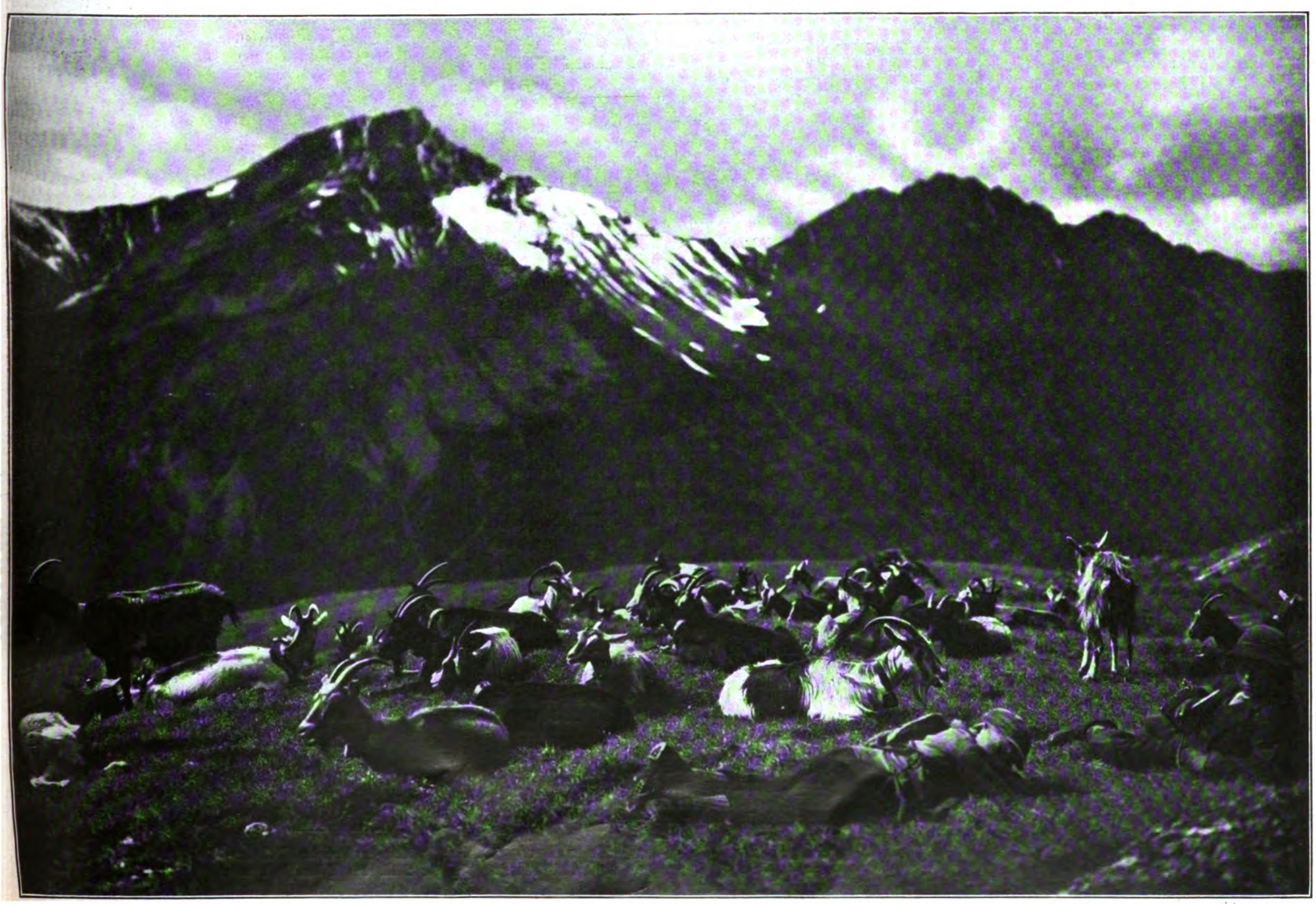
Im Kreis: Ein Mädchen, das unbedingt Artistin werden will, zeigt auf der Berufsberatungsstelle, was es schon alles kann.



Scherenschnitt „Flamingos im Zoo", eine beachtliche Leistung desselben Mädchens im Alter von 17 Jahren.



Weidende Schafe.



Mittagsrast.

AUS DEN SCHWEIZER ALPEN: STIMMUNGSBILDER IN DER UMGEBUNG VON DAVOS.

Nach photographischen Aufnahmen von E. Meerkämper, Davos.

GEBIRGSBEWEGUNGEN

VON DR. GEORG FREBOLD, HANNOVER

Wir heutigen Menschen leben, trotz der oft furchtbaren Erdbeben, in einem verhältnismäßig ruhigen Zeitalter der Erde. Die Bebentätigkeit der historischen Gegenwart verschwindet gegen die Gebirgsbewegungen vergangener Erdzeitalter. Die Folgen dieser Bewegungen, die zum Teil von ganz gewaltigen Erschütterungen begleitet gewesen sein müssen, lassen sich noch heute überall erkennen. Mit Recht faßt man diese ganzen Bewegungen unter dem Namen „Gebirgsbewegungen" zusammen, denn durch sie werden die höchsten Gebirge aufgetürmt.



1. Flexurbildung im Muschelkalk des Bahneinschnitts bei Hardegsen (Prov. Hannover).

Doch gibt es auch Erscheinungen, die darauf hindeuten, daß die Bewegung nicht immer plötzlich mit aller Intensität eingesetzt hat, sondern daß die bewegende Kraft länger, aber nicht mit voller Stärke gewirkt hat. Abbildung 1 zeigt eine solche Erscheinung. Der Muschelkalk in dem Bahneinschnitt ist im rechten Bildteil etwas nach unten gesunken im Vergleich zu dem linken Bildteil. Bei dieser Absenkung ist kein Bruch entstanden, die Muschelkalkschichten sind einfach in Gestalt einer sog. Flexur etwas abgebogen.

Jedes Gestein kann unter der Einwirkung der gewaltigen Kräfte brechen. Bei geschichteten Gesteinen ist ein solcher Bruch meist beim ersten Anblick zu erkennen. Schwieriger ist das schon bei Brüchen, die in massigen, aus dem glühendflüssigen Schmelzfluß des Erdinnern, dem Magma, erstarrten Gesteinen, wie Granit, Gabbro, Diabas usw., auftreten. Abbildung 2 zeigt einen solchen Bruch im Gabbrogestein des Radautales bei Bad Harzburg. Gewaltige Kräfte haben an dieser Verwerfungsstelle das harte Gabbrogestein zu einer mürben, leicht zerfallenden Masse zerrieben.



2. Steinbruch im Gabbro des Radautales bei Bad Harzburg. Die Richtung des hellen Brettes in der Mitte des Bildes gibt nach oben hin die Richtung der Verwerfung an.

Oft ist in geschichteten Gesteinen der Bruch der Schichten selbst nicht zu sehen, obwohl die Lagerung der Schichten z. B. links eine andere ist als rechts. Abbildung 3 zeigt einen solchen Fall. Links zwischen den Büschen fallen Sandsteinbänke ziemlich steil in die Tiefe, während rechts weiche, mergelige Schichten fast horizontal liegen, nur nach der Bildmitte zu sind sie etwas aufgebogen; man bezeichnet das als Schleppung der Schichten. Unmittelbar links von dieser schwachen Aufbiegung liegt in der Steinbruchswand die Verwerfung. Die mergeligen Schichten sind dem Alter nach jünger als die Sandsteinbänke links; daraus folgt, daß die mergeligen Schichten abgesunken sind.

Solche Brüche führen viel Wasser, das von der Oberfläche in diese Spalten hineingelangt, und Bergmann und Tunnelbauer kennen die Gefahren dieser wasserführenden Klüfte nur zu gut. Soll eine solche Spalte im Bergbau angefahren werden, so werden vorher alle Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Und selbst dann sind nicht selten Wassermengen und Wasserdruck so groß, daß sie alles zerstören, ja, ganze blühende Bergwerke dauernd lahmlegen. Das Bergwerk, die Grube ist dann ersoffen.



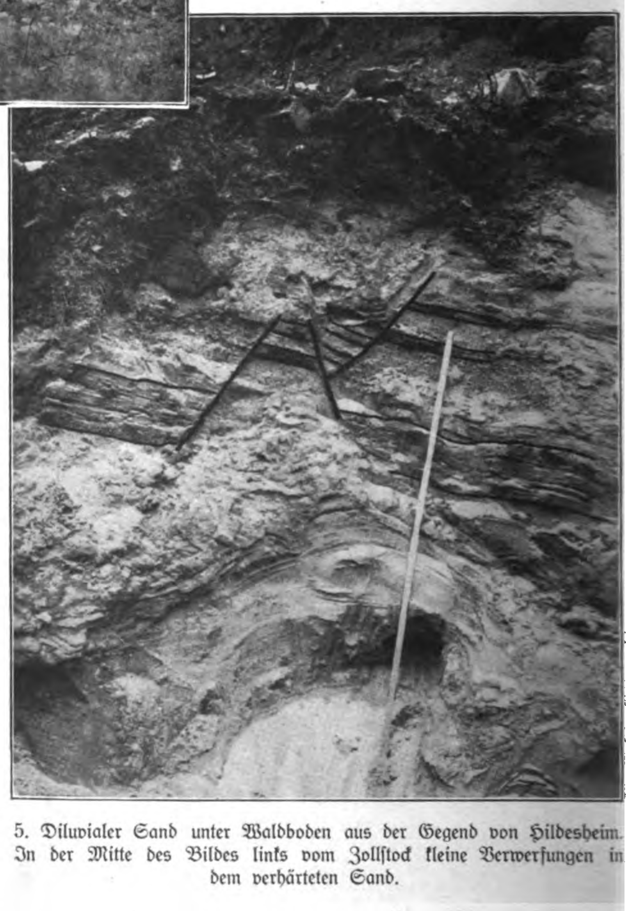
3. Verlassener Steinbruch im Wealdensandstein bei Barsinghausen am Deister bei Hannover. Die Verwerfung ist durch Schutt verdeckt.

Weniger unangenehm ist eine andere Erscheinung, die in Abbildung 4 dargestellt ist. Wir blicken in einen Basaltsteinbruch, der kenntlich ist an den vertikal stehenden, meist sechskantigen Basaltsäulen. Im Vordergrunde sehen wir eine Art Grat sich erstrecken nach links oben zur Tagesoberfläche. Dieser Grat ist nicht abgebaut, da er eine — allerdings gefüllte — Spalte im Basalt darstellt. Durch die Reibung, die bei der Gebirgsbewegung an diesem Bruch stattgefunden hat, ist das an der Spalte liegende Basaltgestein zerrieben zu einer ziemlich weichen Masse; leicht verwitternde Mineralien in dieser Masse sind durch das auf der Spalte zirkulierende Wasser zum größten Teil zu Brauneisen zersetzt. Dieser Zersetzungsprozeß ergreift auch die Nachbarschaft und macht das Basaltgestein wertlos.



4. Basaltsteinbruch bei Linz am Rhein. Durch den Bruch zieht in Gestalt eines Grates eine Spalte, auf deren beiden Seiten die Basaltsäulen infolge schlechter Beschaffenheit nicht gebrochen sind.

Und nun noch ein letztes Bild. Oft hat **man in einem geologischen Aufschluß eine Reihe von Erscheinungen der Gebirgsbewegungen beieinander. Abbildung 5 zeigt unter dem Waldboden (im Bilde oben) hellen** Sand, der bis unten hin reicht. Im oberen Teile ist dieser lose Sand durch das kalkhaltige Wasser einer dicht neben dem Bilde befindlichen Quelle zu einem Kalksandstein verkittet. Härtere, meist eisenschüssige Lagen treten in diesem Teil plastisch deutlich hervor. Im unteren Teil ist dieser Sand noch völlig lose. Interessant ist nun, daß in dem verhärteten Kalksandstein einst — wenn auch geringe — Gebirgsbewegungen stattgefunden haben. Es zeigen sich hier ausgeheilte Risse, die dem Zollstock etwa in der Mitte des Bildes parallel laufen. Bei näherem Zusehen wird man erkennen können, daß an diesen Rissen eine ziemlich komplizierte Bewegung — Absinken von einem horstartig stehengebliebenen Stück — stattgefunden hat. **Offenbar sind diese Bewegungen zu einer Zeit erfolgt, da der Sand schon erhärtet war. Denn nur hartes Gestein bricht, in losem Sand sind keine Bruchrisse möglich.**



5. Diluvialer Sand unter Waldboden aus der Gegend von Hildesheim. In der Mitte des Bildes links vom Zollstock kleine Verwerfungen in dem verhärteten Sand.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(7. Fortsetzung.)

Werner Golm schaute auf, und sein Blick war lauernd und voll Angst auf Svend Olsen gerichtet.

„Warum stört Sie gerade die Bahn?"

„Weil sie den Dreck mitbringt. Und weil sie uns Menschen, die wir dem Berg gehören, zerstört und zerfrißt."

„Zerstört und zerfrißt! Zerstört und zerfrißt, sagten Sie? Sagten Sie nicht so?"

„Ja, so sagte ich. Der Einsame, der Starke, der in sich selbst Erfüllte, der nur den Wunsch hat, den Kreis seines schweifenden Geistes lebendig zu bevölkern, er ist unaufhörlich auf der Flucht vor der sogenannten Kultur, vor dem Fortschritt und vor der schmutzigen Krankheit des Stahles und der Elektrizität. Bald wird alles um uns mit Drähten bespannt sein. Über uns und unter uns, zu beiden Seiten und überall werden uns Drähte und Triebwerk umspinnen, und wir werden seelisch leergesogen von der furchtbaren Spinne, die bis auf die höchsten Gipfel kriecht. Wir brauchen eine neue Zeit. Wir verkommen und verelenden im Fortschritt."

Golm wurde gequält von solchen Worten und wünschte doch, der andere möchte immer weitersprechen; denn er sprach wie der Gegenpol in seinem Innern, wie jenes zweite Ich, das ihm unheilvoll entgegenstand und ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließ.

„Ich habe nie gedacht, daß Sie so sprechen könnten. Ich habe Sie, verzeihen Sie mir, ich habe Sie für einen Ausgetrockneten, für einen Zyniker gehalten."

„Ich bin oft nur Marionette, und der Zyniker in mir ist die Maske, mit der ich mich durch dieses Kulturtreiben stehle. Man muß mit dem Strom schwimmen; man muß mit dem rasenden Kreis sich drehen; man muß mitkochen im großen Brei. Golm, wir alle werden elend, wenn wir nicht mitmachen; wir verkommen, wenn wir ewig Zuschauer sind. Alles Leben ist Kreisen und Wirbeln, und wer hinaustritt und sich ausschließt, den trifft der große Fluch des Menschseins. Und darum habe ich den Zyniker, mag er geschmacklos sein und abstoßend, wie einen Panzer um mich gelegt, um mich innerlich nicht zu verlieren. Hören Sie? Was für Geräusche sind das? Es kann keine Lawine sein."

Werner Golm schrak zusammen, als der dumpfe Klang seine Ohren traf. Seine Lippen zitterten, als er die Antwort gab.

„Wir haben Nachtschicht oben. Es sind Sprengungen im Tunnel."

„Sie sprengen den Fels! Sie morden das Gebirge!"

„Ich weiß, daß Sie recht haben. Mir aber fehlt die Kraft!"

„Welche Kraft fehlt Ihnen?"

„Die Kraft der Entscheidung. Ob Berg oder Tal! Hie Berg, hie Bahnbau. Wenn ich dieses Werk des Fortschritts und der Zerstörung vollende, dann habe ich nicht mehr teil an ihnen und an allen, denen die Welt über dreitausend ein Stück Heimat und ein Stück Seele bedeutet. Dann bin ich aus dieser Gemeinschaft ausgestoßen."

Er sprang von der Bank auf und preßte beide Fäuste gegen die Stirn: „Ausgestoßen bin ich!" Nach einer Weile: „Und verblute! Glauben Sie mir, ich verblute!"

Svend Olsen erhob sich langsam, kam auf Golm zu und legte den Arm um seine Schulter.

„Ich weiß es. Mir ist nichts fremd. Dort hängt Ihr Rucksack, dort hängen Seil und Pickel. Sie kamen nicht nur von den Sprengstellen. Sie wollen morgen früh hinauf. Sie suchen einen Weg. Möglich, daß Sie ihn finden, aber ich glaube nicht daran; denn Sie haben noch einen andern Kampf auszutragen."

Golm wurde betroffen, und seine Augen fingen an unruhig zu werden.

„Woher wollen Sie das wissen?"

Da lächelte Svend Olsen und ging mit weiten Schritten durch den Hüttenraum. Er dachte über die Begegnung nach, und sie erschien ihm nun wie ein Traum, durch den er mit fliegender Seele eilte. Er nahm die Feldflasche aus seinem Rucksack, die Tee mit rotem Wein enthielt, griff nach einem Glas und goß es voll.

„Komm!" sprach er, kam auf den Ingenieur zu und reichte ihm das Glas. „Komm, laß uns Brüderschaft trinken!"

Als sie wieder am Tisch saßen, kam eine Stimmung über den Norweger, der nachgebend, er den stillen Wunsch fühlte, sich mitzuteilen

und eine Kammer seiner Seele zu öffnen, sei es auch nur, um des andern Los und Doppelspiel zu erleichtern.

„Glaube mir, Golm, wir alle kranken am Geschlecht; wir alle sind die Kärrner unserer Liebe. Du siehst mich hier vielleicht als einen ruhigen, kampflosen Menschen, der durch dieses Leben vagabundiert und übersättigt scheint."

„Du bist einer, der keine Ruhe hat und sich nie verankern kann. Ich kenne dich wohl und verstehe dich. Du bist mir schon irgendwo begegnet."

„Mag sein; vielleicht im Schlaf. In Wirklichkeit aber bin ich ein Wesen auf der Flucht. Kreatur im Entschlüpfen. Möglich, daß jener alte und phantastische Wandertrieb in mir steckt, der so ungeheuer unfruchtbar ist und uns Nordländern manchmal eigen ist. Möglich, sage ich. Hör' mal zu!"

Er beugte sich weit über den Tisch zu Golm herüber, legte den Arm lang auf die Tischplatte und sprach so von unten heraus:

„Du lachst mich vielleicht aus, wenn ich dir dieses sage: Ich bin geflohen, weil eine Frau mich liebte, weil sie mich grenzenlos liebte, und weil ich sie wiederliebte. Aber ihre Liebe ging mir ans Leben, sie saugte mich leer und war daran, mich zu töten. Kannst du dir das vorstellen? Diese Frau war ein wenig zart und schwächlich. Eine Sanftmütige. Wenn ich bei ihr weilte, war sie glücklich und wunschlos. Aber sie kroch in mich hinein; sie wollte Teil werden an mir, mit mir verwachsen und verschmelzen. Mein Kopf war ihr Kopf, mein Herz ihr Herz. Wenn ich Kopfschmerzen hatte, bekam sie auch welche; wenn ich keinen Hunger hatte, aß auch sie nichts; wenn ich nicht trank, trank auch sie nicht, und wenn ich fort war von ihr, wurde sie krank und bekam Ohnmachtsanfälle. Grauenhaft, sage ich dir, undenkbar grauenhaft! Ich verlor mein Selbst, den in mir strömenden Organismus. Ihr Körper verkuppelte sich unheilvoll mit dem meinen. Meine Wärme wärmte sie, und mein Blut nährte sie. Ich war gefangen, an eine Fremdheit gefesselt. Ihre Liebe ging mir ans Leben. Ich hing in Fesseln. Da fing ich an, sie furchtbar zu hassen. Ich floh vor dem Übermaß solcher Liebe und wünschte einen phantastisch tiefen Abgrund zwischen mir und ihr. Golm, die Wahrheit: ich ließ ein Stück von meinem Herzen zurück. Schwer war diese Flucht, so schwer, daß kein Mensch es begreifen kann. Als ich fort war — ich bin in einer Nacht ohne Abschied davon — als ich fort war, wurde alles leer und still in mir. Ich hatte eine qualvolle Sehnsucht nach Ausruhen; nach Stille, nach Schlaf und Alleinsein. Ein Wunsch war in mir, ich müsse mich irgendwo auf die höchste Zinne eines Berges legen und dort immerzu in den Himmel schauen, voll einer unerhörten Beglückung; frei und ohne das grausige Schmarotzertum dieser Liebe, die jahrelang an mir gesaugt hatte. Immer auf dem Rücken liegen und sich allein fühlen; nur ein einziger, freier, in sich kreisender Körper sein und ohne die Knechtschaft des Geschlechts. Ich ging höher hinauf nach Norden, kam nach Spitzbergen und stieg dort über die Gletscher dieser Eiswelt auf die höchsten Zinnen und bin innerlich warm geworden im Land der ewigen Erstarrung. Ich war auf Ceylon und streifte durch die Termitenurwälder von Belligemma; ich war in der Titanenlandschaft des Karakorum, in Afrika und auf den Kordilleren und habe die Einsamkeit in mir Wurzel schlagen lassen. Ich bin frei geworden vom Gespenst meiner unseligen Liebe. Glaub' es mir, Golm: wir alle, die wir atmen, wir alle kranken am Geschlecht."

Er blieb in seiner Stellung und schaute auf die Tischplatte, als wolle er dort die grobe Maserung des Holzes studieren. Er war trocken und ohne Rührung, hatte das Erzählte wie einen düsteren Nebel der Vergangenheit aus sich herausgeatmet und versank nun ins Brüten.

Golm saß zurückgelehnt und fühlte etwas wie heißen Dank für diese Stunde der Einkehr. Er blieb lange stumm, und dann trat die Tochter des Bildschnitzers vor seine Seele, und ihm erstand mit furchtbarer Klarheit die Gewißheit, daß er sie liebte, und daß die andere nur eine falsche Spiegelung war und ein Betrug, der sich zwischen Fabrik und Eisen, zwischen dem Lärm der Maschinen und dem Odem der Großstadt vollzogen hatte. Er griff über den Tisch und faßte des Nordländers Hand.

„Und sie?" sprach er. „Was geschah mit ihr?"

Svend Olsen schaute auf und drang mit den Augen in den zuckenden Flammenkegel der Kerze.

„Sie? Was geschah mit ihr? Warum fragst du nach ihr?"

„Ich weiß nicht, warum ich frage."

„Sie lebt nicht mehr! Sie ist ins Wasser gegangen. Gott hat sie heimgenommen, denn sie war nicht für diese Erde. Komm, Golm, laß uns schlafen gehen! Es ist spät, und wir wollen vor Tagesanbruch heraus und hinauf — dort hinauf!"

Er streckte den Arm aus und erhob sich, ein wenig traurig geworden, vom Tisch. Sie bliesen die Kerze aus. Olsen schaute nach dem Fenster und sah im Augenblick, als das Kerzenlicht versank, einen Schatten auf der Scheibe, der vom Mondlicht riesengroß gezeichnet war.

„Siehst du den Schatten? Jemand schaut zu uns herein. Jemand hat uns beobachtet!"

„Ich sehe keinen Schatten!"

„Jetzt ist er fort!"

Sie sprangen beide zur Tür, öffneten und traten in die helle Nacht. Sie gingen um die Hütte und fanden nichts.

„Hier sind Spuren vorm Fenster!“ flüsterte Olsen. Die Spuren führten über den Hang nach oben und verloren sich im Schattengewirr.

„Hee holla! Hee holla!“ schrie Golm und hielt die hohlen Hände vor den Mund.

Keine Antwort. Nur in der Ferne die Dumpfheit eines Sprengschusses. In sausenden Linien fielen Sterne.

„Hörst du?“ Irgendwo polterten kleine Steine.

„Aa—la—la—iiii!“ Olsen stieß einen scharfen Ruf in die Nacht.

„Es geht einer aufwärts! Ich höre es deutlich.“

Stille. Die Nacht brütete.

„Morgen wird der Tote beerdigt“, sprach Olsen noch. „Wir wollen ihm das Geleite geben.“

„Welcher Tote?“ Werner Golm erschrak.

„Der unten in der Kapelle liegt.“

Da fiel es Golm ein, er hatte den Fremden in dieser Stunde vergessen.

Sie stapften in die Hütte zurück und gingen in den Schlafraum. Beide blieben noch lange wach, aber sie versuchten, es sich gegenseitig zu verbergen. Das Fenster der Hütte lag mit mattem Glanz in der Dunkelheit und zeichnete eine blaue Lichtstraße in den einfachen Raum. Durch die Scheiben konnte man sehen, wie ab und zu ein funkelnder Stern vom Himmel fiel und zuletzt erlosch wie eine verlorene Hoffnung.

„Immerfort schweifen!“ sprach Svend Olsen zu sich selbst. „Ohne eigentliches Ziel sein; denn es gibt kein Ziel in diesem ruhelosen All der Welten. Aber schweifen, immerfort schweifen!“

Sie versanken beide in den Abgrund des Schlafes. — Die Erde rollte lautlos, neuen Tagen und neuen Nächten, neuer Lust und neuer Qual und neuen Jahrtausenden entgegen.

XI.

Als im Osten der Morgen grau heraufschlich, verließen sie die Hütte und stiegen in Richtung der Weißen Fluh aufwärts, um das Sifantajoch zu gewinnen. Nach einer Stunde erreichten sie den Punkt 3511 und mußten von hier hinab auf den großen Firn, der zuletzt steil aufwärts führte bis zur zerrissenen Wand des Todesgrats. Sie sprachen wenig, waren aber tief erfüllt vom Ereignis dieses Morgens, der strahlend hereinbrach und schon die oberen Spitzen rötete.

„Wir sind nicht auf der eigentlichen Anstiegroute“, erklärte Golm und deutete mit dem Arm westwärts, wo die riesigen Hänge des Silberkamms die ersten hellen Strahlen fingen. Olsen blieb stehen und schaute auf der Karte nach.

„Der andere Weg wäre vielleicht bequemer gewesen, aber was schadet's. Laß uns ruhig etwas Außergewöhnliches vollbringen. Übrigens müssen wir kurz vorm Joch auf den herkömmlichen Anstieg stoßen.“

Er wandte sich um und schaute zurück. Sah, wie der gewaltige Gletscher ins Tal floß und der große Bruch bei Isla Silva noch im opalfarbenen Blau der Morgendämmerung lag. Tief unten schliefen schwarz umhüllt die Tannenwälder, und das Tal war dunstig überhaucht und wie im Dampf und Nebel erstickt.

Jenseits waren das Silberne Licht und der Weißzahn schon vom Glanz des neuen Tages umarmt und schoben ihre Häupter in beglückender Reinheit in die farbigen Streifen, die am Himmel heraufzogen. Gipfel an Gipfel, durch Grat und Schrund und steilen Tobel wild und gesetzlos verbunden, schob sich aufwärts und verträumte seine drohende Einsamkeit.

„Sieh all das Übermaß des Lichtes!“ Svend Olsen breitete beide Arme. „Sieh all den Abglanz unnahbarer Ferne, wie er auf Grat und Zinne liegt! Aber der Berg ist immer ernst! Nie habe ich ihn heiter gesehen.“

„Er ist zu alt!“

„Ja, er ist ein Greis. Er ist tot, und alles ist Abglanz. Nur manchmal dehnt er die verkalkten Rippen und regt sich. Dann stürzen Felsen und bersten Kamine, dann öffnen sich Höhlen, und das Wasser schießt aus den gewaltigen Wunden wie Herzblut der Erde. Ja, du hast recht. Er ist zu alt, um noch lächeln zu können.“

Sie stiegen weiter über den salzigen Firn, sanken nur wenig ein und kamen rasch aufwärts. Vorm Sifantajoch kam das Eis. Es blitzte in der Sonne, die jetzt über dem Silbernen Licht stand. Ein riesenhafter Eishang schob sich steil hinauf zum Joch, rechts und links von zerklüfteten Felswänden flankiert.

„An dem können wir uns die Zähne ausbeißen!“ Olsen nahm das Seil und den Pickel zur Hand. „Wenn wir Stufen schlagen müssen, dann hängen wir bestimmt vier Stunden an diesem Hang.“

Blau und silbern verädert, in Mulden mit blitzendem Neuschnee bedeckt, lag das Eis vor ihnen, eine schillernde Fläche, die aufwärts fast endlos schien und im Joch vom Lichte weiß glühend getroffen wurde.

Svend Olsen fing an Stufen zu schlagen, daß die Stücke spritzten. Es zeigte sich bald, daß er ein ausgezeichneter Eisgänger war, und daß der Hang ihm keine sonderlichen Schwierigkeiten bereitete.

„Sieh, dort oben!“ rief Werner Golm, als sie etwa ein Dutzend Stufen geschlagen hatten. Olsen richtete sich auf.

„Eine prachtvolle Eistrasse! Schau' nur hin, wie meisterhaft sie angelegt ist.“

Eine hervorragend angelegte Stufentrasse schob sich vom Silberkamm aufwärts nach dem Joch. Gleichmäßig und mit raffinierter Ausnutzung des Geländes zog sie wie eine blitzende Kette in zwei Spitzkehren nach dem Joch.

„Wer die gehauen hat, ist ein Kerl", rief Olsen hoch begeistert und verfolgte mit dem Blick des geübten Berggängers die einsame Stufenspur. „Diese Trasse ist von keinem Anfänger, da verspiele ich meinen Kopf. Wir sind Stümper gegen den!"

„Wer mag das gewesen sein?"

„Das war nicht einer, das waren zwei. Oder drei. Ein einzelner Mensch kann nicht solche Trasse hauen."

Sie schauten sich an, und beiden fiel das Erlebnis der Nacht ein.

„Der Schatten!"

„Einer stieg aufwärts in dieser Nacht. Ich habe mich nicht getäuscht. Wenn ich in meiner Heimat wäre, würde ich sagen, es war ein Lappe. Die Berglappen schleichen. Sie können in Schnee und Eis und weiter Wüste einsam durch pfadlose Landschaft streifen. Das beste, wir schmuggeln uns in diese Trasse hinein."

Angeseilt, strebten sie der Spur zu, während Olsen wütend Stufen schlug. Nach einer Stunde standen sie im ersten Tritt der fremden Spur.

„Herrgott, hat der Kerl getobt. Das sind ja Stufen, über die ein Kind hinauf kann."

Die Stufen waren tief und breit ins Eis geschlagen und hatten fast etwas Ingrimmiges. Sie machten den Eindruck, als hätte jemand seinen Zorn an diesem Hang verströmt und alle Widerwärtigkeit in die scharf geneigte Eisfläche gegraben.

„In meinem ganzen Bergsteigerleben habe ich nicht solche Stufen gesehen. Einmal doch, beim Monte Rosa, als zwei Schweizer Bergführer eine alte Engländerin hinaufzogen. Auf, springen wir hinüber!"

Sie kamen mühelos über den gefährlichen Hang und standen gegen zehn Uhr im Joch, wo sie kurze Rast machten. Die Sonne warf ihre Flammenfackeln auf Eis und Schnee, und die Hitze wurde unerträglich dumpf und lag wie Gewicht auf den Bergsteigern. Die Spur verlor sich im Fels, führte hinüber nach dem unteren Couloir des Todesgrats, wo sie im Gestein erlosch. Nach kurzer Pause nahmen sie den Rest des Weges in Angriff, hielten sich mehr westwärts und überwanden in schwieriger Kletterei den oberen Sifantagrat, der teilweise stark vereist war. Auf dem Bauch vorwärts kriechend, kamen sie dem Gipfel näher und gewannen nach einer weiteren Stunde das mit mächtigen Felsblöcken übersäte Gipfelplateau. Die Felsen waren schwer vereist, und ein Teil des Neuschnees lag noch blendend weiß auf den Nordhängen. Die Sonne, schon hoch im Mittag stehend, stach auf die zerfressenen Felsen, und es gab keine Rettung vor ihrer Glut.

Sie versuchten, sich im spärlichen Schatten eines Felsen zu bergen, da sahen sie allerlei Gerätschaften an diesem Stein liegen: einen blank geschliffenen Pickel, ein aufgerolltes Seil, Steigeisen, einen Rucksack und mancherlei Kleidungsstücke. Ein dunkelgrünes Hemd lag auf der glühenden Steinplatte zum Trocknen.

Svend Olsen war maßlos erstaunt und schaute sich suchend um. Nichts zu sehen. Nur das mächtige Eisenkreuz hinter Steinquadern.

„Der hier ist allein oben. Er ist zu Hause!"

Sie gingen suchend durch die verwitterten Blöcke und kletterten zum höchsten Punkt, wo das Kreuz in die überflammte Gloriole des Himmels wuchs. Dort standen sie einem seltenen Bild gegenüber. Den braungebrannten Rücken ihnen zugewandt, mit nacktem Oberkörper, kniete ein Mensch vor dem Kreuz. Die gefalteten Hände hoch an den Stamm gelehnt, den Kopf gegen das Eisen gesunken, kauerte er auf dem brennenden Fels und war wie schlafend.

Der Anblick dieses reglosen Beters war so von Heiligkeit überblüht, daß die beiden lautlos verharrten, während die Schwermut stumm an ihre Seite trat und ihren gespenstischen Hauch über sie blies.

„Ich glaube fast, dieser ist nicht mehr!" flüsterte Olsen leise und fand keinen Mut, sich dem verklärten Bild, das in der Glut der Sonne stand, zu nähern. Golm trat zögernd auf das Kreuz zu und beugte sich zu der Gestalt nieder. Graues Haar wehte in feinen Strähnen. Der Nacken war voll brauner Runzeln.

Er ist tot, dachte Werner Golm und erkannte ihn im gleichen Augenblick.

„Zacharias Job!" rief er laut, und die Worte klangen gläsern in dieser Höhe.

Da hob sich der Kopf, Augen öffneten sich, und langsam kam Leben in die Figur.

„Zacharias Job!"

Der Bergführer hielt ratlos Umschau, war wie von einem Schlund ausgespien und tastete sich voll Verwunderung in das neue Wachsein. Dann erhob er sich, schwerfällig und holzig in seinen Bewegungen, reckte den massigen Körper und stand zuletzt aufrecht, grau und alt wie Fels.

„Ich war wohl müde geworden. Weiß der Henker, woher! Ich bin ein wenig müde geworden."

Olsen kam näher und stand hart vor dem Bergführer.

„Haben Sie die Eistrasse gehauen?"

Job wandte sich nach dem Sprecher und gab keine Antwort auf die Frage.

„Was wollt ihr denn hier oben? Was sucht ihr hier? Wollt unserem Herrgott noch den Himmel stehlen?" (Fortsetzung folgt.)

WISSEN UND LEBEN

Probleme des Sonnensystems. Das 20. Jahrhundert hat der Astronomie Fortschritte gebracht, wie man sie noch vor einem Menschenalter nicht für möglich gehalten hätte. Wir sind so weit über unser Sonnensystem hinaus vorgedrungen, daß dieses nur noch wie ein Punkt im Weltall verschwindet. Wir wissen heute über die Zahl, die Entfernung, die Beschaffenheit, die Entwicklung und die Verteilung der Sterne Dinge, von denen vor 50 Jahren noch kein Mensch etwas ahnte. Die Sternhaufen und die in phantastischen Entfernungen sich befindenden Spiralnebel sind heute der Hauptanziehungspunkt der astronomischen Beobachtungen und Theorien geworden. Unser eigenes Sonnensystem erscheint demgegenüber als eine geringfügige und bekannte Größe, und doch haben gerade die Entdeckungen der letzten Jahre gezeigt, wie viele ungelöste Probleme auch hier noch schlummern. Eine gute Übersicht über sie hat kürzlich Robert G. Aitkin, der Direktor der Lickstermwarte, in einer Ansprache gegeben, die er als Vorsitzender der Astronomischen Gesellschaft des Stillen Ozeans vor dieser hielt. Das erste ist, daß wir trotz aller Verbesserungen der Methoden der Himmelsmechanik nicht einmal in der Lage sind, die Bewegungen des Mondes und der Planeten völlig zu erklären. Es bleiben einige Unregelmäßigkeiten zurück, die man jetzt zum Teil mit Hilfe der Relativitätstheorie erklärt, die aber zum anderen Teil anscheinend nur auf Ungleichmäßigkeiten in der Erdumdrehung zurückgeführt werden können, woraus folgen würde, daß unsere Zeitmessung falsch ist. Der uns nächste Himmelskörper ist der Mond. Er ist auch vorzüglich zur Beobachtung geeignet, da er weder von Nebel noch von Wolken bedeckt ist. In der Tat sind wir mit unseren großen Fernrohren auch imstande, Objekte, die weniger als einen Geviertkilometer ausmachen, auf der Mondesoberfläche zu erkennen. Und doch wissen wir auch heute noch nicht, ob es auf dem Mond wirklich keinerlei Leben gibt. Einige Astronomen behaupten, daß mehrere seiner Krater periodische Veränderungen zeigten, die sich nur als das Aufsprießen und Wiedervergehen einer Vegetation erklären ließen. Andere behaupten, nichts davon wahrnehmen zu können. Ferner ist uns die Herkunft der kreisförmigen Löcher auf dem Mond und der von vielen von ihnen ausgehenden Gräben völlig unbekannt. Selbst darüber besteht Streit, ob der Mond kugel- oder eiförmige Gestalt hat. Von den Planeten kennen wir ihre Masse, ihre Dichte, ihren Durchmesser und ihre Entfernung von der Sonne recht genau. Aber über ihre physikalische Beschaffenheit sind wir sehr viel weniger unterrichtet. Erst seit 1924 wissen wir etwas Näheres über die Temperatur des Mars. Die Fragen aber, was für eine Atmosphäre er besitzt, und welche Bewandtnis es mit seinen vielbesprochenen Kanälen hat, sind von einer Lösung noch recht weit entfernt. Von Jupiter und Saturn lehrte man bisher, daß sie mehr der Sonne als der Erde glichen und sich in einem sehr heißen, vollkommen gasförmigen Zustande befänden. Die neuesten radiometrischen Beobachtungen haben aber gezeigt, daß ihre Temperatur außerordentlich niedrig ist. Es wird schwer möglich sein, unter diesen Umständen die alte Meinung über den Aggregatzustand dieser Planeten aufrechtzuerhalten. Von den Planetoiden hat man lange geglaubt, daß sie auf den Raum zwischen Mars und Jupiter beschränkt seien. Jetzt hat man aber sowohl jenseits des Jupiter als auch jenseits des Mars solche entdeckt. Es ist sehr wohl möglich, daß sie sich sogar bis zum Saturn ausdehnen. Auf diese Weise wäre es leicht möglich, daß Jupiter oder Saturn sich einen dieser Planetoiden als Trabant eingefangen hätte. Das würde zum Beispiel erklären, warum von den neun Monden des Jupiter die beiden äußeren sich in umgekehrtem Sinne um diesen bewegen als die anderen. Am wichtigsten sind die Probleme, die noch bezüglich der Sonne selbst zu lösen bleiben; denn die Sonne ist nicht nur der Stern, den wir am leichtesten zu beobachten vermögen, und der für uns deshalb das Vorbild für alle anderen abgibt, sondern er ist auch das Gestirn, das für uns praktisch die bei weitem größte Bedeutung besitzt. Auch hier bedürfen noch alle unsere Kenntnisse sehr der Vertiefung. Es sei nur an das Rätsel der Sonnenflecke mit ihrer merkwürdigen elfjährigen Periodizität erinnert, die für das Klima unserer Erde von so einschneidender Bedeutung ist. Vor allem aber ist die Herkunft und Erhaltung der Sonnenwärme selbst, die sich seit hunderten Millionen von Jahren anscheinend ständig auf derselben Höhe erhält, ohne daß zu ersehen wäre, auf welchem Wege sie sich ergänzt, das größte Problem. Aitkin hofft, daß es der Astronomie, die in den letzten Jahrzehnten so viele bis dahin für unlösbar gehaltene Fragen einer befriedigenden Lösung zugeführt hat, gelingen werde, in Kürze auch über das noch über dem Sonnensystem selbst lagernde Dunkel das erwünschte Licht zu verbreiten.

Prof. Dr. W. Anderssen.

Motorlose Segelflüge bei Windflaute. Die Meldungen der Tageszeitungen im Mai über die allgemein Erstaunen erregenden Welthöchstleistungen im Segelflug des „fliegenden Lehrers" Schulz und auch Nehrings Erfolge im motorlosen Flug an Ostpreußens Seeküste geben Veranlassung, die eigenartigen Windverhältnisse auf der Nehrung zu beleuchten und zu versuchen, ihre Wirkung aufzuklären. Der motorlose Flug unterscheidet Gleiten und Segeln. Beim Gleitflug verliert, wie schon der Name sagt, das Segelflugzeug, an steilem Hang gestartet, ständig an Höhe. Die Fluglänge ist daher beschränkt; sie ist von der Zugspitze aus weiter als von irgendeinem, nur wenige Meter hohen Hügel. Diese Gleitflüge dienen hauptsächlich zur Ausbildung der Jungpiloten und zur Führer-Vervollkommnung, namentlich wenn Ziellandung verlangt wird. Übrigens geht jedes Motorflugzeug — mit stehender Luftschraube — ebenfalls zum Gleitflug über und macht eine Ziellandung. Unter Segelflug hingegen versteht man, ohne Motorantrieb, nur durch Ausnutzung von Windkräften Höhe gewinnen. Das wird möglich im Aufwind an Hindernissen, z. B. am Steilhang. Gewandte Segelflieger benutzen außerdem Windschwankungen. Dies Gebiet ist zur Zeit noch wenig erforscht, neu dagegen, thermische Aufwinde dem motorlosen Flug dienstbar zu machen. Das geschah zum erstenmal im August v. J., gelegentlich des 7. Rhön-Segelflugwettbewerbs auf der Wasserkuppe, als Diplom-Ingenieur Nehring der akademischen Fliegergruppe Darmstadt bei Horizontalwind von nur 2—3 Metersekunden, demnach bei Flaute, auf seiner — allerdings hochwertigen — mit Führer über 2 Zentner schweren „Roemryke Berge" trotzdem von der Erde abkam und ständig Höhe gewann, also segeln konnte. Das war nur möglich durch lokalbeschränkte, starke, senkrecht aus der Erde aufsteigende thermische Aufwinde mit jedenfalls weit höherer Kraft und Energie als die im selben Augenblick an gleicher Stelle wehenden, ganz schwachen wagrechten Winde, die auf das schwere Segelflugzeug völlig wirkungslos gewesen sind. Nun zur Erklärung: Wir sehen oft, zumal an heißen Augusttagen, namentlich in den wärmsten Mittagsstunden, auf staubiger Landstraße, ohne daß wir selbst irgendeinen Luftzug spüren, plötzlich senkrecht zur Straßenoberfläche eine Staubwirbelsäule aufsteigen. Hier nehmen wir die Windwirkung wahr durch den hochgenommenen Staub. Solche thermische Aufwinde gibt es auch anderswo, ohne daß wir ihre Kraft und Stärke sehen können, weil Grasboden z. B. höchstens nur einige wenige trockene, leichte Grashälmchen — unbemerkt — hochnehmen läßt. So weit diese allgemeine Aufklärung. Jedenfalls war auch dieselbe Wirkung auf Nehrings Segelflugzeug sichtbar. Rossitten, Deutschlands weiteres glänzendes Segelfluggelände, begann im Mai d. J. mit den Segel-

flugwettbewerben und schrieb auf Grund dieser Rhön-Erfahrungen einen Preis aus, analog für die flache Ostseeküste, an der noch nie gestartet war. Der einzigste Hauptstartplatz war bisher der Predin, ein etwa 46 m hoher, völlig vegetationsloser Dünensandberg mit Steilhang am Haff, der sich nach der Ostseeseite zu auf nur rund 800 m Entfernung ganz verflacht. Dazu noch folgende weitere Natureigenheiten: Das Haff füllt salzloses Binnenwasser. Es war in den Maitagen um 4 Grad wärmer, an der Oberfläche gemessen, als das salzhaltige Wasser der Ostsee. Nun streichen, vom hohen Norden kommend oder aus entgegengesetzter Richtung von der ostpreußischen Tiefebene her, nur flache Winde. Die Rhön dagegen, deren höchster Gipfel, die Wasserkuppe (950 m), steil aufstrebend, nimmt als erster hoher Widerstand jedes aus Island—Irland kommende Wetter auf, das uns in Mitteldeutschland für gewöhnlich auch Witterungsumschläge mitbringt. Es sind also zwischen dem Segelfluggelände hier im Gebirge und an der ostpreußischen Seeküste die Wind-, aero- und meteorologischen Verhältnisse und damit auch die aero-dynamischen grundverschieden. In Rossitten, diesem auch sonst so eigenartigen, einzigen Landstrich der Wanderdünen und des Vogelzugs, drängen sich auf nicht mal Kilometerbreite Erdbedeckungen mannigfachster Art hart zusammen, die über völlig grundverschiedene Wärmeausströmungskoeffizienten verfügen, daher unbedingt zu unmittelbarer Revolutionierung der Wind- und Temperaturausgleiche führen müssen. Dazu bedenke man: Das kühle, salzige Ostseewasser nimmt die wärmenden Sonnenstrahlen ganz anders — weniger tief — auf als das Binnenwasser des Haffs. Entsprechend der Windstärke und dem Wellengang, bespült die Ostsee den gierig jede Feuchtigkeit hastig aufsaugenden, trockenen Dünensand bis zu 20 m Breite. Hieran schließt sich vollkommen trockener flacher Sand, ihm folgen leichte Sanddünenwellen, Wälle, aufstrebend bis zum Predin auf ein Halbhundert Meter Höhe. Die kleinen Sanddünenhügel sind, um sie vor weiterem Wandern zu bewahren, mit Strandhafer bepflanzt. Es folgt dann Hutung, Grasnarbe, Gestrüpp, Laub- und Nadelwald, um wiederum am Fuße des Predin in Dünensand auszulaufen. Scheint nun die Sonne, so erwärmen sich diese Erdbedeckungen völlig verschieden. Bekannt ist weiter: Erwärmte Luft dehnt sich über Land nach oben hin schneller aus als über Wasser, daher fließt die Luft in der Höhe vom Land zur See, und dicht über der Erde verzeichnen wir den sogenannten Seewind, der im Kreislauf dieses ewigen Ausgleichs vom Meer zur Küste zurückstrebt. Abends, namentlich kurz vor und nach Sonnenuntergang, und nachts entsteht die umgekehrte Wirkung durch die ungleiche Abkühlung der Erde und des Wassers. Solche Wechsel sind bei Windstille fast unbeeinträchtigt, verlieren hingegen an Wirkung durch Wind und Sturm. Schon diese nur kurzen Andeutungen werden genügen, um ermessen zu können, wie viele aus der Erde aufsteigende, dem Wärmeausgleich verschieden zustrebende Windwände sich erheben, deren vielfache Ränder in der Hauptsache, aber auch wiederum in sich, demselben Ausgleich zustreben. Auf Grund dieser bisher unerforschten und fast unbekannten Windgewalten vermag der Segelflug als Sport mitzuhelfen, der Wissenschaft und Theorie durch seine Praxis von Grund auf dienstbar zu zu werden wie wohl kein anderer Sportzweig. Major a. D. Ernst.

PREISFRAGE

Um von der bunten Vielseitigkeit der Zuschriften, die uns alltäglich auf den Redaktionstisch flattern, den Lesern der Illustrirten Zeitung eine Vorstellung zu geben, haben wir in dem Beitrag „Wie die Illustrirte Zeitung entsteht“ auf Seite 948 zwei Briefe wiedergegeben, deren Inhalt recht seltsam anmuten mag. Wir bitten nun unsere Leser, ihre Meinung über die Echtheit dieser beiden Schreiben uns kundzugeben. Sind sie wirklich so bei uns eingelaufen, oder entsprangen sie der kühnen Phantasie eines unserer Redaktionsmitglieder? Oder ist vielleicht nur eins davon wahr, und, falls dies etwa vermutet werden sollte, welches dann von beiden?

Als Preis für die richtige Beantwortung unserer Frage setzen wir den Betrag von 200 Mark für eine Besuchsreise zur Dresdener Jahresschau Deutscher Arbeit „Das Papier“ aus und außerdem noch 50 Bücherpreise. Die Preisempfänger werden durch das Los bestimmt.

Also denken Sie eifrig nach, und senden Sie das Ergebnis Ihres Nachsinnens mit der Aufschrift „Preisfrage“ bis einschließlich 31. Juli an die

Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“

Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Niccolo Machiavelli, zu seinem 400. Todestage. Eine ganze Schule des Staatsrechts hat Machiavellis Namen übernommen. Generationen von Politikern erblickten in ihm ihren Führer und Lehrmeister. Der Begriff Machiavellismus ist heute so lebendig wie je. Was ist das Verdienst dieses Mannes, jenes Abkömmlings eines altangesessenen Florentiner Geschlechts (geboren am 3. Mai 1469), was hat seine Bedeutung und seinen Einfluß begründet? Machiavelli lebte zur Zeit der Renaissance um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, und seine Lehre ist Niederschlag der Anschauungen und Verhältnisse im damaligen privaten und öffentlichen Leben, deren erster Theoretiker auf politischem Gebiet er gewesen ist. Ein schmales Buch „Vom Fürsten“ hat seinen Namen weit über die Grenzen Italiens hinausgetragen. Die darin enthaltenen Lehren wurden Gegenstand heftigen Streites. Der eine sprach begeistert ihr Lob, der andere schmähte sie als verwerfliches Produkt korrupter Gesinnung. Karl V. soll das Buch als seine Lieblingsschrift bezeichnet haben, Friedrich der Große lehnte es völlig ab und schrieb einen „Antimachiavell“. (Und Mussolini gab es die Anregung zu einer freilich nie vollendeten Doktordissertation!) Es verkündet und rechtfertigt auf Grund der Überzeugung „Der Mensch ist böse“ politische Rücksichtslosigkeit und unbedenkliche Ausnutzung aller Mittel, sei's auch Heuchelei oder Lüge, im Dienste des Willens zur Macht. Das bedeutet also Trennung von Ethik und Politik, Anerkennung des Grundsatzes „Macht geht vor Recht“. — Machiavelli hat außerdem eine Reihe anderer Schriften verfaßt: Eine florentinische Geschichte, ein Buch über das Werk des römischen Geschichtschreibers Livius und eine Abhandlung über die Kriegskunst. Auch auf dem Gebiete der schönen Literatur ist er als Autor hervorgetreten. Zu seinen Lebzeiten waren ihm Anerkennung und Verbannung, Ansehen und Erniedrigung beschieden. Seit dem Jahre 1498 Sekretär der Kanzlei des Zehnerrates in seiner Heimatstadt, wurden ihm einige wichtige Missionen als Diplomaten übertragen. Als 1512 in dem Stadtstaat Florenz die republikanische Verfassung beseitigt wurde und die Mediceer von neuem die Macht erlangten, kam er in den Kerker. Dann lebte er in der Nähe von Florenz ein dürftiges Leben, trat später nochmals ins politische Getriebe ein, starb aber bald darauf, am 22. Juni 1527. Hy.

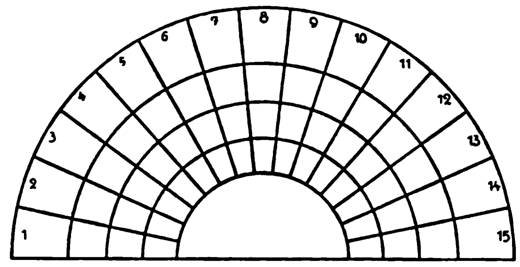
ZUM NACHDENKEN

Fächerrätsel.

Die Buchstaben:

a a a b b c h d d e e e e e e e e e e f g g h i i i i n̄ n n n n n n n n n o o o o o o o p r r r r r r s s s t t t t t u w

sind derart in den nebenstehenden Fächer einzutragen, daß 15 Wörter entstehen, die einen gemeinsamen Endbuchstaben haben. Der Fächerrand von links nach rechts nennt ein altes Fest. Die Wörter bedeuten: 1 Ärztliches Instrument, 2 wüstes Gelage, 3 Fehllos, 4 mythisches Wesen, 5 geographischer Begriff, 6 Gestalt der griechischen Sage, 7 Kleidungsstück, 8 landwirtschaftlicher Begriff, 9 Schmetterling, 10 mythische Königstochter, 11 Zeitabschnitt, 12 Fisch, 13 Teil des Hauses, 14 Reihenfolge, 15 Tugend.



Einschalträtsel.

Oper — After — Rabe — Gebet — Leitung — Naht — Rum — Kompott — Lid — Wage

Durch Einschalten je eines Buchstabens in obige Wörter sind andere Wörter zu bilden. Die eingefügten Buchstaben nennen, aneinandergereiht, einen deutschen Dichter.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nummer 4295.

Schuhpflege auf der Reise. Wer seine Schuhe trägt, wird sie nicht gern der Pflege fremder Personen anvertrauen. Einmalige Behandlung mit einem minderwertigen Präparat, kann gute Schuhe völlig verderben. Wie angenehm ist es daher, daß Erdal Marke Rotfrosch, das allbekannte gute Schuhpflegemittel, nun auch in den verschiedenen Farben als Tubencreme im Handel ist. Und wie einfach ist es, die Tube im Reisenecessaire unterzubringen, wie angenehm und praktisch ist die Handhabung!

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1—7.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4293.

Können Sie gut addieren?: 1. 120 Einzeladditionen. 2. — 3. 16 Fehler. 4. 18 (9+9). 5. 4 Minuten ist eine gute Leistung, 3 Minuten und weniger sehr gut.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Storm, 5 Ode, 7 Tang, 8 Seni, 10 As, 11 Abt, 13 Lei, 15 See, 16 Dante, 19 Tag, 20 Elk, 22 Harem, 25 Leo, 27 Aar, 29 Ob, 30 Amt, 32 Eber, 33 Eule, 34 Ire, 35 Pedro; senkrecht: 2 Toga, 3 Rest, 4 Hase, 6 Unke, 7 Talg, 9 Idee, 12 Bon, 14 Idaho, 15 Selma, 17 Aga, 18 Tee, 21 Aloe, 23 Rom, 24 Erde, 26 Ebbe, 28 Aula, 30 Arie, 31 Teer.

Taurätsel: Das tief und echt Menschliche ist die Grundlage aller Bildung. — (Man liest zuerst das am tiefsten hangende Buchstabenpaar, dann das nächste usw.)

Ergänzungsrätsel: **De**rnburg, O**der**berg, An**der**sen, Wan**der**er, Flan**dern**, Kathe**der**.

Silbenrätsel: 1 Bombardon, 2 Offizier, 3 Erika, 4 Scharlach, 5 Estrade, 6 Scherif, 7 Waterloo, 8 Epistel, 9 Regierung, 10 Kalmit, 11 Midgard, 12 Ute, 13 Sektor, 14 Stickstoff, 15 Ulster, 16 Najade, 17 Triglav, 18 Epidemie, 19 Rondell, 20 Genialität, 21 Evora, 22 Humboldt. — „Böses Werk muß untergehn, Rache folgt der Freveltat!"

Palindrom: Nebelregen — Negerleben.

Rösselsprung: Andern laß den Staub der Straße, / Deinen Geist halt frisch und blank, / Spiegel sei er wie die Meerflut, / Drin die Sonne niedersank. (Scheffel.)

Versteckrätsel: Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, / Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Scherzfragen: Konfitüren, Pantalons, Eisbeutel, Barbiere, Quintessenzen, Sommersprossen, Maulschelle, Schmachtlappen, Krawatte, Orchideen.

Buchstabenkreuz: Teheran, Kreisel, Kirsche.

Dreierlei: Stift.

Entzifferungsaufgabe: Sieh', wenn dein Los dir schwer zu tragen fällt, / Ob's nicht noch größeres Leid gibt in der Welt. — Schlüsselwörter: Löwen, Tisch, Zug, Bär, Adolf.

Dr. Möllers Sanatorium in Dresden-Loschwitz.

Die in dieser Anstalt angewandten systematischen Ernährungskuren in Verbindung mit allen sonstigen bewährten biologischen Heilmethoden sind hervorragend imstande, eine Blutreinigung und Bluterneuerung, kurz, eine völlige Regeneration des kranken Organismus herbeizuführen. Hierbei spielt die berühmte Trockenkur nach Schroth, sei es in strenger, sei es in milder Form, eine Hauptrolle. Diese ist in diesem Sanatorium wissenschaftlich ausgebaut, verbessert und hinsichtlich ihrer Wirkung auf hartnäckige Krankheitsprozesse einzig in ihrer Art, da sie häufig bedeutende Besserung der Gesundheit auch noch in solchen Krankheitsfällen zu bringen vermag, wo andere Methoden versagt haben. Die Nähe der Kunststadt Dresden, die bevorzugte Lage des Sanatoriums in stets reiner und gesunder Höhenluft, seine großen Parkanlagen und modernen Einrichtungen tragen in Verbindung mit den hervorragenden Erfolgen dazu bei, jedes Jahr eine große Zahl von Heilungsuchenden der Anstalt zuzuführen. Über alle Einzelheiten geben die Werbeschriften ausführlich Auskunft.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe. ✶ Fortsetzung auf nächster Seite.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Atlantic. Gegenüber dem Kurhaus und Theater.

Hotel Augustabad. Gutbürgerliches Haus.

Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Drei Könige. Familienhotel mit jedem modernen Komf.

Kurhotel Früh. Das erstklassige u. moderne Höhenhotel.

Hotel Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Holland Hotel. Das erstklassige Familienhotel. Jahresbetrieb.

Pension Luisenhöhe. Großes Haus in schönster Lage.

Hotel Messmer. Haus ersten Ranges gegenüber dem Kurhaus.

Hotel Müller. Nächst Kurhaus. Fließ. Wasser in den Zimmern.

Hotel Regina. Vornehmes Familienhotel mit fließ. Wasser.

Hotel-Restaurant Schweizerhof. Gutbürgerliches Haus.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

St. Blasien

800 m ü. d. M. Klimatischer Jahreskurort. Auskünfte erteilt Städtische Kurverwaltung.

Hotel Hirschen. Gutbürgerliches Haus. Anerkannt gute Küche.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof. Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Ems

heilt Katarrhe, Asthma, Krippefolge, Herz- u. Gefäßerkrankungen. Unterhaltung und Sport aller Art.

Kurhotel Villa Balzer. Neuzeitlich eingerichtet, erstkl. Verpfl.

Hotel Staatl. Kurhaus. Erstes Haus a. Kurgarten, Autogaragen.

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Parkhotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Promenaden-Hotel. In allerbest. Lage, dir. bei d. Kurgarten geleg.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Hotel Kurhaus Rheingold. Feinbürgerl. Kur- u. Passantenhotel.

Kiefers Hotel, Schützenhof und Rhenania. Am Kurpark. Prospekt gratis.

Hotel Vier Jahreszeiten und Europäischer Hof. Familienh. I. R., heiß- u. kaltfl. Wass. in all. Z.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollständ. modernisiert.

Freudenstadt

im Schwarzwald.

Hotel Adler. Vorzügliche Verpflegung. Zimmer m. fließ. Wasser.

Konditorei u. Café Sackmann. Eigene Konditorei. Im Zentrum des Kurlebens.

Wald- u. Kurhotel Stokinger. Feinbürgerliches Haus. Prächtig am Hochwald gelegen.

Schwarzwald-Hotel Waldlust. Das schönstgelegene Hotel im Schwarzwald. Vorzügl. Verpfleg.

Herrenalb

Posthotel. Haus I. Ranges. Großer schattiger Garten.

Kurhotel Sonne. Bekannt für Küche und Keller.

Bad Homburg v. d. H.

Villa Meteor. Familien- und Kurpension. Gute Verpflegung.

Bad Kissingen

Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur und Verkalkung. Kurzeit März-Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.

Kurhaus Villa Altenberg. Gegenüber d. Bädern. erstkl. Verpfl.

Hotel u. Villa Bristol. Vorn. erst. Pens. (i. Rosenviertel) v. 10 M. an.

Hotel Büdel. Gegenüber dem neuerbauten staatl. Kurhausbad.

Villa Elsa. Gut empfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Staatl. Kurhaus-Hotel. Einziges Hotel mit Mineralbädern.

Haus Marquardsen. 3 Minuten von Bädern und Kurgärten.

Hotel Metropol u. Bismarckhaus. Tel. 42. Häuser I. R. m. Gar.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

Palast-Hotel Sanner. Das moderne Haus mit allem Komfort.

Hotel Vier Jahreszeiten u. Kurhaus Parkhotel. Flie. W. 100 B.

Das Weiße Haus, Kurhausstr. 11a. Nahe den Bädern.

Hotel Wittelsbacher Hof. I. R., j. m. Komf. b. mäß. Pr. fl. W. in Z.

Bad Lausick hilft Dir

gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven-, Herz-, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim

Eleonoren-Hospiz. Vornehmes Familienh. Das ganze Jahr geöff.

Bad Pyrmont

Haus Damköhler. Nahe der Trinkquellen u. Kurpark gelegen.

Großes Badehotel Fürstenhof. Garagen, Rest. dir. an Bädern.

Haus Habig. Gutbürgerl. Haus, kurgemäße Verpflegung.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Salzuflen

Hotel Fürstenhof A.-G. Haus allerersten Ranges. Direkt am Kurpark.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma.

Schönwald

Hotel Villa Sommerberg. Altbekanntes Familienhotel.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Triberg

Hotel und Pension Sonne. Das Haus der guten Küche.

Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust. Schönste, ruhigste und staubfreieste Lage.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Hotel- und Badehaus Zwei Böcke. Eigene Thermalquellen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Hotel Pension Bahnhof. Gegenüber Bahnhof und Hauptpost.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle mod. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Pension Schönfeldspitze. Idealer Erholungsaufenthalt.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen

Hotel Drei Mohren. Gutbürgerliches Haus in zentraler Lage.

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Mittenwald

Pension Hoffmann. Bestbekanntes Haus. Sehr schöne Zimmer.

Hotel und Pension Karwendel. Vornehm., erstkl. empfohl. Haus, fließ. Wasser. Pens. ab Mk. 7.—.

Murnau

Café und Konditorei Andreas Herrschmann. Erstklass. Konditoreiwaren. Gemütl. Aufenthalt.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Hotel Dessauer Hof. Behaglich eingerichtet. Gasträume.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Sanatorium Dr. Rosell. In schönster Waldgebirgslage.

Blankenburg am Harz

Hotel Pension Kaiser Wilhelm. Größtes Haus am Platze.

Hotel Weißer Adler. Vornehmstes Haus am Platze.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8—10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Elbingerode

Luftkurort im Brockengebiet, Stat. d. Halberstadt-Blankenburg. Eisenbahn. ständ. Autover. z. Reichsbahnhof Wernigerode. Ausk. d. d. Magistr.

Elend bei Schierke

Witte's Hotel Waldmühle. Gute Unterkunft und Verpflegung.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Fig. Landwirtsch.

Ottobad „Das Seebad i. Harz". Einziges Mineralfreischwimmbad in Deutschland. Eigen. Restaurant.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D-Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Hotel und Kurhaus. Hotel I. Ranges. Neuester Komfort.

Villa Marie. Altbekannt ruhiges, vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Hotel Braunschweiger Hof. Das führende bürgerliche Haus.

Kurhotel Juliushall. Nächst den Bädern, inmitten großen Parkes.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Löhrs-Hotel (am Park). Zimmer v. M. 2.50, Pens. v. M. 7 an. 20 Gar.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Hotel Viktoria. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Bad Lauterberg

Hotel und Pensionshaus Wiesenbekerteich. Ruhige ideale Lage. Großer Gebirgssee.

Bad Sachsa

Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort, Wintersport- u. Winterkurort.

Kurcafé u. Konditorei. Einziges Café am Platze mit groß. Garten.

Hotel Ratskeller. Alte deutsche Zimmer. Gute u. reichl. Verpfl.

Hotel Schröder. Gutbürgerliches Haus. Das ganze Jahr geöffnet.

Berghotel Ravensberg. Pensionshaus mitten im Walde.

Schierke

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hotel Fürst zu Stolberg. Zimmer mit voller bester Verpflegung Mk. 9.—. Eigentümer Georg Schwarz.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Suderode

Grauns Hotel und Pension. Altbekannt gutbürgerliches Haus.

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode

Kurhotel Lindenberg. Beste staubfreie Lage am Walde.

Hotel Weißer Hirsch am Markt. Erstes u. ältestes Haus am Platze.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberbärenburg

Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer.

THÜRINGEN

Eisenach

Der schönste Thüringer Fremdenort am Fuße der weltberühmt. Wartburg. Kurpark. Volle Pens. ab Mk. 6.-.

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.

Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Städt. Hotel Kurhaus.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Inselsberg

Hotel Gotha. Großer Inselsberg. 916 m ü. M. 120 Betten. 12 Garag.

Bad Liebenstein

Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.

Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.

800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Haus in der Sonne. Pension I. R. Zimmer mit fließ. Wasser.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen

bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma. Katarrhe.

Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.

Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Kurverwaltung. 800—1250 m ü. M. Höchstgel. Wintersportpl. Preußens.

Pension Brunhilde. Bestempf. Haus. Direkt im Walde.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Pension Hubertus. Bestempf. Haus. Direkt am Walde.

Pension Villa Most. Schöne staubfreie Lage, großer Garten.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Schweizerhaus. Bestempfohlenes Haus. Zentralheizung.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Pension und Konditorei Concordia. Zentral gelegen.

Dreihaupt's Hotel an der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanstalt für innerliche Krankheiten.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Josephinenhütte. Treffpunkt der vornehmen Welt.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Lucasmühle, altschles. Gaststätte, sehenswerte Bauart.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel zum Zackenfall. Gutbürgerliches Haus. Altdeutsche Bierstube. Zackenfall-Lichtspiele.

Seidorf (Riesengebirge)

Hotel und Pension Hainbergshöh. Im eigenen Wald gelegen.

NORDSEEBÄDER

Norderney

Borkum

Bahnhofshotel. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise.

Köhler's Strandhotel. Pens. ab M. 8.—. Fernsprecher 318, 349.

Wangerooge

Ruhiges Familienbad. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Strandhotel Gerken. Direkt am Strande, das ganze Jahr geöffnet.

Strandhotel Germania. I. R. Tel. 30. Besitzer I. U. Jürgens.

Strandhotel Kaiserhof. I. R. Tel. 2. Besitzer Th. Jürgens.

Strandhotel Monopol. Haus ersten Ranges, am Strande.

Zandvoort (Holland)

Pension De Uitkyk. Fließendes Wasser, direkt am See.

OSTSEEBÄDER

Ahlbeck

Hotel u. Rest. Ahlbecker Hof. Am Strande. Bequ. Bad. v. Haus aus.

Bansin

Das deutsche Familienbad.

Haus Aegier. Christl. Pension. Strandpromenade. Ecke Seestraße.

Haus Kehrwieder. Haus I. Rang. 1 Min. v. Str. Das ganze Jahr geöff.

Hotel Laetitia. Pension I. R. Auto im Hause. Tel. Heringsdorf 473.

Hotel Reichskanzler und Villa Reichshof. Altbekanntes Familienhotel. Fernruf 384.

Pension Runge. Direkt an der Strandprom. Das ganze Jahr geöff.

Binz auf Rügen

Badeprospekte d. d. Kurverwaltung.

Boltenhagen

Prachtvoll idyllisch gelegen. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Kurhaus Großherzog v. Mecklenburg. Prachtvoll im Zentrum.

Pension Ramm. Vornehme Familienpension, beste Verpflegung.

Roloffs Kurhotel. Direkt am Meer. Vorzügliche Verpflegung.

Pension W. Westphal. Gute Familienpension, vorzügl. Küche.

Brunshaupten und Arendsee

Meckl. größte und schönste Zwillingsbäder. Herrliche Waldungen. Alle neuzeitlich. Badeeinrichtungen. 1926: 27000 Kurgäste. Prospekte durch die Badeverwaltung von Brunshaupten und die Badeverwaltung von Arendsee.

Arendsee

Kurhaus mit Sieglinde. Erstklass., dir. v. d. Landungsbrücke.

Auskünfte des Verkehrsvereins Brunshaupten. Fernr. 46. Empfehlenswerte Häuser

in Brunshaupten

Hotel Chr. Kreins. Tel. 26. Autogaragen. (Bitte auf Firma achten.)

Hotel Krone und Pension Alt-Heidelberg. Fernruf 46.

Hotel Lindengarten. Staubfreie Lage. Mäß. Preise, dir. am Wald.

Pension Minerva. Bevorzugte staubfreie Lage am sog. Dreieck.

Hotel und Pension Rheinland. Altbek. Haus dir. am Walde u. See.

Hotel Rusch mit Nebenhäuser Westphalia u. Weidmannsruh'.

Schloßhotel. Beste Lage am Strande. Aller Komfort.

Hotel Westphal. Prachtvolle Lage am Park. Das ganze Jahr geöff.

Graal

Hotel und Fremdenheim Haus Grahl. Bestempfohlene Häuser.

Heringsdorf

Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.

Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

Lübeck

Hotel International. Dem Bahnhof gegenüber, neues Haus.

Sellin auf Rügen

Ostseefreibad und klimatischer Kurort. Prospekte d. d. Kurdirektion.

Hotel Kaiserhof. bestbesuchtes Haus, prachtvoll a. Meer gelegen.

Timmendorfer Strand

Timmendorfer Strand — Niedorf — Scharbeutz — Haffkrug direkte Bahnverbindung. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Travemünde

Vornehmstes Ostseebad, internationaler Flughafen. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Warnemünde

Hotel Pavillon. Volle Pension Mk. 9.50. Badegel. v. Hotel aus.

Hotel Reichshof. Feinbürgerlich. Haus. Gr. schöne Zimm. m. Balk.

Stralendorfs Hotel. Dir. a. Meer u. Strandprom. Winter geöffnet.

Fortsetzung von vorhergehender Seite.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung. Badeeröffnung 18. April.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhaus.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Hotel Post. I. Ranges. Zentral gelegen. Zentralheizung.

Savoy-Hotel, St. Leipzig. Gegenüber dem Kurpark. Pension von 50 Kr. aufwärts.

Spiegl's Hotel Atlantis. Restaurant rituell. Fernsprecher 114.

Karlsbad

Hotel Imperial. Das führende Etablissement am Platze.

Hotel Kroh. Haus I. Ranges. Neben dem Kurhaus und Quellen.

Grand Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bekanntes Café-Restaurant.

Hotel Egerländer. I. Ranges. Bäder und fließendes Wasser.

Hotel Esplanade. Führendes Haus. Alle Zimmer fließendes Wasser.

Palast-Hotel Fürstenhof. Hotel New York. Fließ. Wasser.

Höhencafé und Hotel Rübezahl. Großes Café. Herrl. Höhenl.

Grand-Hotel Klinger. An der Hauptpromenade mit den dazu gehörigen Häusern: **Schloß Miramare und Helvetia.**

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.

Hotel Stern. Erstklassiges Haus. Bekanntes vorzüglich. Restaurant.

Hotel Wagner. Bestbekanntes Haus. Fließendes Wasser.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig, Zentralheizung.

Grand-Hotel „Gasteiner Hof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

Pörtschach am Wörthersee

Europas wärmstes Alpenseebad und klimatischer Kurort. Auskünfte durch die Kurkommission.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotel-Pension Hof Arosa. Erstes vorzügl. geleg. Ferienhaus.

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Hotel Seehof. Bestbekanntes Familien- und Sporthotel.

Kurhaus Surley. Idealer Aufenth.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

Hotel Kurhaus Davos. 250 Betten. 100 Südzimmer.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Stolzenfels. Pension erst. Ranges. Längste Sonnenscheindauer.

Engelberg

Hotel Belvedere-Edelweiss. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Hess. 130 Betten. Bekannt für vorzügliche Küche.

Interlaken

Hotel Beau-Rivage. Letzter Komfort. Ruhige, schöne Lage.

Hotel Schweizer Hof, Bestbekanntes deutsches Familienhotel.

Hotel Weißes Kreuz. Altbekanntes von Deutschen bevorzugtes Familienhotel.

Lausanne

Palace-Beau Site, Familienhotel allerersten Ranges. Im Zentrum.

Lausanne-Ouchy

Beau-Rivage Palace-Hotel. Idealer Aufenthalt.

Savoy-Hotel. Ganz erstklassiges Familienhaus. Groß. Park am See.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Hotel Esplanade. Sitz der Deutschen Delegation der Konferenz.

Hotel Metropol. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Grand Hotel Palace. Erstes u. grösstes Haus mit allem Komfort.

Parkhotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber. Einziges Haus in grossem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Boldt. Bekannt für prima Küche.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel St. Gotthard-Terminus Bestbekanntes Fam. u. Pass. Hotel.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Minerva. Neu renoviert. Prima Küche.

Sanatorium Monte Bré. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Lugano-Gastagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel Beau-Rivage. I. Ranges am See. Fließendes Wasser in allen Zimmern. Prima Küche.

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Montreux

Hotel de Londres. Beliebter Familienaufenthalt für Deutsche.

Montreux-Glion

Grand-Hotel et Righi Vaudvis. Familienhotel I. Ranges.

Parkhotel. Erstklassiges Familienhotel. Vorzügliche Küche.

Hotel Viktoria. Anerkannt vorzügl. Küche.

Montreux-Territet

Hotel Bristol. Herrlich am See gelegen. Moderner Komfort.

St. Moritz

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Savoy-Hotel. Das moderne mittelgroße Familienhotel.

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Tarasp-Vulpera Engadin.

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m ü. d. M. Weltbekannte Mineralquellen mit Engadiner Höhenluft und Sonne.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Atlantica und Hotel Esplanade. Moderner Komfort.

Hotel Auguszt. Wiener Küche. Zentrale Lage, neben Kurpark, Strandbad und Schiffsstation.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Kurhaus Dr. Mahler. Sonnen- und Sportanstalt. Ganzjährig.

Palast-Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Hotel Pension Vittoria. Prachtvolle Lage. Vorzügl. Wiener Küche.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Astoria. Familienhaus in herrlicher Lage mit Park.

Hotel und Pension Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb. Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Esplanade. Im Mittelpunkt des Meraner Kurlebens.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Pension Helvetia. Gutbürgerl. Haus. Mässige Preise.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Grand Hotel u. Meraner Hof. Beste Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Meran-Obermais

Kurhaus Waldpark. Für innere Krankheiten.

Gardone-Riviera

Gardasee

Grand-Hotel. Haus ersten Ranges. Direkt am See.

Malcesine

Hotel Italia. Bäder. Fließendes Wasser.

Grand Hotel Malcesine. Ruhige Lage.

Nervi bei Genua

Hotel Pension Bonera. Erstklassiges Deutsches Haus.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Riva

die Perle des Gardasee. Bade-Saison Mai—Oktober.

Hotel Bellevue. Erstkl. Familienhotel mit jedem mod. Komfort.

Hotel Central. Grosses Kaffee-Restaurant. Garagen.

Hainzls Hotel Seevilla. Altbekannte Familienpension.

Grand-Hotel Riva. Das moderne Haus am Platze.

See- u. Parkhotel. Angenehmster, beliebtester Aufenthalt.

Riviera-Levante, Santa Margherita

27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Hotel Eden, einziges deutsches Familien-Hotel. Fließ. Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.